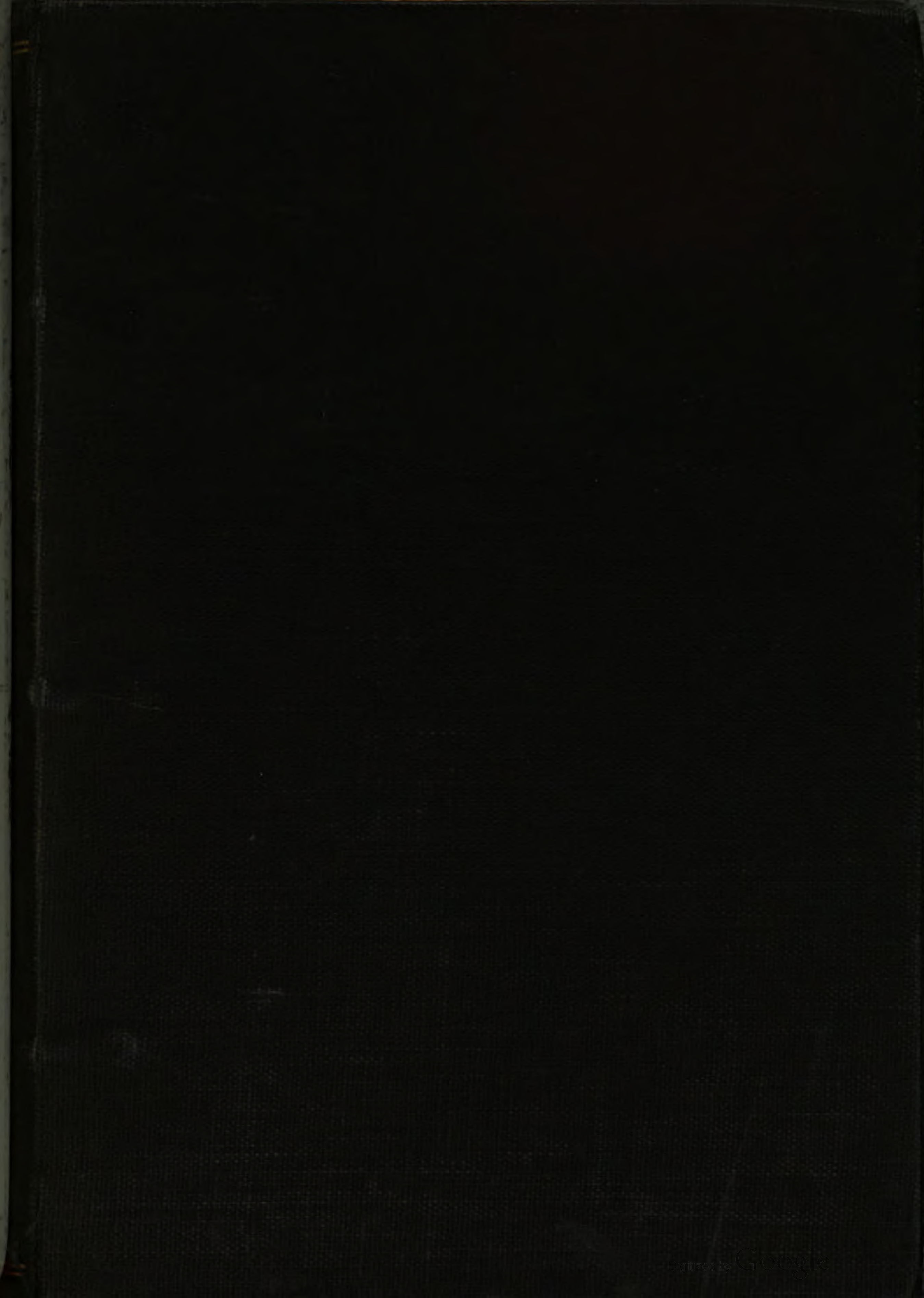





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



51. Jahrgang Oktober 1924

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Für das Ausland 0,38 Dollar (nordamerikanischer Währung) zuzüglich Porto.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geißbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis.

Deutsche Rundschau

Band CCI

(Oktober–November–Dezember 1924)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertundersten Bande (Oktober–Dezember 1924)

Kiderlen-Wächter und die Balkanwirren

Ein Beitrag zur Vorbereitung des Weltkrieges

von

E. v. Massow

Im Oktober des Jahres 1912 wurde ich auf Vorschlag des damaligen Staatssekretärs Herrn v. Kiderlen-Wächter, dessen Lebenserinnerungen vor kurzem durch Professor Jaekh[1]) veröffentlicht wurden, und auf den ich mich, als meinen früheren Gesandten in Rumänien, hin und wieder beziehen werde, auf den Balkan-Kriegsschauplatz entsandt. Seit den Ereignissen des Jahres 1908 war es dort nicht zur Ruhe gekommen. Mit Mühe und Not war es uns gelungen, den russisch-österreichischen Gegensatz zu beschwichtigen, der wegen der bosnischen Okkupation damals schon zu einem europäischen Konflikt zu werden drohte. Unsere Politik der „détente" wurde hingenommen, als Notbehelf, weil damals weder Rußland noch Frankreich fertig gerüstet waren. Englands waren sie nicht unbedingt sicher. Aus dieser Stimmung heraus schuf Rußland im Frühjahr 1912 den Balkanbund. Bei uns sah man in ihm zunächst nur die angestrebte Liquidation des europäischen Besitzstandes der Türkei. Weitergehende Ziele ließen sich vorerst noch nicht erkennen.

Als ich mich von Herrn v. Kiderlen in der Wilhelmstraße verabschiedete, faßte er seine ruhige Beurteilung der Lage in die Worte zusammen: „Mögen die Balkanstaaten tun, was sie nicht lassen können. Hoffentlich schwächen sie sich so, daß wir einige Jahre Ruhe haben. Was in unseren Kräften steht, wird getan, um den Krieg dort zu lokalisieren."

Die militärischen Sachverständigen in Deutschland neigten damals überwiegend der Ansicht zu, daß die besser gerüstete Türkei durch die Balkanheere allein nicht niedergerungen werden könnte. Dieses sagte mir auch Feldmarschall von der Goltz beim Abschied von Berlin. Bis zu einem gewissen Grade sollte das sich bewahrheiten. Nachdem ich kurz vorher drei Jahre Militärattaché bei den Rumänen, Bulgaren und Serben gewesen war und Stärken sowie Schwächen jedes einzelnen einigermaßen zu kennen glaubte, konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Verbündeten bei einheitlicher und richtiger Führung den Großmächten recht unbequem werden könnten. Ich glaubte von vornherein an eine längere Dauer des Feldzuges, weil der Fanatismus auf beiden Seiten sehr groß war — und weil Rußland dahinter stand.

1) Kiderlen-Waechter, als Staatsmann und Mensch, Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Den ersten und recht nachhaltigen Einblick in die politische Atmosphäre gewährte mir eine lange Aussprache mit dem damaligen serbischen Gesandten in Sofia, Herrn Spalaikovitch.[2]) Er bezeichnete mir rund heraus die gegenwärtige Lage als Konsequenz der Ahrenthalschen Balkanpolitik und als Vorspiel für die Generalabrechnung Rußlands mit Österreich. Zunächst sollte sich die Einheitlichkeit des Balkanbundes im Kampf gegen die Türkei erproben. In diesem Kampf sah er keine Schwierigkeiten. Dann folge als Hauptakt des kriegerischen Dramas der Krieg Rußlands gegen Österreich-Ungarn, in dem die Balkanstaaten bereits zur Heeresfolge durch Rußland verpflichtet seien. Deutschland, fuhr er bezeichnenderweise fort, hat die Wahl, Österreich-Ungarn sich selbst zu überlassen oder mit ihm unterzugehen, denn hinter Rußland steht Frankreich und wahrscheinlich auch England. Als prominenter Vertreter der chauvinistischen Richtung erging sich Herr Spalaikovitch weiterhin in haßerfüllten Angriffen auf die das europäische Gleichgewicht bedrohende Ballplatz-Politik. Immer wieder versuchte er zu betonen, daß Deutschland sich die Schlinge um den Hals ziehe, wenn es seinem Verbündeten freie Hand lasse.

Die Offenheit, mit der mir der serbische Staatsmann kurz nach meiner Ankunft auf dem Balkan die Ziele des Balkanbundes enthüllte, war erstaunlich. Ich erklärte sie mir dadurch, daß Herr Spalaikovitch, dem Herrn v. Kiderlens unermüdliche Arbeit für den Weltfrieden aus den vorhergehenden Jahren bekannt war, seine Warnungen durch mich an die Berliner Adresse leiten wollte, um Wien zur Zurückhaltung zu veranlassen. Eine Mobilmachung, auch von Teilen des österreichischen Heeres, hätte die serbische Aktion gegen die Türkei damals paralysiert. Es kann auch sein, daß Herr Spalaikovitch zu denen gehörte, die in Herrn v. Kiderlen einen Gegner Österreichs sahen, weil er als Gesandter in Bukarest und später als Staatssekretär niemals gewillt war, sich durch die Wiener Politik ins Schlepptau nehmen zu lassen.

In der bulgarischen Hauptstadt stand man damals im Zeichen des russischen Bündnisses. Wir Deutschen wurden der einseitigen Stellungnahme für die Türkei geziehen und bekamen das zu fühlen, besonders auch unsere Gesandtschaft.

Im bulgarischen Hauptquartier vor Adrianopel, wohin ich bald abreiste, wurden die Militärbevollmächtigten unter schärfste Kontrolle gestellt. Eine bevorzugte Stellung hatte der Russe, mit dem sich ostentativ der Franzose und der Engländer separierten. Durch die zahlreich erscheinenden Korrespondenten der Entente wurden geflissentlich Märchen verbreitet, bald über die Führung türkischer Truppen durch deutsche Offiziere, bald über Lieferung deutschen Heeresmaterials an die Trükei. Es lag damals schon System in den Lügen!

König Ferdinand von Bulgarien hielt sich vorsichtig zurück. Es unterliegt keinem Zweifel, daß seinen Truppen die Hauptlast des Kampfes an entscheidender Stelle zufiel. Seine Bundesgenossen zogen es vor, die Landesteile zu besetzen, die ihnen nach dem Vertrag zufallen sollten. Besonders vorsichtig operierten die Griechen. Ein einheitliches Oberkommando fehlte; bei entstehenden Streitigkeiten sollte der Zar befragt werden. Aber der Zar war weit entfernt.

Solange als es sich um vereinzelten türkischen Widerstand handelte, ging

2) Während des Weltkrieges serbischer Gesandter in Petersburg. Eifriger Panslawist und Freund des russischen Gesandten Hartwig in Belgrad.

alles gut. Besonders rasch gingen die Bulgaren im östlichen Thrazien bis zur Tschadaldsche-Stellung vor.

Als die Türken jedoch anfingen, in befestigten Feldstellungen die Kraft ihres Widerstandes zum Ausdruck zu bringen, da versagte die Freundschaft der Verbündeten. Niemand wollte Opfer für den anderen bringen — die alte Erscheinung des Koalitionskrieges. Die Türkei hatte im Rückzug aus ihrem europäischen Gebiet große Verluste gehabt, die nicht so schnell zu ersetzen waren. Jetzt begann sich, angesichts der Uneinigkeit der Verbündeten, langsam das Blatt zu wenden. Schlechte Witterung und Krankheit setzten ein, besonders die Cholera forderte viele Opfer.

Zugleich mit dem Waffenstillstand begann im Lager der Verbündeten der Streit um die Beute. Die Mazedonische Frage trat wieder in den Vordergrund. Wie oft schon wurde sie zum Ausgangspunkt von Kämpfen! Dieses Mal verhinderte sie in erster Linie einen europäischen Weltbrand, der im Jahre 1913 schon gekommen wäre, wenn es nach dem Konzept unserer Feinde ging.

In den Verhandlungen um die sogenannte „strittige" Zone Mazedoniens konnte auch der russische Zar seinen Schiedsspruch nicht durchsetzen, weil die bulgarischen Mazedonier nicht serbische Untertanen werden wollten. Widersetzte sich die bulgarische Regierung den Forderungen dieser Stammesgenossen, dann stand eine Revolution in Sofia vor der Tür. Die Lage König Ferdinands war sehr schwierig. Das russenfreundliche Ministerium in Sofia war bereit, den Serben nachzugeben. Da half das Schicksal! Während die Spannung in Sofia ihren Höhepunkt erreichte, begannen automatisch die Kämpfe zwischen den serbischen und bulgarischen Schützengräben — ob auf höhere Weisung, lasse ich dahingestellt. Einer schob die Schuld dem andern zu. Damit vollzog die bulgarische Politik eine entscheidende Wendung: König Ferdinand stellte sich außerhalb des Balkanbundes. Die bulgarischen und serbischen Truppen nahmen nicht, wie es durch Rußland vorgesehen war, die gemeinsame Front gegen Österreich-Ungarn, sondern bekämpften sich im Bruderkrieg zum Entsetzen der panslawistischen Welt. Der Abfall Bulgariens von der „heiligen slawischen Sache" wurde aber noch vollständiger. Das ententistisch eingestellte Ministerium in Sofia wurde durch eine den Mittelmächten freundliche Regierung ersetzt, an deren Spitze W. Radoslawow trat, der in Deutschland studiert hatte und die Mazedonier für sich gewann. Wer damals in Sofia weilte, wird niemals den Eindruck vergessen, den dieser Schritt auf die Vertreter Frankreichs und Rußlands ausübte. Es war eines der diplomatischen Meisterstücke des Königs Ferdinand. Die dem europäischen Frieden drohende Gefahr war noch einmal hinausgeschoben! —

Rußland und mit ihm Frankreich wollten das unzuverlässige Bulgarien bei Teilung der türkischen Beute nicht zu stark werden lassen und sahen in einer möglichst umfassenden Stärkung Serbiens die beste Garantie für den bevorstehenden Kampf der slawischen Staaten gegen die österreichisch-ungarische Monarchie. Das war an sich richtig kalkuliert. Der Faktor, der die Rechnung über den Haufen warf, waren die Mazedonier!

Der sogenannte zweite Balkankrieg im Jahre 1913 verlief für die Bulgaren, die bereits die Hauptlast des vorhergehenden Krieges getragen hatten, unglücklich. Sogar die Türken erschienen auf der Bildfläche, um thrazisches Gebiet zurückzugewinnen. Rußland trieb ein Doppelspiel. Während es in Sofia trotz allem, was geschehen war, seine Treue als slawische Mutter verkündete, hetzte sein Gesandter in Bukarest die beutegierigen Rumänen über die Donau und in die Dobrudscha. Diese Einkreisung war für die Bulgaren

zuviel. Als die Hauptstadt gefährdet war, bot Bulgarien den Frieden an, der ihm große Opfer auferlegte. Dieser Umstand, die schwere Demütigung durch den Bukarester Frieden, war in der Folge entscheidend für Bulgariens Haltung gegenüber der Entente. Mazedonien fiel an Serbien, aber der mazedonische Dolch ruhte nicht, die Irredenta arbeitete weiter. Der ganze Osten hätte von vornherein gegen uns gestanden und unser Bündnis mit der Türkei wäre illusorisch geworden, vielleicht niemals in Erscheinung getreten, wenn man im Frieden von Bukarest den mazedonischen Wünschen Entgegenkommen gezeigt hätte. So arbeitete die Entente für Österreich-Ungarn und uns.

Als ich mich kurz vor Schluß des Jahres 1913 vom Zaren der Bulgaren verabschiedete, sagte er mir: „Dieses Mal galt die Einkreisung mir. Dasselbe Geschick wird, das weiß ich bestimmt, binnen kurzem Ihrem Vaterland bevorstehen. Richtet Euch darauf ein, Ihr werdet nicht nur Frankreich und Rußland, Ihr werdet auch England und die ganze Welt gegen Euch haben, denn Eure Vernichtung ist beschlossen.“ Auf der Heimreise über Bukarest empfing mich wenige Tage später König Carol in seinem Arbeitszimmer, das mir aus der Zeit wohl bekannt war, als ich noch Militärattaché in Rumänien war. Er begründete den ihm persönlich schwer gewordenen Entschluß zum Eingriff in den zweiten Balkankrieg, durch den das Schicksal Bulgariens besiegelt wurde, mit dem Hinweis auf die Schwäche seiner Stellung als konstitutioneller Monarch gegenüber der durch geschickte Propaganda aufgepeitschten Leidenschaft seines Volkes. Viel französisches Geld sei der rumänischen Presse zugeflossen. Die russische Gesandtschaft habe mit allen Mitteln zum Kriege gehetzt. „Wollte ich unter diesen Umständen nicht meine Dynastie gefährden, dann mußte ich dem Drängen der Straße nachgeben und die Ventile öffnen.“

Diese letzten Worte eines vorsichtigen und klugen Staatsmannes auf dem rumänischen Thron gaben mir ebensoviel zu denken, wie die Warnungen des Zaren der Bulgaren. Konnte Deutschland damals noch damit rechnen, daß das rumänische Ministerium, vor dem die Militärkonvention mit uns geheimgehalten wurde, in der Stunde der Gefahr an unserer Seite stand? Alles, was ich durch Freunde aus früherer Zeit in jenen Tagen in Bukarest erfuhr, deutete vielmehr darauf hin, daß die zielbewußt zum europäischen Kriege treibende Minierarbeit der Entente-Staaten dort bereits den Boden unterwühlt hatte. Die rumänische Mentalität hat zu allen Zeiten besonders stark auf französische Beeinflussung reagiert. Damals zogen in bestem Einvernehmen zwei Pferde den rumänischen Wagen in das uns feindliche Lager hinüber, Frankreich und Rußland. Das alternde Königspaar sah die Gefahr, konnte sie aber nicht mehr abwenden. Die rumänische Gesellschaft stellte sich bereits wahrnehmbar auf den kommenden Thronwechsel ein.

Solange Herr v. Kiderlen-Wächter lebte, pflegte ich auf Grund einer mir erteilten Weisung neben der vorgeschriebenen dienstlichen Berichterstattung mit ihm in unmittelbarer Verbindung zu stehen. Ich kannte seinen ernsten Willen, angesichts der politischen Konstellation, die er bei seinem Amtsantritt als Staatssekretär übernommen hatte, den Krieg zu vermeiden, ausgenommen den Fall, daß Deutschlands Ehre engagiert war. Er übersah die Schwächen unserer Stellung zu genau und versprach sich auch von der Möglichkeit eines militärischen Sieges wenig für Deutschlands weitere Entwicklung. Dieses erklärt sein Verhalten gegenüber Frankreich in der Abwicklung der ominösen Marokko-Angelegenheit, einer Erbschaft von seinem Vorgänger. Er wollte unter allen Umständen mit Frankreich fair auseinanderkommen und gönnte den eitlen Galliern lieber einen Prestige-Erfolg als weitere Komplikationen,

die uns ins Unrecht setzen konnten. Ich werde nicht vergessen, wie richtig er bereits vor der Krisis des Jahres 1908 unsere Stellung zur österreichisch-ungarischen Balkanpolitik einschätzte, deren Extratouren er fürchtete, weil sie uns ungewollt in ein schwieriges Fahrwasser bringen konnten — alles in dem Bestreben, den Frieden zu erhalten. So gehörte er auch zu den wenigen, die in Wien vor einer Überspannung des Bogens gegenüber den Serben warnten. Es war klar, daß ihm daraus keine Freunde am Ballplatz erwuchsen; aber die Interessen seines eigenen Vaterlandes standen ihm höher als seine Bewertung durch Bundesgenossen. König Carol von Rumänien sah aus diesem Grunde Herrn v. Kiderlen-Wächter ungern von dem Bukarester Gesandtenposten scheiden, den er volle zehn Jahre erfolgreich bekleidet hatte.

Nach Herrn v. Kiderlen-Wächters Tod, kurz vor Weihnachten 1912, wurde ich auf die militärische Berichterstattung beschränkt.

Der Balkankrieg 1912/13, den ich an früherer Stelle als das geschickt instrumentierte Vorspiel zum europäischen Krieg bezeichnet habe, enttäuschte viele unserer Strategen, die nach bekannten Mustern groß angelegte Operationen und Massenschlachten erwartet hatten. Man vergaß bei uns, daß die eigentlich dauernd auf dem Kriegspfad befindlichen Balkanvölker in den Methoden der Kriegführung erzogen waren, die ihrer Eigenart und den Bedingungen des Kriegsschauplatzes entsprachen. Aus der weiten räumlichen Verteilung der türkischen Postierungen zwischen Adrianopel und Albanien ergab sich von vornherein eine Zersplitterung der Verbündeten. Jeder strebte, möglichst schnell sich der Gebiete zu bemächtigen, die ihm laut Vertrag zufallen sollten und innerhalb dieser Zonen „reinen Tisch“ zu machen. Eine einheitliche Leitung der Verbündeten fehlte; ein jeder mißtraute dem anderen. Die Führung von Truppenverbänden über die Stärke einer bulgarischen Division (= Armeekorps) hinaus wurde von vornherein durch die wenigen verfügbaren Eisenbahnen und die schlechten Wege erschwert. Wo größere Truppenmengen eingesetzt wurden, wie in Thrazien und vor den Festungen, funktionierte der Apparat langsam.

Es ist nicht meine Absicht, in diesem Zusammenhang eine Beschreibung des Krieges zu liefern. Ich halte es aber für notwendig, auf die Nutzanwendungen militärischer Art einzugehen, die wir und auf der anderen Seite unsere Feinde, aus dem Balkankrieg für den kurz darauffolgenden großen Krieg gezogen haben.

In meinen Berichten hob ich als Kardinalpunkt die Tatsache hervor, daß in Bulgarien das ganze dienstfähige Volk zum Waffendienst, und die noch nicht oder nicht mehr Dienstfähigen in rücksichtslosester Weise zum Arbeitsdienst bei der Etappe oder in der Heimat herangezogen wurden. In der Tat bot Bulgarien das vollendete Bild eines Volkes in Waffen. Nur so ließ es sich erreichen, daß Volk und Heer zu einem Begriff wurden. Die Politik war ausgeschlossen, die Presse unter strenger militärischer Kontrolle. Wie sah es damals in Deutschland aus? Die Zahl brauchbarer Rekruten wuchs von Jahr zu Jahr, das Heer stagnierte oder wurde gelegentlich, wenn mühsam die Kosten im Reichstag votiert waren, um geringe Kadres ergänzt. Wir hatten kein Volk in Waffen. Es war klar, daß diese bedauerliche Selbstbeschränkung im Ernstfall zur Selbstvernichtung werden konnte. Deutschland war mitten im Frieden von intensiv rüstenden, feindlich gesinnten Nachbarn umgeben und nützte seine Vollkraft nicht aus. Es war ein Verdienst nicht zum wenigsten unseres Heeres gewesen, daß Deutschland in den Rahmen eines starken Kaiserreiches hineingewachsen war — diese Schöpfung zu erhalten, war unsere

heiligste Pflicht, gegenüber Kindern und Kindeskindern. Was die Bulgaren und Serben durch ihre Volksheere erreichten, durfte uns nicht versagt bleiben. In der Stunde der Gefahr war es zu spät, Heere mit brauchbaren aber ungedienten Mannschaften zu improvisieren.

Dieses Thema stand im Vordergrunde! Unter den zahlreichen Kameraden aus aller Herren Ländern war es vornehmlich der schweizerische Oberst — Division de Loys — der sich mir anschloß und trotz der französischen Abstammung seiner Familie als überzeugter Freund Deutschlands entwickelte. Er sah das Verhängnis Deutschlands, weil von seinen Feinden vorbereitet, mit aller Klarheit voraus und betrachtete es als einen schweren Fehler, daß Deutschland im Gegensatz zu Frankreich falsche Sparsamkeit am Heeresbudget treibe. In mancher Nacht haben wir in unserem thrazischen Dorfquartier diese Unterlassungssünde Deutschlands behandelt, die sich später so furchtbar gerächt hat. Ein Volk, das den Krieg wollte, wie unsere Feinde in der Welt verbreiteten, hätte anders gehandelt. Nächst der mir damals so notwendig erscheinenden Rückkehr zum „Volk in Waffen" wies ich auf eine Reihe militärischer Erfahrungen hin, die sich als für uns wichtig herausgestellt hatten. Sie betrafen die Bedeutung befestigter Feldstellungen, die reichliche Dotierung der Infanterie mit Maschinengewehren und Handgranaten, die Verwendung der schweren Artillerie u. a.

Aus Mitteilungen, die Se. Majestät der Kaiser beim Neujahrsempfang 1913 den kommandierenden Generalen eröffnete, ersah ich, daß man bei uns gewillt war, aus dem Balkankrieg Lehren zu ziehen, ehe es zu spät war. Es bleibt in erster Linie das Verdienst des Generals Ludendorff, daß er den damaligen Chef des Generalstabes der Armee dazu bestimmte, ungesäumt eine umfassende Heeresvorlage einbringen zu lassen. Wir wissen heute, daß in dieser Heeresvorlage auch die Armeekorps vorgesehen waren, die uns im Herbst 1914 in entscheidender Stunde an der Marne fehlten. Unser Generalstab sah richtig. Se. Majestät der Kaiser unterstützte sein berechtigtes Verlangen, wie er überhaupt in Beurteilung militärischer Fragen stets einen weiten Blick bewies. Es begannen Kämpfe zwischen den beteiligten Ressorts, das alte deutsche Übel. General Ludendorff setzte sich mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit ein. Und schließlich kam ein unzureichendes Kompromißgebilde heraus. Das Kriegsministerium behauptete, es fehle an Offizieren und Unteroffizieren, um die vorgeschlagene starke Heeresvermehrung durchzuführen. Es hatte auch andere Gründe. Als wenn im Frieden nicht durchführbar gewesen wäre, was wir ein Jahr später im Kriege in größter Eile erzwingen konnten! Das Parlament war nur allzu willig, auf die Sprödigkeit ministerieller Stellen einzugehen. Ich lasse dahingestellt, ob es bei rücksichtsloser Darstellung der uns drohenden Gefahren durch den Herrn Reichskanzler und den Kriegsminister nicht patriotischer gehandelt hätte. Vielleicht ständen wir heute anders da.

Ich erwähne diese Vorgänge nur deshalb, weil Frankreich uns aus der Tatsache einer Heeresvermehrung einen Strick zu drehen versucht hat. Es behauptet, durch unsere Maßnahmen, die es als Vorbereitung zum Kriege deuten müsse, auch seinerseits zu einer Verstärkung seiner Wehrkraft gezwungen worden zu sein. Bekanntlich führte Frankreich für seine Infanterie wieder die dreijährige Dienstzeit ein und verstärkte erheblich sein Kriegsmaterial.

In der Zeit, als in Paris hierüber verhandelt wurde, führte ich in Sofia mehrere Unterhaltungen mit meinem französischen Kollegen Vicomte de

Mathérel, einem ruhigen, verständigen Generalstabsoffizier, der sich sachlicher Aussprache niemals abgeneigt zeigte. Er sagte mir auf den Kopf zu, daß Frankreich unsere Heeresvermehrung als unverhüllte Drohung auffassen müsse. Meine Erwiderungen gingen dahin, ihm zu beweisen, daß wir nur das nachzuholen gewillt seien, was Frankreich in unerreichter Weise schon lange durchgeführt habe, die Schulung des Volkes durch den Waffendienst. Diese Pflicht der Selbsterhaltung sei das Fundament eines jeden Staates. Uns könne nur der berechtigte Vorwurf treffen, daß wir hierin zu wenig getan haben. Ein starkes Heer sei das beste Bollwerk des Friedens; bei uns bestehe keine Neigung, den Frieden Europas zu stören. —

Es war ein schwerer Fehler, daß wir es 1913 bei einem Torso von Heeresvorlage beließen. Es ist heute zu spät, den Schuldigen nachzugehen. Damals waren wir wohl in der Lage, uns auf einen Krieg an mehreren Fronten so vorzubereiten, daß unsere Feinde es sich ernstlich überlegen mußten, gegen diese Mauer anzurennen. Mehr noch als durch die von Herrn v. Kiderlen-Wächter geschickt eingeleitete, dann aber weniger geschickt weitergeführte europäische détente hätten wir bei vollster Ausnutzung unserer militärischen Kraft den Frieden wahren können.

In Frankreich rechnete man sehr genau. Man erkannte unseren Fehler, der den großzügiger für die Interessen ihres Vaterlandes eintretenden Franzosen niemals untergelaufen wäre. Der Fehler hat uns Unendliches gekostet, er wird vielleicht niemals mehr einzubringen sein. Aber er ist gleichzeitig auch der vollgültigste Beweis dafür, daß Deutschland damals die Nähe der ihm drohenden Gefahr nicht erkannte, daß es in seinem Wohlstand sorglos, um nicht zu sagen verblendet, dahinlebte und seinem guten Stern vertraute. Wie viele bei uns waren des Glaubens, Deutschlands guter Wille, den Frieden zu erhalten, genüge für die Ruhe Europas. Deutsche Sorglosigkeit eines Volkes von Idealisten!

„Was du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück.“

Heimat, Volk und Menschheit[1]

Von

Viktor Geramb

Das sind drei Begriffe, die in unserem Gefühls-, aber auch in unserem öffentlichen Leben eine große Rolle spielen, Begriffe, die der Dichter und der Lehrer, aber auch der Politiker und der Mann der Wirtschaft immer wieder braucht, Begriffe also, die im Schrifttum und in der öffentlichen Rede und — fast hätte ich gesagt leider! — auch in unserer Parteipolitik immer wieder auftauchen.

Man braucht nur Worte wie Heimatkunst, Heimatschutz, völkische Arbeit,

1) Diese Arbeit gibt in gedrängter Kürze einen Vortrag wieder, den der Verfasser als Eröffnungsvortrag der 5. deutschen Schutzbundtagung am 3. Juni 1924 im Festsaale des obersteirischen Benediktinerstiftes Admont gehalten hat.

völkische Politik, Menschheitsgedanke und Menschheitsideal, national und international, völkisch und kosmopolitisch anzuführen, und man hat sogleich einen Überblick über die große Bedeutung, die diese drei Begriffe in unserem Leben besitzen.

Und ich lege Gewicht darauf, daß ich zur eingehenderen Beschäftigung mit ihnen zuerst vom praktischen Leben her, von der Volksbildungs-, von der Heimatschutz- und von der völkischen Schutzarbeit her gelangt bin, und daß die wissenschaftliche Durchdenkung dieser drei Begriffe für mich erst als eine notwendige Folge jener praktischen Arbeit nachgekommen ist.

Die praktische Arbeit zeigte mir vor allem eins: die widerspruchsvolle Unklarheit, die in weitesten Kreisen in der Stellung zu diesen drei „Idealen“ herrscht. Als wir in unserer rein völkischen — alle Parteipolitik beiseite lassenden — Südmarkarbeit die Befestigung des Heimatideals als die Grundlage bezeichneten, auf der wir aufbauen wollten, gab es sofort Geschrei von rechts und links: Die „Völkischen“ warnten vor der Förderung des „Kantönligeistes“, der „Kirchturmpolitik“, der „Eigenbrötelei“, die der deutschen Nation schon soviel geschadet haben und daher bekämpft werden müßten, und die „Menschheitler“ (Internationalen) lehnten nicht nur das „Heimatliche“, sondern auch das „Völkische“ ab, vertraten aber im übrigen die Ansicht, daß Heimat- und Volksgedanke in eins zusammenliefen und daher — von ihrem Standpunkt aus — gemeinsam zu bekämpfen seien.

Andererseits zeigte uns die „Praxis“ wieder ein ganz anderes Bild: Die Pflege heimischer Trachten, Tänze, Lieder, Sitten und Gebräuche, die in der Biedermeierzeit bezeichnenderweise „Nationaltrachten“, „Nationaltänze“, „Nationalgesänge“ und „Nationalbräuche“ benannt wurden, fand ungeteilte, ja begeisterte Zustimmung sowohl bei der rechten, als auch bei der linken Seite. Die ersteren fühlten und sahen, daß aus diesen Dingen wirklich die deutsche „Volkheit“ sprach und durch sie auf die Menge wirkte, und die letzteren spürten auch einen Zauber, der sie wie aus einem verlorenen Kinderland anwehte, und konten sich seiner nicht erwehren. Oft und oft wurde uns nach „Volksliederabenden“, die wir in den großen steirischen Industrieorten den sozialdemokratischen Arbeitermassen veranstalteten, gesagt: „Das war wohl schön, das war so ‚hoamli‘ (= heimatselig).“ Und die vielen, fast nur aus Arbeiterkreisen erwachsenen alpenländischen „Trachtlervereine“ sind, soviel ihnen auch noch an Unvollkommenheit und Unkultur anhaftet, doch ein Beweis dafür, wie stark die Sehnsucht nach dem „Heimatlichen“ auch bei ihnen immer noch lebt.

Diese und viele, viele andere Erfahrungen, die wir hier nicht im Einzelnen anführen können, zeigten uns mit zunehmender Deutlichkeit, daß hier Widersprüche und Unklarheiten bestehen. Es kamen noch andere, bedeutsamere hinzu: die Kärtner Volksabstimmung, mit ihrem großen „völkischen“ Erfolg, war aus der „Heimatliebe“ heraus zu ihrer großen Kraft gekommen. Dagegen suchten die „Separatisten“ im Rheingebiet denselben „Heimatgedanken“ für ihr „unvölkisches“ Treiben auszuwerten. Widersprüche und Unklarheiten also, wohin man nur schaute.

In ihrer ganzen Tiefe wurden uns Goethes mahnende Worte lebendig: „Unklare Begriffe sind immer auf dem Wege, größtes Unheil anzurichten.“

Die Frage, die sich uns aus alledem letzten Endes ergibt, lautet: Sind die drei Begriffe „Heimat, Volk und Menschheit“ innere Gegensätze oder aber sind sie nicht vielmehr Glieder einer geistigen Entwicklungskette?

Um hier Antwort zu bekommen, müssen wir diese drei Ideen einer eingehenderen Betrachtung unterziehen.

Heimat. Das ist die Gegend und das sind die Menschen, das ist also die „Umgebung", die „Umwelt", der „Lebenskreis", aus denen wir hervorgegangen, in denen wir „aufgewachsen" und „jung gewesen" sind. Ein sozialdemokratischer Führer sagte mir einmal bei einer Volksbildungstagung, nachdem ich über den Heimatgedanken gesprochen hatte: „Ja, lieber Herr Doktor, das ist alles sehr schön, aber was wollen sie mit mir tun? Ich hatte keine Heimat! Ich bin im Findelhaus geboren, im Massenquartier aufgewachsen und mit vierzehn Jahren hinter die Maschine gestellt worden. Was soll ich für ein Heimatgefühl haben? Meine Heimat ist die Partei!" —

Ich war nicht so dumm und nicht so roh, als der Mann vielleicht erwartet hatte, ich konnte ihm nicht den in so vielen Bierreden mißbrauchten und mißverstandenen „vaterlandslosen Gesellen" an den Kopf werfen, sondern ich fühlte aus tiefstem Herzen innigstes Mitleid mit ihm und sagte ihm das. Und eine Sekunde lang leuchtete es mich warm aus seinen Augen an. Und nun wußte ich genau, daß zur „Heimat" nicht nur Kirchturm, Wiesen und Felder, sondern eben auch „Menschen" gehören, und zwar liebende Menschen! „Vater", „Mutter", „Kinderstube", das war's, was ihm fehlte, und darum fehlte ihm die Heimat.

Mutter — Vater — Kinderstube — Haus — Gespielen — Kirche — Schulweg — Schule — Burschen — Mädeln — Dorf — Gemeinde — Talschaft ...? — ja! — haben wir da nicht vielleitch schon den Anfang einer solchen seelischen Entwicklungskette vor uns? Den Anfang, dessen Ur- und Keimzelle die „Familie" ist und ewig bleiben wird! Sind die schönen deutschen Worte „Muttersprache" und „Vaterland" nicht von hier ausgegangen?

Sehen wir zu, ob und wie die Kette weitergeht.

Wann wird man sich dieser „Umwelt" bewußt? — Wenn man aus ihr hinaus muß, in die „Fremde". Da kommt dann mit Macht das Heimatgefühl, das sich bis zur Krankheit, bis zum „Heimweh" steigern kann.

Ob dieses „Heimweh" Partei- oder Klassenunterschiede kennt? — Wer im Felde stand, weiß die Antwort: alle, alle — ohne Ausnahme sangen sie: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!"

Ist da nicht in der Tat eine Macht vorhanden, die alle Glieder des Volkes über alle Partei- und Klassengegensätze hinweg zusammenhalten könnte? Und soll diese Macht, schon ihrem Wesen nach, nicht vielmehr denen Gehilfin und Schützerin sein können, die „völkische" Arbeit in unserem Sinne, d. h. Arbeit fürs Volksganze leisten, als denen, die nur für Klassen und Parteien arbeiten?

Ein Bergarbeiter aus dem weststeirischen Kohlendistrikt erzählte meinem Freunde, dem Dichter und Arzt Hans Kloepfer folgendes Erlebnis: „Ich ward in Rußland verwundet und lag allein und abgeschnitten von meinen Leuten, die sich hatten zurückziehen müssen, hilflos an einem Waldrand. In der Nacht hörte ich plötzlich von fernher Stimmen im Wald, die immer näher kamen. Ein eisiger Schreck durchfuhr mich: das sind Kosaken, nun ist es aus mit mir! — Allein auf einmal vernahm ich deutlich die Worte: ‚Af mei Moadi müaß ma uns links umi drahn!'[2]) Da ist's mir so gewesen, als wenn unser Hahn daheim gekräht hätte. Meine Muatasprach! meine Landsleut!"

Heimat — Muttersprache — Landsleut... Da haben wir die Fortsetzung der Kette.

2) Weststeirische Mundart: „Meiner Ansicht nach müssen wir uns links halten." Hans Kloepfer hat die Begebenheit in einem seiner prächtigen Mundartgedichte (erschienen 1924 Graz bei Leuschner & Lubensky) festgehalten.

In der Tat: Aus der Heimat in die Fremde zu müssen, ist noch nicht das ärgste. Schlimmer noch wird die Sache, wenn diese „Fremde" auch sprachlich eine „Fremde" ist! Jeder, der in ein fremdsprachiges Regiment versetzt ward, weiß dies. Man kommt also vom Begriff der Heimat über den des Landsmannes ganz von selbst zu dem des Volksgenossen, des „Volkes".

Volk. Schon die selbstverständliche Natürlichkeit dieser Kette zeigt uns, daß die Begriffe „Heimat" und „Volk" keine Gegensätze sein können, daß es sich vielmehr ihrem Wesen nach lediglich um Stufen auf einer seelischen Treppe handelt.

Diese Tatsache läßt sich noch viel klarer und auch wissenschaftlich dadurch erhärten, daß man zusieht, wie dieselbe Entwicklungskette nicht nur für die Einzelseele, sondern auch für die „Volksseele" Geltung hat.

Auch hier wird von „Vater" und „Mutter" ausgegangen, auch hier fühlten sich zunächst nur diejenigen als „ein Volk", die ihre Abstammung von einem gemeinsamen Stammelternpaar herleiten konnten: die Geschlechtersippen, wie sie in den slawischen Blutsbrüderschaften, in den lateinischen „gentes" = Geschlechter und „Völker", im Wort „Nation" (von „natio" = Geburt u. dgl.) noch heute zum Ausdruck kommen, sind der Ausgang der „Völker". Die Germanen siedelten sich auch nach solchen Sippenverbänden an, und da die Sippenglieder auch im Felde beisammen standen, erhielt das Wort „Volk" dann auch eine militärische Bedeutung; man sprach von „Völkern" und „Fähnlein" in der Schlachtenreihe.

Das blieb so, auch in viel spätere Zeiten hinein, als jene Sippenverbände längst zu großen „Stämmen" (auch dieses Wort deutet auf die gemeinsame Ab-stamm-ung) geworden und ihrem Blute nach längst gemischt waren. Und wenn wir noch heute von „unseren Vätern im Teutoburgerwalde" reden, oder noch heute sagen, „wir sind deutschen Blutes", so klingt diese alte Vorstellung immer noch nach, obwohl wir heute dem Blute und der Rasse nach gewaltig gemischt sind.

Es hat sehr lange gedauert, bis sich die Deutschen aus dem Stammes- zum Volksbewußtsein (im heutigen Sinne der Nation) emporgerungen hatten. Der Weg, den die deutsche Volksseele in dieser Entwicklungskette zurückzulegen hatte, wurde ihr sauer genug. Erst zur Zeit Ottos des Großen, erst um die Jahrtausendwende nach Christus wird zum erstenmal von „Deutschen" gesprochen, nachdem sich bishin die Stämme (Schwaben, Franken, Sachsen, Thüringer, Bayern usw.) ebenso feindselig und fremd gegenübergestanden waren wie etwa Bayern und Slawen, Franken und Awaren.

Ganz wie bei dem Heimatbegriff ward auch das „Innewerden" des gemeinsamen Volkstums erst dann zum lebendigen Ereignis, als man die „Fremde" kennen lernte. Sowie sich die Slawen untereinander als „sloveni" = Redende bezeichneten und von ihren deutschen Nachbarn schieden, mit denen sie eben nicht „reden" konnten und die sie deshalb als „němcy" = Stumme benannten, so erkannten auch die verschiedenen deutschen Stämme, als sie an den Höfen der mittelalterlichen Kaiser die lateinische Gelehrten- und Kirchensprache vernahmen, daß sie demgegenüber eine Einheit bildeten, daß sie „diot-isk" = völkisch, volkstümlich, in Volkssprache, kurz daß sie „deutsch" miteinander reden konnten, daß sie alle zusammen „diutiske" = Deutsche seien.

Die deutsche Nation war sich ihres Volkstums inne geworden, sowie sich der heimwehkranke Soldat seiner Heimat und sowie sich der früher erwähnte

weststeirische Verwundete seiner „Muatasprach“, seiner „Landsmannschaft“ inne ward.

Dieses Innewerden ist von allergrößter Bedeutung für das, was wir heute unter „Volk“ verstehen.[3]) Wir müssen darauf kurz eingehen. Daß ein heutiges großes Kulturvolk, wie etwa das deutsche, mit Rasse und Abstammung allein nicht erklärt werden kann, leuchtet wohl von selbst ein. Man braucht sich nur vor Augen halten, daß jeder Einzelmensch, wenn er nur 300 Jahre zurückrechnet, schon auf über tausend Ahnen kommt, eine Zahl, die sich bei weiterem Zurückgehen lawinenartig vermehrt. Hält man dazu, was in diesen Zeitläuften alles von fremden Rassen und Völkern eingeströmt ist, so ergibt sich von selbst, daß der heutige Volksbegriff mit der alten Rassen- und Blutsverwandtschaft fast nichts mehr zu tun hat. Und doch gibt es „Völker“, und doch unterscheiden sie sich klar und deutlich voneinander! Wie ist das zu erklären?

Zwei Richtungen stehen sich hier — wie in jeder Geisteswissenschaft — schroff gegenüber: eine rationalistische und eine, sagen wir „romantische“. Die erstere hält ein „Volk“ im heutigen Sinne (also „Deutsche“, „Franzosen“, „Engländer“ usw.) für eine mehr oder minder zufällige Zusammenhäufung von Menschen, bei der das Vorherrschen gewisser biologischer Erbmomente, das Klima, die geographischen Verhältnisse, das Wirtschaftsleben und das gemeinsame Schicksal (die „Geschichte“) die entscheidende Rolle spielt. Die letztere geht von der Weltanschauung aus, die Schiller in den Satz geprägt hat: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!“ Bei aller Anerkennung jener von den Rationalisten allein zugegebenen „äußeren“ Wirkungskräfte, legen sie das Hauptgewicht doch nicht auf diese, sondern vielmehr auf eine von innen wirkende „irrationale“ Macht, die sich jener äußeren Faktoren nur als Mittel (wie etwa die Seele des Gehirns) bediene, und die sie mit dem von Goethe geprägtem Worte „Volkheit“ benennen. Sie lehnen daher das „Zufällige“ jener Häufung ab, vertreten vielmehr die Ansicht, daß nicht ein „Zufall“, sondern vielmehr jene „Volkheit“ das Werden der Völker bestimme. Stapel meint z. B., daß ein neues „nordamerikanisches Volk“ nur dann entstehen könne, wenn die dortige Anhäufung verschiedenster Menschen durch klimatische, geographische und rassenbiologische, sowie durch geschichtliche Einwirkungen eine so starke Ausmerzung aller nicht zusammenpassenden Elemente erfahren haben werde, daß die gegebene „Volkheit“ eine ihr entsprechende und von ihr prädestinierte Harmonie, eine „Volkspersonalität“ vorfinden könne. In der Tat zeigt auch die Rassenbiologie, daß nicht jede beliebige Menschenmischung volksbildend ist.

Am entscheidendsten scheint mir für diese Frage aber das tatsächliche Vorhandensein von „Völkerseelen“ zu sein, wie sie Wilhelm Wundt gefaßt hat. Der Einzelmensch kann ein Volk nicht „machen“, er kann nicht einmal eine

3) Aus dem großen und reichen Schrifttum, das sich mit dem Begriff „Volk“ befaßt, seien hier nur einige bedeutende neuere Arbeiten angeführt:

Friedrich Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat, 3. Auflage, München, Oldenburg 1915.

Wilhelm Stapel, Volksbürgerliche Erziehung, 2. Aufl., Hamburg, Fichtegesellschaft 1920 (dagegen polemisiert Wolfgang Schumann im „Kunstwart“ 1924).

Richard Müller-Freienfels, Psychologie des deutschen Menschen, München, C. H. Beck 1922.

Othmar Spann, Was ist deutsch? Eger, Böhmerlandverlag 1923 (mit weiterem Literaturverzeichnis).

Sprache (die doch nur ein Element des Volkstums ist) [4]) „machen". Die Tatsachen von Mythos, Sitte und Sprache, die nur aus der „Gemeinschaft", nicht aus dem Wirken der Einzelmenschen erklärt werden können [5]), sind mir der stärkste Beweis dafür, daß hier eine über dem menschlichen Wollen stehende, also eine „irrationale" Macht am Werke ist, weshalb ich mich in diesem Sinne auch jener „romantischen" Richtung anschließen möchte. Ein Volk wird nicht „gemacht", es „wird", es „wächst", wie der Bienenschwarm, wie das Korallenriff, wie der Wald, es ist nicht Menschenwerk, wie der Staat, es ist ein Teil der „Schöpfung" (W. Stapel).

Sehr fein führt Richard Müller Freienfels (a. a. O. S. 192 f.) aus, wie diese „romantische" Auffassung der Dinge zwar nicht dem rationalistischen Romanen, wohl aber dem Deutschen besonders liege. „Der Deutsche ist wenig geneigt, im „Volke" eine rationale, abgezählte ... Gesellschaft ... zu sehen. Wenn er vom „Volke" redet, so ist ihm das eine irrationale, unendliche Vielheit, die sich rationaler Faßbarkeit entzieht, fast etwas Mystisches." —

Ich möchte hier ein kleines Erlebnis erzählen, daß für diese schwierige Frage recht bezeichnend ist, und das uns auch in unserer Betrachtung weiter führt: Ich saß einmal mit meinem verehrten Freunde, Hofrat Dr. Karl Giannoni in Wien an einem Tisch mit Arbeitern zusammen. Als wir auf völkische Dinge zu sprechen kamen, meinte einer der Arbeiter: „Sag'ns, meine Herren, is das net alls a Schwindel!? Schauns an, mei Vater war a Deutscher und mei Mutter war a Deutsche. I bin a a Deutscher; aber mein Bruder ist schon in seiner Jugend in die Tschechei ausgewandert, hat a Böhmin gheiratet und seine Kinder können kaum mehr deutsch und seine Enkeln sein scho reine Tschechen. Was heißt denn also das, Deutscher oder Tschech? Dös is alls nur a Schwindel!" — Mein Freund sagte ihm darauf: „Sie haben gewiß einmal in der Schule ein Spektrum der Regenbogenfarben gesehen?" Der Arbeiter bejahte. „Nun, da haben Sie wohl auch gesehen, wie z. B. das Rot allmählich in das Gelb und dieses in das Grün übergeht, ohne daß Sie eine scharfe Grenze zwischen Rot und Gelb, zwischen Gelb und Grün hätten ziehen können." — „Ja, das stimmt", meinte der Arbeiter. „Nun sehen Sie," fuhr mein Freund fort, „und es wird Ihnen deswegen, weil die Farben an den Grenzen ineinanderfließen, doch nicht einfallen, zu sagen: das ist alles Schwindel, es gibt überhaupt kein Rot, es gibt überhaupt kein Gelb. Für uns Menschen gibt es eben trotzdem ein Rot und ein Gelb und ein Grün, gibt es eben dennoch ein deutsches, ein tschechisches, ein französisches, ein englisches Volk, und jedes hat seine Art, jedes hat sein „Wesen", so wie das „Rot" und das „Gelb" und das ‚Grün' seine Art und sein Wesen hat." —

Da haben wir meiner Ansicht nach den Schlüssel zur ganzen Frage in der Hand. Auf dieses Wesen, auf dieses Besondere, auf diese „Art" kommt es an. Halten wir das mit dem früher besprochenen „Innewerden" zusammen, dann kommen wir von selbst zu dem Satz, mit dem Othmar Spann den Begriff des modernen Kulturvolkes definiert hat: „Volk ist eine ihrer Eigenart und ihrer Zusammengehörigkeit inne gewordene Lebensgemeinschaft."

Menschheit. Geht die Kette auch zu dieser weiter?

Ich meine: ja!

Schon das Beispiel mit den Regenbogenfarben, schon die Tatsache, daß es Gemeinsamkeiten zwischen den Völkern gibt, schon die Anschauung, die in

4) Die „Sprache" allein macht ein Volkstum nicht aus; das beweisen am besten die Juden, die keine eigene Sprache mehr, wohl aber ein eigenes Volkstum haben.

5) W. Wundt, Probleme der Völkerpsychologie, Leipzig 1911.

der Verschiedenheit der Volksseelen die verschiedenen Auswirkungen einer Schöpferkraft sieht, sprechen dafür.

„Und es ist das ewig Eine
das sich vielfach offenbart,
klein das Große, groß das Kleine,
alles nach der eignen Art."

(Goethe, Gott und Welt.)

Die Frage ist auch hier wieder nur die: Kann der Einzelne, ebenso wie er der Heimat, der Landsmannschaft, des Volkstums inne wird, kann er ebenso auch seiner „Menschheitlichkeit" wirklich inne werden? Ist es nicht vielmehr nur dem Göttlichen gegeben, dort die verschiedenen Schwingungszahlen zu sehen, wo der Mensch nur „Rot" oder „Gelb" sieht? Ist es nicht die dem Menschen gesetzte Bestimmung — wenigstens für uns und eine noch weite Zukunft — eben „nach der eignen Art" zu sein? Ist nicht auch für die Völker, ebenso wie für die einzelnen Erdenkinder immer noch die „Persönlichkeit" das höchste Glück?

Alles ruft uns auf diese Fragen „ja" zu!

Vor allem der seelische Entwicklungsstand der Völker und im besonderen der unseres Volkes!

Mit Recht weist Stapel vor allem darauf hin, daß selbst die entwickeltsten Völker des Altertums den Begriff „Menschheit" noch gar nicht kannten. Sie sprachen von „omnes gentes", von „allen Völkern". „Gehet hin und lehret alle Völker!" heißt es im Evangelium.

Man wird dem das lateinische Wort „Humanitas" entgegenhalten. Allein das heißt nicht „Menschheit", sondern „Menschlichkeit". Es ist eine Eigenschaft, die den einzelnen angeht, nicht eine Kollektivbezeichnung. Wenn wir „Menschlichkeit" predigen, so tun wir das im Hinblick auf das höchste irrationale Wesen, das wir „unsern Vater" nennen, und dem wir uns alle in gemeinsamer „Gotteskindschaft" unterstellt fühlen. Vor ihm sind wir alle gleich, wie auch die Farben ihm nur Schwingungen in verschiedener Zahl sein mögen. Aber vor uns selbst? Wieder gibt uns Goethe (in seinen „Vier Jahreszeiten") eine erlösende Antwort:

Gleich sei keiner dem andern,
doch gleich sei jeder dem Höchsten!
Wie das zu machen?
Es sei jeder vollendet in sich!

In der Tat: hier liegt die einzige Lösung, zu der wir heute in allen diesen Fragen kommen können.

Auf das Innewerden und auf das Pflegen der eigenen Art, auf das „Vollendetsein in sich" kommt es an, wenn wir richtige „völkische", wenn wir richtige „Heimat"-Arbeit, wenn wir wahre „Volksbildung" und wahre „Politik" treiben wollen.

Heimat — Volk — und Menschheit sind keine Gegensätze, sie sind vielmehr eine seelische Entwicklungskette, aber wir stecken — wenn's hoch kommt — noch mitten in der zweiten dieser drei Hauptabsätze.

Wie groß und weit sind immer noch jene Teile unseres Volkes, die über das Heimat- und Landsmannschaftsgefühl nicht hinaus sind! Wie selten wird das „Innewerden" des Volkstums so ganz zum wirklichen Erleben aller, wie es dies etwa im August 1914 war!?

Und das ist gut so! Das deutsche Volk entwickelt sich langsam, aber gründlich, es wird auch langsamer „alt". „Es ist nicht, es wird" (Nietzsche).

Und noch eins: Es darf keine Stufe auf dieser Treppe, es darf kein Ring

in dieser Kette ungestraft übersprungen werden! Nur wer ganz in Familie und Heimat wurzelt, kommt zum ganzen und rechten „Innewerden" der weiteren Stufen. Das sollten sich alle die vor Augen halten, die die breiten Schichten des Volkes ohne tiefe Heimatpflege sogleich zum „Volksbewußtsein" erziehen wollen. Was dabei herauskommt, ist ein aus Zeitungsleitartikeln und „Programmen" angelerntes, papiernes „Deutschtum", das beim ersten scharfen Windstoß zusammenfällt. Wie viele Deutsche redeten im Kriege von uns nur als vom „Österreicher" und wie viele von unseren tapferen Bauern sprachen vom „Deutschen", wie von einem anderen Volke, wenn sie vom reichsdeutschen Soldaten oder Politiker redeten. Nur starkes „Innewerden" der Heimatart führt langsam aber sicher auch bei den breiten Schichten des Volkes zum „Innewerden" der Volksart.

Ich nenne drei Namen: Andreas Hofer, Peter Rosegger, Fürst v. Bismarck. Wie standen die alle drei fest in Elternhaus und Heimat, was waren das alle drei in ihrer ersten Entwicklungszeit für „Heimatmenschen" (Tiroler, Steirer, Preuße)! Und doch „blutete ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz", als der erste vom Korsen erschossen ward, doch wurde der zweite zu einem „Lieblingsdichter des ganzen deutschen Volkes" und der dritte zum großen Heros der Nation!

Und drei andere Namen: Palaestrina, Beethoven, Bruckner. Gewiß sind alle drei über die nationale zur menschheitlichen Größe emporgestiegen. Und dennoch gilt für jeden von ihnen (man kann auch Dante und Goethe und Laotse statt ihrer anführen), dennoch gilt für sie alle das schöne Wort Friedrich Meineckes: „Im Emporsteigen des einzelnen aus der Sphäre der Nation in die Sphäre des nur ihm allein Eigenen liegt oft ein universales, weltbürgerliches Moment, indem die individuellen Güter dem betreffenden als menschliche Güter erscheinen mögen, während sie in Wahrheit doch immer noch ein Stück Wurzelerde der nationalen Sphäre mit sich führen." Ihre Gipfel — aber nur sie — grüßen sich auf den Höhen jener höchsten Stufe unserer Entwicklungstreppe, die dem Göttlichen näher ist, als wir. Aber auch ihre Füße stehen fest am Boden der Heimat, auch ihre Kräfte fließen aus der Volkheit.

Man sieht — die Gegensätze schwinden! Was uns als Widerspruch erscheint, ist in dem großen Schöpfungswerk oft nur Ring und Kette. „Gerade zu der Zeit, als die Deutschen endlich sich selbst als Volk erkannten, siegte die universal-kosmopolitische Idee des Weltreiches römischer Kaiser deutscher Nation. Und umgekehrt: Gerade aus der Zeit, in der das Weltbürgertum in der französischen Revolution seine höchsten Orgien feierte, erwuchs der französische Nationalstaat" (Fr. Meinecke).

„Es kommt wohl anders als du meinst" — das ist alles, was wir Erdenkinder mit Eichendorff dazu sagen können. Nur eines bleibt: die großen, ewigen, ehernen Ringe. Und ein solcher Ring im Kreise des Daseins heißt: Heimat — Volk — Menschheit.

Nur wenigen ganz Großen ist es bis heute vergönnt gewesen, diesen Ring ganz zu durchlaufen. Wir anderen wollen und müssen uns mit den ersten Grundgliedern begnügen. Schmieden wir diese (Familie und Heimat) zu festem Stahl, aber seien wir, die wir um ein Stück weiter sehen dürfen, uns dessen bewußt, daß dies im Hinblicke auf das folgende große Kettenglied, auf das Gesamtvolkstum, geschehe. Dann sind Frevel, wie die im Rheinland, unmöglich, dann haben wir die Gewähr dafür, daß sich auch die breiten Schichten unseres Volkes in ihrer Art entwickeln werden zum sicheren und unerschütterlichen „Innewerden" der Nation. —

Volk

Eine biologische Untersuchung

von

Gertraud Haase-Bessell

Der Mensch denkt kausal. Wenn ein Volk ein Unglück trifft, so wird man dies nicht als einen bloßen Zufall hinnehmen, sondern nach den tieferen Ursachen suchen und suchen müssen. So ist von vielen Seiten nach den Gründen des deutschen Zusammenbruchs geforscht worden, und Prediger aller Art sind aufgestanden, deren Ruf meistens gipfelt in einem: Wandelt euch! Demgegenüber muß aber die Frage aufgeworfen werden: Ist die freiwillige Wandlung eines Volkes überhaupt möglich? Heißt das nicht verlangen, sich am eigenen Zopfe aus dem Sumpfe ziehen, wie weiland Münchhausen? Ist das, was wir erleben, nicht vielmehr der Entwicklungskampf eines Volkes, das sich nicht wandeln, sondern im Gegenteil zu sich selbst kommen will?

Man verstehe mich recht! Ich wandle nicht auf „völkischen" Bahnen, sehe nicht im „nordischen Edelvolk" alles Licht und in anderen Rassen, z. B. den Juden, alles Dunkle. Über den Begriff „Volk" ist eben wenig Klarheit verbreitet, und von den vielen Enthusiasten möchte man die alte Redensart gebrauchen, daß sie es läuten, aber nicht anschlagen hörten. Aber noch von einer anderen Seite droht dem Volksbegriff Gefahr. Die Disziplinen der Naturwissenschaften und der Philosophie suchen neuerdings lebhaft Anschluß aneinander. Leider ist man dabei geneigt, die Grenzen beider zu verwischen. Begriffe, wie „Kulturseele", „Entelechie", sind geeignet, den Tatsachenbegriff „Volk" zu vergewaltigen. Gewiß, man billigt auch von dieser Seite einem Volke körperliche Eigenart zu, läßt die Kultur das Ergebnis sein zwischen einer seelischen (körperlichen!) und einer räumlichen und geistigen Umwelt. Aber meist geht dann im Laufe der Ausführungen das als übergeordnet angenommene Prinzip durch. Demgegenüber soll mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, daß der Begriff „Volk" ein materieller ist. Die „Seele" eines Volkes ist keine mystische Einheit, unräumlichen Impulsen gehorchend, sondern eine Synthese, gebunden an das Wesen ihrer Komponenten realer Natur. Es sei dem Biologen gestattet, näher darauf einzugehen.

Wir wissen heute, daß ebenso wie jeder andere Organismus auch der Mensch keine eigentliche Einheit ist, sondern sein Sein auf eine ganze Reihe

stofflicher Einheiten zurückgeht, die in ihrem Zusammenwirken ein System, den Organismus, bilden. Fallen Glieder weg, so hört eben das System, das wir Mensch nennen, auf zu existieren. Ändern sich die Glieder, werden sie im Laufe des Erbganges ausgewechselt, so ändert sich das Gleichgewicht des Systems. Ich will hier nicht auf die Mechanismen des Erbganges eingehen. Es genügt wohl daran zu erinnern, daß der Mensch ein Doppelwesen von Vater und Mutter her ist, jede Einheit, Gene, wie man sie nennt, also doppelt vertreten, und daß bei den Vorgängen der Geschlechtszellenbildung und der Befruchtung ein weitgehender Austausch ermöglicht ist. Eigentliche Änderungen dieser Komponenten der Erbmasse kommen selten vor, aber der Kombinationsmöglichkeiten sind Legion, auch dann, wenn die Zahl der Einheiten gar keine sehr hohe ist.

Jedes Volk ist ursprünglich das Kreuzungsprodukt verschiedener Rassen. Selbst ein uns so einheitlich erscheinendes Volk, wie die Hottentotten, faßt man jetzt als ein solches auf. Man darf sich diese Sache aber nicht zu naiv vorstellen, etwa so, daß eine gleichmäßige Mischung herauskommt in der Art, wie wenn man zwei Lösungen zusammenschüttet. So las ich kürzlich in einem weitverbreiteten modernen Buch, daß sich im mittelländischen „Mischungsgebiet" die kleine kurzköpfige alpine Rasse mit der großen langköpfigen nordischen sozusagen zusammengemengt hätte. Von solchen Anschauungen muß man sich frei machen, wenn man Blick bekommen will für die Biologie eines Volkes. Wohl ist ein Volk das Produkt vieler Kreuzungen, aber das allein genügt noch nicht. Zu diesem historischen Geschehen, zustandegekommen durch Völkerverschiebungen im großen und kleinen Stil (Sickerungen wirken in gleicher Richtung, nur langsamer), muß noch etwas Zweites hinzukommen: die Naturauslese. Dieses Prinzip lebt nämlich immer noch, so oft man den Darwinismus auch schon tot gesagt hat. Erst hierdurch wird ein gegliederter Organismus, ein Volk, geschaffen. Wird durch ein historisches Ereignis oder durch andere Konstellationen einer Bevölkerung viel fremdes Erbgut zugeführt, so muß notwendigerweise ihr biologisches Gleichgewicht ins Wanken kommen, auch dann, wenn die eingeführten fremden Gene durchaus hochwertig sind. Es bilden sich jetzt unendlich viele neue Kombinationen, und die Naturauslese muß gleichsam wieder von vorne anfangen, im Laufe der Generationen die auszuscheiden, die sich als lebensuntüchtig überhaupt oder unter den gegebenen Verhältnissen erweisen. Es wird einer Folge von Generationen bedürfen, ehe ein neuer Gleichgewichtszustand hergestellt ist nach scharfer Ausmerzung des nicht Passenden. Die Reihe wird um so länger sein müssen, je fremder sich das eingekreuzte Erbgut war. Auch wenn zwei hochwertige Rassen zusammenkommen, muß als Ganzes zunächst einmal etwas Minderwertiges entstehen. Es ist nicht so, daß sich + und + nun einfach addieren.

Wenn in das Kombinationschaos die Naturauslese eingreift, so ist das die empfindliche Periode der neuen Volksbildung, eine Erscheinung, mit der jeder Tier- und Pflanzenzüchter rechnen muß. An dieser Stelle wirkt das geographische Milieu, der Raum, dominierend als Auslesefaktor, aber auch dabei ist immer das Auslesematerial bestimmend. Es ist nicht gleichgültig, ob, wie der Kulturphysiognomiker es nennt, terrestrisch oder marin beanlagte Völker in Frage kommen, d. h. solche, deren Anlagekomplex auf ein gewisses geographisches Milieu eingestellt ist, das man eben als Land und Meer kennzeichnen kann. Aus terrestrisch veranlagten Völkern kann keine „Raumseele" marine schaffen, kommt aber die Veranlagung der Eigenart des Raumes entgegen, so wird die positive Auslese hochziehend, kulminierend wirken. Die

Entwicklung geht dann scharf nach einer Richtung und täuscht eine grundlegende Funktion des Raumes vor.

Natürlich spielt auch die rein körperliche Seite bei der Auslese eine starke Rolle. Man denke daran, daß in tropischen Ländern pigmentarme Kombinationen weitgehend ausgemerzt werden, so daß z. B. in Indien, mit vermutlich starkem Zuzug von nordischem Blut, die blonden Typen doch sehr selten sind. Ebenso dürften in kalten Klimaten die durch die Wärme hochgezogenen Merkmale als existenzerschwerend der negativen Auslese verfallen. Weiter muß noch hervorgehoben werden, daß für endemische Seuchen die zugewanderten Kreuzungselemente noch unausgelesenes Material hinsichtlich der Immunität sind und demzufolge stark dezimiert werden.

So wird noch vieles dazu kommen, in das glatte Gesicht der möglichen Kombinationen die Runen des Schicksals zu zeichnen. Nach einer gewissen Zeit ist ein gewisses Material von Genen vorhanden, welches zahlenmäßig der Summe der eingekreuzten nicht mehr entspricht. Ein neuer Gleichgewichtszustand ist vorhanden. Aber auch das ist noch Rohmaterial. Die Auslese, die sich ja auch auf jene Gene erstreckt, die den geistigen Habitus bestimmen, führt nun erst zu dem, was ein Volk eigentlich erst zu einem Organismus macht, zu einer geschlossenen sozialen Gliederung.

So können Kreuzungen großen Stils zu einem Jungbronnen werden für alternde Völker, aber meistens bleibt es bei der zersetzenden Wirkung. Für beides gibt es ein großes Beispiel. Wir wissen, daß das römische Volk ursprünglich aus einer Rassemischung entstanden ist, deren historische Geschehnisse in den sagenhaften Überlieferungen der Königzeit ihren Niederschlag gefunden haben. Dieses Kreuzungsprodukt wurde in scharfen inneren und äußeren Kämpfen durch Auslese gereinigt, gegliedert, hochgezogen zu der straffen Einheit, die wir als römisches Volk zu bewundern gelernt haben. Aber seine höchste imperialistische Auswirkung geschah zu einem Zeitpunkt, zu welchem sein völkisches Gleichgewicht bereits weitgehend gestört war. An sich hatte die zahlenmäßige Schwäche ja zu einer nur dünnen Überlagerung der unterworfenen bodenständigen Elemente führen können, um so mehr, je weiter der Arm Roms griff. Die weitere Entwicklung, man denke nur an die Proskriptionen, den ungleich verteilten Kriegsdienst, die freiwillige Kinderarmut, sorgte dafür, daß die echten volkbürtigen Römer zahlenmäßig immer mehr zurückgingen, während andererseits ein buntes Völkergemisch in das Herz des Staates strömte. Das war zum Teil hochwertig, so das viele nordische Blut, aber der Bastardierungserfolg war, wie eben nicht anders möglich, ein durchaus negativer, d. h. gar kein Volk für viele Jahrhunderte. Der alte römische Staat ist an zu weitgehender Kreuzung, an seinem Internationalismus gestorben. Man hört vielfach, Rom sei an seiner Sittenlosigkeit zugrunde gegangen. Das heißt ein Symptom mit seiner Ursache verwechseln. Ethische Anlage ist nicht gleichbedeutend mit Sitte. Diese ist ein viel komplizierteres Gebilde, historisch gegründet auf Anlage, Auslese und Tradition, also für jedes Volk durchaus verschieden. Schneiden sich zwei solche Systeme bei weitgehenden Bastardierungen, so fällt der ganze Bau. Das neue Völkergemisch kommt auch in dieser Hinsicht in einen Zustand des Fließens, wo alles und nichts mehr wahr ist, alles relativ, bis der Einzelne, völlig unsicher geworden in seinen Instinkten, überhaupt aufgibt, etwas zu wollen, und sich einem Prinzip in die Arme wirft, welches das für ihn tut: In Rom der Zeitpunkt, wo eine machtvolle Kirche entstand.

* * *

Eine Masse muß sich sozial gliedern, um zu einem Volke, zu einem Volksstaate zu werden. Diese Gliederung stellt man sich allgemein so vor, daß sie über den Ständestaat zum Klassenstaat führt, wobei immer angenommen wird, daß der Klassenstaat die höhere Potenz ist. Für diese Annahme ist kein zureichender Grund vorhanden. Sie ist nur der Ausfluß unserer Denkgewohnheit, für den Lauf der Geschehnisse eine geradlinige Entwicklung anzunehmen, wobei aus Einfachem Differenzierteres entstehen soll. Mir scheint es doch recht schwierig, in den Klassen Differenzierteres gegenüber den Ständen zu sehen. Sie haben doch schon auf den ersten Blick etwas viel Primitiveres an sich. Ich bewerte sie nur als Übergangserscheinung von einer alten verbrauchten zu einer neuen Ständegliederung, und als solche ist ihre Signatur Kampf. Dieser wird schließlich nicht zum Siege einer Klasse über die andere führen, sondern zu einem neuen biologischen Gleichgewicht, welches sich eben in dem neuen Ständestaat ausdrücken wird. Wenn man irgendwo heute eine Klasse ausrottete, was man ja in Rußland mit so weitgehendem Erfolge versucht hat, so wäre damit der Kampf nicht abgeschlossen. Er müßte innerhalb der siegenden von vorne beginnen. Die Klassen von heute haben nur eine verschwommene biologische Eigenart und können darum nichts Dauerndes sein, während der Begriff „Stand“ sich ohne die biologische Komponente überhaupt nicht hinreichend definieren läßt. Das hat mit genialem Blick schon der Staatsrechtler Schmoller erkannt, zu einer Zeit, da ihm die wissenschaftlichen Grundlagen dafür noch gar nicht zur Verfügung standen. Stand ist Beruf im weitesten Sinne, verbunden mit Tradition. Zu einem Berufe gehört eine spezifische Eignung, die nicht gelernt werden kann, sondern durch angeborenen Genebesitz bestimmt wird. Tradition ist die Nachwirkung dieser Eignung über die Einzelpersönlichkeit hinaus. Der Einzelne muß sie erlernen und erleben durch bewußte Schulung und unbewußte Kinderstube.

Man hört heute vielfach den Ruf: Freie Bahn dem Tüchtigen! Man stellt sich dabei vor, daß „aus den Tiefen des Volkstums“ (Phrasen haben ein langes Leben!) die Begabungen wie Blasen emporsteigen und es nur darauf ankomme, sie in ein richtiges Milieu zu bringen. Dabei übersieht man den biologischen Untergrund der Begabungen und die Tatsache, daß die betreffenden Gene auf dem Erbweg weitergegeben werden. Dieses Eigentum läßt sich nicht sozialisieren! Die für einen bestimmten Beruf charakteristischen Gene schwirren nicht so von ungefähr im ganzen Volke herum, sondern die Nachkommen eines nach dieser Seite hin begabten Menschen haben eine größere Wahrscheinlichkeit diese Begabung zu erhalten als irgendein anderer aus dem Volksdurchschnitt, gleichviel in welche Horizontale man ihn legt. Erbliche Begabung ausgeprägter Art wird mit der Zeit immer dazu führen, daß sich ein Stand bildet, der verwandtschaftlich vielfach zusammenhängt, wenn man will, eine Kaste. Man darf vor dem Worte „Kaste“ nicht erschrecken. Es ist in Mißkredit gekommen einmal durch die Übertreibung des Prinzips, die z. B. in Indien zu einer Versteinerung geführt hat, dann durch den gefühlsmäßigen Beigeschmack, den er für den „Proletarier“ hat, der sich dank eingeprägter Schlagworte darunter eine gegensätzliche kapitalistische Herrenschicht vorstellt. Ein Stand muß plastisch bleiben. Er wird nur so lange gesund, d. h. im lebendigen Zusammenhang mit dem Volksganzen sein, als ihm immer neues Blut zugeführt wird durch den Anschluß zufälliger, d. h. noch nicht eingefangener Begabungen. Aber diese schließen sich ihm an, dank ihrer ähnlichen Begabung, und tragen nun ihrerseits wieder zur Konsolidierung des Standes bei, wenn sie sich ihm auch durch Familienverbindungen anschließen.

was erfahrungsgemäß häufig geschieht. Allerdings, zu große Inzucht bringt die Gefahr mit sich, daß die notwendig auftauchenden minderen Kombinationen nicht genügend abgestoßen werden, eine Gefahr, welcher der Adel in früheren Zeiten erlegen ist. Hierdurch wird der Stand verwässert. Aber eine Begabung, die außerhalb ihres Standes heiratet, setzt wiederum die Begabung ihrer Kinder einer Verwässerung aus. Es hat seinen guten Grund, daß gerade bei den straffen Völkern die Eheschließung unserem Empfinden nach zu viel Familiensache war. Der Anschluß an einen sozial höheren Stand, der gesunde Aufstieg und Stoffwechsel zwischen den Ständen wird im großen ganzen nicht durch den Einzelnen, sondern durch ganze Familien erfolgen müssen. Um eine Reihe anzudeuten: gelernter Arbeiter, Werkmeister, Lehrer, Pastor. Der Aufstieg folgt dem geringsten wirtschaftlichen Widerstand und ist auch in Lebenshaltung und Tradition gleitend, was auch hinsichtlich der jeweils standesgemäßen Heiraten der Fall sein muß, die ihrerseits zur Konsolidierung der höherwertigen Erbmasse eben beitragen müssen. Bei meteorhaft aus dem Volke auftauchenden bedeutenden Erscheinungen hört man dagegen sehr selten, daß die Nachkommenschaft die erreichte Standeshöhe hält. „Der Vater erwirbt's, der Sohn erhält's, der Enkel vertut's" heißt eine volkstümliche Redensart. Der Neureiche von heute ist nicht der Mittelstand von morgen.

Die Neigung, sich untereinander zu versippen, gilt auch von einem Stand, der sich eigentlich wie eine Parodie eines solchen ausnimmt, nämlich für den der Minderwertigen. Er erfüllt aber alle Voraussetzungen, ist biologisch durchaus fest gegründet und auch geeint durch Tradition. Ich sagte schon oben, daß der Mensch ein System von Einheiten ist, die zu einer höheren synthetisiert sind, wobei die einzelnen Gene eine weitgehende Unabhängigkeit haben, soweit sie sich dem System fügen. Tun sie das nicht, so liegt eben der Mensch unter der Grenze dessen, was wir angepaßt nennen, ist existenzunfähig und wird ausgemerzt. Individuen, die an der Grenze dieses Angepaßtseins liegen, schleppt aber jedes Volk mit sich herum, man schätzt bis zu einem Prozentsatz von 10. Diese Minderwertigkeit kann sich körperlich, geistig oder moralisch zeigen, im letzten Grunde ist sie immer biologisch begründet und den Erbgesetzen unterworfen. Wenn die Minderwertigen im höheren Grade der Auslese verfallen, so weisen sie andererseits eine hohe Fortpflanzungsziffer auf, und immer sickert ihnen neuer Abfall zu. Auf die Dauer sinken solche Familien natürlich auf den Boden des Volkstums, und das durch ihre Eigenart geschaffene Milieu verschlimmert rückwirkend ihre Lage. Auch hier wird die vorhandene Erbmasse durch häufige geschlechtliche Verbindungen gefestigt. Es ergibt sich von selbst, daß sie eine große Gefahr für die Volksgesundheit darstellen, um so mehr, wenn ihrer starken eine verlangsamte Vermehrung der übrigen Stände entgegensteht. Doch ist hier nicht der Ort, diesen großen Fragenkomplex anzuschneiden.

Die übrigen Stände wird man ihrer Wertigkeit nach kaum in eine Stufenleiter bringen können. Immerhin gilt, daß für gewisse Berufe eine Häufung hochwertiger Anlagen notwendig ist, so daß ihre soziale Höherwertung durchaus berechtigt ist. Wenn die Wertung im ganzen vage ist, so kann man doch ohne Übertreibung sagen, daß unterhalb des gelernten Arbeiterstandes die hochwertigen Kombinationen der biologischen Einheiten jeder Art seltener werden. Unterhalb dieser Grenze wird darum auch die Standesausprägung unschärfer, die Nivellierung beginnt, das „Proletariat", denn das sind für mich die ständig Wurzellosen. Es ist klar, daß das Schicksal das System der Stände eines Volkes nie starr werden läßt. Einige werden vertrocknen,

andere hypertrophieren, neue sich einschieben. Es gibt Zeiten, wo dieser Prozeß besonders lebhaft ist und einige Stände bis auf wenige Reste eingeschmolzen werden, wie der Handwerkerstand im vorigen Jahrhundert. Zu dem Proletariat der Wurzellosen kommt dann das der Entwurzelten und bildet eine Art Mutterlauge, aus der neue Differenzierungen sich auskristallisieren müssen. Das ist die Zeit des Klassenstaates, wie ich oben ausführte, die Zeit der inneren Volkskämpfe, in welcher das Entwurzelte eine neue, ihm entsprechende Form sucht. Wir stehen in einer solchen Zeit, und die Ereignisse der letzten zehn Jahre haben den Prozeß verschärft. Den neuen Formen, die werden wollen, steht aber nur das alte Material zur Verfügung, und von dessen Reichtum oder Armut wird es abhängen, ob ein Volk aufsteigt oder hoffnungslos „altert". Hier steht als Gefahr, die in ihrer ganzen Drohung noch gar nicht genug gewürdigt wird, die gewollte Kinderarmut gerade der kulturtragenden Schichten. Ein an hochwertigen Genen verarmtes Volk wird als unplastisch geworden der Völkerauslese verfallen. Das ist neben der Einkreuzung fremden Erbguts die wahre Ursache des Völkersterbens. Auf diese Dinge kommt es an, nicht darauf, ob ein Volk ein „Alter" von soundsoviel hundert Jahren erreicht hat.

* * *

Auch wir Deutschen sind ein Rassegemisch. Wir sind nicht d e r nordische Edelmensch, verunreinigt durch einige beklagenswerte Vermischungen. So stolz wir auf unser nordisches Erbgut sein können, auch anderes Hochwertige ist uns zugeflossen, und aus allen zusammen hat sich das deutsche Volk aufgebaut im geschichtlichen Werden. Baut sich noch auf, denn der Prozeß ist nicht abgeschlossen, das sehen wir alle Tage. Wir sind kein fertiges Volk, befinden uns dazu in der kritischen Periode der Ständeumwertung. Aber noch steht uns innerer Reichtum zur Verfügung, noch steht unser Volk jung und plastisch den Verhältnissen gegenüber. So steht uns die Zukunft offen, wenn es gelingt, unseren weiteren Entwicklungsprozeß zu schützen vor der Verarmung am besten Erbgut durch gewollte Kinderarmut und durch neue fremde Beimischungen, auch wenn sie uns hochwertig zufließen sollten, weil sie uns fremd sind und unser Werden aufhalten und fälschen.

Das gilt besonders für den Zuzug vom Osten, der sich im letzten Jahrzehnt geltend gemacht hat. Vor diesem Osten sollen wir uns hüten, aber Furcht brauchen wir nicht vor ihm zu haben. Man beuge sich doch nicht vor Schlagworten, die jetzt umgehen, von dem Ablauf der Kulturen nach innewohnenden Zeitgesetzen, wonach „in Jahrzehnten oder einer weit kürzeren Zeitspanne die russische Kultur die norddeutsche Tiefebene überbrandet", wogegen „ein offener, gewaltsamer oder heimlicher Widerstand hoffnungslos sei" (von Boeckmann: Vom Kulturreich des Meeres). Solche Gesetze gibt es nicht. Die Russen sind ein Volk im Werden, wie wir. Aber auch sie stehen in einer kritischen Periode. Stadt und Land gehen in ihrer Entwicklung auseinander, und die Ständeeinschmelzung ist zu einer Katastrophe geworden, die um so schicksalhafter ist, als durch sie der größte Teil gerade des besten Erbguts vernichtet oder ausgeschieden wurde. Aber auch die bolschewistische Gesellschaft muß im Laufe der Zeiten wieder zu einer neuen Ständebildung schreiten, und das biologisch verarmte Volk wird sich da vieler Möglichkeiten beraubt sehen, die es früher hatte, und auf der seine „Jugend", seine Expansionsfähigkeit be-

ruhte. Der Raum meistert nicht ein Volk, sondern ein Volk meistert den Raum. Noch hat das deutsche Volk mindestens dieselbe Aussicht, einen neuen Kulturkondensationspunkt zu bilden wie das russische.

* * *

Ich bin auf meinen Ausgangspunkt zurückgekommen. Deutschland soll sich nicht „wandeln"! Die Losung seiner Zukunft heißt einfach und inhaltsschwer: Werde, was du bist!

Der Einsiedel und sein Birnbaum

Legendäre Novelle

von

Hans Franck

In einem Walde bei Groddek am Südrand der Tucheler Heide — heute gehörig zum Kreise Schwetz — lebte zu der Zeit, als die Mehrzahl der Preußen mit dem Schwert zum Christentum hinübergehauen war, ein eisbärtiger Einsiedel. Voll Abscheu hatte er das Kloster Kommerau an seinem fünfzigsten Namenstage verlassen. Denn dessen Insassen — einst armutgewappnete Streiter für die Sache Gottes — waren nach und nach dem Wohlleben verfallen. Bei buntfarbigen weltlichen Liedern erholten sie sich von der Eintönigkeit der Bußgesänge. Um nicht von den gellenden Rufen des Mettenglöckleins aus dem Morgenschlaf unsanft herausgerissen zu werden, zogen sie es mehrmals in der Woche vor, die Nacht mit Hilfe der Becher — des durchsichtig dünnwandigen für den Wein, des undurchsichtig dickwandigen für die Würfel — wachend hinter sich zu bringen. Als dann gar noch Nonnen die Erlaubnis erhielten, in das Kloster einzuziehen, gingen dem Pater Laurentius — so hieß der Einsiedel in seinem ersten Leben — die Augen auf. Er arbeitete sich im Laufe eines Monats aus dem Kommerauer Sündensumpf heraus. Da er wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlte, atmete er siebenmal so tief auf, wie er nur irgend es vermochte, sah rundum in die wartende Weite und beschloß: an seinem Teil ernst zu machen mit den Gelübden des Gottesgehorsams, der Keuschheit und der Armut. Wortwörtlich ernst!

Der Pater Laurentius verließ also, Einsiedel zu werden, an einem Septembermorgen das Kloster Kommerau. Nur das Notwendigste nahm er auf dem Wege aus seinem ersten Leben in sein zweites Leben mit sich. Es war immerhin ein so dickbauchiges Bündel, was er als notwendig gekrümmten Rückens Stund und Stunde schleppte, daß der Schweiß über sein glattes gerötetes Gesicht lief und auf den Boden tropfte. Mehr als die ermüdende Mühe und die heillose Hitze bekümmerte den Davonwandernden, daß er nur mit Aufbietung aller Kräfte dann und wann einmal über sich zu blicken vermochte. Sehr bald war in ihm kein Zweifel mehr: Was ihn zwang, unter sich auf die staubige Erde zu stieren, wenn es ihn verlangte, hinauf in Gottes blauen

Himmel zu schauen, das galt es von sich abzutun! Um so mehr, da es — genauer betrachtet — in seinem neuen Dasein ganz und gar nicht notwendig war. Er begann daher, von den Habseligkeiten, die er mit sich schleppte, an Menschen, die seinen Wanderweg säumten, zu verschenken: ein Paar Stiefel, ein — zwei — drei Hemden, einen Trinkbecher, die Sandalen an seinen Füßen, einen zinnernen Teller, sein schwarzes Käppchen, zwei Löffel und manches andere mehr.

Um so verwunderlicher war es, daß der werdende Einsiedel das Unnotwendigste von allem, was er bei sich trug, nicht hergab. Er hielt nämlich in seinen Händen einen jungen Birnbaumstamm. Den hatte ihm sein Zellengenosse Pater Filuzius, als er das Tor der Mauer durchschritt, die das Kloster Kommerau nur scheinbar von der Welt abtrennte, zum Gedenken geschenkt. Anfangs suchte der Stück um Stück sein früheres Leben Abstreifende sich die Unentbehrbarkeit dieses Besitztums zu erweisen. Er brauchte das Birnbäumchen als Stecken auf seinem Weg! Drei-, viermal setzte er es mit der Wurzel auf die Erde nieder und gab sich den Anschein, daß er an dem schwanken Stämmlein eine Stütze habe. Dann holte er es hastig zu sich herauf, prüfte, ob er ihm wehgetan, und ließ von seiner Torheit ab. Stütze? Jeder Haselstecken, den er sich aus einer Hecke hieb, machte ihm seinen Weg leichter. Aber: ihm war mit dem Birnbäumchen ein lebendiges Wesen anvertraut! Das hatte er zu hüten und zu hegen! Wohl. Indessen — so oft und sorgsam er auch die Mooshülle und den Wurzelballen netzte — war es nicht doch gewisser, daß sein Birnbäumchen am Leben blieb, wenn er es in den ersten besten Bauerngarten pflanzte? Vielleicht. Jedoch: er bedurfte seiner Früchte in der Einsamkeit zur Nahrung! Gehörten Birnen in der Tat zu des Leibes Notdurft? Gleichviel. Das Birnbäumchen gab er nicht aus seinen Händen!

Wohl aber schenkte der Einsiedel, als er auf einer Lichtung des Waldes bei Groddek aus Stämmen und Buschwerk, aus Erde und Moos seine Hütte gebaut hatte, nach und nach fort, was er noch am Schluß seiner Wanderung für völlig unentbehrlich gehalten hatte. Er gab seinen Spaten einem Tagelöhner. Zwei Schaufeln trug der Mensch Tag und Nacht mit sich herum. Wozu benötigte er eine dritte aus Holz und Eisen? Er bereitete einem Waldarbeiter die glücklichsten Tage seines Lebens, als er ihm dadurch zu einer eigenen Axt verhalf, daß er die seine ihm für immer in die Hand legte. Er bedurfte ihrer nicht. Was er des Winters an Holz brauchte, ließ sich sammeln, brechen. Und wenn eines Tages dazu seine Kräfte nicht mehr reichten — soviel trockene Tannenzapfen lagen im Wald, daß Dörfer damit ihre Stuben wärmen konnten. Den letzten irdenen Napf gab er einem flachshaarigen Mädelchen, als er gesehen hatte, daß ein Hütejunge sich die Milch ins Maul melkte. Warum hielt er Brevier und Skapulier bei sich zurück? Mit diesem konnte eine Mutter ihr müdes Kind abends zudecken. Die Gebete und Gottesworte aber, zu denen er verpflichtet war, wußte er seit Jahr und Tag auswendig.

Schließlich besaß der Einsiedel außer seiner Hütte nur noch drei Dinge: einen Feuerstein, daß er des Winters nicht fror — seine Kutte, da er seinen sündigen Leib menschlichen Blicken nicht bloßstellen durfte, eine Ziege, denn der Versuch, von den Waldwurzeln, Nüssen und Beeren allein zu leben, war, wie eine Krankheit erwies, fehlgeschlagen, er jedoch hatte nicht das Recht, seinem Leben willentlich Abtrag zu tun — drei Dinge . . . Und den Birnbaum! Denn noch ehe er den ersten Schlag zu seiner Hütte tat, hatte er das Stämmchen auf der Waldlichtung eingepflanzt. Das hatte ihm seine sorgsame Liebe im Frühling durch Ergrünen gedankt. Und war im Laufe der Jahr-

zehnte zu einem mächtigen Baum geworden, der ihn Herbst für Herbst mit leckeren Früchten überschüttete.

Aber der Birnbaum war nicht nur die größte Freude, er war zugleich auch der größte Kummer des Einsiedels. Alljährlich brachte er ihm, als ob der Teufel ihn neben seine Hütte gepflanzt hätte, wüste Wochen der Anfechtung und des Ärgers. Die Bengel im Dorf hatten es sehr bald herausgeschmeckt, daß es in ganz Groddek keinen Birnbaum gab, dessen Früchte so saftig und so zart mundeten als die, welche der Klostergartenzögling von Jahr zu Jahr reichlicher trug. Kaum leuchtete es zwischen seinen blaugrünen Blättern hier und da gelblich auf, schon begannen bei Tag — bei Nacht, im Morgengrauen — im Abenddämmer die Diebesfahrten. Der Einsiedel mochte betteln, drohen, mochte in seiner Hütte, im Freien schlafen, mochte den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tag machen, immerfort hing, wenn er es nicht vermutete, ein kletternder Klumpen, der sich Mensch nannte, in den Ästen seines Birnbaums, schmauste, steckte sich die Taschen voll, warf dem Aufpasser herunter. Die Unverschämtesten kamen mit Körben und Säcken. Eines Morgens, als der Schlaf ihn nach nächtelangem Wachen doch überfallen und niedergemacht hatte, vermeinte der Einsiedel, da er sich endlich wieder hochriß, Räder davonrasen zu hören. Die von Karren? Oder war gar ein Dieb mit Pferd und Wagen angerückt? Er fand keine Antwort auf diese Frage. Denn als er zum nächsten Weg gerannt war, konnte er nichts Verdächtiges erblicken.

Nun trug der Birnbaum zwar bald so reichlich Frucht, daß der Einsiedel sehr wohl, ohne im Herbst an Frischobst, im Winter an Dörrobst Mangel leiden zu müssen, einen Teil seines Ertrages missen konnte. Was ihn bekümmerte, war ja auch nicht die Minderung seines Besitzes. Er hatte ein Zehntel, ein Fünftel, die Hälfte der Birnen dem Dorfältesten von Groddek zur Verfügung gestellt, daß er sie unter die Jugend rechtmäßig verteile. War dann freilich im vierten Jahr, da er auch so keine Ruhe fand — denn die gemausten Birnen schmeckten den Bengeln offenbar besser als die geschenkten —, von der freiwilligen Teilung zurückgekommen. Wahrlich, die Hingabe seines Eigentums tat ihm nicht weh. Aber: wie richteten die rohen Buben alljährlich seinen Birnbaum zu! Blätter, Zweige, Äste lagen während der Diebeswochen in einer Dichte auf dem Boden, daß ihm tagtäglich, wenn er sie aufhob, das Herz blutete. Und dann: wozu hatte Gott der Herr das siebente Gebot gegeben? Was war Gutes von einem Geschlecht zu erwarten, das nicht in seiner Jugend lernte, Mein und Dein zu unterscheiden?

Von Jahr zu Jahr sah der Einsiedel dem Herbst mit größerer Sorge entgegen. Er ertappte sich darüber, daß er — einen Knittel in der Rechten — mit wutverzerrtem Gesicht aus seiner Hütte stürzte. Ja, eines Tages, als der gottvergessenste Dorfbalg drei Morgen hintereinander in den Ästen des Birnbaums hing, hob er einen kindskopfgroßen Stein auf, packte ihn mit beiden Händen und warf ihn in das Gezweig, daß es krachte und splitterte. Nur die Gnade des Ewigen verhinderte, daß er den Dieb traf. Denn sonst wäre er wider Willen zum Mörder geworden. Stunden kamen, darin der Einsiedel den Augenblick verfluchte, in welchem ihm der Pater Filuzius am Klostertor zu Kommerau das Birnbaumstämmchen als Gruß seines ersten Lebens an das zweite Leben mitgegeben hatte. Einmal machte der Einsiedel sich auf, von dem Waldarbeiter für einen Tag seine Axt zurückzuerbitten, um damit den Baum der Anfechtung abzuhacken. Aber auf halbem Wege kehrte er um. Alles hatte er dahingegeben. War es noch nicht genug, so wollte er den Feuerstein fortwerfen und die Hilfe der Flamme beim Kampf gegen die Kälte ent-

behren, wollte er die Ziege fortschenken und noch einmal ohne Milch sich zu sättigen suchen. Den Birnbaum gab er nicht!

So gingen zwanzig Jahre hin, in denen der Einsiedel außerhalb der Welt lebte und doch Herbst für Herbst, um seiner Birnen willen, mit ihr einen Strauß zu bestehen hatte, hartnäckiger, wechselvoller, unausweichlicher als mancher, der mitten im Weltgewoge steht. Wieder bog sich der Baum unter der Last seiner süßen Früchte. Wieder stand der Einsiedel Tag und Nacht auf der Wacht, ihn gegen Räubereien zu schützen.

Da kam eines Abends der Herr Jesus des Weges daher. Er hatte sich aufgemacht, um — unerkannt — selber nachzusehen, wie tief sein Wort in die Herzen der Preußen eingedrungen war. Denn mehr als einmal hatte man ihm die Botschaft gebracht, daß ein Land seinem Evangelium unterworfen sei, das hinterher Taten vollbrachte, die zum Himmel schrien; dessen Bewohner also dem Taufwasser wohl ihre Nacken, aber keineswegs ihre Herzen gebeugt haben konnten. Da er müde war von der weiten Wanderung durch Feld und Dünen, über Äcker und Wiesen, durch Heide und Wald, klopfte der Herr an die Tür des Einsiedels und bat um ein Unterkommen für die Nacht. Mit Freuden öffnete der Aufgescheuchte dem fremden Wanderer seine Hütte.

Ob er essen wolle? forschte der Einsiedel. Zwar nur Armseliges habe er an Speise und Trank. Aber die Birnen, die nur wenige Tage noch von der Vollreife trennten, seien heuer leckerer als seit Jahr und Tag.

Nein! Nicht essen! wehrte der Herr ab. Nicht heut abend! schwächte er seine Worte, als er das bekümmerte Gesicht des Einsiedels sah. Morgen früh. Er sei müde. Habe jetzt nur einen Wunsch: schlafen! Wo er sich ausstrecken dürfe? Dort?

Nicht doch! Nicht! wehrte nun der Einsiedel ab. Nicht dort! Das sei seine Lagerstatt, an die er seit Wochen, der diebischen Dorfbengel wegen, keine Hand hätte legen können. Er werde ihm ein eigenes lockeres Lager schütten. In wenigen Minuten seis getan.

Und schon lief der Siebzigjährige hinaus, brachte Streu und Laub und ruhte nicht, bis er seinem Gast ein Bett bereitet hatte, weicher — wie er lächelnd feststellte — weicher als Abrahams Schoß.

Da der Herr am andern Morgen die Augen aufmachte, stand vor ihm am Boden ein lockendes Mahl: Wurzeln und getrocknete Blaubeeren, Bucheckern und Haselnüsse, dampfende Ziegenmilch und ein Haufen goldgelber Birnen. Der war so groß, daß eine Familie mit sieben Kindern sich Bauchweh daran hätte eressen können. Mit der Milch hatte der Einsiedel seine liebe Not gehabt. Da er keinen Napf mehr besaß, wohinein tun? Anfangs hatte er sie in den braunen Schlapphut des Wanderers hineinmelken wollen. Doch dann hatte er sich eines Besseren besonnen. Er war vor Tag und Tau nach Groddek gelaufen und hatte sich von der Frau des Waldarbeiters, dem er seine Axt schenkte, die schönste ihrer Milchsatten für ein paar Stunden geliehen.

Der Herr ließ sich alles, was sein Wirt zum Mahl zusammengetragen hatte, aufs beste munden. Dem Einsiedel hüpfte über den Appetit seines Gastes das Herz im Leibe. Nur den Birnen sprach er, seiner Meinung nach, bei weitem nicht genug zu. Er hätte mühelos die dreifache Anzahl dessen verspeisen können, mit dem er sich, da er weder voraufeilen noch nachhinken mochte, nun begnügen mußte.

Als der Herr gesättigt war, gab er seinem Gastgeber zu Dank und Abschied die Hand und schickte sich an, seine Wanderung fortzusetzen. In der Tür wandte er noch einmal sein Gesicht dem Einsiedel zu und fragte: Ob er

einen Wunsch auf dem Herzen habe? Dann möge er ihn ungescheut aussprechen.

Nein, erwiderte der Gefragte. Er habe keinen Wunsch. Wisse seit Jahren nicht mehr, was Wünschen sei. Um das Wünschen zu verlernen, wäre er aus der Welt hinausgegangen.

Ein Mensch ohne Wünsche, das sei wie ein Himmel ohne Engel, bedeutete der Herr dem Einsiedel. Er solle sich sorgfältiger prüfen, als er es vor der ersten Antwort getan habe. So fände er sicherlich Wünsche in sich. Wenn nicht viele, wie jene, die dicht bei dicht zusammenhausten, doch zum wenigsten einen.

Bei diesen Worten sah der Herr wie zufällig zu dem Birnbaum hinüber, von dem sein Gastgeber ihm beim Morgenmahl ein langes und breites gerühmt und geklagt hatte.

Nun ja, gab der Einsiedel, der den Blicken des Herrn gefolgt war, stockend zu, nun ja: einen Wunsch habe er allerdings. Einen einzigen. Aber welchen Sinn es hätte, ihn zu sagen, da er doch nicht erfüllt werden könne? Unerfüllbare Wünsche aussprechen, das hieße, Noah gleich, eine Taube in die Sintflutwasser aussenden. Sie käme sehr bald wieder. Nur nicht mit einem Ölbaumblatt, sondern mit einem Dornenzweig im Schnabel.

Er solle den Wunsch, den er habe, den einen, dennoch aussprechen, beharrte der Herr. Vielleicht werde er es, noch ehe die Sonne unterginge, begreifen, welchen Sinn es diesmal gehabt hätte, ihn zu sagen.

„Ein Mittel möcht ich wissen," platzte der Einsiedel heraus, „mit dem ich die Diebsbengel für immer aus meinem Birnbaum verscheuchen kann."

„Von dieser Stunde an wirst du jeden, der in deinen Birnbaum klettert, darin bannen können!"

„Wie?"

„Das lege ich — der Güte deines Herzens vertrauend — ganz in deine Hände."

„In den Birnbaum ban—nen—?"

„Ja."

„Daß der Spitzbube von den Ästen festgehalten wird?"

„Ja."

„Und erst wieder auf die Erde herunter kann, wenn ich den Bannspruch löse?"

„Ja. Doch hüte dich, daß du dich der Macht meiner Abschiedsgabe nicht unwürdig erweist!"

Dreimal drehte der Einsiedel, der von den Worten des Herrn nur noch das Jaja gehört hatte, sich auflachend um seine Achse. Als er vor dem viertenmal seinem Gast die Hand zum Dank für das Gastgeschenk geben wollte, sah er, daß niemand mehr an seiner Seite stand. Da wußte er, wen er in seiner Hütte beherbergt hatte.

Den ganzen Morgen wartete der Einsiedel auf einen Spitzbuben. Aber es kam keiner. Des Mittags legte er sich im Freien nieder, ein Nickerchen zu machen. Sehr bald schlief er ein. So fest, daß sein Schnarchen es viele hundert Schritt in der Runde verkündete. Da er endlich die Augen auftat, hing ein leibhaftiger Dieb in seinem Birnbaum. Der Bengel war es, nach dem er vor zwei Jahren den Stein geschleudert hatte. Schon eine geraume Weile mußte er geschmaust haben. Denn mit keinem Blick mehr kümmerte er sich um den Schläfer. Sorglos hatte er ihm den Rücken zugekehrt.

Da erhob der Einsiedel sich, streckte beide Handflächen mit ausgebreiteten Fingern gen Himmel und flüsterte:

Stiehlt ein Dieb,
was mir lieb,
brauchts kein Strick.
Ins Genick
greift der Ast.
Aufgepaßt!

Bei diesem Wort riß der Einsiedel die Hände, zu Fäusten gekrampft, zu seinen Zähnen herunter und schrie durch sie hinweg:

Zugepackt!!
Wie es klackt!
Zehn, neun, acht —
hättst Das gedacht?
Sechs, fünf, vier —
wie schmeckt es Dir?
Drei, zwei, ein —
mein bleibt mein!

Dann wirbelte er mit weitgebreiteten Armen sich dreimal um sich selber und jubelte, hohnlachte:

O weh,
o je,
o weh — o weh — —

Denn mit seinem „Zugepackt!" hatte ein Ast dem Dieb ins Genick gegriffen, daß er vor Schrecken fallen ließ, was er an Birnen in seinen Händen hielt. Zweige schlangen sich um seine Beine, um seine Arme, um seinen Leib. Er mochte sich winden, mochte zerren, reißen soviel er wollte — der Birnbaum hielt ihn wie mit Eisenzangen und Hanfstricken und gab ihn nicht frei.

Der Bengel fing an zu bitten, zu betteln, zu geloben, zu heulen — der Einsiedel stand unter seinem Birnbaum und lachte. Als er nicht länger zu lachen vermochte, ging er in seine Hütte und überließ den Dieb seinem Schicksal. Leute kamen des Weges. Lachten. Begriffen. Erschraken. Wollten den Gefangenen herunterholen. Der Birnbaum zerkratzte ihre Hände, ihr Gesicht, griff nach ihrem Hals und würgte sie. Da standen sie von ihrem Vorhaben ab und versteckten sich hinter die Stämme des Waldes, um zu sehen, was sich begäbe.

Am andern Morgen trat der Einsiedel aus seiner Hütte, hob die ausgebreiteten Hände gen Himmel und sprach:

Wohl geruht?
Merk Dirs gut:
Mein ist mein,
niemals Dein.
Birn ist Birn!
Faßts Dein Hirn?
Ein, zwei, drei —
Du bist frei!

Vier, fünf, sechs —
Lern Dein Lex!
Acht, neun, zehn —
Du kannst gehn — —
Haha!
Jaja!
Haha! Haha!!

Schon war der Dieb aus dem Baum auf die Erde gesprungen und mit dem Gelächter des Einsiedels so lange um die Wette gelaufen, bis er endlich einen Vorsprung gewann.

In diesem Herbst wurde dem Einsiedel keine Birne mehr gestohlen.

Als im nächsten Jahre ein Fürwitziger, der die Erzählung von der Bannung im Birnbaum für ein Ammenmärchen hielt, einen erneuten Diebstahlsversuch machte, sagte der Einsiedel abermals sein Sprüchlein her und ließ den Spitzbuben wiederum einen Tag und eine Nacht lang in dem Gezweig zappeln. Noch ein paarmal wagten in großen Abständen ruhmredige Burschen — nicht um Früchte zu stehlen, sondern um ihren Mut zu erweisen — in den bösartigen Birnbaum hinaufzuklettern. Dann hatte der Einsiedel für immer vor den Groddeker Spitzbuben Frieden.

Die Jahre gingen hin. Aus den Kindern, die noch ungestraft in dem Birnbaum geschmaust hatten, wurden Väter, aus den Vätern wurden Großväter. Längst war das Kloster Kommerau mit allen seinen Insassen, zur Strafe für ihren Frevel, in der Erde versunken. Der Einsiedel freute sich seines Lebens und seiner Birnen.

So kam der Tag herbei, an welchem der Zaubermächtige vor fünfzig Jahren mit dem Stämmchen in der Hand durch das Kommerauer Klostertor geschritten war: sein hundertster Namenstag. Der Birnbaum hatte heuer verschwenderischer als je geblüht, die Bienen geschäftiger als je seine weißen Blütenwolken durchsummt. Noch nie hatte er voller Früchte gehangen wie in diesem Jahre. Stütze um Stütze hatte der Einsiedel unter seine überschwerten Arme stellen müssen, daß sie nicht abbrachen. Aber nicht nur an Zahl, auch an Güte übertrafen die Birnen — nach denen zu urteilen, welche vorzeitig heruntergefallen waren — alle bisherigen Jahrgänge.

Der Einsiedel saß um die Mittagsstunde, den Rücken an den Stamm gelehnt, unter seinem Birnbaum. Mit der Ernte, die diesmal wieder — wie sich das rechtens gehörte — an seinem Namenstag begonnen werden konnte, nicht wie in hitzigen Jahren spärliche Tage früher, noch gar wie in frostigen Jahren endlose Tage später, wollte er bis gegen Abend warten. Denn die Herbstsonne stach wie mit Julipfeilen. Was also konnte er, da seine vorschriftmäßigen Gebete gesprochen waren, Besseres tun, als über das Leben im allgemeinen und den Tod im besonderen nachzudenken.

Seltsam, warum es die Menschen nur so eilig mit dem Sterben hatten? Im Himmel warteten der Gläubigen gewißlich ungeahnte Freuden. Gab da zweifellos manches zu sehen und zu schmecken, das Augen und Gaumen auf Erden nicht gekostet hatten. Dafür mußte man freilich auch manches, daran man sich hier unten ergötzt hatte, dort oben entbehren. Zum Exempel: den Geschmack einer goldgelben Birne. So wie sie zu Hunderten ob seinen Häupten hingen, weder ungar herb, noch übergar mehlig. Er war dafür: gelassen das Kommen des Todes abzuwarten und ihm nicht durch Unvernunft sein Tun zu erleichtern. Denn der vorzeitige Tod war Menschenwerk, nicht Gotteswille. Hieß es nicht in der Heiligen Schrift vom Menschenvater Adam, daß sein

ganzes Alter ward neunhundertunddreißig Jahre, von seinem Sohn Seth, daß sein ganzes Alter ward neunhundertundzwölf Jahre, von seinem Sohnessohn Enos, daß sein ganzes Alter ward neunhundertundfünf Jahre. Wie armselig nahm sich daneben Methusalah mit seinen dreihundertundfünfundsechzig Jahren aus! Von seinen eigenen hundert Jährchen zu schweigen. Wenn sich der Unsinn des Todes nun einmal auf die Dauer nicht vermeiden ließ, ihn soweit wie möglich hinauszurücken, war nicht nur sein gutes Recht, sondern seine gottgebotene Pflicht.

In diesem Augenblick trat ein Wanderer in die Waldlichtung und schritt auf den Sinnenden zu.

Der Einsiedel vermeinte, es sei der Herr Jesus, dessen Gastgeschenk ihm den Lebensfrieden gebracht hatte. Habit und Haltung glichen der seinen vollkommen. Nicht doch! Des Herrn Gewandung und Hut war dunkelbraun gewesen. Dieser Wanderer jedoch — seit wann war auf seine Augen kein Verlaß mehr? — Dieser kam schwarz daher wie eine Novembernacht.

Da wußte der Einsiedel, wer ihm nahte. Eine Sekunde lang erschrak er bis in das Heiligste seines Herzens. Dann lächelte er. Und erhob sich, um den ungewöhnlichen Gast gebührend zu empfangen.

Derweil war der Tod über die Waldlichtung hingeschritten. Gelassen lüpfte er vor dem seiner Wartenden den schwarzen Hut und fragte: ob er dem Einsiedel gegenüberstände, der von allen Besitztümern des Lebens nur einen Feuerstein, eine Ziege, seine Kutte und einen Birnbaum, vermutlich den da, behalten habe?

Der wäre er, gab der Einsiedel zu. Aber er hätte von den Dingen des Lebens nicht vier, sondern nur drei behalten. Denn ein Birnbaum wäre kein Besitztum.

Kein — Besitztum — —? staunte der Tod.

Nein! Vielmehr ein Gottesgeschenk, dessen er sich nicht hätte entäußern dürfen. Denn daß es ihm — ihm allein — von dem Ewigen überantwortet wäre, ginge unzweifelhaft aus der Tatsache hervor, daß sich ein Baum wie der da nicht verschenken lasse. Wenn er sich auch von ihm hätte trennen wollen, wäre nichts übriggeblieben, als ihn mit der Axt abzuhacken.

Was solchen Einwand betreffe, erwiderte der Tod, so hätte es vielleicht doch einen Tag in seinem Leben gegeben, an welchem er den Birnbaum, ohne dessen Leben zu gefährden, gleich seinen übrigen Besitztümern hätte verschenken können. Birnbäume kämen ja wohl nicht mit Stämmen, fünfzehn Fuß im Umfang auf die Erde geschneit?

Der Einsiedel, des Tages gedenkend, da er vom Kloster Kommerau, das Birnbaumstämmchen in der Hand, dem Groddeker Wald zuwanderte, verfärbte sich. So bleich stand er da, als hielte sein Herz alles Blut, das noch in seinem Körper verblieben war, in sich zurück.

Nun, lenkte der Tod — Erschrecken und Erkennen seines Gegenübers gewahrend — begütigend ein, nun — er sei nicht gekommen, mit ihm über knifflige Fragen zu disputieren, sondern —

Sondern — —? fiel der Einsiedel ihm in die Rede.

Es täte ihm ungemein leid, müsse aber doch gesagt werden: Sein Herr und Meister hätte ihm befohlen, den Einsiedel, der nur vier oder seinetwegen nur drei Dinge von den Besitztümern des Lebens behalten habe, im Walde zu Groddek namenlos hause, im Kloster zu Kommerau einst Pater Laurentius geheißen habe, von der Erde fortzuholen in sein Reich. Da in der Person allem Anschein nach ein Irrtum nicht vorliege, so müsse er ihn ersuchen, mit

ihm zu kommen. Gutwillig, wenn er raten dürfe. Denn sonst müsse er Gewalt gebrauchen. Was ihm das Unleidlichste seines unleidlichen Gewerbes sei.

Wenn sein Herr und Meister ihm solches geboten habe, verneigte der Einsiedel sich, dann werde er ihm ungesäumt folgen. Gutwillig, verstünde sich. Denn er wäre der letzte, der nicht begriffe, daß Gehorsam die Welt regieren müsse.

Es erfreue ihn tief, entgegnete der Tod, endlich einmal einem Menschen zu begegnen, der Verständnis für seine undankbare Aufgabe habe. Ihn mit Lächeln und Gelassenheit empfinge, statt mit Weinen und Wüten. Also, wenns genehm sei, vorwärts!

Er hätte, ehe sie von dannen gingen, zauderte der Einsiedel, noch eine Bitte auf dem Herzen. Eine winzige Bitte, deren Erfüllung sie nur wenige Minuten aufhalte.

Aussprechen!

Der Weg in jenes Leben sei sicherlich weit. Daher möchte er, wenn es verstattet wäre, sich ein paar Birnen als Zehrung mitnehmen.

Gern! Sehr gern! willigte der Tod ein. Er solle nur hinaufsteigen und sich so viele abpflücken, wie er möge. Brauche durchaus nicht wahllos zuzugrapschen. Er könne sich ruhig die saftigsten aussuchen.

Hinaufsteigen? Das sei der Haken bei der Sache. Hinaufsteigen und selber pflücken könne er mit seinen hundert Jahren nicht mehr. Er müsse warten, bis die Birnen es sich einfallen ließen, herunterzuplumpsen.

Das war nun freilich gelogen. Denn der Einsiedel wäre, wenn der schwarze Wanderer nicht seine Pläne gestört hätte, trotz seiner hundert Jahre gegen Abend in den Baum geklettert. Der Tod aber merkte die Lüge nicht. So — so — — setzte er den Gedankenweg des Einsiedels fort, so — — seine Meinung wäre, er solle in den Birnbaum steigen und ihm die Wegkost herunterholen?

Da es sicherlich zu lange währe, bis so viel Birnen herunterfielen, als er selbst bei bescheidensten Ansprüchen für den Weg ins Jenseit brauche, ja so hätte er sich allerdings vermessen, diesen Gedanken zu hegen.

Der Tod nickte zustimmend und stieg in den Birnbaum.

Kaum saß er auf einem Ast, da riß der Einsiedel seine Fäuste rechts und links neben seine Mundwinkel und schrie — die Anfangsverse seines Zauberspruches überspringend —:

Zugepackt!!
Wie es klackt!
Zehn, neun, acht —
hättst Das gedacht?
Sechs, fünf, vier —
ich bleib noch hier!
Drei, zwei, ein —
adjes, Freund Hein!

Wieder hatte ein Ast — einen Dieb vermutend — dem Birnenpflückenden ins Genick gegriffen, daß er vor Schreck fallen ließ, was er an Früchten in Händen hielt. Wieder hatten sich Zweige um die Beine, um die Arme, um den Leib des Verdutzten geschlungen. Der Tod mochte sich winden, mochte zerren, soviel er wollte — er war in den Birnbaum gebannt.

O weh,
o je,
o weh — o weh — —
Haha!
Haha!
Jaja!
Haha! Haha!!

jubelte, hohnlachte, sang der Einsiedel.

Diesmal drehte er sich nicht wie sonst dreimal um seine Achse. Er tanzte wie toll wieder und wieder rund um den Birnbaum. Dabei stieß er mit der Linken an eine der Holzstützen, welche dem Fruchtüberschwerten seine Last tragen halfen. Die fiel um. Geriet dem Tanzenden in die flatternde Kutte. Der stolperte. Schlug auf die Erde hin. Und brach beide Beine.

Da lag nun der Einsiedel im Walde bei Groddek am Südrand der Tucheler Heide unter seinem Birnbaum und wimmerte. Zu seinen Häupten im Gezweig saß der gebannte Tod und lachte.

Bald fing der am Boden Liegende an, zu dem zwischen Himmel und Erde Hockenden hinaufzubitten: er möge herunterkommen und ihm helfen. Ihn in die Hütte tragen, daß er wieder genese. Denn mit gebrochenen Beinen könne er den weiten Weg, den sie beide vorhätten, nicht zurücklegen.

Der Tod lachte.

Er wolle ihn auf dem Rücken ins jenseitige Reich tragen? Das ginge nicht. Leicht sei er freilich. Vom vielen Fasten. Und auch, was er zwischendurch genossen habe — Wurzeln und Nüsse und Beeren, ein paar Schälchen Milch am Tag und dann und wann einige wenige Birnen, denn mehr mache es, aufs Jahr verteilt, nicht — auch das wäre nicht dazu angetan, Fett anzusetzen. Zu tragen vermöge der Tod ihn schon. Aber er dürfe doch nicht mit gebrochenen Beinen vor Gott dem Herrn im Himmel liegen! Der würde fragen: Warum und wieso? Dann müsse er seine Schuld, seine Schande eingestehen. Das solle er ihm ersparen. Heute dürfe es nun mal nicht mehr sein, daß sie sich auf den Weg machten. Erst müsse er wieder genesen, ehe er sterben könne.

Der Tod lachte.

Er werde ihm die schönsten Birnen schenken. Nicht nur diesen Herbst, sondern jedes Jahr. So viele er wolle. Er möge bestimmen, wohin er sie bringen solle. Kein Weg wäre ihm zu weit. Nein? Wenns denn durchaus sein müsse, so werde er den Birnbaum, der freilich ein Besitztum gewesen wäre all die Jahre, sein reichstes Besitztum, mit der Axt abhacken. Den Feuerstein fortwerfen. Seine Ziege ins Dorf bringen. Seine Hütte zertrümmern. Und nichts mehr hinfort zu eigen behalten als ein einziges Ding: seine Kutte. Nur möge er herabsteigen, seine Beine anrühren, daß sie wieder „heil" würden. Und ihn mit sich nehmen. Wann er wolle. In Jahren oder Tagen, in Monaten oder Wochen. Heute, wenns nicht anders sein könne.

Der Tod lachte.

Wenn denn kein Fünkchen Barmherzigkeit in ihm glühe, so möge er herabspringen und ihn mit der Holzstütze, die er ihm vor die Füße geworfen habe, erschlagen. Dann ginge beim Aufrechnen dessen, was er ihm angetan habe, vor dem Thron des Ewigen der Bruch der Beine in einem hin. Nur herabsteigen möge er. Ein Ende, welches immer, mit ihm machen. Und nicht länger meckern!

Der Tod lachte.

Herabsteigen? begann der Einsiedel nachzusinnen. Jetzt begriff er, warum der Tod von einem Gelächter ins andere fiel. Herabsteigen?? Wie vermochte er solches, da er ihn in den Birnbaum gebannt und den Bannspruch noch nicht wieder gelöst hatte?

Der Einsiedel hob beide Hände beschwörend zum Himmel und sprach:

Auf der Hut!
Leib und Blut
ich nicht mein.
Dein ists! Dein!!
Erst in Dir,
enden wir
das Gerauf.
Augen auf!
Nicht verwirrn!
Birn bleibt Birn.
List bleibt List.
Wenig ist
vielzuviel.
Dies das Ziel:
All und Nichts —
des Gewichts
sind sie gleich.
Arm und reich —
wenn die Wag
steht, ist der Klag
Ende da.
Amen! Ja!!
Ein, zwei, drei —
Mach mich frei!
Fünf, sechs, siebn —
Es steht geschriebn:
Acht, neun, zehn:
Wer glaubt, wird sehn!

Längst war der Tod vom Bann gelöst. Als der Einsiedel ihn erneut bat, auf die Erde herunterzusteigen und ihn von dieser Welt hinwegzunehmen, lachte er noch einmal ingrimmig auf und kletterte, statt abwärts, aufwärts in den Wipfel des Birnbaums.

Da glaubte der Einsiedel zu wissen, was seiner wartete und ergab sich in sein Schicksal. Was machte es aus, ob er heute oder in wenigen Tagen von dem Elend seines Leibes erlöst wurde? Denn länger als wenige Tage würde der Hunger nicht nötig haben, sein Werk an ihm zu vollbringen.

Der Tod aber begann, da ein Tag vergangen war, die reifsten Birnen abzupflücken und sie dem durstgequälten Krüppel unter seinen Füßen zuzuwerfen.

Der Einsiedel wollte die Birnen nicht essen. Die ersten stieß er so weit fort, daß er sie nicht zu sich zurückholen konnte. Der Tod warf neue herunter. Der Einsiedel achtete ihrer nicht. Der Tod fuhr fort, Birnen herabzuwerfen, bis sie so dicht rundum den Schmachtenden lagen, daß er in Birnen gebettet schien. Der Einsiedel blieb standhaft. Aber der Hunger wuchs. Der Durst

schwoll an. Da griff der Einsiedel mit der Rechten, mit der Linken in die Birnen hinein und aß — — aß — —

Tagtäglich warf der Tod ihm neue Nahrung herunter.

Die Ziege, welche der Einsiedel mit dem Strick seiner Kutte an einen Pflock gebunden hatte, schrie Stund um Stunde. Anfangs, weil die Milch sie bedrängte. Aber es kam niemand, der sie melkte, und so blieb ihr nichts übrig, als den köstlichen Inhalt ihres Euters ins Gras laufen zu lassen. Dann vor Hunger. Denn soweit der Strick es zuließ, hatte sie jedes Hälmchen abgerupft. Aber es kam niemand, der ihren Pflock weitersteckte, und so mußte sie elendiglich verhungern.

Der Einsiedel indessen lag noch immer, unfähig, sich von der Stelle fortzubewegen, auf der Erde und nährte sich von den Birnen, die der Tod ihm zuwarf.

Seit ein Dörfler ihn, Birnen essend, unter dem Baum hatte liegen sehen, und die Mär aufbrachte: Der Einsiedel sei von Sinnen gekommen, er lasse sich nicht nur wie bisher die Milch der Ziege ins Maul laufen, sondern jetzt müßte auch der Birnbaum noch seine Birnen auf ihn niederregnen lassen und die, welche nicht auf seinen Leib niederfielen, sondern daneben klackten, verschmähe er (denn der Dörfler hatte den Tod im Gezweig nicht gewahrt): seitdem umkreisten die Groddeker die Waldblöße, auf der er sich seinem Abschiedstag von der Erde entgegenaß, in weitem Bogen.

Als der Tod dem Einsiedel die letzte Birne zuwarf und der Durstende hineinbiß, da vermeinte er: köstlich wie diese habe ihm noch keine geschmeckt von all den unzähligen, die Jahrzehnt um Jahrzehnt in seinem Mund zergangen waren. Die Speise der Ewigkeit — das Himmelsmanna — konnte nicht erquickender munden.

Aber was war das? Der Einsiedel mußte plötzlich husten. Luft! Es riß seinen Rumpf hoch. Luft! Luft!! Er wollte auf die Füße springen. Luft!! Da sank er hintenüber.

An der letzten Birne war der Einsiedel erstickt.

Da stieg der Teufel auf die Erde. Lachte und ging seines Weges.

In dieser Nacht fiel der erste Frost die Bäume an. Der Sturm folgte ihm auf dem Fuß. Alle Blätter des Birnbaumes sanken in wenigen Stunden herab und deckten den Toten zu.

Im Dorf verbreitete sich die Mär, der Teufel habe den Einsiedel geholt. Niemand bekümmerte sich um ihn. Als aber im nächsten Herbst der Birnbaum voller Früchte hing, machten sich zwei beherzte Burschen auf, den Spuk zu verscheuchen, der sie bislang von dem Birnbaum ferngehalten hatte.

Doch da sie auf die Waldblöße hinaustraten, sahen sie an der Erde ein Gerippe liegen: Birnen in den Händen, Birnen zwischen den Zähnen. Schreiend verkündeten sie: der Einsiedel schmause auch als Toter noch in seinen Birnen. Und niemand wagte hinfort, sich seiner Hütte zu nahen.

Der Birnbaum wuchs und grünte und blühte und trug Frucht Jahr um Jahr. Die Früchte fielen ab. Der Birnbaum wuchs und grünte und blühte und trug Frucht. Bis auch er starb am Tage seiner Bestimmung und der Wald über ihn und ein Gerippe, das er im Fall zermalmt hatte, erbarmend die grüne Decke legte, daß sie nichts störe im ewigen Schlaf.

Leibniz' Gedanke einer natürlichen Interessengemeinschaft zwischen China und Deutschland[1]

Von

Georg Kunze

In der Mitte des 18. Jahrhunderts, als man in Deutschland dem fernen Osten größere Aufmerksamkeit und besseres Verständnis entgegenzubringen begann, stand die Leibniz-Wolffsche Philosophie im Vordergrunde der geistigen Interessen. Daß Christian Wolf ein Freund der chinesischen Kultur und insbesondere des Moralsystems des Konfuzius war, ist bekannt. Durch eine akademische Rede, die er bald nach dem Antritt seiner Professur in Halle „über die praktische Philosophie der Chinesen" gehalten, hatte er die Kollegen der theologischen Fakultät dermaßen in Harnisch gebracht, daß einzelnen der pietistischen Schulhäupter, deren Hörerfrequenz durch Wolfs wachsenden Anhang ohnehin verringert zu werden anfing, der Schlaf geraubt wurde. Und die weitere Folge war, daß der Preußenkönig, dem Peter Gundling im Tabakskollegium die Gefährlichkeit der Leibniz-Wolffschen Lehre von der „prästabilierten Harmonie" plausibel machte, dem Halleschen Philosophen die Fortsetzung seiner akademischen Wirksamkeit „bei Strafe des Stranges" verbot. Das Verbot wurde zwar nach einigen Jahren aufgehoben, aber erst mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen feierte Wolf seinen Wiedereinzug, die Rückkehr aus der kurhessischen Universität Marburg. Der eigentliche Grund des Mißtrauens war jedoch die doppelseitige Haltung gewesen, welche sowohl Leibniz wie Wolf zur Lehre von der Freiheit des Willens und der Bedingtheit alles menschlichen Handelns durch eine ewige göttliche Weltordnung einnahmen: ein Problem, das auch durch die Kantische Kritik nicht endgültig gelöst ist und dessen relative, praktische Lösung gerade bei einer Berücksichtigung des Konfuzianischen Moralsystems in einer dem freien Willen des Menschen sehr günstigen Weise ermöglicht wird. Leibniz hatte seinen Lösungsversuch in die Formel gekleidet: Incliner sans nécessiter. Wolf hielt es für lächerlich, zu behaupten, wenn ein unvermeidliches Verhängnis es nicht verhindere, daß einzelne Soldaten sich zur Fahnenflucht veranlaßt sehen, so dürften diese nicht bestraft werden. Hatte doch schon ein Stoiker im griechischen Altertum dem Delinquenten, der sich, um der Strafe zu entgehen, auf die ewige Notwendigkeit berief, erwidert: „Und ebenso ist es notwendig, daß

1) Dieser Aufsatz wird gleichzeitig durch die Lecture-Association in Peking in chinesischer Sprache veröffentlicht.

du jetzt deine Schläge erhältst." Wolf hat gerade den Möglichkeitsbegriff an die Spitze der gesamten Philosophie gestellt. Sagt man heute, um die staatsmännische Selbständigkeit in allem Beobachten, Disponieren, Entscheiden zu stützen: die Politik ist die Kunst des Möglichen, so erklärt Wolf die Philosophie für die Wissenschaft vom Möglichen als solchem.

An der Vorliebe für chinesisches Denken hat Chr. Wolf sein Leben lang festgehalten. Der Sinn für das Maßvolle, Geregelte, Gesetzliche, die Abneigung gegen alles Gemachte, Gesuchte, Erkünstelte, dabei jene Vereinigung von phlegmatischer Ruhe und emsigem Bemühtsein um die rechte Doktrin wie um die rechte Praxis, um das Wahre wie um das Nützliche, und endlich eine gewisse Resignation dem Unvermeidlichen gegenüber: das sind die Grundzüge seines eigenen Wesens, wie er sie in Konfuzius, dem großen chinesischen „Staatsmann im Philosophenmantel" zu finden meinte. Und so hat er auch ein diesem ähnliches Schicksal in bezug auf die Dauer des Einflusses seiner Ideenwelt zu erdulden geglaubt; denn er starb am 9. April 1754 mit dem resignierten Worte des alternden Konfuzius auf den Lippen: Doctrina mea contemnitur. Freilich, nur bei ihm, nicht bei seinem großen chinesischen Vorbilde, ist dies eingetroffen. Wolfs Philosophie ist heute eine nur noch historisch wertvolle Größe; die Weltanschauung des Konfuzius wird von mehreren hundert Millionen Verehrern, in China und darüber hinaus, in einem Maße geschätzt, wie es sonst nur bei Religionen der Fall ist, in denen der metaphysische Charakter sowohl die praktisch-ethischen und politischen wie die intellektuellen Motive überwiegt.

Zehn Jahre vor Leibniz' Tode hatte Wolf seine unvergleichlich einflußreiche Lehrtätigkeit begonnen; der Briefwechsel zwischen beiden, der sich auf praktische wie auf theoretische Fragen erstreckte, ist von C. J. Gerhardt, Halle 1860, veröffentlicht. Auch Leibniz bringt dem großen ostasiatischen Reiche großes Interesse entgegen. Er hat dem Chinesentum zwar keine besondere Schrift gewidmet; seine Äußerungen über China finden sich zerstreut in Briefen, politischen Gutachten, Traktaten.[2]) Beispielsweise erwähnt er in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken zur Verbesserung der teutschen Sprache" (§ 58), man sage von den Chinesen, sie seien „reich im Schreiben vermittelst ihrer vielfältigen Zeichen, hingegen arm im Reden und an Worten", weil bei ihnen die „Schrift der Sprache nicht antwortet"; und es scheine, daß der Überfluß der Zeichen „verursache, daß die Sprache desto weniger angebaut worden, also daß wegen geringer Anzahl und Mehrdeutigkeit der Worte sie bisweilen, um sich zu erklären und den Zweifel zu benehmen, mitten im Reden gezwungen werden sollen, die Zeichen mit den Fingern in der Luft zu malen." — Wo Leibniz nicht lateinisch oder französisch, sondern, wie hier, deutsch schreibt, zeigt er allerdings selbst einen stilistischen Mangel, der „zur Verbesserung der teutschen Sprache" hindrängte; aber eben darum darf seine teilweise gewiß

2) Von der 40 Bände umfassenden Gesamtausgabe „Gottfried Wilhelm Leibniz, sämtliche Schriften und Briefe, herausgegeben von der Preußischen Akademie der Wissenschaften", ist der erste Band bereits veröffentlicht (1923). Die erste, 11 Bände umfassende Reihe soll auch den allgemeinen, politischen und historischen Briefwechsel enthalten. Erst die vierte, auf 4 Bände berechnete Reihe soll die vom Autor selbst für die Publizität bestimmten „Politischen Schriften" bringen. Näheres (auch über die Novissima Sinica s. Sinensia 1697) siehe Rudolf Merkel, G. W. von Leibniz und die China-Mission (Missionswissenschaftliche Forschungen, herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Missionswissenschaft) 1920, S. 24, 30, 45 ff., 98, 214. — Vgl. auch Harnack, Geschichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften I (1900), S. 30. Leibniz hat den Gedanken eines Austausches mit chinesischer Kultur direkt in die Gründung der Akademie (sowie der Moskauer Sozietät) verwoben.

berechtigte Kritik der fremden Sprache nicht deshalb als unverständig gelten, weil er auch an ihr ein Hindrängen zu Verbesserungen als wünschenswert andeutet. Wenn Leibniz kritisiert, so ist er ebenso streng gegen die eigene wie gegen die fremde Gewohnheit, und ebenso anpassungsbereit gegenüber fremden Vorzügen, wie selbstbewußt und stolz im Hinblick auf die eigenen. Die Fähigkeit und Neigung, liebevoll auf fremde Gedanken und Bestrebungen einzugehen, ist bei Leibniz geradezu unendlich; in allem Positiven fand er Anregendes, nur wo die Leute einander bekämpfen, also in der Negation, haben sie, meint er, oft unrecht. Diese Unerschöpflichkeit im Aneignen und Kombinieren des außerhalb seiner begrenzten Ichmonade Gegebenen unterscheidet Leibniz von Wolf, der die Monadenlehre eben nur so weit vertritt, als sie bei seinem beschränkteren Verständnis für sein größeres Vorbild ihm erklärlich und faßlich erschien. Darum ist Leibniz nicht nur damals jenes glänzende Meteor gewesen, das — trotz aller Eifersucht und Verkennung — der Bewunderung der Zeitgenossen gewiß sein durfte; sein Gedankensystem, seine Leistungen als Mathematiker, Physiker, Politiker, Theologe und Philosoph wirken als typische Gestaltungen in Problemstellung und Lösung bis auf die Gegenwart fort, und manches Gebilde seines regen, nie rastenden Geistes wird wie ein originaler Individualtypus von oftmals ähnlich wiederkehrenden kulturellen Lebensformen wahrscheinlich auch die kommenden Jahrhunderte überdauern. Wo immer sich Gedankengänge und Lebensziele bilden, die den seinigen entsprechen, da wird man auf ihn als den schöpferischen Erstformer, sei es des Problems, sei es der Lösung, zurückgreifen. Und nicht mit Unrecht schätzt man diesen Vorzug heute für wichtiger als die Feststellung, bis zu welchem Grade jedesmal die Lösung gelungen sei.

Dasselbe: die Wucht der packenden Problemstellung, gleichviel wann und wie eine Lösung erfolge, gilt nun auch von der gelegentlich von Leibniz ausgesprochenen genialen Idee, daß zwischen Deutschland, dem geographischen Zentrum und kulturellen Herzpunkte Europas, und China, dem „Lande der Mitte" Ostasiens, in Zukunft naturgemäß eine engere Verbindung, und zwar nicht sowohl lediglich ein regerer Austausch der Gedanken, der Wirtschaftsbeziehungen, des Fremdenverkehrs, der gesellschaftlichen Formen (oder gar der religiösen Lebensgemeinschaft) sich bilden werde, als vielmehr in erster Linie, dies jedoch ganz unfehlbar, ein beiderseits lebendiges Bewußtsein, daß die beiden großen zentralen Urvölker ihrer wurzelechten nationalen, sozialen und sittlichen Grundkräfte derart inne werden und versichert sein dürfen, daß sie wie die zwei gewaltigsten Nationaleinheiten von unvermischter Echtheit den polaren Gegensatz des Ostens und Westens, des Orients und des Okzidents adäquat und für alle vorbildlich verkörpern. Nicht im Sinne irgendeines Hegemoniebestrebens, wie es Frankreichs Ehrgeiz stachelt, oder einer Welteroberungstendenz, wie sie das alte Rom und das neue England kennzeichnet, oder einer missionierenden Universalweltkirche, wie sie das römische Mittelalter, in gewissem Sinne bis auf den heutigen Tag, im Sinne gehabt hat. Sondern in dem würdigeren, ruhig-besonnenen Gefühl innerer Überlegenheit durch Sitte und Ordnung, Vernunft und Lebensweisheit, Wohlwollen und Billigkeitssinn, Glaube an den Wert wie an den Ernst des Lebens, Achtung vor dem Tao und dem Li, vor dem Naturgesetz (mit Kant zu reden: dem „bestirnten Himmel über uns") und vor dem „moralischen Gesetz in uns". Und als Wurzel von alledem dort wie hier: der Familiensinn, die Ehrfurcht vor den Eltern und die Pietät gegen die Vorfahren, das Heimatsgefühl und die Wertschätzung der nationalen Gemeinschaft.

Leibniz dachte allen Ernstes sogar an einen Missionaraustausch zwischen Deutschland und China. In der Verkündigung der „natürlichen Theologie“ der Konfuzianer glaubte er ein Mittel wider die abendländische „Sittenverderbnis“ erhoffen zu dürfen. Wenn man von dem „Übernatürlichen“ absehe, das dem Geschenk der Christusreligion eigentümlich sei, gebühre den Chinesen ohne Zweifel der goldene Apfel im Wettstreit ethnologischer Vorzüge.[3]) Sogar die Erlaubtheit der Polygamie schien ihm ein nicht ohne weiteres abzulehnendes Problem.[4])

Aber vielleicht ist es noch etwas ganz Besonderes, worin die tiefe Sympathie, die gerade Deutschland und China in der Person ihrer edelsten Vertreter[5]) schon gegenwärtig, trotz aller Verhetzungsversuche von fremder Seite, aneinanderkettet, verankert liegen mag: das unerschütterliche Vertrauen in die siegreiche Gewalt der immanenten Gerechtigkeit als Ausdruck einer sittlichen Weltordnung; und demgemäß politisch: der entschiedene und ausgesprochene Antimacchiavellismus, d. h. die Weigerung, gegen das zu verstoßen, was im Grunde einfach die Einheit des Li mit dem Tao ist. Ein äußeres Zeichen dessen ist das wohl nirgends sonst auf Erden gleich intensive Wertlegen, dort wie hier, auf Auszeichnung in theoretischer Wissenschaft; wo würde sonst ein größeres Land innerhalb der gesamten Völkerfamilie κατ᾽ ἐξοχήν als „Land der Examina“ charakterisiert? Wer nämlich die Theorie in diesem Grade schätzt, wie es in China und in Deutschland der Fall ist, der bringt es einfach nicht fertig, durch bewußte intellektuelle Lügenpropaganda, von der die Welt gerade jetzt seit Jahrzehnten widerhallt, sein eigenes praktisches Gedeihen fördern zu wollen. Es ist doch sehr merkwürdig, daß schon lange vor dem Weltkriege die unseren wachsenden wirtschaftlichen und politischen Einfluß mit Neid und Haß verfolgenden Feindvölker zwar jede nur denkbare Verleumdung unseres nationalen Wesens gerade in Ostasien propagierten, in dem Punkte hingegen, wo die Sympathie der Chinesen und Japaner wie der Hindu mit deutscher Weltanschauung allzu evident ist, Einschränkungen und Zugeständnisse zu machen gezwungen waren. Je mehr die Chinadeutschen von den Engländern, Franzosen, Amerikanern herabgesetzt und geschmäht wurden, um mit Einsetzen des Weltkrieges möglichst ganz ausgeschaltet zu werden, desto auffallender war der Schutz, den sie von seiten des gastlichen Volkes selbst erfuhren, so daß lange nach der Übergabe Tsingtaus dessen früherer Gouverneur, Admiral von Truppel, erklären konnte: „Die mit uns Krieg führenden Völker Asiens schützen unsere heiligsten Güter.“ Nach wie vor wurden und werden die deutschen Kulturleistungen, namentlich in T s i n g t a u wie in S h a n g a i, von den Chinesen anerkannt. Wenn es nun zwar gelungen war, nicht nur Japan, auch China in den Krieg hineinzuhetzen, so waren daran weniger die inneren Wirren des Landes schuld, sicherlich nicht Feindschaft gegen Deutschland, sondern ein von unseren Weltmarktkonkurrenten rück-

3) C. H. Chr. P l a t h, Die Missionsgedanken des Freiherrn von Leibniz, 1869, S. 27.

4) Brief an Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels 1691. — Schon 1687 hat Leibniz im Anschluß an die damals soeben in Paris erstmalig (von P. Couplet in lateinischer Sprache) veröffentlichten Gespräche des Konfuzius (Lun-yü) nebst den (seit 1662 durch P. Intorutta publizierten) Traktaten „Die große Lehre“ (Ta-hio) und „Innehaltung der Mitte“ (Chung-yung) seiner Bewunderung chinesischer Lebensweisheit Ausdruck gegeben. (Brief an den Landgrafen Ernst 1687; vgl. Chr. v. R o m m e l, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen, 1847, S. 113 f. M e r k e l, G. W. v. Leibniz und die China-Mission, 1920, S. 25.)

5) Vgl. das bei Quelle & Meyer erschienene, von R u d o l f E u c k e n und C a r s u n C h a n g gemeinschaftlich verfaßte, ebenso ansprechende wie belehrende Büchlein „Das Lebensproblem in China und in Europa“, 1922.

sichtslos ausgeübter Zwang. An den rohen Ausbrüchen der Ententeleidenschaften z. B. in Shangai bei der Zerstörung des Denkmals der Iltishelden und der beschimpfenden Exekution gegen den deutschen Kaiser in effigie, haben sich die eingeborenen Massen spontan nie beteiligt, und die Behörden haben es grundsätzlich gemißbilligt. Während die deutschen Schulen sonst, auch in Amerika, geschlossen wurden und in Italien sogar den Deutschschweizern das Abhalten ihrer deutschen Gottesdienste untersagt wurde, durfte beides in China unbeanstandet fortgeführt werden. Der Grund ist nicht allein darin zu suchen, daß keine wirtschaftlichen, und seit dem Boxeraufstand auch keine politischen Reibeflächen zwischen den beiden „Ländern der Mitte" existierten, vielmehr in der geradsinnigen, gerechten, von bösen Motiven so gut wie völlig befreiten Wertschätzung für die Echtheit des deutschen Wesens, das inzwischen von so manchen „christlichen" und „arischen" Völkern Europas so gründlich verkannt oder trotz besseren Wissens verleumdet wurde. Denn wie anders soll man es nennen, wenn, wie das „Deutschtum im Ausland", März 1918, in einem sehr einsichtigen Aufsatz mitteilte, in geschichtlichen und geographischen Büchern, die von Engländern oder Amerikanern in den von ihnen geleiteten chinesischen Schulen eingeführt waren, schon lange vor dem Kriege die ungeheuerlichsten Entstellungen, Verdrehungen, Unterschlagungen kolportiert wurden; sogar in den Missionsschulen! Keine Karten von Deutschland; die deutschen Kolonien als englischer Besitz bezeichnet; Deutschland in zwölf Zeilen, Amerika in zwölf langen Kapiteln erörtert. Von allen Herrscherpersonen des Erdballs Porträts, nur das des deutschen Kaisers fehlte. „Die Deutschen sind nicht bloß Knechte des Gesetzes und der Gewalt, sie bauen auf einen barbarischen Militarismus, der die Kultur in ganz Europa hemmt." Noch 1913, drei Jahre nachdem in Edinburg der Weltkongreß der evangelischen Missionen stattgefunden hatte, schrieb die englische Missionszeitschrift Ta-tung-pao (in Shangai): „So mußten England, Frankreich, Rußland unerbittliche Feinde Deutschlands werden." Und „wenn nun diese drei gegen die deutschen Waren ihre Grenzen sperren würden, so wäre Deutschland binnen kurzem ein Leichnam". „Durch schwarzes Eisen und rotes Blut hält die Regierung das Reich zusammen; eine freiwillige Einigkeit, auf der Tugend fußend, besteht (in Deutschland) nicht."

Wie ganz anders lauten die Belehrungen, wie sie die deutsch-chinesischen Schulen über die Völker, die unsere Feinde im Weltkriege waren, ihren Zöglingen aus dem Wirtsvolk vermitteln. Nicht Völkerverhetzung, sondern Völkerversöhnung ist ihr Ziel. Unrecht leiden ist weniger schlimm, als Unrecht tun. Nur wo Wahrheit herrscht, kann Tugend und Gerechtigkeit walten. Raum für alle hat die Erde; jeder hat einen Anspruch auf einen Platz an der Sonne. Harmonie ist das große Grundgesetz des Kosmos, Harmonie war auch Leibnizens, des typischen Deutschen, Grundidee. Seine Monadenlehre ruft in der Seele des in ihr Wesen sich Versenkenden ähnliche Schwingungen hervor, wie die überwältigende Harmonie seines musikalischen Zeitgenossen Joh. Seb. Bach. Leibniz plante sogar eine Ausgleichung nicht nur zwischen Lutheranern und Reformierten, sondern zwischen Katholiken und Protestanten und begünstigte die jesuitische Mission in China, während er gleichzeitig den Halleschen Pietisten die Anregung zur Begründung einer evangelischen Mission gegeben hat. Der gesunde Sinn der Chinesen wird sich, auch durch die raffiniertesten Fälschungen der Geschichte, nicht irremachen lassen an der Erkenntnis, daß seinem Volkstum unter allen größeren Völkern das deutsche am meisten konform ist, weil es (wie ein englisch-

chinesisches Geschichtsbuch, das sonst über Preußen und Deutschland die ungeheuerlichsten Absurditäten bringt, zum Schluß doch eingestehen muß) „ein Land der Denker und Gelehrten ist". Wenn dieses Buch hinzufügt: „und sich um Handelsangelegenheiten nicht kümmert", so ist die Absicht klar: die Chinesen sollen glauben, es verlohne sich nicht, mit den Deutschen in wirtschaftlich-praktische Beziehungen sich einzulassen. Nun, was die wirtschaftlich-politischen Beziehungen zu England und Frankreich den Chinesen für Segnungen gebracht haben, lehrt u. a. der Opiumkrieg, ein nie zu verlöschender Schandfleck der Weltgeschichte. Und was sie uns Deutschen gebracht haben, das verspüren wir jetzt an den Früchten des Weltkrieges am eigenen Leibe. Auch da hat schon Leibniz weise vorzubeugen versucht, indem er Louis XIV. durch Hinweis auf afrikanisch-ägyptische Interessensphären von seinem Raubangriff auf die Rheinlande abzulenken bemüht war. Aber damals erwiderte man ihm in Paris heuchlerisch: „Seit Ludwig dem Heiligen haben unheilige Kriege aufgehört Mode zu sein"; wenige Jahre später erfolgte der unheiligste aller Friedensbrüche, die Untaten der Reunionskammern, denen nur der jetzige Ruhreinbruch an Roheit und Willkür vergleichbar ist. Leibniz war ebenso politisch weitsichtig und praktisch erfinderisch (hat er doch eine Gelehrten-Pasigraphie als Antizipation eines ergänzenden Gegenstücks zum Esperanto, d. h. zur Pasilalie, ernstlich in Vorschlag gebracht), wie er den feinsten Ideengängen, dem Denken der Wahrheit um ihrer selbst willen, zugeneigt war. Und eben diese Philosophie versucht ihrerseits die denkbar größten Gegensätze auszugleichen: den empirischen Realismus und einen Idealismus, der den kantischen mit vorbereitet hat und ihm schon mindestens nahe kommt. Wie das Nebeneinander der zwei großen chinesischen Denker, Kung-tse und Lao-tse, die Beschäftigung mit der Kultur Ostasiens so überaus reizvoll macht, so finden sich auch in der Geschichte des deutschen Denkens die beiden polarisch auseinanderstrebenden und gleichwohl vereinbaren Richtungen, der Positivismus und der spekulative Idealismus, fast zu allen Zeiten nebeneinander. Es ist auch nicht richtig, wenn Oskar Peschel meint, für die kausale Forschung mangelt der nüchternen chinesischen Einstellung auf das Nützliche das Verständnis. Die heutige chinesische Literatur beweist das Gegenteil. Nicht die Rasse, sondern die Sprache in ihrem Verhältnis zur Schrift ist die Ursache jenes scheinbaren Mangels. Wenn jeder gebildete Chinese dereinst als zweite Sprache nicht in erster Linie das Englische oder Französische, sondern unsere von Fremdwörtern gereinigte, den feinsten Nüancierungen zugängliche und in ihrer unvermischten Urwüchsigkeit wohl nur dem Griechischen vergleichbare deutsche Sprache lernen würde, dann würde jene kernhafte, unverwüstliche Rasse von Jahrtausende alter Zivilisation einem Höhepunkt menschlicher Kultur entgegenreifen, wie ihn Leibniz geahnt hat und wie wir Deutsche ihn nicht bloß als beiderseitige Sonderaufgabe, sondern als gemeinschaftliches Ziel, auch im Interesse unserer Zukunft erhoffen dürfen. Denn das, was uns wie den Chinesen ebenso als Schicksalsverhängnis wie als Interessengemeinsamkeit von der schaffenden Allmacht gesetzt ist: die michelhafte Unfähigkeit, Unrecht gutzuheißen und zu lügen, wo es um das Wohl des Ganzen und das Heil der Seele geht: — das gerade verbürgt unsere größere Zukunft und tröstet über die gegenwärtige Ohnmacht, mit dem Worte der Schrift (1. Kor. 14, 20): „Seid doch nicht immerdar Kinder im Verständnis, sondern nur in der Bosheit bleibet allezeit unmündig."

Fünf unveröffentlichte Liliencron-Briefe

von

Kurt Ziesenitz

Wenn auch das Bild Detlev von Liliencrons seit Jahr und Tag festumrissen dasteht vor seinem deutschen Volke, dank der gewissenhaften und liebevollen Nachlaßtätigkeit seines nun ebenfalls schon heimgegangenen Freundes Richard Dehmel, der Liliencrons gesammelte Werke herausbrachte (zuerst erschienen bei Schuster & Löffler, jetzt in den Verlag der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart übergegangen) und dabei ganz besonderen Fleiß auf die Herausgabe seines Briefwechsels verwandte, so wird dennoch der Literarhistoriker jedes weitere Zeugnis für die unverwüstliche Frische und Lebendigkeit des Bildes, das sich in ihm von Liliencron gebildet hat, mit Freuden begrüßen, auch wenn der Inhalt dieser Briefe nichts wesentlich Neues bringt.

Die fünf hier erstmalig zur Veröffentlichung gelangenden Briefe Liliencrons sind an einen jungen unglücklichen Lübecker Schüler und Studenten Kurt Siegfried gerichtet, der, hochbegabt, an der Problematik des Daseins zerbrach und seinem jungen Leben ein jähes Ziel setzte. Begeistert für alles Hohe in Kunst und Wissenschaft suchte er nicht nur mit den zeitgenössischen Dichtern, sondern auch mit ihren Philosophen Fühlung, ohne in der Auseinandersetzung mit ihnen (Bölsche, Haeckel) zu einem Ergebnis für sich kommen zu können.

Die fünf aus seinem Nachlaß stammenden, von den Erben mir freundlichst zur Verfügung gestellten Liliencron-Briefe, die an den Lübecker Schüler (Brief 1 und 2), den Münchener Studenten (Brief 3 und 4) und an dessen Mutter (Brief 5) gerichtet sind, atmen von der ersten bis zu der letzten Zeile, in der der Dichter der Mutter in zartester Weise seine herzliche Teilnahme zum Tode ihres Sohnes ausspricht, den Geist Liliencrons, und lassen uns in diese kindlich-feine, gütige und in Dankbarkeit für das bescheidenste Zeichen der Anerkennung übersprudelnde Dichterseele schauen, daß uns das Herz warm wird beim Lesen dieser Zeilen, die der bald sechzigjährige Dichter an diesen jungen Zwanzigjährigen richtet. Da ist nichts von Herablassung oder überlegener Würde. Dankbar bekennt er, wie wohl ihm die Verehrung des jugendlichen Schwärmers getan hat und daß er mit solchen Zeichen keineswegs verwöhnt ist. Er gesteht auch offen angesichts eines Vortragsabends, den er in Lübeck halten soll, daß er kein Vorleser ist, und es ist in seinem Munde keine Phrase, wenn er von „der Güte der Zuhörer" spricht, die ihn dennoch nicht auspfeifen. Und ist nicht minder rührend, wie schnell bereit der

Dichter ist, den Dank, den er schuldig zu sein meint, wieder abzutragen, indem er sich zu einer Empfehlung an Dehmel erbietet?

Auch weiterhin kargt der Dichter nicht mit Anerkennung und Dank den Versuchen des jungen Poeten gegenüber, der sich für ihn in München einzusetzen bemüht ist und durch ihn dort Eingang gefunden hat in dem Kreise um Michael Georg Conrad. Er macht auch kein Hehl aus den Schwierigkeiten, die sich seinen Vortragsabenden hindernd in den Weg stellen, wie daraus, daß er genötigt ist, auf den Geldertrag solcher Veranstaltungen zu sehen. Aber wie er frei und offen von seinen Geldsorgen spricht, so offen und ehrlich setzt er auch sein dichterisches Schaffen dem Urteil des jungen Freundes aus, indem er einem seiner Briefe den 23. Poggfred-Cantus beilegt unter Streichung der Schluß-Ottawa rima, für die er das Einverständnis seines Verehrers voraussetzt. Ebenso nahe aber wie seine eigenen Sorgen sind ihm die des um sein seelisches Gleichgewicht kämpfenden Jünglings, dessen jäher Tod ihn aufs tiefste erschüttert, daß er der Mutter schreibt: „Ich kann es nicht fassen!"

Es sind nur fünf kurze und verhältnismäßig belanglose Briefe, aber sie sprechen für sich und . . . für den Dichter, zu dessen herzerfrischender Natürlichkeit und Menschlichkeit zurückzufinden uns allen — auch den Lyrikern unter uns — not ist.

Brief 1 (nach Lübeck gerichtet).

Altona (Elbe), Palmaille 5, den 10. II. 1901.

Sehr geehrter Herr Siegfried,

Herzlichen Dank für Ihren so innigen und liebevollen Brief. Ich bin mit solchen Zeichen nicht verwöhnt.

Ich freue mich übrigens, daß Sie mich nicht sehn und hören.[1]) Denn Sie würden wohl alle Illusion verlieren. Weil ich schauderhaft vorlese. Immer noch schnarrt (wie's in den Romanen heißt) meine Leutnantsstimme dazwischen. Es ist also kein sogenannter „Genuhs", mich lesen zu hören. Und ich verdanke es nur der Güte der Zuhörer (die, wie verständlich, mal den Dichter sehn möchten), daß ich nicht ausgepfiffen werde.

Viel, viel Glück zu Ihrem Examen! Wenn Sie mal eine Empfehlung für Dehmel brauchen oder zu haben wünschen, so wenden Sie sich nur an Ihren

ergebensten

Detlev von Liliencron,
Lyrifax und Lyraklimprer.

Brief 2 (nach Lübeck gerichtet).

Altona (Elbe), Palmaille, 5, den 3. März 1901.

Sehr verehrter Herr Siegfried!

Wie haben Sie mich mit der Postkarte erfreut! Und gestern erhielt ich von Nürnberg, auf Ihren Auftrag, einen wundervollen Klinger-Simplicissimus. Nehmen Sie für Ihre große Güte meinen allerherzlichsten Dank. Niemals werde ich die Nacht in Lübeck[2]) mit Ihnen und Ihren Freunden vergessen. Unvergeßlich auch sind mir Ihre zahlreichen feinen Bemerkungen (z. B. über

1) Liliencron ist zu einem Vortragsabend in Lübeck eingeladen.
2) Nach jenem Vortragsabend.

die Architektur in Lübeck, über „zwei Goldgüldlein für zwei Mägdelein“), aus denen ich klar ersah, daß Sie ein — — Dichter sind!

Lassen Sie später ein Mal (oder hier besser geschrieben „einmal“ (d. h. öfter) von sich hören. Ende dieses oder Anfang nächsten Monats ziehe ich mit meiner Frau und zwei Kindern nach Alt-Rahlstedt bei Hamburg. Der Umzug steht mir sehr (in jeder Beziehung) böse bevor. Jedenfalls ist meine Adresse vom 15. April an: Alt-Rahlstedt bei Hamburg.

Ihr

Detlev Liliencron,
struggle of life„r“.

Brief 3 (nach München gerichtet).

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, den 20. 6. 1901.

Lieber, sehr verehrter Herr Siegfried,

zuerst meine Freude, daß es mit den Augen besser geht! Besten Dank für Ihre gütigen Zeilen und die Uebersendung der Programme. Es wird mir dabei etwas wehmütig zu Muth, wenn ich sehe, daß ich mit meinen Gedichten (einzelnen davon) vielleicht Tausenden Freude mache, von denen auch nicht ein einziger (das soll er auch nicht) daran denkt, daß der Dichter selbst in tiefsten Geld- und Nahrungssorgen untergeht. Das wird ewig so in Deutschland bleiben.

Bitte grüßen und danken Sie unserem Weinhoppel[3]) aufs Herzlichste. Ich kenne ihn von meiner Münchner Zeit her. Ob er mir nicht doch die große Freude machen wollte, mir seine Liliencronschen Compositionen zu schicken? Möchten Sie ihn darum mal bitten?

Von unserm Heinz Ulrich (?) bekomme ich wundervolle, wirklich sehr interessante Reisebriefe. Auch an Conrad, Wedekind meine besten Grüße, an alle, die mich kennen. Ich freue mich, daß meine Visitenkarten Ihnen etwas nützlich gewesen sind.

Daß Sie Mediciner geworden sind, frappierte mich doch! Ich hatte Sie in Gedanken stets als Landrath, Verwaltungsbeamter, Minister des Innern gesehn. Bitte, mich nicht zu sehr auszulachen. Aber Sie sind ein Künstler durch und durch! Und da ists ganz egal, was Sie „studieren“. — Ich möchte so gern Ende Januars oder Anf. Februars mal in München „vorlesen“ (ein entsetzlicher Genuhhhs zwar). Vielleicht horchen Sie mal deshalb etwas „herum“. Leben Sie herzlich wohl und genießen Sie Ihr junges, herrliches Leben. Na, darauf Sie besonders aufmerksam zu machen, braucht wohl nicht.

Ihr alter Detlev (oder genannt in Teutschland: Detttleffff).

Brief 4 (nach München gerichtet).

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, den 13. Juli 1901.

Hochverehrter Herr Siegfried,

dank für Ihre liebenswürdigen Zeilen und vor Allem für Ihren „Hymnus an die Nacht“, wie ich Ihr prächtiges, schweres und schwermütiges Gedicht nennen möchte. Zu schwermütig fast. Wundervoll ist: ..... voller

3) Münchener Komponist.

Sehnsucht **nach dem Sammtpalast des Schlafes frierend** .....!! Und bald, hoffe ich, schlagen Sie „**freudigere Töne**“ an.

Daß Willy Rath von Wolzogen einige „Schlager“ für sein Münchner Brettl übernommen hat, las ich in den Zeitungen. Vielleicht sagen Sie ihm, wenn ein solcher Schlager („Die Musik kommt“) drunter, so möchte er mir, wie Wolzogen es bei seinen Dichtern thut, einen kleinen Procentsatz monatlich senden. Wolzogen ist allerdings bis jetzt der einzige, der das thut. Unser Herr Kutscher schrieb mir, daß erst im Herbst (Winter) der Liliencron-Abend sein sollte. Erst war er zum 11. Juli vorgeschlagen. Ja, da hab ich fortwährend Pech. Na ja, auch das — die verfluchte Mammonfrage — wird wohl mal „werden“. Wenn Sie in Ihren Ferien durch Hamburg kommen sollten, so wäre ich sehr, sehr beglückt, Sie in Rahlstedt erwarten zu dürfen. Bitte nur, kurz vorher eine Karte.

Ihr

Liliencron.

Brief 5 (nach München gerichtet).

Alt-Rahlstedt bei Hamburg, meine ständige Adresse, den 11. 10. 01.

Hochverehrter, lieber Herr Siegfried,

besten Dank für Ihre überaus freundlichen Zeilen, aus denen ich bestimmt zu entnehmen glaube, daß Sie wieder ganz im Gleichgewicht sind. Na ja, wer wäre denn überhaupt im „Gleichgewicht“ immer. Ein scheußliches, einlullendes Philisterwort. Haben Sie den ganz ausgezeichneten, tiefen Aufsatz Wieglers gelesen über Richard Dehmel, in der Südwestdeutschen Rundschau? Ich erwarte in der nächsten Woche die gütige Antwort Wieglers über meine „etwaige“ Vorleserei in Stuttgart. Dann, lieber Herr Siegfried, schreibe ich Ihnen sofort wegen München. Ob es dort am 1. Februar oder „so herum“ möglich sein würde? Vielleicht sprechen Sie jetzt mal darüber mit Herrn Kutscher, St. litt. et phil. Glücksstr. 7 a II. Er hatte früher große Rosinen im Sack für mich.

Wenn Sie unsern Willy Rath treffen sollten, wollen Sie ihn mal unauffällig ein wenig aushorchen, ob es Tantièmen von seinem lyrischen Theater giebt? So schrieb er mir s. Zeit. Mitfolgend (bitte, Papierkorb) der 23. Poggfred-Cantus.[4]) Ja, elf neue sind schon entstanden zu den 12 alten. Die Schluß-Ottawa rima habe ich noch eben Gott sei Dank weggestrichen. Hab ich Recht? Ihr **unendlich** „feines“ Urteil wird mir beistimmen.

Ihr

Liliencron.

Brief 6 (an Frau Siegfried in Lübeck).

Alt Rahlstedt bei Hamburg, den 5. August 1903.

Hochverehrte gnädige Frau,

dieser liebe, lebenslustige, ausgezeichnete Mensch! Ich kann es nicht fassen!

Nehmen Sie meine innigste Herzensteilnahme.

Ihr tief ergriffener

Detlev Baron Liliencron.

4) Leider im Nachlaß nicht enthalten.

Herbstlicht

Erzählung

von

Boris Saizew[1])

I

Kowalew fuhr von seinem großen Gut ungefähr fünfzehn Werst weit nach dem Herrenhof Liski. Hier hatte seine Mutter früher gewohnt. Aber das Haus war abgebrannt, seine Mutter hatte zu ihnen nach Awdjejewo übersiedeln müssen, wo Kowalew eine schöne und eingebildete Frau, kleine Kinder und eine etwas verwahrloste Wirtschaft besaß. Die Mutter lebte sich schlecht mit seiner Frau ein, und Kowalew beeilte sich, das Haus wieder aufzubauen, damit sie sich von neuem mit Leib und Seele in Hühner, Truthennen und Gänseriche versenken könnte, die den Hauptreiz ihres Lebens ausmachten.

Es war um die Mittagsstunde eines grauverhangenen Septembertages, als seine Kalesche in den Hof einfuhr. Er stieg beim Verwaltungsbureau aus — einem nicht großen Bauernhaus, neben welchem die Glocke hing, um die Arbeiter zusammenzurufen. Eine Henne hüpfte von den Stufen. Vor die Tür trat, wie sich's versteht, die Bäuerin.

Er schaute sich um und gewahrte den ihm wohlbekannten Wall kleiner Tännchen, einen Schuppen und dahinter das noch nicht vollendete Haus aus Ziegelsteinen mit den Kalkgruben zu beiden Seiten. Durch einen Durchblick war in der Ferne eine kleine leicht in Nebel gehüllte Wiese zu sehen. Über alledem hing ein blasser, angenehm stiller unbewegter Himmel. Kowalew erinnerte sich plötzlich, daß das alles schon einmal ebenso gewesen war, und zwar vor langer Zeit, als sein Vater noch lebte und sie hier in einem großen niedrigen Haus gewohnt hatten, von dem jetzt nur noch ein Klavier im Speicher übrig war und eine alte Uhr — Awdotja Sergejewna, seine Mutter, hatte sie zu retten vermocht. „An einem solchen Tag“ — dachte Kowalew — „da wäre der Vater wahrscheinlich mit den Jagdhunden ausgezogen, hätte in den Nachbarwäldern gejagt und geblasen und wäre fröhlich mit einem Paar Hasen heimgekehrt.“

Die Bäuerin holte ihm den Dorfschulzen herbei — einen finsteren Menschen, der kein Wort umsonst verlor, Kowalew legte seinen Reisemantel ab, der weit

1) Berechtigte Übertragung aus dem Russischen von Käthe Rosenberg.

um seine volle Figur hing, und begab sich hinter dem Dorfschulzen her nach dem Neubau. Der Schulze ging in Filzstiefeln, in der Hand trug er einen Stock; aus seinen Ohren wuchsen graue Zotteln, in den Runzeln auf seinem Hals lag viele Monate alter Schmutz.

„Nun, wie steht's?" fragte Kowalew, „werden wir zu Mariä Schutz und Fürbitte den Dachstuhl aufsetzen?"

Der Schulze schaute sich um.

„Kann man etwa mit diesem Volk hier je fertig werden? Jetzt reichen wieder die Ziegel nicht . . . . ."

Sie gingen währenddessen auf Brettern im Innern des Hauses herum; durch die ausgesparten Fensteröffnungen schauten blaugraue Bruchstücke der Ferne; unten am Fundament des Hauses wucherte üppiges Distelgesträuch; es roch nach Feuchtigkeit und Kalk; zwei Maurer fütterten die Hauptwand aus und lüfteten beim Anblick des Herrn die Mützen.

„Wieso reichen die Ziegel nicht?" fragte Kowalew mißvergnügt.

Aber es stellte sich heraus, daß sie eben gerade so nicht reichten, wie das in solchen Fällen immer zu sein pflegt. Waren welche fortgeschleppt worden oder hatte man sich bei der Berechnung geirrt, kurz: sie reichen nicht, und man mußte auf alle Fälle welche nachkaufen. Kowalew wurde sogar etwas ärgerlich — langweilig, daß die Geschichte mit dem Haus sich so hinzog! Er wollte dem Schulzen Vorwürfe machen. Der stand gleichmütig-ehrerbietig vor ihm mit einem Ausdruck, der besagte, daß trotzdem an der Tatsache nichts dadurch zu ändern wäre. Es war zwecklos, daß Kowalew sich aus der nachdenklichen, ein wenig melancholischen Stimmung, in der er hergefahren war, hatte bringen lassen. Er zuckte denn auch nur mit den Achseln und stieg über die Bretter abwärts; nur sein Herz klopfte stärker; wie nicht selten in der letzten Zeit war er ein wenig außer Atem geraten, als er in das Verwaltungsbureau hinüberschritt.

„Man könnte ja übrigens von der Serebrennikowschen Gnädigen noch Ziegel kaufen", fiel es dem Schulzen plötzlich ein. „Sie soll eine neue Ziegelei haben, sagt man. Fahren der Herr doch vorbei und machen das Geschäft mit ihr ab." „Das weiß ich auch ohne dich, daß da eine Ziegelei ist . . . Uff . . ." Kowalew rang nach Atem und blieb stehen, „sage Jegor, daß er mein Speisekörbchen aus dem Wagen holt, ich will frühstücken ... Stellt mir den Samowar auf, weiter nichts. Ich gehe noch ein wenig durch den Garten."

Kowalew wollte allein sein. Auf seinen Stock gestützt, ging er nicht eben leicht ausschreitend an den Pferdeställen vorüber, wo die Mägde den Mist zusammenharkten, vorüber an den Hütten der Arbeiter — auf den Haufen von Hobelspänen trieben sich Kinder herum — und schritt auf die alten Linden zu, hinter denen sich der Obstgarten hinzog. Hier war es einsamer. Goldbraunes welkes Laub lag auf den Pfaden, raschelte unter den Füßen. Die Linden waren entlaubt; ihre riesigen dunklen Stämme standen gleich Wächtern gewichtig in zwei Reihen. Hier und da leuchtete in grellem Gold das Laub des Ahorns. Um die Apfelbäume war die Erde stellenweise aufgegraben. Und über allem lag der herbe, feuchte, schmerzhafte Duft des Herbstes.

Kowalew machte an der Stelle halt, wo die Linden eine halbrunde Ausbuchtung in der Allee bildeten; dort stand ein morsches Tischchen und eine Bank; er ließ sich darauf nieder. Er nahm seinen schlichten bequemen Plüschhut ab und zündete sich eine Zigarette an. Man konnte von hier aus das Treiben auf dem Anwesen beobachten, hörte den Lärm der Dreschflegel hinter den Tannen, sah die Tagelöhnerinnen hin und wider gehen. Jegor brachte den

Frühstückskorb. Eine Kuh hatte sich bis zu dem Neubau verirrt — man vertrieb sie von dort. „Immer das gleiche, immer das gleiche", dachte Kowalew. „Zwanzigtausend Jahre werden vergehen, und ebenso wird das Laub der Linden abfallen, ebenso wird gedroschen werden, eine ebensolche Kuh wird sich herumtreiben. Und ebenso werden wir uns mühen und sorgen, heiraten, Kinder zeugen und uns mit den Geschäften des täglichen Lebens befassen." Dabei fiel ihm ein, daß der Schulze natürlich recht hatte, daß man selbstverständlich sofort Ziegel kaufen müßte und daß es natürlich ganz richtig war, in dieser Angelegenheit zur „Serebrennikowschen Gnädigen" heranzufahren. Als er sich dieser Worte erinnerte, die er so lange nicht gehört, fuhr Kowalew fast ein wenig zusammen — vielleicht auch, weil er sich in der letzten Zeit überhaupt nicht so recht berühmt gefühlt hatte.

„Gibt es das alles wirklich noch? Gibt es Nina Andrejewna noch, ihren Hof, die Wiesen?" — Das alles erschien ihm seltsam.

II

Vor langer Zeit, als sie hier in Liski gewohnt hatten, da war Petja Kowalew ein schüchterner Jüngling, ein Student gewesen; der Vater spottete über ihn und sagte, daß kaum ein tüchtiger Landwirt aus ihm werden würde: Petja liebte diese Beschäftigung wirklich nicht. Allein der Vater kam von Kräften, wurde krank, und vier Jahre lang bis zu seinem Tode, vier düstere Dorfjahre verbrachte Petja als Landwirt — richtiger als Verwalter seines Vaters auf dem Herrenhof. In dieser Zeit war er häufig bei Nina Andrejewna Karsten, verehelichten Smjelowa — bei der reichen „Serebrennikowschen Gnädigen", die damals schon Witwe war, zu Gast.

Jetzt, da er nun in seiner Kalesche auf der hallenden septemberlichen Landstraße dahinfuhr, auf die noch nicht abgeernteten Kartoffeläcker mit dem schwärzlich-welkenden Kraut blickte, auf die rostbraunen Stoppelfelder und die köstlich grüne Winterfrucht, bemühte sich Kowalew nicht ohne eine gewisse Neugier und Erregung sich vorzustellen, wie es jetzt wohl in Serebrennikowo aussehen mochte, was aus Nina Andrejewna geworden war, wie sie lebte und wie sie ihm begegnen würde. Er hatte sie lange nicht gesehen — seit der Zeit, da sein Vater gestorben und er selbst ins Ausland auf und davon gegangen war — seit siebzehn Jahren.

Als sie eine Werst von ihrem Gut entfernt durch die Furt eines Flüßchens fahren mußten, konnte sich Kowalew nicht enthalten und rief dem Kutscher zu: „Weiter rechts, weiter rechts — hier ist es zu tief!" — und hatte recht, wie es sich zeigte, sein Gedächtnis hatte ihn nicht getrogen: in jenen dunkeln Nächten, wenn er durch diese Furt heimkehren mußte, hatte er recht gut gewußt, an welcher Stelle man sich „weiter rechts" zu halten hatte. Weiterhin kam abschüssiges Wiesengelände, in der Ferne eine Mühle, Heuschober, ein Dorf jenseits des Flüßchens; zur Linken aber stieg die Landstraße allmählich an und führte an Streifen von Stoppelfeldern, dunkelgrünen Flachses und braunen Buchweizens vorüber auf Serebrennikowo zu. Immer weiter und breiter dehnte sich der Horizont, in der umnebelten, silberdunstigen Ferne sah man schon die Hauptverkehrsstraße, die nach der Kreisstadt führte, während gerade aus dem Anstieg das Wäldchen und die Getreidedarren von Nina Andrejewna herauswuchsen.

Kowalew wußte, daß sich viel auf dem Hof geändert hatte. Aus der Ferne schon war die Ziegelei sichtbar. Es wunderte ihn auch nicht sehr, als er an

Stelle der ihm bekannten unordentlich verstreuten Stallungen einen wunderbaren neuen Viehstall sah, ein steinernes Kellergebäude mit einem Zinkdach, einem Mausoleum ähnlich; in einem abgetrennten Abteil befanden sich die Schweine, unter denen eine Magd von westlichem Äußern herumhantierte: Nina Andrejewna hatte das ganze Gut einem Letten in Pacht gegeben, und er hatte seinen vorbildlichen Geist dort eingeführt.

Als die Kalesche in dem ihm wohlbekannten Bogen zwischen Fliederbüschen vor dem Aufgang vorfuhr, kam ihr ein kleiner Junge in Überzieher und grünem Tirolerhütchen mit einer Feder entgegen; dieser bläßliche Junge sah ebenfalls frei und unabhängig aus, wie die Knaben, die man bei uns in Rußland „ein Bub in Hosen“ zu nennen pflegt. Er neckte den Hund in der Hundehütte mit einem langen Stecken und trollte sich dann weiter.

Kowalew stieg an der Treppe mit der wachstuchbeschlagenen Tür unter einem kleinen Vordach aus. Alles war hier erneuert worden; das Haus war neu gedeckt, im Ton mit den lettischen Gebäuden übereinstimmend, die Fenster hatten neue Einfassungen bekommen, alles schien verjüngt in einer gewissen dauerhaften betriebsam-jugendlichen Weise. „Nina Andrejewna schafft; sie schafft und wirkt noch immer, sie ergibt sich nicht!“

„Die gnädige Frau ist im Garten“, meldete das Mädchen, das in sauberer Zierschürze ihm behilflich war, den Mantel abzulegen, „der Herr müssen ein wenig warten.“

Durch einen großen Saal begab er sich in das Wohnzimmer und von dort auf den Balkon. Dieser Balkon war jetzt in eine Veranda verwandelt worden; überall Blumen; auf dem Tisch ein glänzender runder Samowar, der Tee noch nicht getrunken, zierliche Servietten, Gebäck, alles mit altgewohnter Eleganz und einer gewissen zwanglosen Nachlässigkeit hingestellt; in einer Ecke ein Schaukelstuhl.

Wie oft hatte Petja Kowalew auf eben dieser selben Terrasse gesessen, ebenso auf die Hausfrau gewartet und nicht gewußt, wohin mit seinen dicken Händen und großen Füßen! Der jetzige Kowalew seufzte. In diesem Haus, auf dieser Terrasse mit dem Blick auf den abfallenden Garten, die Wiesen dahinter und die fernen grünen Hügel, hatte sich seine Jugend entzündet und verbrannt: seine karge und scheue, aber leidenschaftliche Jugend.

Von unten kam Nina Andrejewna einen Gartenpfad herauf: sie hatte ein paar Rosen in der Hand; sie trug ein graues Kleid und wirkte noch ebenso groß und stattlich, wie früher. Mit frischen energischen Schritten betrat sie die Veranda; sie führte die Rosen an ihr Gesicht, strich sich damit über die Wange und blickte Kowalew lächelnd an.

„Also Sie sind es! Mein Nachbar, der mich so ganz vergessen hat. Nun, ich freue mich, Sie zu sehen.“

Sie streckte ihm ihre duftende weiße Hand entgegen, die für ihn immer etwas Machtvolles gehabt hatte. Kowalew küßte sie.

„Sie sind noch immer die gleiche, Nina Andrejewna. Die Zeit hat keinen Einfluß auf Sie.“

Sie lächelte und schaute ihn mit den gleichen lichtblauen, klaren Augen an. Die gleichen aschblonden Haare, der ein wenig volle und blendend weiße Hals; nur bei genauem Hinschauen gewahrte er einige feine Runzeln und eine bräunliche Umrandung um die Augen.

„Allein welch ein Wind hat Sie hergeführt? Sie wissen doch wohl, wie lange Sie nicht bei mir gewesen sind?“ — Sie hielt einen Augenblick inne. — „Ja, es sind fünfzehn Jahr. Fünfzehn Jahre!“

Kowalew stützte den Kopf auf die Hand, strich sich leicht über den Bart und schaute jetzt nicht auf die Hausfrau, sondern in die Ferne, auf die herbstlichen Wiesen.

„Noch immer die gleiche", wiederholte er. „Ich schaue Sie an und denke: Sie sind eine sehr starke Frau, Nina Andrejewna."

„Nun, Sie aber, Sie haben sich verändert. Ich verhehle es nicht. Wie soll man es nennen . . . . ja, damals waren Sie ein schüchterner Student . . . ."

Kowalew lachte auf.

„Und jetzt ein schwerfälliger Gutsbesitzer, ein Bär, mit einem angegriffenen Herzen . . . ."

„Ach, Sie echter Russe Sie! Alle neigt Ihr zur Molltonart, zur Melancholie."

„Ja, und man sollte lieber mit Vernunft und Würde das Leben genießen? Und dann ruhig von hinnen gehen?"

„Jetzt sind Sie sicher der Philosophie ergeben", sagte sie milde. „Sie waren damals sehr schüchtern und, verzeihen Sie, etwas plump. Aber zuweilen brachen Sie in stürmische Tiraden aus."

„Jetzt werde ich nicht ausbrechen. Ja, jetzt . . . wie komisch! Sehr komisch, weswegen ich eigentlich zu Ihnen gekommen bin!"

Und er erhob sich, ging langsam auf der Veranda auf und ab und erzählte ihr mit einem leichten und zugleich auch ein wenig spöttischen Lächeln, daß er Ziegel benötigte, und zwar so-und-soviele, und dann-und-dann.

„Das wäre gut," er lächelte, „wenn wir jetzt begännen miteinander zu handeln, zu streiten, und einer den andern um zehn, zwölf Rubel übervorteilen würde!"

Nina Andrejewna stimmte zu, daß dies sehr komisch sein würde. Sie saß jetzt an dem gleichen Teetisch, wie ehemals, goß ebenso wie früher mit ruhiger geübter Hand den Tee durchs Sieb, rückte ohne Hast das Geschirr, trocknete ohne Hast die Tassen aus, wie ein Mensch, der es nicht anders gewohnt, und seiner selbst vollkommen sicher ist. Wenn man sie anschaute, konnte man denken, daß sie ihren Lebensweg wohl auf leichten weißen Sohlen zurücklegte, mit jener gleichen unbefangenen Einfachheit, wie sie sich hielt und trug, wie sie die Tassen spülte. „Sie hat schwedisches Blut," dachte Kowalew, „nicht umsonst hat sie mir meine russische Abkunft vorgeworfen."

Ihre Unterhaltung wurde durch einen Menschen in einer plebejisch groben braunen Jacke, mit einem kräftigen roten wetterharten Gesicht und einer Mütze auf dem Kopf unterbrochen: es war der Pächter des Gutes. Er drückte Kowalew ungefüg die Hand und begann mit Nina Andrejewna über Ferkel, über Ölkuchen für die Kühe im Winter und über verschiedene wirtschaftliche Angelegenheiten zu sprechen. Kowalew erriet, daß dieses der Vater des Knaben im grünen Tirolerhütchen mit der Feder war, den er bei der Anfahrt getroffen hatte. Dieser Vater hatte eine kurzgeschorene Bürste über der Stirn und kleine, wirtschaftstüchtige, sehr flinke Augen; er war von oben bis unten angefüllt mit seinen dörflich-landwirtschaftlichen Interessen und erging sich ohne Atempause über Schweine, Ölkuchen, Heu und Hafer. Kowalew kannte diese dauerhafte lebenszähe Rasse schon. Er hatte dieses vierkantige Gesicht, diese großen Füße schon gesehen, die halbrussische Redeweise schon gehört, und wußte schon alles von den Schweinen. Es wurde ihm langweilig. Er ging hinunter in den Garten; sagte Nina Andrejewna, daß er bei ihrem Gespräch nicht stören wollte.

III

Kowalew schlenderte langsam an Blumenbeeten vorüber den Gartenpfad entlang. Astern, Levkojen, Georginen blühten hier. Einige Rosen leuchteten in dunklem Feuer. Es wurde wärmer; am Himmel trat die perlmutterfarbene Sonnenscheibe kaum sichtbar hervor. Irgendwo schrien die Krähen — mit jenem fernen obdachlosen Schrei, so daß es scheint, es riefe wer aus der Tiefe des öden leeren Himmels. Kowalew hatte ein Gefühl, als ob ihm nicht so recht wohl wäre; halb fühlte er leichten Frostschauer und Hitze, halb war sein Hirn leicht berauscht von irgend etwas Leichtem, Zartem, das auf alle Dinge ringsum seinen Abglanz warf. Er schritt zwischen Blumen. Hinter ihm dehnte sich der Apfelgarten, aber es war, als ob hier neben ihm, an allen diesen Plätzen noch die früheren Schatten einhergingen, gewesene Menschen, alles schien wie vergangen und doch lebendig. Und auch er selbst ging hier umher, mit andern Schritten, mit einer andern Seele, und dennoch er, der Student Petja Kowalew. Dort unten am Teich wird er seiner Dame begegnen, die wie immer elegant, gelassen und gleichmäßig sein wird. Sicher wird schon jemand anders bei ihr sein: der benachbarte Gutsbesitzer mit dem Zigeunergesicht und den hohen Stulpenstiefeln, oder der Vorsitzende der Kreisverwaltung, parfümiert, mit einem himmelblauen Taschentuch in der Brusttasche seines Besuchsrockes. Und zu allen ist sie liebenswürdig, gleichmäßig, mit einem leichten Anflug von Freudigkeit, und man weiß nicht, wem sie entgegengeht — auf leichten weißen Sohlen durch das Leben schreitend.

Am Teich setzte er sich nieder. Vor ihm lagen Wiesen, auf denen hier und da Heuschober standen; nicht weit über ihm ragte die Mühle: dort blinkte ein Stückchen eines zweiten Teiches, und dahinter, in leichtem herbstlichem Nebel stieg ein Espenwald am Hügel empor. Dort waren sie nicht selten zusammen spazierengeritten. Ebenso hell und freundlich war sie dort natürlich auch mit andern herumgesprengt, mit andern, die schöner, gewandter und reicher als er waren; und ebenso herzlich und einfach hatte sie auch mit ihnen geplaudert.

Kowalew schloß die Augen. Ein Abend schwebte ihm vor, herbstlicher Mondschein, der Weg durch den Wald inmitten des dichten Espengehölzes. Aber im Herbst sind die Espen kahl, und wie spärlich erscheinen sie dann! Im dunstigen Mondlicht glänzt das Laub, das den Boden bedeckt wie reines Silber; die kleine Schlucht zur Linken ist mit Nebelschleiern umhüllt. Eine verwunschene wilde Stelle war das: Nina Andrejewna nannte ihren nächtlichen Ritt durch diese Allee „die Flucht Karls des Kühnen nach der Schlacht bei Nancy".

„Das alles ist Wahn," ging es ihm durch den Sinn, „süßer Wahn."

Er saß, den Rücken dem Haus und dem Pfad, der von dort herführte, zugekehrt. Als Schritte raschelten, wandte er sich um. Nina Andrejewna kam von dort herab.

„Hier sind Sie! Ich bin ein wenig aufgehalten worden durch . . . . durch meinen lettischen Ritter."

Kowalew lächelte.

„Er hat Sie durch seine grimmige Leidenschaft bezwungen."

Nina Andrejewna blickte ihn aufmerksam an.

„Ach so, Ironie! Die Russen lieben halt die Ordnung, das Neuschaffen, den Wohlstand nicht."

„Und dabei bin ich jetzt selbst die verkörperte Ordnung. Sie sollten nur sehen, sehr anständig führe ich die Geschäfte meiner Frau. Selbst zu Ihnen bin ich nicht ohne Zweck gekommen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Sie lieben das alles nicht. Wenn ich Sie so anschaue, scheint es mir sogar, daß Sie, wäre nicht eine gewisse Trägheit des Entschlusses vorhanden, alles das hinwerfen würden. Ein unsteter obdachloser Student würden Sie wieder werden."

Kowalew schwieg. Die Luft war lau, silbrig, unsichtig. Leichter Dunst breitete sich über die Wiesen. Wieder schrien aus der Leere fern, unumgrenzt die Krähen.

„Nina Andrejewna, erinnern Sie sich unserer Spazierritte in jenem Wald?"

„Freilich."

„Halb-Russin, Halb-Schwedin .... Jetzt, in diesem Augenblick will es mir scheinen, daß, trotz allem, was man durchgemacht hat, trotz allem Kummer .... in der Öde, in der ich lebe .... ja, ich verirre mich. Gleichviel. Trotzdem ist alles, was da war, gesegnet gewesen. Mag es denn auch gesegnet bleiben."

Er ergriff ihre Hand und küßte sie.

„Die gleiche weiße Hand, der gleiche Duft."

Sie sagte ruhig:

„Ich erinnere mich, wie Sie hierher zu kommen pflegten, wie wir zusammen geritten sind. Das war in meiner Jugendzeit."

Sie sann ein wenig nach.

„Es gefiel mir natürlich, daß Sie mich liebten. Das ist ein weiblicher Zug. Trotzdem halte ich mich Ihnen gegenüber nicht für schuldig. Nein." Sie reckte sich leicht. „Ich habe niemandem etwas vorgelogen. Niemals. Ich brauche nichts abzuleugnen."

Kowalew schien sich zu erregen.

„Das eben meine ich ja gerade, leugnen Sie nichts ab, nein, nein, bleiben Sie so makellos, so untadlig, wie ich Sie gekannt habe, stets die Gleiche, gerade, unverhohlen auf Ihrem Weg dahinschreitend .... Sage ich denn etwas anderes? Mache ich Ihnen Vorwürfe?"

„Auch in meinem Leben hat es Leiden, Kummer und Mißerfolge gegeben: aber ich war der Meinung, daß man allen Dingen schlicht und kühn ins Auge schauen muß. Schwächlinge, die sich unterkriegen lassen, mag ich nicht. Und es kam wohl vor, daß mein Herz zermürbt war, ich aber stickte dann irgendeinen ‚Tischläufer'."

Kowalew blickte sie an und nickte wie zur Bekräftigung leicht mit dem Kopf. Ja, so hatte auch er sie gekannt. So saß sie auch jetzt vor ihm aufrecht, rein und wohlriechend, recht und redlich ihr Leben lebend, nachdem sie recht und redlich seine Jugend zerbrochen, sündelos und wohlerhalten. Gleich würden sie aufstehn, und der Zauber wird verfliegen. Aus dieser Zauberwelt wird er von neuem über die Gartenpfade schreiten, an den Apfelbäumen vorüber, die ihre sorgende Hand gepflanzt, auf das neueingerichtete Haus zu; dort auf der Glasveranda wird er mit der liebenswürdigen Hausfrau und der verständigen Gutsbesitzerin plaudern — vielleicht über die Ernte, vielleicht über Kühe und Ziegelsteine. Und sie — aber auch sie hatte doch erfahren, was Liebe ist! — sie würde sich auch solcher Unterhaltung anpassen. Und nur zuweilen vielleicht wird auch ihr Blick in sich gekehrt ruhen, für einen Augenblick wird auch sie ins Bereich der süßen Träume, ihrer Gesichte, untertauchen.

IV

Es war ziemlich spät, als Kowalew sich Liski wieder näherte. Schwerfällig auf seinen Stock gestützt saß er in seiner Kalesche. Durch dunstige Wolken leuchtete der Mond. Sie fuhren im Schritt durch das leere lichte Wäldchen. Der Wagen wurde stark geschaukelt. Der Mond glitt matt zwischen den kahlen Ästen dahin. Ein Wind kam auf. Eine Eule krächzte.

Kowalew hatte keine Lust, nach Hause zurückzukehren, in seinen schwirrenden Bienenstock, wo die Wirtschaft ihn erwartete, Auseinandersetzungen mit seiner Frau, mit den Angestellten und Kaufleuten, dieser ganze ermüdende und hoffnungslose Kreislauf, in welchem so viel vom Leben dahingeht. Und als er in Lisķi angekommen war, befahl er die Pferde auszuspannen und zu füttern; für ihn aber im Verwaltungsbureau ein Bett zu richten. Nach Verlauf einer Viertelstunde brachte die schmuddlige Bäuerin ihm einen schmuddligen Samowar. An einem kleinen Tischchen bei dem kümmerlichen kleinen Fenster der russischen Bauernhütte trank Kowalew schweigend und einsam seinen Tee aus der Untertasse und biß dazu nach Bauernart vom Zucker ab. Seine Hände rochen noch nach dem Parfüm „l'heure bleu". Über die Tischdecke lief eine Küchenschabe und regte im Lauf die Fühler. Ruhig und ohne Arg sah Kowalew ihr zu. Um diese Stunde, das wußte er, legte sich Nina Andrejewna in ihrem üppigen Schlafzimmer zur Ruhe nieder; in feiner zarter Wäsche, gutgewaschen, elegant, bemüht, sich dem Alter nicht zu ergeben, las sie aus hygienischen Gründen vor dem Einschlafen noch ein wenig. Wahrscheinlich standen die Rosen, mit denen sie heute die Veranda betreten hatte, in einem Kristallväschen auf ihrem Toilettentisch und spiegelten sich in dem dreiteiligen Spiegel. Und jeden Morgen, jeden Abend gaben diese drei Spiegel auch ihr Bild zurück — das Bild dieser gelassen durchs Leben hinschreitenden Erscheinung.

Die Bäuerin kam nicht wieder, um nach dem Samowar zu sehn. Er kochte, summte ersterbend seine dünne Note und verstummte. Die Küchenschabe war fortgelaufen, dahin, wo sie wollte. Kowalew wurde es müde, in dem stickigen Stübchen zu sitzen, wo Pferdegeschirre an der Wand hingen und darunter Bilder der Zarenfamilie. Er zog seinen Mantel an, öffnete die Tür zum dunklen Flur und trat hinaus. Alles schlief auf dem Herrenhof. Nirgends ein Licht, überall Totenruhe. Der Mond war höher gestiegen, und sein immer gleich geheimnisvolles, gespenstisches Licht strömte heller. Auf dem gleichen Weg wie am Morgen schritt Kowalew an dem Tannenwall vorüber auf den Neubau zu. Die Hunde bellten. Aber er fürchtete sich nicht vor ihnen. Mit Hunden war er stets gut Freund gewesen, und sie rührten ihn nicht an. Wieder stieg er die Aufgänge hinauf, durchquerte langsam das Wohnzimmer, über dem sich der Himmel wölbte, warf einen Blick ins Zimmer seiner Mutter: im Speisezimmer flog eine Eule aus einem Winkel auf. Über den schon mit Dielen belegten Fußboden trat er auf den Balkon hinaus. Auch hier hatten menschliche Hände ihre Arbeit bereits verrichtet: Geländer und Fußboden waren fertiggestellt; etwas Seltsames lag in dieser Fürsorge um die Einrichtung des Lebens. Nach Verlauf einiger Monate würde seine Mutter hierher übersiedeln, um vermutlich hier zu sterben, nachdem sie noch einige dunkle und farblose Jahre hingeschleppt. Aber aus irgendeinem Grunde wünschte auch sie dieses Einrichten, und die Maurer taten ihre Arbeit, und er, Petja Kowalew, der treue Sohn, fuhr, um Ziegelsteine zu beschaffen. Der Mond führte sein rätselvolles dunstiges Antlitz halb spöttisch, halb wehmütig über ihnen dahin. Er sah auch auf sein Leben herab, das Leben dieses Menschen, der hier unten stand. „Nun ja, hier unten sind wir, so sind wir, und auf solche Weise haben

wir unser Leben gelebt. Wie wir es aber verantworten werden — weiß keiner.“

Dort weiter unten war ein Teich. An dem Abhang dahinter hatte man den Versuch gemacht, eine Lauballee zu pflanzen, aber die Buben aus dem Dorf hatten die junge Anpflanzung wieder ausgerissen, so, aus Übermut. In jenem jetzt kahlen Wäldchen, das silbern im Mondlicht flimmerte, war er als Jüngling herumgeschweift, verzehrt von Liebe. Gab das Echo des Waldes seine Sehnsuchtsqualen wieder? Wer hatte sie angefacht? Und was denn waren sie gewesen? Die Winde des Lebens hatten sie davongetragen, mit der gleichen Sorglosigkeit, unbekümmert, wie Licht und Schatten auf den Wegen spielen. Trugbilder, Luftspiegelungen! Hier sind sie, in dieser opalenen Nacht, wo alles — Sein und Schein, Vergangenheit und Gegenwart, das Weh ehemaliger Wunden und das Lächeln des Vergessens — dunstumschleierter Kreislauf menschlichen Daseins . . . .

Mechanik und Formbildung

Ein Gespräch

von

J. von Uexküll

Auf einer Abendgesellschaft in kleinem Kreise wurde die Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit lebhaft erörtert und schließlich den beiden anwesenden Naturforschern die Frage vorgelegt: wie sich die moderne Naturwissenschaft dazu stelle?

Da der eine von ihnen Monist, der andere Biologe war, platzten die beiden Weltanschauungen sofort aufeinander. Während der Monist die Unsterblichkeit der menschlichen Seele rundweg leugnete, meinte der Biologe, wie man die menschliche Seele auch auffassen möge, als eine eigentümliche Naturkraft oder als ein eigenes Naturgesetz, in jedem Falle wäre ihre Unsterblichkeit über allem Zweifel erhaben. Der Körper des Menschen sei zwar ebenso hinfällig wie eine Schneeflocke oder ein Salzkristall, die Seele hingegen sei ebenso unzerstörbar wie jede Kristallisationskraft. Die Kristallisation unterläge nicht dem Gesetz der Erhaltung der Kraft, und was die organisierenden Kräfte anginge, die man in dieser Hinsicht den kristallisierenden Kräften zuzählen müsse, so könne man nicht leugnen, daß im Laufe der Erdgeschichte immer neue Tierformen aufgetreten seien, die auf immer neue formbildende oder organisierende Kräfte schließen ließen. Die Seele eines jeden Menschen, der eine eigenartige Persönlichkeit sei, müsse man als eine neue eigenartige Naturkraft ansprechen, die daher unzerstörbar und unsterblich sei.

Darauf entspann sich folgendes Gespräch, das von beiden Naturforschern allein geführt wurde unter lebhafter Anteilnahme der Gesellschaft.

Biologe: Die Kristallisationskraft, wenn wir von einer solchen reden dürfen, kann sich nicht in eine andere Kraft verwandeln. Sie ist im Gegensatz zu anderen Kräften nicht meßbar, man kann sie weder wägen noch zählen.

Darum ist es eine Frage, ob sie überhaupt eine Kraft ist. Ich kann mit dem gleichen Aufwand an Energie eine Säule bauen oder eine Pyramide. Aus der Form des Salz- oder Eiskristalles läßt sich kein Schluß auf die Kräfte ziehen, die zu ihrem Aufbau notwendig waren. Form und Energie stehen in einem inkommensurabelen Verhältnis. Die Wärme, die von einem brennenden Holzstoß abgegeben wird, kann ebensogroß sein wie die eines brennenden Hauses. Und doch war der Aufwand an Kraft beim Hausbau ungleich größer als beim Errichten des Holzstoßes. Es muß also doch noch etwas anderes bei der Formgebung hinzukommen, das weder im Stoff noch in der Kraft enthalten ist.

Monist: Im Grunde geht alle Kraft auf Bewegung zurück. Die Chemiker führen alle Unterschiede des Stoffes auf verschiedene gesetzmäßige Formen der Bewegung zurück. Auch im einfachsten Atom ist ein Zentralkörper vorhanden, um den Elektrone wie Gestirne ihre festen Bahnen ziehen. Ewige Gesetze, die diese kleinsten Sternenwelten beherrschen, bestimmen die Eigenschaften der stofflichen Körper. Ein Ausdruck dieser Gesetzmäßigkeit ist auch die Form der Kristalle. Was Dir als besondere formgebende Kraft imponiert, ist nichts als der Ausdruck einer bereits in gesetzmäßiger Form kreisenden Bewegung.

Biologe: Ich sehe zwar noch nicht, wie die Kristallform aus der Bewegungsform abgeleitet werden kann, aber ich nehme es dankbar an, daß alle Bewegung eine geordnete Form besitzt. Da sich alle Bewegung im Raum abspielt, ist mithin der Raum erfüllt von gesetzmäßiger Form. Und diese ist gewiß unsterblich?

Monist: Ja, sie ist es, und sollten einige aus ihr abgeleitete Stoffe gelegentlich verloren gehen oder verschwinden wie die Schneeflocken im Sommer, so können sie jederzeit durch rein kausales Geschehen in der gleichen Form wieder erstehen. Ich betone kausales Geschehen, denn ich weiß wohl, worauf du abzielst, du willst in unser schönes geschlossenes Weltsystem durch irgendein Hinterpförtchen ein anderes nicht kausales Geschehen hineinschmuggeln.

Biologe: Du bist recht mißtrauisch. Aber bleiben wir beim kausalen Geschehen, welches doch besagen will, daß zeitlich immer einer Ursache eine Wirkung folgt, die ihr voll entspricht, causa aequat effectum.

Monist: Ja, das ist das Große an unserer Weltanschauung, daß wir gelernt haben, Ursachen und Wirkungen bei den Naturvorgängen zu messen und zahlenmäßig ihre Gleichheit festzustellen.

Biologe: Ursachen und Wirkungen folgen sich doch zeitlich. Nun besteht aber die Zeit aus einer Reihenfolge von Momenten. In jedem Moment ist alles in Ruhe, und nur der Unterschied, den der Inhalt der Welt uns von Moment zu Moment darbietet, ist, so scheint es, das, was wir Bewegung nennen.

Monist: Wieder weiß ich, worauf du hinauswillst. Du willst unsere schöne kontinuierliche, objektive Zeit, die wir nur des bequemeren Rechnens halber in kleinste Teilchen zerlegen, in ein subjektives Monstrum verwandeln, das aus lauter Sprüngen besteht, und dann behaupten, daß es keine kontinuierliche Bewegung gäbe, und daß die Ruhe während des Momentes niemals die Ursache der Veränderung im nächsten Momente sein könne.

Biologe: Du mißverstehst mich, die Kausalität wollte ich gar nicht angreifen. Ich wollte nur darauf hinweisen, daß alle Zeit, die wir kennen, aus Momenten besteht, mit denen wir sie messen. Der Moment des Menschen währt ca. ein Sechzehntel Sekunde und nur, weil zwei benachbarte Momente

sich nicht merklich unterscheiden, scheint uns die Zeit kontinuierlich zu sein. Eine objektive Zeit, die von allen Subjekten unabhängig wäre, kenne ich freilich nicht. Die Dauer der subjektiven Momente ist auch ausschlaggebend dafür, ob und wie eine Bewegung wahrgenommen wird.

Monist: Aha, du willst auf K. E. von Baer herauskommen, der die übergeistreiche Annahme machte, es könnte Wesen geben, die die gleiche Anzahl von Momenten, die der Mensch während eines Lebens von 80 Jahren durchlebt, in 8 Jahren — 8 Monaten — 8 Tagen oder gar in 8 Stunden erlebten. Der kürzeren Lebensdauer entsprechend müßten sich die Momente dieser Wesen verkürzen. Der Anblick des Weltbildes würde sich dadurch von Grund aus ändern. Selbst die schnellsten Bewegungen würden in so viel Momente auseinandergezogen, daß der bewegte Gegenstand, z. B. eine abgeschossene Flintenkugel, in der Luft stillstünde. Aller Wechsel auf Erden würde einer öden Stille Platz machen. Umgekehrt würde bei Wesen, die erheblich verlängerte Momente besäßen, die Welt sich in Trab setzen. Die uns unsichtbaren Bewegungen, wie das Wachsen des Grases und der Wälder, würden sichtbar werden. Die Sonne würde wie ein feuriges Rad um den Himmel sausen usf.

Biologe: Man braucht gar nicht so ins Extrem zu gehen, um die Änderung der Welt durch die veränderte Momentdauer festzustellen. Es gibt Tiere genug, die eine ihrem Leben angepaßte Momentdauer besitzen, wodurch ein völlig verändertes Weltbild entsteht. Tiere, die auf die trägen Bewegungen ihrer Beute oder ihrer Feinde eingepaßt sind, reagieren mit der größten Sicherheit auf Bewegungen, die uns unsichtbar sind. Am deutlichsten wird die Wirkung der veränderten Momentdauer zur Anschauung gebracht durch den Kinematographen, wenn man eine wachsende Pflanze alle Stunde einmal photographiert und die Bilder dann schnell abrollen läßt. Dann sieht man die Pflanze wachsen, dann erleben wir die Welt mit einstündiger Momentdauer.

Monist: Auf diese Weise habt Ihr die objektive Zeit verunstaltet. Noch schlimmer seid Ihr mit dem Raum verfahren. An Stelle des mathematischen Punktes, der ohne Ausdehnung ist und als Grundlage für die mathematische Erfassung des Raumes dient, setzt Ihr den Ort, als die für das jeweilige Subjekt gültige kleinste Raumgröße, die auch wieder von Umwelt zu Umwelt wechselt. So baut Ihr aus kleineren und zahlreichen oder aus größeren und spärlichen Mosaiksteinen die Umwelten der Tiere auf. Dagegen läßt sich schließlich nichts sagen, aber Ihr leugnet das Vorhandensein eines objektiven Raumes überhaupt und macht dadurch das Werk der Mathematiker zu einem Hirngespinst. Ja schlimmer als das, auch den Physikern und Astronomen pfuscht Ihr ins Handwerk, indem Ihr die Welt, die uns Menschen umgibt, in lauter subjektive Merkmale zerlegt und nach subjektiven Orten und subjektiven Momenten anordnet. Habt Ihr dann die ganze objektive Welt in eine räumliche und zeitliche Mannigfaltigkeit verwandelt, die nur für ein einzelnes Subjekt gültig ist, so stellt Ihr noch, um Euer Zerstörungswerk zu krönen, die Lehre von der dritten Mannigfaltigkeit auf, die das Universum in abertausend von subjektiven Welten zersplittert. Unseren Forschern aber werft Ihr vor, daß sie ihr Werk in eine einzige menschliche Falte eingezwängt und dabei übersehen hätten, daß in Wirklichkeit Falte an Falte, Welt an Welt sich reiht.

Biologe: Ich sehe nicht ein, warum die über den menschlichen Raum und die menschliche Zeit hinaus gesteigerte biologische Weltanschauung Grund zur Entrüstung geben soll. Außerdem haben wir keineswegs das Werk der Astronomen, Physiker und Mathematiker für ein Hirngespinst erklärt. Aller-

dings sind wir davon überzeugt, daß ein jedes Subjekt einen anderen Himmel über sich trägt, der von den Himmeln anderer Subjekte merklich verschieden sein kann. Diese Unterschiede lassen sich nicht auf physikalische Ursachen zurückführen, sondern beruhen in der verschiedenen Bauart der Augen und der Gehirne der verschiedenen Subjekte. Da die Bauart dieser Organe bei den Menschen sich in den Hauptpunkten gleichbleibt, kann man von einer allgemein menschlichen Himmelsbeschreibung sprechen, die für alle menschlichen Himmel gültig ist. Dagegen würde die Himmelsbeschreibung für diejenigen Tiere, die infolge ihrer geringen Anzahl von Orten die Sterne gar nicht einzeln wahrnehmen können, erheblich anders ausfallen. Die wirkliche Welt endet aber unter allen Umständen dort, wo die Sinnesorgane des Subjektes ihr eine Grenze setzen. Wir sind eben so bescheiden, daß wir die uns von der Natur gezogene Grenzlinie auch als für uns gültig anerkennen.

Monist: Eine schöne Bescheidenheit, die sogar den gewaltigsten Fortschritt der menschlichen Naturerkenntnis dankend ablehnt. War es nicht eine Großtat sondergleichen, als Giordano Bruno die Himmelsdecke sprengte, die bis dahin die Welt als feste Schale umgeben hatte, und den sich unbeschränkt ausdehnenden Raum an die Stelle einer über dem Himmel thronenden Götterwelt setzte, die als Furcht und Verderben bringendes Wahngebilde die Menschheit hatte verdummen lassen und vor einem Jenseits erzittern ließ, das es gar nicht gibt? Und nun wollt Ihr diese Grenze wieder aufrichten, indem Ihr jedes Subjekt mit einer undurchdringlichen Seifenblase umgebt, jenseit der es keinen Raum gibt, sondern wieder ein Hirngespinst — die sogenannte Planmäßigkeit. Damit der ganze Schwindel von ehedem wieder losgehen möge.

Biologe: Wozu die starken Worte für eine einfache Festlegung der Tatsachen? Daß ein jedes Subjekt an seine Sinnesorgane gebunden ist bei der Erkenntnis der Welt, wird wohl niemand leugnen können. Warum dann die Empörung, wenn wir es versuchen, Inhalt und Grenzen der von den Sinnesorganen abhängigen Welt abzustecken? Was hinter diesen Grenzen liegt, ist eben sinnlich unerkennbar, ob man hinter der Himmelsdecke eine Götterwelt oder eine endlose Raumwelt aufbaut — jedesmal überschreitet man dabei die uns gesteckten Grenzen. Es ist wahr, daß im Laufe der Zeiten die Astronomen die Seifenblase, die jeden von ihnen umgibt und die sichtbarlich am Himmelsbogen endet, in Gedanken immer weiter aufgeblasen haben, bis sie schließlich platzte, d. h. nur in der Vorstellung, denn in Wirklichkeit steht das Himmelsgewölbe unerschüttert da wie am ersten Tage. Und wie sieht Eure Vorstellungswelt schließlich aus? Den Raum hattet Ihr glücklich ins Endlose erweitert, aber erst Einstein hat Euch darauf aufmerksam gemacht, daß Ihr vergessen hattet, aus Eurer objektiven Welt das Subjekt zu entfernen, das die Zeit des Weltgeschehens angab. Nachdem er dieses Subjekt beseitigt hatte, stellte es sich heraus, daß in der azentrischen Welt die ganze Zeitrechnung zusammengebrochen war. Nur so lange es ein Subjekt gab, dessen Momente für das ganze Weltall galten, gab es noch eine Gleichzeitigkeit, denn gleichzeitig ist immer nur das, was im gleichen Moment geschieht. Ohne zentrales Subjekt gibt es keine allgemeingültigen Momente mehr. Zwei Geschehnisse, die für ein Subjekt an einem Orte gleichzeitig sind, fallen für ein anderes Subjekt an einem anderen Orte deutlich auseinander. Und wenn gar beide Subjekte eine verschiedene Momentdauer besitzen — was dann? Ist dann eine einheitliche Welt überhaupt noch vorstellbar? Nein, eine subjektlose Welt ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Monist: Das rechtfertigt noch lange nicht Eure Art, mit den Objekten

umzuspringen. Einsteins scharfsinnige Überlegungen gleichen einer mathematischen Formel, die zwar unanschaulich ist, aber schließlich doch der Erkenntnis der objektiven Welt zugute kommt. Ihr aber zerschlagt das Wirklichste, was es gibt, nämlich Gegenstände und Objekte. Ein Gegenstand wird nach Eurer Definition nur durch seine Leistungsregel zusammengehalten. Ist die Leistung unbekannt, so mag wohl noch die äußere Gestalt erkannt werden, ein Gegenstand ist aber nicht vorhanden. Als Beispiel dafür wird ein Neger angeführt, der, obgleich er sehr gut klettern konnte, doch mit einer Leiter nichts anzufangen wußte, bis ihm ein anderer Neger das Leiterbesteigen vorgemacht hatte. Er sah nur „Stangen und Löcher", aber keine Leiter. Erst als er das Leiterbesteigen erlernt hatte, gab es in seiner Umwelt auch Leitern. Desgleichen wird auch die Behandlung, welche die Affen der Leiter angedeihen lassen, hierfür angeführt. Nach den Berichten Köhlers behandeln sie die Leiter wie einen Baumstamm, der einseitig Äste aussendet, deshalb wird er mit dem einen vermeintlichen Stamm senkrecht an die Mauer gedrückt, aber niemals schräg angelehnt, wie wir die Leiter benutzen.

Daraus schließt Ihr, daß nur der Mensch in seiner Merkwelt Gegenstände besitzt, die Tiere mit wenigen Ausnahmen aber nur Objekte, d. h. einzelne Bündel von Merkmalen, die gerade für ihr Leben notwendig sind. Dies verführt Euch dazu, nur noch die Realität der Merkwelten anzuerkennen — die Realität der Gegenstände und Objekte aber zu leugnen. Die Eiche, die ich vor mir sehe, soll nur für mich in meiner Merkwelt vorhanden sein, den Tieren, die sie bewohnen, aber gänzlich unbekannt bleiben. Der Singvogel sieht nur eine Nistgelegenheit, die Eule nur ein Versteck, der Specht einen Beuteplatz. Für den Holzwurm ist statt der Eiche ein Nahrungsträger vorhanden, in den er seine Wohngänge bohrt, für den Fuchs gibt es nur ein unterirdisches Wohnlabyrinth usf. Selbst für die Menschen soll sich die Eiche entsprechend der Merkwelt ändern. Eine andere ist sie für den Botaniker, der sie klassifiziert, eine andere für den Jäger, dem sie als Marke dient, eine andere für ein junges Mädchen, das sentimentale Gedichte schreibt, und wieder eine andere für den Holzhändler, der ihren Marktwert berechnet. So wird ein jeder Gegenstand, ein jedes Objekt zu einem Proteus, der uns narrt, wenn wir ihn in seiner wahren Gestalt erkennen wollen. In jeder Merkwelt steht er als ein anderer vor unseren Sinnen, den Sinnesorganen des betreffenden Subjektes entsprechend, und ohne Subjekt ist er gar nicht vorhanden. Die Beobachtungen mögen alle ganz richtig sein, aber ihre Deutung schießt gewaltig über das Ziel hinaus. Denn ohne die Anerkennung der Realität der Objekte werden wir zu Solipsisten oder besten Falles zu extremen Relativisten, die in der Welt nur noch Beziehungen erkennen, die nichts Greifbares mehr enthalten.

B i o l o g e: Du vergißt die Subjekte, die als Baumeister ihrer eigenen Welten das Reale an sich darstellen.

M o n i s t: Um ihrerseits in der Welt des Nachbars bis zur Unkenntlichkeit verändert zu werden oder der Wesenlosigkeit anheim zu fallen. Aber die ganze Lehre der dritten Mannigfaltigkeit ist nur ein Trick, um dem Darwinismus, der die Grundlage unserer Weltanschauung bildet, den Garaus zu machen. Denn in der Tat, wenn es keine allgemeine Weltbühne mehr gibt, an die sich die Lebewesen durch das Überleben der Passenden im Kampf ums Dasein in immer vollkommenerer Weise angleichen — dann gibt es keine allmähliche Anpassung, wie Darwin sie gelehrt. Statt dessen ist ein jedes Subjekt in seine kleine Spezialbühne eingepaßt, und das erfordert die An-

erkennung gänzlich anderer Naturgesetzlichkeiten. Während wir Monisten mit den gut begründeten physikalischen, chemischen und mechanischen Gesetzen auskommen und die Kausalität für uns die einzige Beherrscherin des Weltalls ist, grabt Ihr die längst überwundene Lebenskraft wieder aus und führt eine Finalität in das Weltgeschehen ein, die vielleicht nicht mit Zwecken, dafür aber mit Zielen und Zielstrebigkeit arbeitet, wie es K. E. von Baer gelehrt.

Das berühmte biogenetische Grundgesetz Haeckels dient nur noch zur Zielscheibe Eures Spottes, und doch lag in ihm die Erklärung der Weltentwicklung, wie sie vorher niemals gegeben war. Besagt doch dieses Gesetz, daß jedes Tier in seiner Keimesentwicklung die Stammesgeschichte seiner Ahnen in abgekürzter Form wieder durchlebt. Dadurch werden Keimesentwicklung und Stammesentwicklung derart ineinander verankert, daß jedes aus dem anderen deutbar wird.

B i o l o g e: Wir stoßen uns vor allem an der Gedankenlosigkeit, mit der Ihr das Wort Entwicklung anwendet. In beiden Fällen, sowohl in der Stammesgeschichte wie in der Keimesgeschichte, handelt es sich gar nicht um Entwicklung, sondern um Verwicklung, nicht um Entfaltung, sondern Vervielfältigung. Daß die ersten einfachsten Tiere in ihrem Protoplasma die künftige Struktur ihrer vielseitigen Nachkommen eingewickelt in sich trugen, behauptet Ihr selbst nicht einmal, obgleich Ihr vom Entwicklungsgedanken redet. Nein, die Auslese des Passendsten soll aus dem Ungewickelten das Verwickelte hervorgebracht haben.

Daß im Keim des einzelnen Lebewesens kein eingewickeltes Geheimgefüge vorhanden ist, hat die experimentelle Forschung zur Genüge bewiesen. Ihr aber fordert, daß auf die Keimesgestaltung auch heute noch Faktoren einwirken, die einst vor Jahrtausenden auf die Ahnen eingewirkt haben sollen, jetzt aber gar nicht mehr vorhanden sind. Da läßt Euch Eure vielgepriesene Kausalität gründlich im Stich. Wir erkennen grundsätzlich beim heutigen Geschehen nur solche Faktoren an, die auch heute noch nachgewiesen werden können. Die von Euch angerufenen „rudimentären Organe“, die beim Ururenkel noch als unnützer Ballast mitgeschleppt werden sollen, imponieren uns gar nicht. Zeigt uns doch im Schmetterling ein rudimentär gewordenes Organ der Raupe, aus der er entstanden ist. Hier liegen nicht Jahrtausende zwischen den beiden Gestalten, sondern nur Wochen oder Tage. Und ist etwa die männliche Brustwarze ein Beweis dafür, daß unsere männlichen Ahnen ihre Kinder gesäugt haben?

Der Lehre von den rudimentären Organen liegt ein völliges Mißverstehen der Gestaltungsgesetze zugrunde. Jeder menschliche Gebrauchsgegenstand weist außer den Eigenschaften, die für seine Benutzung notwendig sind, auch noch Entstehungszeichen auf, die einen Hinweis auf die Art seiner Verfertigung geben. So ist der rauhe Rand, der sich auf der Unterseite aller Porzellantassen findet, ein Zeichen dafür, daß die Tasse beim Brennen auf einer glühenden Platte stand, die das Hinüberfließen der Glasur an dieser Stelle verhinderte. So gibt uns die sehr bemerkenswerte Tatsache, daß sowohl der lange, bewegliche Hals der Giraffe als auch der kurze und unbewegliche Hals des Walfisches die gleiche Zahl von Wirbeln aufweisen, einen erwünschten Hinweis auf die Entstehungsnotwendigkeiten im Keim, die aber nicht historisch, sondern technisch begründet sind.

M o n i s t: Ich weiß wohl, daß es jetzt modern ist, von Naturtechnik zu reden und diese in einen Gegensatz zur Naturmechanik zu bringen. Aber

zeigt uns nur einen einzigen Fall, in dem sich die lebende Natur anderer Hilfsmittel bedient wie die uns bekannte anorganische Natur.

Biologe: Um den Unterschied zwischen organischem und anorganischem Geschehen deutlich zu machen, muß ich eine nicht ganz gewöhnliche Unterscheidung zwischen mechanischer und technischer Zeit einführen, für die ich Deine Aufmerksamkeit erbitte. Eine jede Maschine, sei es ein Uhrwerk, das auf dem Tische stehen bleibt, oder eine Lokomotive, die weite Strecken zurücklegt, bedarf zur Ausführung ihrer Leistung einer gewissen Zeit, deren Dauer von der Gangart der Maschine abhängt. Ebenso bedarf eine Raupe und ebenso ein Schmetterling einer gewissen Zeitdauer, die während der Betätigung ihrer Körpermaschine vergeht, sie mögen sich bei Ausführung ihrer Bewegungen nicht vom Orte rühren oder weite Strecken hinter sich lassen. Diese Zeit interessiert uns hier nicht. Ich will sie kurz die mechanische Zeit nennen. Sie ist dadurch ausgezeichnet, daß in ihr das Kausalitätsgesetz unbeschränkt gültig ist. Causa aequat effectum.

Wenn wir diese Zeit bei einer Maschine in Abzug bringen, so ist es klar, daß wir dann die Maschine in irgendeiner Ruhestellung an irgendeinem Ort vor uns haben. Sie stellt eine reine Raumgestalt dar. Ziehen wir die gleiche Zeit, die während der mechanischen Betätigung einer Raupe und eines Schmetterlings vergeht, ebenfalls ab, so erhalten wir nicht bloß eine Maschine, sondern deren zwei, nämlich die Raupe und den Schmetterling, die doch in Wirklichkeit eines sind, da die Raupe in den Schmetterling übergeht. Dabei vollbringt der jeweilige Körpermechanismus keine Arbeit, wie beim Fressen, Kriechen oder Fliegen, sondern verändert sein Gefüge. Er baut im Puppenstadium den Raupenkörper ab und den Schmetterlingskörper auf. Auch dabei vergeht Zeit. Wir wollen sie die technische Zeit nennen und auf die sich in ihr vollziehenden technischen Vorgänge achten.

Es ist klar, daß uns hier die Analogie mit der Maschine verläßt. Diese besitzt nur eine einzige Raumgestalt und kennt daher auch keine technische Zeit, die immer nur zwischen zwei Raumgestalten verfließt, wenn eine in die andere übergeht. Während dieser Zeit liegen zwischen der Anfangsgestalt und der Endgestalt eine ganze Anzahl von Zwischengestalten, die alle räumlich gegeben sind und eine von der anderen abweichen. Denken wir uns nun, unserer Beobachtung entsprechend, alle diese Raumgestalten in einer Einheit zusammenhängend, so erhalten wir das, was man eine Zeitgestalt nennt. Der Besitz einer Zeitgestalt ist das einzige, wirklich untrügliche Kennzeichen eines Lebewesens. Während eine Maschine erbaut wird, folgen sich freilich auch eine Reihe von Raumgestalten. Aber sie gehören nicht der Maschine an, sondern erfordern immer einen lebenden Menschen, der sie durch Anwendung einer gesetzlich geordneten Reihenfolge von Handgriffen nacheinander entstehen läßt.

Die technische Zeit, die innerhalb einer lebendigen Zeitgestalt verfließt, unterscheidet sich von der mechanischen Zeit grundsätzlich dadurch, daß das „causa aequat effectum“ in ihr keine Gültigkeit hat, insofern die vorhergehende Raumgestalt niemals die Ursache der ihr folgenden Raumgestalt darstellt. Jede Raumgestalt für sich kann, sobald sie in die mechanische Zeit eintritt, mechanische Handlungen vollbringen, deren Teilhandlungen kausal miteinander verknüpft sind. Innerhalb der technischen Zeit, welche Raumgestalt auf Raumgestalt folgen läßt, fehlt jede ursächliche Verknüpfung. Wenn wir nach den wirksamen Ursachen ausspähen, müssen wir sie außerhalb der mecha-

nischen Gegebenheiten suchen. Das bedeutet, daß alle eine Gestaltänderung bedingenden Faktoren nicht aus der anorganischen Welt stammen können.

Wenn wir die Zeitgestalt zergliedern und in eine Reihe von Raumgestalten zerlegen, so erweckt sie den Eindruck eines stetigen technischen Fortschreitens. Es führt von Raumgestalt zu Raumgestalt stets ein weiterer technischer Schritt. Die technischen Schritte können wir in Analogie setzen zu den menschlichen Handgriffen, die beim Bau einer Maschine ebenfalls Raumgestalt an Raumgestalt reihen, bis die Maschine fertig dasteht, worauf diese selbständig zu arbeiten beginnt, wobei sie in die mechanische Zeit eintritt, in der sich Ursachen und Wirkungen nach dem Kausalgesetz folgen.

In der Zeitgestalt der Lebewesen kennen wir solche äußeren Eingriffe nicht, und doch sehen wir ein Geschehen sich vor unseren Augen abspielen, das schrittweise vor sich geht und von Raumgestalt zu Raumgestalt, wie von Ziel zu Ziel weitergeführt wird. Deshalb ist die Bezeichnung „Zielstrebigkeit", die K. E. von Baer einführte, durchaus zulässig. Nur sagt sie zu wenig aus, denn sie drückt die Einheit der gesamten Zeitgestalt nicht genügend aus. Besser ist schon sein Vergleich mit einer Melodie, welche die gesamte Tonfolge als Einheit zusammenfaßt. Auch in der Melodie sind die Töne nicht kausal, sondern planmäßig geordnet. Ebenso liegt ein Plan der Folge menschlicher Handgriffe zugrunde, die den Aufbau einer Maschine vollbringen. Auch bei der Reihenfolge der technischen Schritte in der Zeitgestalt werden wir nach dem Plane fragen müssen. Es fragt sich nun, wie weit dürfen wir mit der Analogie gehen. Lassen sich außer dem zweifellos vorhandenen Plane auch Faktoren nachweisen, die den Handgriffen analog sind und welche durch ihr Eingreifen den Keim zur Gestaltung bringen. Und ich glaube, sie lassen sich nachweisen.

M o n i s t: Darauf bin ich freilich gespannt.

B i o l o g e: Du weißt, daß alle mehrzelligen Tiere ihren Bildungsgang aus dem einzelligen Keim mit den gleichen technischen Schritten beginnen, bis eine kleine Blase entstanden ist, die sich an einem Pole, dem Urmund, einzustülpen beginnt und dann einen Sack bildet. Die Zellen, aus denen die Blase besteht, gleichen einem Pflaster gleichartiger Mosaiksteinchen, die beliebig miteinander vertauscht werden können, ohne das nun folgende Geschehen zu ändern. Hand in Hand mit dem Eindringen der Zellen in den Urmund beginnt von der Oberlippe des Urmundes ausgehend ein Zellenrelief sich auszubilden, das die Anlage des künftigen Zentralnervensystems darstellt. Neuerdings ist es Spemann gelungen, einen Pfropf aus der Oberlippe des Keimlings eines Molches zu entnehmen und dem Keimling einer anderen Molchart einzupflanzen, und zwar an eine Stelle, an der normalerweise kein Nervensystem, sondern Epidermis gebildet wird. Der eingepflanzte Pfropf begann nun nicht allein mit den ihm zugehörigen Zellen am fremden Orte sein Gehirnrelief zu bilden, sondern zwang auch die Zellen der Nachbarschaft, sich an der Bildung des Reliefs zu beteiligen, obgleich diese einer anderen Art angehörten und zur Bildung eines anderen Organes und eines anderen Gewebes vorgesehen waren. Spemann nennt diesen Bildung erzeugenden Pfropf einen Organisator, weil er dem neutralen Zellengewebe seine Organisation aufzwingt.

M o n i s t: Das klingt fast wie ein Märchen. Wie weit geht nun die Formwirkung der eingepflanzten Insel auf die Nachbarzellen? Wenn ich Dich recht verstanden, werden sie veranlaßt, sich am Aufbau eines fremden Organes und eines fremden Gewebes zu beteiligen. Da sie aber auch einer fremden

Art angehörten, erhebt sich gleich die Frage, ob sie sich nur zu einem anderen Gewebe ihrer eigenen Art oder zum Gewebe der fremden Art verwandelten?

Biologe: Letzteres nicht. Die neutralen Zellen wachsen wohl in eine neue Form hinein und bilden das dieser Form entsprechende Gewebe aus, aber sie fallen nie aus ihrer eigenen Art heraus.

Monist: Es zwingt also die wachsende Form, wie ich mich vorerst ausdrücken will, den fremden Zellen eine neue Lagerung auf und gibt ihnen auch den Anstoß zu einer neuen Gewebebildung, ist aber nicht imstande, das in den Zellen vorhandene plastische Material, das Protoplasma, so umzuändern, daß es Gewebezellen einer fremden Art hervorbringt. Es ist immer wichtig, die Grenzen der Auswirkung eines unbekannten Faktors kennen zu lernen, weil man dann eher auf seinen Charakter schließen kann.

Es werden in diesem Falle nur die im Protoplasma der Zellen bereitliegenden Möglichkeiten ausgenutzt, das Protoplasma selbst aber unverändert gelassen. Aus den neutralen Zellen kann, dank dem Bau ihres Protoplasmas, je nach dem Anstoß, den sie erfahren, Nervengewebe, Epidermis oder Drüsengewebe hervorgehen. Nur diese Möglichkeiten werden ausgenutzt. Man kann daher nicht von einer inneren Umformung der Zellen, die infolge der Pfropfung eintritt, sondern nur von einer geänderten Formauslösung reden. Auch bei der räumlichen Verschiebung der Zellen, die infolge der Pfropfung neue Wege einschlägt, wird es sich ebenfalls um eine Formauslösung handeln, deren Grenzen uns unbekannt sind.

Es befinden sich, wie wir annehmen müssen, die Zellen der neutralen Zone in einem labilen Gleichgewicht zwischen zwei oder drei Möglichkeiten und erwarten nur einen bestimmten Anstoß, um in ein endgültiges stabiles Gleichgewicht überzugehen. Dieser Anstoß kann sehr gut durch einen chemischen oder physikalischen Reiz, der vom Organisator ausgeht, erfolgen. Weshalb willst Du in diesem Falle grundsätzlich eine mechanische Erklärung ablehnen?

Biologe: Stelle Dir vor, Du hättest eine große Anzahl von Mosaiksteinchen, die in einer Ebene gelagert sind, vor Dir. Diese Steinchen sind alle auf der einen Seite weiß, auf der anderen schwarz gefärbt. Sie stehen sämtlich auf der Kante, so daß es nur des leisesten Anstoßes bedarf, um sie nach rechts oder nach links umzuwerfen; in dem einen Falle zeigen sie ihre schwarze, im anderen Falle ihre weiße Oberfläche. Nun setzest Du an einer beliebigen Stelle in die Ebene eine Insel bereits umgelagerter Mosaiksteinchen, die den Beginn eines Musters, sagen wir eines Rankenwerkes zeigen. Und nun geschieht das Wunderbare: von der Insel ausgehend, beginnt das auf ihr angefangene Muster sich nach allen Seiten hin auszubreiten und die im labilen Gleichgewicht befindlichen Mosaiksteinchen entsprechend seiner Linienführung teils nach links, teils nach rechts umzuwerfen, bis das Muster der Insel sich überall ausgeprägt hat, obgleich die Mosaiksteinebene nicht zur Darstellung eines Rankenwerkes, sondern etwa eines Sternhimmels bestimmt war. Und das geschieht, obgleich die Mosaiksteinchen der Insel aus einem anderen Stoff bestehen wie die Steinchen der Ebene.

Noch niemals ist die Unabhängigkeit der Form vom Stoff und die in der Form ruhende Möglichkeit, als aktiver Naturfaktor aufzutreten, schlagender bewiesen worden als durch den Versuch Spemanns. In der anorganischen Welt ist die Aktivität der Form unbekannt — es sei denn bei der Formbildung der Kristalle, was Du jedoch nicht anerkennen willst. In der organischen Welt

wird man aber künftig die von der Form auf den Stoff ausgehenden Wirkungen nicht mehr bestreiten dürfen.

Monist: Halt, so weit sind wir denn doch nicht. Gesetzt den Fall, ich teile einen Gegenstand, sagen wir eine Vase, in lauter Querschnitte, so ist jeder dieser Querschnitte als selbständige Raumgestalt nach außen hin mechanisch wirksam. Wenn ich auch zugebe, daß die Querschnitte untereinander nicht bloß in einem mechanischen, sondern auch in einem Formverhältnis stehen, das nicht kausal ist, so läßt sich daraus noch keine Wirkung der Form auf den Stoff ableiten.

Biologe: Die Querschnitte der Vase sind auch nicht durch technische Schritte voneinander getrennt. Der Stoff des einzelnen Querschnittes bedarf keiner inneren Umgestaltung, um seinen Nachbar zu bilden, denn dieser liegt in seiner fertigen Gestalt räumlich neben ihm und nicht zeitlich nach ihm. Die technischen Schritte der Vase liegen ganz wo anders, sie sind die Handgriffe des Töpfers, die er anwendet, um die Raumgestalt des Tones schrittweise in die Raumgestalt der Vase überzuführen.

Monist: Und doch mußt Du selbst zugeben, daß die Zeitgestalt eines Lebewesens eine durch die verschiedenen Stadien der Raumgestalten hindurchgehende Form besitzt. Sonst hätte die Bezeichnung Zeitgestalt keinen Sinn. Eine Form kann aber nur eine passive Gegebenheit sein, mag sie sich durch den Raum oder durch die Zeit erstrecken. Ich berufe mich hierbei auf Kant, der doch sonst Euer Apostel ist. Er bezeichnete das, was Ihr Zeitgestalten nennt, als Naturzwecke. Die Erkenntnis der Naturzwecke hat er dem regulativen Vermögen unserer Urteilskraft zugeschrieben und hiervon das konstitutive Vermögen unseres Verstandes scharf geschieden. Wir dürfen nach ihm behaupten, daß alle kausal-mechanischen Vorgänge konstitutiv, d. h. wirklich, die final-technischen aber bloß regulativ, d. h. gedacht, sind. Zwar werden die regulativen Vorgänge mit Notwendigkeit nach bestimmten Regeln gedacht, sie gehören aber nur dem Beobachter Mensch an, der nach Zwecken sucht, sind aber kein Teil der Natur, die nur kausal handelt. Zu den Naturzwecken gehört die gesamte organische Formbildung, daher geht sie wohl den beschreibenden Naturforscher etwas an, aber nicht den experimentierenden, der immer nur Ursachen finden wird, aber keine Zwecke und keine Formen in der Zeit.

Biologe: Diese ganze Deduktion bezieht sich nur auf den Hörer eines Liedes, aber nicht auf den Sänger. Für den Hörer ist die Melodie des Liedes rein regulativ, d. h. sie ist die bestimmte Regel, mit deren Hilfe er die gehörten Töne in einer Einheit zusammenfaßt. Für den Sänger aber ist die Melodie das die Töne formende Prinzip, die in ihm wirksame Formidee. Sie benutzt, um sich in Tönen zu äußern, die Willensimpulse des Sängers, welche die Kehlkopfmuskeln in Tätigkeit setzen.

Als beschreibender Naturforscher verfahre ich rein regulativ, wenn ich es versuche, die beobachteten Tatsachen in einer von mir ersonnenen Regel zusammenzufassen und als Einheit zu beschreiben. Als experimentierender Forscher hingegen benutze ich zwar die von mir ersonnene Regel als Hypothese, mit der ich an die Natur herantrete. Ich suche aber nach ganz etwas anderem, nämlich nach der Formidee der Natur und nach den Mitteln, mit deren Hilfe die Formidee sich äußert. Die experimentelle Erforschung der Lebewesen war zu Kants Lebzeiten gänzlich unbekannt, und er war daher als bloßer Beobachter der Lebensvorgänge auf ihre regulative Behandlung allein angewiesen. Nur dadurch erklärt sich die abweichende Behandlung, die er der Physik und

der Biologie zuteil werden ließ. Wir aber fordern für beide das gleiche Recht, konstitutive Prinzipien oder Ideen aufzustellen.

Warum aber die Lebenskraft, die sich im Erzeugen und Erhalten der lebenden Formen betätigt, von der Naturwissenschaft selbst abgelehnt wurde, nachdem die ersten experimentellen Untersuchungen an niederen Tieren ihre Existenz eben bewiesen hatten — das hatte ganz andere Gründe. An den Plattwürmern hatte man nachweisen können, daß bei Tieren, die der Länge nach gespalten worden waren, eine jede Hälfte die fehlende ersetzte, so daß auf diese Weise zwei Tiere entstanden. Wurde durch den Schnitt nur das Vorderende gespalten, so regenerierte jeder halbe Kopf ebenfalls die ihm fehlende Hälfte, und es entstand ein zweiköpfiges Monstrum. Heute würde man darin nur den Beweis sehen, daß bei diesen Tieren die Formidee des Kopfes sich selbständig zu betätigen vermag. Damals aber forderte man von der Lebenskraft eine Art Allwissenheit, die das Auftreten eines Monstrums auf jeden Fall hätte verhindern müssen. Dadurch geriet die Lebenskraft in Mißkredit und konnte vom Darwinismus leicht überwunden werden. Man übersah, daß es keinem Mechanismus jemals möglich ist, auch nur den kleinsten seiner Teile selbsttätig wiederherzustellen, und daß jede Regeneration, jede Wundheilung ein übermechanischer Vorgang ist.

M o n i s t: In all den von Dir angeführten Fällen sind immer Zellen vorhanden, von denen aus die Formbildung ihren Anfang nimmt. Da wir die Zellkräfte gar nicht kennen und ihren Einfluß auf die Umgebung nicht abzuschätzen vermögen, wird der Wunsch, aus diesen Zellkräften auf mechanische Weise die Formbildung herzuleiten, immer bestehen bleiben. Ja, er ist sogar ein wissenschaftliches Postulat, denn erst, wenn uns jeder Weg verlegt ist, um die Formbildung mechanisch zu erklären, dürfen wir übermechanische Lebensfaktoren anerkennen.

B i o l o g e: Du verlangst also den Nachweis, daß die Lebenskraft ähnlich dem Heiligen Geiste sich auf den Stoff herabläßt und ihn bearbeitet. Dir genügt es nicht, daß sich ein neues Muster über die neutralen Zellen ausbreitet, wenn es von einem materiell gebundenen Organisator, dem Pfropf, ausgeht. Du verlangst, daß das Muster sich sozusagen aus der Luft auf das Zellmaterial niederläßt, um hier in Tätigkeit zu treten. Auch dieser Wunsch läßt sich vielleicht erfüllen. Damit nähern wir uns nämlich der Frage, wie wir uns das plötzliche Auftreten der Organisatoren vorstellen sollen. Alle Gestaltbildung der Tiere beginnt mit der Ausbildung eines einfachen Sackes. Damit schließt bei einer großen Zahl von Tieren die Gestaltbildung der Hauptsache nach ab. Polypen, Seeanemonen und Korallen unterscheiden sich nur durch ihre Anhangsgebilde und die Form des Sackes. Sie bilden eine physiologische Ordnung — die Magensacktiere. Mit der gleichen Formidee beginnen auch die Seeigel und Seesterne, die eine bewimperte Magensacklarve hervorgehen lassen. Dann aber setzt eine völlig neue Formidee ein, und es entsteht an der Larve eine fünfstrahlige Knospe, aus der erst das endgültige Tier hervorgeht. Damit ist der neue Organisator sozusagen aus der Luft in die Larve hineingefallen.

Manchmal führt die neueinsetzende Formidee zu einer Vereinfachung des bereits hochkomplizierten Körpergefüges, wie bei den Manteltieren. Nachdem die Larve bereits Sinnesorgan, Chorda und Zentralnervensystem angelegt hat, wird plötzlich die Jagd nach einem höheren Tiertum abgeblasen, und der Bildungsgang führt zurück zum unbeweglichen Magensack. Daß bei den Molchen im Magensackstadium die neue Formidee einsetzt, haben wir schon

besprochen. Das große Verdienst Spemanns ist es, gezeigt zu haben, daß sie sich an einem ganz bestimmten Orte niederläßt, um sich von hier aus über die ganze Oberfläche des Keimlings zu verbreiten.

Werfen wir noch einen Blick auf die anderen Tiere, so fällt der Schmetterling besonders in die Augen. Beim Eintritt der Raupe in das Puppenstadium wird man von einem Desorganisator sprechen müssen, dem die Aufgabe zufällt, das Gewebe aufzulösen, ehe der Organisator des Schmetterlings an die Arbeit geht. Überall muß die neueinsetzende Formidee mit dem vorhandenen Material vorlieb nehmen, das sie oft gründlich umgestalten muß. So läuft der Bildungsweg des Hühnchens im Ei ziemlich geradlinig bis zur Anlage von Chorda, Urwirbeln und Urniere. Dann aber werden sie alle wieder aufgelöst und ihr Zellmaterial anderweitig verwendet. Hier zeigt der Bildungsweg einen deutlichen Knick. Auch im menschlichen Embryo werden noch jene Spalten angelegt, die bei den Fischen zu Kiemenspalten werden, welche aber durch das Eingreifen einer neuen Formidee eine gänzliche Umgestaltung erfahren.

Es wird Dir jetzt klar werden, welchen Sinn die Entstehungszeichen haben, und warum Giraffe und Walfisch beide die gleiche Zahl von Halswirbeln besitzen. Als Säugetiere haben sie an der Hand einer langen Kette von Formideen eine große Strecke des Bildungsweges gemeinsam durchwandert. An dem Punkte angelangt, wo sich ihre speziellen Bildungswege trennen, finden sie das Material zur Anlage der Halswirbel bereits fertig gegliedert und verwenden es jeder in seiner Weise.

M o n i s t: Ich begreife nun, daß Ihr den Parallelismus zwischen der Keimesgeschichte des Einzelnen und der Stammesgeschichte der Gesamtheit nicht leugnet, sie aber, anstatt sie historisch zu verstehen, technisch zu begründen sucht. Ich freue mich, daß das biogenetische Grundgesetz, wenn auch in anderer Form, wieder zu Ehren kommt.

B i o l o g e: Darin irrst Du Dich. Die mechanischen Faktoren, die nach der Lehre Haeckels einst auf die Körper der erwachsenen Ahnen umgestaltend eingewirkt haben sollen, lehnen wir rundweg ab. Dagegen nehmen wir an, daß die Organisatoren, wie sie auch noch heute auf das neutrale Zellenmaterial des Keimlings einwirken, zu irgendwelcher Zeit auf das bildungsfähige Zellmaterial der damaligen Keimlinge umgestaltend eingewirkt haben. Nur wirst Du verstehen, daß es sich damals nicht um eine Formauslösung, sondern um eine neue Formschöpfung gehandelt haben muß.

M o n i s t: Wir wollen über diesen Punkt nicht streiten. Der Parallelismus wird jedenfalls auch von Euch gesetzmäßig begründet anerkannt, und nicht als zufällig entstanden angesehen.

B i o l o g e: Du siehst immer noch nicht, wie stark wir die technisch-organische Gesetzmäßigkeit betonen, und wie eng die Lehre von der Formbildung durch Formideen mit der Lehre von der Mannigfaltigkeit der Subjekte zusammenhängt. Das Subjekt mit seiner Fähigkeit, seine eigene Welt zu bauen, kann man nur verstehen, wenn man in ihm die Blüte am gemeinsamen Stamm aller Lebewesen erblickt, der durch die planmäßige Einheit aller Formideen aufgebaut ist, und aus dem die Subjekte immer wieder verjüngt ausschlagen. Nur durch die Erkenntnis dieses großen Zusammenhanges dämmert in uns das Verständnis dafür auf, wie es möglich ist, daß die Hummel und die Blüte des Löwenmaules eine wechselseitige Einpassung zeigen, daß der Malariaparasit sowohl im Menschen wie in der Mücke lebt, daß die Spinne einen Faden spinnt, der für das Auge der Fliege unsichtbar bleibt usw. usw.

Alle Umwelten der Tiere zeigen eine derartig planmäßige Verschränkung untereinander, daß ein allgemeiner innerer Zusammenhang vorhanden sein muß.

Was vom anorganischen Standpunkt aus entweder als ein Spiel des Zufalls oder als unbegreiflich erscheint, fügt sich, vom biologischen Standpunkt aus gesehen, einem durchgehenden Gesetz. Nur muß man das Subjekt als letzten Ausfluß der Formideen der Natur in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. Dann wird man auch seine ringsum abgeschlossene Sinneswelt als ein Erzeugnis der Natur richtig werten und in ihr die dem Subjekt entsprechende Wirklichkeit erkennen.

Dies alles ist kein logisches Gedankensystem, sondern nur der Ausdruck für einen erkannten lebendigen Zusammenhang.

M o n i s t: So willst Du daran festhalten, daß auch der Mensch als einzige Wirklichkeit den Inhalt seiner eigenen Seifenblase kennt und er selbst der Ausdruck eines Naturgesetzes ist?

B i o l o g e: Mehr als das. Jede menschliche Persönlichkeit ist selbst ein unsterbliches Naturgesetz. Die Zeitgestalt seines Körpers, die ihn umgebende Welt, sein Bewußtsein, sein Gewissen, alles gehört zusammen als sinnvolle Einheit und ist nicht ein plan- und sinnloses Bündel chemischer Atome.

M o n i s t: Bist Du Dir auch über die Folgen Deiner Lehren im klaren? Befürchtest Du nicht, daß die mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Subjekte untrennbar verbundene Anerkennung eines Jenseits, das die unsterblichen Subjekte aufnimmt, den ganzen Höllenspuk, die elende Priesterherrschaft zum Unglück der Menschheit wieder herbeirufen wird? Alle unsere Verdienste um das Wohl der Menschheit werden durch Eure Jenseitlehre wieder in Frage gestellt.

B i o l o g e: Kein Mensch bestreitet Euch das Recht, Eure Merkwelt so einzurichten, wie es Euch beliebt mit oder ohne Jenseitglauben — solange Ihr danach strebt, die eigene Persönlichkeit frei und reich zu gestalten, entsprechend den Weisungen der uns allen eingeborenen Formidee. Die Frage nach dem Jenseits wird sich für jeden nach dem Tode von selbst beantworten. Vom biologischen Standpunkt aus betrachtet, scheint es aber nicht ratsam, mit einer verkrüppelten Persönlichkeit den letzten Schritt zu tun und sich in dieser Form zu verewigen.

Was nun Eure Verdienste um die Menschheit betrifft, so sind diese doch recht anfechtbar. Von dem vielleicht nicht ganz unberechtigten Hasse gegen die Seelentyrannei der Kirche geleitet, habt Ihr, ohne Euch im geringsten um die Merkwelten Eurer Mitmenschen zu kümmern, jede Art von Jenseitgedanken als unmöglich und unsinnig verschrien. Diese Lehre ist wie ein Hagelwetter über Abertausende kleiner und einfacher Merkwelten dahingegangen und hat in ihnen die schönsten und zartesten Blüten vernichtet.

Glaubt Ihr wirklich, die Menschen seien glücklicher geworden, seit ihnen an Stelle des Paradieses der sonntägliche Biergarten als höchstes Ideal vorschwebt? Könnt Ihr nicht sehen, daß die allermeisten Merkwelten von Hause aus klein und beschränkt sind, und angefüllt bis zum Rande mit den banalen Trivialitäten des Lebens? Gerade darum sollte auch der geringste Aufschwung zum Wunderbaren, zum Erhabenen, zum Ehrfurchtgebietenden in ihnen besonders gepflegt, aber nicht verhöhnt und verlästert werden, damit die Persönlichkeit nicht von den Nichtigkeiten des Alltags erstickt werde. Ihr aber raubtet dem Suchenden das Ziel, dem Leidenden den Trost und dem Schurken die Furcht.

M o n i s t: Dafür brachten wir den Menschen die Freiheit.

B i o l o g e: Das heißt, Ihr unterwarft alle Kleinen im Geist der hemmungslosen Herrschaft ihrer eigenen Torheit. Bisher besaßen sie einen Kompaß für ihre wirren Wünsche und einen Maßstab für ihre kurzen Gedanken, wenn sie das Vergängliche ans Unvergängliche hielten. Ist das Unvergängliche aber ein sinnloser Atomtanz geworden, so kann kein Hund sein Leben danach einstellen.

Dieser Ausspruch wirkte wie ein Signal auf die Gesellschaft, die sich nun von allen Seiten in das Gespräch mischte.

Offener Brief an Thomas Mann

Von

Josef Ponten

Lieber Thomas Mann! Sie haben Rikarda Huch zu ihrem 60. Geburtstage öffentlich gehuldigt — es ist schön, wenn die Großen untereinander sich freundlich neigen — Sie durften glauben, in jenem Augenblicke der Sprecher für viele von uns Genossen zu sein. Sie haben mit diesem schönen Tun aber die Aussage von Ansichten verbunden, für die viele von uns Ihnen das Recht des geistigen Eigentums heftig zuerkennen. Mich im besonderen haben Sie erregt und zu alt-neuer Diskussion angeregt. Aber Sie weilen an der Ostsee, ich im Hochgebirge, und Sie haben ö f f e n t l i c h gesprochen, so muß Ihnen ö f f e n t l i c h widersprochen werden.

Denn es muß widersprochen werden! Sie könnten das Schweigen des Respekts für Schweigen der Zustimmung halten. Natürlich sind viele, die Ihnen zustimmen, solche die grundsätzlich und treu allem zustimmen, was Sie wo immer sagen. Aber es wird für Sie nützlich sein zu wissen, daß Sie auch Widerspruch, bei Jüngeren namentlich, fanden.

Es gab eine Zeit, einige Jahre sind es her, wo es Mode und guter (allerdings schlechter) Ton der Jüngeren war, Ihnen zu widersprechen. Wo Sie Ihrer „angemaßten Würde“ kurz und schimpflich entsetzt wurden — die Richter sind längst von ihren angemaßten Stühlchen gepurzelt. Mit dieser Gilde von Königsschlächtern haben wir nichts gemein, die wissen was sich gehört. Das darf Sie aber nicht darüber täuschen, daß sich im ordentlichen literarischen Parlament eine ernste Opposition gegen Sie gebildet hat, die für gewöhnlich achtungsvoll schweigt, die aber doch aufstehen muß, wenn Sie solche Irrlehren verbreiten, wie Sie es in diesem Aufsatz tun.

Wir wollen ein anständiges Gefecht haben, und ich will Ihnen zuerst die Stellen bezeichnen, wo ich Sie nicht angreifen werde. Ich will auch darauf achten, nicht zu vergessen, daß das eine oder andere auf Rechnung des Festartikels, den Sie schrieben, kommen mag und als Verbeugung vor der Jubilarin vor Rücksichtslosigkeit des Urteils geschützt ist. Im ganzen aber kommt es nicht darauf an, daß Sie oder ich, sondern daß die Wahrheit recht behalte.

Ich spreche es ein wenig zaghaft aus, weil ich ja, für mich wie für Sie, pro domo zu sprechen scheine, denn jeder Bauer lobt seine eigene Butter, aber

es hilft nichts: Sie haben recht: „Der Roman hat die Herrschaft im Reiche moderner Dichtung“, er ist „die Kunstform unserer Zeit“. Mir scheint, das braucht überhaupt nicht mehr bewiesen zu werden. Sie haben daher auch recht, der Prosa die Führung zuzuweisen. Schon Hegel meint, daß der Prosa nur Völker fähig seien, die dazu gekommen sind oder davon ausgehen, daß die Individuen sich als für sich seiend, mit Selbstbewußtsein, erfassen, er setzt sie also als die höhere, in Entwicklung erworbene Form. In der Tat hat ja die Verssprache etwas Mechanisches, Starres, Überkommenes und ist in diesem Sinne primitiv. Die Prosa hat die Führung schon deshalb, weil sie als dichterisches Werkzeug noch so jung, so unausgebildet ist, weil ihr noch soviel Möglichkeit für die Selbstgestaltung bleibt.

Und ferner haben Sie recht: Die Antithese: Dichter-Schriftsteller ist eine fatale Sache und namentlich vom Formalistischen allein aus schwer zu machen. Es geht so, daß die Wahrheit nicht zwischen beiden, sondern über beiden liegt: ganz gewiß in einer Vereinigung von Trieb und Geist, von Natur und Kunst, wie Sie es aussprechen.

Aber das ist das Merkwürdige: fordern Sie beides, so meinen Sie doch das eine. Sie scheinen zu glauben, daß der Dichter im Schriftsteller enthalten sei, ist es nicht umgekehrt? Ihre innere heimliche Wut, der furor creator, ist beim „Werk des Verstandes“, beim „Bewußtsein“, beim „Intellekt“. Vielleicht ohne daß Sie es wollten, ist Ihr Aufsatz eine Apologie der intellektuellen Kultur geworden, und das Sonderbare tritt ein, daß Sie, der Sie neulich in einem sehr beherzigenswerten und energischen Aufsatze Spengler heimleuchteten, hier eine Apologie Spenglers geschrieben haben. Denn was Sie preisen, ist reinste Zivilisationskunst und ganz gewiß Ende und Untergang. Hier spaltet sich unser bisher gemeinsamer Weg!

Ich darf hier dazwischenschieben und vielleicht verraten, daß Sie mir vor Jahren einmal, bei einer Abendwanderung am See, genau dasselbe, nur noch viel schärfer, nur noch viel rücksichtsloser gesagt haben, nämlich: daß die Kunst der Zukunft notwendig immer bewußter, „mehr schriftstellerisch“, aktiver, Sie sagten das bei Ihnen beliebte Wort „kritischer“ werde. Daß die Kunst der Zukunft im wesentlichen auf Zeitkritik hinauslaufen werde. Da sprach unzweideutig Ihre mehr und mehr in „Betrachtungen“, „Reden und Antworten“ sich bekundende kritisch-pädagogische Neigung (Kritik ist negative Aktivität). Ich war ins Herz getroffen. Erst schwieg ich, und dann — wissen Sie noch, was ich dann sagte? Ich sagte: „Wenn das wahr ist, was Sie sagen, dann d a r f es nicht wahr sein, dann w i r d es nicht wahr sein! Solche ‚Wahrheit‘ werden wir aus dem Innersten bekämpfen! Denn das ist der Bankerott des Dichters! Das ist das Ende der Kunst! Dann denken Sie doch auch folgerichtig zu Ende und machen sich klar, daß man dann überhaupt das Erzählerische, das nur noch Folie ist, aufgeben muß und wird und daß schon in 10 Jahren die ganze Bemühung der dichterischen Kunst in geistreichen zeitkritischen Aufsätzen bestehen wird.“ „Ohne dieses dem Denken widerstrebende Prinzip wäre die Welt schon in ein Nichts aufgelöst; nur dieser unüberwindliche Mittelpunkt erhält sie gegen die Stürme des nie ruhenden Geistes“, sagt Schelling, und Hegel, der Spengler fast ein Jahrhundert voraus — und in tieferer Geistigkeit — vorwegnimmt, schildert, wie die griechische Welt sich auflösen mußte, als „das Denken als das Prinzip des Verderbens erscheint . . . . denn es stellt einen Gegensatz auf und macht wesentlich Vernunftprinzipe geltend.“ Damit kommen Sie auch verspätet, denn das tun ja heute schon die von Ihnen genannten Keyserling, Spengler, Gundolf, Bertram. Sie, Mann,

machen sich selbst überflüssig — und das möchten wir Ihnen verwehren dürfen. Falls Sie keinen größeren Ehrgeiz haben, als deren Schar vermehren zu wollen. Ich glaube, daß wenigstens Bertram Ihnen so heftig wie lächelnd abraten würde. So oder so ähnlich sprach ich. Der See lag als stumme Scheibe in dunkelnder Landschaft. Der Abend war warm und verhangen und stand mit Frühlingsgewittern schwanger . . . Wir zwei Männer gingen schweigend und ein wenig verdrossen nebeneinander nachhause.

Das war die erste in der Reihe vieler Diskussionen um denselben Gegenstand, von denen diese — die letzte sein wird? Denn der Sinn jeder Diskussion ist das Bestreben und der Wunsch, endlich zu überzeugen . . .

Ich werde nicht die kindliche Torheit begehen, das Rad der Geschichte zurückdrehen zu wollen. Das fortschreitende Seinerselbstbewußtwerden unseres Zeitalters ist nicht aufzuhalten, und es ist nicht einmal wünschenswert, daß es aufgehalten werden könnte. Hegel schildert herrlich Sünde und Versöhnung des Erkennens in seiner Philosophie der Geschichte: „Das Erkennen als Aufheben der natürlichen Einheit ist der Sündenfall, der keine zufällige, sondern die ewige Geschichte des Geistes ist . . . Denn der Zustand der Unschuld, dieser paradiesische Zustand, ist der tierische . . . Denn das Tier ist mit Gott eins, aber nur an sich. Nur der Mensch ist Geist, das heißt, für sich selbst. Dieses Fürsichsein, dieses Bewußtsein ist aber zugleich die Trennung von dem allgemeinen göttlichen Geist . . . Der Sündenfall ist daher der ewige Mythus des Menschen, wodurch er eben Mensch wird . . . Sünde ist Erkennen des Guten und Bösen, als Trennung; das Erkennen heilt aber ebenso den alten Schaden und ist der Quell der unendlichen Versöhnung. Nämlich Erkennen heißt eben das Äußerliche, Fremde des Bewußtseins vernichten und ist so Rückkehr der Subjektivität in sich . . . Der unendliche Verlust wird nur durch seine Unendlichkeit ausgeglichen und dadurch unendlicher Gewinn.“ Also es geht nichts in der Welt über einen klaren und starken Gedanken und darüber, daß der Geist durch seine Tätigkeit des Unterscheidens die wirre Welt ordnet und reinigt. Dieses Geistige also ist ein rechter und wahrer Gewinn, und es wäre nicht nur Sakrileg, sondern, was viel schlimmer ist, Dummheit und Tod, es abzuwehren. Und auch wenn der Geist den Tod wie im erwähnten griechischen Falle im natürlichen Gefolge hätte, wovon wir aber in unserer besonderen europäischen, wenigstens germanischen und slawischen Welt noch weit entfernt sind, so dürfte es auch nur der Reifetod des Herbstes sein, wenn die Frucht von selbst fällt, nicht der Nottod des Sommers, wenn sie noch grün durch äußere Gewalt abgebrochen oder durch Wurmstichigkeit vorreif oder kunsttot wird. Vor dem reifen Geistigen und seinen Folgen brauchen wir uns nicht zu fürchten, wohl aber vor dem Notreifen. Das notreife Geistige aber ist das, was unser Volk und unsere Sprache das „Intellektuelle“ nennen, ein Wort, das Sie ununterschieden vom „Geistigen“ brauchen, das wir aber als etwas wesentlich Anderes von diesem trennen müssen. Das Fremdwort soll deshalb als Bezeichnung eines Wesensanderen in unserer Sprache hochberechtigt sein. Das Volk, auf das Sie leider nicht gut zu sprechen sind und das doch stärker ist als Sie meinen und als Sie, hat ein hinreichend deutliches Gefühl für das, was mit „intellektuell“ und was mit „geistig“ gemeint sei, und wir wollen es festhalten. Wir werden auch Gelegenheit haben, im Laufe unserer Untersuchung die durch diese Begriffstrennung gesetzten Verschiedenheiten in Weltgefühl und Weltanschauung zu erläutern und daraus zu folgern. Auch in der zitierten Stelle Hegels ist es durchaus in

unserem Sinne und mit Ausschließung des „Intellektuellen" verstanden. Wir brauchen aber auch nicht zu besorgen, das Geistige durch Betätigung zu erschöpfen, denn es ist ein Naturprodukt wie die Quelle am Fuße des Berges: wir mögen noch soviel aus ihr schöpfen, der Berg gibt aus seinem dunklen Innern immer neues Wasser heraus. Und nun greifen wir auf die Unterscheidung zwischen Dichter und Schriftsteller zurück, die wir als technisches Hilfsmittel, um in unseren Gegenstand leichter erkennend einzudringen, einmal wollen gelten lassen.

Dichter-Schriftsteller: das sind die beiden auseinanderliegenden Standorte, von denen aus dasselbe geistige Ding beäugt wird. Die Antithese ist Parallaxe.

Schriftstellerisch: das ist eine Form. Eine schriftstellerische Darstellung kann formal ersten Ranges, vollendet sein — und doch gänzlich hohl, nichtssagend, wertlos, eine vergoldete aber taube Nuß. Eine nur schriftstellerische Darstellung muß formal bedeutend sein, um überhaupt etwas zu sein. Dichterisch dagegen: das ist ein Inhalt, das Substantielle. Es ist möglich, daß eine dichterische Darstellung formal voll schwerer Mängel, gar nicht „gekonnt" sei. Sie braucht nicht formal bedeutend zu sein — sie ist niemals wertlos. Schriftstellerisch: das ist ein entbehrliches Äußeres; Dichterisch: das ist ein unentbehrliches Inneres.

Schriftstellerisch: das ist ein Persönliches und Einmaliges; Dichterisch: das ist ein Natürliches und Einfürallemaliges.

Schriftstellerisch: das ist erörterbar und kann Gegenstand einer Auseinandersetzung sein; Dichterisch: das ist unerörterbar und gültig.

Schriftstellerisch: das ist Gewand und Schneiderkunst; Dichterisch: ist das dem nackten Leibe aufgewachsene Naturgewand. (Oh, was gibt es kunstreiche Schneider! Aber gerade die kunstreichsten verstehen auch dem Mannequin auf den hölzernen oder pappenen „Leib" zu schneidern.)

Schriftstellerisch: das ist helle Klarheit; Dichterisch: das ist das Dunkel der Nacht, das Scheue, das Heimliche. Und ist die süße keusche Stunde des Schöpferischen.

Schriftstellerisch: das ist die Beredsamkeit, der Glanz und die Pracht, man kann es beschreiben und feiern, es löst die Zunge und die Gedanken, man kann ordentlich beredt daran werden; über das Dichterische kann man eigentlich nur schweigen.

Das Schriftstellerische ist Kombination, Ornament, Mosaik, Technik, Witz, „Geist", „esprit", „causerie"; das Dichterische ist Architektur eines aus sich seienden geistigen Baues.

Das Schriftstellerische ist Arbeit, Ernst, Eifer, Geduld, Erfahrung, Wissen, Belesenheit, Reife, Talent; das Dichterische ist nichts als Gnade.

Das Schriftstellerische ist Geschmack, Zucht, Opfer, Entsagen, Fleiß, Vernunft, auch Charakter, alle männlichen Tugenden kann man von ihm aussagen; das Dichterische ist Wunder.

Schriftstellerisch: das ist Freiheit; Dichterisch: das ist Zwang.

Schriftstellerisch ist das Interessante und Brillante, das Aktuelle und Zweckhafte; Dichterisch ist „nur" das Notwendige.

Das Schriftstellerische ist „Literatur", und ich meine das oft befleckte Wort in seiner reinsten und strahlendsten Bedeutung; das Dichterische — ist Geheimnis.

Vom großen Schriftsteller (vom großen! wir handeln nur von den höchsten Werten) kann man sagen: welch' eine Erleuchtung! Welch' ein

Können! Welche Ehrlichkeit der Gesinnung! Welche Sauberkeit der Feder! Vom Dichter sagt man: dem gab's der Herr im Schlafe . . .

Schriftstellerisch: das ist Freude wie Lust und Behagen, Entzücken und Rausch am Worte und Selbstberauschung des Schreibenden; Dichterisch: das ist Not und Qual.

Schriftstellerisch ist bis zu einem gewissen Grade lernbar; wo lernt man das Dichterische?

Wenn man das Schriftstellerische recht und von Herzen und mit Einsicht preist, wird man selbst ein Schriftsteller; vor dem Dichterischen hilft alles nichts, „es segne dich denn".

Dichterisch ist Illusion, Schriftstellerisch ist Desillusion.

Schriftstellerisch ist Belehrung, Dichterisch ist Offenbarung.

Schriftstellerisch, das ist hoher Verstand, es kann ein Wunder an Verstand sein; beim Dichterischen „steht einem der Verstand still".

Schriftstellerisch ist Zeit, Dichterisch ist Ewigkeit.

Schriftstellerisch ist individuelle begeistete Form, lebt ganz vom Schöpfer, das Dichterische ist weltbeseelt, Naturgeist, lebt aus sich. Der Schriftsteller also, der s e i n e Seele zur Weltseele auszuweiten, s e i n e n Geist zum Naturgeist zu wandeln versteht, hat das Individuelle zugunsten des Natürlichen ausgelöscht und i s t e i n D i c h t e r g e w o r d e n. Dann ist der Schriftsteller im Dichter aufgegangen (Goethe), was umgekehrt nicht möglich ist. Auch die Wissenschaft von der Natur tritt nahe heran, denn recht verstandene und betriebene Wissenschaft ist Musenschwester der Dichtung (wiederum Goethe, aber auch Homer, Hamsun).

Nein, lieber und verehrter Freund, Sie unterschätzen in Ihrem angezogenen Beispiel für eine Dichterin die — gewiß oft tantenhafte, streckenweis langweilige, immer wohlmeinende — Selma Lagerlöf. Und die Frage nach der „größten Frau" Deutschlands und gar Europas läßt sich auch nicht ausschließlich aus der Schriftstellerei beantworten. Da möchten auch aus der Physik, der sozialen Tätigkeit und der Malerei Anwärterinnen auftreten, und man dürfte etwa für Deutschland auf die Malerin Paula Modersohn kommen. Da ich dem Dichterischen solch überragenden Geltungswert vor dem Schriftstellerischen beimesse, so will ich wenigstens zwei Beispiele dafür nennen: das eine die herrlichste Liebesgeschichte der Weltliteratur, Viktoria von Knut Hamsun, auf den Sie mich hinwiesen, daß ich ihn „unbedingt" lesen müsse. Ich danke Ihnen auf den Knien für diesen Hinweis. Das ist „gedichtet", dagegen kommt nichts anderes, keine Gescheitheit und kein „Geist" auf, denn es ist unbegreiflich viel mehr! Und das, ich möchte es so nennen, größte Werk der Weltliteratur, das vollendetste, schönste, kleinst-größte: es ist ein deutsches, wir dürfen es mit Stolz sagen. Ihre Heimat ist der gesegnete Fleck dieses elenden Sterns, wo es entstanden, und Sie verstehen das niedersächsische Werkchen als Niedersachse gut vorzulesen: das Märchen vom Fischer un siner Fru, die tosamen in'n Pißputt waanden. Dafür gebe ich die halbe deutsche Literatur dahin.

Ich hoffe, Sie verstehen, was ich meine. Daß ich Dichtung meine als primär, aber nicht als primitiv, als gewachsen, als N a t u r g e i s t e r z e u g n i s, so eigenformig, eigengesetzlich wie eine Sache der Natur, ein Kristallstein, eine Pflanze, ein Baum, unerörterbar, autonom, nicht vorausbestimmbar und, so merkwürdig es klingt, u n e r f i n d b a r. Es bedarf keiner Worte mehr. Wer nicht Andeutungen versteht, versteht auch Ausführungen nicht. Das beste wäre, die Menschen wären stumm und ihre Sprache wäre musikalischer Ton,

dann gäbe es eine Gewähr für Einstimmung, Einfühlung, nach den ersten drei Tönen, die Sprache scheint erfunden, damit die Menschen sich mißverstehen.

Wo bleibt aber alles „Höhere", Geist, Stil, Zeitforderung? Es ist eingeschlossen und gehört dazu, aber als Bestandteil, als Notwendiges, als Selbstverständlichkeit. Doch nicht darüber hinaus, nicht daneben her — da ist die kranke Stelle vieler unserer ausgezeichneten Schriftsteller bloßgelegt, welche Schriftsteller bleiben, obgleich manche das Zeug zum Dichter hätten. Über den „Geist" im besonderen und was darunter zu verstehen ist, sprechen wir noch. „Stil", der ist eins mit dem Dichterischen, ist aus ihm gewachsen und hält es zusammen, schmiegt sich so dicht seinem Körper an wie die Schale dem Apfel, wie die Haut dem Leibe. (Daher hat jedes Dichterwerk, auch bei dem größten „Stilisten", seinen eigenen Stil.) Und „Zeitforderung"? Jede wahre Dichtung war immer zeitgemäß, „modern", antiquarische Dichtung (z. B. „Butzenscheibenromantik") ist Wuchern auf dem Abfallhaufen. Die wahren Dichter haben immer die Entzückungen, noch mehr die Nöte ihrer Zeit ausgesprochen, so oder so, sie voraufgelebt, vorausgelitten und dem Jubel, noch mehr der Klage der Zeitgenossen die vorgebildeten Worte geliehen. Homer war seinem Zeitalter nicht nur Dichter, auch moralischer Führer, Naturschilderer, Geograph. Die antiken Naturphilosophen wurden als Dichter verstanden, welche von ihnen haben in Versen geschrieben. (Diejenigen, welche im Altertum in unserem Sinne „intellektuell" waren, d. i. spielerisch-, individuellgeistig statt naturgeistig, nannte man damals die „Sophisten". Hegel hat darüber eine schöne Stelle: „Mit den Sophisten hat das Reflektieren über das Vorhandene und das Räsonnieren seinen Anfang genommen. Eben diese Betriebsamkeit und Tätigkeit, die wir bei den Griechen im praktischen Leben und in der Kunstausübung sahen, zeigte sich bei ihnen [den Sophisten] in dem Hin- und Hergehen und Wenden in den Vorstellungen, so daß, wie die sinnlichen Dinge von der menschlichen Tätigkeit verändert, verarbeitet, verkehrt werden, ebenso der Inhalt des Geistes, das Gemeinte, das Gewußte hin und her bewegt, Objekt der Beschäftigung und diese Beschäftigung ein Interesse für sich wird. Die Bewegung des Gedankens und das innerliche Ergehen darin, dies interesselose Spiel wird nun selbst zum Interesse. Die gebildeten Sophisten, nicht Gelehrte oder wissenschaftliche Männer, sondern Meister der Gedankenwendungen setzten die Griechen in Erstaunen." Niemals wurde das „Intellektuelle" besser beschrieben. Dieses zu dem „Spielerischgeistigen". Und zu dem „Individuellgeistigen" die Stelle: „Ein Hauptprinzip der Sophisten hieß: ‚Der Mensch ist das Maß aller Dinge'; hierin liegt aber die Zweideutigkeit, daß der Mensch der Geist in seiner Tiefe und Wahrhaftigkeit oder auch in seinem Belieben und besonderen Interessen sein kann.") Dantes Werk ist eine politische Streitschrift des Mittelalters, das Wolframs der Sittenkodex der Ritterschaft, Gottfried gab Empfindungen des aufkommenden Bürgertums dem aufkommenden Bürgertume, Cervantes ist die Stimme der Empörung des gesunden Menschenverstandes gegen die Lächerlichkeiten, die immer entstehen, wenn man ein erledigtes Zeitalter in ein neues hinüberretten will, Grimmelshausen schrieb den größten „Zeitroman", Swift die bissigste Anklage wider englische Selbstgerechtigkeit, der Faust wurde der moralische Führer der deutschen neuen Zeit. Aber das „Höhere" in diesen Werken, Tendenz, Moral, Aufklärung, Geist — trotz gelegentlichen, aber den Gestalten angemessenen Ausführungen, Auslassungen, Aussprüchen — ist gelöst im Dichterischen, eingebaut in die Gestaltung, aufgegangen im Bildlichen. Gedanke wurde Schau. Merkwürdig, eine erlebte Gestalt, ja ein geschauter Ge-

Lassen Sie mich etwas Persönliches von mir und „uns" sagen: Es kommen junge Leute zu mir, ganz junge, 20 jährige und darunter, von denen der eine oder andere ein künftiger Dichter sein wird. Die warne ich vor dem „Geist", d. i. dem spielerischen, individuellen, intellektuellen, vor dem „Schriftstellern". Und ich weise sie eben auf die „Natur" hin, deren Besitz sie sich durch Erleben erwerben sollen: sie sollen Schiffsjungen werden und um die Erde segeln, oder Kaufleute, oder Ackerknechte, statt auf deutschen Universitäten „Literatur" zu studieren oder sich heiligen Klicken anzuschließen. Hamsun war lange Jahre Arbeiter. Sie dürfen auch Gelehrte sein, oder Forscher, Ärzte, Lehrer und Politiker. In reiferen Jahren mit einiger Leistung wird jeder, ohne es zu wollen, Erzieher der Jüngeren sein, und es ist schön, pädagogisch zu wirken. Und ich gebe ihnen immer wieder das Leitwort mit: „Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was einer mit seinem Blute schreibt. Schreibe mit Blut, und du wirst erfahren, daß Blut Geist ist," sagt Nietzsche, den Sie vorzüglich lieben, und in dessen bevorzugter Landschaft ich dieses schreibe.

Geist ist Blut, sagt Nietzsche, er meint also naturhaften, eingeborenen, schicksalhaften, nicht spielerischen Geist — immerhin, wir wollen trotz dieser Autorität darüber nachdenken, was er sonst etwa noch ist. Wir werden ihn noch erkennen als die Fortsetzung der Natur und sowohl als Statik wie als Architektonik des Weltgebäudes. Und derjenige unterschätzt ihn, der in ihm nicht mehr sieht als Ornamentik und Fassade. Aber wenn man ihn als etwas außerhalb der Natur Seiendes ansieht, ohne tektonische Beziehung zu dieser, ich wüßte nicht als was anderes man ihn dann ansehen könnte denn als Fassade und Ornamentik. Eben diese spielerische Rolle, die man ihm für gewöhnlich zuweist, beleidigt mich für ihn. Das Außenhäutige, das Schillernde und Glänzende, das Flottierende und Unsubstantielle, das Witzige und Spritzige, das So- aber auch Andersseinkönnen, das Unverbindliche und oft genug Unverantwortliche. Wenn unsere Schriftsteller für jedes Wort, das ihre Hand schreibt, eben diese Hand wie Scävola ins Feuer halten müßten — hilf Himmel!

Nach dem Lesen der geistreichsten Aufsätze in unseren vorzüglichsten Zeitschriften fragt man: cui bono? Das ist meist unexakter Geist. Es wird nicht „exakter" Geist im rein wissenschaftlichen Sinne gefordert, sondern er wird verstanden im Sinne jener anstrengungs- und absichtslosen Treffsicherheit, jener poetischen Nüchternheit, jener schlichten, allgemein verbindlichen Richtigkeit, welche Goethes Gedichte auszeichnen. Was macht diese so wunderbar und bedingungslos überzeugend? Was anders als dieser „exakte" Geist? Nein, ein Außen und ein Ziererisches ist der Geist nicht, und doch ist er ein Letztes und ein Feinstes, ein (vorläufiges) Ende, ein (scheinbares) Antithetisches und ein Ziel, das aber nur, im Ewigbewegten, ein Durchgang ist, wie die lichte Maienblüte des Baumes Äußerstes, der dunkeln Wurzel Antithetisches und doch nur der holde Tunnel ist, durch den die sachliche Frucht an ihren Tag tritt. Dann entkräften die Blüten, das erste Windchen entblättert sie, der weiße oder rosige Schnee liegt noch ein Weilchen am Boden, und ist nicht mehr. Wenn Dichtung einmal untergehen sollte — und es mag sein, falls die Menschheit sich aufwärts entwickelt — dann wird sie nicht in der Wissenschaft untergehen, wie der trübselige Spengler meint, sondern beide werden ineinander aufgehen. In den Anfängen von Dichtung und Wissenschaft war es so, bei den antiken Naturphilosophen, und es mag auch so am Ende sein, nur in einer viel höheren Ebene und Art. Der, in dem sie sich vorweggenommen,

schon einmal herrlich synthetisch inkarniert haben, Goethe, hat nicht die eine vor der andern verachtet, und kein Verständiger wird es tun. Nur gewisse Unwissende, welche die nötige Frechheit hatten, ihre Unwissenheit zur Tugend zu erhöhen, gewisse „Artisten“ und andere Isten fanden den traurigen Mut. Dann werden beide, Wissenschaft und Dichtung, in einer großartigen Naturdeutung zusammengehen, sie werden zu einem Januskopf zusammenwachsen, wobei dem einen, dem rückwärts schauenden Gesichte, die Aufgabe zufällt, das Erprobte und exakt Bekannte zu beschreiben und Wahres zu sagen (Naturgeschichte), und dem andern, da die Welt praktisch unendlich ist, die Natur den Menschen überleben und der Menschengeist nie an die Grenzen fühlen wird, das noch Ungekannte, aber auch auf „exakte“ Weise, indem die Bahn des Erfahrenen ins Unbefahrene kontinuierlich vorwärts beschritten wird, zu erahnen und wahrzusagen (Dichtung). Bei den Erleuchteten sollte es heute schon so sein.

Der Geist ist schon von dunkeln Anfängen an in der Natur, aus der er sich ganz langsam und allmählich, indem er auch an Umfang sozusagen und Wirkung zunimmt, mit ihr emporarbeitet. Auch der Geist ist als Lebensäußerung und -kraft nur natürlich zu betrachten, wieso sollte er im All etwas für sich und also etwas „Unnatürliches“ sein, eine Natur neben der Natur, eine Welt neben der Welt? Wie sollte man sich das denken können? Es müßte denn sein, daß man es nun gerade „quia absurdum“ denkt, aber der Scholastik wird man die Ruhe im philosophischen Museum gönnen und auch Descartes und alle Dualisten nicht weiter bemühen. (Es gibt so wenig einen denknotwendigen Dualismus, den Sie in Grundlage Ihres Denkens zu meinen scheinen, daß nichts hindert, sich vorzustellen, es werde in der weiteren Folge des Weltgeschehens, wie einmal in ihr der Geist aus der Natur entstand, vielmehr er immer in ihr vorhanden seiend sich aus ihr wirkend und nicht mehr zu übersehen sichtbar machte, einmal ein Drittes, Neues und vielleicht „Höheres“ werden, daß weder Natur noch Geist und das doch mit beiden und jedem von beiden so eng verbunden ist wie Natur mit Geist; das auch jetzt schon in beiden sein mag, für uns als ein Nichtseiendes, weil es von uns noch nicht erkannt wird. Denn auch das Vorhandensein von „Geist“ mußte ja einmal, von den griechischen Philosophen der klassischen Zeit, erkannt werden, nachdem die voraufgehenden Naturphilosophen eben die „Natur“ erkannt hatten, die also vor ihnen auch nicht da, weil nicht erkannt war. Als man den Geist erkannt hatte, erkannte man „sich selbst“, das Gnothi-sauton bekam seinen Sinn. Das ist der Ausgang des unglückseligen Dualismus, denn „Geist“ als unterschieden von „Natur“ erkennen, dürfte nicht heißen, ein Anderes als die Natur erkennen, sondern eine andere Natur erkennen, eine „Form der Objektivität, nicht ein Objekt, eine Existenz“. Ebensowenig also, wie man dann von einem denknotwendigen Trialismus als der Selbständigkeit dreier Wesenheiten nebeneinander würde sprechen dürfen, sondern nur von einer in drei Seins- und Wirkensformen gespaltenen Einheit, einer Drei-Einigkeit, ebensowenig können wir jetzt von einem natur- und denknotwendigen Dualismus sprechen, der nur eine historische Denkform ist.) Das alles ist nichts Materialistisches, das verwandelt ja nicht, um mit Schelling zu reden, „die Materie in ein schlechthin Totes, eine bloße Äußerlichkeit ohne alle Innerlichkeit, in eine bloße Anhäufung von Teilen, die wieder durch nichts Innerliches, durch die bloße Figur unterschieden waren, eine Lehre, worin das Volk, das sie ausgeheckt, den wahresten und sprechendsten Ausdruck von sich niederlegt“. Der Geist, wie ich ihn verstehe,

ist zwar etwas durchaus Natürliches, aber in seiner strahlenden Erstehung, von wo ab wir ihn eigentlich erst „Geist“ nennen, etwas durchaus neues Natürliches. Der Geist, der seiner selbst erst langsam bewußt gewordene, war in ungestalteter Natur, zu der auch der Mensch und sein Treiben gehört, in dem Sinne nicht zuerst vorhanden, als die Bildungen noch nicht da waren, in denen er sich selbst hätte begreifen können. Er ist nicht etwas ausschließlich Gewirktes wie das Inbewegunggesetztwerden einer zweckmäßig gebauten und angetriebenen Maschine, sondern auch und hauptsächlich und allmählich immer mehr etwas Wirkendes, ein Anfang mehr als ein Ende, ein Ziel mehr als ein Ausgang, ein nur mäßig Rückschauendes, mehr ein Vorwärtsschauendes. Ein Lebendiges! Denn das Lebendige hat auch ein Rückwärts, wie die Ähre das Rückwärts ihres Samenkorns hat, aber dieses stirbt an ihrer Halmwurzel ab, und in der Ähre reifen hundert neue Ähren mit zehntausend neuen Körnern, die nun schon Samen für ein Feld sind, aus dem im vierten Jahre bereits eine ganze wogende Ährenlandschaft geworden sein wird. Denn das Lebendige ist das Wachsende, der Zuwachs, die Vermehrung — ein geheimes Gesetz in der Natur, das noch niemand ergründet hat. So entsteht aus Bewegung, mehrender Bewegung, Leben, neues Leben, und zwar nicht nur akkumulativ, sondern — wunderbarerweise — auch plurimal, in Entwicklung, d. i. in Bewegung nach Mehr und nach Höher. So wächst Ihr „Höheres“, der Geist, natürlich aus der Natur.

In diesem sinnvollen Getriebe wachsender und sich steigernder Bewegung sind die Gegensätze gerade das Treibende. Sie wirken aus Spannungen. Einer fordert sozusagen den anderen heraus und übersteigert, überholt ihn und kommt ihm zuvor, um in einem Augenblicke der Ruhe sozusagen wieder überholt zu werden. „Coincidentia oppositorum.“ Die Einheit der lebendigen Gegensätze! Da ist der zuerst von Nikolaus Cusanus gedachte, von unserer geläufigen Weltanschauung aber nicht aufgenommene und weitergedachte Gedanke, von dem Hamann an Herder schreibt: er sei in seinen Augen mehr wert als alle Kantische Kritik.

Durch dieses grundsätzlich Allgemeine könnte sich das Besondere an Einwänden gegen Ihren Aufsatz von selbst erledigen. Ich will auch nur auswählen und streifen und bei Gelegenheit das allgemein Gesagte am geeigneten Beispiel konkretisieren. Sie meinen, Rikarda Huch wäre „zutraulicher verehrt worden, wenn sie als reine Dichterin und Schöpferin des Unbewußten sich einfältig darstellte“. Sie lieben es, hier und anderenorts ausgiebig zu zitieren, ich tue es auch, weil es meinen Worten eine Autorität geben kann, die Sie vielleicht noch vermissen mögen. Ich wähle jetzt den Naturphilosophen Schelling aus derselben Periode der deutschen Romantik, von der Sie behaupten, man sei befugt, sie als eine „ausgemacht intellektualistische Kunst- und Geistesschule“ anzusprechen. (Und Eichendorff, Schubert, Schwind, Schinkel, um aus jedem Fache der Musen nur einen Vertreter zu nennen —?) Also der Romantiker-Philosoph Schelling sagt in seinen „Weltaltern“: „Alles bewußte Schaffen setzt ein bewußtloses schon voraus und ist nur Entfaltung, Auseinandersetzung desselben.“ Daß ich aus Schellings „Bewußtlosem“, das nach ihm schon höheren Geist gleichsam schlafend enthält, nicht die „Dumpfheit“ und „Triebhaftigkeit“, wie Sie sagen, das geistig Unkontrollierte herauslese, glaube ich im vorigen genügend ersichtlich gemacht zu haben.

Nun sprechen Sie von einem merkwürdigen Weibesideal, mit dem Sie wohl

nur geringen Anhang finden dürften. Aber nein, ist wirklich die denkende Frau Ihr Ideal? Meines nicht. Gewiß, wer wird eine dumme Frau mögen? Aber was wir an den Frauen, die wir lieben, bewundern, ist doch gerade die Einsheit von Denk- und Gefühlskraft, die Einsheit, welche bei uns Männern leider meist verloren gegangen ist. Das ist der Ganzmensch, vor der von Ihnen gepriesenen „Androgyne" Schlegels bewahre uns Gott! Die Natur liebt keine Wesensvermischungen, oder sie macht, gleichsam zum Scherz einmal und zur Lehre, Grotesken, wie den Hermaphroditen. Nein, wir lieben die Vollfrau, die uns an Sicherheit des Instinktes (Sie müssen das Wort schon erlauben), an unfehlbarer Einfühligkeit, an gütiger Menschlichkeit so oft überlegen ist. Und sagen wir es denn: auch die sinnliche Frau, die Frau, die sich nicht fürchtet, Kinder zu kriegen. Alles andere ist Halbheit, Mangel und Konstruktion. Die große Dichtung ist auch Ihr Feind. Sie beziehen sich für Ihre Beispiele auf das Kapitel Literaturgeschichte, das Romantik heißt, gestatten Sie, daß ich mich auf die ganze Literaturgeschichte beziehe. Die schönsten Gestalten, welche große Dichter schufen, sind auf das unvermischt Weibliche und Männliche gebaut: Penelope und Odyß, Nausikaa und Achill, Klärchen und Gretchen. Die Anna und die Judith Kellers, die beiden Damen Melusine und Armgard im „Stechlin" Fontanes. Und zahllose andere. Die Natur hat gewußt, warum sie auf höherer Stufe des Organisch-Schöpferischen sich in stark differenzierte Geschlechter zerlegte. Ursprünglich gibt es ja keine Geschlechter, sondern Zeugung durch Spaltung. Es war Arbeitsteilung, es war eine „Spannung" sich selbst im Geschaffenen aufhebender, aus praktischen Rücksichten gesetzter Gegensätze. Der Mensch ist die Schöpfung von Mannes und Weibes Leib, auch von Mannes und Weibes Geist. Wir werden nie Mensch, Natur, Geist, Kunst oder was immer richtig erkannt, erlebt, erfaßt haben, solange wir es nur vom Manne aus tun, wie unsere männlich aufgebaute Kultur, welche den vorwiegend dem Manne eignenden Intellekt lobt, es tut. Solange die klügsten Frauen sich männlich betätigen wollen (Gott sei Dank nicht Selma Lagerlöf), wie es Ihre Jubilarin wohl tun muß, da Sie „die Schriftstellerin" R. H. ausdrücklich wegen ihres „intellektualistischen" Geistes loben. Nein, Thomas Mann, das ist Vordergrund, Lebensfremdheit, Naturabgekehrtheit. Sie zitieren mit Rikarda Huch Friedrich Schlegel: „Was ist häßlicher als überladene Weiblichkeit, was ist so ekelhaft als übertriebene Männlichkeit." Gewiß, aber warum „überladen" und „übertrieben"? Mit solchen groben Antithesen kann Schlegel freilich jeden Irrsinn „beweisen". Nein, außerordentliche und ganzvolle, ganzrunde Menschen, die wir selbst leider nicht sein können, lieben wir in der Dichtung zu sehen, das sind Menschen mit gesteigerter, nicht „überladener" Männlichkeit und Weiblichkeit, diese sind nur mit moralischer Elephantiasis behaftete.

Und das Weib das „revolutionäre Prinzip"? Sogar Rikarda Huch sagt das Wort, und der Frau gegenüber gibt es da nur ein Kopfschütteln. Das Weib, das für die Frucht seines Schoßes zu sorgen, sie vor allen Nachstellungen ängstlich zu behüten hat, das daher in der Natur das eingeborene Konservative darstellt? Die größere Beweglichkeit, die frischere Anpassungsfähigkeit, das schnellere instinktsichere Sichzurechtfinden in neuen Umständen, die größere Labilität der Seele sowohl nach dem Guten wie nach dem Bösen hin, eben weil das Weib nicht durch das Starrgedankliche des Mannes, sondern mehr durch die Umtriebe der Impulse geleitet wird, was dann — im Vordergrunde! — wie Revolution aussieht, wollen Sie das „revolutionäre

Prinzip" des Weiblichen nennen? Goethe wußte es besser: „Der Mann strebt nach Freiheit, das Weib nach Sitte." Es weiß warum. Das Revolutionäre im Weibe, dem Mütterlichen direkt entgegen, ist Verirrung oder Spielerei. Sie deuten auch mit Rikarda Huch Goethes tiefnatürlich-sinnlich-geistigen Ausspruch: „Denn das Naturell der Frauen ist so nah mit Kunst verwandt", gänzlich falsch, gänzlich ins Gegenteil seines Grundes. Wenn Kunst „das Gegenteil von Natur wäre", nämlich ein „Werk des Verstandes", und wenn die Frau die von Ihnen geglaubte und gewünschte Struktur nach dem Geistigen hätte, dann hätten Sie mit der Auslegung recht. Aber beide Prämissen sind falsch und die Wahrheit liegt auf der Gegenseite. Da Kunst in letzter Beziehung Natur ist und nicht „das Gegenteil davon", sondern Fortsetzung der Natur ins „Höhere", den Geist, und weil die Frauen im reinen Grunde Natur sind, darum ist ihr Naturell (Goethe schreibt wohl nicht ohne unbewußte Absicht gerade das Wort Natur) „so nah mit Kunst verwandt". Wie hätte Goethe es auch anders meinen können, von dessen Helden Sie richtig sagen, daß ihnen „etwas Weibliches" eigne — Sie hätten auch sagen können, es eigne ihm selbst etwas Weibliches, jedem wahren Menschen muß es eignen, wie im obigen gesagt ist, was aber sehr weit entfernt von Ihrer „Androgyne" ist, die eher etwas Männliches, nämlich ein „Mannweib" ist, wie die wörtliche Übersetzung lautet; oder wenn Sie mir nicht glauben, lesen Sie dasselbe in Wilhelm Fließ' Generationenlehre nach, nach dem das Beisein des Weiblichen im Künstler naturwissenschaftlich und physisch nachweisbar und erforderlich ist. Napoleon war nur ein Mann, gewiß kein „Mensch". Es liegt kein Grund vor, sich die Mühe zu machen, das landläufige, richtig erfühlte Bild von Goethe und den Sinn seines Ausspruches umzudeuten.

Und „Vornehmheit"! Mein Gott! Man darf schon mal ein Schweinchen sein, wenn man es auf so geniale Weise sein kann, wie Thomas Mann es nach dem großartigen Gastmahl der Buddenbrooks im Billardsaale war . . . Alles Geniale ist vornehm! Ist Shakespeare unvornehm? Vor dieser nacktgeborenen, unbedingt genialen „Natur" versinken alle Einwände ins Bürgerliche. Natura non olet!

Aber was ist denn Natur? Es scheint nötig zu sein, es ein wenig aufzudecken. Natur ist das Seiende und Nichtseiende zugleich, das ist das Werdende (der Erfinder des Wortes „natura" hat sich, wie man sieht, nichts anderes darunter vorgestellt), sie ist der Kreis und die Gerade, denn das ist von außen, von wo Gott sieht und der „Geist", eins, der mathematische Punkt und der astrische Weltball, denn das ist von innen, von wo Gott sieht und der „Geist", eins. Das Leben ist ihr großer Selbstbetrug, denn sie kennt die Wollust des Todes, und der Tod die nächtlich süße Erholung von ihrem harten Tage. Lust und Schmerz sind ihre Peitsche, und sie selbst zuckt unter den Striemen der Geißel. Sie erlaubt uns die wildesten Ausschweifungen, ihre Menschen- und Tierrassen zu vertilgen und Völkerkriege über die Erde hin zu entfesseln, und muß uns hilfreich beispringen, sonst würden wir an einer Schnittwunde des Fingers sterben. Wer sie nicht greift, begreift sie nicht, und wer sie begreift, hat von ihr nur einen Begriff. Sie ist das Allerkörperlichste und wirft keinen Schatten, denn sie ist von allen Seiten beleuchtet. Sie ist das Geistigste, und begriffe sich doch nicht, wenn sie sich nicht in unserem Geiste begriffe. Sie ist Leuchte des Firmaments, und wäre doch dunkel ohne das Kerzlein unseres Gehirns. Gegen niemanden ist sie grausamer als gegen uns, denn uns verlieh sie die höchste Schmerzempfindlichkeit, und niemanden liebt sie mehr als uns, denn uns gab sie das größte

Glücksvermögen. Wir können mehr Gram empfinden als sie selbst, aber sie kann nie so fröhlich sein wie wir. Sie gab uns ein Herz, das von einer Nadel still stehen kann, und sie selbst stirbt von einem unserer falschen Gedanken. Sie spielt mit uns wie die Hauskatze mit der Maus, aber wenn sie uns sehr gefährlich werden will und sich in die Königskatze, den Tiger, verwandelt, so muß sie uns zu sich in ihr Lager eindringen und sich von der Fliege unseres Geistes belästigen lassen. Wir sind ein Nichts in ihr und sind doch ihr Alles, wir sind ein Staub in ihr und vermögen ihren Erdball in eine menschliche Nutzlandschaft zu verwandeln. Sie wird alle unsere Bosheiten und Sünden rächen, uns am Ende in einer Laune zusammenschlagen, uns in den Winkel kehren und es mit einem witzigeren neuen Spielzeug versuchen. Aber auch dann werden wir wieder als Stehaufmännlein da sein, denn unser Geist ist ja der ihre, sie kann einen größeren als unseren aus ihrem Dunkel schaffen, aber nicht einen wesensandern. Schon in der kreisenden Gaswolke waren wir, denn wir wurden als letztes auf ihrem Wege aus dem Gase, und wir werden noch in dem absolut runden, harten und blanken Metallstein sein, als der sie einsam noch äonenlang durch das Weltall fahren wird, und in den Asteroiden, in die sie zerplatzen mag. Denn wir denken uns in die Ewigkeit des Gases zurück, aus der wir mit ihr kamen, und denken uns in die Ewigkeit des Kometenstaubes voraus, in dem wir mit ihr enden. Wir haben erkannt, daß die Zeit ein Denkbetrug ist, wir können die Ewigkeit in den Augenblick reißen, wenn wir diesen bis an die Grenzen unserer Kräfte mit Sein füllen, und lachend sterben, wenn der Tod den Becher unserer Seele zerschlägt und den Wein der Ewigkeit daraus verschüttet. Im Frieden mit ihr sind wir nur, wenn wir mit ihr im Kampfe liegen, mit ihr im Frieden liegen ist ihr unterliegen. Also heißt es sein, lebensträchtig und todesschwanger, den Kräfteausgleich suchen zwischen unserer großen Winzigkeit und deiner kleinen Unermeßlichkeit, Natur! Verzeih!

Verzeihen auch Sie, mein Freund, und lassen Sie mich das Hymnische, aus dem hervorgehen sollte, wie ich mir Natur und Geist im Verhältnis des Einsausdemanderen vorstelle, denkerischer sagen, wie Sie es Ihrer Veranlagung nach von mir erwarten dürfen, denn man redet für den Hörenden, aber dann muß ein dafür mehr Geeigneter reden — es muß wieder Schelling sein. Er fährt an der oben zitierten Stelle fort: „Nicht umsonst haben die Alten von einem göttlichen und heiligen Wahnsinn gesprochen. So sehen wir ja die schon in freier Entfaltung begriffene Natur in dem Verhältnis, als sie dem Geist sich annähert, gleichsam immer taumelnder werden. Denn es befinden sich zwar alle Dinge der Natur in einem besinnungslosen Zustande; jene Geschöpfe aber, die der Zeit des letzten Kampfes zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit angehören und in den Schöpfungen der Natur unmittelbar dem Menschen vorangehen, erblicken wir in einem der Trunkenheit ähnlichen Zustande dahinwandeln (die Tiere) ... Seit Aristoteles ist ja sogar ein von Menschen gewöhnliches Wort, daß ohne einen Zustand von Wahnsinn keiner etwas Großes vollbringe. Wir möchten statt dessen sagen: ohne eine beständige Sollizitation zum Wahnsinn, der nur überwunden wird, nie ganz fehlen darf. Die eine Art, könnte man sagen, ist die, in der gar kein Wahnsinn ist. Diese sind die Unschöpferischen, die Zeugungsunkräftigen, sich selbst nüchtern nennenden Verstandesmenschen, deren Werke und Taten nichts als kalte Verstandeswerke und -taten sind. ... Wo aber kein Wahnsinn ist, ist freilich auch kein rechter, wirkender, lebendiger Verstand; denn worin soll sich der Verstand

beweisen als in der Bewältigung, Beherrschung und Regelung des Wahnsinns?" (Es ist zu sagen, daß Schelling unter Wahnsinn das erregte Leben, den mechanischen Vorgang der schöpferischen ewigen Bewegtheit versteht, wie sich gleich zeigen wird.) Was bezweckt dieser mein großer Ausflug? Auf etwas zu kommen und es vorzubereiten, was auch in Ihrem Aufsatze und im Werke Ihres letzten Jahrzehnts einen so großen Raum einnimmt, die „Humanität". Diesen Begriff der Humanität entnehmen Sie Goethe und verbinden ihn mit dem jüngeren des „dritten Reiches" Ibsens. „In der Zweiheit von Natur und Geist, deren Verschmelzung im dritten Reiche das Ziel der Humanität ist, gehört die Kunst durchaus auf die Seite des Geistes. Sie i s t Geist, denn sie ist ihrem Wesen nach Sinn, Bewußtheit, Einheit, Absicht." Sie meinen also den bewußten Geist, die absichtliche Schöpfung, Kunst als das willkürliche „Können" ohne Mitwirkung eines Unbewußten und Unwillkürlichen: Aber hören Sie Platon im Phaidros sagen: „Die dritte Art Begeisterung und Wahnsinn rührt von den Musen her. Wenn sie eine zarte und unentweihte Seele ergreift und zu festlichen Gesängen und anderen Werken der Dichtkunst anregt und begeistert . . . Wer sich aber ohne diesen Wahnsinn der Musen in den Vorhallen der Dichtkunst einfindet in der Meinung, er könne durch Kunst allein ein guter Dichter werden, der ist selbst ungeweiht, und auch seine, des Verständigen, Dichtung wird von der des Wahnsinnigen in den Schatten gestellt . . . Daher wollen wir uns eben davor ja nicht scheuen noch uns durch irgendeine Rede verwirren lassen, die uns mit der Behauptung ängstigen will, daß wir dem Verzückten den Besonnenen als Freund vorziehen sollen . . . Wir haben zu beweisen, daß die Götter diesen Wahnsinn zum größten Segen verleihen. Dieser Beweis wird den Klüglern (er meint seine Zeitgenossen, die Sophisten) nicht glaubhaft sein, wohl aber den Weisen." Also daß die Kunst d u r c h a u s auf die Seite des (bewußten) Geistes gehört, wird bestritten. Ihr „durchaus" legt die geäußerte Vermutung nahe, daß Sie bei der Verschmelzung von Natur und Geist dem einen Teilnehmer Natur keine gleichberechtigte Stellung einräumen. Gewiß, die Kunst „ist" Geist, denn sie ist „Sinn, Bewußtheit, Einheit, Absicht"; aber sie ist nicht n u r Geist, Sinn, Bewußtes, sie ist auch ein Tiefsinn, auch eine Unbewußtheit. Jener „Wahnsinn" ist der in der Natur verborgen enthaltene, plötzlich aus ihr wie eine Flamme aus dem Vesuv herausschlagende unwillkürliche Sinn oder Geist. Sie ist kein Ohnesinn und kein Ungeist, aber sie ist jener unbewußte Geist, der auch schon in der Natur ist, in der fernsten und dunkelsten bereits, in der Natur, die langsam aus der nicht vollkommen finsteren Nacht der Steine über die Dämmerung der Tiere sich annähert dem Tage im Gehirn der Menschen. Der Gesetzesgedanke, das Konstruktionsprinzip, das alles Geschaffene statisch durchbaut und das die „Schöpfung" des Kunstwerkes in der Reihe fortlaufend an die übrige Schöpfung schließt und mit diesem als vorläufig Höchstem die Reihe abschließt. In diesem Sinne eines der Natur entnommenen, nein ihr entsprechenden Baugesetzes wird alle Kunst je und je „Naturalismus" sein; Haeckel veröffentlichte nicht ohne Berechtigung „Kunstformen der Natur" aus dem Roten Meere. So fürchte ich, ist Ihre Humanität, in der Sie die Natur und den mit der Kunst vereinigten Geist zusammenfassen, ohne daß Sie es wollen, herausgenommen und „ausgenommen" aus der Reihe alles Organischen, sie, welche doch die Basis des höchsten Organischen, des Kunstwerks, sein soll. Sie erwächst nicht natürlich im Zusammenhange aus unbedingt zusammenhangender Natur, weil Sie für ihren einen Teil, den Geist, eine Ausnahmestellung im Ganzen fordern, die ihm durch nichts zukommt. Sie ist auch zu zerbrechlich, weil zu wenig

im Natürlichen standfest, zu kompliziert, weil aus dem Literarischen (Novalis u. a.) gewonnen, und darum nicht werbend. Denn alles Große ist einfach. Ihre Humanität dürfte, um das Paradoxe zu wagen, unmenschlicher d. i. außermenschlicher d. i. übermenschlicher d. i. natürlicher sein. In ihr fehlen gänzlich (bei einem Jünger Nietzsches ist das auffällig) die Begriffe der Kraft und Macht. Sie ist, fürchte ich, nur temperierte Menschlichkeit, letztlich Christentum, Wohlanständigkeit, sonst könnten Sie sich doch nicht mit Rikarda Huch die Worte Schlegels zu eigen machen: „Nur sanfte Männlichkeit, nur selbständige Weiblichkeit (verstanden in einem besonderen, oben abgelehnten Sinne) ist die echte wahre und schöne. In der Tat sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten H i n d e r n i s s e d e r M e n s c h l i c h k e i t“ (sie sind aber die heftigsten Antriebe der Menschlichkeit, im Sinne jenes plurimalen Zuwachses, den ich oben beschrieb, der höheren Lebensform, die ich setzte). Und lassen Sie mich Ihren Romantiker Schlegel mit meinem Romantiker Schelling schlagen: „Wie im Leben und der öffentlichen Meinung Charakter, Tüchtigkeit und Kraft immer weniger, sogenannte Humanität aber, der jene doch zugrunde liegen müssen, alles gilt, so konnte dieser Zeit auch nur ein Gott frommen, aus dessen Begriff alles hinweggenommen worden, was Macht und Kraft ist.“ (Schelling wendet sich gegen französischen Materialismus und deutschen Idealismus sowohl der milderen Observanz des Leibnizschen Intellektualismus wie der radikalen der Fichteschen Einzig- und Alleinigkeit.)

Es wäre ja möglich, daß das geschwächte Europa, daß namentlich das entblutete Deutschland sich eine Epoche lang (um dann freilich für immer erledigt und eine Großmacht mit Erinnerungen wie Spanien und Schweden zu sein) einem solchen Ideale macht- und kraftloser „sogenannter Humanität“ hingäbe, aber ich glaube, wir würden uns dann über die Kräfte und Wünsche namentlich der deutschen Jugend grimmig täuschen. Sie würde uns kurzerhand zum alten Eisen werfen oder, wenn wir uns kunstreich zu schmieden verstanden, respektvoll ins Museum der Zeit stellen. Denn unsere deutsche Jugend ist noch „jung“, die furchtbaren Jahre waren ihr nur „Lehrjahre“, ich meine selbst sagen zu dürfen, das „alte“ Europa sei noch jung, wenigstens das germanische und slawische. Diese germanisch-slawisch-neueuropäische Jugend wird nie, um mit Schelling in der oben abgebrochenen Rede weiter zu sprechen, einem „Gotte“ huldigen, „dessen höchste Kraft oder Lebensäußerung im Denken oder Wissen besteht, außer dem alles andere nur noch ein leeres Schematisieren seiner selbst ist, eine Welt, die nur noch Bild, ja Bild von dem Bilde, ein Nichts des Nichts ist, ein Schatten von dem Schatten; das Volk, das in gutmütigem Streben nach sogenannter Aufklärung wirklich dahingekommen, alles in sich in Gedanken aufzulösen, aber mit dem Dunkel auch alle Stärke, und jenes (stehe hier immer das rechte Wort) barbarische Prinzip, das überwunden, aber nicht vernichtet, die Grundlage aller Größe und Schönheit ist, verloren hat.“ Wir haben das Wort „Humanität“ im letzten, trotz und wegen allem, namentlich wegen unserer Leiden, denen wir uns gewachsen zeigten, großartigen Jahrzehnt zu oft über die Maas zu uns herüberschallen hören, als daß man es uns verdenken könnte, wenn wir uns deswegen ein wenig mißtrauisch diesem Ohrenklang gegenüber verhalten. Es ist eine Frage, ob wir nach der Eroberung der Welt durch die Angelsachsen nun resigniert „römisch“ werden und uns ein Jahrhundert lang mit der Rolle hellenischer Bildungserzeuger und -träger in diesem „römischen“ Weltimperium begnügen wollen. Und sind wir wirklich erschöpft und trifft der heillose Unsinn zu, daß

das Zeitalter der großen Dichtung unwiderruflich dahin sei in einer Welt, in der Knut Hamsun lebt und schreibt? Hamsun ist der Führer, wenn wir einen brauchen, von uns „Jungen“! Wegen seines Dienens in der Natur und seiner Macht über die Natur, seiner Verwurzelung im Boden und seines Aufwachsens in den Äther, wegen seines „Deutens“ und „Wahrsagens“ jenes hohen Sinnes, wegen seines bildnerisch plastischen Daumens, seines Naturgeistes, auch wegen seiner, von niemanden, am wenigsten von Ihrer aufgeklärten Gerechtigkeit, bestrittenen „Humanität“!

Es wird nötig sein, daß auch ich von der „Humanität“, weil auch ich mich zu ihr bekenne, meine festformulierte Vorstellung aussage. Nun, Humanität, deren „Ziel im dritten Reiche die Verschmelzung von Natur und Geist ist“, wie ich mit Ihnen gern annehme (ich versuche sie ja hier auf meine Weise), lieben und bekennen heißt außerdem nur — auf gute Weise Mensch sein wollen, doch nicht nur im Leiden, sondern auch im Handeln. Und kein Wort dazu!

Und was sagen Sie von der Musik! Oh, ich wünschte, ich könnte es übergehen. Sie zitieren den Romantiker Wackenroder, dem bisweilen gegraut habe vor der „frevelhaften Unschuld, der furchtbaren, orakelmäßigen, zweideutigen Dunkelheit“ der Musik. Das ist Flucht eines, der sich vor dem „Furchtbaren“ fürchtet und davor ausreißt, statt zu versuchen, es zu überwältigen. Was sagt dagegen mein soviel tapfererer gesundererer romantischer Gewährsmann: „Denn nichts ist jenem inneren Wahnsinn ähnlicher als die Musik, die durch das beständige exzentrische Ausweichen und Wiederanziehen (das ist für Schelling die Formel aller Lebenserregung, im Urchaos wie in höchster geistiger Betätigung) der Töne am deutlichsten jene Urbewegung nachahmt und selbst ein drehendes Rad ist, das, von einem Punkte ausgehend, durch alle Ausschweifungen immer wieder in den Anfang zurückläuft.“ Und nun sagen Sie: „Jeder, dem es darum zu tun war, dem deutschen Wesen Form, Bewußtheit, helle Weltgültigkeit, Vornehmheit in der Welt zu verleihen, hat, und ob er sich auch noch so schmerzhaft ins eigene Fleisch dabei schnitt, das zweideutige Dunkelheitselement der Musik in Deutschland bekämpfen müssen.“ Das sagen merkwürdigerweise Sie, den man nach dem kleinen Hanno für einen musikalischen Dichter erklärt hat. Also sollen die Deutschen gerade das aufgeben, wo sie das Größte, was ihnen zu leisten beschieden war, geleistet haben? Das einzige Fach der Kunst, wo Sie, von Goethe und einigem wenigen abgesehen, in allen Völkern evangelische und selbst von den Franzosen unbestrittene „Weltliteratur“ erzeugt haben? Aber es ist zu verstehen, daß temperierter Humanität das „Furchtbare“, das Dionysische der Musik ungelegen kommt. Auch Platon verbietet in seinem rationalen Idealstaate für die Bürgerlichkeit den Gebrauch der Flöte zuungunsten des Dionysischen, zugunsten des Apollinischen. Was kein Widerspruch zu der oben zitierten Stelle ist, die ja den Künstler meint. „Ja,“ sagt Thomas Mann, und man weiß nicht, ob man diesen Ausspruch nicht lieber für das Erlebnis Kaiser Maximilians an der Martinswand nehmen soll, für eine jener, sagen wir, Kühnheiten, zu denen sich ein wortbeherrschender Mann zuweilen hinreißen läßt, „man müßte denjenigen hassen, aber man müßte ihm heimlich beipflichten, der es wagte, die Musik ‚ein Hindernis deutscher Menschlichkeit‘ zu nennen.“ O Thomas Mann!

Wir beide sprachen das Wort vom „Furchtbaren“ der Natur aus, freilich aus verschiedener Seelenlage. Schelling weiß auch dazu etwas Schönes zu sagen, das sich mit dem von mir a. a. O. schon Ausgesprochenen vom „furchtbaren

Dasein“ deckt: „Auch jene, welche mit der ewig wiederholten Versicherung von der Harmonie und wunderseligen Einheit des Weltalls schon längst allen Verständigen zur Last sind (Leibniz und sein Popularisierer Wolff sind offensichtlich gemeint) . . . wären sie fähig, die Außenseite der Dinge zu durchdringen, so würden sie sehen, daß der wahre Grundstoff alles Lebens eben das Schreckliche ist.“ Dieses heroische Lebensgefühl verträgt sich freilich schlecht mit Schopenhauers kontemplativer resignierter Weltverdrossenheit. Aber Schopenhauer, welcher der Philosoph der Epoche Ihrer Anfänge war, muß naturgemäß in unserer abdanken. Merkwürdig, daß einer Epoche, der es gut geht und die es in Hülle und Fülle hat, eine pessimistische, einem armen elenden Geschlechte, das zum Teller zwar den Löffel aber nicht die Suppe hat, eine optimistische Seelenlage eignet. Denn die Natur weiß sich zu helfen, wie sie sich im austrocknenden Buntsandsteinmeere zu helfen wußte, als aus den Fischen die Vögel wurden. Coincidentia oppositorum!

Ich komme auf den Ausgang, das Schriftsteller-Dichter-Problem zurück. Sicherlich, für den Franzosen gibt es das Problem gar nicht, seine überwiegend rationale Seele, wie seine Geschichte, seine Architektur, Musik, Literatur, Philosophie sie beweisen, hat auch den „Dichter“ nur in der nach dem „Schriftstellerischen“ überbetonten Weise des „auteur“ (für den meine belgischen Verwandten mich nehmen, nicht für einen poète, „parce que vous ne faites pas de vers“), die mystischen Russen aber haben dichterisch überbetonte Schriftsteller, nämlich „Dichter“. Wir aber haben meist Dichter oder Schriftsteller, je nach der vorwiegenden Begabung. Wir müssen das Problem Dichter-Schriftsteller an unserm unglücklichen mitteleuropäischen Platze auf den Schlachtfeldern unserer Seele austragen, vielleicht für Europa, wie wir auf den Schlachtfeldern unseres Landes das Problem Dogma-religiöse Selbstbestimmung haben austragen müssen, für Europa, für die Welt. Die Frage Dichter-Schriftsteller und der sich hinter dieser zufällig aufgeworfenen Frage verbergende ungeheure Fragenkomplex, der Volkspsychen nach vielen Seiten hin zu durchforschen gibt (auch die heute brennende Frage der politischen Moral, in der die Völker sich noch so gänzlich mißverstehen, indem sie die andere Veranlagung des andern Bosheit und Minderwertigkeit nennen), die Frage unserer freundschaftlichen Auseinandersetzung muß von uns und allen deutschen Schriftstellern ausgetragen werden. Kümmern wir uns nicht um den armseligen Hochmut der an geopolitisch sicherem Orte sitzenden Anderen, die auf uns deswegen herablächeln zu dürfen meinen, der vor der Mauer des menschenlosen Westmeeres, der auf sicherer Insel, der in asiatischer Weiträumigkeit Sitzenden.

Ich bin zum Schlusse gekommen. Ich handelte von Natur und Geist, alle drei Worte betont, ich verstand Schriftsteller und Dichter als nicht nebeneinander, sondern der idealen Forderung nach ineinander. Natur, deren Ungeheuerlichkeit wir mit dem Geiste bewältigen — Geist, dessen Sprödigkeit wir mit Natur in Saft setzen müssen. Ich habe die Natur in meinen Ausführungen sehr betont, ich weiß, ich habe sie vielleicht zu sehr betont, sodaß ich die Gefahr des Mißverstandenwerdens laufe, aber ich tat es, weil Sie sie zu wenig betonten. Hätten Sie die Natur überbetont, so würde ich das Gleichgewicht durch Überbetonung des Geistes wiederherzustellen versucht haben. Natur und Geist, nicht umgekehrte Folge, das Primat soll die Natur haben, beide sind kein Gegensatzpaar, wie Sie zu meinen scheinen, sondern das eine ist die Fortsetzung des andern, wie ich es meine, wie der Geist, den wenige haben, die Fortsetzung des Gehirns ist, das alle haben,

des Gehirns, das ja einfach die physische Voraussetzung für Geist und an sich des Gehirns, das, auch einmal erworben, ja einfach die physische Voraussetzung für Geist und an sich Natur ist. Alles wurde „erworben", als „Fortsetzung", z. B. der Gedanke, die Form, das Konstruktionsprinzip der Geschlechtlichkeit, der Vogel- und Menschenflug, das Lied, das Fernrohr. Alles das ist, als von Naturwesen erfunden und gemacht, „Natur" und zugleich „Geist".

Gerade in diesen Tagen ist es gelungen, den alten Traum der Alchimisten zu erfüllen, aus unedlen Metallen edle zu machen: man hat aus Quecksilber (mit Hilfe des elektrischen Stromes) Gold gemacht, aus dem gemeinen Metall das edle. Diese künstliche Erregung ist ein Abbild jener ungeheuren natürlichen, wo große elektrische Ströme in früheren Aggregatzuständen des Erdkörpers wirkten. Dieser tellurisch große Vorgang ist ein Abbild des zerebralisch kleinen, wo aus unedler Natur durch heftige Erregung der Seele, unter auserwählten und dann noch glücklichen Umständen, der edle *Geist* entsteht — als höchstes *Naturerzeugnis*.

Sie setzen Geist als These, Natur als Antithese und Humanität als, wie mir scheint, schwache Synthese der beiden. Diese sind aber jedes und alles und noch eins darüber: die Dreieinigkeit aus Gottvater-Natur, Gottsohn-Geist und dem „Heiligen" Geist, das ist die Vollendung. Natur ist kein Feind, auch wenn wir sie, wie ich mit Schelling sagte, „überwältigen" müssen, sie darf nur, sagen wir, ein Sportgegner sein, und Freund.

Sie haben ferner unrecht, von einer Krise des modernen Romans zu sprechen, „worin er sich gerade jetzt als Kunstform befindet und aus der er als etwas Neues, Ungekanntes, Geistigeres hervorgehen wird". Es gibt nur eine Krise des Individuums und des Talents. Sie scheinen sich augenblicklich darin zu befinden — zum Glück für Sie. *Jeder* von uns sollte sie nach *jedem* Werke erleben. Sie ist das „Erregende", das „Ausweichen und Wiederanziehen", die „Sollizitation" Schellings, aus der die neue blühendere *schöpferische* Gesundheit entsteht. Für die Philosophen war die Krankheit immer ein verehrungswürdiges Wesen, und man wird ihre etwaigen Äußerungen auch bei Ihnen mit der Verehrung und unter dem leisen Auftreten betrachten, auf welche die heilige Krankheit Anspruch erhebt.

Nein, es wäre, auch ohne Ihren Fall, einmal höchst notwendig gewesen, die Natur aus ihrer unverdienten und für unsere deutsch-europäische Geistigkeit verderblichen Zurücksetzung in den Winkel hervorzuziehen, denn fast alle unsere schriftstellernden Geistigen in Deutschland und Europa unterschätzen sie (mit Ausnahme der Skandinavier, die denn auch der Jahrhundertwende die großen Dichter stellten und in Deutschland mit Ausnahme etwa Hauptmanns, in Frankreich Barbusses). „Natur" in solchem aufgestellten Weitwinkel, in solchem eingeborenen Werdenssinne sehen, ansehen, erkennen, anerkennen, heißt *alles*, was uns interessieren kann, sehen und erkennen. Alles Referierende und Kritisierende, die Geschichte, die Geschichtsphilosophie, die Volkswirtschaft, die politische Wissenschaft, gehört als rückwärtsschauend in die „Naturgeschichte",. das andere, das Naturhaft-seherische, in die Naturdeutung. Auch in jenen Disziplinen kann es „natürlich" Natur*deutung* geben, aber wie wenig haben wir davon erlebt! Wie kläglich haben z. B. unsere Volkswirtschaftler versagt, die uns zwar großartige Systeme dessen gegeben haben, was *war*, von denen aber keiner uns und Deutschland hat sagen können, was gleichzeitig mit uns *wurde*. (Wie dankbar wären wir einem, der uns rechtzeitig gesagt hätte, wie wir unsere Groschen hätten retten können.) Weil niemand am Herzen der Natur lag und ihre dunkeln Absichten

erlauschte. Auch in der Wissenschaft ist Einfühlung in die Natur das Wichtige, auch dort hat Natur den Primat. Und auf unserem Felde der schriftstellernden geistigen Betätigung, die sich gern und einfältigerweise für die geistige hält, ist es nicht anders. Natur hat den Primat vor dem Geiste, das ist nun genügend erläutert, wie der Vater den Primat hat vor dem Sohne, und der naturhafte Dichter hat den Primat vor dem naturfremden Schriftsteller — Sie werden Ihre kostbare Kraft vergeblich anstrengen, uns ein anderes glaubhaft zu machen und ein altes Wissen und Fühlen des Volkes umzustürzen. Das „Neue" war immer ein Altes, ein Altes in neuer Gestalt, „Fortschritt" ist Altes und Neues zugleich wie die Natur konservativ und radikal zugleich ist, nämlich organisch. Doch das wäre ein neues Kapitel . . .

Die blühendste Gesundheit und den strahlendsten Geist wollen wir als Wunschbild, nur nach unseren Wunschbildern (Idealen) kann unser moralisch-künstlerischer Charakter gewertet werden, für den allein wir verantwortlich sind, unsere beschränkten Leistungen sind natur- und schicksalbestimmt. Den „Wahnsinn" des Aristoteles, Platon und Schelling wollen wir, die unermüdliche Lebensbewegtheit, die Lebensträchtigkeit, den Lebenswillen, die Lebenserneuerung, das Lebenwerden, die höhere Lebensformung. Stark wollen wir „Jungen" wieder werden an Leib und Seele, gefestigt in unserer Gesundheit und unserer Moral, männlich und streitbar, weiblich und zart, durch Zucht unserer Führer und Zucht unser selbst erzogen, frisch wie Frühlingsbirkenlaub und blühend wie die schlichten Feldblumen, und wir werden uns den Teufel scheren um alle schriftstellerischen und politischen Diktate, von denen wir diese auch ohne materielle Waffen überwinden.

So! Ich habe mir eine alte Not und vielleicht auch einen alten Zorn vom Herzen herunter geredet. Aber diese Schrift gegen Sie ist ein Bekenntnis, wie ich schon einmal eins zu Ihrer persönlichen Menschlichkeit ablegte, ein Bekenntnis zu Ihrer Gerechtigkeit, zu Ihrer schönen Objektivität und zu Ihrem lebendigen Eifer der Wandlung, zu Ihrem offensichtlichen Streben — offensichtlich u. a. in jenem erbarmungslosen Aufsatz, den Sie gegen Spengler schrieben — jung mit Jugend zu gehen. Und ich schrieb es auch wohl, weil es sich lohnt, mit einem Manne wie Sie sind zu streiten. Durch Streiten mit dem Erleuchteten wird man selbst erleuchtet.

Ich grüße Sie über unser liebes deutsches Land und Volk weg, das jetzt soviel leiden muß, damit es durch den aller Natur notwendigen Schmerz zu neuem, reinem, hohem Geist geläutert werde. „Leiden ist allgemein der Weg zur Herrlichkeit" — so soll uns zuguterletzt unser Schelling erheben.

Ihr unverändert und immer getreuer J. P.

In den Bergen von Graubünden am 1. August 1924, dem Tage der Bundesfeier der Schweiz, Vorbildes eines neuen besseren Europas.

treter Rathenaus doch wohl identisch mit dem bekannten Vortragenden Legationsrat von Friedberg im Auswärtigen Amt. Er wird damals, am 23. März 1922, weniger um die „Hierhaltung" als das vorläufige „Fernere Verbleiben" der amerikanischen Truppen am Rhein gerungen haben.

Ob es übrigens schön klingt, ja überhaupt richtig ist, von einer „Gallisierung des Rheinlandes" zu sprechen, wenn General Allen mit seiner „gallicisation" (28. Juli 1921) offenbar „die Französierung" meinte? Die hier erwähnten „Versorgungsstellen" haben — das muß ausdrücklich hervorgehoben werden — nichts zu tun mit den „Versorgungsämtern" im besetzten Gebiet oder gar dem „Hauptversorgungsamt" in Koblenz.

Ähnliches gilt von der Wiedergabe seiner Bemerkung vom 22. Dezember 1922, wo er mit seinem „defend" zum Ausdruck bringen wollte, daß „die Franzosen ihre Landsleute bei den zahlreichen Differenzen mit den Deutschen" nicht „verteidigten", sondern „in Schutz nähmen", ein Unterschied, der in Anbetracht der Verhältnisse, wie sie in Koblenz nun einmal lagen, wesentlich ist.

In jener wenig erfreulichen Besprechung des peinlichen Bergdoll-Eberbach-Falles (2. April 1921) erteilte am 2. April 1921 General Allen dem Grafen Bernstorff einen Rat hinsichtlich der Aufbringung von 100 000 Mark, ohne der Überzeugung Ausdruck zu verleihen, die deutsche Regierung würde die fragliche Summe bezahlen.

Bei der Behandlung der Frage: „Flucht strafverfolgter Deutscher vom besetzten ins unbesetzte Gebiet und deren Auslieferung" hat übrigens die Rheinlandkommission nichts weniger beschlossen — und dies auch in dem Schreiben an den damaligen Reichskommissar von Stark zum Ausdruck gebracht — als ihn persönlich „selbst bis zu seiner Ausweisung" (4. März 1921) verantwortlich zu machen. Jede Abschwächung hier wäre Vertuschung und dient weder der Wahrheit noch der Auffassung des Verfassers, der es uns in solcher Offenheit mitteilt.

Was übrigens die Besetzung anlangt, so hat General Allen sie stets als ungeheure Last und Bedrückung der Rheinprovinz empfunden und hat dies auch mehrfach offen ausgesprochen. Wenn also die Übersetzer erkannten, daß in dem amerikanischen Text (2. April 1922) ein offensichtlicher Druckfehler vorliege (pleasent statt present), dann hätte man die Besetzung lediglich als die „jetzige" ohne den Zusatz „herrliche" bezeichnen dürfen. Der Zusatz wird dem Ernst und der Würde des Generals Allen und seiner verständnisvollen Sympathie für Rheinland-Not nicht gerecht.

Jetzt noch einige „Ungenauigkeiten": General Allen berichtet von einer Unterredung mit dem früheren Brückenkopfoffizier, Major Kühlenthal (27. Jan. 1923). Der Ruhrkampf ist in vollem Gange. Von deutscher Seite wird auf besondere Vorgänge in der Industrie hingewiesen. Erwähnt wird die große Truppenzahl, die Frankreich nötig habe, um seinen Vormarsch bis nach Berlin auszudehnen; es wird auf die ruhige Haltung der Reichswehr hingewiesen und darauf, daß deutscherseits alles vermieden werde, um auch nur den Anschein aktiver Resistenz zu erwecken. Aus diesem Grunde wurden alle „Militärfreiwilligen" (volunteers for service), die sich damals massenweise zum Eintritt in die Reichswehr meldeten, abgewiesen. Nicht aber sind, wie der Übersetzer meint, „Arbeitswillige" zurückgewiesen worden.

Für den Ruhrkampf selbst und besonders für die Ausweisung des Oberpräsidenten Fuchs hat General Allen damals lebhaftes Interesse bekundet. Mehrfach kommt er in seinen Notizen auf dies Thema zurück. In der langen Nachmittagsunterredung vom Sonntag, dem 4. Februar 1923, wo ich übrigens nicht „an Stelle", sondern „im Auftrage" und „für" (on behalf) den Herrn Oberpräsidenten kam, ließ sich General Allen noch einmal die ganzen Vorgänge der Ausweisung erzählen und schnitt bei der Gelegenheit viele andere Fragen an, die aber, weil General Allen sie selbst nicht der Öffentlichkeit mitteilt, hier vorläufig unerwähnt bleiben sollen.

Doch sei auf etwas anderes aufmerksam gemacht: an sich mag es gleichgültig sein, ob jemand „einen Besuch" oder „Gegenbesuch" macht. In der Diplomatie aber und sicherlich im Verkehr zwischen den deutschen und alliierten Behörden ist es nicht gleichgültig, ob es das eine oder das andere war. Es war aber ein Gegenbesuch beim Oberpräsidenten (2. Januar 1923). Ich war dabei.

Gleichgültig mag es an sich ferner sein, wo M. Tirard derzeit den neuen Reichskommissar, Fürsten Hatzfeld, den anderen Mitgliedern der Rheinlandkommission vorgestellt hat, aber für die Beurteilung des Verhältnisses, in dem der neue Reichskommissar zur

Rheinlandkommission im ganzen und zu einzelnen Mitgliedern im besonderen stand, ist es bedeutungsvoll, daß diese Einführung nicht in den „Amtsräumen", sondern in den „Empfangszimmern der Privatwohnung", d. h. also in der beschlagnahmten Dienstwohnung des Oberpräsidenten stattfand. Dies allein war schon ein gutes Omen für die weitere überaus glückliche Betätigung des Fürsten Hatzfeld als Reichskommissar. Um so bedauerlicher ist es daher, wenn durch einen Übersetzungsfehler diesem klugen Diplomaten und gewandten Weltmann eine Taktlosigkeit unterschoben wird, deren er nie fähig gewesen wäre: Es ist der 2. April 1922. Der neuernannte deutsche Botschafter Wiedfeld rüstet sich eben zur Abreise nach Washington. Vorher stattet er Koblenz und General Allen einen Besuch ab. Letzterer bittet ihn und den Fürsten Hatzfeld zum Essen, erwägt aber nachher, ob er damit wohl genau diplomatisch richtig und gemäß den Gepflogenheiten der Rheinlandkommission hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Stellungnahme zu deutschen Behörden und Beamten gehandelt habe, und er beginnt demgemäß die entsprechende Aufzeichnung damit: „Fürst Hatzfeld wird (aber nicht, wie die Übersetzung es hat, „will") den Botschafter Wiedfeld zum Essen bringen."

Eine ähnliche „Taktlosigkeit" hängt in der Übersetzung dem jetzigen Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium von Brandt an, weil das amerikanische „acting" nicht richtig erfaßt wurde. Herr von Brandt ist am 28. Juli 1921 als „stellvertretender R.", nicht „als Reichskommissar" gekommen. Das war er ebensowenig wie „der Gehilfe des Reichskommissars" (S. 128). Im Register wird er übrigens mit dem ebenfalls mehrfach erwähnten früheren Oberpräsidialrat, jetzt ausgewiesenen Regierungspräsidenten von Koblenz, Dr. Brandt, verwechselt.

Überhaupt „Register"! Das ist ein Fall für sich! Wir sind ja sehr dankbar für die Eröffnung, daß Wilhelm II. Deutscher Kaiser, Benedikt XVI. Papst, Woodrow Wilson Präsident der Vereinigten Staaten und F. W. Ebert Reichspräsident ist. Aber hätte man nicht auch von Herrn Regierungspräsidenten von Gröning Notiz nehmen können? General Allen in seinem Buche und die alliierten Behörden in Koblenz haben es derzeit recht nachdrücklich getan. Adenauer ist doch auch ein wenig Oberbürgermeister von Köln, wenn er schon als „Präsident des preußischen Staatsrates" hingestellt wird. Newton D. Baker ist der Kriegssekretär der Wilsonschen Zeit, nicht aber Sekretär für auswärtige Angelegenheiten; der verdienstvolle amerikanische Richter Bausman aus Washington wird unglücklicherweise als „antifranzösischer Schriftsteller" hingestellt; der kluge Rechtsanwalt Manton Davis wird zum „Militärattaché", Fürst Hatzfeld zum „Prinzen", der französische Major Hendrickx, der Leiter des französischen Bureaus für Zivilangelegenheiten, zum „amerikanischen Hauptmann" und Graf Liedekerke, der eben versetzte Vertreter des belgischen Oberkommissars bei der Irko, zum „Vertreter bei der Repko".

Doch das sind „Äußerlichkeiten", die bei der hoffentlich bald notwendig werdenden Neuauflage dieses trefflichen Buches schon aus dem mustergültigen Register des englischen Textes berichtigt werden könnten.

Aber es ist schade, daß die Übersetzer sich so wenig in den feinen, gelegentlich satirischen Humor von General Allen und seinen amerikanischen (nicht englischen) Stil — fast hätte ich gesagt Slang — hineingefunden haben, sonst hätten sie bei der Charakterisierung eines höheren Beamten, den General Allen als „Brachycephalen mit dunkler Gesichtsfarbe" beschreibt, doch wohl aus dem „machine-gunner", womit er dessen „äußere Erscheinung" charakterisiert, mehr zu machen gewußt als bloß „Maschinengewehrschütze". Gewiß! Eine Übersetzung soll „so wörtlich wie möglich", aber auch „so frei wie nötig" sein.

Und dann der Schluß; diese Krone des ganzen Werkes, diese herrliche Pointe! General Allen verläßt Koblenz. Es ist der 19. Februar 1923. Winterregen rieselt kalt und langsam nieder. Vom Ehrenbreitstein ist das Sternenbanner geschwunden. Auf dem kleinen Bahnhof neben der Schiffbrücke steht der Extrazug, der General Allen aus der jetzt so unwirtlichen Rheinprovinz um das Ruhrgebiet, das Sturmzentrum des passiven Widerstandes, herum nach Bremen führen soll, da trifft Fürst Hatzfeld zum letztenmal den General. Das Verhältnis beider Männer zueinander hat sich inzwischen zu einem Freundschaftsverhältnis entwickelt. Nach einer kurzen Aussprache über dieses und jenes faßt Fürst Hatzfeld sich dahin zusammen — und damit ventilierte er so ganz die Auffassung des rheinischen Volkes über die Amerikaner —, daß sie als Feinde gekommen seien und jetzt als Freunde schieden. Dies ehrlich-offene Bekenntnis macht General Allen zu seinem eigenen; er besiegelt die Tatsache als „einzig dastehend in der Geschichte".

Mehr als Jahresfrist ist seit jenem Tage verflossen. Eine Zeit größten Elendes und tiefsten Jammers ist seitdem über unser Deutsches Vaterland dahingegangen. In seiner freundlichen Gesinnung für Deutschland hat General Allen sich nicht bloß nicht gewandelt, sondern er, der Mann der Tat, hat in Amerika eine gewaltige Wohltätigkeitsaktion, den „Allen-Drive“, für unsere notleidenden Kinder ins Werk gesetzt.

Anläßlich der olympischen Spiele sollte er als Vertreter Amerikas nach Paris gehen, und er wollte bei der Gelegenheit auch nach Deutschland kommen. Das wurde plötzlich geändert. Er ist nicht gekommen.[2]) Aber durch sein ebenso interessantes wie mutiges „Tagebuch“ lebt er in unserer Erinnerung weiter, größer, wertvoller vielleicht noch, als wir ihn damals erkannt und geschätzt. Und Reimar Hobbing gebührt Dank dafür, daß er diesen Mann durch das „Tagebuch“ dem breiten deutschen Volke näherbringt. Jeder sollte das Werk lesen, in erster Linie das Rheinland, das General Allen viel verdankt.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Zu den bevorstehenden Kopenhagener Verhandlungen

An dieser Stelle wurde zuletzt im Juniheft über die Vorgänge an der deutsch-dänischen Grenze berichtet. Seither ist nichts besser geworden; die dänische Propaganda wurde immer stärker und geschickter; wir geben den Lesern der „Deutschen Rundschau“ einige Proben bekannt. In der Tat ist diese dänische Arbeit großzügig angelegt. Sie hat sowohl Skandinavier als auch selbst Deutsche vor ihren Wagen zu spannen vermocht und auf internationalen Kongressen schwere Beschuldigungen gegen die Deutschen erhoben.

* * *

In Kopenhagen erscheint die Zeitschrift „Det nye Nord“, welche von einer „interskandinavischen Aktiengesellschaft“ herausgegeben wird. Diese hat zu Beginn des Jahres an 50 führende Persönlichkeiten Finnlands, Islands, Norwegens und Schwedens folgende Aufforderung gerichtet:

„Die in letzter Zeit von verantwortlicher deutscher Seite geschehenen Äußerungen und Handlungen zur nordschleswigschen Grenzfrage haben notwendigerweise eine gewisse Unruhe und Besorgnis in Dänemark hervorgerufen, wo man sich bewußt ist, bis zum Äußersten eine vollauf loyale Politik gegenüber Deutschland und der deutschen Minderheit in Nordschleswig geführt zu haben. Die Schriftleitung dieser Zeitschrift fühlt sich unter solchen Umständen veranlaßt, eine Reihe Äußerungen von führenden Persönlichkeiten unserer skandinavischen Nachbarländer zu beschaffen. . . . . . Die Angelegenheit ist für Dänemark von überragender Bedeutung, und sie kann ihrer Natur nach den übrigen skandinavischen Ländern nicht gleichgültig sein, wie sie denn ja auch Anlaß zu Betrachtungen allgemein außenpolitischer Art bieten kann.“

Dänemark appellierte also zugunsten seiner Interessen an der Südgrenze an die interskandinavische Solidarität und hatte damit fraglos Erfolg. Fast alle Antworten fielen im Sinne der Fragsteller und ziemlich gleichmäßig aus. Nur Edvard Lehmann, ein (in Kopen-

2) Inzwischen ist General Allen auf wenige Tage in Berlin gewesen und bereits wieder nach den Vereinigten Staaten abgereist. Die Schriftleitung.

hagen geborener und wohl als Däne anzusehender) Professor der Universität Lund schrieb offenherzig: „Nordschleswig sei insofern ein bedrohter Besitz für Dänemark, als seine Abtrennung von Deutschland einen Teil des von den Deutschen gehaßten Versailler Vertrages bilde, dessen Aufhebung durch einen für Deutschland günstigen Krieg leicht den früheren Zustand wieder herstellen könne. Es wäre besser gewesen, daß man eine andere Form der Abtretung gesucht hätte, die wohl zu finden gewesen wäre. Dann hätte das große Deutschland den Verlust dieses unbedeutenden Landesteiles leicht verschmerzt, für den man sich nicht besonders interessiere." Er fuhr fort: „Aber es gibt einen Teil Deutschlands, für den dieser Verlust nicht unbedeutend ist, sondern für den er den vierten Teil des gesamten Landesgebietes ausmacht, nämlich die Provinz Schleswig-Holstein. Die Bevölkerung dieser Provinz, die beseelt ist von dem gewohnten Patriotismus der Grenzbewohner, fühlt den Verlust sowohl ideell wie ökonomisch mit einem Schmerz, der sich nur schwer verlieren wird. Hier, und nicht in Berlin, wird der Revanchegedanke am Leben erhalten und findet seinen Ausdruck in praktischen Bestrebungen. Und man könnte denken, daß diese unter einem Rückfall zu dem früheren Provinz-Feudalismus (?), den Deutschland — wenn auch unter republikanischer Form — nach dem Kriege erlebt hat, in einem entscheidenden Augenblick in Berlin zu Worte kommen könnten; denn der Schleswig-Holsteinismus ist nun nach 60jähriger preußischer Erstarrung von neuem erwacht, und er ist — nun wie früher — Dänemarks besonderer Feind." Dies ist eine sicher nicht ganz unzutreffende Charakterisierung der Tatsachen, die freilich in mit Deutschland viel sympathisierenden Ausdrücken vorgebracht ist, und der wir, freilich unter Zurückweisung der unterschobenen „Revanchegedanken", beipflichten. Den dänischen Chauvinisten wird es übrigens unangenehm sein, daß Lehmann ihre Bestrebungen, das weiter südlich gelegene, durch die Abstimmung deutsch gebliebene mittlere Schleswig zu gewinnen, als äußerst kurzsichtig bezeichnet. Diese Propaganda gäbe den unversöhnlichen Schleswig-Holsteinern Trümpfe in die Hand und liefere dem Deutschen Reich eine Handhabe zu harten Maßregeln gegen die dänisch Gesinnten und dänisch Sprechenden südlich der Grenze. Er empfiehlt deswegen den Dänen, zu ihren südlichen Nachbarn in ein freundschaftliches Verhältnis dadurch zu treten, daß nicht nur der dänische Staat, sondern auch das dänische Volk eine korrekte Haltung gegenüber der durch den Friedensschluß gezogenen Grenze in Zukunft einnähme.

Aber auch ein nicht nur wegen seiner Liebestätigkeit in Deutschland bekannter und allgemein verehrter Schwede, Erzbischof Nathan Söderblom in Upsala, hat — und zwar als erster — auf die Anfrage der Zeitschrift „Det nye Nord" geantwortet. Er stellt die Abtretung Nordschleswigs an Dänemark als eine erfreuliche Wiedergutmachung eines alten Unrechtes dar und preist die strenge Selbstbeherrschung und Staatsklugheit, sowohl gegen ausländische Wünsche, wie gegen den inländischen Chauvinismus, „welche die dänische Regierung in der Frage der Grenze zwischen Südjütland (!) und dem Deutschen Reiche zeigte". Wohl leider kennzeichnend für allskandinavische Gefühle, die unserm deutschen Standpunkt abträglich sind, ist aber die von Söderblom schon bei Gelegenheit seiner Glückwünsche „zur Wiedervereinigung Süderjütlands mit Dänemark" geäußerte und jetzt wiederholte Bemerkung: diese Sache gehe nicht allein das dänische Reich an, sondern den ganzen Norden, ganz entsprechend der intimen Kultureinheit, die während des Krieges und durch den Weltkrieg stärker wurde als früher und die auch in ihrem Zusammenhalt für die ganze weltländische Kultur eine Bedeutung gewonnen habe, „von der wir noch vor 10 Jahren kaum geträumt hätten". Söderblom macht sich zwar das von dem bedeutendsten schwedischen Historiker Harald Hjärne einmal gesprochene Wort: „es dürfe nun nicht mehr als eine wesentliche Frage betrachtet werden, zu welchem Reiche der eine oder andere Zipfel Land gehöre", nicht zu eigen; aber er zitiert es, er unterstreicht die Bedeutung dieses Satzes und fährt fort: „Aber gewiß ist, daß dieselbe Regel nicht gilt, wenn wir aus dem nordischen Sprach- und Kulturgebiet hinaustreten." Er rückt also deutlich von Deutschland ab und meint — gerade wie Lehmann — die Skandinavier hätten allen Anlaß, sich über die Wiederherstellung des

nordischen Kulturgebietes durch die neue Grenze zu freuen, zu deren Befestigung alle guten Mächte sich vereinigen sollten. „Wir haben den gleichen Anlaß, alles, aufrichtig alles zu bedauern, was geschrieben oder getan wird, um einen Ausgleich zu verhindern oder zu erschweren, zu welchem die dänische Regierung einen bewundernswürdigen und vorbildlichen Beitrag geliefert hat.“

Auch die übrigen Antworten, welche auf die Anfrage „Det nye Nord“ erfolgt sind, bewegen sich, wie schon gesagt, in ähnlichen Gedankenklischees. Sie sind „dänisch“ empfunden und liefern den Dänen, wenigstens für Nordschleswig, einen moralischen Garantiepakt. Diese können also zufrieden sein.

Von deutscher Seite hat man nicht dazu geschwiegen. Der von allen Deutschen des gesamten Sprachgebietes als Führer des nordschleswigschen Deutschtums verehrte Pastor Schmidt-Wodder in Tondern vertrat vielmehr im zweiten Heft der von Jacob Bödewadt in Tondern herausgegebenen Zeitschrift „Nordschleswig“ bei aller Hochachtung vor dem Erzbischof Söderblom und dem schwedischen Volke in würdiger, sehr ernster Sprache den deutschen Standpunkt. Pastor Schmidt-Wodder lehnt in einer Schilderung der deutsch-dänischen Spannungen des 19. Jahrhunderts die Bezeichnung der Abtretung Nordschleswigs an Dänemark als „Wiedergutmachung alten Unrechtes“ ab. „Ich wünsche nicht abzuwägen, aber um der Ehre meines Volkes wegen muß ich mich dagegen wehren, wenn vom Unrecht meines Volkes gegen das dänische gesprochen wird, als wenn es kein Unrecht des dänischen Volkes gegen das deutsche gäbe.“ So schildert er die schweren Leiden der Deutschen in Schleswig-Holstein unter dänischer Herrschaft vor 1864. Die Staaten Europas hätten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz allgemein ihre fremdnationalen Bestandteile wenig zart angefaßt. Dänemark sei in dieser Beziehung Preußen mit wenig erfreulichem Beispiel vorangegangen. Frankreich wandte gegen seine italienischen Untertanen, wie Pastor Schmidt mit Recht hervorhebt, so scharfe Methoden an, wie Preußen sie nie geübt hat, und habe damit tatsächlich ein fast völliges Erlöschen der Sonderart seiner italienischen Bevölkerung erreicht. Selbst P. H. Hanssen, der Führer der dänischen Bevölkerung unter Preußen, habe jetzt unter den veränderten politischen Verhältnissen bei einem Vortrag in Röskilde zugegeben, daß die preußische Nationalitätenpolitik durchaus in der Linie der damals in Europa allgemein üblichen Methoden gelegen habe. Pastor Schmidt, der heute deutscher Abgeordneter im dänischen Parlament ist, darf von sich sagen: „Für mich ist es fraglos, daß die Staaten über diese Methoden hinauskommen müssen, und ich gehöre wohl zu den ganz Wenigen, die das mit Energie vertraten, nicht etwa erst als Vertreter einer nationalen Minderheit, sondern bereits als Vertreter einer beherrschenden Mehrheit. Ich habe bereits, als Preußen über Nordschleswig herrschte, größeren Spielraum für die dänische Bevölkerung gefordert. Ich tat das als Deutscher und aus deutschem Interesse heraus; ich tat es als Nordschleswiger und aus Achtung vor der dänischen Bevölkerung.“ Pastor Schmidt zeigt dem Erzbischof Söderblom, daß die Angliederung ganz Schleswig-Holsteins, das nicht nur eine historische Einheit war, sondern jeden unvoreingenommenen Beobachter durch das schleswig-holsteinische Zusammengehörigkeitsgefühl als unlösbares Ganzes erscheinen mußte, an Preußen-Deutschland nicht als „Unrecht“ im Sinne Söderbloms aufgefaßt werden dürfe. Schleswig-Holstein wäre in Jahrhunderten geworden, in Jahrhunderten zähe verteidigt, oft genug verbrieft und anerkannt von dänischen Königen, nicht ruhend auf Fürstenrechten, sondern auf Rechten und Lebenskräften der einzelnen Volksteile, der Stände und Stämme, als Ganzes viel stärker an Deutschland als an Dänemark geknüpft, in der Geschichte oft genug als selbständiger Faktor aufgetreten. Pastor Schmidt-Wodder will daher in der Angliederung Gesamtschleswig-Holsteins nicht ein Unrecht an Dänemark sehen, sondern den fraglos gemachten Fehler vielmehr darin erkennen, daß Preußen dem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Nordschleswig vor sich gehenden Anschluß eines großen Teiles der Bevölkerung an dänisches Leben innerhalb seiner Staatsgrenzen nicht genügend Rechnung trug.

Den geschichtlichen Ablauf bei der angeblichen „Wiedervereinigung“ Nordschleswigs mit Dänemark, für welche der Erzbischof Söderblom so preisende Worte gefunden hat, stellt Pastor Schmidt diesem im Lichte der deutschen Auffassung und bei aller Ehrerbietung doch sehr eindringlich vor Augen (seine Ausführungen decken sich in den Grundlagen mit denen Lehmanns). Er schildert dem Haupte der schwedisch-lutherischen Kirche die Bitterkeit, welche die deutschen Herzen erfüllen mußte, daß Dänemark sich, nachdem es im Kriege neutral geblieben war, mit den Gegnern des Deutschen Reiches vereinigte. Er zeigt, daß dies Einschwenken in die Schlachtordnung von Versailles psychologisch zur Folge haben mußte, daß ein Teil der inneren Bitterkeit des deutschen Volkes sich auch gegen Dänemark wandte, welches in die Reihe der beschenkten Kostgänger der interalliierten Mächte trat, mit Polen, welches 40 %, der Tschechei, welche einschließlich der Slowaken 54 % Fremdvölkische unterjochen durfte, mit Jugoslawien, welches nur 41 % Serben, und Rumänien, welches nur 71,5 % Rumänen, sonst aber unzufriedene Bevölkerungen geminderten Rechtes aufwies. Schmidt erinnert den Erzbischof Söderblom daran, daß der große, in ganz Skandinavien verehrte dänische Volksmann und Erneuerer Grundtvig in jenen alten Zeiten die historische Einheit Schleswig-Holsteins nicht für ein totes Gebilde ansah, sondern als ein organisches Ganzes: daß er wenigstens ganz Schleswig befragt wissen wollte, wenn eine neue Gestaltung der Verhältnisse entstehen soll. Er weist Söderblom darauf hin, daß 1920 weder Schleswig-Holstein noch Schleswig gefragt worden sind. So wurde „auch die Grenzziehung zwischen Deutschland und Dänemark ein Diktat, und schon dies Moment beeinträchtigt Ihr Urteil, daß Dänemark sich einer bewundernswerten Selbstbeherrschung sowohl dem Ausland gegenüber wie gegenüber dem Chauvinismus im eigenen Lande befleißigt hätte“. Er bestreitet, gestützt auf eine Äußerung des dänischen Staatsministers Neergaard in Düppel am 20. Juni 1920, daß man überhaupt von „Wiedervereinigung“, wie das heute üblich geworden ist, sprechen dürfe. „Es liegt hier eine absolute Neuordnung vor, die nicht damit gerechtfertigt werden kann, daß sie einen früheren Zustand wieder herstelle, weil das den Tatsachen nicht entspricht. Es fragt sich noch, ob diese Neuordnung klug war, ob sie die geschichtliche Entwicklung in richtiger Weise weiterführt. Was die dänischgesinnten Nordschleswiger glücklich machte, war weniger die Grenzziehung, über die auch sie geteilter Meinung sind, als die Möglichkeit, jetzt ihr dänisches Leben frei entfalten zu können. Die gute Verwaltung des Landes in preußischer Zeit wird gerade jetzt allgemein rühmend genannt. Daß eine geschichtliche Weiterführung nötig ist, darüber sind auch wir Deutschen uns klar.“ Pastor Schmidt gibt offen zu, daß Dänemark im Jahre 1918 durch die Entente in Versuchung geführt wurde, die unglückliche Lage Deutschlands auszunutzen, und daß die Franzosen es ermutigten, noch viel weitergehende Ansprüche zu stellen. Daß dies nicht geschehen sei, möge ein Zeichen für die staatsmännische Klugheit des Kabinetts Zahle gewesen sein, welches von dem Siegerwahn der Ententemächte dann doch etwas abrückte, aber immerhin nach deutschem Urteil nur sehr unzureichend, da es den Versuch, sich direkt mit Deutschland zu verständigen, auf einen Wink von Paris her aufgab. „Es ließ diktieren“, daß im Norden bis zu einer bestimmten Linie, der sogenannten Clausen-Linie, die von Dänemark einseitig bestimmt wurde, en bloc, und daß erst südlich in einer zweiten Zone gemeindeweise abgestimmt werden sollte. So beraubte es die Deutschen der nördlichen Zone der Rechte, die es den in der südlichen Zone spärlichen Dänen zuschanzte.

Schmidt weist Söderblom darauf hin, daß gerade der Schwede Adelswärd bei der Pazifistenkonferenz 1917 in Christiania bei Volksabstimmungen gesonderte Abstimmung für die kleinsten Verwaltungseinheiten gefordert hätte. Es ist leider unmöglich, auf die weiteren Beweisführungen Pastor Schmidts einzugehen, der die skrupellose Agitation in Schleswig, die Abhängigkeit Dänemarks von Frankreich, die Annahme der Liebesdienste Frankreichs auf Kosten Deutschlands, die neuerliche Verbindung mit Polen, Litauern und Wenden dem Erzbischof Söderblom vorhält. Pastor Schmidt endet seine Ausführungen mit positiven Vorschlägen in den Fragen der Minderheitenbehandlung bzw. des Minder-

heitenrechtes. Er fordert eine größere Solidarität Europas, die auf dem hinreichend gesicherten Eigenleben der Völker aufgebaut sein müsse und dazu führen möge, daß nationale Minderheiten, die nicht staatlichen Anschluß an einen Mutterstaat finden könnten oder zu einem eigenen Staatswesen zu schwach wären, wenigstens ein eigenes freies nationales Leben führen dürften.

Leider hat Erzbischof Söderblom bisher auf diesen Brief nicht geantwortet. Ein Kopenhagener Berichterstatter fragte ihn kürzlich, als er anläßlich der nordischen Bischofskonferenz in der dänischen Hauptstadt weilte, warum die Antwort unterblieben sei. Erzbischof Söderblom antwortete darauf: Die Sache liege ja schon so lange zurück, aber er erinnere sich, den offenen Brief Schmidt-Wodders gelesen zu haben. Doch habe der Brief keine bestimmten Fragen an ihn enthalten, auf die er hätte antworten können; darum habe er es unterlassen, zu antworten. Das Apenrader Blatt vom 11. September 1924, dem wir diese Notiz entnehmen, bemerkt dazu: „Eine merkwürdige Antwort!“ Wir glauben es unseren schwedischen Freunden schuldig zu sein, ihnen offen zu erklären, daß auch uns diese Antwort des um die Einigung der lutherischen Kirchen rastlos tätigen Erzbischofs, in dem viele Protestanten heute schon den ersten Priester des Evangeliums sehen, völlig unbefriedigt läßt. Wir glauben, daß die würdigen Ausführungen des Pastors Schmidt zum mindesten eine eingehende Prüfung und eine sachliche Antwort erfordern. Die Lutheraner Schleswig-Holsteins und des gesamten deutschen Sprachgebietes, vor allem der Diaspora, die an der Lage der deutschen Nordmark herzlichen Anteil nehmen, werden sicherlich der gleichen Meinung sein. Man versteht, wenn auch mit Bedauern, daß Gefühl und Herz den Erzbischof Söderblom die Dinge mit dänischer Brille sehen ließen. Es ist eine Tatsache geworden, daß er als erster das schrieb, was den Dänen angenehm war und die deutschen Herzen schmerzte. Der Glaube an die Gerechtigkeit fordert aber, daß Erzbischof Söderblom, der ja für weite Kreise des schwedischen Volkes sprechen darf, unsere Gründe eingehend prüft oder prüfen läßt und dann ein Urteil fällt. Sollte der Erzbischof Söderblom dazu selbst nicht Zeit finden, so möge er das erklären. Wir haben das Recht, uns dagegen zu wehren, daß der skandinavische Norden die deutsch-dänischen Verhältnisse nur von der anderen Seite beleuchtet sieht und Deutschland über alle Maßen gerecht zu sein glaubt, wenn man erklärt: für uns ist die Angelegenheit mit der „Wiedervereinigung“ ein für allemal abgetan, und wir mißbilligen jegliche chauvinistische dänische Propaganda südlich der Grenze. Es gibt vielmehr nicht nur eine Schuldfrage aus dem Artikel 231 des Versailler Vertrages, sondern auch eine Schuldfrage der deutsch-dänischen Rechnung, auf der durch das Wort „Wiedergutmachung alten Unrechtes“ das deutsche Konto nicht einseitig belastet werden darf. In dankenswerter Weise haben skandinavische Gelehrte die Versailler Schuldfrage aufgegriffen und ihre Mitarbeit bei ihrer Klärung nicht versagt. Wir fordern sie auf, auch die deutsch-dänische Frage unvoreingenommen zu prüfen, wohlverstanden nicht zum Zwecke der Grenzänderung, sondern der Gerechtigkeit und der Entgiftung der Atmosphäre wegen. Sollte der Herr Erzbischof Söderblom bei erneuter Prüfung den offenen Brief von Pastor Schmidt-Wodder nicht konkret genug finden, um darauf antworten zu können, so wird dieser sicherlich gern bestimmte Fragen an ihn stellen, welche die Beantwortung erleichtern.

* * *

Dänische Arbeit hat aber noch weitere Vorteile errungen und auch zwei Deutsche gegen die Deutschen Schleswigs und das Deutsche Reich ins Feld geführt. In der Juni-Nummer der „Christlichen Welt“, jenes Blattes, in dem Pastor Schmidt-Wodder und andere Gesinnungsgenossen noch vor dem Kriege für eine mildere Behandlung der Dänen in Nordschleswig eingetreten waren, veröffentlicht Pastor Fritz Seefeld, der sonst verdienstvolle Leiter der deutschen Volkshochschule in Dornfeld in Galizien, einen ihm von seinen dänischen

Freunden mit dänischen Beweismitteln vollgepackten Aufsatz gegen den deutschen Standpunkt, der bezeichnenderweise mit den Worten beginnt: „Es ist geradezu entsetzlich, als Deutscher in Dänemark zu reisen, denn man muß sich fast jeden Tag von neuem seines Deutschtums vor den dänischen Freunden schämen!“ Dann folgt die Erzählung, daß er seit Jahren regelmäßig nach Dänemark eingeladen, dort freundlich aufgenommen und zu Vorträgen veranlaßt werde. Diese freundliche Aufnahme Pastor Seefelds — und gleich ihm sind viele deutsche Pastoren, Ferienkinder, Studenten mit großzügiger Gastfreundschaft von den Dänen aufgenommen worden — veranlaßt ihn nun, ohne jegliche Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse im Grenzgebiet, das Sprachrohr großenteils absurder dänischer Klagen, kleinen und kleinsten Einzelbeschuldigungen, gegen Deutschland zu werden. Wir wollen sie im einzelnen unseren Lesern ersparen. Ihre Widerlegung finden sie zum Teil in der „Sonderburger Zeitung“, zum Teil im „Schleswig-Holsteiner“ vom 30. Juni, teilweise sogar in dem Dänenblatte „Flensborg Avis“. Dort möge man sich im einzelnen unterrichten. Hier ist nur das Grundsätzliche von Belang. Dazu gehört, daß Seefeld eingangs mit Kriegstagebuchaufzeichnungen des auch aus dem deutschen Reichstage bekannten Dänenführers (!) P. H. Hanssen in naiver Weise gegen Deutschland und das Deutschtum Stimmung macht: durch Wiedergabe rührsamer Anekdoten aus der Front. Dann folgen Klagen über die Unterdrückung des dänischen Schulwesens auf deutscher Seite und Lobeshymnen über die liberale dänische Schulpolitik den Deutschen gegenüber in Nordschleswig. Klagen über die inzwischen längst gefallene 500-Mark-Ausreisegebühr, über Schikanen gegenüber 188 dänischen Mädchen, die nach dem Königreich reisen wollten, und einer Handwerkervereinigung, welche Sonderburg besuchen sollte. Wir hoffen bei unseren Lesern so viel Vertrauen zu genießen, daß sie uns aufs Wort glauben, daß hier ein durch dänische Freundlichkeit verblendeter Geistlicher glatt hereingefallen ist. Der „Schleswig-Holsteiner“, die vortreffliche, in Rendsburg erscheinende, von Dr. Fritz Hähnsen und Pastor Tonnesen herausgegebene Wochenschrift, hat nicht unrecht, wenn er Pastor Seefeld ernsteste Vorhaltungen darüber macht, daß er sich vor seiner Veröffentlichung um Kenntnis vom deutsch-dänischen Grenzkampf in keiner Weise bemüht habe. Er glaube seinen dänischen Freunden und habe nichts geprüft. „Es gibt nichts Würdeloseres und Erbärmlicheres als solch Benehmen in nationalen Lebensfragen.“ Hart, aber zutreffend.

Wichtiger als der Fall Seefeld ist die Frage, ob die Leitung der Zeitschrift „Die christliche Welt“, der man doch mehr Weltkenntnis zutrauen muß als einem einzelnen Pfarrer, die erforderliche Sorgfalt hat walten lassen. Ihr Herausgeber, der Marburger Theologe D. Rade, hat den natürlich von der gesamten deutschfeindlichen Dänenpresse gebrachten Angriff Seefelds mit folgenden Worten begleitet, unter der Spitzmarke vom „Weltgewissen“: „Manchen Leser mag es ärgern. Wir bringen ihn, weil wir den Schrei der deutschen Seele darin verstehen. So hat meine deutsche Seele auch einst geschrien, als ich meine Leser mit meiner Grenzmarkenpolitik beunruhigte. Hätte ich das nicht getan, so würde ich heute ein schlechtes Gewissen haben und ein Weltgewissen nicht haben können. — Welches Blatt außer dem unseren würde den Artikel aufnehmen?“ (Rade überschätzt die deutsche Presse, wenn er glaubt, daß Tageszeitungen solche Entgleisungen nicht aufnehmen würden. Es wäre vielen eine Wonne.) Hier haben wir den deutschen Professor, wie er leibt und lebt. Als Herausgeber hätte er die Pflicht gehabt, die ihm seit Jahren nicht mehr bekannten Verhältnisse zu prüfen und zum mindesten auch die Männer aus dem anderen Lager, d. h. die um ihre nationale Existenz ringenden Volksgenossen der Grenzgebiete, zu Worte kommen zu lassen. Aber das hat er nicht für nötig gehalten. So einseitig voreingenommen war unser deutscher Theologe, als er seinem alten Mitkämpfer, Pastor Schmidt-Wodder, in den Rücken fiel.

Der Fall Seefeld gibt uns Gelegenheit, die Schattenseite der seit Jahren geübten großzügigen und sicher edelsten Regungen entsprungenen Gastfreundschaft an Deutschen überhaupt einmal zu erörtern. Die Dänen zeigen den unerwachsenen und den erwachsenen

Kindern, die ihre Gastfreundschaft genießen, alles und damit auch das deutsch-dänische Verhältnis ausschließlich im dänischen Lichte. Wenn das auch vielleicht nicht ihr gutes Recht ist, so ist es zum mindesten sehr begreiflich, wenn wir uns in den dänischen Standpunkt versetzen. Es ist aber sehr bedauerlich vom deutschen Standpunkte aus. Es ist gar zu natürlich, daß die also Beeinflußten ihre Dankbarkeit, besonders wenn sie ethische, aber wenig urteilsfähige Persönlichkeiten sind, durch Angriffe Seefeldscher Art abstatten zu müssen glauben. Die mangelnde politische Erziehung der Deutschen verhindert sie ganz einfach, sich bei den Deutschen Nordschleswigs zu erkundigen, wie denn die Dinge in Wirklichkeit liegen. Eine süddeutsche Frau, Musikerin von Beruf, persönlich für Politik wenig interessiert, hatte, wie der „Schleswig-Holsteiner" am 1. September berichtet, nach dem Kriege mehrere Jahre in sehr gebildeten dänischen Familien Feriengastfreundschaft genossen. So allgemach „erwuchs" in ihr die Überzeugung, daß in dem 1920 den Dänen zugefallenen Gebiete überhaupt keine Deutschen vorhanden seien, während in dem deutsch verbliebenen Abstimmungsgebiet noch sehr viel Dänen „unter preußischer Willkür" schmachteten. Auf ihrer letzten Reise nach Dänemark kam sie durch Sonderburg und fragte nach dem Wege zum Bahnhof. Sie war äußerst erstaunt, auf ihre Frage von einem jungen Mädchen eine deutsche Antwort zu erhalten und den wahren Stand der Dinge zu erfahren. Dieser kleine Vorfall ist ein Zeichen, wie gering die Kenntnis der Grenzverhältnisse in Binnendeutschland überhaupt ist. Unseren Grenzdeutschen fällt daher die Pflicht einer sehr viel weiter gehenden Aufklärung Binnendeutschlands zu. Es ist dringend notwendig, daß grenzdeutsche Männer und Frauen, die dazu imstande sind, es sich nicht verdrießen lassen, jede Gelegenheit wahrzunehmen, Bilder als Tatsachen zu entwerfen. Insbesondere vermissen wir aber die Aufklärung der nach Dänemark, ja aller über die Reichsgrenze Reisenden. In ihrer Hand müßten nicht nur Baedeker und Sprachführer, sondern auch grenzdeutsche Aufklärungsblätter sein.

Einen Sonderfall stellt der Aufsatz des Lüdenscheider Pfarrers Hans Störmer über deutsch-dänische Freundschaftsbeziehungen in der „Vossischen Zeitung" vom 8. 7. 24 dar, welcher gleichfalls bemüht ist, daß Deutschland gewissermaßen um Schleswig-Holstein herum Dänemark die Hand reiche. Auch Störmer war, wie er schreibt, „Zeuge", mit welcher Liebe die dänischen Bauern unsere deutschen Kinder aufnahmen. Er hat 20 Vorträge vor Volkshochschulleuten und Bauernversammlungen gehalten, ja, er war im Jahre 1919, als die Dänen das Jubelfest „anläßlich der Wiedervereinigung Nordschleswigs" — so schreibt Störmer, aber ohne Anführungsstriche — feierten, dabei. Er enthüllt uns, wieso er und Seefeld zu ihren Veröffentlichungen kamen, das läßt uns somit dankenswerterweise einen Blick in die Technik der dänischen Propaganda tun. Ein Aufsatz „Eine ausgestreckte Hand" von dem Volkshochschulvorsteher Erik Appel in Rödding an die deutschen Volkshochschulmänner lege ihm besonders nahe, sich zu den deutschen Übergriffen südlich der Grenze zu äußern. Appel habe Störmer und Seefeld unmittelbar dazu aufgefordert. Er fragte sie: „Wollen Sie unaufhörlich mit daran arbeiten, unsern Landsleuten auf der andern Seite der Grenze Freiheit zu verschaffen?" Und der ehemalige Leiter der Volkshochschule in Ryslinge, Alfred Povlsen, schrieb an Störmer als Vertreter des dänischen Volkshochschul- und Landwirtschaftsschulverbandes: „Sollen diese beiderseitigen Bestrebungen auch in Zukunft glücklich weitergeführt werden, so muß unbedingt gefordert werden, daß beiderseitig die Staatsgrenze anerkannt wird, die bei Gelegenheit der Volksabstimmung festgesetzt worden ist." Das nennt man energische Sprache, — nur schmeckt es nach Präsentieren einer Rechnung. Störmer ist jedenfalls sehr viel klüger als der gleichfalls zu Bekenntnissen aufgeforderte Pastor Seefeld. Er schildert die Aufnahme der deutschen Volkshochschulleute durch Dänemark in den letzten fünf Jahren und glaubt, daß die Zahl der Chauvinisten dort verschwindend klein sei gegenüber den versöhnlich Gesinnten. So kommt er zu dem, auch uns durchaus befriedigenden Satze: „Die Freundschaft eines Volkes wie die unserer dänischen Nachbarn ist es wert, daß alle Streitfälle in ruhiger und versöhnlicher Weise ausgetragen werden. Wozu unchristliches und gewaltsames Drohen und Verletzen, mit dem wir nicht

nur die Sympathien Dänemarks, sondern auch die des ganzen Nordens und der übrigen Welt verscherzen." Er betont, daß Reibereien an der Grenze unvermeidlich, daß die Gemüter durch jahrhundertelangen Kampf erregt seien. Auf die Grenzfragen selbst und das geschichtliche Werden einzugehen, vermeidet Störmer. Uns scheint, daß er sich auch allzu einseitig gegen die Deutschen wende. Er folgt jedenfalls der Aufforderung Povlsens am Schluß seines Aufsatzes mit dem Bekenntnis, welches er mit großem Aplomb verkündet: „Die Grenze liegt fest und kann unter allen Umständen nach Süden oder Norden nur durch friedliche Übereinkunft geändert werden." [1]) Das ist zwar am Kern der Sache, dem Unrecht der Eingliederung der nordschleswigschen Deutschen, das in Schleswig-Holstein besonders lebhaft gefühlt wird, und der dänischen Agitation südlich der Grenze vorbeigesprochen, aber jedenfalls viel sympathischer als die Fülle der ungerechtfertigten Beschuldigungen, welche der andere Volkshochschulmann Seefeld sich zu eigen gemacht hatte, wohl um durch ein „deutsches Schuldbekenntnis" zu sühnen und gleiche Bekenntnisse von der Gegenseite zu erlangen, die uns aber bisher unbekannt geblieben sind.

Immerhin erscheint uns nach alledem eine allzu enge Verbindung zwischen deutschen und dänischen Volkshochschulen nicht unbedenklich. Denn die Gegenseite ist willensmäßig, an politischer Schulung und Härtung zu stark überlegen; unsere Binnendeutschen, die ins Ausland gehen, unsere Auslandsdeutschen, die ein anderes Ausland aufsuchen, wissen eben zumeist noch nicht, daß sie sich darauf vorbereiten müssen, indem sie die geschichtlichen Entwicklungen studieren und nach dem Grundsatze audiatur et altera pars auch den grenzdeutschen Standpunkt prüfen, ehe sie eilige Werturteile fällen und veröffentlichen. Wenn wir Gerechtigkeit von Ausländern wünschen, so müssen wir sie von Deutschen fordern. Voreingenommenheit gegen den Standpunkt des eigenen Volkes und seines Staates öffentlich zur Schau zu tragen und sich dessen noch zu rühmen, ist nur bei Deutschen eine häufige Erscheinung, ein Charakterfehler, der mit Beschämung eingestanden werden muß. Wir dürfen hier, veranlaßt durch die scharfe Sprache der dänischen Volkshochschulmänner, noch eine Frage, für die wir sonst keine Anhaltspunkte haben, stellen: Ist in den letzten schweren Jahren dänisches Geld zur Erhaltung deutscher Volkshochschulen im Reiche und im Auslande angeboten oder verwendet worden? Wir wünschen durch diese Fragen nur Klarheit über das deutsch-dänische Verhältnis zu gewinnen.

* * *

Der dritte Vorstoß der Dänen erfolgte auf internationalem Gebiete und ist als halbamtlich zu bezeichnen. Bei der Zusammenkunft der Union der Völkerbundligen im letzten Frühjahr überreichten Vertreter Dänemarks, darunter der als Vertreter des dänischen Staates mehrfach mit Missionen betraut gewesene Historiker Aage Fries, eine Denkschrift des dänischen Schulvereins in Flensburg. Diese enthielt nicht nur zahlreiche Klagen über die ungerechte Behandlung der Dänen diesseits der Grenze, sondern auch ihre Schulwünsche in rechtlicher und praktischer Hinsicht. Diese wurden zunächst geheimgehalten, sind aber kürzlich durch eine deutsche Zeitung Nordschleswigs bekanntgegeben worden und lauten:

Freie Wahl der Eltern, ob ihre Kinder eine dänische oder deutsche (sc. staatliche) Volksschule besuchen sollen.

Der Eintritt in die dänische Schule soll nicht nur mit dem Beginn des 6. Lebensjahres, sondern zu Beginn eines jeden Schuljahres erfolgen dürfen.

In Landbezirken sollen dänische Schulklassen dort eingerichtet werden, wo mindestens 10 schulpflichtige Kinder von den Eltern angemeldet werden.

1) Leider fehlt darin, wie H. P. Iversen bemerkt, das Wörtchen „vorläufig".

Die Lehrer der dänischen Schulen sollen Gelegenheit erhalten, sich (sc. offenbar in Dänemark) in der dänischen Sprache auszubilden und mit der dänischen Kultur vertraut zu werden.

Die dänischen Privatschulen sollen nicht nur durch Kinder von 10 Jahren an, sondern von allen schulpflichtigen Jahrgängen besucht werden dürfen.

Dänischen Kindern soll der Eintritt in dänische Privatschulen nicht verwehrt werden.

Dänische Privatschulen, welche somit das öffentliche Schulwesen entlasten, sollen Beihilfe aus öffentlichen Mitteln erhalten.

Damit haben die Dänen zum erstenmal im einzelnen ausgeführt, was sie wünschen, und Forderungen aufgestellt, zu denen man Stellung nehmen kann. Wir begrüßen dies um so mehr, als der bisherige Zustand — es wurde nur allgemein geklagt und nichts Bestimmtes vorgebracht — nur Unruhe schuf und verbitternde Beschimpfungen Preußens und des Reiches brachte.

* * *

Der vierte Vorstoß ist amtlich und erfolgte fast gleichzeitig. Er steht mit dem dritten in engem, innerem Zusammenhange. Er besteht in der Herausgabe und starken Verbreitung einer Schrift „Die deutsche Minderheit in Nordschleswig, eine kurze Übersicht über die dänische Gesetzgebung" durch das dänische Ministerium des Äußeren. Wurden dort die Zustände der dänischen Minderheit im Deutschen Reiche angegriffen, so wird hier die rechtliche Lage der deutschen Minderheit in Dänemark geschildert und verherrlicht. Dies geschieht — wie wir ausdrücklich hervorheben wollen — ohne irgendwelche Fälschungen, aber natürlich vom amtlich dänischen Standpunkte aus, welcher die Klagen und Beschwerden der nordschleswigschen Deutschen, die mit dem derzeitigen Zustande (gerade wie die Dänen diesseits der Grenze) unzufrieden sind, unterdrückt. Pastor Schmidt-Wodder hat sie in einem sehr unbefangen urteilenden Aufsatz „Dänemark empfiehlt sich als Schutzherrn" besprochen und die Mängel der dänischen Schul- und Kirchengesetzgebung, vor allem aber ihrer Praxis klargelegt. (Zeitschrift Nordschleswig, Jg. 3, Heft 3, Nordmarkverlag, Tondern.)

* * *

Dies alles gab den ohnehin schon erregten Gemütern beiderseits der Grenze unendlichen Stoff zu Preßfehden und Versammlungsreden. Die gegenseitige Gereiztheit wurde immer größer. Die Deutschen machten die Gegenrechnung auf, und auch sie konnten sich reichlich beklagen: über die planmäßigen Ausweisungen, die Gerichts- und Verwaltungspraxis der Dänen, die Vernichtung der deutschen Mittelschulen (Gymnasien), über die Tatsache, daß Dänemark die den Deutschen gegebenen Volksschulen durch die natürlich meist dänischen Mehrheiten der Gemeinden verwalten und den Lehrkörper danisieren läßt, in den (auch von deutschen Kindern benützten) Schulbüchern Deutschland und deutsche Einrichtungen beschimpft ganz nach französischem Vorbild, selbst die Verwaltung der vier deutschen Kirchengemeinden den Deutschen nicht überläßt, kurz gesagt mit der einen Hand nimmt, was die andere gegeben [2]) hat, und die Deutschen Nordschleswigs gründlich durch Bevormundung verärgert. Südlich der Grenze wurde über die hetzerische Agitation, die Hemmungslosigkeit

2) Die Minderheit hat Anspruch auf Errichtung einer deutschen Klasse, wenn 20 v. H. der Eltern mit Kindern unter 14 Jahren einer Gemeinde es wünschen und wenigstens zehn schulpflichtige Kinder vorstellen oder wenn es eine geringere Hundertzahl mit wenigstens 24 schulpflichtigen Kindern beantragt. Privatschulen, welche errichtet werden dürfen, erhielten durchschnittlich 50 Kronen Staatsunterstützung. Nur 4 deutsche Gemeinden erhielten je einen deutschen Geistlichen, die Bildung von Freigemeinden ist jedoch gestattet.

der deutsch geschriebenen Dänenpresse, deren Kosten, wie jüngste Enthüllungen zeigten, noch immer aus Dänemark getragen werden, und offensichtliche Mißbräuche im dänischen Schulwesen Flensburgs (rund ¾ der Kinder haben Freiplätze, Ferienreisen und verschenkte Konfirmandenanzüge dienen als Lockmittel für die Eltern) geklagt.

Wir wollen hier die gegenseitige Schuld nicht abwägen. Tatsache ist, daß die Entwicklung der Minderheitsrechte diesseits und jenseits seit der Grenzziehung völlig verschieden war. Keine der beiden Mächte hat dabei nach den Wünschen der Minderheit gefragt und sie mitwirken lassen, keine daher ihre Minderheiten befriedigt. Das Deutsche Reich hat die klaren, aber allgemein gehaltenen Schutzbestimmungen der Weimarer Verfassung [3]) auch nach Beendigung der Volksabstimmungen keineswegs verschlechtert, ihnen aber auch nicht greifbare Formen gegeben. So liegt denn die Ausführung heute noch in den Händen der Länderverwaltung Preußens, das auch seinerseits bisher keine Ausführungsgesetze angenommen hat. Trotzdem ist, wie Pastor Schmidt bei einem Vergleich mit der Lage der Deutschen in Dänemark schreibt, „auf dem Wege der Verwaltung manches geschehen, was der dänischen Minderheit südlich der Grenze bessere Bedingungen gab als vorher. Die ruhige Weiterentwicklung ist durch die bereits gekennzeichnete dänische Propaganda und die ständige Reibung der Minderheit an der Staatsautorität gestört. Ein unbefangener Beobachter wird einsehen müssen, daß es einem Staat schwer sein muß gegenüber solcher Propaganda gesetzliche Einrichtungen zu schaffen, die diese Propaganda womöglich weiter entfesseln."

Es war — und das ist der Kernpunkt der Lage — für Dänemark, weil es, man möchte sagen zufällig, in seiner Innenentwicklung kulturpolitisch andere Wege als Preußen eingeschlagen hatte, leichter, seiner Minderheit wenigstens scheinbar entgegenzukommen. Denn in Dänemark war längst, bevor es dort eine „Minderheit" gab, aus innenpolitischen Gründen die Bildung freier Schulen und Kirchen erlaubt. In Preußen, welches übrigens auch zwei dänische Volksschulen einrichtete und einer dänischen privaten Mittelschule in Flensburg Raum gegeben hat, erlebten wir nach der Revolution gerade die entgegengesetzte, privatschulfeindliche Bewegung — gleichfalls nur aus innenpolitischen Gründen.

Dänemark betreibt also bis heute eine freilich sehr hübsch übergipste, aber dem Kundigen, der Parlamentsäußerungen und Zeitungsaufsätzen Aufmerksamkeit schenkt, klare Assimilationspolitik ganz im Sinne der Auffassung des 19. Jahrhunderts nach dem Grundsatze: cujus regio, ejus natio, und so lehnte es auch 1920 den Vorschlag der Reichsregierung, ein Minderheitsabkommen auf Gegenseitigkeit abzuschließen, folgerichtig ab. Das ist im Reiche und von den Auslanddeutschen mit Bedauern zur Kenntnis genommen worden und mag — zumal das Reich kein Einheitsstaat ist, sondern die Länder in Kulturfragen autonom sind und ihnen die Verwaltung obliegt — das Nichtfortschreiten der Nationalitätenschutzgesetzgebung an der Nordgrenze mitverursacht haben. (In Oberschlesien kam es zu einem Gegenseitigkeitsabkommen, das wir aber nicht als mustergültig ansehen.)

So schienen noch vor kurzem alle Wege verbaut. Da tat die neue dänische Regierung einen Schritt, den wir herzlich begrüßen und für den wir ihr, ganz gleich aus welchen Gründen er erfolgt sein mag, dankbar sind. Sie lud die Reichsregierung ein, zu vertraulichen, „informatorischen" Besprechungen, nicht etwa einer feierlichen „Konferenz", Sachverständige nach Kopenhagen zu entsenden. Dieser Schritt ist, wenn auch teilweise mit begreiflicher Zurückhaltung, von der deutschen Grenzpresse (mehr als der dänischen) begrüßt worden.

Wenn man von beiden Seiten unvoreingenommen und mit der Absicht, etwas in gemeinsamer Arbeit zu schaffen, also nicht mit vorausbestimmtem Schlachtplan, das Beratungszimmer betritt, so kann etwas Ersprießliches entstehen. Man wird aber gut tun, als Sachver-

3) Artikel 113 lautet: „Die fremdsprachigen Volksteile des Reiches dürfen durch die Gesetzgebung und Verwaltung nicht in ihrer freien, volkstümlichen Entwicklung, besonders im Gebrauch ihrer Muttersprache beim Unterricht, sowie bei der inneren Verwaltung und Rechtspflege beeinträchtigt werden."

ständige nicht nur die sachbearbeitenden Beamten der Zentralbehörden und der Grenzgebiete zu entsenden, sondern darüber hinaus als Sachverständige auch die Männer der praktischen Kultur- und Volkstumsarbeit beiderseits der Grenze zuziehen, auf die Gefahr hin, daß auch sie den beiderseitigen Beamten bescheinigen, daß die heute noch in ganz Schleswig hüben wie drüben übliche Praxis und Grundeinstellung überholt ist und zum alten Eisen geworfen werden sollte. Denn es gibt Besseres. In der jüngsten Zeit hat das Nationalitätenrecht auf kulturellem Gebiete eine rasche und erfreuliche Entwicklung gezeitigt, bezeichnenderweise ohne Vermittlung des Genfer Völkerbundes, der Union der Völkerbundligen, der interparlamentarischen Union oder wie sonst die den Raum der Weltpresse in Anspruch nehmenden Organisationen, welche gern große Resolutionen fassen und sich dann beweihräuchern, sonst heißen. Ohne viel Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, haben sich die Letten mit ihren Minderheiten verständigt (ohne daß auf die gesetzgeberischen Akte schon das I-Tüpfelchen der letzten Lesung gesetzt wäre) und kulturelle Autonomien vereinbart, welche wir dem Studium der Sachverständigenbesprechung aufs wärmste empfehlen. Der lettische Staat hat Gesetze vorbereitet, welche die Pflege der kulturellen Güter der Nationalität selbst geben, die aus den Steuereingängen die nötigen Mittel zugewiesen erhält. Auch in Estland sind ähnliche Gesetze beraten. Zwei Staaten und zwei Staatsvölker erkennen damit an, daß Volkstum Volkssache ist, und eröffnen neue Wege. Sie sorgen damit zugleich für die Sicherheit ihres Staates am besten, indem sie Reibungen aus der Welt schaffen und den bolschewistischen Propagandisten[4]) den Wind aus den Segeln nehmen. Nun liegen die Dinge in Schleswig sicherlich etwas anders, aber in vielem gar nicht so verschieden von der baltischen Lage, wenn das drohende Rußland weit entfernt ist. Sollte man nicht das Beispiel der baltischen Staaten wenigstens prüfen, Sachverständige der verschiedenen Nationalitäten von dort nach Kopenhagen einladen und, wenn das Prüfungsergebnis dazu auffordert, entsprechende Vorschläge den eigenen Regierungen machen? Warum sollen Staaten mit 1000 jähriger Tradition nicht dem Beispiel 5 Jahre alter Staaten folgen, wenn diese Vorbildliches schufen? Europas Staatstradition und Verwaltungspraxis ist seit 100 Jahren in der Sackgasse, mindestens was Nationalitätenbehandlung angeht.

Erzielt die unverbindliche Aussprache in Kopenhagen Ergebnisse bezüglich einer Änderung der Grundanschauungen des Problems, so ist viel gewonnen. Die Einzelfragen, deren Schwierigkeit bei den heutigen Staatsauffassungen auf der Hand liegen, werden dann zum Teil einfacher. Sollte es in späterer Phase zu einer Vereinbarung kommen, so ist ein Staatsvertrag über gegenseitiges Minderheitenrecht, der in Dänemark wohl teilweise als Beeinträchtigung der eigenen Souveränität angesehen wird, auch entbehrlich. Eine Vertrauensvereinbarung, daß man gleichartige Gesetze dem eigenen Reichstage vorlegen wolle, würde schon darum genügen, weil der Kern moderner Nationalitätengesetzgebung, der vom Baltikum aus seinen Siegeszug überall dorthin antreten wird, wo Regierende und Völker guten Willens sind, ja in der vereinbarten Befriedigung der Nichtstaatsnationen liegt.

So wenig die Fortschritte im Baltikum den Bodenraub gut machten, so wenig werden die Kopenhagener Verhandlungen alles hinwegräumen können, was zwischen beiden Völkern liegt. Aber sie können die Bahn freier machen und die Luft entgiften, wenn man, statt wie üblich die Wunde mit einem Pflaster zu verdecken, daran geht, sie zu heilen. Europa hat viele Wunden.

S y l v a n u s.

4) Vgl. die Darstellung der erfolgreichen Nationalitätenpolitik der Bolschewisten und ihrer Ziele im letzten Heft der „Deutschen Rundschau".

Londoner Epilog.

London, 14. September 1924.

I.

Die Betrachtung der Ergebnisse der Londoner Konferenz wird durch die Neigung beeinträchtigt, in jeder halbwegs vernünftigen Äußerung eines Entente-Staatsmannes oder eines deutschen Politikers eine Offenbarung zu erblicken. Sollte der Entente-Staatsmann oder der deutsche Politiker überdies noch ein Anhänger des sozialistischen Glaubensbekenntnisses oder gar ein ausgesprochener Pazifist sein, so werden Wirkungen erreicht, angesichts welcher Männer von unbestrittener politischer Größe (sie ruhen leider unter der Erde) noch in ihren Gräbern unruhig werden müßten. Sofern wir dem deutschen Standpunkt gerecht zu werden versuchen, tritt zu den genannten Faktoren noch die deutsche Gewohnheit hervor, geplante Schläge oder Aktionen vorher anzukündigen, um dann abzuwarten, wie sich die Welt dazu verhalten wird. Man glaubt damit anscheinend, einen besonderen Anspruch auf nachträgliches Wohlwollen begründen zu können, und ist bitter enttäuscht, wenn diese Wirkung nicht erreicht wird, sondern wenn es ganz anders kommt: Denn auch der gemeine Menschenverstand begreift, daß, wenn etwa einer unserer Weltbeglücker einem bis an die Zähne bewaffneten entschlossenen Einbrecher in seiner Wohnung mit den Worten begegnen würde: „Was werden Sie tun, wenn ich schieße?", und dieser andere dann seinerseits schießt, in Wahrung berechtigter Interessen seines eigenen Lebens, dieses Verfahren keine gute Politik ist. Wenn es sich indessen um Diplomatie, um Politik im eigentlichen Sinne handelt, dann versagt der deutsche Intellekt.

Man müßte also eine Schlußbetrachtung der Londoner Ergebnisse mit einer allgemeinen Richtigstellung all dessen beginnen, was seit vielen Wochen in der deutschen Presse zu lesen war. Dies ist schlechterdings nicht möglich. Einiges läßt sich indessen richtig stellen. Die deutsche sozialistische und demokratische Presse hatte Herrn Ramsay Macdonald mit einer beträchtlichen und glänzenden Aureole umgeben, als ob Ramsay mit der Londoner Konferenz und der gleichberechtigten Einladung der deutschen Vertreter im Grunde nichts weiter beabsichtigte, als den lieben Deutschen die Türe zum Weihnachtszimmer aufzutun. Bedauerlich wäre nur gewesen, daß nicht die guten Kinder, die schon den Versailler Vertrag unterschrieben hatten, durch die Türe hineintänzelten, um, endlich, die Belohnung für ihre Verdienste um den Weltfrieden strahlend in Empfang nehmen zu dürfen: Kredite, die Ruhrräumung, einen schönen Handelsvertrag, Zulassung zum Völkerbund; Herriot, der von Ramsay mehrfach gerettete, hätte sich auch nicht lumpen lassen: wäre mit der Festsetzung der Räumungsfristen zu Hilfe gekommen, hätte einen brauchbaren ndustrievertrag empfohlen„ welcher der deutschen Ruhrindustrie ein angenehmes Leben gestattet hätte, selbstverständlich die Beibehaltung des Achtstundentages ermöglicht, und wenn, je nun, eine Reihe von Milliarden zu zahlen gewesen wären, auch das wäre ja zu ertragen gewesen . . . . Leider aber kam nur eine bürgerliche Minderheitsregierung nach London; so war nicht alles zu haben. Auffassung die deutschen Interessen und die deutsche Zukunft. Insofern aber diese Auffassung

Das von der deutschen politischen Rechten entworfene Gegenbild war auch nicht viel besser. Es hatte zwar den Vorzug größerer Realistik, es war pessimistisch, illusionslos und richtig, aber, indem man das Richtige übertrieb, das schöne Wort und die politische Phrase unterschätzte, war es im Grunde fast ebenso falsch wie das andere. Immerhin bedachte diese Auffassung die deutschen nteressen und die deutsche Zukunft. Insofern aber diese Auffassung im tiefsten Grunde auch innerpolitisch war und keinerlei Rücksicht auf den tatsächlichen Zustand der politischen Atmosphäre außerhalb Deutschlands nahm, sie vor allem nicht als Mittel zum Zweck zu verwerten wußte, muß gesagt werden, daß auch sie nicht zweckmäßig war. Ihr sachlicher Inhalt konnte nicht zum staatsmännischen Ausdruck gebracht werden. Wie die deutsche Linke in London durch Herrn Dr. Breitscheid, die deutsche politische Mitte durch die Regierung, so mußte die deutsche Rechte ebenfalls durch einen urteilsfähigen *verantwortlichen* Vertreter als Beobachter in London vertreten sein. Das war nicht der Fall.

II.

Die Konferenz von London hatte keinen Hintergrund, sie hatte nur einen Vordergrund. Alle maßgebenden Faktoren, alle Elemente waren und sind bekannt. Wenn dennoch der Eindruck eines Hintergrundes entstanden ist, so lag's daran, daß sowohl Zustandekommen, wie Leitung der Konferenz ein politisches Taschenspielerkunststück waren und zwar ein geglücktes. Man hat nicht, wie dieser Tage im indischen Theater in Wembley, die Eintrittsgelder zurückzuzahlen brauchen: Zunächst ist der deutschen Öffentlichkeit die Tatsache entgangen, daß sowohl Macdonald wie Herriot mit *konservativen* Karten spielten. Herriot hatte allerdings einen sozialistischen Joker dabei, der ihm nachher von Herrn Loucheur aus dem Spiel genommen worden ist. Die deutsche Delegation aber trat mit den abgespielten Nummern auf, die Ramsay Macdonald und Herriot *vor* ihrer Ministerschaft benutzt hatten. Für das politische Ergebnis der Londoner Konferenz war die sozialistische Färbung der beiden leitenden Persönlichkeiten durchaus belanglos, ja sie konnte höchstens dazu dienen, das mögliche Ergebnis zu verschlechtern, da einerseits Macdonald, andererseits Herriot auf ihre politischen Gegner stets Rücksicht zu nehmen hatten. Weil man aber in Deutschland aus dieser Tatsache allerlei freundliche Erwartungen herleiten zu können glaubte, ist der Konferenzertrag so überaus bescheiden gewesen, wenn man Hoffnung und Erfüllung vergleicht. Ähnliches muß im übrigen auch von der deutschen Delegation bemerkt werden. Die Nichtvertretung der größten deutschen Partei in der Regierung schwächte die Stellung der deutschen Minderheitsdelegation von Anbeginn. Nicht das Mißtrauen gegen ihre quasi bürgerliche Zusammensetzung, als vielmehr ihre parlamentarische *Schwäche* hat Ausnutzung von vorhandenen Möglichkeiten verhindert. Dies bedarf näherer Erläuterung. Der vorhandene Mangel an Rückendeckung verführte dazu, in der durch gute Regie geschaffenen „Atmosphäre“ ein deutsches politisches *Guthaben* zu erblicken. Als nämlich die kritischen direkten deutsch-französischen Verhandlungen geführt wurden, appellierte man deutscherseits an Macdonald als *Unparteiischen*. Das Ergebnis dieses Schrittes war zwangsläufig: Unterstützung des französischen Standpunktes durch Macdonald; die deutsche Delegation mußte sich mit einem weiteren Jahr Ruhrbesetzung abfinden. Gute Kenner der Situation behaupteten, es wäre nützlicher gewesen, in diesem Augenblicke die in dem zweiten Teil der Konferenz ausgeschaltete Bankwelt durch eine Hintertür wieder hineinzuschmuggeln, weil die Bankwelt mit großer Bestimmtheit ihre Unzufriedenheit mit dem Verbleiben der Franzosen an der Ruhr ausgesprochen hatte, nämlich im ersten Teile der Konferenz.

Indessen sind alle Erörterungen über das möglicherweise erreichbar Gewesene zwecklos. Die Londoner Konferenz war eine Konferenz von Minderheitsregierungen, und damit war ihr Schicksal von vornherein besiegelt. Der einzige Machtfaktor, der ein besseres Ergebnis hätte erzielen können, nämlich die unmittelbar und realpolitisch interessierte Bankwelt, hatte ihr Pulver zu früh verschossen. Als die deutsche Delegation anlangte, lagen die Politiker

unter den Bankiers als erstarrte Leichen auf dem Schlachtfelde. Pierpont Morgan ist gar nicht erst aufgetreten, sein Vertreter Lamont befand sich auf dem Lande, Norman, der Gouverneur der Bank von England, stand allein. Überdies war die Front der Banken in sich zerfallen und zersplittert. New York und die Londoner City waren nicht mehr einer Meinung. Noch ehe die Deutschen anlangten, war die eigentliche Schlacht entschieden. Alle taktischen Fehler der deutschen Delegation haben an dem Resultat höchstens einige Hundertteile geändert, aber nicht mehr.

III.

In London haben in den Wochen zwischen dem 16. Juli und 17. August vier Konferenzen stattgefunden. Zunächst die interalliierte Konferenz, sodann die Konferenz der internationalen Bankwelt, schließlich die internationale Konferenz, und letztlich die deutsch-französisch-belgische. Nur insofern als alle vier Konferenzen ein umfassender Versuch seitens der politisch interessierten Wirtschaft darstellten, in den europäischen Augiasstall Ordnung hineinzubringen, kann man von e i n e r Londoner Konferenz sprechen.

Die französischen Wahlen hatten den Beweis geliefert, daß die Steuerscheu der großen französischen Nation größer war als ihr Poincarismus. Der passive Widerstand im Ruhrgebiet, die passive Resistenz der internationalen Bankwelt hatten den Frankensturz, der Frankensturz ein Steuerprogramm hervorgebracht, dem Poincaré zum Opfer gefallen ist. Es war deutlich, der französische Rentner war von schwerer Sorge um den „Sachwert" seines Sparstrumpfes erfüllt. Die Neigung des französischen Bauern, seine Söhne ewig Militärdienst tun zu lassen, war gleichfalls begrenzt, und das finanzielle Ergebnis des Ruhrabenteuers war unbefriedigend. Diese Konjunktur sollte von der internationalen Hochfinanz effektuiert werden. Man wollte die Franzosen mit deutschen Reparationen ködern, aus dem Ruhrgebiet locken, um das größte Geschäft der Neuzeit zu machen.

Aber es stellte sich schon in den ersten vierzehn Tagen heraus, daß Frankreich zu diesem Geschäfte ohne Regelung der Frage der interalliierten Schulden nicht bereit war. Herriot konnte kein politisches Harakiri begehen, und so konnte er mit gutem „Rechte" auf der Fortsetzung der Ruhrbesetzung für ein weiteres Jahr bestehen, zumal insbesondere die amerikanische Finanz sich darüber klar war, daß die Ruhrbesetzung ebensosehr gegen England wie gegen Deutschland gerichtet war. Hier wie dort bewirkte sie überdies eine Spaltung der öffentlichen Meinung, in England über die Weisheit der Maßnahme, in Deutschland über die Erfolge und Mißerfolge der Regierung. Schon jetzt zeigt sich das in dem Zögern der deutschen Regierung in der Kriegsschuldfrage. Aber es ist n i c h t Herriot, der diesen Erfolg davongetragen hat, sondern Loucheur, der französische Stinnes. Herriot hat nur die Klugheit besessen, sich im kritischen Augenblick der Gefolgschaft der Industrie zu versichern. Damit gewann er den Anschluß an die politische Vergangenheit. Die Kontinuität der französischen Politik war wiederhergestellt. Macdonald, der in seiner äußeren Politik die Fäden der Politik Baldwins instinktsicher aufgenommen hatte, war damit seines Hauptvorteils beraubt; die taktische Schwäche Herriots, der eine neue Phase der französischen Politik hatte einleiten wollen, war beseitigt. Frankreich war wieder in den Besitz seiner stärkeren Position gelangt und alles andere eine Selbstverständlichkeit. Es war nicht einmal mehr möglich, deutscherseits die Verhandlungen abzubrechen, einmal war die parlamentarische Stellung der deutschen Delegation hierfür zu schwach, und überdies fehlt der deutschen Politik jegliche Kontinuität, da sie die Vorkriegsvergangenheit auch heute noch ableugnet, sich also der stärksten Trümpfe von vornherein begibt.

IV.

Nur eine unerhört schlechte Presseleitung konnte in Deutschland das Gefühl einer Enttäuschung über das Londoner Ergebnis hervorbringen, nur die systematische Erzeugung von Hoffnungen, für die außer der roten Färbung der Ministerpräsidenten Englands und Frank-

reichs keinerlei berechtigter Anlaß vorlag. Der Dawesbericht hat weiter keinen Zweck als die Ersetzung der französischen Vormachtstellung in Mitteleuropa durch eine entsprechend verbürgte anglo-amerikanische. Dies Ziel ist nicht erreicht worden. Macdonald hat in London eine Niederlage erlitten. Unter diesen Umständen konnte auch von der deutschen Politik kein Sieg erwartet werden. Erfolgreich ist letzten Endes die internationale Hochfinanz trotz ihrer Ausschaltung während der Konferenz gewesen, man sollte aber besser sagen, die nationale Finanz Englands und der Vereinigten Staaten. Es kann in diesem Zusammenhange nicht verschwiegen werden, daß sich gerade in diesen Kreisen anläßlich der gegenwärtigen Anleiheverhandlungen ein Erstaunen darüber verbreitet, daß deutsche Anleiheunterhändler jeweils nur die Interessen gewisser deutsch-französischer Interessengruppen, aber niemals deutsche nationale Interessen im Auge zu haben scheinen, wie ihnen auch der Vorwurf gemacht wird, daß ihnen der persönliche Vorteil stets schwerer wöge als der nationale Vorteil.

V.

Was bleibt? Ein kluger Engländer, Garvin, schreibt im „Observer“: „Niemand, der sein Leben dem Studium der Ursprünge und Tatsachen Mitteleuropas gewidmet hat, kann auch nur einen Augenblick lang glauben, daß die deutsche Rasse im Reiche und Österreich durch irgendwelche Mittel auf ewig in die gegenwärtige Regelung gezwängt werden kann, welche Massen ihrer Angehörigen unter fremder Herrschaft beläßt, welche Provinzen, die seit tausend Jahren einen organischen Teil ihres politischen Lebens gebildet haben, geraubt und so viele zeitliche Verknüpfungen zerrissen hat. Das ist wider alle Geschichte und Politik, wider alle Wirtschaft und Geographie, wider alle Natur im irdischen und im menschlichen Sinne und wird nicht bestehen. Welch unvoreingenommener Verstand kann voraussetzen, daß 200 000 deutschsprechende Tiroler — ein Schlag so zäh wie nur einer — auf die Dauer unter italienischer Flagge gehalten werden können . . . .“ und weiter: „Verschiedene der neuen Staaten werden sich infolge ihrer Unterdrückungspolitik gegen starke und beargwöhnte Minderheiten und anderer innerer Schwierigkeiten als sehr viel weniger stabil erweisen, als sie gegenwärtig scheinen. Wiederum sind andere Staaten mit fremdvölkischen und gründlich unzufriedenen Minoritäten überladen. Ernsthafte Bewegungen werden ausbrechen und die allgemeine Ordnung in den nächsten ein bis zwei Jahrzehnten gefährden.“ Der gleiche Verfasser hat schon vor einer Woche den polnischen Korridor erwähnt. . . .

Es bleibt? Eine neue Aufgabe für die kommende Generation von Politikern und Staatsmännern. Nach dem Versagen des Poincarismus hat London das Versagen des Sozialismus auf der Seite der Alliierten gebracht. In Deutschland hat er abgewirtschaftet. Weil Deutschland sich noch immer im Übergangszustande befindet, hat es auf der Londoner Konferenz nichts ausrichten können. Das ist gut so, denn was sollten wir von der Zukunft zu erhoffen haben, wenn Politiker, die nicht einmal das Ohr des eigenen Volkes haben, Gehör auf einer Konferenz der Weltmächte gefunden hätten, zu denen wir uns zu rechnen die Pflicht haben?

Wilhelm von Kries.

Wirtschaftliche Rundschau

Die beiden letzten Monate brachten Schicksalstage für das deutsche Volk: den Abschluß der Verhandlungen in London und die Annahme der Dawes-Gesetze durch den Deutschen Reichstag. Betrachtet man heute rückschauend die Etappen in der Stellungnahme zum Gutachten der internationalen Sachverständigen, so wird man erschreckt sein über die Fülle

der psychologischen Fehler, die hier gemacht worden sind. Noch war der Sachverständigenbericht seinerzeit nicht veröffentlicht, als bereits amtliche und offiziöse Äußerungen von Regierung und Industrie vorlagen, welche die Notwendigkeit der Annahme feststellten. Es schien fast, als habe das deutsche Volk in der Zermürbung der Inflationszeit den Mut zu freier Meinung verloren, als würde es sich vor dem, was internationale Sachverständige zu sagen hatten, als vor einem unvermeidbaren Kismet beugen. Nach diesen ersten Äußerungen, die von den Gewerkschaften mit Eifer unterstützt wurden, verstummte zunächst auf Wochen die öffentliche Erörterung, und erst allmählich kamen die Ergebnisse gründlicher Studien des Berichtes heraus, erst allmählich erkannte man, was sich als Ergebnis des Berichtes auch bei einer wohlmeinenden Handhabung für die deutsche Wirtschaft zeigte, erkannte man die Tragweite der psychologischen Fehler bei den ersten Erörterungen. Die in diesen Monaten vollzogene Absplitterung mancher Industriekreise vom Reichsverband der deutschen Industrie, die unerquicklichen Erörterungen des Zwists im eigenen Hause waren für diese Stimmung der Merkstein. Der inneren Unsicherheit, die aus dem Gefühl begangener Fehler immer fließt, entsprachen die Vorgänge bei der Regierungsbildung nach Abschluß der Neuwahlen, entsprach und entspricht die Unsicherheit, die bis in die letzten Tage in dem Kabinett, einem Kabinett der parlamentarischen Minderheit, zu merken ist, entspringt im letzten Ende auch die sonst unbegreifliche Haltung der Regierung zur Schuldfrage. Die verantwortlichen Körperschaften der deutschen Wirtschaft haben sich zu dem im Anfang begangenen Fehler mehr oder weniger öffentlich bekannt und am Schluß zu retten versucht, was zu retten war. Die Arbeiten der deutschen Vertreter in Paris in dem Organisationsausschuß für die Industrieobligationen, die Bemühungen der deutschen Regierung, im Londoner Pakt herauszuholen, was der nach außen geschlossenen Front des Auslandes gegenüber herauszuholen war, verdienen in der Geschichte des Dawes-Berichtes und seiner Annahme gewiß alle Anerkennung. Die Tatsache jedoch, daß man heute die deutsche Außen- und Innenpolitik mit einem internationalen Pakt und mit Gesetzen belastet sieht, deren wirtschaftliche Tragbarkeit man nicht abschätzen kann, ist bei keinem der für die Entwicklung in erster Verantwortung stehenden Männer ohne seelische Wirkung gewesen. Man hat das Gefühl, daß man im Dunklen tappt. Wie wäre anders zu erklären, daß sich immer wieder Stimmen verlauten lassen, die offensichtlich auf die Unerfüllbarkeit der übernommenen Verpflichtungen hinweisen, ja die sogar noch weiter gehen und behaupten, daß auch die Sachverständigen selbst, wenn sie wirklich Sachverständige waren, über die Unerfüllbarkeit im tiefsten Herzen klar geworden sind. Man sagte seinerzeit, an dem ganzen Plan der Sachverständigen wäre die Einrichtung des Transfers und die Übertragung der Verantwortung für den Transfer auf einen internationalen Reparationsagenten das Wertvollste, denn die Aufgabe dieses Agenten, alljährlich aus einer im Weltmarktgetriebe verstrickten Volkswirtschaft 2½ Milliarden Goldmark in eine andere Volkswirtschaft zu verpflanzen, zu transferieren, könnte ohne die Erschütterung der Währung beider Staaten nach ehernen Finanz- und Währungsgesetzen überhaupt nicht durchgeführt werden. An der Bedingung, daß der Transfer ohne Beeinträchtigung der deutschen Währung zu vollziehen sei, würde die Möglichkeit des Transfers und damit eine Reparationszahlung in bar ganz von selbst zerschellen. Es mag sein, daß diese Ansicht und die Vermutung über die heimliche Absicht der Sachverständigen richtig ist. Der Umstand, daß England sich, noch während der Londoner Pakt im Ofen war, schon zu Erhöhungen der Recovery-Act-Abgaben auf 26 % entschloß und Frankreich ihm hierin folgte, mag vielleicht schon in Kürze den Beweis dafür bringen, ob dem Reparationsagenten eine positive Arbeit wirklich vorbehalten ist. Denn praktisch bedeutete dieses Vorgehen Englands nichts anderes wie die erste Umgehung des Reparations-Agenten, die den Anfang einer Entwicklung darstellen kann, die schon in wenigen Jahren das Urteil über den Wert des Sachverständigenberichtes und vor allem die Stellung des Auslandes dazu wie zu dem Londoner Pakt erheblich beeinflussen könnte.

Sieht man diese Fülle innerer und äußerer Komplikationen, sieht man die tiefe seelische

Erschütterung, die in Verbindung mit dem Dawes-Bericht, Londoner Pakt und Dawes-Gesetze durch das deutsche Volk und die deutsche Wirtschaft geht, so muß es uns merkwürdig anmuten, daß der Reparations-Agent, der Amerikaner Gilbert, ein Mann von erst 32 Jahren ist. Die Vereinigten Staaten schicken uns einen Jüngling mit den höchsten Finanzvollmachten in der Erwartung, daß er das größte Finanz- und Währungsgenie ist. Das Abendland mag deswegen beschämt sein. An Stelle der Reparationspolitik des alten, in politischen und diplomatischen Gedankengängen vergangener Jahrzehnte verstrickten Poincaré, der so recht die Verkörperung eines den Vereinigten Staaten unbekannten Typus ist, wird der Vertreter der mehr oder weniger jungen Finanz Amerikas als Nachfolger gesetzt.

Wie sich Tätigkeit und Einfluß des Reparations-Agenten nach Annahme der Dawes-Gesetze gestalten werden, bleibt abzuwarten. Die deutsche Opposition ist der Meinung, daß er der allmächtige Finanzdiktator, der eigentliche Gewalthaber in Deutschland, der Träger unserer Finanz- und Währungshoheit geworden ist. Die Reichsregierung beruft sich demgegenüber auf den tatsächlichen Inhalt der Gesetze, die bei allem Einfluß des Auslandes die deutsche Souveränität respektiert hätten. Wie liegen die Dinge? Die Antwort gibt uns das Reichsgesetzblatt Nr. 32, das man viel treffender als den Sachverständigenbericht als die Bibel der gegenwärtigen und künftigen deutschen Finanz- und Wirtschaftspolitik bezeichnen kann.

Das Bankgesetz vom Jahre 1875 ist wesentlich geändert. Dem Reichsbankdirektorium ist ein Generalrat an die Seite gesetzt, bestehend aus 14 Mitgliedern, von denen 7 die deutsche Reichsangehörigkeit und je eines die britische, französische, italienische, belgische, amerikanische (Vereinigte Staaten), holländische und schweizerische Staatsangehörigkeit besitzen muß. Der Präsident wird vom Generalrat gewählt, dessen Vorsitzender er gleichzeitig ist. Auch die Ernennung der Mitglieder des Direktoriums bedarf der Zustimmung des Generalrats. Der Generalrat faßt seine Beschlüsse mit einer Mehrheit von mindestens 10 Stimmen oder mit einfacher Stimmenmehrheit, wenn der Präsident und der Kommissar in der Mehrheit einbegriffen sind. Die Möglichkeit einer Majorisierung der deutschen Vertreter durch die ausländischen ist damit formell verhindert. Daß das Ausland aber praktisch einen weitgehenden Einfluß auch im Generalrat ausüben wird, scheint doch wohl angenommen werden zu müssen. Noch deutlicher tritt der Eingriff des Auslandes in unser Banknotenrecht durch die Bestimmung zutage, daß die An- und Ausfertigung, die Ausgabe, Einziehung und Vernichtung der Banknoten unter der Kontrolle des Kommissars für Notenausgabe erfolgen und daß in Zukunft die deutschen Banknoten auf Anweisung des Kommissars einen Ausfertigungs- und Kontrollstempel zu tragen haben. So soll sich jeder Deutsche, der in Zukunft eine Banknote in die Hand bekommt, vergegenwärtigen, welche Bewandtnis es mit diesem Stempel hat, wie es für uns nur ein Ziel geben kann, hier unsere alten Hoheitsrechte, unsere Freiheit wieder zurückzugewinnen.

Dem deutschen Bankgesetz folgt das Gesetz über die Liquidierung des Umlaufs der Rentenbankscheine. Als seinerzeit die Rentenbank geschaffen wurde, kam aus sozialistischen Kreisen der Vorwurf, die Leitung der Rentenbank, die aus den verantwortlichen Führern der deutschen Wirtschaft bestand, wolle ein Unternehmerdiktat über das gesamte deutsche Volk ausüben. Mit dem Londoner Pakt ist das Schicksal der Rentenbank als des Trägers unserer die Erlösung bringenden Zwischenwährung besiegelt. Man muß sich gegenüber dem erwähnten Vorwurf der Sozialdemokratie angesichts des internationalen Einflusses auf unsere Reichsbank nun doch einmal allen Ernstes die Frage vorlegen, ob eine internationale Kontrolle leichter zu tragen ist, als ein sogenanntes Unternehmerdiktat eigener Volksgenossen. Die Antwort sollte dem nicht schwer fallen, der den tiefen Ernst zu schätzen weiß, mit dem Männer der deutschen Wirtschaft, der deutsche Kaufmann im alten Sinn, jede von ihnen eingegangene schriftliche Verpflichtung zu würdigen pflegen. Die Männer, deren Namen unter den Rentenbankscheinen standen, fühlten sich mit Ehre und Vermögen der Sache verpflichtet, an deren Spitze sie sich gestellt hatten. Uns scheint, als wäre eine Führung solcher Männer für das

gesamte deutsche Volk einschließlich der Arbeiterschaft zum mindesten moralisch weniger drückend als die Herrschaft eines internationalen Reparations-Agenten und der verschiedenen Kontroll-Kommissare.

Die wichtigsten Dawes-Gesetze sind das Gesetz über die Industriebelastung und das Gesetz über die deutsche Reichsbahngesellschaft.

Man vergegenwärtige sich die nach dem Sachverständigenbericht von Deutschland im Normaljahr aufzubringenden Leistungen:

1250 Millionen Gm. Zahlung aus dem Reichshaushalt (Überweisung der Abgaben auf Zölle, Tabak, Alkohol, Bier und Zucker) mit gleichzeitigem Einsetzen eines internationalen Kontrollkommissars für diese Abgaben.

660 Millionen Gm. als 5prozentige Verzinsung und 1prozentige Amortisation für Eisenbahnobligationen in Höhe von 11 Milliarden Gm.

290 Millionen Gm. Abführung aus der Transportsteuer der Eisenbahn.

300 Millionen Gm. als 5prozentige Verzinsung und 1prozentige Amortisation von Obligationen auf die deutsche Industrie in Höhe von 5 Milliarden Gm.

Bei den Industrieobligationen wird also unterstellt, es habe die gesamte deutsche Industrie vom Ausland 5 Milliarden Gm. bar erhalten, für die sie Industrieobligationen in gleicher Höhe ausstellen muß. Diese Obligationenlast ruht auf allen Industrieunternehmungen, deren Betriebsvermögen 50000 Gm. und mehr beträgt. Durch ein besonderes Aufbringungsgesetz ist neben der Industrie mit Einschluß des Bergbaues, Verkehrs-, Bank-, Versicherungs-, Gast-, Schank- und Beherbergungsgewerbes auch der Handel aufbringungspflichtig, während Landwirtschaft und landwirtschaftliche Nebenbetriebe freigestellt sind. Die Industrieobligationen werden einer besonders zu gründenden Bank für deutsche Industrieobligationen ausgehändigt, die auf Grund der ihr übergebenen Einzelobligationen und der zu ihrer Sicherung begründeten öffentlichen Lasten Industrie-Bons im Gesamtbetrag von 5 Milliarden Gm. ausstellt und davon Stücke im Gesamtbetrag von 4¼ Milliarden Gm. dem internationalen Treuhänder übergibt. Der Treuhänder ist befugt, von den Einzelobligationen einen Betrag im Nennwert von 500 Millionen Gm. zu veräußern. Bevor er zur Veräußerung schreitet, hat er dem verpflichteten Unternehmer von seiner Absicht mit der Angabe von Zahl und Nennwert der Stücke Mitteilung zu machen und ihm während einer Frist von einem Monat Gelegenheit zum Rückkauf zu geben.

Neben die Sorge, wie die deutsche Industrie unter ihrer sonstigen Vorbelastung diese Verzinsung und Amortisation ohne schwere Beeinträchtigung des eigenen Betriebs-, Unternehmer- und Arbeiterinteresses herauswirtschaften kann, tritt die bange Sorge vor einer Überfremdung gerade unserer stolzesten Industriegruppen und Betriebe auf dem Wege über die Veräußerung der Obligationen und deren etwaige Beitreibung. Die Sorge wird vermehrt durch eine für unsere vier wichtigsten Industriegruppen festgesetzte Gesamtbelastung. Es haften die Schwerindustrie (Bergbau, Eisen- und Stahlerzeugung) für 20 %, Maschinen- und elektrische Industrie einschließlich der Elektrizitätserzeugung für 17 %, chemische Industrie für 8 % und Textilindustrie für 7 % der gesamten Obligationenschuld. Alle vier Industriegruppen sind im Wandel der Dinge Wirtschaftskrisen ausgesetzt. Es handelt sich gerade um diejenigen Industriegruppen, welche die Träger unseres Exports und daher der ausländischen Konkurrenz am unangenehmsten sind. Sollte es trotz aller Sicherungsmaßnahmen, um die man sich seitens der deutschen Vertreter ehrlich bemüht hat, gelingen, auf dem Wege über das Industrieobligationengesetz und die mit ihm gegebene Kontrolle selbstsüchtige Konkurrenzinteressen des Auslandes zur Geltung zu bringen, so wäre der Beweis erbracht, daß diejenigen recht hatten, welche die Annahme der Dawes-Gesetze mit Hinweis auf die Versklavung unserer Wirtschaft glaubten ablehnen zu müssen. Auch in der Industrie-Obligationen-Bank sitzen 7 Ausländer, von denen 4 von den nichtdeutschen Mitgliedern des Generalrats der Reichs-

bank und 3 von der Reparationskommission ernannt werden. Gewiß ist auch hier eine formelle Majorisierung der deutschen Vertreter nicht möglich. Neben dem Einfluß des Aufsichtsrats aber steht noch der Einfluß des von der Reparationskommission ernannten Treuhänders, der ein Ausländer und vermutlich ein aus den Kreisen der Alliierten entnommener Ausländer sein wird. Auch hier wird erst die Entwicklung zeigen können, ob die Neinsager im deutschen Volk und Parlament vor der Geschichte recht bekommen werden oder nicht.

Zu allen diesen Sorgen tritt die für die Wirtschaft so wichtige Frage, wie sich der Übergang zur deutschen Reichsbahn-Gesellschaft mit einem aus 15 Mitgliedern bestehenden Verwaltungsrat vollziehen wird, in dem unter Umständen 9 von den internationalen Treuhändern benannte Vertreter der Gläubiger der Reparations-Schuldverschreibungen Ausländer sein können. Vor Jahr und Tag schon hat sich ein großer Deutscher bemüht, durch freiwillige Maßnahmen der deutschen gesetzgebenden Körperschaften die Überleitung der Reichsbahn in eine selbständige, nach kaufmännischen Grundsätzen im Interesse der deutschen Volkswirtschaft arbeitende Gesellschaft herbeizuführen. Es war Stinnes, der sich dieser Gedanken wegen schwersten Angriffen der Sozialdemokratie ausgesetzt sah. Man mag Zweifel haben, ob mit Rücksicht auf die Verpfändung der Reichsbahn im Versailler Diktat die Reparationskommission eine solche deutsche Maßnahme unwidersprochen gelassen hätte. Nicht darauf kommt es an, wenn man den tiefen vaterländischen Sinn des von Stinnes vertretenen Gedankens würdigen will. Denn ihm schwebte das Ziel vor, die Reichsbahn vor dem Zugriff eines habgierigen, rachsüchtigen und konkurrenzneidischen Feindes zu sichern und damit die deutsche Wirtschaft gleichzeitig vor der Gefahr einer Knebelung ihrer Bewegungsfreiheit durch eine vom Ausland diktierte Eisenbahn-, Frachten- und Verkehrspolitik sicherzustellen. Man darf bei dem Studium des Reichsbahngesetzes, das die deutsche Tarifhoheit äußerlich unangetastet läßt, nicht vergessen, daß dahinter der Sachverständigenbericht steht. Und in diesem Bericht können wir lesen, wie die internationalen Sachverständigen die bisherige, dem Dienst der deutschen Volkswirtschaft untergeordnete Tätigkeit der Reichseisenbahn beurteilen. Der ganze Geist der vergangenen Zeit des Regierungsbesitzes — so lautet eine bittere Kritik im Sachverständigenbericht — war darauf gerichtet, die Eisenbahn in erster Linie im Interesse der deutschen Industrie und erst in zweiter Linie als ein gewinnbringendes Unternehmen zu betreiben. Nach Ansicht der Sachverständigen ist ein völliger, mit alter Überlieferung aufräumender Umschwung dringendes Erfordernis! Die Sachverständigen also selbst vertreten den Gedanken eines weitgehenden Eingriffs in die deutsche Frachtenpolitik, zum mindesten aber einer völligen Abkehr von bisherigen Grundsätzen. Wir wissen, wie die deutsche Wirtschaft gerade jetzt noch unter den mit dem Übergang zur Goldmark sich ergebenden Eisenbahnfrachten zu leiden hat. Verringerung der Frachten kann eine Verminderung der Einnahmen mit sich bringen, wird dies vermutlich sogar tun, wenn die Umstellung des Betriebes auf einen nach kaufmännischen Grundsätzen zu verwaltenden Betrieb gerade bei den Arbeitnehmern, Beamten und Gewerkschaften auf Schwierigkeiten stößt. Man sieht noch nicht klar, inwieweit der Abbau überzähliger, durch die Nachkriegspolitik im Reichseisenbahnbetrieb erst eingedrungener Arbeitskräfte fortgeschritten ist. Gelingt es nicht, im ordnungsgemäßen Geschäftsbetrieb die 660 Millionen Gm. Verzinsung und Amortisation der Eisenbahn-Obligationen pro Jahr herauszuwirtschaften, so wird der internationale Treuhänder aus dem Hintergrund hervorkommen. Das Ausland hat kein Interesse daran, daß es der deutschen Wirtschaft besser geht, als eben zum Herausholen der Reparationen und zur Verzinsung des in Deutschland investierten Kapitals notwendig ist. Denn damit allein schon würde das Bedürfnis des Auslandes nach einem offenen deutschen Markt für seine eigenen Absätze gedeckt sein. Alles Mehr wäre eine doppelt unangenehm empfundene deutsche Konkurrenz, deren finanzielles Ergebnis sich ja im Laufe der Jahre in einem wachsenden Wohlstand und damit in einer Festigung der Großmachtstellung Deutschlands auswirken könnte. Eine der ausländischen Konkurrenz unter Umständen nicht unwillkommene Krisis in einer der wichtigsten deutschen Fachgruppen kann mit einem wesentlichen Druck auf die Reichseisenbahn-Einnahmen

verbunden sein. Auf der anderen Seite bietet eine Erhöhung der Frachten die Möglichkeit einer Vermehrung der Produktions- und Absatzkosten des deutschen Konkurrenten im Interesse ausländischer Konkurrenzfähigkeit. So gehen die Fäden hin und her, und so erklären sich auch hier die ernsten Sorgen guter deutscher Männer vor möglichen Auswirkungen einer Gesetzgebung, an welche die deutsche Regierung bei den Verhandlungen in London wohl gedacht, deren Verwirklichung sie aber offensichtlich als unwahrscheinlich betrachtet haben mag.

Nicht um zu übertreiben, sondern um jeden Deutschen den Ernst der Lage, die Bedeutung dieser neuen Bibel deutscher Volkswirtschafts- und Finanzpolitik klarzumachen, soll auf diese Zusammenhänge hingewiesen sein, denn auch hier können und dürfen die Sorgen nur dazu führen, auf jedem gangbaren, den Erfolg sichernden Weg wieder zur Freiheit zu kommen.

Diesen Notwendigkeiten gegenüber ist die innerere Zerrissenheit des deutschen Volkes, wie sie jetzt in Verbindung mit der latenten Regierungskrisis in Erscheinung tritt, um so bedauerlicher. Die Sozialdemokraten, in ihren guten Kräften von jeher unverbesserliche Illusionisten, im allgemeinen kurzsichtige Eintagspolitiker, sehen zunächst in der mit Durchführung des Londoner Pakts eingetretenen Entspannung nur den großen Erfolg ihrer Erfüllungspolitik. Man kann es fast einen unglücklichen Zufall nennen, daß unsere Handelsbilanz für den Monat Juli sich rechnungsmäßig als aktiv erwies. Von der mit dem Londoner Pakt verbundenen 800 Millionen-Gm.-Anleihe des Auslandes an Deutschland verspricht man sich Wunder der Lösung in der Wirtschaftskrisis. Was kann uns eine aktive Handelsbilanz helfen, die nur dadurch aktiv geworden ist, daß das Fortschreiten der Wirtschaftskrisis, die Vernichtung jeder Kapitalkraft, die Unsicherheit in der Frage der privaten Auslandkredite gerade kurz vor und während der Londoner Verhandlungen die Aktivität nicht durch eine Vermehrung des deutschen Exports, sondern nur durch einen Rückgang des Imports herbeigeführt hat, weil die deutsche Wirtschaft eben kein Geld hatte, Waren und Rohstoffe im Ausland zu kaufen, zu verarbeiten und wieder zu exportieren. Die Engländer, die einen Rückgang des englischen Exports nach Deutschland festgestellt haben, werden diese aktive Handelsbilanz Deutschlands wohl mit anderen Augen betrachten. Überzeugender aber ist bei uns die fortschreitende Steigerung der Arbeitslosenziffer, die heute wieder bei den unterstützten Arbeitslosen die halbe Million, bei der gesamten Arbeitslosigkeit die Million überschritten hat. Es ist deshalb, so wunderbar diese Feststellung klingen mag, kein Unglück, daß die Leipziger Messe einen völligen Mißerfolg gebracht hat. Der Kenner der Wirtschaftsentwicklung im letzten halben Jahr wird mit Recht auf die schwere Enttäuschung hinweisen, die unseren Unternehmern und damit den Arbeitern das gute Geschäft der Leipziger Frühjahrsmesse bereitet hat. Heute ist man sich darüber klar, daß dieses Frühjahrsgeschäft auf unsolider Grundlage, fast auf der Grundlage einer neuen Inflation, der Kredit-Inflation aufgebaut war, und daß wir damals haarscharf an einem Zerfall unserer Zwischenwährung vorbeigegangen sind. Die guten Orders der Leipziger Frühjahrsmesse wurden im Verlauf der Monate zu einem erheblichen Teil rückgängig gemacht, da der Kunde kein Geld zur Bezahlung in Aussicht stellen konnte und dem Fabrikanten selbst kein Geld für den auch noch heraufgesetzten Arbeitslohn zur Verfügung stand.

So mag der Verlauf der Leipziger Messe eine Warnung für unsere Optimisten sein. Von diesem Standpunkt aus kann es uns gleichgültig bleiben, ob die gegen die Messeverwaltung in Leipzig gerichteten Vorwürfe berechtigt sind.

Der Verlauf der Kölner Messe wird hier die Klärung bringen, die der wahren Wirtschaftslage entsprechen mag, wennschon die Kölner Messe gewiß unter dem nach aller Not des letzten Jahres als eine starke Erleichterung empfundenen Abbau der Zollschranken zwischen dem besetzten und unbesetzten Gebiet ein freundlicheres Gesicht zeigen mag.

Schon bei der Leipziger Messe wurde in den Kreisen der Aussteller die Notwendigkeit

eines weiteren Preisabbaues empfunden und durch Preisherabsetzung an Ort und Stelle auch in der Öffentlichkeit betont. Angebot und Nachfrage sind von jeher die besten Preisregulierungsmittel gewesen. Daß wir trotzdem über dem Weltmarktpreis liegen, ist der deutlichste Beweis dafür, daß die Verbilligungsaktion der Regierung mit Recht an die Ursache des Übels faßte. Eine Herabsetzung, noch besser eine Beseitigung der Umsatzsteuer, eine Ermäßigung der Frachten, eine Verringerung der Bankspesen können einen Einfluß auf die Kalkulation der deutschen Wirtschaft gar nicht verfehlen. Mit Recht hat die Denkschrift der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände über die Lohnpolitik gerade darauf hingewiesen und im Zusammenhang damit betont, wie innerhalb der durch die Gesetze des Weltmarktpreises gegebenen Grenzen gerade diese Vorbelastungen und Verteuerung der deutschen Produktion auch ihren Druck auf den Lohnanteil ausüben. Auch eine Ermäßigung der deutschen Kohlenpreise wird von der Industrie wie von dem Kleinkonsumenten dankbar begrüßt werden. Ob hier jedoch nur mit staatlichem Eingriff das Richtige getan werden kann, steht dahin. Denn auch die Kohle, namentlich die Ruhrkohle, hat ihre Preise ja nicht willkürlich gestaltet, auch sie ist von dem allgemeinen Verteuerungsfaktor unserer deutschen Kalkulation abhängig. So liegt auf der Hand, daß z. B. eine Verringerung der Arbeitszeit im Kohlenbergbau, wie sie von den Gewerkschaften in heftigem Ansturm erstrebt wird, jeden Abbau der Kohlenpreise unmöglich machen müßte. Alles in allem wird man in der gesamten deutschen Wirtschaft der Aktion der Regierung nur wohlwollend gegenüberstehen, und es bleibt nur zu hoffen, daß in mittelbarer oder unmittelbarer Auswirkung die Agrarzollpolitik, auf die wir in der wirtschaftlichen Rundschau des Augustheftes hingewiesen haben, nicht eine Verteuerung der Lebenshaltung bringt, die jeden Gewinn der Preisabbau-Aktion wieder illusorisch machen würde.

Wir haben schon in Verbindung mit der Kohle darauf hingewiesen, daß die Arbeitszeitfrage im engsten Zusammenhang mit jeder Aktion auf Verbilligung der deutschen Gütererzeugung steht. Es ist seltsam, daß die deutschen Gewerkschaften, welche die neuen Schritte der Regierung in der Richtung des Preisabbaues als eine längst von ihnen betonte Maßnahme begrüßen, gleichzeitig die Rückkehr zum Achtstundentag der Nachkriegszeit verlangen. Die Frage der Ratifikation des Washingtoner Abkommens über den internationalen Achtstundentag durch Deutschland ist in ein akutes Stadium getreten. Auch hierauf haben wir in dem früheren Bericht in Verbindung mit der letzten Tagung des Internationalen Arbeitsamts in Genf schon gebührend aufmerksam gemacht. Für die deutsche Wirtschaft liegen überzeugende Beweise vor, daß die Verlängerung der Arbeitszeit und die Abkehr von dem unseligen Schematismus des Achtstundentages der Revolutionsgesetzgebung produktionssteigernd und damit produktionsverbilligend gewirkt hat. Der deutsche Wirtschafts- und Sozialpolitiker sollte nicht müde werden, in der breitesten Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß unter dem Druck der Reparationen, unter der Schändung der deutschen Kulturansprüche durch das Versailler Diktat, eine Verwirklichung der Illusion des Achtstundentages in einer zusammengebrochenen Wirtschaft schlechterdings unmöglich ist. Wir verfolgen die Auseinandersetzungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in der Arbeitszeit- und Lohnfrage mit größtem Interesse und mit einem starken Bedürfnis nach völliger Sachlichkeit im Urteil. Das Ausland, das den Achtstundentag auf der letzten Genfer Tagung so pries, hat inzwischen zugeben müssen, daß es selbst an seine Verwirklichung noch gar nicht recht gedacht hat — im Gegensatz zu Deutschland, das 5 Jahre lang daran festhielt. Ob wir uns dem Ausland gegenüber zur Durchführung eines Achtstundentaggesetzes unter dem Druck von Reparationen, die für sich allein schon einen Arbeitsertrag von über 1 Milliarde Arbeitsstunden in Anspruch nehmen werden, verpflichten können, ist eine Frage, die der sorgfältigsten Prüfung aller verantwortlich denkenden Kreise der deutschen Wirtschaft und Politik bedarf. Hier droht infolge einer wenig erfreulichen Agitation der Sozialdemokratie eine neue große Schwierigkeit, innerhalb des

deutschen Volkes eine Verschärfung des Gegensatzes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Was hier droht, ist um so ernster zu nehmen, als die ausländische Konkurrenz aus diesem Zwiespalt bereits reichlich Kapital zu schlagen verstanden hat. Wenn das Ausland heute durch Beibehaltung oder Neuaufrichtung der Schutzzollschranken sich gegen ein soziales Dumping Deutschlands schützt und damit unserem so dringend notwendigen Export größte Schwierigkeiten macht, so soll das deutsche Volk die Rechnung hierfür den freien Gewerkschaften präsentieren, die durch ihre unermüdlichen Anwürfe gegen das deutsche Unternehmertum dem Ausland zweifellos reichliches Material in die Hand gegeben haben. Mit banger Sorge nur kann man lesen, daß selbst unser Brudervolk in Österreich, bezeichnenderweise auch hier auf sozialistischen Antrag, eine Klausel in sein Zollgesetz aufgenommen hat, wonach alle Waren aus Ländern, die nicht den Achtstundentag ratifiziert haben, mit einem Strafzoll in Höhe von 33⅓ % des regelmäßigen Zolles belegt werden müssen. Hier ziehen schwerste Gefahren für unsere deutsche Handelsvertragspolitik herauf, über die in Wirtschaftsberichten der Zukunft noch manches Wort gesagt werden muß. Solon.

Politische Rundschau

Es erscheint unmöglich, über die Tragweite der Ereignisse in China zu urteilen. Welche Heerführer, die die Truppen je einer Provinz zur Verfügung haben, geraten in Kampf gegeneinander? Es geht dabei, den ersten Meldungen amerikanischer und europäischer Blätter zufolge, um den Besitz von Shanghai. Die Sieger von 1918 ziehen schleunigst dort Kriegsschiffe zusammen und landen Mannschaften. Schlechtes Wetter stellt sich ein, und man hört nicht mehr viel von der Fortsetzung der Kämpfe. Inzwischen aber sind die chinesischen Machthaber in Bewegung geraten, welche die Provinzgeneräle noch um Haupteslänge überragen. Wupeifu stellt sich hinter den einen der Generäle, alle anderen hinter den zweiten. Mitteilungen kommen über einen Aufstand in der Mongolei. Japan trat aus der Reihe der Sieger von 1918 heraus. Die russischen Bolschewisten rühren sich. Aber es bleibt noch vollkommen unklar, wo sie die Hand im Spiele haben. Vielleicht ist es ebenso mit Japan. Auch die Frage muß wohl aufgeworfen werden, ob die Vorgänge bei Shanghai in irgendeinem Zusammenhange mit dem Zwist stehen, der im Monat zuvor zwischen der Pekinger Regierung und der Entente wegen der Ernennung des russischen Botschafters und in Wahrheit wegen der Verständigung Pekings und Moskaus gegen den Willen der Sieger ausgebrochen war. Eine Antwort ist zurzeit auch auf diese Frage noch nicht möglich. Ein Eindruck aber mag im Augenblick schon mitverzeichnet werden. Es kann sein, daß sich die beiden angelsächsischen Mächte sofort, als mit dem Umsichgreifen der Kämpfe die Bolschewisten und die Japaner lebendig wurden, wieder bewußt wurden, wie sehr sie doch im Verhältnis zu den beiden zu Lande an China angrenzenden Mächten seitab von China sitzen. Es ist erlaubt, anzunehmen, daß sie sich daraufhin mehr als anfangs um eine baldige Wiederbeilegung der Streitigkeiten bemühen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sie damit Erfolg haben, schon weil sie über die Geldmittel verfügen, und der Druck, den sie damit auszuüben vermögen, in China wie überall in der Welt verspürt wird. Sie verschleppen auf diese Art die Krisis. Heilen wollen sie sie so wenig wie Japan oder Rußland. Angelsächsischer Kapitalismus und russischer Bolschewismus arbeiten nicht wider Willen Hand in Hand. Der Kapitalismus wünscht die ganze Welt außerhalb des angelsächsischen (-französischen) Raumes zu balkanisieren, um sie ausbeuten zu können. Der Bolschewismus will sie nicht nur balkanisieren, sondern atomisieren und nihilisieren. Zersetzen wollen beide Kräfte sie.

Lenin und Wilson, Trotzki und Coolidge. Der russische Bolschewist, so fest er sich in die

slawische Masse eingenistet zu haben scheint, vermag außerhalb Rußlands, seit der Enttäuschung, die er auf der Konferenz von Lausanne erlebte, nur noch einmal hier, einmal da in seiner näheren Umgebung ein Feuerchen anzuzünden, das er dann nicht bis zum lichten Brande entflammen kann, und in seiner weiteren Umgebung das Großkapital bald hier bald da zu einem Vertrage zu überreden, der nachher von beiden Teilen nicht innegehalten wird, aber den russischen Machthabern eine weitere Spanne Zeit verschafft. An neuen Feuerchen ist außer den Kämpfen in China eine revolutionäre Bewegung von geringem Umfang in Weißrußland zu verzeichnen. Im Süden Moskaus haben sich, nicht zum erstenmal, die Gegner der bolschewistischen Herrschaft auf dem Kaukasus in Republiken erhoben; sie sind aber, ähnlich wie ihre Gesinnungsgenossen im Frühjahr in Turkestan, nach einem Anfangserfolge schon wieder niedergeworfen worden. In den Balkanstaaten geht die Wühlerei ebenso weiter wie unter unseren Arbeiterscharen. Trotzki hält Rumänien unter so starkem militärischen Druck, daß man daraus schließen darf, daß die Russen dort dem Einbruch einer revolutionären Bewegung am nächsten zu sein glauben.

Von den Handelsabkommen, die Moskau mit dem internationalen Kapital getroffen hat, ist nach wie vor das englische das am meisten umstrittene. Die englische Opposition hat aus ihm den Hauptgegenstand ihres Ansturmes gegen Macdonald gemacht. Das Abkommen unterliegt im Herbst der Bestätigung durch das Parlament. Dabei hofft man den sozialistischen Ministerpräsidenten endgültig in die Minderheit zu versetzen, so daß er das Unterhaus auflösen muß. Es ist indessen in hohem Maße zweifelhaft, ob die Konservativen an einer solchen Wahlperiode Freude erleben werden. Im ganzen haben sie es durch die Unterstützung, die sie dem Dawes-Gutachten liehen, zu einer gewissen Stärkung der Stellung Macdonalds kommen lassen, die ihrem Angriff nicht mehr viel Aussicht auf Erfolg, zum mindesten nicht auf einen Erfolg von Dauer gewährt. Sicher hat die westeuropäische Demokratie in den letzten Monaten mehr Instinkt für die Gemeinsamkeit der demokratischen Interessen als die konservativen Elemente für die ihrer Interessen an den Tag gelegt. Die Demokraten finden sich leichter zusammen, es ist wahr. Aber politische Aufgaben werden nicht in dem Maße unerheblicher, als ihre Lösung größere Anforderungen an die Einsicht und Willenskraft stellt. In Frankreich gibt es keine Konservativen mehr. In England gibt es sie noch ebenso wie bei uns. Daß sie in den innerpolitischen Kämpfen der letzten Wochen Raum gewonnen haben, kann kaum behauptet werden.

Die englischen Gewerkschaften haben soeben Macdonald zugleich zu dem Abkommen mit Rußland wie zu seiner Haltung in Genf beglückwünscht. Von irgendeiner Spaltung der sozialistischen Bewegung durch den Gegensatz zwischen Snowden und Macdonald ist in den Verhandlungen ihrer Tagung nichts zu bemerken gewesen. Der englische Premier hat in Genf Anschauungen über die Sicherung des Weltfriedens entwickelt, die den in Frankreich vertretenen genau entgegengesetzt sind. (Darum, daß mit ihnen die praktische Politik Englands so wenig wie die Frankreichs übereinstimmt, handelt es sich nicht. Es handelt sich um das Schmieden eines neuen Werkzeuges für die englische und für die französische Diplomatie, nicht um ein Etwas, welches das politische Handeln der beiden Mächte grundsätzlich bestimmt.) Die Franzosen wollen für ihre Eroberungen des Jahres 1918 die Garantie des Völkerbundes einerseits, Englands andererseits. Macdonald hat sich in einer großen Rede dahin ausgesprochen, daß sich alle Staaten bei Streitigkeiten Schiedssprüchen unterwerfen müßten. Er folgert aus seinem Vorschlag, daß eine sehr weit getriebene Abrüstung möglich ist. Frankreich zieht aus seinem Eintreten für die Garantieabkommen den Schluß, daß es im wesentlichen bei den bisherigen Rüstungen sein Bewenden haben muß, und daß man sich nur mit großer Vorsicht zu Abstrichen verstehen kann. Trotzdem waren Macdonald und Herriot entschlossen, als sie persönlich nach Genf reisten, sich die Hände zu schütteln und der Welt das Schauspiel eines neuen Abkommens wenige Wochen nach dem Londoner Abkommen zu geben. Auf offener Bühne war das Abkommen unmöglich zustande zu bringen. Hinter den Kulissen scheint es zu gelingen. Sobald die Formel gefunden ist,

wird man Deutschland in den Völkerbund hineinnötigen. Eine besonders verhängnisvolle Bedeutung kann dabei für uns haben, daß man in Amerika den Gedanken aufgegriffen hat, zwischen den aneinander sich reibenden Staaten entmilitarisierte Zonen einzurichten. Der Gedanke ist Jahrhunderte alt. Leider griffen ihn Cuno und Rosenberg Ende 1922 auf. Scharf gegen uns zugespitzt, droht er nun Wirklichkeit zu werden. Auf dem Festlande haben die Franzosen den ganzen politischen Vorteil von den Ideen Macdonalds, von der Annäherung der amerikanischen Finanz an Europa, von dem Willen sowohl Macdonalds als auch Coolidges, unter allen Umständen die Mächtekonstellation des Krieges wieder in die Erscheinung treten zu lassen.

Spanien kämpft sich an der marokkanischen Küste vollständig ab. Auch der Diktatur ist es nicht gelungen, dem Krieg dort eine günstige Wendung für Spanien zu geben. Zur größten Genugtuung der Franzosen und unter Förderung der Franzosen saugt die fremde Rasse dort den Spaniern das Blut aus den Adern. In Italien ist Mussolini nach und nach völlig bewegungsunfähig geworden. Er möchte sich um jeden Preis mit der erstarkten Opposition verständigen. Sie ist nicht bereit dazu. Es gibt am meisten zu denken, daß der lauteste im Streite wider Mussolini Dom Sturzo, der Priester, ist, der an der Spitze der Popolari steht. Unter dem Drucke des Vatikans mußte Sturzo vor einigen Monaten zurücktreten. Jetzt fühlt er sich Herr der Lage. Danach lassen sich die Aussichten Italiens beurteilen, wenn Mussolini weichen muß. Wie bei uns, werden Zentrum, Demokratie und Sozialdemokratie das Ruder führen, und jede außenpolitische Betätigung wird aufhören.

Aus der Lagerung der Kräfte in Europa wird immerhin erklärlich, daß Österreich während der Völkerbundtagung mindestens überlegt hat, ob es den alten französischen Zumutungen nachgeben und in den Kleinen Verband eintreten, eine Donau-Konföderation mit der Spitze gegen das eigene Stammvolk und den großdeutschen Gedanken, unter der heimlichen Leitung der Franzosen aufrichten helfen soll. Die Gefahr, daß es sich entscheiden müßte, ist für Österreich noch einmal vorübergegangen. Aber sie wird wiederkehren. Die wirtschaftliche und finanzielle Lage Österreichs ist wieder nicht minder schlimm und beängstigend als vor zwei Jahren. Der Bundeskanzler Seipel hatte eine wirklich große und ernste Aufgabe, als er unter entschlossener Ausnutzung der Spannung zwischen Italien und der Tschechoslowakei im Sommer 1922 die Bedingungen für die Völkerbundsanleihe aufnahm. Aber er hat den Vampyr nicht vom Leib seiner gequälten Bevölkerung reißen können, der alle Anstrengungen umsonst macht, das Bankkapital und die Börsenspekulation. Fürst Bismarck erlebte 1879, daß seine Politik des Schutzes der nationalen Wirtschaft, die ganz dem Wohle der produktiven Stände zugekehrt war, vor allem eine Börsenhausse auslöste und der Spekulation ein bis zwei Milliarden Goldmark in den Schoß warf. Seipel hat in wesentlich schwächerer Stellung, als sie Bismarck einnahm, dasselbe erlebt, und wir werden es menschlichem Ermessen nach demnächst ebenfalls erleben. Die produktive Wirtschaft schreit nach der Zufuhr von Kapital. Aber sie erhält es nur unter Bedingungen, die sie der Spekulation vollends ausliefern. Daran ist um so weniger etwas zu ändern, als die große Mehrzahl der einflußreichen Industriellen wie auch Landwirte blind gegen den Vorgang ist.

An Deutschland hat Österreich heute weniger als je einen Halt. Die Annahme des Londoner Abkommens ist im Reichstag unter Umständen erfolgt, wie sie auch der düsterste Pessimismus unserem Volke nicht schlimmer hätte weissagen können. Die nationale Opposition nutzte ihren Wahlerfolg vom 4. Mai in keiner Weise zu einem energischen Ansturm auf die in London unseren Gegnern willfährig gewesene, in demokratischen Zukunftshoffnungen schwelgende Reichsregierung aus. Im entscheidenden Augenblick lief sie einfach auseinander. Man kann gewiß allerhand Gründe geltend machen, um zu erklären, warum sie den Kampf aufgab. Sie war von der deutschen Wirtschaft vollständig im Stich gelassen worden. Die Wirtschaft verlangte einmütig die Annahme des Gutachtens. Wo die deutschnationale Partei schon in den Regierungen der einzelnen Länder sitzt, hatten ihre Minister außer in Mecklenburg dem Abkommen bereits zugestimmt. Die Haltung des Zentrums war

durchaus zweideutig und ließ darauf schließen, daß es im Falle einer Ablehnung des Abkommens den Reichspräsidenten ermutigen werde, den Reichstag aufzulösen und die deutsche Politik wieder nach links hinüberzusteuern. Alle diese Gründe ändern nichts daran, daß sich die Kraft der nationalen Opposition bei der ersten Probe, auf die sie gestellt wurde, als ohne alles Gewicht erwiesen hat. Nach dem Versagen des einstigen Offizierkorps bei dem Putschversuch der Märztage 1920 und nach dem Versagen der Bayern bei der Herausstellung Kahrs im vergangenen Herbst hat nun auch versagt, was von dem alten Deutschland in der parlamentarischen Opposition eine Zuflucht gefunden hatte. Auch was sich daneben an revolutionären Kräften in der Opposition schon geregt hat, bestand die Probe nicht besser. Beklommeneren Herzens als je müssen wir die Lage Deutschlands beurteilen und den Ergebnissen der Genfer Verhandlungen entgegensehen. Der Eintritt in den Völkerbund ohne Anerkenntnis unserer Gleichberechtigung und die Unterwerfung unter demütigende Bedingungen für die „Entmilitarisierung" des Rheins scheinen sich im Augenblick als notwendige Folgen der Londoner Politik der Reichsregierung und der Willenlosigkeit des Reichstags zu ergeben.

Literarische Notizen

Als die gegenwärtige Berichterstattung hier vor dreieinhalb Jahren ihren Anfang nahm, gehörte zu den wenigen, was an für uns erfreulichen Dingen mit Genugtuung verzeichnet und hervorgehoben werden konnte, die Ruhe und das Gedeihen Latein-Amerikas. Auch in dieser Richtung ist die Aussicht trüber geworden. Der langwierigen und nicht im lateinamerikanischen Sinn gelösten Spannung in Mexiko sind in den letzten Monaten militärische Erhebungen in Brasilien und Chile gefolgt. In Brasilien ist man mit ihnen durch Zusicherungen und vielleicht auch Zahlungen fertig geworden. In Chile hat sich die Erhebung durchgesetzt und zur Ernennung eines neuen Präsidenten und eines aus Militärs zusammengesetzten Ministeriums geführt. Auch Ecuador hat plötzlich einen Ministerwechsel erlebt. Nimmt man die Vorgänge in Süd- und Mittelamerika mit denen im spanischen Mutterlande zusammen, so hat die Organisation neuer weltpolitischer Kräfte im Bereich der spanischen Rasse in den letzten Jahren mindestens keine Fortschritte mehr gemacht. Pertinacior.

Von der hier wärmstens begrüßten „Friedrichsruher Ausgabe" von **Bismarcks Gesammelten Werken** (Berlin, O. Stollberg & Co.), ist der 2. Band der Politischen Schriften erschienen, umfassend die Zeit vom 1. Januar 1855 bis 1. März 1859. Auch in diesen Berichten vom Bundestag sind wieder wesentliche, bisher unbekannte Dokumente enthalten. Bearbeitet ist dieser Band gleichfalls von H. von Petersdorff. — Im Anschluß an den Aufsatz „Die Akali-Bewegung" (D. R., August 1924) verweisen wir nachdrücklich auf die Schrift von Zachir Husain und A. Ehrenreich „**Die Botschaft des Mahatma Gandhi**" (Schlachtensee, Volkserzieher-Verlag), die mit einem Bilde des indischen Führers geschmückt ist. D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

General a. D. E. v. **Massow**, Breslau. — Dr. Viktor **Geramb**, Graz. — Gertraud **Haase-Bessell**, Dresden. — J. v. **Uexküll**, Schwerinsburg. — Hans **Franck**, Franckenhorst. — Prof. Dr. G. **Runze**, Berlin-Lichterfelde. — R. **Ziesenitz**, Lübeck-Kücknitz. — Boris **Saizew**, Paris. — Dr. Josef **Ponten**, München. — Reg.-Rat Dr. **Appelmann**, Berlin. — Dr. W. v. **Kries**, London.

Für die Schriftleitung: **Werner Fiedler**, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: **Deutsche Rundschau G. m. b. H.**, Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Der Vernichtungsschlag

gegen die Schuldlüge ist gefallen!

Wegen der entscheidenden Bedeutung der

Enthüllungen aus den russischen Geheimarchiven

durch Konsul Dr. Charles L. Hartmann in den letzten Heften der

„Deutschen Rundschau",

die in der gesamten Presse des In- und Auslandes so ungewöhnliches Aufsehen erregten und durch die Angriffe von H. Delbrück und v. Wegerer allen Einsichtigen genügend empfohlen sind, hat sich der Verlag entschlossen, zur Ermöglichung weitester Verbreitung eine

Zusammenfassung dieses bedeutenden Materials

zu geringstem Preise herauszugeben.

Die Aufnahme dieser Veröffentlichungen besonders im Ausland hat gezeigt, daß sie

bahnbrechend für die Verbreitung der Wahrheit sind.

Es ist daher Pflicht eines jeden redlich Denkenden, sich mit aller Kraft für die Verbreitung dieser Schrift einzusetzen!

Wir erwarten daher umgehend im Interesse der Sache Ihre Bestellung der kleinen zusammenfassenden Schrift von Charles L. Hartmann

Wer trägt die Schuld am Weltkrieg?

die Sie zum Preise von nur 50 Pf. in jeder Buchhandlung beziehen können.

Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin W 50, Geißbergstraße 43

Buchdru... Buchh... Buches, Halle (S.)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



51. Jahrgang November 1924

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg

erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Für das Ausland 0,38 Dollar (nordamerikanischer Währung) zuzüglich Porto.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen

werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis



Das Problem der interalliierten Schulden

Von

Georg Schaller

Zum Teil offen in Erscheinung tretend, größtenteils aber unsichtbar über dem Ganzen schwebend, ist auf der Londoner Konferenz das Zentralproblem der interalliierten Schulden nicht behandelt worden. Unter dem Gesichtswinkel der interalliierten Schulden betrachtet, kann die Reparationsfrage, deren Lösung man in London versucht hat, als Teilgebiet dieses mächtigen Komplexes betrachtet werden. Man ist jedoch geneigt zu fragen, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, zuerst das Gesamtproblem der interalliierten Schulden zu behandeln und dann die Reparationsfrage in Angriff zu nehmen. Fragen, wie die der von Deutschland zu zahlenden Gesamtsumme — die wohl mit 40 Milliarden Goldmark anzunehmen ist — hätten auf der dann folgenden Reparationskonferenz endgültig geregelt werden können, und die Konferenz über die Reparationsfrage hätte von vornherein einen weiteren Aspekt gezeigt. So aber stand hinter Frankreich stets drohend das ungeregelte Problem der interalliierten Schulden, und eben wegen der Unbestimmtheit der französischen Gesamtschuld an die Vereinigten Staaten mußte sich der Druck in verstärktem Maße auf Deutschland auswirken.

Macdonald hat nun erklärt, daß die Frage der interalliierten Schulden den Gegenstand einer besonderen Konferenz bilden müsse, auf die man um so gespannter sein darf, als eine eventuelle günstige Regelung eine Rückwirkung auf Deutschland nicht verfehlen wird. Es dürfte angebracht erscheinen, im folgenden einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der interalliierten Verschuldung zu geben und den gegenwärtigen Stand des Problems zu beleuchten.

Drei wichtige Stufen der Anleiheoperationen sind zu unterscheiden. Die erste Phase reicht von 1914 bis zum 7. April 1917, umfaßt also die Zeit vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg. Während dieser Periode beliefen sich die Anleihen zwischen den Alliierten auf über 8 Milliarden Dollar.[1]) Es ist das Verdienst Englands, diesen ersten Teil des Krieges finanziert zu haben. Im Februar 1915 richtete der damalige Schatzkanzler Lloyd George eine Anfrage an das Unterhaus, in der er u. a. ausführte, daß, wenn ein Bündnis wirksam sein soll, jedes Land alle seine Hilfsquellen in eine gemeinsame Kasse fließen lassen muß. England finanzierte nun zuerst

1) Da Amerika der Hauptgläubigerstaat ist, sind alle Berechnungen in Dollars ausgedrückt, umgerechnet zum jeweiligen Wechselkurs. Die statistischen Angaben entstammen hauptsächlich dem Buche von Harvey E. Fisk: The Inter.-Ally Debts. An Analysis of War and Post-War Public Finance 1914—1923. New-York, Bankers Trust Company 1924.

seine Dominions, dann Frankreich; England und Frankreich zusammen waren der Bankier von Rußland und später auch Italien. In wenig mehr als zwei Jahren verlieh England die Summe von 3 824 000 000 Doll., wovon Rußland über die Hälfte, 2 091 067 000 Doll., erhielt. An zweiter Stelle kam Italien mit 676 678 000 Doll., dann die britischen Dominions mit 544 510 000 Doll. und Belgien mit 291 063 000 Doll. Frankreich war während dieser Periode Leiher wie Verleiher und hatte im Ausgleich nur 40 524 000 Doll. Schulden.

Die Vereinigten Staaten hatten bisher schon die Entente mit Waffen, Munition und Konterbande im weiteren Sinne versorgt, aber nur gegen Bezahlung, teilweise in Aktien und Anleihebonds neutraler Staaten. Von dem Zeitpunkt, wo die Vereinigten Staaten in den Weltkrieg eintraten, vom 6. April 1917 ab, wurde dies anders. Der Kongreß gab die Ermächtigung zu einer Anleihe von zunächst 3 Milliarden Dollar, eine Summe, die schließlich auf 10 Milliarden erhöht wurde. Vom 7. April 1917 bis zum Waffenstillstand, also in nur 1½ Jahren, wuchsen die interalliierten Anleihen auf 21 599 000 000 Dollar an. In dieser kurzen Zeit wurde Europa der Schuldner Amerikas. Den Hauptanteil an den amerikanischen Anleihen hatten England, Frankreich und Italien. Die englische Gesamtsumme betrug 3 696 000 000 Doll., Frankreich erhielt 1 970 000 000 Doll. und Italien 1 031 000 000 Doll. Dazu kamen noch einige kleinere Anleihen, von denen die russische mit 187 730 000 Doll. die bedeutendste ist.

Als der Krieg beendet war, war die vom Kongreß nach der „Liberty Loan Act" genehmigte Summe von 10 Milliarden Dollar noch nicht erreicht. Es waren bis zum Waffenstillstand den Alliierten Waren im Werte von 187 730 000 Doll. kreditiert worden. Man stand jetzt in Amerika vor der Frage, ob man dem warenhungrigen Europa weiter Kredite gewähren sollte oder ob dies nach obigem Gesetz nicht mehr angängig sei. Mit Rücksicht auf die amerikanische Industrie und Landwirtschaft, die beide bei einer Absatzstockung ruiniert worden wären, wurde die Kreditgewährung fortgesetzt und erreichte nach dem Waffenstillstand über 2 Milliarden Dollars. Anleihen erhielten Belgien, Großbritannien, Frankreich, Italien und die Tschechoslowakei.

Der Zinssatz für die amerikanischen Anleihen war zuerst 3 %, später 3¼ und 3½ % und für die Obligationen nach dem 24. September 1917 wurde die Rate auf 4¼ % jährlich festgesetzt. Im Laufe der Jahre hat sich eine beträchtliche Summe an Zinsen ergeben, die, außer von England, nicht bezahlt worden sind.

Die Totalverschuldung (mit aufgelaufenen Zinsen) an die Vereinigten Staaten beläuft sich am 15. November 1923 auf 11 800 000 000 Doll. Die Verteilung auf die einzelnen Länder zeigt folgende Statistik:

	In Tausend Dollars
Armenien	14 263
Österreich	28 386
Belgien	454 463
Tschechoslowakei	110 906
Estland	16 789
Finnland	9 000
Frankreich	3 990 658
Großbritannien	4 600 000
Griechenland	16 500
Ungarn	1 989

Italien	2 015 079
Lettland	6 032
Liberia	31
Litauen	5 978
Nicaragua	176
Polen	182 471
Rumänien	43 799
Rußland	241 903
Jugoslawien	61 587
Summa	11 800 000

Aber auch weiterhin macht sich in den europäischen Staaten ein gewaltiger Kapitalbedarf geltend, und immer wieder ist es das reiche Amerika, das als hauptsächlicher Kreditgeber in Betracht kommt, ja, das dazu, will es seine eigene Wirtschaft nicht ruinieren, gezwungen ist. Gegenwärtig ist es in den Vereinigten Staaten, deren Wirtschaft während und nach dem Kriege allzu rasch emporblühte, schwer, Kapital auch nur mit 2 % jährlich unterzubringen. Zu Beginn dieses Jahres ist Amerika aus seiner Reserve, die es sich 1923 selbst auferlegte, unter dem Drucke der Wirtschaftskrise herausgetreten und hat Kredite in beträchtlicher Höhe an fremde Staaten gewährt. In den ersten vier Monaten 1924 ist der Kapitalmarkt in den Vereinigten Staaten in besonders starkem Maße in Anspruch genommen worden, bis zur Höhe von rund 400 Millionen Doll., die sich wie folgt verteilen:

Japanische Aufbauanleihe	150	Millionen Doll.
Armenische Anleihe	60	„ „
Schweiz	30	„ „
Holland	40	„ „
Frankreich	100	„ „

Dazu kommt der Rediskontkredit für die deutsche Golddiskontbank in Höhe von 5 Millionen Doll. Inzwischen ist eine Anleihe in Höhe von 30 Millionen Doll. für Belgien gezeichnet worden und die 800 Millionen Goldmarkanleihe für Deutschland wird zum größten Teil in Amerika aufgebracht werden.

Das Problem der interalliierten Schulden ist schwer zu übersehen, da in der zweiten Periode des Weltkrieges Amerika nicht der alleinige Geldgeber war. An der Kreditgewährung beteiligte sich insbesondere England, obwohl an Amerika selbst verschuldet, weiter in erheblichem Maße. Zum Teil lieh es die erst geliehenen Gelder an noch schwächere Verbündete wieder aus. Wie in einem verzweigten Flußsystem verteilt sich der Strom der Anleihen unter den Alliierten, wobei natürlich die Hauptquelle die Vereinigten Staaten sind. Um sich über die Kreditoperationen der wichtigsten Länder einen Überblick zu verschaffen, ist es erforderlich, die einzelnen Länder gesondert zu betrachten.

Wie wir sahen, finanzierte England den ersten Teil des Weltkrieges, um aber nach Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg auch als erstes Land Anleihen aufzunehmen, die sich schließlich in Amerika auf 4661 Millionen Doll. beliefen. Geringere Beträge liehen Argentinien und Kanada an England. Zu diesen von fremden Regierungen geliehenen Beträgen kamen bedeutende auf fremden Märkten, also privat geliehene Summen, die sich am 31. März 1919 auf 1 401 126 000 Doll. beliefen. Bei Abschluß des Waffenstillstandes hatte Großbritannien eine Schuld von 6 082 073 000 Doll., der allerdings ein Aktivum

von 9 307 490 000 Doll. gegenüberstand. Hauptschuldner Englands wurden Frankreich mit 2 114 228 000 Doll., Italien mit 2 007 322 000 Doll. und Rußland mit 3 737 005 000 Doll. 1923 betrug die Gesamtschuld Englands 6 489 500 000 Doll. Die Hauptschuld mit 4 661 000 000 Doll. hatte England bei den Vereinigten Staaten. Am 23. Juli 1923 haben die beiden Staaten ein Abkommen zur Regelung des Schuldendienstes getroffen, das sog. Baldwin-Abkommen. Die britische Regierung gab danach den Vereinigten Staaten Bonds für eine Hauptsumme von 4 600 000 000 Doll. Diese Bonds sind datiert den 15. Dez. 1922 und laufen am 15. Dezember 1984 ab. Zinsen sind halbjährlich zahlbar am 15. Juni und 15. Dezember zu einer Rate von 3 % vom 15. Dezember 1922 bis zum 15. Dezember 1932, von da zu 3½ % jährlich. Am 15. Dezember ist jedesmal die Hauptrate zahlbar, die von 23 Millionen Doll. im Jahre 1923 auf 175 im Jahre 1984 steigt.

Einen wichtigen Schuldposten macht eine von Rußland in England deponierte Summe aus, die sich 1923 auf 1 265 200 000 Doll. belief. Die übrigen Schulden verteilen sich auf Kanada mit 69 700 000 Doll., Frankreich mit 359 800 000 Doll. und Italien mit 133 800 000 Doll.

Diesen Verpflichtungen stehen aber englische Guthaben in Höhe von 11 171 400 000 Doll. gegenüber, an deren Spitze das russische mit 4 322 000 000 marschiert. Die englisch-russische Schuldenfrage sollte auf der vom April 1924 ab in London abgehaltenen Konferenz der beiden Mächte geregelt werden. In dem englisch-russischen Vertrag, der Ende August in London unterzeichnet, aber noch nicht ratifiziert worden ist, gelangte man jedoch in dieser Kernfrage zu keiner Einigung. In Artikel 7 des Vertrages wurde festgesetzt, daß alle Ansprüche der englischen Regierung gegenüber der russischen und umgekehrt in einem später anzuschließenden Vertrage zu regeln sind.

Auch mit den anderen Schuldnern Englands ist noch kein Abkommen bezüglich der Rückzahlung getroffen worden. Frankreich schuldet 2 927 600 000 Doll., Italien 2 568 600 000 Doll.

Von den anderen alliierten Staaten interessiert hinsichtlich der Anleiheoperationen hauptsächlich Frankreich. Es war bereits ausgeführt worden, daß in den ersten Kriegsjahren Frankreich keine nennenswerten Schulden gemacht hatte. Es hatte bedeutende Summen an Rußland (762 000 000 Doll.), Belgien, Italien und einzelne Balkanstaaten ausgeliehen. Zu Beginn des Jahres 1917 waren aber Frankreichs Vorräte und Hilfsquellen restlos erschöpft. Der amerikanische General Pershing schreibt, daß nicht gesagt werden kann, daß die deutschen Hoffnungen auf einen Endsieg extravagant waren, weder vom Standpunkt dieser Zeit noch im Lichte der Geschichte betrachtet. Die Finanzprobleme der Alliierten waren schwierig, die Hilfsquellen erschöpft und ihre Armeen hatten ungeheure Verluste erlitten. Entmutigung bestand nicht nur unter der Zivilbevölkerung, sondern ebenso in den Armeen.

Beim Lesen dieser Worte wird einem so recht deutlich, daß die amerikanischen Milliarden den Krieg entschieden haben. Frankreich war nach England das erste Land, das Anleihen in den Vereinigten Staaten aufnahm. Am 8. Mai 1917 mit der kleinen Anleihe von 50 Millionen Doll. beginnend, wurde schließlich die Summe von 3 341 000 000 Doll. erreicht. Dazu kommen 650 000 000 Doll. aufgelaufene Zinsen, so daß Ende 1923 die französische Schuld an Amerika 3 990 700 000 Doll. beträgt.

Bekanntlich hofft Frankreich auf Herabsetzung seiner Schuld bei den Vereinigten Staaten. Es waren in dieser Hinsicht schon öfters von der französischen Regierung Schritte unternommen worden. Coolidge hatte darauf

nur erwidert, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, daß Frankreich die Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten betreffend die Regulierung der französischen Schuld in ihrer Gesamtheit von neuem wieder aufnehme. Gegenwärtig steht Frankreich in dieser Frage mit den Vereinigten Staaten in Unterhandlungen.

Hat nun Frankreich Aussicht auf Streichung bzw. Minderung seiner Schuld? Bisher hat sich die amerikanische Regierung einer Herabsetzung der Schuld ganz entschieden widersetzt. Sie wird dabei von der öffentlichen Meinung unterstützt. Am 7. August 1924 schreibt „New York Evening Post“: Die amerikanischen Bürger sind gegen die Streichung oder Herabsetzung der interalliierten Schulden. Sie betrachten die Frage nicht vom Standpunkt der internationalen Politik. Die Logik des Amerikaners ist einfach: We lent them money, they must pay it back.

So ist auch die Stellung Amerikas zu einer interalliierten Schuldenkonferenz. Amerika ist jederzeit bereit, sich an Erörterungen mit seinen Schuldnern zu beteiligen, lehnt aber eine solche Beteiligung ab, wenn sie auf der Möglichkeit basiert, die Schulden zu streichen oder herabzusetzen. Burton, Mitglied der amerikanischen Schuldenkommission (Debt Funding Commission) befürwortet diese Politik.

Dagegen fehlt es in den Vereinigten Staaten auch nicht an gewichtigen Stimmen, die für die Herabsetzung der Schulden eintreten. Der oben erwähnte General Pershing hat sich in einer Rede dafür ausgesprochen, und Boyden, der früher nichtoffizieller Beobachter bei der Reparationskommission war, meint, da die Öffentlichkeit sich nicht Amerikas Zurückgehen nach Europa mit dem Dawes-Plan widersetzte, werde sie sich wahrscheinlich auch nicht einer Streichung oder Reduzierung der Kriegsschulden widersetzen.

Dennoch besteht wenig Aussicht, daß die Ansicht dieser Männer durchdringt. Frankreich allein einen Schuldennachlaß zu gewähren, geht nicht an, da man fürchtet, daß die anderen Schuldner eine gleiche Reduzierung verlangen. So wird wohl das Ergebnis der französisch-amerikanischen Verhandlungen nur ein Abkommen sein ähnlich dem, das die Vereinigten Staaten mit England abgeschlossen haben.

Daß diese amerikanische Politik dem eigenen Lande Nutzen bringt, darf bei der wirtschaftlichen Verflochtenheit Amerikas mit Europa füglich bezweifelt werden. Die Summen für den Zinsendienst und die Rückzahlung in den Schuldnerländern müssen durch hohe Steuern aufgebracht werden, die den Lebenshaltungsstandard der Bevölkerung herabdrücken. Die Folge davon ist, soll nicht die Währung verfallen, daß weniger importiert wird. Und diese Herabminderung des Imports muß der amerikanische Produzent, sei er nun Farmer oder Industrieller, mit der Einschränkung oder Stillegung seiner Betriebe bezahlen. Die Weltwirtschaftskrise hat ihren Grund letzten Endes in der Verschuldung Europas, welche die verderbliche Goldakkumulation in den Vereinigten Staaten zur Folge hat. Könnten die Vereinigten Staaten sich bereit erklären, auch nur einen Teil der geliehenen Summe einfach zu schenken, wozu sie ohne nachteilige Folgen für die eigene Wirtschaft in der Lage wären, so dürfte man mit einer Entspannung der politischen Lage in Europa und im Zusammenhang damit mit der Behebung der Weltwirtschaftskrise rechnen. Die Auswirkung würde sich wiederum für den amerikanischen Produzenten vorteilhaft erweisen, der mit einem größeren Absatz auf dem europäischen Markte rechnen könnte.

Eine Gegenüberstellung der französischen Schulden mit den Guthaben

zeigt, daß außer der großen Schuld an Amerika in Höhe von 3990700000 Doll. noch die nicht minder bedeutende an England in Höhe von 2 927 600 000 Doll. besteht. Dazu kommen kleinere Beträge: Kanada 5,7 Millionen Doll. und Italien 96,6 Millionen Doll. Die Gesamtschuld Ende 1923 beträgt 7 020 600 000 Doll.

Die Guthaben belaufen sich auf insgesamt 3463700000 Doll., wovon der Hauptanteil auf Rußland mit 1 165 700 000 Doll. entfällt. An Belgien hat Frankreich die Summe von 711 000 000 Doll. geliehen und in England 359 800 000 Doll. deponiert. Die übrigen Summen stellen hauptsächlich Nachkriegskredite an die französischen Vasallen dar, was folgende Aufstellung zeigt:

		in Tausend Dollars
	Tschechoslowakei	110 782
	Polen	203 808
	Jugoslawien	346 435
	Estland	2 026
	Lettland	2 219
	Litauen	1 158
dazu:	Österreich	96
	Ungarn	193
	Rußland	92 640
	Summa	759 357

Von 1918 bis 1923 hatte Frankreich annähernd soviel ausgeliehen wie die Vereinigten Staaten im gleichen Zeitraum. Diese französischen Rüstungskredite kennzeichnen die Ära Poincaré. Es ist nur zu verständlich, daß Amerika sich gegenüber einer Streichung oder Herabsetzung der französischen Schuld ablehnend verhalten mußte, solange Frankreich noch genügend Mittel zur Verfügung stellte, um außer seinem eigenen Riesenheer noch andere Länder mit Kriegsmitteln zu versorgen. Dabei wurden die Kredite bei einem Zinsfuß von nur 5 % gewährt.

Italien als nächstfolgendes Land schuldet England 2 568 600 000 Doll., den Vereinigten Staaten 2 015 000 000 Doll. und Frankreich 163 900 000 Doll. Dieser Gesamtsumme von 4 747 500 000 Doll. stehen kaum nennenswerte Guthaben in Höhe von 390 000 000 Doll. gegenüber.

Die anderen in Betracht zu ziehenden Staaten kommen nur als Kreditnehmer in Frage. Es sind dies außer Belgien mit 1215600000 Doll. Schulden sämtliche Balkan- und russischen Randstaaten. Ihre Aufzählung erübrigt sich.

Zusammenfassend ergibt sich hinsichtlich der interalliierten Verschuldung folgendes Bild, berechnet auf November 1923. Die Summe der interalliierten Anleihen belief sich an diesem Zeitpunkt auf 28261000000 Doll. Die Vereinigten Staaten und England hatten zu annähernd gleichen Teilen Anleihen an andere Staaten gewährt, erstere 11861000000 Doll., letzteres 11 171 000 000 Dollars. Als bedeutender Kreditgeber kommt außer den beiden Staaten englischer Zunge nur Frankreich mit 3 464 000 000 Doll. in Betracht. Zieht man den Saldo zwischen Soll und Haben der einzelnen Länder, so überragen die Ver. Staaten als Netto-Kreditor mit 11 858 000 000 Doll. (hinzu kommen die bedeutenden Kredite 1924) alle anderen Alliierten. Erst in weitem Abstand folgt England mit 4 682 000 000 Doll., wobei die russische 3-Milliarden-Dollarschuld ein Problem für sich bildet. Die übrigen Staaten sind Netto-Schuldner:

Italien mit . . . . 4 357 500 000 Doll.
Frankreich mit . . . . 3 557 000 000 „

Betrachtet man den von Frankreich an Rußland gewährten Kredit als verloren, so erhöht sich diese Summe noch um 1 165 700 000 Doll.

Rußland mit . . . . 4 471 600 000 Doll.
Belgien mit . . . . 1 215 600 000 „

Wie nun auch die Regelung der interalliierten Schulden auf der einzuberufenden Konferenz geplant sein mag, letzten Endes hängt das Problem von dem größten Gläubiger Amerika ab, und auch Deutschlands Blicke sind bei der innigen Verflochtenheit von Reparation und interalliierten Schulden auf die Vereinigten Staaten gerichtet; Amerika hält die Wage in der Hand. Wenn auch Anzeichen einer Besserung der Weltwirtschaftslage durch das endliche Heraustreten aus der freiwilligen Isolierung der Vereinigten Staaten zu spüren sind, so ist doch das Hauptproblem der interalliierten Schulden noch ungelöst, und wir dürfen mit Nitti fragen: Was wird Amerika tun?

Afrika in der Weltpolitik

Unter Bevorzugung der geopolitischen Seite

von

Konrad Hofmann

1.

In seiner Ganzheit genommen, hat sich der heiße Erdteil im Ablauf der historischen Entwicklungen nie zu einer überragenden oder geschlossenen weltpolitischen Bedeutung emporraffen können. Die einzigen imperialistischen Kraftentfaltungen von wirklichem Rang und mit einer expansiven Fernwirkung nach Vorderasien und Südeuropa zur Blütezeit der Ägypter, Karthager und Araber strahlten nur von Nordafrika aus, indes die Hauptmasse des Kontinents hinter der Sahara ein schlummerndes, unbekanntes Dasein vegetierte. Als vollends der Islam von den nordafrikanischen Küstengebieten Besitz ergriff, ging nicht bloß die von den Phöniziern, Griechen und Römern hier aufgebaute Kolonisation und Kultur in Trümmer. Von nun an wirkte auch der Mohammedanismus mit der spröden, schwer erschließlichen Natur des Erdteils und mit der Feindseligkeit der Bewohner zusammen, den Europäern wie dem Christentum die Besitzergreifung, ja selbst den Zutritt zu wehren. So blieb Afrika lange Jahrhunderte eine terra incognita. Es dämmerte abseits des Stromes der Weltgeschichte unbefruchtet hin, fern von aller politischen und kulturellen Beeinflußbarkeit und Selbstbetätigung.

Erst die großen ozeanischen Seefahrten im Zeitalter der Entdeckungen tasteten seine Küsten ab. Sie brachten die Umrisse des massigen Blockes zutage. Im Altertum war man vom Mittelmeer her am Westrande etwa bis

zum 20. Grad nördlicher Breite gelangt. Hanno stieß 465 bis 450 v. Chr. darüber hinweg an die Umbiegung in den Golf von Guinea, vielleicht sogar bis nach Kamerun vor. Wegen der reißenden Meeresströmungen erstreckte sich die ganze Küstenschiffahrt des Mittelalters bis 1434 nur bis zum Kap Bojador gegenüber den Kanarischen Inseln. Vom Roten Meer aus hatten die alten Ägypter die Somalküste umfahren, die Araber Kenntnis von Madagaskar gewonnen und die benachbarte Mozambiqueküste betreten. Nun entschleierte die Umsegelung im 15. Jahrhundert, näherhin die kühnen Fahrten eines Prinz Heinrich des Seefahrers, eines Diego Cão, Martin Behaim, Bartolomão Diaz, Pedro de Covilhão und Vasco da Gama, die Kontur und Gestalt Afrikas. Dessen ungünstigen Naturbedingungen zufolge vollzog sich die neue Entwicklung, die damit anhub, wesentlich langsamer und zugleich weniger durchgreifend als etwa bei Amerika, Asien und Australien. Zögernd drangen die Europäer ins Innere ein. Sie beschränkten sich mehr auf die Westküste. Ihre wichtigsten Handelsgüter, die sie aus Afrika zogen, waren Sklaven und Elfenbein. Erst am Ende des 18. und vor allem im 19. Jahrhundert packten sie energischer zu: jetzt schritten europäische Technik und Willensstärke an den großen Flüssen aufwärts zur eigentlichen Erforschung und Erschließung des fremdartigen, widerspenstigen Landes. Dem folgten unter dem Antrieb eines immer ungebärdigeren Imperialismus die Inbesitznahme, die Ausbreitung des Handels und die wirtschaftliche Ausbeutung auf dem Fuße.

Damit waren die geographische Isolierung und die politische Unbeträchtlichkeit aufgehoben. An ihre Stelle trat ein k o l o n i a l e s W e t t r e n n e n um Afrika. Rasch fand ein Stück ums andere seinen Liebhaber, der sich bald zum Eroberer beziehungsweise vertraglichen Oberherrn oder zum schärfsten Nebenbuhler des erfolgreicheren Partners wandelte. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Phasen und Strömungen der afrikanischen Kolonialgeschichte ins Gedächtnis zurückzurufen. Jedoch die hauptsächlichsten Bestrebungen und Gesichtspunkte bei dieser großräumigen Aufteilung mögen des Zusammenhangs willen und wegen des Verständnisses der weiteren Betrachtungen erwähnt werden: der Drang der Mittelmeermächte nach Erwerb der gegenüberliegenden Küsten; die Bemühungen Frankreichs um Errichtung eines mächtigen, geschlossenen Kolonialreiches zwischen Mittelmeer und Guineagolf; der 100 jährige britisch-französische Wettstreit um Ägypten, welcher 1898 mit Faschoda zugunsten Englands endete und durch beiderseitige Verständigung über die Interessensphären zum Untergrund der englisch-französischen Entente umgebessert wurde; die Gründung des belgischen Kongostaates durch internationale Abkommen; das großzügig von Norden und Süden her vorgetragene, erstmals von Cecil Rhodes verkündete Streben der Engländer nach einem durchgehenden Besitz auf der Ostflanke; die 1884/1885 behufs Gewinnung von Rohstoffgebieten und zwecks Aufnahme des wachsenden Bevölkerungsüberschusses eingeleitete Kolonialpolitik Deutschlands mit dem Ziel eines womöglich ganz Mittelafrika durchquerenden Schutzgebietes, das am Tanganjika das kontinentale englische Machtziel Südafrika—Ägypten schnitt; endlich der französisch-deutsche Konflikt 1906/1912 um Marokkos willen.

Der Weltkrieg brachte mit dem Raub der deutschen Kolonien durch die siegreichen Westmächte unter dem scheinheiligen Deckmantel der Mandate die letzte einschneidende Umwälzung in der afrikanischen Sphäre. Deutschland wurde mit allen Besitzungen und Rechtstiteln aus dem ganzen Erdteil hinausgestoßen. Im Ganzen und nach weiten Bezirken geschaut, scheint das welt-

politische Spiel um Afrika zu einem auf absehbare Zeit festen Abschluß gekommen und zunächst keiner größeren Erschütterung mehr ausgesetzt zu sein. Jedenfalls bedeuten die langwierigen Kämpfe Spaniens zur Unterwerfung der Rifkabylen oder die neuerliche Abtretung von 91 000 Quadratkilometern englischen Grenzgebietes der Jubalandschaft an Italienisch - Somali oder der jüngst erfolgte Rückfall des Kissakagebietes vom britischen Tanganjikaterritorium an das dem belgischen Kongo angegliederte Ruanda oder die Frage, ob Ägyptisch-Sudan in irgendeiner Form zu Ägypten heimkehre, nichts von wirklichem Belang im Rahmen des gesamtafrikanischen Machtgefüges. Von der noch selbständigen Bergfestung Abessinien und dem kleinen, durch amerikanische Schutz- und Finanzherrschaft am Leben erhaltenen Negerfreistaat Liberia etwa abgesehen, ist der ganze Erdteil europäische Kolonie, ohne eigene Macht, in seiner passiven Rolle lediglich zum Dienste Europas in die weltpolitischen Strebungen und Interessen eingegliedert. Dank seiner geopolitischen Ungunst ist er dazu verurteilt, am längsten eigentliches, beschränkt entwicklungsfähiges Kolonialland für die Kulturstaaten zu bleiben. Ein Vorland Europas, mit dessen Süden es dereinst auch geologisch zusammenhing!

2.

Einer der drei Südkontinente, gehört Afrika zum Festlandsblock der östlichen Halbkugel. Es ist von Europa nur schmal durch das Mittelmeerbecken, erst seit junger Zeit und ohne innere Gegensätzlichkeit der Tektonik getrennt. Noch wirkungsloser ist es von Vorderasien geschieden durch das enge Rote Meer. Zugleich liegt es im Süden der Halbkugel der größten Landausbreitung. Als 8000 Kilometer lange und in seiner größten Ausdehnung fast ebenso breite Insel stößt es in die Wasserwüsten des Atlantischen und Indischen Ozeans vor, zu zwei Dritteln der nördlichen, mit dem Rest der südlichen Halbkugel angehörig. In seiner nördlichen Hälfte bildet es ein plumpes Trapez, in der südlichen ein massiges, mit der Spitze der Antarktis zugewandtes Dreieck — eine Zweiteilung der Gestalt, die der Einsprung des Golfs von Guinea noch besonders heraushebt. Die Nord- und Nordostseite ist dem Klima und der Verbreitung beziehungsweise der Art der Pflanzen und Tiere nach kontinental, die Westflanke jedoch sowie der südliche Teil der Ostseite ozeanisch.

Dieses kompakte Landmassiv von 29,3 Millionen Quadratkilometern, das mehr als ein Fünftel der bewohnten Erde einnimmt, ist ähnlich wie Südamerika zu seinem größten Nachteil fast ohne Gliederung. Die Küstenumrisse sind ganz einfach und monoton. So schwach gegliedert ist Afrika, daß es 6000 Kilometer Küste weniger aufweist als das dreimal kleinere Europa. Der Golf von Guinea und die beiden Syrten bilden die einzigen Meerbusen. Ein Binnenmeer ist überhaupt nicht vorhanden, noch auch dringt ein Ausläufer des Ozeans mit belebender Gestaltungskraft für Klima und Verkehr tiefer in die einförmige Landmasse ein. Das Somalhorn ist die alleinige, zudem öde Halbinsel. Der Inseln selbst sind es wenige. Sie machen nur eine halbe Million Quadratkilometer aus. Die Azoren, Madeira, die Kanaren und Kapverden, Aszension und St. Helena im Atlantischen Ozean sind dem Kontinent ziemlich fremd und rechnen mehr infolge Übereinkunft oder Tradition zu Afrika, dem nur die Inseln im Golf von Guinea und die Bissagos

vor Portugiesisch-Guinea eigentlich zugehören. Vor der Ostseite liegen das vom Festlande abgesprengte Sokotra, die Seychellen, Amiranten, Komoren, Madagaskar und die Makarenen, zum Teil vulkanischen Ursprungs und wiederum ziemlich selbständig. Sie sämtlich sind für Afrikas Körper und Wirkungsfähigkeit unwesentlich, im Gegensatz zu den unvergleichlich reicheren Inselfluren von Europa, Asien und Mittelamerika.

Den Hauptnachteil des schwarzen Erdteils schließt aber sein Klima in sich. Er ist von allen der tropischste. Ungefähr symmetrisch lagert er sich um den Äquator. Weder im Norden noch im Süden ragt er viel über die klimatische Grenze der Tropen, nämlich den 30. Breitengrad hinaus, so daß vier Fünftel seines Raumes auf die tropische Zone entfallen. Nur das mittelmeerische Küstengebiet und die Südspitze weisen als die subtropischen Randbezirke des Erdteils einen gemäßigteren Charakter auf. Dazu wird der mildernde Einfluß des Meeres auf die Wärmeverteilung abgehalten durch die Geschlossenheit der Figur des Kontinents und, namentlich soweit die vorherrschenden kühlenden Winde vom Indischen Ozean her in Frage stehen, durch den hochgetürmten Ostrand sowie durch die vorgelagerten gewaltigen Landmassen Asiens. Somit muß Afrika einer Gunst entraten, die z. B. unserem nach Westen geöffneten Europa durch die seine nördliche Lage abschwächenden atlantischen Winde zuteil wird. Nur Teile der Westküste sind wegen der kühlen Benguelaströmung und des kalten Auftriebwassers etwas weniger heiß als die Ostseite. Aber wo, wie um den Golf von Guinea, das Meer klimatisch förderlich ins Land wirken könnte, ist das Küstengebiet ungesund und liegt die Urwaldzone hinter ihm. Dies alles macht Afrika zum heißesten Erdteil und das Klima zu einem überwiegend kontinentalen. Dies bestimmt aber auch, oder besser gesagt, beeinträchtigt den natürlichen und wirtschaftlichen Charakter wie die kulturelle Entwicklungsfähigkeit.

Einfach wie der Umriß sind der innere Bau und die senkrechte Gliederung bei diesem typischen Hochlandserdteil. Fast das Ganze bildet ein großes Massiv, das von Süden nach Norden fällt, ohne Kettengebirge und ausgedehntere Tiefebenen. Nur im Atlas bietet sich ein Ausläufer der südeuropäisch-vorderasiatischen Faltenzone dar. Im Norden dehnt sich ein unregelmäßiges Tafelland, die Sahara, mit mehreren Hochebenen und Gebirgszügen. Über das südliche Dreieck spannt sich ein muldenförmiges Hochland, dessen Ränder meist steil zur Küste abstürzen. Dabei hängt der Osten und Süden zu einer durchgehenden Hochfläche zusammen, deren größte Massenerhebung Abessinien und dessen höchste Berge Kilimandscharo und Kenia sind. Nur hier mäßigt sich die Wärme merklich durch den großen Aufstieg über das Meer.

3.

Aus diesen geographischen Gegebenheiten, namentlich der Verteilung der Klimate und der Bodenbeschaffenheit, erwachsen die eigenartigen ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse. Die Tropennatur bedingt die Pflanzenwelt. Wegen geringer Feuchtigkeit außerhalb des Äquatorialgürtels ist die Pflanzendecke nicht so üppig wie in Indien oder Südamerika. Die Atlasgebiete tragen als Fortsetzung Südeuropas Hartlaubgehölze, Wälder und Matten. In ihren feuchteren Gegenden gedeihen Oliven, Südfrüchte, Wein und Weizen. Die Sahara ist eine ungeheure, breit über den ganzen Kontinent ziehende, mit dürren Steppen durchsetzte, fast regenlose Vollwüste. An sie

schließt sich ein Grassteppengürtel mit Akazien an, der gedehnt ans Rote Meer tritt und noch die ganze Somalihalbinsel überdeckt. Im Sudan oder Äquatorialgebiet geht er in Savannen über. Diese hohen, nur in der Regenperiode frischen, in der Trockenzeit aber ausgeglühten Grasfluren mit vereinzelten Bäumen und lichteren Wäldern greifen bis zum 20. Grad südlicher Breite hinunter. Sie werden jedoch in Oberguinea und in mächtigem Ausmaß noch mehr im Kongobecken bis hinauf auf das ostafrikanische Seenhochland von wasserreichen, immergrünen tropischen Urwäldern abgelöst. Die Südecke überlagern wieder Steppe und Wüste, diese mehr im westlichen, erstere mehr im östlichen Teile. So ist also ein Viertel von Afrika Steppe, ein Viertel Wald, fast ein Drittel Ödland und im ganzen ähnlich wie in Nordamerika nur ein Fünftel kulturfähig.

Im Anschluß daran herrschen drei Wirtschaftsformen vor. In den Wüstensteppen des Nordens wie in der Südwestecke ist nomadisierende Viehzucht kleinerer Stämme die Regel. Im tropischen Teile wird Hackbau auf Hirse und Bananen getrieben; dabei sind in den Savannen, dem Hauptgebiete der Viehhaltung, Hirten und Ackerbauern gemischt, ohne aber eine organische Verbindung zwischen Rindviehzucht und Pflanzenbau zu pflegen. In der Urwaldzone gibt es lediglich Ackerbauern. Endlich stehen in Südafrika die Buschmänner und die unter die Neger eingesprengten Zwergstämme noch auf der Stufe des Jägerlebens. Demgemäß ist der wirtschaftliche Gesamtertrag des Erdteiles mäßig. Selbst die anderen im Vordergrunde stehenden Produktionszweige, von der ägyptischen Baumwolle, von Südafrikas Gold und Diamanten und vom Kakao Guineas abgesehen, sind, auf die Maße der Welt umgesetzt, von bescheidener Ansehnlichkeit: Ölfrüchte, Elfenbein, Kautschuk, Wein, Wolle, Häute, Erze, Öle, Getreide. Mit einem Wert der Einfuhr von 3000, der Ausfuhr von 3400, also des Gesamthandels von 6400 Millionen Goldmark bleibt es hinter den Erwartungen, die man nach seiner räumlichen Größe und seinen Naturschätzen gemäß hegen müßte, beträchtlich zurück und überragt z. B. das nur ein Drittel so große, viel volksärmere, entlegene Australien bloß um die Hälfte.

4.

Gleichsam um der wirtschaftlichen und verkehrlichen Entfaltung noch weitere natürliche Hemmnisse in den Weg zu werfen, ist die oben schon als ungegliedert gezeichnete Küste meist steil oder es hält die erste Terrasse des Hochplateaus mit hohen Rändern nur einen knappen Abstand vom Meer. Am Roten Meer und am Indischen Ozean herunter erschweren Korallenriffe und fast völlige Ungeschütztheit vor den Oststürmen den Zugang ans Land. An der atlantischen Küste treten die Sanddünen der Sahara und der Kalahariwüste bis an den Ozean; so auch die Öde des Somaligebietes. Am Golf von Guinea ist die Küste zwar flach, allein es legt sich eine Klippensperre vor; das Klima ist namentlich durch Malaria ungesund und gerade für Europäer fast unerträglich. Im äquatorialen Afrika und am Ostrande Südafrikas schieben sich undurchdringliche Wälder bis an die Ufer und sperren den Eingang ins Innere. Im Süden und Westen stören der Mangel bzw. die schlechte Beschaffenheit von Buchten, ferner schwere Brandung, häufiger Sturm und Nebel. Aus allen solchen Ursachen besteht eine lähmende H a f e n a r m u t. Kaum vier oder fünf natürliche, windgeschützte, tiefe Reeden findet man. Mit Biserta, Dakar und Kap sind die wichtigsten genannt. Sonst sind es Tausende

von Kilometern, wo die Schiffe überhaupt nicht oder nur dem Sturm preisgegeben anlegen können.

Andererseits führen nur wenige große Flüsse ins Innere hinein. Fast ein Drittel des Kontinents ist abflußlos, voran die Sahara. Weite Gebiete sind ohne regelmäßige Wasserläufe. Die wenigen Flußsysteme zum Mittelmeer und zum Indischen Ozean, ebenso diejenigen im Süden sind sehr klein. Nur der Nil, Kongo, Sambesi, Niger und Oranje schaffen größere Entwässerungsgebiete. Die Ströme laufen auf dem Tafellande träge und gewunden. Sie bilden weiter abwärts beim jähen Abstieg zur Küste an den Plateaustufen Engtäler und Stromschnellen. Außerdem bewirkt der Wechsel nach Regen- und Trockenzeit scharfe Gegensätze des Wasserstandes und Laufes, und das Hochwasser errichtet aus dem mitgeführten Geröll Barren an den Mündungen. Damit wird die Schiffbarkeit unterbrochen oder mindestens bedenklich beeinträchtigt, der Oberlauf mehr nur dem inneren Verkehr dienstbar gemacht, die Verbindung mit dem Mündungsgebiete auf die Überwindung der ausgeschalteten Strecke durch Trägerverkehr oder Umgehungsbahnen verwiesen. Ähnliche Hindernisse stellen sich dem terrainempfindlichen Bahnbau in die Quere. Der Steilanstieg von der Küste her, die Urwaldregion, die Wüstenbezirke und in Ostafrika die tiefen Grabenbrüche sind wuchtigste Geländeschwierigkeiten, die einen normalen Verkehrsaufschwung nicht zulassen. Am Welteisenbahnnetz nimmt daher Afrika mit seinen 48 153 Bahnkilometern in 1917 nur mit 4% teil. An seiner Größe gemessen ist es der bahnärmste Erdteil. Auf 10 000 Quadratkilometer Fläche bringt es erst 8 Kilometer Schienenstrang auf. Die Kapspurweite (1 Meter) wiegt vor. Vollspurig sind die Linien in Ägypten und in Algier, dem Projekte nach auch die zukünftigen in Marokko und durch die Sahara. In der Wüstenzone und im eigentlichen Tropengebiete, das der Bahn gerade am notwendigsten bedürfte, hat es bloß vereinzelte, blind endende Strecken. Von der Küste aus stechen meist nur kurze Linien ins Land. Höchstens in Algerien, Ägypten und namentlich in Südafrika mag man von einem eigentlichen Netze reden. Eine transkontinentale Verbindung plant England von Kapstadt nach Alexandrien, Frankreich vom Mittelmeer durch die Sahara — und Deutschland hatte eine solche von Duala in Kamerun aus quer durch Mittelafrika angestrebt, die heute als West-Ost-Weg von Matadi nach Daressalam teils durch Eisenbahn, teils durch Flußschiffahrt hergestellt ist. So wird der Landverkehr der Hauptsache nach bewerkstelligt in den Atlasländern und in Abessinien durch Saumtiere, in der Sahara durch Kamelkarawanen, im ganzen tropischen Afrika, wo die Tsetsefliege den Transporttieren äußerst gefährlich ist, durch Trägerkolonnen, die sich als das einfachste, gerade in der Regenzeit unentbehrliche, aber langsamste, teuerste, dem Ackerbau viele Arbeitskräfte raubende Mittel darbieten, und schließlich in Südafrika durch plumpe Ochsenwagen. Karawanen und Dampfschiffe betätigen sich als Zubringer für die spärlichen Eisenbahnen; in Zukunft werden sich an Stelle der ersteren Automobile, für den Wüstenverkehr auch Luftfahrzeuge mehr und mehr setzen. Stärker befahren, weil am günstigsten für den Verkehr, sind nur die großen Seen.

Bleibt noch der Seeverkehr. Der politischen Gestaltung und den weltwirtschaftlichen Richtungstendenzen gemäß läuft er ganz überwiegend von und nach Europa. Er trägt zunächst die Aus- und Einfuhr, die, wie oben besprochen, keine erklecklichen Größen darstellen. Auf ihn drücken einschränkend naturgemäß auch die Hafenarmut, die ungünstige Küste, der verkehrsfeindliche Mangel an Inseln und Gliederung, der sein tieferes Ein-

dringen landeinwärts abhält, die weiten, öden Landschaften, das Fehlen von Massengütern, die Niederhaltung des Inlandverkehrs durch die naturgegebenen Schranken und nicht zuletzt noch die Weltlage des Erdteils. Die großen Durchgangslinien der Erde berühren Afrika kaum. Der Hochverkehr Mittelmeer—Rotes Meer und die von Segelschiffen immer noch vielbelebte Umfahrt um das Kap der Guten Hoffnung streifen es nur, ohne tiefere Verflechtungen oder Wechselwirkungen hervorzurufen. Der Verkehr Europas mit Südamerika läßt den afrikanischen Kontinent gänzlich beiseite liegen. Er sucht seine Ruhepunkte auf den üppigeren, verkehrspolitisch günstig gelegenen Inseln Madeira, Kanaren und Kapverden. Mit Nordamerika und noch mehr mit dem gegenüberliegenden, aber reicheren und wegen seiner Ähnlichkeit der wirtschaftlichen Struktur eines Austausches nicht bedürftigen Südamerika ist der Verkehr höchst geringfügig. Etwas mehr Beziehungen strebten schon früh nach Südasien hinüber und herüber. Am intensivsten ist die Verbindung der nördlichen, mittelmeerischen Länder mit dem Europa- und Weltverkehr. Von einigem Belang ist noch die Küstenschiffahrt. Die wenigen Häfen gruppieren sich vornehmlich am Mittelmeer, der oberguineischen Küste entlang, um Südafrika herum und vor Sansibar. An der Spitze stehen Alexandria und Algier mit je über sieben, Durban und Kapstadt mit fünf Millionen Nettoregistertonnen im Jahr. Das Ergebnis aus all dem ist, daß der Seeverkehr Afrikas noch nicht einmal 7 % von dem der gesamten Welt umfaßt. Der primitive Festbodenverkehr, die matte Geltung der Flüsse als Binnenwasserstraßen, das dünne Eisenbahnsystem und der bescheidene Seeverkehr sind in ihrer Gesamtheit ein deutliches Symptom und zugleich ein namhaftes Hemmnis für die schon in sich gehinderte und rückständige Wirtschaft des Weltteiles.

5.

Ähnlich einfach wie der Aufbau und die Gliederung Afrikas ist seine Bevölkerung. Man schätzt sie auf etwa 150 Millionen. Die Rassentypen sind großenteils scharf unterschieden und fließen nur an den Berührungen der gegenseitigen Verbreitungsgebiete ineinander über. Über Nordafrika und die Sahara und bis hinein in den Sudan, in Ostafrika sogar noch weiter südwärts sind hamitische Völker verbreitet: Mauren, Berbern, Fellachen usf. Diese hellen Nordafrikaner sind nicht reinrassig geblieben: entweder von der Urbevölkerung oder der Sklaveneinfuhr her haben sie eine beträchtliche Beimischung von Negerblut. Aus phönizischer Zeit und namentlich seit der Überflutung durch die Araber haben sich Semiten dazwischen gemengt oder mit den Hamiten gekreuzt. Der größte Teil, namentlich das ganze tropische Gebiet von der Sahara bis zum südlichen Wendekreis, ja an der Ostküste bis über den 30. Grad südlicher Breite hinaus ist von Negern besiedelt, nördlich von Sudan-, südlich von Bantunegern. Die schwarze Rasse, der afrikanischen Tropennatur vollkommen angepaßt, ist ganz mit dem Erdteile verwachsen. Südlich davon, im Steppen- und Wüstengebiet Südafrikas, sind die Hirtenvölker der Hottentotten und der aussterbenden Buschmänner, niedrig stehende Jäger, beheimatet. Die Europäer gelangten seit dem 16. Jahrhundert ins tropische und südliche Afrika, faßten aber erst im 19. Jahrhundert auch im Innern festen Fuß. Sie treten heute nur in Südafrika zahlreicher auf, während sie sonst die Zusammensetzung der Bevölkerung nicht wesentlich beeinflussen. Insgesamt mögen es nicht mehr als zwei Millionen sein. Die Bevölkerungsdichte ist sehr gering und je nach der Landesnatur ungleich. Auf

einen Quadratkilometer kommen durchschnittlich nur etwa 4 bis 5 Einwohner. Bloß Südamerika ist ähnlich volksarm. Am dünnsten bewohnt ist das Urwald- und Wüstengebiet, etwas mehr bevölkert die nordtropische Zone und die Nordküste, am dichtesten die Niloase und die Inseln. Von Abessinien, dem Gebiete des oberen Nil und des oberen Kongo abgesehen, zeigen näherhin nur die Randgegenden eine stärkere Besiedelung, hauptsächlich die Küsten von Algerien, Sudan, Kapland, Natal und Ostafrika. Der Norden bis zum Sudan einschließlich und an der Ostküste bis vor Mozambique ist mohammedanisch; nur Abessinien und Teile von Ägypten bilden koptisch-christliche Inseln im Meer des Islams, der immer weiter ins Innere und nach Süden zu greifen sucht und sich nächst den fast unvertilglichen heidnischen Gebräuchen als ein Haupthindernis für die Christianisierung auftut. Die Neger sind meist ungebildete Heiden mit einer fetischistischen Naturreligion. In Südafrika hat das protestantische Christentum und die europäische Kultur Raum gefaßt.

6.

Der geographische, wirtschaftliche und bevölkerungspolitische Charakter des Landes mußte wenigstens knapp skizziert werden, wenn wir die politische Struktur und Bedeutung Afrikas, im besonderen die Frage erörtern wollen, ob es die Anlage zu einer großen Machtentwicklung oder gar zu einer dereinst nicht bloß selbständigen, sondern auch geschlossenen und kraftvollen Weltstellung in sich trage.

Gewiß läßt sich durch fortgeschrittene Technik und mit genügenden Arbeitskräften die Erträglichkeit heben und noch mehr Land im Steppen- und Waldgebiet unter Pflanzen- und Tierzucht nehmen. So etwa durch künstliche Bewässerung mittels Bohrungen artesischer Brunnen, durch Anlage weiterer Pflanzungen, durch Intensivierung des Betriebes und durch gesteigerte Erziehung der Neger zur Arbeit und Arbeitsamkeit. In Algerien ist so, um nur ein beliebiges Beispiel herauszugreifen, ein wertvoller Fortschritt zu erzielen. Im ägyptischen Sudan wird der im Bau befindliche Staudamm bei Sennar am Blauen Nil eine Fläche von 150000 Hektar für die Baumwollkultur nutzbar machen. Ähnlich mag die Gewinnung neuer Pflanzungen in der Sahara durch Schaffung weiterer Oasen für die Franzosen eine afrikanische Hauptaufgabe sein. Zukunftsreicher, entwicklungsfähiger ist sicherlich das Savannengebiet, das sich nördlich und südlich um die äquatoriale Urwaldzone legt. Hier lassen sich Reis, Kaffee, Ölpflanzen, Zuckerrohr und Kautschuk, nicht zuletzt auch Baumwolle mit Hilfe einer gehobenen Arbeitsweise bis zu einem namhaften Grad bauen, lauter Kulturen, die von Europa begehrt werden. Eine mehr europäisierte Methode hat ja in der Südafrikanischen Union bereits nennenswerte Resultate gezeitigt. In der Kakaoerzeugung kann Afrika, das 1922 einen Anteil von 54 % an der Welternte hatte und somit das bisher führende Amerika hinter sich brachte, einen noch eindringlicheren Aufschwung nehmen. Ebenso ist der Bergbau auf die reichlich vorhandenen Mineralien um ein gutes Stück steigerungsfähig. Solchergestalt wird eine bessere Ausbeutung und eine breitere Machtgrundlage erzielt. Reichen ja die Anfänge der wirtschaftlichen Entwicklung und Ausnutzung erst einige Jahrzehnte zurück. Penck schreibt sogar neuerdings Afrika eine solche Fähigkeit zur Produktionssteigerung zu, daß es beim Maximalstand der bevölkerungsreichste Erdteil mit 29 % der Menschheit werden könne — ein Optimismus, den ich nicht zu teilen vermag. Dazu sind die dortigen, gegen die Schiffbar-

machung so spröden Flüsse als Kraftspender beinahe unerschöpflich und von höchster Zukunftsbedeutung, vor allem auch, angesichts der Kohlenarmut, für einen später gesteigerten Eisenbahnverkehr. Weiter wird man zur Eindämmung, wenn nicht zur Ausrottung der Malaria und Schlafkrankheit schreiten, die den an pflanzlichen Rohstoffen fruchtbaren Tropengürtel von einer Viehzucht und Kolonisation vorläufig so gut wie ausschließen, weil zu viele Menschen davon hingerafft werden. Endlich bleiben die afrikanischen Völker nicht allezeit auf ihrer primitiven Kulturstufe von heute stehen. Schon jetzt hat hierin die europäische Pionierarbeit in den Strichen, wo sie sich besser niederlassen konnte, Förderliches geleistet. Und sie hätte bedeutend Höheres wirken können, wenn es ihr mehr um die Bildung der eingeborenen Bevölkerung zu tun gewesen wäre statt um deren Auspressung und Niederhaltung. Ein ganzes Volk, noch weniger eine große Rasse und ein ganzer Erdteil lassen sich nicht für alle Zeiten unterdrücken.

Allein wenn man alle bestimmenden Faktoren, wie sie im Raum und Volk und in der politischen Situation begründet sind, zusammen sieht, wird man schwerlich in Afrika einen eigentlichen Großmachtskern der Zukunft erwarten können. Der geopolitischen Hemmungen sind es, wie aus dem vorausgegangenen Teile schon zum guten Teil ersichtlich, zu viele und zu gewaltige. Die Naturbedingungen des Erdteiles bleiben immer ungünstig und einer großzügigen Entwicklung sowohl im Politischen wie im Wirtschaftlichen wie im Kulturellen unverhältnismäßig hinderlich. Die afrikanische Landschaft mit ihrem lähmenden Charakter und ihren schwer überwindlichen Großräumen schließt eine rasche Verbreitung von Völkern und Ideen und Bewegungen so ziemlich aus. Sie birgt zu wenig Voraussetzungen für Großstaatsgründungen in sich. Hauptsächlich begünstigt die menschen- und verkehrsfeindliche Wüste und Urwaldzone die politische Zersplitterung; weniger etwa tut dies die offene Savanne. Nur wenige Teile eignen sich ähnlich stark zur Aufnahme der Kultur, wie es im Niltal und in den mittelmeerischen Ländern wegen der Bewässerungsverhältnisse möglich ist. Sie trotzen infolge der bösen Hitze und der tödlichen Trockenheit von einem gewissen Grad an oder überhaupt allen Zivilisationsversuchen. In einer ungeheuren Ausdehnung von 8 Millionen Quadratkilometern, also etwa im Ausmaß von ganz Australien, streckt sich der Wüstengürtel der Sahara über den ganzen Kontinent und trennt, da sie sich als eine wirksamere Schranke erweist als das Meer oder Gebirge, das nördliche vom tropischen Afrika vollständig. Erst jenseits von ihr fängt „Nigritien“, das eigentliche innere Afrika an. In den großen Wüstengebieten vermag sich je und je höchstens eine spärliche Bevölkerung zu ernähren, und sie wird überdies ob der nachteiligen äußeren Verhältnisse zu höheren Leistungen oder politischen Aufschwüngen dauernd unfähig sein. Das weitgedehnte Tropengebiet wirkt erschlaffend und lähmt jeden energischen Auftrieb. Die Mangelhaftigkeit der meisten Wasserstraßen, das Fehlen geeigneter Transporttiere und das ungesunde Klima tun das Ihrige noch verschlimmernd hinzu. Mächtige Urwaldflächen spreiten sich kulturfeindlich und zertrennend in den afrikanischen Leib. Im außertropischen Südafrika stemmen sich Unfruchtbarkeit und Weltabgelegenheit der Entfaltung des Menschen entgegen.

Nun nehme man noch die wenig entwickelte Kultur, den Mangel an Transportmitteln, die Verheerungen der Schlafkrankheit und der Tsetsefliege hinzu und fasse alles in Eins, dann wird es begreiflich, daß Afrika am spätesten und bis zur Gegenwart am wenigsten eindringlich in das politische und wirtschaftliche System der Welt einbezogen wurde, ferner, daß die Euro-

päer hier, wo ihnen nur begrenzte Teile im Norden und Süden, dazu einige günstigere Hochflächen in Mittelafrika zur ständigen Besiedelung sich darreichen, und wo ihnen auch in den subtropischen, für Einwanderung größeren Stils und für eine engere Besitzergreifung geeigneten Strichen die Eingeborenen zu schweren und niederen Diensten unerläßlich sind, in keinerlei Weise sich so stark festsetzen und den Erdteil so beherrschend durchdringen oder durchpolitisieren können, wie sie es etwa in Nordamerika oder Australien vermochten. Dann leuchtet es aber auch weiterhin ein, daß die afrikanischen Völker ihrerseits aus ihrem ungefügen Zustande wohl mehr und mehr sich emporarbeiten und schließlich einmal erwachen, daß sie jedoch auf Grund ihrer Anlagen und der Voraussetzungen des Wohnraumes schwerlich befähigt sind, in naher oder fernerer Zukunft eine ihren Erdteil zusammenfassende oder gar in die übrige Welt hinausstrahlende Rolle zu spielen. Wenn die Tropen für eine selbständig aktive und imperialistische Weltstellung nicht geartet zu sein scheinen, dann trifft dies am ehesten auf das heiße Afrika zu. Die Lage, das Menschentum, die Entwicklungsfähigkeit, der Stand der Wirtschaft und Zivilisation, die politische Organisierbarkeit sind bei den anderen Erdteilen oder Machtzentren derart besser, daß Afrika sie nie wird einholen, geschweige denn überflügeln können.

Die sanguinischen Neger sind für Handelsgeschäfte zwar begabt und in der Landwirtschaft gelehrig. Weit weniger zeigen sie sich aber befähigt nach der technischen Seite, der heute mehr als früher auch für die staatliche, machtpolitische Entwicklung eine vollgewichtige Rolle zukommt. Sie haben, so groß ihre durch die Verbreitung über die Erde erwiesene Lebensfähigkeit als Rasse auch ist, nicht die Anlage in sich noch von ihrem Lebensraum her die Möglichkeit zu einem eigenen erfolgreichen Großmachtsstreben. Zur Staatenbildung sind sie fast gänzlich unbegabt, liegen miteinander in dauernder Fehde, fallen kraft ihres Lebensgefühles und unter der Einwirkung der afrikanischen Heimat in ein Vielerlei scharf geschiedener Stämme auseinander, weisen eine ausgeprägte Abneigung gegen das Wasser auf — sie befahren die Flüsse wenig und das Meer so gut wir gar nicht — und verspüren keinen besonderen Kulturwillen in sich.

7.

Wir verkennen keineswegs: der Weltkrieg hat bei den Farbigen den Respekt vor den Weißen gemindert, dafür den Widerwillen gegen die Oberherrlichkeit der Europäer erhöht. Das Hinübertragen des Kampfes in die Kolonialbezirke und die hierin sich bekundende Auflösung der Solidarität der weißen Rasse hat der in den Augen der Schwarzen gerade auf dieser Solidarität fußenden patriarchalischen Herrschaft einen empfindlichen Stoß versetzt. Die Kriegsverwendung der Farbigen im Dienst der Europäer hob ihr Selbstgefühl um viele Grade und lehrte sie, was nicht weniger bedenklich ist, die Waffen zu gebrauchen und auf die Herrenrasse zu schießen. Diese Umstände alle tragen dazu bei, der sogenannten allafrikanischen Bewegung, wie sie von den Zweigvereinen Universal Negro Improvement Assoziation und African Communities League getragen wird, neuen Auftrieb zu geben. Ihr Programm zielt auf die kulturelle Hebung der Negervölker und auf einen politischen Weltverband sämtlicher Neger zum Schutz der Rechte der schwarzen Rasse in allen Weltteilen ab und will des näheren „Afrika den Afrikanern" zurückgeben, ein Programm, das in erster Linie von fortschrittlichen Negern

Südafrikas und noch mehr Nordamerikas in den politischen Kampf geworfen wird. Ein Ähnliches setzt sich die vom Kongoneger Kibangu gegründete Sekte zum Ziel; sie steuert nämlich auf eine eigene Schwarzenreligion politischen Gepräges und dabei auf die Befreiung von den europäischen Kolonialmächten los. Jedoch bis zur Verwirklichung dieses Zieles, bis zur Emanzipation der Eingeborenen ist es noch ein in blickentrückte Fernen verschwindender, beinahe imaginär weiter Weg, so wenig damit die Zugkraft und fortzeugende Wirkfähigkeit einer solchen aufrührerischen Idee geleugnet werden soll. Sie sind durchweg noch nicht reif zur politischen Selbstgestaltung und werden es vielleicht überhaupt nie vollständig werden. Gegenüber den Machtmitteln ihrer europäischen Kolonialherren befinden sie sich beinahe noch im Zustande der Wehrlosigkeit, gegenüber deren Zivilisationsstufe erst im unbeholfenen Anfangsstadium menschlicher Entfaltung. Es ist darum von dem führenden Negeragitator, dem Westindier Markus Garvey, der mit der Losung des Rassegedankens die namentlich nach Amerika zerstreuten Neger zurückführen und die Weißen aus Afrika hinausjagen möchte, reichlich verfrüht, als „Präsident der afrikanischen Republik" sich aufzutun. Erst eine ganz ins Große gehende Zusammenfassung und Durchbildung der afrikanischen Völker, wozu aber nach allen Seiten die Voraussetzungen denkbar ungünstig liegen, vermöchte der Herrschaft der Europäer eine eigentliche Bedrohung zu bringen, die diese nur mit vereinten Kräften abwehren könnten. Und selbst wenn den Einheimischen dermaleinst mit Hilfe bestorganisierter, gemeinschaftlicher Aktion und durch gegenseitige Selbstzerfleischung ihrer Gegner begünstigt die Vertreibung der Europäer, also die Durchführung obiger, auf den schwarzen Erdteil übertragenen Monroe-Doktrin gelänge, gäbe Afrika auch in der Hand seiner eigenen Völker kaum ein weltpolitisches Kraftfeld großen Formates ab, das bestimmend oder gar beherrschend in andere Erdteile oder auf die Weltmeere hinübergriffe.

8.

So kann die gegenwärtige Generation und auch unsere Nachkommenschaft für lange Zeiten mit dem bestehenden Zustande rechnen, wonach Afrika europäisches Kolonialland ist, mit seinen Bodenschätzen und tropischen wie subtropischen Erzeugnissen die europäische Wirtschaft ergänzt und von dieser Industrieprodukte gegenempfängt. Wie gründlich es aufgeteilt ist, beweist die Tatsache, daß Abessinien und Liberia noch die einzigen autonomen Staaten sind. Von einer Selbständigkeit oder Freiheit des politischen Handelns kann freilich auch bei ihnen nicht mehr die Rede sein. Ersteres ist von den führenden europäischen Kolonialmächten umringt, von ihnen wirtschafts- und noch mehr verkehrspolitisch abhängig und außer durch seinen Gebirgscharakter durch deren wechselseitige Rivalität zunächst noch vor Annexion geschützt. Letzteres ist eine künstliche, im großen Rahmen Afrikas bedeutungslose Schöpfung und steht unter amerikanischer Finanzvormundschaft: wie es einerseits lediglich durch die Vereinigten Staaten gehalten wird, so ist es andererseits das einzige Interessen- und Ansatzgebiet, das eine nichteuropäische Macht, die Union, sich in Afrika geschaffen hat. Die spanischen und italienischen Besitzungen sind kleineren Umfanges und zumeist minderen Wertes; sie fordern somit die Begehrlichkeit der anderen Nebenbuhler weniger heraus, sind aber gegen einen stärkeren Stoß von seiten Frankreichs oder Englands nicht gefeit. Der portugiesische und mehr noch der belgische Besitz ist beträchtlicher

und kostbarer; einem Angriff der beiden Kolonialvormächte könnte er allerdings noch weniger widerstehen. Er ist schon jetzt in deren teilweise wirtschaftliche Abhängigkeit geraten, so etwa die wertvollste Provinz des Kongos, Katanga, in britisch-ostafrikanische, und sieht sich einer langsamen politischen Aufsaugung ausgesetzt.

Der ganze große Rest, mindestens drei Viertel des Erdteiles nach Fläche und Bevölkerung, untersteht direkt britischer und französischer Hoheit, so daß sich die Kolonien der anderen wie Enklaven im geschlossenen englisch-französischen Machtbereich ausnehmen. Faßt man die gesamte Kräfteverteilung und politische Lage ins Auge, so kann man ohne Bedenken ganz Afrika eine Sphäre der beiden dominierenden Weltmächte nennen, die hier einen ansehnlichen Teil ihrer Weltstellung verankert haben und außer bei gegenseitigem Kriege in unbedrohtem Besitze sind. Seitdem mit Faschoda die Interessengebiete reinlich geschieden sind, haben sie auf afrikanischem Boden keine Reibungsflächen mehr, es müßte denn sein, daß bei der Hinausdrängung der kleineren Rivalen der koloniale Hunger des einen in Zwietracht käme mit der Unersättlichkeit des anderen. Entwickelt sich aber einmal hier oder in sonstigen Weltbezirken ein Gegensatz zwischen den beiden Imperialismen, der zur großen Auseinandersetzung führt, dann wird der Kampf mit zuvorderst in und um Afrika durchgerungen, um einander hier in den nächsten, für die militärische und wirtschaftliche Position hochwichtigen Außenbesitzungen zu schädigen oder tödlich zu treffen. Dann ist auch der Zeitpunkt gekommen, wo an Stelle des britisch-französischen Dualismus eine andere politische Gruppierung tritt.

9.

Frankreich hält über 11 Millionen Quadratkilometer und vielleicht 35 Millionen Menschen unter seiner Herrschaft. Das sind von Afrika etwa ein Drittel der Gesamtfläche, ein Viertel der Bevölkerung und 27 % des Güterumsatzes, innerhalb des gesamten französischen Kolonialreiches aber elf Zwölftel des Raumes und zwei Drittel der Einwohnerschaft. Sein afrikanischer Besitz ist zwanzigmal so groß wie das Mutterland; an Menschenzahl kommt es ihm nahe. Daraus erhellt schon allein seine einzigartige Bedeutung für Frankreichs Großmachtsstärke. Sie besitzt drüben in Afrika ein Lebenselement. Von Französisch-Somali, diesem den Engländern unbequemen Stützpunkte am Roten Meer, und den Inseln nach der indischen Seite abgesehen, stellt er ein riesenhaftes zusammenhängendes Reich vom Mittelmeer bis an die Guineaküste und zum Kongo dar, allerdings von der wertlosen Sahara zum großen Teil beansprucht und entzweigeschnitten. Sein Schwerpunkt liegt in den Atlasländern und im Sudan. Die Aufnahme eines etwaigen Menschenüberschusses aus Frankreich ist nicht sein Zweck; denn die Heimat ist ohnehin wachsend volksarm. Wichtig aber für die Franzosen ist das wirtschaftliche Moment, nämlich in erster Linie die Gewinnung tropischer Rohprodukte, namentlich Ölfrüchte und Phosphate. Weitaus an der Spitze steht jedoch der machtpolitisch-militärische Gesichtspunkt. Nordwestafrika, religiös unter dem Einfluß des Islam, ist in der französischen Machtposition einer der Hauptpfeiler, dessen Gewicht in der Zukunft eher noch zunimmt. Es verstärkt Frankreichs maritime Stellung, hauptsächlich im westlichen Mittelmeer. Die von Ajaccio auf Korsika flankierten Kraftlinien Toulon—Biserta, Toulon—Algier und Toulon—Oran, die englische Stoßrichtung Gibraltar—Suez quer durchschneidend, sichern die Verbindung zwischen Mutterland und Außen-

besitzung, die sich wechselseitig stützen und Kräfte zuführen. Allein das ist doch das gewichtigste Moment: hier findet oder schafft das bevölkerungsstatistisch immer schwächere Frankreich den Speicher, aus dem es seine durch Geburtenrückgang schwindenden Heimatheere auffüllt. Während des Weltkrieges hat es auf dem europäischen Kriegsschauplatze seine farbigen Hilfstruppen rücksichtslos eingesetzt: 680 000 zum Front- und 238 000 für den Arbeitsdienst. Das Hauptkontingent hierfür stellten die Sudanneger und Nordafrikaner. Selbst zur Besetzung des Rheinlandes zieht es sie heran und erhebt sie damit zu Vollstreckern und Hütern der neuen Friedensordnung in Europa gegen ein höchststehendes Kulturvolk. Wenn es 1919 die allgemeine Wehrpflicht auf die Kolonien ausdehnte und eine stehende Reserve schwarzer Truppen schuf, so ist das hauptsächlich auf Französisch-Afrika gemünzt, woher es die zunehmenden Lücken seiner Cadres vornehmlich auffüllt. Im Herbst 1923 zählte man 216 751 farbige Soldaten im französischen Dienst; ein Heer also, das z. B. die gesamte heimische und koloniale Truppenmacht Englands zahlenmäßig übertrifft.

Dazu baut Frankreich die Militarisierung der Kolonie insonderheit verkehrstechnisch aus, vornehmlich mit Hilfe der Transsaharabahn. Es macht sich an den kühnen, kostspieligen Plan, Algerien durch einen Schienenstrang — etwa Oran—Wagadugu (nördlich der Goldküste) — mit dem Sudan beziehungsweise dem Niger, später noch — durch die Linie Tosaye (am Niger)—Bangui (am Ubangi) — mit dem Tschadgebiet und dem Kongo zu verbinden. So gelegt, daß sie vom Meere und von fremden Kolonialgebieten aus nicht so leicht angreifbar ist, soll die Überlandbahn zuvörderst den Zwecken der Zwangsaushebung dienstbar sein und ihr die hiervon seither nicht genügend erfaßten Gebiete Innerafrikas zuführen. Dann zielt sie auch auf die intensivere Inbesitznahme, Ausbeutung und Güterbeförderung ab. Endlich soll sie ein strategisches Mittel für den Fall eines Krieges mit England schaffen, um die Eroberung durch den seebeherrschenden Gegner verhindern zu können.

So ist Nordwestafrika für Frankreich eine militärische Kraftquelle ersten Ranges und wird selbst in seiner wirtschaftlichen Bedeutung lediglich von dem rascher aufblühenden Indochina übertroffen. Es erscheint den Franzosen, weil unwegdenkbar und für ihre Großmachtstellung tatsächlich von höchster Unerläßlichkeit, nicht als eine Kolonie im alltäglichen Kostüm, vielmehr als eine natürliche Fortsetzung, als ein integrierender Bestandteil des großen Frankreich, als dessen afrikanisches Gegengestade. Im gleichen Gedankengange werden die eingeborenen Stämme zu frêres de couleur, zu Angehörigen der französischen Nation gestempelt — eine Politisierung des Begriffs und eine allerdings mehr nur förmliche Gleichstellung, denn der stolze Gallier wird schwerlich die Farbigen als Bannerträger französischer Kultur vor sich und der Welt anerkennen. Aber dieses System bedeutet eine bisher unerhörte Militarisierung der schwarzen Rasse, ausgedehnt selbst auf die zugefallenen deutschen Mandatsgebiete trotz des ausdrücklichen Verbotes in der Völkerbundsatzung. Darin liegt eine gar nicht abschätzbare Gefahr zuerst für den französischen Staat selbst, dann für die weiße Rasse überhaupt.

10.

Graviert der französische Besitz im Nordwesten Afrikas, so ruht das britische Schwergewicht im Osten und Süden. Gewiß hat auch England

macht-, verkehrs- und wirtschaftspolitisch wertvolle Stücke auf der westlichen, atlantischen Seite, welche leichter erreichbar ist und die fruchtbarsten Gegenden an der Küste oder unmittelbar hinter sich aufweist: Vorteile, die der östlichen, dem Indischen Ozean zugewandten Flanke abgehen. Allein im Verfluß seiner kolonialen Aspirationen warf sich Weltbritannien je länger je wuchtiger auf die östlichen Bezirke des Erdteiles. Jetzt, wo es seit dem Weltkriege nach Verlust der unbedingten Vorherrschaft zur See den Druck von seiten seines gleich stark gewordenen nordamerikanischen Nebenbuhlers in den atlantischen Gewässern durch Begründung eines einvernehmlichen Nebeneinanders aufgehoben sieht, kann es sich erst recht östlich orientieren und von Afrika her dem zentralen Tragbalken seiner neuen Weltstellung: Gibraltar—Singapur eine einzigartige Seitenstütze geben. Wenn auch der englische Anteil an Afrika der Fläche nach den französischen nur wenig überbietet, so entfällt auf ihn doch eine fast doppelt so hohe Volkszahl, genauer 45 % der ganzen afrikanischen Bevölkerung. Und noch größer ist sein wirtschaftlicher Vorsprung; denn zwei Drittel des Gesamthandels kommen auf britische Besitzungen. Ägypten und Südafrika, die im Werte der Produktion unter den afrikanischen Gebieten an der Spitze marschieren, das erste durch seine Baumwolle, das zweite durch seine Schätze an Gold und Diamanten, hat England zu starken Eckpfosten gemacht. Mit zäher Folgerichtigkeit arbeitete es von beiden aus und zugleich von der Mitte her auf einen durchgehenden Machtbereich hin. Hierin brachte es gerade im Weltkriege einen letzten gewaltigen Erfolg in die Scheune: es erhielt die wirtschaftlich hervorstechenden Teile der deutschen Schutzgebiete; es rundete seinen Besitz im besiedelungsfähigen Süden dermaßen ab, daß es ihn nunmehr völlig beherrscht, da bei der Abhängigkeit Portugals auch Angola und Mozambique unter britischer Kuratel stehen; es zerbrach auf dem ostafrikanischen Seenhochlande den noch einzigen Querriegel, der sich in seinen transkontinentalen Großplan schob. Nun hält es Ostafrika von Kapstadt bis Alexandria politisch in der Hand. Die beiden Endstädte hat es bereits mit einer Telegraphenlinie, der einzigen durchgehenden in Afrika, verbunden. Von der Verkehrslinie Kap—Kairo sind nachgerade 5600 Kilometer ausgebaut, 2600 Kilometer entfallen auf Zwischenglieder zu Wasser, und nur noch 1300 Kilometer fehlen an der Durchgängigkeit der Verbindung, die vorerst durch die östlichen Bezirke von Belgisch-Kongo als dem einzigen fremden, aber bereits unter britische Durchdringung genommenen Gebietsteil strebt.

Dieser Durchstoß zur Verknüpfung von Nord und Süd ist Englands kolonialer Hauptgewinn aus dem Kampfe von 1914/1918, verstärkt, ja ins Großartige gewandelt durch die eindringlichere Besitzergreifung von Ägypten und durch die errungene Vormundschaft über das südliche Vorderasien. Damit gewann es die Landbrücke nach Indien und verstrebte zugleich den für Weltbritannien lebensnotwendigen Seeweg dorthin. Die Umrundung des Indischen Ozeans — ein kühn gehegtes Machtproblem — ward Wirklichkeit. Er ist heute ein englisches Binnenmeer. Eine zusammenhängende Stoß- und Verkehrslinie läuft vom Kap nach Kairo, von da nach Aden—Kalkutta—Singapur nach Sydney. Afrikas Ostflanke ist die Strebemauer des Indienweges, mehr noch: das westliche Festungsglacis des Indischen Ozeans, das im besonderen die beiden an ihm vorbeiführenden Wasserstraßen, je Hochverkehrswege des Handels, sichert. Ägypten nimmt dabei als Bindeglied zwischen Mutterland und Indiameerreich den hervorragendsten weltpolitischen und strategischen Platz Weltbritanniens ein.

Aber nicht bloß hinüber zur indischen Welt wendet sich die britische Stellung zwischen Nildelta und Nadelkap; von ihr zielen auch Kraftwirkungen über den ganzen restlichen Erdteil, derart, daß in Afrika keine politische Umlagerung möglich ist außer mit Zustimmung Englands oder in riskantem Kampfe mit ihm. Seine afrikanische Vorherrschaft weist überragende Fundamente auf: das Übergewicht zur See, die Gewalt über die wichtigsten Stützpunkte und Häfen, die größte und reichste Landmasse, die Macht über die beherrschenden Vorländer und Inseln, die Lage an der tragenden Achse des britischen Empire. Ein gewaltiger Einsatz gegen jedweden Partner, insonderheit gegen den nächstmächtigen in diesem Weltraume: Frankreich! Im Ernstfalle mit England ist das afrikanische Riesenreich Frankreichs von allen Seiten bedroht, nämlich von den britischen Teilen Ostafrikas, von der ganzen atlantischen Breitseite, wo Sierra Leone, Gambia, Goldküste und Nigeria für die englischen Streitkräfte Pforten des Angriffes sind, und am ernstlichsten vom Mittelmeer her. Hier wirft der Brite, auf Gibraltar, Malta, Ägypten und Zypern gelehnt, alles in die Wage, um die Verbindung zwischen Mutterland und Kolonie des Gegners abzudrosseln und damit die Schlagader der feindlichen Kriegführung zu unterbinden. Da stehen dann nicht mehr bloß afrikanische Machtfragen zur Entscheidung; da geht es für die beiden Kolonialreiche auf Leben und Tod. England hat hierbei die größere Aussicht, da der Schwerpunkt des Duells zur See liegt — wenn anders sein weltzerstreutes Reich zusammenhält und es nicht gelingt, die britischen Heimatinseln durch eine Erfindung oder militärische Überrumpelung rasch niederzukämpfen.

Freilich ziehen auch an seinem afrikanischen Horizonte schon heute weltpolitisch drohende Wolken herauf. Zu ihrer Beseitigung oder Unschädlichmachung bedarf es seiner ganzen so reichen Diplomatie und Kolonialerfahrung. Das sind die Selbständigkeitsbestrebungen gerade in den wirtschaftlich und strategisch bedeutsamsten Teilen, den Eckgebieten Ägypten und Südafrika. Des ersteren Freiheitskampf läuft vorerst darauf hinaus, die volle Stellung eines Dominion zu gewinnen und wieder seine frühere Ausdehnung zu erhalten, während England weder die Zone des Suezkanals im Hinblick auf den Indienweg noch den Sudan mit Rücksicht auf die Kap—Kairobahn, auf die französischen Kolonialpläne und auf die im Obernil gegebene mittelbare Beherrschung Ägyptens aus der Hand geben kann und will. Die Südafrikanische Union, die bedeutendste Weltlieferantin an kostbarsten Mineralien, hat als Dominion bereits eine weitgehende Autonomie. Durch die deutsch-südwestafrikanische Siegesbeute geschwellt, trachtet sein Sonderimperialismus darnach, die nördlich angrenzenden britischen Protektorate und womöglich selbst das ehemalige Deutsch-Ostafrika sich anzugliedern. Mit einer solchen räumlichen Ausdehnung müßte sich naturgemäß auch der Drang nach Eigengesetzlichkeit und der Grad derselben von der heutigen Selbstregierung bis zur schließlichen Loslösung steigern, ein Ziel, auf das die mächtige, von Hertzog geführte Nationalistenpartei lossteuert.

11.

Aus der Gemeinschaft der Interessen und Aufgaben, die für die europäischen Mächte bei der Aufteilung Afrikas trotz aller politischen Gegensätze sich ergab, entsprangen internationale Abmachungen bezüglich einzelner Teile des dunkeln Afrikas. Diese Vereinbarungen krankten vor allem daran, daß sie territorial zu eng, inhaltlich zu allgemein und in den späteren Bestim-

mungen schroff gegen den besiegten Gegner gefaßt sind. Sie üben auf die fernere Gestaltung des Erdteiles einen nicht gering zu schätzenden politischen und rechtlichen Einfluß aus. Davon werden zu einem guten Teile unsere verloren gegangenen Kolonien hauptsächlich betroffen. Damit mag ein kürzeres Eingehen auf die internationalen Abmachungen zum Beschluß unserer Studie gerechtfertigt erscheinen.

Die Kongoakte vom 26. Februar 1885 stellt für das Kongobecken den Grundsatz der offenen Türe auf und läßt damit alle handeltreibenden Personen ohne Rücksicht auf die Nationalität gleichberechtigt zu. Jene Norm durchbrach der Friedensvertrag von Versailles. Er trieb Deutschland gewaltsam aus Afrika hinaus, insofern, als er für die Deutschen das Recht der offenen Türe in ihren ehemaligen Schutzgebieten beseitigte, auch soweit diese in der Freihandelszone des Kongogebietes lagen. Bis auf den Stumpf sollte mit diesem Ausschluß der deutsche Einfluß daraus weggefegt werden. Ja selbst in den übrigen, mit obiger Akte umschriebenen Gegenden kann Deutschland, und nur ihm, die Handelsfreiheit jederzeit einseitig entzogen werden. Andererseits gewährt über die seitherigen Abmachungen hinaus der Friedensvertrag sämtlichen Mitgliedern des Völkerbundes gleiche Möglichkeit für Handel und Gewerbe in den früheren, nur ihren einstigen Besitzern und Kolonisatoren versperrten deutschen Kolonien Mittelafrikas.

Ähnlich hat das Kongoabkommen den Schutz der Mission und der gelehrten Forschung für alle Nationalitäten gleicherweise verbrieft. Nur Deutschland ist wiederum durch Versailles dieses allgemeingültigen Rechtes verlustig gegangen. Weiterhin sieht die Akte von 1885 für den Fall eines europäischen Krieges die Neutralisierung des Kongobeckens vor, um die Herrschaft und Kultur des weißen Mannes in Afrika vor der Schädigung eines intereuropäischen Kolonialkampfes zu schützen. Durch Nichtbeachtung seitens Englands trat im Weltkrieg die Neutralität nicht in Wirksamkeit. Es wies die Anregung Belgiens und Frankreichs zur Neutralisierung der Gebiete des Kongobeckens zurück mit dem bewußt falschen Vorwand, deutsche Truppen hätten zuerst Britisch-Zentralafrika angegriffen und so die Kongoakte gebrochen. Durch unsere Arbeit und Organisation zur inneren Ordnung und wirtschaftlichen Blüte gebracht, boten die deutschen Kolonien den Engländern eben eine wertvolle, leicht erraffbare Beute.

Ferner ist in der Kongoakte die Verpflichtung enthalten, in jenen Gebieten die eingeborene Bevölkerung zu erhalten — nach dem damaligen System zu kolonisieren keine überflüssige Floskel! —, ihre sittliche und materielle Lebenslage zu verbessern, zur Unterdrückung der Sklaverei und des Negerhandels mitzuwirken, Einrichtungen zur Erziehung und Zivilisation der Eingeborenen zu fördern und Religions- und Gewissensfreiheit zu gewährleisten. Diese Bestimmungen einer moralisch ebenso unerläßlichen wie politisch nützlichen Humanität wurden durch weitere zwischenstaatliche Vereinbarungen erweitert, so vor allem durch die Brüsseler Akte von 1890, die auf Bekämpfung der Sklaverei, auf Einschränkung der Branntweineinfuhr und zwischen dem 20. Grad nördlicher und dem 22. Grad südlicher Breite auf tunlichste Verhinderung des Feuerwaffenhandels abzielt. In der gleichen Richtung läuft die im Völkerbundstatut Artikel 22 getroffene Bestimmung, daß in den früheren deutschen Besitzungen in Mittelafrika deren neue Verwalter (lies: Besitzer!) die Freiheit des Gewissens und der Religion verbürgen, wobei nur solche Einschränkungen angängig sind, welche die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit gebietet, und daß sie Sklaven-, Alkohol- und

Waffenhandel beseitigen; außerdem ist, was theoretisch einen zivilisatorischen Fortschritt bedeutet, den Erben der deutschen Schutzgebiete in Mittelafrika deren Militarisierung verboten, näherhin die Errichtung von Festungen und Stützpunkten für Heer und Marine sowie die militärische Ausbildung der Eingeborenen, soweit eine solche nicht zum Polizeidienst oder für die Verteidigung des Gebietes selbst erforderlich ist. Der aufgestellte Grundsatz ist indes schöner als die politische Wirklichkeit. Jedenfalls macht z. B. Frankreich mit seiner zwangsweisen Aushebung unter den milden Augen des Völkerbundes auch vor den erhaltenen deutschen Kolonien nicht Halt.

Ein neues Prinzip, aber durch all die Einschränkungen und politischen Umstände nur einen ganz bescheidenen Ansatz zu einem besseren Völkerrecht schuf der Friedensvertrag durch die „Mandate“, eine Regelung der Herrschaftsverhältnisse, welche die den vierzehn Punkten Wilsons zuwiderlaufende gewaltsame Wegnahme der deutschen Kolonien juristisch und moralisch verdecken und zugleich die letzteren aus den Deutschland gutzuschreibenden Reparationsposten ausscheiden sollte. Im Namen des Völkerbundes wird einzelnen Nationen als ihm verantwortlichen Treuhändern die Vormundschaft über die deutsch-afrikanischen Kolonialbesitzungen übertragen. Mandatarmächte können nur Mitglieder des Völkerbundes sein und sie haben ihm jährlich zu berichten. In den mittelafrikanischen Gebieten soll das Mandat eine bloße Gebietsverwaltung nach humanitären Gesichtspunkten darstellen, im einstigen Deutsch-Südwestafrika dagegen förmliche Einbeziehung in die eigene Gesetzgebung und Verwaltung bewirken. Tatsächlich wurde diese völkerrechtliche Schutzherrschaft Mächten zugesprochen, die bereits die Hauptherren Afrikas waren und die deutschen Schutzgebiete militärisch erobert hatten, nämlich England, Frankreich und Belgien. Wird der Völkerbund nach der wohl kommenden Aufnahme Deutschlands in die Liga der Nationen, womit eine oben aufgeführte Voraussetzung für den Rückerhalt unserer Kolonien gegeben wäre, die Gelegenheit wahrnehmen, sie uns wenigstens als Mandataren auszuhändigen? Oder wird er weiterhin das nach Rohstoffen und Auswanderungsgebieten zwangsläufig pochende Deutschland gemäß dem Beispiel des Versailler Vertrags als unwürdig und unfähig, Kolonien zu besitzen, betrachten und diese den ohnehin schon mit Außenbesitzungen übersättigten Weltmächten belassen? Letzten Endes besagt aber vorläufig das scheinheilige Mandatsverhältnis im wesentlichen nichts anderes als eigentliche Besitzergreifung. Selbst die Begriffsbestimmung des Obersten Rates in Paris vom März 1921 spricht es unverhohlen aus, daß mit Mandat soviel wie volle Souveränität gemeint sei.

Die Magd

von

Anselma Fürst

Jahre waren vergangen, seitdem man mich zum Begräbnis meiner Freundin gerufen, ohne mir die plötzliche Ursache ihres Todes zu verraten. Ich hätte damals die schmerzvolle Erschütterung und den Verlust wohl leichter ertragen, wenn nicht etwas Dunkles und Unaufgeklärtes über dem Hingang Marias gelegen hätte. Nun scheute ich mich fast, die Wahrheit zu erfahren. Nur so konnte ich mir die Unentschlossenheit erklären, die mich zögern ließ, auf meiner Wanderung durch die schwäbische Alp die alte Magd Marias aufzusuchen, deren Gehöft nahe an meinem Wege lag. Ich hatte mir, nachdem ich die Bahnstation G . . . erreicht, einen kleinen Einspänner genommen, um so das mehrere Stunden entfernte Dorf O . . . zu erreichen. Es war ein heißer Augusttag, ich war froh, nicht eingepfercht im vollen Postwagen sitzen zu müssen, sondern den Duft der Wiesen einzuatmen und in Ruhe meinen Gedanken nachhängen zu können. Sollte ich vom Dorfe aus weiter wandern oder zur alten Lene gehen? Die mittägliche Hitze wich allmählich einer dumpfen Schwüle, die dem schönen Wiesental, durch das ich fuhr, etwas Trauriges gab. Das alte Pferdchen trottete langsam seines Weges. Ich war schon wieder ein weniges mit meinen Gedanken bei der Lene, als mich ein greller Blitz zur Wirklichkeit zurückbrachte. Die Landschaft war etwas gebirgiger geworden, und wir fuhren in ein böses Gewitter hinein. Wir suchten nun tapfer vorwärts zu kommen, aber gerade jetzt wurde der Weg recht beschwerlich. Mein Kutscher war aus seiner schwäbischen Gemütlichkeit in ein böses Fluchen geraten. War es der heftige Donnerschlag oder die im selben Moment hart ausholende Peitsche des Kutschers, die mein armes Pferdchen veranlaßte, den kleinen Wagen mit einem Seitensprung in den Graben zu werfen? Mir war nichts geschehen, aber der Wagen hatte ein Rad verloren, und wir saßen im strömenden Regen fest. Das Dorf O . . . war, wie der Kutscher mir sagte, noch drei Stunden entfernt, aber D . . ., der Wohnort der Lene, in kürzerer Zeit und bequemer zu erreichen. So war ich nun jedes selbständigen Entschlusses enthoben; es war klar, daß ich versuchte, das Haus der Magd vor der Nacht zu erreichen. Ich schritt mit meinem Rucksack auf dem Rücken und dem nicht leichten Kofferchen in der Hand recht tapfer aus. Der Regen hatte mich in wenigen Minuten ganz durchnäßt, aber ich hatte ein frohes, warmes Gefühl in mir bei dem Gedanken an das Wiedersehen mit der guten alten Magd und blinzelte daher ganz vergnügt in das feuchte Geriesel. Es war

schon Abend geworden, als der Regen aufhörte und mir ein des Weges kommender Bauer kundgab, daß ich, wie es mir zukam, mich recht verlaufen hätte und es spät in der Nacht würde, bis ich nach D . . . käme. Es könnte mir in der Gegend aber nichts Schlimmes zustoßen, ich würde bald zu einem großen Hof kommen, wo ich ausruhen könnte und wo man mir gern jemanden mitgeben würde, um mir den Weg zu zeigen. Ich tat, wie mir geheißen. Es fing schon an zu dunkeln, als sich ein kleiner Bauernjunge mit mir auf den Weg machte. Er war schweigsam und scheu. So war ich eigentlich recht froh, als er mit aufsteigendem Monde mir ruhig den Weg wies und schnell davon trabte. Ich konnte nun nicht mehr fehlgehen, war aber so befangen in Gedanken, daß ich aufschreckte, als ich den Wald hinter mir ließ und plötzlich ein mondübergossenes, silberhelles Wiesental vor mir hatte. Wie dunkle Schatten sah ich einige zerstreute Gehöfte, deren Lichter blind in die Mondhelle lugten. Es war mir feierlich und beklommen zumute. Geräuschlos erstieg ich die Anhöhe und schritt langsam auf das erste Haus zu, voll Verwunderung, daß ich genau wußte, daß dies das Haus der Lene sein müsse. Und schon sah ich sie selbst, hell beschienen vom Mond. Sie saß auf einer Bank, den Rücken an die Wand des armseligen, verkommenen Hauses gelehnt. Ihr Gesicht, das mir merkwürdig verändert erschien, war dem Himmel zugekehrt und unbewegt. So glich sie einem gotischen harten Frauenbild.

„Lene!“

Meine Stimme war ganz hoch und zittrig. Die Alte war aufgestanden, horchte in die Nacht, das Gesicht noch immer starr nach oben gerichtet. Da faßte ich mir ein Herz.

„Grüß dich Gott, Lene. Ich bin's, die Anne.“

Ich hatte nun beinahe singend gerufen, war schnell auf sie zugegangen und hatte meine Arme um ihren Hals geschlungen. Nun wunderte ich mich und war enttäuscht, daß sie weder Erstaunen noch Freude zeigte, nur fest und hart zu mir sagte:

„Es ist gut, daß du kommst. Du gehörst zu diesen.“

Dabei sah sie wiederum hinauf zu den Sternen. Mir ward bange. Ich sagte, um sie in die Wirklichkeit zurückzurufen:

„Du, Lene. Ich bin hungrig und müde, magst du mich ein paar Tage bei dir haben?“

„Komm ins Haus.“

Ich erschrak, ihre Stimme klang rauh.

Wir traten in einen Stall. Er war leer — nur in der Ecke — ein Grausen überfiel mich — da stand wie ein aus Holz geschnittenes Gerippe ein Hund, eine Schnur war um seinen ausgemergelten Hals gelegt. Im übergroßen Auge lag der Jammer der zu Tode gequälten Kreatur und eine trostlose Traurigkeit. Ich hob die Hände auf zu der Magd: „Lene, wie kannst du das tun?“ Es brach der Zorn aus mir. „Ich dulde das nicht, du, ich dulde das nicht.“

„Hab dich nicht so — und komm.“

Sie zog mich die Treppe hinauf, da trat ich auf etwas Weiches, schwarz glänzte es, und daneben lag's wie Gerümpel von alten Kleidern. Sie brachte ein Licht. Nun sah ich zwei verwahrloste Kinder, zwei- und dreijährig, „Pflegekinder“, wie sie sagte. Sie lagen schlafend auf dem Boden, daneben eine Katze. Auch sie waren mit einer Schnur an das Geländer der Treppe gebunden.

„Lene!“

„Soll ich die Würmer vielleicht aufs Feld mit zur Arbeit nehmen? Heute saß ich lange vor der Tür ... mir war's, als ob einer käme. — Komm herein, wir wollen essen."

Die Luft in der Stube war schlecht. Ich taumelte. Sie warf nun die schreienden Kinder mit den Kleidern in ein greulich riechendes Bett. Der hintere Raum des Zimmers bildete einen Alkoven, in den nie ein Lufthauch kam, ich sah auch, daß die Fenster im vorderen Teile des Zimmers vernagelt waren. An den Wänden hingen unzählige Bilder der Maria, des toten Mannes, bei dem sie 31 Jahre im Dienst gestanden war, und seines Sohnes — des „Buben". Alle Bilder waren mit frisch gepflückten Wiesenblumen umkränzt. Aus der Küche, die wie ein schwarzes Loch aussah, brachte sie das Essen. Ich würgte.

„Ist dir wohl nicht gut genug?"

Sie jammerte mich. Ich aß. Dann bat ich: „Laß mich schlafen gehen."

Sie brachte mich nun in eine Kammer, in der Marias Bett und einige kleine Möbelstücke aus ihrem Besitz standen.

„Schlaf gut."

Sie ging. Ich lag in qualvollem Wachen. Was war das mit der Lene?

Sie, die während Marias Krankheit oft auf nacktem Boden neben dem Bette genächtigt hatte, die der zarten Frau die Pflege des kränklichen Mannes durch lange Jahre abgenommen hatte, deren heißes Herz gebrochen war bei dem Tode des Buben — was war mit ihr geschehen? Ich stöhnte in die Kissen. Die Kinder jammerten mich wohl, aber das mit dem Hunde ertrug ich nicht. Ich trat vor ihr Bett.

„Lene, wo ist dein Herz geblieben? Laß mich hinaus, ich ersticke."

„So geh!"

„Der Hund! Ich kann da nicht vorbei."

„Du mußt."

Da flog ich die Treppe hinab, schrie auf, wie das Auge des Hundes ruhig in meinem lag. War denn das Haus verhext? Kein Hund, kein Tier kann sonst ruhig in das Auge eines Menschen blicken. Jetzt stürzte ich die Wiese hinab und fiel. Vom Mond grell beschienen lag da ein Stein, umwuchert von Efeu, eingefriedet durch ein Gitter. Mit grober ungelenker Hand war in den Stein gekratzt: „Meinen Toten." Ich sprang auf und wieder fiel ich, mein Hemd hatte sich in den Zacken des Gitters verschlungen. Tiefer schüttelte mich das Grauen, aufschreiend floh ich den Abhang hinunter und stürzte gegen einen Baum. Als ich die Augen aufschlug, erstarrte mein Blut ... da kam die Magd langsam und hart, nackten Leibes die Wiese herabgeschritten. Am Grabe stand sie still, den Kopf fast wagrecht zum Himmel gekehrt. Mich faßte ein Schwindel. Schon war sie bei mir und zog mich in den Wald hinein. Ich stöhnte, so schmerzte ihr Griff. Mitten durch dichte Bäume führte sie mich, ohne ein Wort, ohne einen Laut. Die Bäume selbst erstarrten, nur mein leises Wimmern war im Walde. Meine Füße waren naß und gingen plötzlich schwer im Sumpfe. Ein schwarzes Wasser, unbeschienen vom Mond, lag dicht vor uns. Unerbittlich schritt die Magd weiter. Da schrie ich auf: „Erbarm dich mein!"

„Erbarmen! Hat denn einer mit mir Erbarmen gehabt? Vielleicht der da oben? Bin ich nicht mein Lebtag im Feuer gestanden und lebendigen Leibes verbrannt?"

Sie stand nun frei mit erhobenen Armen. Ihre Stimme klang wie Erz gen Himmel. Ich floh, dann wußte ich nichts mehr von mir.

Auf ihren Armen hat sie mich nach Hause getragen. Ich erwachte aus tiefer Ohnmacht auf der Bank vor der Hütte, umschlungen von ihren Armen.

Und bis zum Morgengrauen erzählte sie mir die Geschichte ihres Lebens, von der wir nie etwas erfahren hatten. Nun aber sei ich gekommen und habe sie aus ihrem Leben aufgeschreckt. Es war die Liebe zum Manne, die ihre Seele und ihren Leib überfallen hatte. Mit brutaler Lebenskraft hatte er sie genommen und roh verlassen, als sie ein Kind von ihm trug. Sie hatte sich des Kindes entledigt und war dann in den Dienst getreten, in dem sie 31 Jahre verharrte. Da hat sich ihr Haß auf alles Starke geworfen und ihre Liebe auf alles Schwächliche. Darum hat sie Maria und den Buben so schmerzhaft geliebt und hat mit jäher Sinnlichkeit gekämpft, als der Junge über die zwanzig hinausgewachsen war. Glühend hat sie ihn begehrt bei Tag und bei Nacht und mich gehaßt, als sie erfahren, daß wir beide durch Liebe verbunden waren. Alle Kraft hatte sie daran gesetzt, damit er von mir ließe. An seinem Tode sei sie allein schuld. Während langer Kriegsjahre habe sie ihn durch ihren Willen vor dem Tode bewahrt. Sie sei nicht müde geworden, keine Minute, keine Sekunde. Dann aber sei Maria tödlich erkrankt und habe ihre ganze Kraft für sich gebraucht, und da sei er gefallen. Wie dann der alte Mann, den sie um seiner Güte willen liebte, in wenig Tagen dem Sohne nachgestorben sei, Maria nur wenige Monate später durch die unselige Schwäche ihres Charakters verleitet, Hand an ihr Leben gelegt hätte, da sei sie verbrannt vor unsinnigem Schmerz.

Da wußte ich: ihre Seele war irr geworden.

Von dem Ertrage des Ackers, fügte sie hinzu, und von dem, was die Pflegekinder einbrächten, wolle sie nach Flandern reisen und die Gebeine des Jungen holen, der da in fremder Erde liege.

Am andern Tage gab sie mir das Geleit. Ein Stein flog dicht an meiner Stirn vorüber, ein anderer streifte ihre Schulter und: „Hexe, Seelenmacherin, Ihr nackten Menscher!“ So warf sich der Haß der Bauern auf uns.

„Lene, mir bangt um dich.“

Sie hatte hierfür nur ein höhnisches Lachen. Ich nahm Abschied von ihr. Ihr Auge brannte in meinem. —

Wie ich in den Postwagen steigen wollte, kam wie von ungefähr mein Einspänner.

„Werdet Ihr diesmal ohne Unfall fahren können?“

„Diesmal hat's keine Not.“

Ich fuhr davon, ohne mich umzusehen.

In G . . . stieg ich im Wirtshaus ab, um anderen Tages weiterzufahren. Es war schon spät, als ich mein einfaches Abendbrot zu mir genommen hatte. Dann irrte ich noch durch die Stadt. Der Markt lag still, die alte gotische Kirche ganz im Finstern. Das kleine Portal am Chor stand offen, ein Meßner mit einem Licht in der Hand hantierte am Schloß.

„Kann ich hinein?“

„Gern, Fräulein, aber nicht lange.“

„Vergelt's Euch Gott.“ Vielleicht ward mir in der Kirche leichter. Ich saß den Kopf fest angelehnt an die harte Bank und starrte in das ewige Licht. Langsam wurde ich müde. Ich muß wohl lange geschlafen haben, der Meßner hatte mich im Dunkel der Kirche nicht gefunden und mich eingeschlossen. Ich pochte vergebens an die verschlossene Tür. Todesangst und Grauen fiel in mein Herz. Das ewige Licht ward Flamme, die zum Himmel schlug, und:

„Lene! Lene! Erbarmen!“ Ich fiel in die Knie: „Vater unser, der du bist in dem Himmel. Jesus Christus, erbarm dich! — Herr, gib ihr die ewige Ruhe!“

In der Stunde, als ich in der Kirche auf den Knien lag, verbrannte die Magd mit den Pflegekindern in dem selbstangezündeten Hause.

Der Hund hatte sich in Todesnot losgerissen, Bauern hatten ihn zu sich genommen und ins Freie gelassen. Am andern Tage tötete ihn der erste Sonnenstrahl.

Ist eine Weiterentwicklung im Stile der Wagnerschen Dramenaufführung möglich?

Nachträgliche Gedanken über Bayreuth

von

Paul Schultze Naumburg

Die diesjährigen Bayreuther Festspiele und die mannigfaltigen, an sie anknüpfenden Erörterungen lenkten die Aufmerksamkeit wieder in besonderem Maße auf die Frage, wie weit das Werk Wagners auf unseren Bühnen seine Vollendung gefunden habe. Die Forderung, im Hause auf dem Festspielhügel den Ort zu erblicken, an dem die vorbildliche Verkörperung der Werke des Meisters zu suchen sei, ist an sich wohl nicht unbillig und entspricht sicherlich dem Bayreuther Gedanken. Ein anderes ist es, wie weit die oft recht ablehnende Haltung der Presse gegen die diesjährigen Festspiele berechtigt war, wenn man die Wünsche an den Grenzen des heute Möglichen abmißt. Es war für Siegfried Wagner ein beinahe waghalsiges Unternehmen, in einer Zeit, die wirtschaftlich den tiefsten Tiefstand bezeichnet, den Deutschland bisher erlebt hat, das Haus aus einem zehnjährigen Winterschlaf zu erwecken und die Festspiele wieder zur Tat werden zu lassen. Und es gebührt ihm Dank dafür und Bewunderung, wie er dabei die musikalischen Kräfte in einer Weise mobil machte, daß zum mindesten Orchester und Chöre in jeder Hinsicht wieder vorbildlich genannt werden konnten und auch die Solisten viele schöne, zum Teil ausgezeichnete Leistungen darboten. Sicherlich hat man auf der Bayreuther Bühne für gewisse Hauptrollen schon größere Vertreter gesehen. Aber wenn man warten wollte, bis bei uns wieder die Mittel zur Verfügung stehen, überall die besten Kräfte für Deutschland im allgemeinen und Bayreuth im besonderen zu sichern, müßte man sich mit einer recht langen Karenzzeit vertraut machen. Es kann bei ruhigem Abwägen wohl kein Zweifel bestehen, daß der erste Weg das kleinere Übel ist. Mit ihm mußte sich auch die Festspielleitung abfinden, und eine große und dankbare Gemeinde versammelte sich wieder in der anmutigen Frankenstadt, um dort zwischen dem bitteren Ernst unseres Daseins einige sorglose Tage zu verleben, die höchstens manchmal durch das Wetter getrübt wurden. Daß dabei die Aufführungen wieder im alten Gewande erschienen, wie es seit Jahrzehnten im Bestand von Bay-

reuth lagert, erscheint genau so selbstverständlich, wie daß wir auch heute noch unsere Sommeranzüge von 1914 auftragen und vielleicht noch einmal wenden lassen, auch wenn wir sicherlich weit lieber neue anziehen würden.

*

Eine ganz andere Frage ist es, ob im Stile des Sichtbaren bei Wagner-aufführungen eine Weiterentwicklung denkbar ist, die zu neuer und vertiefter Auffassung führen könnte. Wenn man über dieses Thema spricht, so begegnet es einem oft, daß man die Äußerung hört: „Ach Sie meinen die Dekorationen? Aber auf die kommt es dabei doch gar nicht so an.“

Mir scheint es, als ob die Auffassung, die aus einer solchen Bemerkung spricht, doch auf einem zu einseitig eingestellten Erkennen der Aufgaben beruht, die das Werk Wagners fordert. Das Besondere an ihm ist, daß es keine absolute Musik bedeutet, die ihre Verwirklichung genau so gut im verdunkelten Konzertsaal in letzter Vollendung finden kann, wie es bei der H-Moll-Messe oder der neunten Symphonie der Fall ist, sondern daß es Dramen sind, die der Bühne bedürfen, für die sie geschrieben sind, und die notwendigerweise durch Ohr und Auge wahrgenommen werden müssen. Die Vernachlässigung eines von diesen beiden auf Kosten des anderen muß notwendigerweise zu einem schiefen Aufbau führen, der das Werk nicht in reiner Form vor unseren Sinnen erscheinen läßt. Gewiß, Wagners Genie war im wesentlichen ein musikalisches, gegen das schon das dichterische zurücktrat, während von eigentlichen schöpferischen Leistungen auf dem Gebiete des Sichtbaren uns überhaupt nichts bekannt ist. Das hindert aber nicht, daß hier Kräfte anderer ergänzend einsetzen, wo die Schöpferkraft des einzelnen aufhört. Denn man darf sich nicht darüber täuschen, daß auch die oft recht genauen Umschreibungen, die Wagner den Bühnenerscheinungen widmet, sich doch immer nur in Wortvorstellungen bewegen. Diese vermögen zwar die Phantasie des Lesers in lebhafter Weise anzuregen, die eigentliche Gestaltung ist mit diesen Wortvorstellungen aber noch nicht getan, sondern bedarf eines neuen schöpferischen Aktes, der in einem vollkommen anderen Vorstellungskomplex vor sich geht.

Diese Gestaltungen im Sichtbaren umfassen die Ortsschilderungen mitsamt ihren Beleuchtungen, die uns die Tageszeiten, die atmosphärischen Vorgänge oder die Erhellung durch Herdfeuer usw. und den ihnen innewohnenden besonderen Stimmungsgehalt übermitteln sollen; ferner die Erscheinung der handelnden Personen mitsamt ihrer Bekleidung und sonstigen Ausrüstung, ihrem mimischen Spiel mitsamt allen Bewegungen und dem Beiwerk an Gerät, das zum Verständnis der Handlung beiträgt.

Es gibt viele Bühnendichtungen, bei denen eine kurze Andeutung von alledem genügt oder bei denen einzelne Teile dieses Sichtbaren ganz gegen andere zurücktreten, beispielsweise wo allein die Geste das gesprochene Wort unterstützt, die Ortsmalerei aber mit einer andeutenden Typisierung auskommen kann, ja eine weitergehende Individualisierung nur ablenkend wirken müßte. Verschiedene Zeiten haben sich in verschiedener Weise geholfen. Primitive Bühnen brachten einfach ein Schild mit der geschriebenen Ortsbezeichnung an. Auch spätere Zeiten nahmen es mit der Logik der Ortsschilderei nicht so genau, sondern hängten ein gemaltes Bild des Prospektes auf, vor dem sie die Personen agieren ließen, die ihrerseits durch grelles

Lampenlicht von vorn und unten beleuchtet wurden. Auch ein solches Bühnenbild kann Stil haben, wenn nirgends eine eigentliche Logik der Gesamterscheinung gefordert wird, sondern alles bewußt ein Spiel bleibt. Das trifft für Wagners Dramen nicht zu, denn hier spielen Himmel und Wald, Felsen und Wasser, Schiffe und Schwerter nicht nur ganz erheblich mit, sondern wollen auch ernst genommen sein. Und das, was sie zu sagen haben, ist vom Meister gar so unterstrichen gefordert worden, daß es sich nicht gut als eine zu vernachlässigende Größe behandeln läßt. Die Schauer, die dem Empfänglichen und für diese Art von Musik Eingestellten beim Anhören der Klänge Wagners wohl über den Rücken laufen, können auch beim Erfassen der Vorgänge durch das Auge ausgelöst werden, sobald der Stoff in solcher Stärke sinnlichen Ausdruck findet, wie es die Idee des Dramas fordert. Und es ist wohl kein Zweifel, daß für den mit Auge und Ohr Empfänglichen die von Wagner beabsichtigte Wirkung dann in weit harmonischerer Weise erreicht wird, als wenn nur ein Sinnesorgan arbeiten kann, was auch nicht durch die Beobachtung aufgehoben wird, daß bei sehr vielen, ja vielleicht den meisten Menschen in Deutschland die künstlerischen Eindrücke nur oder doch weit überwiegend nur nurch eines der Organe Einlaß finden. Da Wagner bei seinen Schöpfungen mit beiden rechnet, so muß die Aufgabe bei der Aufführung gelöst werden, ohne daß es deswegen dem Bachianer verübelt werden soll, wenn er es vorzieht, allein durch sein Ohr im Konzertsaal oder der Kirche mit dem Kunstwerk in Berührung zu treten. Wo aber das Sichtbare hinzutritt, da soll es zum mindesten nicht stören. Bereichernd kann es nur werden, wenn es als selbständig gestaltend auftritt.

Es gibt daher drei Arten von Möglichkeiten bei der Aufführung Wagnerscher Werke. Allen gemeinsam sei, daß das Ohr auf seine Kosten komme. Bei der ersten Art treten die Eindrücke des Auges in der Weise hinzu, daß sie sich mit den seelischen Schwingungen, wie sie das Hörbare hervorrief, in Harmonie setzen und sie so verstärken. Die zweite Art ist die, daß die Eindrücke des Auges keine eigenen Erregungen hervorzubringen imstande sind, aber so schwach, nebensächlich oder farblos sind, daß sie nur eine Art orientierende Rolle spielen. Die dritte Art ist die, daß die Eindrücke des Auges denen des Ohres entgegenarbeiten, indem den feierlichen Erhebungen der Seele, die die Musik wachruft, beständig durch das Auge triviale Vorstellungen zugesellt werden, die jene beeinträchtigen, durchkreuzen oder sie mehr oder minder aufheben.

Es ist wohl kaum zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die üblichen Wagnervorstellungen auf deutschen und auch ausländischen Bühnen im allgemeinen auf die dritte Art herauskamen, wobei die Ausnahmen die Regel bestätigen. Daß das nicht im Sinne Wagners sein kann, der die bildende Kunst als Mithelfer herbeiruft, kann wohl kaum bestritten werden, und am wenigsten wird es widerlegt durch das Zeugnis der „Ohrmenschen“, daß es sie nicht störte. Denn mit derselben Logik könnte dem das Zeugnis der „nur Augenmenschen“ gegenübergestellt werden, daß schlechte Musik sie nicht „störte“, was sicher oft genug zu beobachten ist, wobei es an sich ganz gleich bleibt, daß bei der heute in Deutschland lebenden Bevölkerung die Ohrmenschen die Augenmenschen an Zahl überwiegen.

Auch die Tatsache, daß es manche an sich auf beiden Organen Empfängliche gibt, die sich leichter mit den Dingen abfinden und deshalb das Altgewohnte hinnehmen, kann daran nichts ändern. Vielfach findet man, daß man an der alten Auffassung hängt, weil mancherlei Assoziationswerte, wie

die Erinnerung an schöne Zeiten, Jugend, Erlebnisse oder besondere Situationen sich um sie gruppieren, was aber alles nicht die Tatsache widerlegt, daß man mit dieser Aufführungsweise nicht das Programm Wagners restlos erfüllt.

Hiergegen führen nun manche Freunde Wagners das schwere Geschütz auf: Ja, aber so hat ja der Meister seine eigenen Vorstellungen eingerichtet, und deshalb müssen sie doch wohl seinen Absichten entsprechen. Diese Beweisführung hält näherer Prüfung nicht stand. Denn erstens überstiegen die Träume Wagners die technischen Möglichkeiten seiner eigenen Zeit ganz gewaltig, und es ist schon zu begreifen, daß er selbst erst die Schwelle einer Zukunft überschreiten konnte, zu der er die Türe öffnete. Zum andern darf man aber auch nicht vergessen: Wagner konnte unmöglich alles sein, und man kann billigerweise nicht verlangen, daß zu seinem musikalischen Genie, seinen dichterischen, kritischen und philosophischen Gaben sich ihm auch noch das Talent des bildenden Künstlers gesellte. Es ist genug, daß er mit reicher Gestaltungskraft ein Programm für einen solchen, der hier als Helfer beispringen mußte, in Worten aufstellte. Diesen bildenden Künstler fand Wagner nie, wobei es dahin gestellt sein mag, ob er ihn nur nicht zu finden wußte, oder ob seine Zeit keinen hervorgebracht hat, der das erlösende Wort sprechen konnte. Ich sagte hier „helfend einspringen". Denn im allgemeinen wird das große Talent es nicht allein vorziehen, unabhängig seine eigenen Träume auszuleben, sondern es wird auch nach einer Ausdrucksform verlangen, die Dauer verspricht und nicht auf ein so bewegliches und undankbares Material angewiesen ist, wie vergängliche Bühnenbilder und lebendige Sänger es darstellen — ganz abgesehen von den Hemmungen, wie ein jeder Theaterbetrieb sie mit sich bringen muß. Und so hat man sich allgemach daran gewöhnt, diese Art von Kunst durch Talente zweiten und dritten Ranges vertreten zu sehen, obgleich es doch eigentlich durchaus denkbar wäre, daß man auch für sie ein Talent ersten Ranges fände, das nicht allein gerade diese Kunstgattung über alles liebte, sondern auch die Fähigkeit mitbrächte, mit den besonderen Schwierigkeiten des Theaters fertig zu werden.

*

Es ist hier nicht zu umgehen, sich die Methoden im einzelnen etwas näher anzusehen, nach denen in üblicher Weise das Bühnenbild Wagners gestaltet wurde. Wenn man nichts bemänteln will, so muß man zugeben, daß sie im wesentlichen darin bestanden, die Dinge in einer ziemlich groben Weise deutlich zu machen, die nach der szenischen Vorschrift nebeneinander erscheinen sollen. Hier brauchte man eine Tanne, hier eine Höhle, da einen Fels und dort einen Herd, die so auf der Bühne aufgebaut wurden, daß die Spielenden möglichst einfach mit ihnen in die gewünschte Beziehung treten konnten. Das sind Aufgaben, die dem Regisseur und Bühnenmeister a u c h gestellt werden müssen; mit ihrer Lösung ist für die künstlerische Aufgabe aber noch rein nichts getan. Denn diese besteht darin, aus der Form der geforderten Erscheinungen und ihren notwendigen räumlichen Beziehungen ein Gesamtbild zu erfinden, das vom Beschauer aus gesehen ein Kraftliniennetz aufbaut, dessen unmittelbar zwingender Wirkung man sich nicht entziehen kann. Was hiermit gemeint ist, soll noch nähere Erklärung finden, soweit sinnfällige Dinge eben mit dem Wort erklärt werden können. Jedenfalls liegen in der Bewältigung dieser Aufgabe die einzigen Möglichkeiten, die aufs äußerste ge-

steigerte heroische Existenz ins sichtbar Sinnfällige zu übersetzen. Ein Walkürenfelsen, dessen musikalische Form uns in traumhafte Fernen entrückt, darf uns im Sichtbaren nicht die zwingende Vorstellung erwecken, wir befänden uns im dunklen Winkel einer städtischen Parkanlage, in der Wotan sich unter dem Scheine einer gelb brennenden Gaslaterne mit seinen Jungfrauen trifft.

Dies übliche Bild wirkt den durch die Musik wachgerufenen Vorstellungen derartig entgegen, daß einem jeden, dem sich hinter den sichtbaren Erscheinungen das Wesen der Dinge enthüllt, nichts anderes übrig bleibt, als die Augen zu schließen. Um aber mit geschlossenen Augen der Musik zu lauschen, bedürfen wir nicht des umständlichen und kostspieligen Apparates der Bühne, die sich gegen den Konzertsaal nur rechtfertigen läßt, wenn sie sich im Sichtbaren ins Bereich der Kunst erhebt.

*

Ist es nun aber überhaupt möglich, solche Situationen, wie sie etwa der über Wäldern ragende, von Blitzen umloderte Walkürenstein erfordert, so auf die Bühne zu stellen, daß sie zur würdigen Paraphrase der Tonmalerei werden können? Alle Bühnenkunst vermag zunächst immer nur das zu geben, was das Ziel aller bildenden Kunst sein kann: Raumvorstellungen zu erwecken, die dann aber nach der Apperzeption höchst komplizierte Empfindungen in unseren seelischen Vorgängen auslösen sollen. Es sei nun ohne weiteres zugegeben, daß sich mit den älteren technischen Mitteln der Bühne Bilder, wie sie Wagner in seinen szenischen Bemerkungen fordert, nur vereinzelt hervorbringen lassen. Diese Mittel bauen sich bekanntlich auf einer Bühne auf, deren Seiten bis zur Decke mit „Kulissen“ abgeschlossen sein müssen, um den Blick seitlich zu begrenzen, die ihrerseits durch „Soffitten“ verbunden werden, die den Blick in den Schnürboden hinein verhindern, während die Bühnentiefe durch einen gemalten Prospekt abgeschlossen wird. Wenn auch die neueren Bühnen dieses Grundprinzip durch ein kompliziertes System hängender Kulissen sehr erweitert haben, so bleibt doch immer als Bedingung, den Raum seitlich und oben zu schließen, was natürlich sehr enge und verschachtelte Situationen hervorbingen muß, die das Gegenteil von der freien und befreienden Landschaft sind, deren Schilderung Wagner fordert. Wagner selbst hat diesen Bedingungen, wie er sie von der damaligen Bühne kannte, manchmal auch — wohl oft gegen seinen Wunsch — Rechnung getragen, indem er andeutete, wie man sich mit dieser seitlichen Enge am ehesten abfinden könne. Von ihr hat erst der Kuppelhorizont erlöst, der die Ausblicke nach der Seite und nach oben auffängt und die enge Verbauung unnötig macht. Erst mit ihm wurde es möglich, im Beschauer wirklich den Eindruck freier Gegenden wachzurufen, wie es das oben herangezogene Beispiel vom Walkürenfelsen im ausgesprochensten Sinne bedeutet und wie es in fast allen anderen Musikdramen Wagners überall wiederkehrt. Erst wenn der Beschauer es miterlebt, auf einem flachen Gipfel zu sein, der sich über weithin sich dehnenden Wäldern erhebt, kann in seinem Gefühlsleben etwas von dem aufdämmern, was Wagner mit dem Walkürenfelsen erträumte. Natürlich ist es mit der technischen Voraussetzung des Kuppelhorizontes allein auch noch nicht getan, so wenig als ein Freskogemälde geschaffen ist, wenn eine frische Kalkwand und Farben zur Verfügung stehen. Die Gestaltung kann hier erst einsetzen, findet dann aber die technische Voraussetzung für eine vorher nicht geahnte Weiter-

entwicklung — ein Vorgang, der übrigens in der ganzen Kunstgeschichte häufig zu beobachten ist.

Aufgaben sichtbarer Gestaltung lassen sich nicht mit Worten lösen, sondern nur erschaffen. Wohl aber lassen sich allgemeine Forderungen aufstellen, die im Wesen der Aufgabe begründet liegen, die es einigermaßen rechtfertigen, überhaupt mit dem Wort hier zu fechten. Und so läßt sich wohl zunächst einmal behaupten, daß es auch dem größten Künstler nicht möglich wäre, einen freien Berggipfel zu schildern, wenn er rechts und links Fels oder Baumwände verwenden muß, über die sich oben dazu noch ein Blätter- oder Nadeldach wölben muß, weil dadurch das Gegenteil eines Gipfels, nämlich eine Einsenkung entsteht. Stehen ihm aber die technischen Voraussetzungen zur Verfügung, so ist hier seine Hauptaufgabe, in die große Linienführung einen Ausdruck von solcher Gewalt zu legen, daß sich in ihr allein schon das Wesentliche des geistigen Inhaltes ausdrückte. Das sind Forderungen, die in Zeiten glücklicher Kunstbetätigung wohl Selbstverständlichkeiten waren, in künstlerischen Verfallszeiten aber, wie den heutigen, nur noch vereinzelt ins Bewußtsein treten. Für viele, ja die meisten, die mit künstlerischen Dingen nicht vertraut sind, sei deshalb noch einmal darauf hingewiesen, daß das Primäre des Eindrucks einer Raumerscheinung in der Linienführung liegt, oder, wenn man es anders auffassen will, in dem wohlabgewogenen Gegenüber von hellen und dunklen Massen, deren Sprache an allen Stellen eindringlich das Leitmotiv wiederholt.

Das alles sind Dinge, die schon in der einfachsten Skizze klaren Ausdruck finden können. und die deshalb im ersten Entwurfe in eindringlichster Form festliegen müssen, wenn die Verwirklichung auf der Bühne die erhoffte Wirkung haben soll.

Es entsteht hier die Frage, ob das Bühnenbild nun mit den neugewonnenen technischen Möglichkeiten in tunlichst naturalistischer Weise auszubauen sei, d. h. ob im Beschauer nach Kräften der Eindruck erweckt werden soll, durch den Bühnenausschnitt in ein Stück wirklicher Natur zu blicken, in dem auch das Nebensächliche, jeder Stein, Halm und Blatt seine natürliche Wiedergabe gefunden habe, oder ob bei Wagner eine sehr vereinfachte oder, wie man heute sagt, „stilisierte" Auffassung Platz zu greifen habe. Sicherlich sollen ja nach Wagners eigenen Angaben ganz bestimmte Vorstellungen von Naturformen wachgerufen werden, was durch Würfel, Pyramiden, Prismen und ähnliche Gebilde, mit denen heute eine gestaltungsunfähige Zeit spielt, mit Sicherheit nicht geschieht. Aber andererseits würde man auch mit der getreuesten Anhäufung von allen Einzelheiten der Natur dem eigentlichen Ziele nicht einen Schritt näherkommen. Denn in strenger Verfolgung dieser Richtlinie müßte schließlich das Naturtheater, das eine entsprechende Szenerie in der wirklichen Landschaft aufsucht, die ideale Erfüllung sein. Die ist es aber ersichtlich nicht, denn alle exakte Wirklichkeit würde uns immer mehr vom Wesentlichen abführen, da es ja gerade die Aufgabe des Künstlers sein muß, durch Weglassung alles nicht unbedingt Nötigen die Aufmerksamkeit in um so stärkerem Grade auf das Wesentliche zu lenken. Und da es sich bei Wagners späteren Dramen — wobei also in erster Linie an den Ring, Tristan und Parsival und nicht an Meistersinger oder Holländer gedacht ist; aber auch schon der frühe Lohengrin ist mehr Traumland als Antwerpen — nie um Szenerien handelt, die man etwa in der sächsischen Schweiz oder im Berner Oberlande oder in Skandinavien finden könnte, sondern immer um ein heroisch gesteigertes Nirgendwo, so scheint das allzu getreue Anhäufen von

naturalistischer Wirklichkeit immer nur ein Übel, zum mindesten Hemmung zu sein.

Ganz schlimm wird es aber, wenn aus Verlegenheit als Füllwerk allerlei Details angebracht werden, die weder zur Handlung, noch zur Situation in irgendeiner Beziehung stehen, sondern nur dem Zwecke dienen, Abschlüsse herzustellen, die den Blick in nackte Bühnenteile verdecken sollen. Oder wenn sie nur der unkünstlerischen Neigung entspringen, leeren Raum zu füllen, weil man nicht die Gabe hat, das Wesentliche in einfachen großen Zügen auszudrücken. So entsteht das fatale Überkleistern mit Details oder auch Ornament, was man von den Leistungen der Architektur und des Kunstgewerbes noch in übelster Erinnerung hat. Der Gärtner übt es, indem er durch das Füllen mit allerlei Pflanzen und Bäumen einen Garten zu gestalten glaubt, und mancher Maler macht es nicht besser. Solche Gedanken kommen einem, wenn Fricka mit ihrem Widdergespann in einer Felseneinöde plötzlich zwischen 6 oder 7 blühenden Büschen herumfahren muß, oder die Götter vor Walhall, der großartigsten Landschaft, die sich ein Mensch nur erdenken könnte, vor einem Hintergrund wie aus einem Stadtgarten erscheinen. Hier kann nur eine Phantasie der Aufgabe gerecht werden, die eine Landschaft ganz auf ihre große Linie zu reduzieren vermag, ihre Grundelemente aber doch noch immer der Wirklichkeit entnimmt. Ist dann alles auf die einfachste und kürzeste Formel gebracht, alles Nötige klar und eindringlich gesagt, so ist der Kreis geschlossen und es läßt sich nicht beliebig da oder dort etwas Gleichgültiges einfügen, ohne die Harmonie zu stören. Ja eine unbegründete oder gar widerspruchsvolle Zutat müßte notwendigerweise eine Hemmung bedeuten, die wie ein Fremdkörper empfunden wird, der in einen Organismus eindringt. Auch bei einem solchen tritt automatisch eine physiologische Reaktion ein, um ihn zu beseitigen. Etwas ganz Ähnliches geschieht auf künstlerischem Gebiet. Auch hier wehrt sich die Phantasie gegen das Eindringen störender Teile, und der hierzu nötige Kraftaufwand geht der Apperzeption des Stoffes verloren.

Nach alledem wird es die Vollendung des Wagnerschen Bühnenstils fordern, im allgemeinen starke Vereinfachungen eintreten zu lassen, ohne der irdischen Erscheinung der Formen Gewalt anzutun. Diese Vereinfachungen lassen sich auf der Bühne sehr oft schon allein durch Silhouettenwirkungen erzielen, wie sie überall in den Vorgängen gleichsam vorgezeichnet sind und wie sie den Mitteln der Bühne so sehr entgegenkommen. Beispielsweise würde es in der Nornenszene vollkommen genügen, die dunkle Silhouette eines Berggipfels zu zeigen, auf dem sich, gleichfalls in eindrucksvollster Linienführung, die drei Frauengestalten gegen einen klaren, tiefblauen Nachthimmel abheben, während am Horizont ein schwacher Feuerschein glüht. Jeder Versuch einer weiteren Schilderung müßte das Spukhafte der Erscheinung nur abschwächen. Wenn der routinierte Theatermaler dabei anfängt, virtuosenhaft Felsen zu malen, die zu geologischen Erwägungen auffordern, oder man die Betonstufen zählt, bei denen man nur noch das Schild „Aufgang zur schönen Aussicht“ vermißt, so sind das keine Bereicherungen, sondern Verarmungen.

Ebenso gefährlich als unnötig ist es, wenn die Halle der Gibichungen mit einem großen architektonischen Aufwand von ethnographischen oder gar altgermanischen Exkursen auftritt. Das Wesentliche ist hier lediglich die einfachste Silhouette der Öffnung, die sich dunkel gegen den strahlenden Tag draußen abhebt. Mit diesem Hell und Dunkel lassen sich viel stärkere Wirkungen erreichen als in allen malenden Einzelheiten, wobei natürlich unter Vereinfachung nicht der bloße Verzicht auf Gestaltung verstanden werden darf,

wie er vielfach auf Bühnen, die den Ehrgeiz haben „modern“ zu sein, sich findet. Sich mit ein paar Lappen oder Wänden oder irgendwelchem modischen Schnickschnack zu helfen, ist zwar für den Bühnenkünstler sehr einfach und für den Leiter billig, und der Kunstbanause steht vielleicht erschauernd vor dieser neuen Offenbarung einer erfindungsarmen Zeit, aber erreicht ist damit für die Kunst nichts anderes, als der Beweis eines verfehlten Experimentes, das nicht hundertfach wiederholt zu werden braucht, um ad absurdum geführt zu werden.

Natürlich muß bei den späten Werken neben der Szylla der Armut die Charybdis der Überladenheit bei den Frühwerken vermieden werden und das Musikdrama sich nicht zur Ausstattungsoper wandeln. Sicherlich ist die Bühne an sich durchaus berechtigt, auch ein Schaugepränge zum Selbstzweck zu machen. Nur dürften die Wagnerschen Opern dazu nicht als Vorwand genommen werden.[1])

Mit je weniger Mitteln man auskommt, um so besser dürfte es sein, nur sollte man mit seinen Ansprüchen auf seelische Wirkungen nicht zu bescheiden sein. Auch allein von dem Gegensatz einer dunklen Erdoberfläche und eines nächtlichen Sternenhimmels darüber können erschütternde Wirkungen ausgehen.

Ein weiteres reformbedürftiges Gebiet, das beständig zu den empfindlichsten Störungen führt, ist die gänzliche Inkonsequenz in der Benutzung der Beleuchtung und der geringe Grad, mit dem die vorhandenen Mittel zur Erzielung von bestimmten Empfindungen benutzt werden. Die Methode, Mondschein durch einen blauen Farbfilter vor einem Scheinwerfer zu markieren und im nächsten Augenblick gelbes oder rotes Licht intensiv auf einige Figuren fallen zu lassen, angeblich, um einen Sonnenaufgang darzustellen, ist zu kindlich, um mit so ernsten Vorgängen, wie sie Wagnersche Szenen bedeuten, verknüpft zu werden. Die Bühnentechnik ist hier schon so weit fortgeschritten, daß auch ohne den Anspruch auf rein naturalistische Wirkungen doch zum mindesten charakteristische Erscheinungen erzeugt werden, die Erregungen auslösen, die mit den musikalischen annähernd auf einer Linie liegen. Dies alles sind Aufgaben, die sich heute ohne weiteres lösen lassen und deren Erfüllung nicht besonders schwer wäre. In Konflikte gerät der Bühnenbildner erst, wenn es sich darum handelt, den Personen selber Form zu verleihen. Denn es muß mit Künstlern geschehen, die nicht allein in hervorragendem Grade Sänger sind, sondern auch noch als Wagnersänger eine Sonderklasse bilden. Und die sonderbare Erscheinung der Leibesfülle, die sich bei diesem Berufe so leicht einstellt, ist ungefähr das Gegenteil von dem, was sich mit der Vorstellung germanischer Götter und Helden vereinen läßt. Auch der Gesichtstypus des homo alpinus ist nicht ganz das, was sich mit dem Schönheitsideal nordischer Rasse deckt. Die Künstler, die sich hierzu leidlich eignen, sind die Ausnahme, wie der unvergeßliche Alvary eine bildete, der, so viel ich weiß, als der erste es wagte, den Lohengrin ohne den üblichen blonden Vollbart zu spielen, den Wagner selbst wohl noch hinnahm. Natürlich war hierzu ein Profil wie das des Alvary nötig. Es ist auf unseren Bühnen eine alte Beobachtung, daß am besten immer die grotesken Figuren

1) Die Meistersinger dürften hier noch am ersten an diesen Stil anklingen, und auch Lohengrin und Tannhäuser können in ihren Wirklichkeitsschilderungen Glanz und Reichtum vertragen, während der Ring und Tristan sich allein in einer tiefen Symbolik des Bühnenbildes bewegen müssen.

gelingen, die in der Auffassung eines Mime, eines Alberich oder eines Beckmessers sich zu festen Typen verdichtet haben. Hier könnte nur eine bewußte Eugenetik helfen, die es vermöchte, ausgesprochen nordische Menschen auf Stimme zu züchten. Solange ein solches Material noch nicht zur Verfügung steht, wird man über einen schmerzlichen Bruch in der Darstellung nicht hinauskommen.

Aber auch das Vorhandene wird selten ausgenutzt. Gerade für die Nebenrollen stehen oft anmutige Gestalten zur Verfügung, die durch das traditionelle Kostüm um alle Wirkung gebracht werden. Sollte man sich nicht endlich einmal dazu entschließen, die Walküren oder die Rheintöchter von dem obligaten langen Ballkleid zu befreien, das einen leisen Zug von Komik in diese heldische Welt bringt?

Was auch durchaus nicht zu den unerreichbaren Dingen gehörte, wäre die Gestaltung einer eindrucksvollen Linie im Aufbau der handelnden Figuren innerhalb des Bildrahmens der Bühne. Wie ich das meine, läßt sich am besten an einem Beispiele klarmachen. Nehme man dazu etwa die Szene des gefesselten Alberich im Rheingold. Schon aus reiner Logik ergibt sich der hochaufgerichtete, alles überragende Wotan, rechts von ihm der seinem ganzen Wesen nach etwas geduckte und sich anschmiegende Loge, und zu seinen Füßen der liegende Alberich. Diese einheitliche Gruppe muß sich in die linke Hälfte der Bühne verschieben, während von rechts das Heer der Nibelungen aus einer Erdspalte herausquillt und diesen Teil der Bühne füllt, aber von der linken Gruppe scheu Abstand hält. Durch so eine klare Anordnung entsteht nicht allein ein wirksames Bühnenbild mit starken Kraftlinien, sondern die Symbolik der Szene wird auch ohne weiteres sinnfällig klar. Statt dessen steht der Wotan irgendwo auf der Bühne herum, ohne sich den anderen überzuordnen, und geht dadurch des sinnfällig Zwingenden seiner göttlichen Existenz verloren. Loge bewacht nicht den Alberich, sondern steht auch irgendwo; Alberich liegt rechts, und zwischen ihm und den Asen wimmeln die Zwerge herum. Unbewußt wird die ganze Symbolik aufgehoben und unwillkürlich fragt sich der Beschauer: warum nehmen sie denn den Ihrigen nicht in ihre Mitte und verschwinden mit ihm? Die Macht der Götter muß hier in dem bildhaften Aufbau seinen Ausdruck finden, und wenn man sich diese Gelegenheit gedankenlos entgehen läßt, so verliert der ganze Hergang in der unnötigsten Weise das selbstverständlich Überzeugende.

Oder etwa die Liebesszene zwischen Siegmund und Sieglinde. Im Hindergrunde flutet einzig ihretwegen der Mondschein einer Maiennacht durch die offene Tür der Hütte, sie selbst sitzen aber irgendwo vorn auf einem Sofaplatz und lassen sich von einem meist gelb gefärbten Scheinwerfer hübsch deutlich beleuchten. Daß das die gesamte Idee der Szene umwirft, könnte auch ohne Gefühl für die Gesetze des Malerischen einfach aus schlichter Logik erklärt werden. Denn die Handlung ist darauf aufgebaut, daß das Paar seelisch und körperlich der Hütte den Rücken dreht und sich dem Zauber des Mondscheins und der Maiennacht überläßt, was nicht allein dem ja längst erloschenen Herdfeuer es ersparen könnte, in den Verdacht zu kommen, als wollte es sich zu einer rätselhaften Zimmerbeleuchtung aufschwingen, sondern das auch Gelegenheit bieten würde, ein überaus reizvolles Bild aufzubauen.

Oder die Zweikampfszene zwischen Siegmund und Hunding. Da es Nacht geworden ist, würde es der Stimmung entsprechen, wenn nur die dunklen Silhouetten der beiden Männer auf dem Felsenjoch sich gegen den vom Blitze durchzuckten Himmel abheben würden, was eindrucks- und stimmungs-

voll genug zu bilden wäre, während in düster magischem Glanze über ihnen die göttlichen Gestalten mehr zu ahnen, als ganz körperlich zu sehen sein müßten. Statt dessen stellen sich die Spielenden im unbarmherzigen Scheinwerferlicht höchst körperlich real neben sie, und die Laterne beleuchtet nicht allein sie, sondern mit derselben Deutlichkeit auch ihre Schützlinge, ein Anblick, der gänzlich jedes geheimnisvollen Schauers entbehrt, der doch augenscheinlich die Grundlage des ganzen Vorganges bilden soll.

Diese Beispiele ließen sich ungemessen vermehren.

Wenn man nach den hier angeführten Beobachtungen die Frage wiederholt, ob eine Weiterentwicklung des Sichtbaren im Stile der Wagnerschen Bühnendramen möglich ist, so läßt sie sich doch wohl durchaus bejahen. In technischer Hinsicht hat sich die Bühne vorab durch Aufnahme des Kuppelhorizontes derart grundlegend geändert, daß man die Konsequenzen ziehen sollte, die zwar überlieferten, aber auf nun überwundenen Hemmungen beruhenden Bühnenbilder so umzugestalten, wie sie dem eigentlichen Sinne der in Wort und Musik ausgedrückten Szenen entsprechen. Das Wie kann nicht in Worten gezeigt werden, und dies ist der schwache Punkt dieser Zeilen, die zu sehr die negative Seite aufdecken müssen, ohne des Positiven mehr als einige Andeutungen geben zu können. Als bescheidener Teil einer Anregung mögen sie indessen doch an maßgebenden Stellen freundlichst aufgenommen werden.

Hölderlins Patmos-Hymne

von

Conrad Wandrey

Vorbemerkung. Im Gegensatz zu früheren Versuchen, die durch das vermeintliche Dunkel dieser wie anderer Späthymnen Hölderlins am Lenkseil der idealistischen Philosophie seiner Zeitgenossen sich durchzufinden oder, irriger noch, sie aus den Lebensumständen des Dichters erklären zu können vermeinten, geht die hier gebotene Deutung (Bruchstück einer noch unveröffentlichten Arbeit über „Hölderlins mythische Spätdichtung") des umgekehrten Weges: nicht mehr von den Berührungen der Geistumwelt Hölderlins zu seinem Zentrum hin, sondern vom gegebenen Gehalt seines Wesens in die ausgeformte Sprachgestalt eines der hymnischen Werke hinein. Gehalt seines Wesens: das ist für Hölderlin auf dieser letzten steilsten Stufe seines Anstiegs eine ihm von den Göttern und Mächten geoffenbarte Schau, ein nach Art und Umfang eigenrichtig und streng geschlossenes mythologisches Gesamt, eine Weltordnung, die kaum je im vollen Ausmaß ihrer räumlichen und zeitlichen Gliederungen sichtbar wird, obwohl jedes dieser hymnischen Gedichte nicht nur an ihr teil hat, sondern um ihretwillen allein gesungen ist. So wird zur Pflicht des Deuters, sich dieses Ganze zu anschaulicher Erkenntnis zu bringen und immer gegenwärtig zu halten, er wird dann auch das scheinbar Vage und dunkel Ausgedrückte von einem tragenden Grund her gehalten und sicher bestimmt finden. Eben dies aber tut heute not: über die

dumpfe, an Hölderlins Sprachmitteln entzündete modische Begeisterung, den bloßen Hölderlinrausch hinweg die „heilig-nüchterne" Sicht ihres größten Sehers den Deutschen ins Bewußtsein zu heben.

Was Patmos anlangt, die schwerste, nach Sprache und Gehalt beschwerteste der Hymnen und wohl eines der anspruchvollsten und umstrittensten Versgebilde der deutschen Dichtung, so schien es geboten, mit größerer Ausführlichkeit zu Werke zu gehen und durch stete Hinweise der vorgelegten Deutung ihre sachliche Rechtfertigung mitzugeben. Von geringfügigen Stellen abgesehen ist die erste, leichtere Fassung von Patmos zugrunde gelegt, und zwar nach dem vierten Band der durch Hellingrath besorgten kritischen Gesamtausgabe der Werke (1916). Die späteren Lesarten, an sich schon von hohem Interesse als ein gewichtiges Zeugnis dafür, daß Dichtung für Hölderlin auch die Kunst der Sprache war, werden von den Anmerkungen berücksichtigt: einmal, um durch Vergleich zu schnellerem Verständnis zu helfen, sodann, um zu zeigen, daß sie helles Ergebnis künstlerischen Reifens sind. Grenze für die Aufnahme der Varianten ist der große Einschub, den Hellingrath als Barockfassung von Patmos gedruckt hat. So gewiß auch die noch dem geistklaren Hölderlin zugerechnet werden muß, hätte eine Erklärung da weiter ausholen müssen, als im Rahmen der auf diesen Blättern gebotenen Studie lag.

* * *
*

Wo immer, nach Zeiten irdischer Brache, göttliche Kraft zu neuer Einkehr auf Erden rüstet und menschlich gestalteter Form sich bequemen will, da wird der Sendbote der Himmlischen, der Seher, in sein Amt treten. Denn ihm allein unter den Erdensöhnen ist verstattet, des ewigen Vaters heiligem Strahl aus drohendem Gewitterhimmel entblößten Hauptes ohne Gefahr sich darzubieten (Dichterhymne: Wie wenn am Feiertage ... V. 54 bis 60; Christushymne: Versöhnender, der du, nimmer geglaubt ... V. 59—62), er, in dem das Rettende wirkt, wenn die Welt für immer sich zum Chaos zu entbilden droht. Der Seher, am tiefsten vom Leid einer götter- und lichtlosen Nachtzeit betroffen, wird nach dem neuen Gotte spähen, wie ein Ertrinkender nach der rettenden Planke faßt — mag er nicht wissen, welcher Gestalt das Göttliche kommen will, er spürt sein Andrängen und fühlt, daß es nah ist (Germanien, V. 6—11, 27—32). Denn wie keine Wende ohne die zugehörige Not und kein Erlöser ohne den Bedürftigen gedacht werden kann, so gehören Gefahr und Rettung zusammen und wachsen aneinander.

Den Propheten der alten Mutter Asia gleich im Wahrtraum auf prophetischen Berg (Donauquell, V. 55—62; Germanien, V. 36—38) erhoben, ruft Hölderlin mit der Eingangsstrophe der Patmos-Hymne, die dichtendes Gebet ist, nach dem Genius (V. 19), dem beschwingenden und beschattenden Dämon seines Lebens. Das Antlitz nach Osten, der Heimstätte des Geistes, gerichtet, der einst, im Wort, die Länder des Westens überkam (Donauquell, V. 11—18), sehnt sich der abendländische Seher aus der verdämmernden christlichen Nacht, in der sein notwendiges Schicksal die Einsamkeit ist, zu den Propheten früherer Weltalter hinüber, deren Wort, dem seinen gleich, das Göttliche zu künden hatte. Und wie Adler aus den finsteren Klüften ihrer irdischen Behausung auf Fittichen zum ewigen Vater Äther sich heben,

und die Söhne der Alpen auf hängenden Brücken durch Abgründe getrennte Höhen zu erreichen wissen, so liegen, leuchtenden Bergzinnen gleich, vor Hölderlins innerer Schau die Gipfel der Zeit (Der Mutter Erde, V. 63—66) versammelt, und er darf, die dort stehen, seine Brüder grüßen: die Liebsten — denn sie sind einer dem andern Vorbild, Ansporn und Trost, wie das schwere Schicksal der Berufenheit recht zu tragen sei. Mag zwischen die Felder ihres irdischen Wirkens die historische Zeit noch so weite trennende Spannen gelegt haben, die Werker und das Gewirkte bleiben sich nahe: es ist ein tauschendes Hinübergrüßen von eh und je, das wohl auch mit dem neuen Erwählten Gottes Zwiesprache hält und Kraft spenden wird zur Deutung der Zeichen seiner Zeit (Dichterhymne, V. 29—31). Denn Hölderlin will nicht nur hinübergehn zu den früheren Mittlern des Göttlichen, in denen Vergangenes verewigt fortlebt, deren Gestalten, deren Werke aus der Leere der Brachzeiten wie Berge aus dem Nebel der Täler und Inseln aus dem formlosen Fluten der Meere sich heben: er will auch wiederkehren. So wenig des Hyperiondichters Griechenkult romantisch sich in ein schönes Einst befriedete, so wenig schließt des Patmossängers Einkehr auf dem letzten schöpferisch großen, dem Christus-Gipfel der Zeit, einen Willen zu dauernder Rast ein. Er wird dorthin entrückt, und diese Entrückung ist Inhalt der Hymne, aber sie kann sein Wissen nicht beschwichten, daß, trotz Christus, dem Gott der Götter im unendlich fortzuwirkenden Werk der Welt noch manches zu tun übrig blieb (Christushymne, V. 95—96; Germanien, V. 12—16; Wanderung, V. 91, 98—100). So gilt es gedoppelte Treue zu wahren: die Treue des dankbaren Gedenkens vor der Vergangenheit: das ist die Treue des Hinübergehens (Donauquell, V. 74—76), und jene andere, schwerer und köstlicher, die Vaterlandstreue der willigen Dienstschaft vor der Zukunft: die Treue des Wiederkehrens (Vers 1 bis 15).[1])

Der Dämon neigt sich dem Gebet[2]), trägt pfeilschnellen Fluges den

1) Zur späteren Fassung von V. 1—2: Voll Güt' ist, keiner aber fasset / Allein Gott vgl. V. 172—173 und die Verse der Herbstfeier: Engel des Vaterlands! o ihr, vor denen das Auge, / Sei's auch stark, und das Knie bricht dem vereinzelten Mann, / Daß er halten sich muß an die Freund' und bitten die Teuern, / Daß sie tragen mit ihm, all die beglückende Last: / Habt, o Gütige, Dank. — V. 5 wird in Klüften zu im Finstern geändert: wohl aus Gründen der lautlichen Bindung an furchtlos, dann auch, weil so die Gegensätze der Strophe sinnfälliger herausgetrieben werden: im Finstern wohnen die Adler, die Dichter in der Weltnacht, aber beide heben sich zur Klarheit der Berg- und Zeitgipfel. — Der Zusatz V. 9 nach rings: um Klarheit meint das Hineintauchen der Gipfel in den Äther, das geistige Wachsein der Propheten auf den Bergen über dem dumpfen Nebelschlaf in den Menschentälern. — Der Zusatz ermattend nach wohnen V. 11 ist zu deuten nach Brot und Wein, V. 119—120, 152—154: er sichtet die Gefahr, daß auch die Mittler schwach werden, die wenigen zum Wachen Bestellten dem allgemeinen Schlaf verfallen könnten, daß die Kraft erlahmt, die von einem zum andern fließt. Vgl. in der spätesten Erweiterung zum Einzigen: Oft aber scheint / Ein Großer nicht zusammenzutaugen / Zu Großen. Die steh'n allzeit, als an einem Abgrund, einer neben / Dem andern.

2) V. 13 ist unschuldig Wasser Akkusativ wie Fittiche im folgenden Vers: es wird um das eine oder das andere gebeten. Die Bitte um Fittiche ist aus dem Bildhaften der Strophe ohne weiteres, die Bitte um unschuldig Wasser erst — falls man nicht schon das beziehungsreiche Ineinander der Vorstellungen Berg/Luft, Insel/Wasser als genügend erachten will, wobei an den Sprachgriff geflügelter Krieg für segelnde Kauffahrer, in Hölderlins Gedicht Andenken, zu erinnern wäre — aus dem Fortgang der Hymne verständlich: über die ungewisse (formlos wallende) Meeresebene (V. 48) wird Hölderlin zur Insel Patmos geführt, zur Stätte der johanneischen Offenbarung.

Dichter im Zwielicht der Morgendämmerung erst über die vertrauten Wälder und Bäche der Heimat hin, dann durch fremde Länder, immer nach Osten, und aus Nebeln steigt dem geblendeten Blick des Entrückten, gleich einer sich allmählich (mit Schritten der aufsteigenden Sonne) öffnenden Riesenblüte, die sagenumwobene Küste Kleinasiens (Vers 16—31): über wuchernder Üppigkeit der breiten stromdurchzogenen Tälergassen die ragenden Steilwände äthernaher Berge.

Hölderlin hat mit dieser Schilderung des kleinasiatischen Panoramas ein höchstes Zeugnis seiner Spätkunst dargeboten, bewundere man nun die sprachliche Dichtigkeit[3]) der Stelle oder die Einheit von Sinnfälligkeit und Bedeutung, von Farbenpracht und Architektur. Er kennt (V. 32) die im Frühlicht sich dehnenden Stätten, denn Phantasie hat schon oft im Geiste sie ihm gezeigt (etwa im Neckar-Gedicht: ...das Aug' entflieht, / verlangend nach den Reizen der Erde, mir / Zum goldenen[4]) Paktol, zu Smyrnas / Ufern ... oder im Hyperion des Thalia-Fragmentes, wo Melite / von den Ufern des Paktol, aus einem einsamen Tale des Tmolos nach Smyrna kommt. Jetzt aber, da er sie in der leibhaft-magischen Entrückung wirklich sieht, muß dieser ungewohnte Anblick der Wirklichkeit erst mit der geistigen Vorstellung in Einklang gesetzt werden, die Hölderlin sich von ihr gemacht hat. Zudem taucht ja die Gewißheit, im Land der Patriarchen und Propheten zu sein, dem Dichter die Gefilde noch zauberischer ins Licht (denn das Im goldnen Rauche [V. 27] gibt das optische Phänomen der von Strahlen durchsonnten Morgennebel und meint zugleich den goldnen Rauch der Sage, von dem Germanien V. 25 spricht). So liegt sie vor seinen Blicken gebreitet: wie ein Garten, der voll feurig bunter Blumen steht, darüber, auf den lebendigen Säulen der Bäume, die steilen, von immergrünem (V. 40) Efeu überhangenen Felsenwände der Gebirgspaläste, deren Zinnen ewiger Schnee krönt[5]) (Vers 31—45).[6])

Doch nicht diese leuchtende Morgenlandschaft ist Sinn und Ziel der magischen Fahrt. Kaum hat von den kundigen Seeleuten einer die Patmos-Insel mit Namen genannt, da drängt es den Dichter, nun seine Bitte um unschuldig Wasser (V. 13) vom Genius erfüllt ist, die rechte unter den schattenlosen Schiffsstraßen sich weisen zu lassen, die aus den

3) Es treten V. 25—31 vier Appositionen zu Doch bald blühte mir Asia auf. — Alle V. 36—45 durch und koordinierten Sätze bleiben abhängig vom wo V. 33.

4) Die Metapher, die Hölderlin dem Paktol beigibt, knüpft an die Kunde sagenhafter Zeit an, daß der Fluß Goldsand mit sich führte.

5) Im Rhein V. 4—6 ist das Alpengebirge die Burg der Himmlischen. Patmos gestaltet das architektonische Bild ins Einzelne aus. Man halte daneben das spätere, noch wuchtiger drängende Bild des Ister, V. 21—26.

6) Zu späteren Lesarten der Strophen 2—3: V. 17 wird durch künstlicher statt schneller das Magische der Reise noch stärker betont. — V. 20—21 ist Es dämmerten / Im Zwielicht zu Es kleideten sich / Im Zwielicht menschenähnlich gebessert; gebessert, denn die neue Fassung gibt nun auch den Erregungszustand des vom Dämon Ergriffenen, wie er sich auf die Natur überträgt, woneben man aus Goethes Willkommen und Abschied die Verse halte: „Schon stand im Nebelkleid die Eiche / Ein aufgetürmter Riese, da, / Wo Finsternis aus dem Gesträuche / Mit hundert schwarzen Augen sah." — V. 30 wird zu Von tausend Tischen duftend: das Bild aus Brot und Wein, V. 57. — V. 37 später gebessert zu Und schläfrig fast von Blumen der Garten: eine stärkere Einigung der Natur mit dem Menschlichen. — V. 44 ersetzt das seelisch bewegte feierlichen durch das dinglich beruhende felsenharten.

Toren des prunkenden Asia-Palastes zur menschenleeren felsigen Einöde von Patmos hinübergeht. Und wie für Hölderlin die Kräfte Götter sind und Götterkräfte im heroischen Menschentume sich darleben, wie sein Allbeseelungs- und Allvermenschlichungsdrang den Archipelagus väterlich die Inseltöchter, die Heroenmütter, mit Armen umfangen und den Isterstrom menschengleich in seiner Tallandschaft wohnen läßt, so wohnt hier Patmos kärglicher als die reiche Schwester Cypros, ist gastfreundlich (Das aber V. 61 ist mit dem Denn V. 57 zusammenzunehmen) und hört (V. 69 ist bei Wort an keinen bestimmten Inhalt der Rede, sondern an den Akt des Sprechens zu denken. Hölderlin vereinfacht später die Stelle durch Streichung von Das Wort) den Fremden, der in ihr ärmeres Haus tritt (an ihrer öden Küste landet), und klagt mit ihm durch ihre Kinder, die Echostimmen der Felsenwände.

So tritt die Patmos-Landschaft der asiatischen der dritten Strophe gegenüber, wie Penia und Poros, christliche Weltnacht und antiker Welttag gegeneinander stehen: nach der Farbenfülle, der reichen Pracht, der quellenden Frische das Dunkel, die Armut, die Unfruchtbarkeit. Vom Szenischen her bereitet sich so, überleitend, das Hauptstück der Hymne vor, das mit V. 73 einsetzt und schon V. 64—66 anklingt: denn mit dem um die Heimat und den abgeschiedenen Freund (Christus) Trauernden ist auf Johannes und sein Jüngerschicksal vorausgedeutet, das spätere Verse (95—97, 123—126, 136—138) ins Typische heben.

Hölderlins Vision von Christi Herabkunft auf Erden und ihrer Wirksamkeit im Ablauf der Weltgeschichte (V. 73—90: Christi Erdenwandel mit den Jüngern, Abendmahl, Tod und Himmelfahrt; V. 91—107: Christus erscheint den einsam zurückgelassenen trauernden Jüngern und sendet ihnen im Pfingstgeschehnis als Tröster den heiligen Geist; V. 108—120: Verlöschen des antiken Welttags, Anbruch der christlichen Weltnacht mit ihrem neuen Lebensgesetz; V. 121—150: Auswirkung, V. 151—195: Deutung dieses Gesetzes) darf — es wird ohne unschicklichen Überschwang heute gesagt werden dürfen — den geistig-seelischen Dimensionen nach sich ebenbürtig zum Rang der heiligen Schriften des Verbannten von Patmos heben: Was in der Elegienfolge Brot und Wein krönender Abschluß ist, in der Christushymne knospender Ansatz bleibt, wird hier Mitte des Werkes und zu voller Blüte ausgefaltet, mit aller wünschenswerten Klarheit, geheimnisvoll-offenbar wie nur je ein Gedicht solchen Ranges (Vers 46—73).[7])

Auf Patmos haben, ehrwürdiger Sage zufolge, den geliebtesten (V. 74) der Christusjünger, Johannes, in dunkler Grotte (V. 56) die drohenden Gesichte seiner Offenbarung heimgesucht. Er, fast ein Knabe noch (V. 75), als ihn der Sohn des höchsten Vaters, schicksalbergend gleich der sehrend segnenden Gewitterwolke (Christus als der Gewittertragende: V. 102—104, 207—208; Christushymne, V. 18—21), für immer an seine Schritte fesselte, war in seiner unberührten Einfalt dazu erkoren, beim letzten Abendmahl[8]) das Geheimnis seines Wesens und Wortes

7) Die spätere Fassung von V. 70—71: Die Stimmen des heißen Hains, / Und wo der Sand fällt und sich spaltet / Des Feldes Fläche, die Laute, / Sie hören ihn ... ist naturnäher, kräftiger, reicher, sinnlicher. Die Geräusche der erhitzten Erde werden vernommen: das leise Rauschen der lichtgetroffenen Baumkronen, das Herabrieseln des erhitzten Bergsandes, das Bersten der unter praller Sonne liegenden Feldflächen.

8) Ev. Matth. 26, V. 29; Ev. Luk. 22, V. 18; besonders aber Ev. Joh. 15, V. 1—8. Daß Hölderlin nicht, in vertrautem Ausdruck, vom Abendmahl, sondern vom Gastmahl Christi

genauer von Christi Angesicht zu lesen[9]) als alle Freunde der Runde. Erriet schon er das Geheimnis des Weinstocks, von dem dann Hölderlin in Brot und Wein (V. 141—148, 155—156) zu singen anhob, die Gleichung von Christus und Bacchus? Beide sind Söhne und Sendboten des Gottes der Götter und damit Brüder, aber sie haben auch vor den Menschen dasselbe Zeichen: Bacchus ist der Gott des Weines, in dem die Erdensöhne ohne Gefahr himmlisches Feuer trinken (Dichterhymne), und Christus hat im Weine des heiligen Abendmahles den Menschen der Nachtzeit eine Gabe gereicht, als Pfand, daß die Götter einst dagewesen und kehren in richtiger Zeit (Brot und Wein, V. 140).

Und auch die Liebesbotschaft Christi hat nur der Griffel des Johannes aufgeschrieben, eben durch ihn hat Christus nie genug von Güte zu sagen[10]) und noch dem Seher Hölderlin sich vor allem als Sendbote und Gott der Liebe offenbart (Christushymne, V. 80; Entwurf der Madonnahymne, V. 22—24): himmlisch tröstender Genius im Streit der Welt nach der Auffahrt der alten Götter, als das Trauern mit Recht über der Erde begann (Brot und Wein, V. 128)[11]): Christus, dem Liebe und Tod auf Gethsemane sich unlöslich in eins verschränkt haben, der jene lauterste Demut und Frömmigkeit errungen hat, die auch Opfer am Kreuz und Zürnen der Welt aus dem Ratschluß des Gottes der Götter geboren weiß und nicht anders als gut[12]) heißen kann. So starb Christus den irdischen Tod — ein Geschehnis, an dessen geheimnisvolle, heilbergende

mit seinen Jüngern spricht, ruft und soll heraufrufen die Erinnerung an Plato, wie denn in Hölderlins Wesen und Dichten das Christlich-Abendländische sich mit dem Griechisch-Antiken nicht nur dauernd mischte, sondern zu höherer Einigung gelangte (Christushymne, V. 32—38).

9) Johannes ist wohl noch ein selig Junger (V. 75), aber wie ein achtsamer Mann (V. 79) weiß er das Gotteswort aufzunehmen, aus dem, geraume Zeit später, sein Evangelium wachsen soll.

10) Im Gegensatz zu den Synoptikern. Ev. Joh. 13, V. 34—35; 14, V. 21, 23—24; 15, V. 9—10, 12—13, 17; 16, V. 27; 17, V. 26.

11) Christus sieht und erheitert das Zürnen der Welt: „Es gärt um ihn die Welt, was irgend nur / Beweglich und verderblich ist im Busen / Der Sterblichen, ist aufgeregt von Grund aus.... Der Eine doch, der neue Retter, faßt / Des Himmels Strahlen ruhig auf, und liebend / Nimmt er was sterblich ist an seinen Busen, / Und milde wird in ihm der Streit der Welt, / Die Menschen und die Götter söhnt er aus“ (Empedokles).

12) Den Tod und die letzte Liebe sprach der Herr aus: Ev. Joh. 15, V. 13. — Denn alles ist gut: Der Christus der Gethsemane-Worte: „Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst“ begegnet sich mit den Worten des berühmten Hölderlinbriefes an Böhlendorf: „O Freund! Die Welt liegt heller vor mir, als sonst, und ernster da! es gefällt mir, wie es zugeht.... Ich tue was ich kann und denke, wenn ich sehe, wenn ich auf meinem Wege auch dahin muß wie die andern daß es gottlos ist und rasend, einen Weg zu suchen, der vor allem Anfall sicher wäre, und daß für den Tod kein Kraut gewachsen ist.“ Beides ist aus einer ähnlichen Gesinnung herausgesprochen: eine segnende Gebärde gegen das Leben hin, das immer gut ist, wie es auch sei, selbst in der Gipfeleinsamkeit der tragischen Fallhöhe. Man wird dieser Gebärde, dem Wahrzeichen des Gleichgewichtes und Maßes, um das Hölderlin wie um nichts die Götter zu bitten pflegte, in seiner späten Zeit auch sonst begegnen: Nichts ist das Böse, verkündet ein Hymnenentwurf und fordert, zu sehr zu fürchten die Furcht nicht; am ergreifendsten aber wird solcher Segen gespendet am Schluß des Fragmentes 21, wo Hölderlin mit seinem Menschenwesen so tief in das Dasein der Natur sich hineingeschmiegt hat, daß jene seelische Geste So gehet es wohl fast zur Stimme der Natur selbst wird, die den Schöpfer preist für die süße Wohltat des Lebens.

Kraft Hölderlin mit der Güter gefährlichstem, der Sprache, nicht weiter zu tasten wagt. Genug, daß die Todesbande sich lösten und im Auge des zum Himmel auffahrenden Gottsohnes, wie er den Freunden herab- und rückwärts grüßte, der Blick des Siegers[13]) war (Vers 73—90).[14])

Hätten die Jünger, durch Staunen und Trauer befangen, den Sinn dieses Sieges im Sterben aus eigener Kraft sich deuten können, sie, die den jüdischen Messias (V. 97: Heimat) gekommen wähnten, ein Tagreich von dieser Welt, ein Leben unter der Sonne? Wohl ist das Heldische (Großentschiedene) von Christus in ihre Seelen gesenkt, sein Atem wird, als heimliche Lebensflamme, bei der Bewährung des apostolischen Amtes aus ihnen herausschlagen wie Feuer aus dem Eisen[15]), aber daß sie ihn als Heiland der Menschheit erkennen und als Herrscher von jener Welt (Ev. Joh. 16, V. 5—6), mit dem es Abend wird, dazu bedarf es, nachdem sein Schatte in menschlich vertrauter Hülle noch eine Weile mit ihnen gegangen ist (Ev. Joh. 20, V. 19; Ev. Luk. 24, V. 13—16: Gang nach Emmaus), einer letzten Begegnung mit dem Göttlichen. So sendet Christus im Pfingstgeschehnis als Tröster den heiligen Geist[16]): er wird die das Schicksal ihrer Berufenheit ahnenden, aber noch dumpf befangenen (schwersinnenden) Jünger aus Schwachen im Geiste zu Sendboten und Märtyrern (Todeshelden) erstarken (Vers 91—107).

13) liegend blickte der Christus der Himmelfahrt (Ev. Mark. 16, V. 19; Ev. Luk. 24, V. 50—52) als Freudigster auf die Freunde zurück (Ev. Joh. 15, V. 11—13). Schon Petzold hat darauf hingewiesen, daß Freude, ein Lieblingswort Hölderlins und des Neuen Testaments, nicht selten mit Begeisterung synonym ist. So eben hier. Man kann auch das Sophokles-Epigramm Hölderlins heranziehen: „Viele versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu sagen, / Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer sich aus.“ Der zum Himmel auffahrende Christus ist für Hölderlin oberstes Symbol jener heilig-nüchternen, unromantischen, fruchtbaren Begeisterung, die eins ist mit dem dionysischen Rausch der Tragödie und von der eine aphoristische Aufzeichnung sagt: „Das ist das Maß der Begeisterung, die jedem einzelnen gegeben ist, daß der eine bei größerem, der andere bei schwächerem Feuer die Besinnung noch im nötigen Grade behält. Da, wo die Nüchternheit dich verläßt, ist die Grenze deiner Begeisterung.“

14) Zu späteren Lesarten: V. 83 ruhigahnend in der großen Seele (wozu im Entwurf der Madonna-Hymne göttlich trauernd in der starken Seele zu vergleichen ist) wird zu in der großen Seele wohlauswählend, wodurch das Handelnde gegenüber dem liebend Hingegebenen in Christus stärker zum Ausdruck kommt. — Wohl aus gleicher Erwägung wird V. 86 zu erheitern später in zu schweigen abgeändert. — V. 86—88 in geballterer Fassung, die kaum neue Schwierigkeiten bietet: Der Worte damals und zu bejahn Bejahendes. Aber sein Licht war / Tod. Denn karg ist das Zürnen der Welt. / Das aber erkannt er. Alles ist gut. Drauf starb er. Das doppelte Bejahen unterstreicht nur vorwegnehmend Christi Alles ist gut; daß sein Licht, die in ihm entzündete Liebesfackel, Tod war (bald gelöscht werden sollte), da die zürnende Widerwelt mit dem kargt, was diese Leuchte am Leben halten könnte, und daß Christus all dies weiß und in seinen Willen aufnimmt, erinnert an die Christushymne (V. 79—80, 88). — V. 88—89 macht die scheinbar geringfügige Änderung Vieles wäre Liebes / Zu sagen die Stelle gleichzeitig besonderer, inniger und gehaltener.

15) Das „es“ in war's (V. 98) ist auf Angesicht (des Herrn und der Heimat) zu beziehen. Man kann an den Vorgang der Prägung von Münzköpfen denken, dann wäre die spätere Lesart eingetrieben für eingepflanzet eine Besserung, weil enger im Bilde bleibend.

16) Pfingstgeschehnis: Apostelgeschichte 2, V. 1—4. Das „Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes“ gibt Hölderlin durch sein Lieblingsgleichnis für die Begegnung des Göttlichen mit dem Menschlichen: das Gewitter. — Der heilige Geist als Tröster von Christus gesandt: Ev. Joh. 14, V. 16, 26; 15, V. 26.

Denn jäh wandelt mit seiner Ausgießung die Welt ihr Antlitz, und so will es das neue Gesetz: das Reich des *Tages*, der mit dem *geradestrahlenden Sonnenzepter von Asien her geherrscht* hat, von wannen das Licht, im völkerweckenden Wort, nach Westen kam (Donauquell, V. 11—18, dessen Entwurf diese Patmosstelle vorweggenommen hat: *... es erlosch das Augenlicht allen, die da sahen in den heiligen Abgrund, als unter uns die Macht der Zeiten erfüllt war*), das Reich des Tages *erlischt*[17]) und mit ihm die Herrschaft des Auges, der Schönheit und Gestalt (V. 138); das Reich der *Nacht* bricht an, und in ihm sollen *Weisheit* und innerer *Sinn* das Zepter führen. Nicht mehr wird der Gesichtssinn rege die Außenwelt aufnehmen, sondern (*einfältig*) zum passiven, *unverwandt* nach innen gerichteten Spiegel der *abgründigen*, in geistiger Schau befangenen Seele werden, aus der *im Dunkel blühende Bilder* heraufscheinen: die lichten Gebilde der Sage, in denen die Erinnerung an das einstige Dasein der Götter (und Christi) auf Erden weiterlebt (Vers 108—120).[18])

Was, vorwegnehmend, von der Mitte der kommenden Weltnacht her gesehen, eine *liebende* (V. 117) und *freudig* (V. 115) hingenommene Herrschaft sein wird, das enthüllt sich, von seinem Anfang her gesehen, als *furchtbare* (V. 121), wenn freilich notwendige Schickung, als stetig vertiefte dunkle Talsenke zwischen den hellen Berggipfeln des einstigen und des künftigen Welttages, als Verhängnis, dessen Bedeutung (V. 150: *was ist dies?*) sich erst einem Blick offenbaren kann, der schon ein Jenseits ihrer,

17) Die spätere Fassung von V. 111—114: *Den Zepter, göttlichleidend, von selbst; / Denn wiederkommen sollt er / Zu rechter Zeit. Nicht wär es gut / Gewesen später und schroffabbrechend, untreu der Menschen Werk* sagt, wenn man Hölderlins stoßhafte Fülle einebnen will: *es wäre nicht gut gewesen*, wenn der Tag seinen *Zepter später* zerbrochen hätte, ohne die sanfte Vermittlung Christi, der, trotzdem er die gestaltlose Nacht bringt, doch selber noch Gestalt ist, der letzte der antiken Götter, die ihn mit einigen sichtbaren Gaben (Brot und Wein, V. 125—133) zurückgelassen haben, zum Zeichen, daß sie und der Tag einst wiederkehren würden. Eben dies allmähliche Überleiten vom Tag zur Nacht, von der Götterfülle zur Götterlosigkeit durch die eine und letzte Gottgestalt Christus nennt Hölderlin die *Treue* des Tages (der hier, personifiziert, als einer der Himmlischen aufzufassen ist) gegen die *Menschen* und ihr irdisch schwaches *Werken*, das immer wieder der Ruhepausen, des *Fehlens* der Götter bedarf. — *göttlichleidend* zerbricht der Tag sein Zepter, weil die Götter, der Sterblichen bedürftig, nichts von selbst fühlen (Rhein, V. 106—113), und ihre Auffahrt, die sie von den Menschen abtrennt, unter dem höheren Schicksalszwang des Gottes der Götter geschieht.

18) Die Verse 117—120 sprechen denselben Gedanken aus wie, anders und in anderem Zusammenhange, V. 192—195. Beide Stellen klären sich aneinander, besonders in der reicheren Spätfassung. Die lautet hier: *Zu wohnen in liebender Nacht und bewahren / In einfältigen Augen unverwandt / Abgründe der Weisheit. Und es grünen / Tief an den Bergen auch lebendige Bilder.* — Für die Fassung *Und es grünen Bilder*, die an Der Mutter Erde, V. 70—72 anschließt, setzt Hölderlin noch später: *Manchem ward / Sein Vaterland ein kleiner Raum.* Das sagt: als die Weltnacht in voller Dichte sich herniedergesenkt, Grenzen und Gestalt und mit ihr den Körper getilgt hatte, konnte der Mensch, zu reiner Seele, reinem Geist geworden, im grenzenlosen Raum schweifen und im Unendlichen sich beheimatet finden. — Daß mit dem Wort vom Vaterland als kleinem, zu kleinem Raum aber keine Wünschbarkeiten Hölderlins sich verlauten, dafür zeugt, wenn es noch nötig sein sollte, das Unromantische seines Wesens und Willens zu belegen, kaum eine Stelle so eindringlich wie die stückhafte Aufzeichnung aus noch späterer Zeit (Hellingrath, S. 400): *Mein ist die Rede vom Vaterlande, das neide mir keiner.* Und dann, mit deutlichem Bezug auf die eigene Patmos-Dichtung, wie eine Warnung der Satz: *Daß aber uns das Vaterland nicht werde zum kleinen Raum!*

einen neuen Morgen gesichtet hat. — Hölderlin gibt das, nach Thema und Ansatz von V. 121—122, durch eine einzige, ins Riesige getürmte Sprachperiode, wobei der Kerngehalt der visionären Schau sich schon im Rhythmus des Sagens verlautbart: die atemlos drängende Hast zweier Satzgruppen (V. 123—135, 136—150) prallt auf nur drei, dafür mit äußerstem Schwergewicht lastende Worte, zerschellt am *Was ist dies?* wie ein Zug gespenstiger Schemen und macht damit sinnfällig, wie wenig es dem Dichter auf die selbstgenugsame Ausmalung eines dürftigen Lebenszustandes, wie sehr es ihm auf die Deutung seiner ankam. *Gott* (nicht Christus, sondern der Gott der Götter) *zerstreut* (Ev. Joh. 16, V. 32) *die Liebenden*, die Jünger Jesu, auf daß der in Christus ausgespendete lebendig-göttliche Flammensegen von diesem über die Jünger zur Welt hin seine Kreise ziehe (Vers 121—122).[19])

Es will wahrlich *schon* viel bedeuten und ist ein schweres Schicksal, in einem Augenblick die *Freundes*gemeinschaft aufzulösen und vereinzelt das Apostelamt anzutreten, wo das Christuswort: „Wo *zwei* oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ (Ev. Matth. 18, V. 20) sich erfüllt hat; wo die von Johannes dem Täufer *geweissagte* Herabkunft des heiligen Geistes (Ev. Matth. 3, V. 11) *gegenwärtiges* Ereignis geworden ist und die Flammenzungen sich auf die Häupter der Jünger niedergelassen (*die Locken ergriffen*) haben (Apostelgesch. 2, V. 3); wo durch den magischen Akt des *Sich-die-Hände-Reichens* (Sinnbild der engen Verbundenheit der Jünger und der ersten Christengemeinde. Apostelgesch. 2, V. 44; 4, V. 32) der auffahrende Christus geistig (als heiliger *Geist*) in die gläubige Gemeinschaft zurückgebannt (die Einigung des Göttlichen und Menschlichen zur Dauer gebracht) und gleichzeitig *das Böse* (das ein *hinfort Gebundenes* genannt und durch dieses *Nennen* zauberisch besprochen wird) wirkungslos gemacht worden ist (Vers 123—135).[20])

Wenn aber Christus, *an dem die Schönheit* in so unvergleich-

19) Christushymne, V. 82—86: ein Hinweis, der auch der späteren Fassung *zerstreut das Lebende Gott* und der noch späteren *zerstört das Lebende Gott* gilt. Denn die Zerstreuung des Lebendigen unter das danklose Nachtgeschlecht, das übermütig des Himmels vergißt, ist fast eins mit der Zerstörung des Lebendigen.

20) Zum Syntaktischen. Auf das *Denn schon* (V. 123), mit dem die erste Halbperiode anhebt, bezieht sich das *Wenn aber* (V. 136), mit dem die zweite beginnt. Beide Halbperioden sind Subjekt des Satzes V. 151: *Es ist der Wurf des Sämanns*, werden, als Antwort auf die Frage von V. 150, aufgenommen durch deren *Es*. Man ordne also: Dem *Wurf des Sämanns* ist es *schon* zu vergleichen, wenn einer *das Angesicht der Freunde lassen* muß usf., *aber* (V. 136) noch stärker trifft das Gleichnis zu, *wenn der stirbt, an dem die Schönheit hing* usf. — Der temporale *wenn*-Satz V. 130—135 ist dem von V. 126—130 nicht neben-, sondern untergeordnet. — V. 130—135 nehme man so zusammen: *wenn ihnen der plötzlich ferneilende Gott zurückblickt und sie, schwörend* (= beschwörend) *und das Böse hinfort* (= für alle Zukunft) *gebunden nennend, sich die Hände reichten, damit er wie an goldnen Seilen halte.* — Man vergleiche im Dichterberuf die Verse: *Wo wunderbar zuerst, als der* (der Engel des Tages) *die / Locken ergriffen, und unvergeßlich / Der unverhoffte Genius über uns, / Der schöpferische, göttliche kam. . . .*“ — V. 133 *wie an Seilen golden* zieht Hellingrath, unter Berufung auf die Rousseau-Ode V. 20 *Und die Wilden in goldenen Ketten zu gebunden* und *Das Böse*; mich bewog die Erinnerung an Dichtermut: *Unser Ahne, der Sonnengott, / Der in flüchtiger Zeit uns, die Vergänglichen, / Aufgerichtet an goldnen / Gängelbanden wie Kinder hält* und Empedokles, der *das ungereifte Leben / An goldnen Seilen freundlich zu sich auf* zog; auch der Zusatz der späteren Lesart *wie an*

lichem Maße hing, daß die Himmlischen, an seiner Gestalt sich ergötzend, auf ihn deuteten, wenn Christus zum zweitenmal, wenn er des geistigen Todes stirbt? Die Jünger, die eine Zeitlang zusammenlebten im Gedenken (Gedächtnis) an Christus, ihn bannten und hielten dadurch, daß sie sich faßten (sich die Hände reichten), sind seines lebendigen Anhauchs nicht mehr teilhaft; er ist, nach jenem Matthäuswort, nicht mehr „mitten unter ihnen", und darum sind auch sie nicht mehr „versammelt" und können einander nicht mehr fassen, nicht mehr verstehen (Christushymne, V. 59), die lebenspendende Gestalt Christi ist nicht einmal geistig mehr zu vergegenwärtigen.

Es muß zum Verständnis dieser Strophe daran erinnert werden, daß mit Christus nach Hölderlins Auffassung nicht ein unvermittelt Neues in die Welt gekommen ist, sondern die letzte der antiken Göttergestalten. Christus ist kein schroff Abbrechender, sondern ein „End und ein Beginn". So spielt hier Antikes und Christliches vieldeutig durcheinander, ähnlich wie in der Schlußstrophe von Brot und Wein.[21])

In dreifacher Stufung wird die Sohle der dunklen Talsenke erreicht. Wie „das fließende Wasser zuerst das Feinste, den Sand, hinwegschwemmt, dann aber die Weiden am Ufer" (Lehmann), so faßt die wachsende Flutwelle der Weltnacht zuerst die Tempel, die Stätten kultisch lebendiger Verehrung der alten Götter, der Früheren aus Christi Geschlecht (Germanien, V. 22); dann geschieht an dem letzten der Sendboten des Höchsten, dem Bruder der Halbgötter Herakles und Bacchus (Der Einzige, V. 51—53), an Christus, was an jenen geschah: seine Ehre verweht, es wird des Gottes nicht mehr gedacht, und auch das Angedenken der Seinen, der Gottzeugen, die ihn einst im Geist und in der Wahrheit genannt haben, schwindet hin; schließlich wendet auch der Gott der Götter, der dies alles aus sich entließ, sein Angesicht von den Menschen (Brot und Wein, V. 127), er bleibt als Kraft nicht mehr spürbar, so daß nun irgend mehr, weder am Himmel noch gar auf der Erde ein Sichtbares, Lichthaftes von den unsterblichen Göttern zeugt, die aufgefahren sind, droben in andere

Seilen golden zusammengenommen (die Reitkunst versammelt ein Pferd, nimmt es zusammen, auch durch rechte Handhabung der Zügel) spricht für diese Deutung. — Die spätere Fassung von V. 126—131 Allein, wo zweifach / Erkannt, einstimmig / War himmlischer Geist; und nicht geweissagt war es, sondern / Die Locken ergriff es gegenwärtig, / Wenn ihnen plötzlich / Ferneilend zurück blickte verdeutlicht, vereinfacht, verbessert: das lokale wo statt des temporalen wenn schließt nun eng an das Berge V. 125 an; einstimmig (= einmütig, Apostelgesch. 2, V. 1) klärt durch den Gegensatz das vordem isolierte zweifach; der Zusatz himmlischer zu Geist löst sofort die richtige Vorstellung aus, daß mit Geist der heilige Geist, der von Christus entsandte Tröster gemeint ist; ergriff und blickte sind Angleichungen an das Imperfekt reichten.

21) Hölderlins Sinn liegt mitten inne zwischen der Deutung Lehmanns („Niedergang des Christentums") und der Hellingraths („die sterbende antike Welt"). Die Tempel, die es entwurzelt, sind nicht die christlichen (denn die entstanden ja gerade in dieser Nachtzeit), sondern die antiken, aber freilich ist ihr Untergang nur der Auftakt zum zweiten Sterben Christi, insofern dieser die Erbschaft der Antike antritt. — Hellingrath hat die Stelle V. 136—140, unter Berufung auf den Einzigen V. 7—12, allgemeinhin verstehen wollen; er sagt: „die heilige Schönheit des Leibes, die Götter liebend herabgezogen hatte, schwindet" — aber worauf bezöge sich dann ihn V. 140, da weder „Leib" noch sonst ein Maskulinum im Text steht? Es ist vielmehr Christus gemeint und auf die Verse 29—35 des Einzigen zu verweisen. Christus wird der Schönste genannt, weil er als der letzte des Göttergeschlechtes auch der Jüngste ist und als der Liebendste (Christushymne, V. 80) so unter ihnen steht wie Johannes unter den Jüngern.

Welt (Brot und Wein, V. 109—110). Es ist der gänzlichen Erstarrung, Entseelung, Vernächtlichung auf Erden Raum gegeben (Vers 136—150).[22])

Aber so wie es im Sinn des Worflers (Sämanns) liegt, auf der Tenne die Spreu vom Korn zu sondern[23]), so ist der Sinn im göttlichen Werk des Höchsten, aus nächtlichen Brachzeiten die fruchtbare Fülle der Welttage aufsteigen zu lassen. Zeitliches zu Räumlichem wandelnd spricht ein Gleichnis im Anschluß an die voraufgegangenen Verse aus der Mitte der Nachtzeit her, die zur Mitte der Tenne wird. Auf ihr steht der Gott der Götter als oberster Sämann, als Worfler der Weltgeschichte. Was ist (V. 150) ihm die christliche Nacht (V. 121—150)? Spreu, ein furchtbar Ding, Staub. Aber mit ihrem Ende wird das Korn vom ausgeruhten Acker unter dem Licht (dem Klaren) des neuen Frühlings sich zu Halm und Frucht dehnen. Der Höchste will nicht alles zumal, weil auch sein Werk, nicht nur das menschliche, an das Gesetz der Entfaltung gebunden ist (nicht in Stunden endet: Der Mutter Erde, V. 62—66) und der gesonderten Felder der Mittlergötter bedarf (Christushymne, V. 85—90).

Das Gleichnis trägt noch weiter. Wie bei der Arbeit des Worflers manch einzelnes Korn unter die Spreu fällt, der Staub die Kraft erstickt, so konnte der lebendige Laut von Christi Stimme in der zunehmenden Weltnacht verhallen. Und in diesem Fug durfte Hölderlin das Los seines eigenen Wesens und Wirkens vorgezeichnet finden, auch da Christus ihm Meister, Herr und Lehrer sein (Der Einzige, V. 36—37), er, der nur für die geistig

22) Zur ganzen Strophe die auch eine Auffahrt des Göttlichen kündenden, darum verwandten Verse aus dem Empedokles: Und wenn, indes ich in der Halle schwieg, / Um Mitternacht der Aufruhr weheklagt' / Und suchend durchs Gefilde stürzt' und lebensmüd / Mit eigner Hand sein eignes Haus zerbrach / Und die verleideten verlassnen Tempel, / Wenn sich die Brüder flohn, und sich die Liebsten / Vorübereilten, und der Vater nicht / Den Sohn erkannt', und Menschenwort nicht mehr / Verständlich war ..., / Da faßte mich die Deutung schaudernd an: / Es war der scheidende Gott meines Volks! — Zum einzelnen. Hölderlin ändert später, wiederum vereinfachend und verdeutlichend, V. 139—141 in Ein Wunder war und die Himmlischen gedeutet / Auf ihn, und wenn, ein Rätsel ewig für einander, / Sie sich nicht fassen können / Einander, die zusammenlebten. Im Empedokles sagt Pausanias: Ich faß es nicht. / Sehr fremde bist du mir geworden; / Mein Empedokles, kennest du mich nicht? / Und kenn ich nimmer dich, / Du Herrlicher, und konntest so / Zum Rätsel werden? — V. 146—148 wird, noch später, zu: Verweht, und unerkenntlich, bei ihm selber, / Im Himmel der genannt war / Ergrimmt, weil nirgend ein. In der ersten Fassung ist das völlige Unsichtbarwerden des göttlich Unsterblichen eine Folge davon, daß der Höchste sein Angesicht abwendet (denn Darob, daß muß — was oft übersehen wurde — als droben, so daß nicht als darüber, daß gedeutet werden; vgl. Hölderlins Sprachgebrauch in Germanien V. 25 und Bruchstück 23, wo darob die Eiche rauscht). Erst in Hölderlins spätester Zeit, wo das Titanenmotiv, das unselige Werken des entgötterten Nachtgeschlechtes, sein dichterisches Denken beherrscht, wird, in umgekehrter Blickrichtung, die Abwendung des Gottes der Götter als eine Folgeerscheinung der zunehmenden menschlichen Entwesung gefaßt. Der Vater im Himmel, der früher genannt war, den der menschliche Dank kannte (Dichterberuf: Ihn kennt der Dank), den kennt dieser Dank jetzt nicht mehr, darum heißt er unerkenntlich und bei ihm selber (bei sich selber, im Himmel, ganz abgetrennt von den Menschen), und er ergrimmt, so wie im Dichterberuf der zu Diensten gebrauchte Geist im Grimme sich seines Ursprungs erinnert und die titanischen Fesseln sprengt.

23) Spätfassung: Es ist der Wurf das eines Sinns, der mit / Der Schaufel fasset den / Weizen / Und wirft, schwingend dem Klaren zu ihn, über die Tenne. / Ein furchtbar Ding, Staub, fällt, / Korn aber kommet ans Ende.

Erblindeten, nicht für den Seherdichter und die Seinen starb (V. 204). Christus, die schnellentzündete Liebesfackel des Vaters (Christushymne, V. 79 bis 80), und der Dichter, der des Vaters Strahl mit eigener Hand faßt, in der Weltnacht statt offener Gemeinde Gesang singt (Der Mutter Erde, V. 1), sind Schicksalsbrüder, Fristende und Mittler sie beide, wenn auch verschieden nach Ausmaß und Rang. Wie Christus bei der Auffahrt der Götter auf Erden zurückblieb, ein stellvertretendes Opfer, dessen Sinn die Menschen (*die Wilden*: Christushymne, V. 55) nicht faßten, so fiel der einsame Hölderlin seiner Zeit zum Opfer (Fragment 19, V. 46 ff.), die einen Gesang nicht faßte, der von Göttern sprach, von einstigen und künftigen Dingen (Fragment 3). Hölderlin ahnte, daß, wie die spätere Fassung der Stelle sagt, *manchmal von Reden verhallet der lebendige Laut*. Und er bescheidet sich wie Christus getan (V. 88: *Denn alles ist gut*. Christushymne, V. 88): er wahrt die heilige Schicklichkeit vor den Göttern und sein tiefstes Wissen vor dem danklosen Nachtgeschlecht (Vers 151—160).

Hölderlin könnte wohl den ganzen *Reichtum* göttlichen Feuers, das in ihm brennt, zur Sprachgestalt formen, ein Christusstand*bild* aufrichten aus dem flüssigen Erz seiner innersten Gesichte, aber *Verderblicher denn Schwert und Feuer ist / Der Menschengeist, der götterähnliche, / Wenn er nicht schweigen kann und sein Geheimnis / Unaufgedeckt bewahren. Bleibt er still / In seiner Tiefe ruhn und gibt was not ist, / Wohltätig ist er dann; ein fressend Feuer, / Wenn er aus seiner Fessel bricht* (Empedokles). Der Dichter darf jetzt nicht alles sagen, was er von Christus weiß, selbst den Bedürftigen nicht.

Wenn also — wie ein Armer am *Weg sich selbst spornt* (sich Mut zuspricht) und *traurig* (im Gefühl seiner Bedürftigkeit; V. 186—188) auf den vorübergehenden Reichen (V. 163) *einredet* — wenn so den *wehrlos* (sorglos, selbstvergessen; Dichtermut: *Drum, so wandle nur wehrlos / Fort durchs Leben und fürchte nichts!*) wandelnden Dichter einer bittend bestürmte, damit der *staune* (aufschrecke) und sich bereit finden lasse, von seinen Schätzen mitzuteilen (sein inneres Bild von Christus herauszustellen), *dann* — Hölderlin unterbricht sich, und der dichterische Sinn dieser Unterbrechung liegt darin, daß, wenn je in den Hymnen, die keinem Volke gesungen sind, sondern eine Volkwerdung ankündigen, so an dieser Patmos-Stelle der Seher ganz nur als Einsamer singen, des Wiederhalls fühlender Herzen entbehren mußte. Was an Geheimnis, bis nahe zum Geheimsten hin, dann doch verlautet, ist gott-unmittelbar, vor dem Angesicht des Ewigen und als hohe Selbstrechtfertigung gesprochen, es kann nicht Antwort auf den Einspruch eines Traurigredenden sein, eines von jenen, denen die Hymne sich erst mit V. 184—195 zuwendet (Vers 161—169).[24])

Denn der Dichter hat, in schreckhaft warnendem Traum, die *Herren des*

24) Dem mit *Wenn* (V. 166) eingeleiteten, bis V. 169 *Knecht* reichenden Vordersatz folgt eine innere Geste der *Abwehr*: Hölderlin gibt, was man als abhängigen Rechtfertigungssatz erwartet (dem Sinne nach mit einem „so hätte ich zu sagen, daß . . .“), als Gruppe selbständiger Hauptsätze, die beliebig weit, bis zur Grenze von V. 195, gerechnet werden kann. In V. 169 (spätere Fassung: *und von dem Gotte / Das Bild nachahmen möcht, ein Knecht*) liegt schon die Umkehr der geistigen Blickrichtung, die den Bruch des syntaktischen Gefüges veranlaßt: der dem Traurigredenden ein über seinen Reichtum frei Verfügender scheint, ist in seinen eigenen Augen ein *Knecht*, der den Gott (den *Freiesten*) nicht *nachahmen*, kein Bild von ihm machen darf.

Himmels, die Götter, einmal kommen sehen. Sie, die *gütig sind*, wenn die Menschen ihrem Wirken mit dem rechten Dank zu begegnen und sich in zugemessenen Grenzen zu halten wissen, nahten *im Zorne*[25]), gleich als habe das unnütze Treiben titanischen Übermutes auf der entgötterten Erde schon zum letzten Schlag ausgeholt und die Burg der Himmlischen stürmen wollen, der ewige Vater aber sich zur tödlich rächenden Abwehr des frevlen Ansturms erhoben. So ist dem Seher ein Zeichen geworden: auch er darf seines Gottmittlertums sich nicht dünkelhaft überheben (*nicht etwas sein* wollen), sondern *lerne*, schmiegsames Gefäß des Göttlichen zu sein und zu schweigen, indes ein Höherer spricht (Der Mutter Erde, V. 59—61). Den gütigen Göttern ist nichts so *verhaßt* wie die unfromme *Falschheit* einer Hybris, durch die ein Heroe doch nur zum Titanen entarten wird: die natürlichen Grenzen zwischen Göttern, Heroen, Sterblichen würden zerstört und mit ihnen die *Geltung* der *menschlichen* Satzungen auch (Vers 170—174).[26])

Denn nicht die Menschen und nicht die zur Dienstschaft am unteren Menschentum bestellten Heroen herrschen und *walten*, sondern das in den *unsterblichen* Göttern verhaftete und durch sie ausgewirkte *Schicksal*. Ohne menschliches Zutun geht das Werk der Götter seinen sicheren Gang (*wandelt von selbst*) und *eilt* jetzt dem *Ende* der besonderen Weltstunde zu, in der Christus nächtlich das Zepter führte (Christushymne, V. 85, 95—96). Dies Ende aber ist eins mit der neuen Einkehr der Himmlischen, der Rückkunft des Tages. Und erst mit diesem *Triumphgang* des Lichtes, dem Heraufgehen einer neuen Sonne über den Welthorizont, wird ein *neuer Sohn des Höchsten* (ein neuer Mittler des alles Schicksal aus sich entlassenden, unerschöpflichen und alldurchdringenden Gottes der Götter) erscheinen und von *Starken*, von heldenhaften Menschen, die dem lichten Ansturm der Himmlischen nun wieder, gestärkt durch den Schlummer in Not und Nacht, standzuhalten vermögen (Brot und Wein, V. 116—118), festlich *genannt* werden. Das Wortzeichen aber, mit dem er gebannt werden wird, soll da lauten: „*der Sonne gleich*“, denn er wird als ein *Frohlockender* zu Frohen kommen, während Christus „der Nacht gleich“ als stiller Genius zu einer trauernden Erde herniederstieg (Vers 175—180).[27])

25) Zum Verständnis dieser Stelle hilft mit: Dichterberuf, V. 34—44; Die Titanen, V. 75—83; Motivkreis der Titanen, V. 84—93.

26) Vgl. Rhein, V. 105—120 und meine Deutung dieser Stelle im „Neuen Merkur“, Aprilheft 1924.

27) Zu V. 175 ff. im Vorentwurf der Hymne: *denn sie nicht walten, es waltet . . . der unerschöpfliche, alldurchdringende Gott, der hält lebendige Treue. So schreitet fort der Götter Schicksal wundervoll und voll des Todes und Lebens.* — Spätere Fassung von V. 180—181: *. . . des Höchsten, / Ein Losungszeichen. Dann ist . . .* — Zu V. 175—180 die Empedokles-Stelle: „*O Wünsche! . . . Sprecht, ihr Törichten, zur Macht, / Die mächtiger ist denn ihr, doch hilft es nicht. / Und wie die Sterne geht unaufgehalten / Das Leben im Vollendungsgange weiter. / Kennt ihr der Götter Stimme nicht? Noch eh, / Als ich der Eltern Sprache lauschend lernt', / Im ersten Atemzug, im ersten Blick / Vernahm ich jene schon, und immer hab / Ich höher sie denn Menschenwort geachtet.*“ Auch auf den Schluß der Christushymne möchte ich verweisen, aber als Beispiel dafür, daß sprachliche Kongruenz (*genennet der Sonne gleich* — *gleich dem Sonnenlichte gegrüßt*) bei Hölderlin noch nicht inhaltliche Deckung verbürgt und das Prinzip der Parallelstellen mit Vorsicht gebraucht sein will.

Und wie der sich senkende *Taktstab* des Sangesmeisters [28]) den Chor zum Verstummen bringt, so verbietet die Schicklichkeit dem Patmos-Dichter, *jetzt* und *hier* von göttlichen und zukünftigen Dingen mehr zu enthüllen: das alles ist noch geheim, den Sterblichen sonst, unter denen doch viele der neuen Erleuchtung schon sehnsüchtig harren, noch nicht faßbar (noch nicht *gemeinsam*. Germanien, V. 94—96). Nur so viel darf verlauten, daß dieser künftige Gesang, der Sonnengruß der Starken, „aus nächtlicher Erstarrung wecken wird, was noch irgend Lebens fähig ist, noch nicht ganz zu *rohem* Stoff entgliedert“ (Hellingrath).

Der Dichter [29]) kann die Augen der Sterblichen nicht öffnen, weil sie noch ebenso *lichtscheu* wie licht*durstig* sind. Kaum vermag er selbst die Ahnung des hellen blendenden Glückes zu tragen, das da kommen soll (Brot und Wein, V. 73—76). Die Menschen *träfe* sein reiner voller Strahl zu *scharf*. Sie, die *sonst* (im antiken Welttag) mit kühnem Blick (dem *Pfeil* des Auges) dem göttlichen Licht (den Pfeilen des Sonnengottes) zu begegnen wußten, sind jetzt (in der christlichen Weltnacht) so schattenhaft geworden, so stumpfen und scheuen Blickes, daß sie das Licht nicht einmal mehr ertragen könnten, wenn es durch Gewölk gemildert, ins Lied des Dichters verhüllt, ihr Auge erreichte.[30]) So mögen sie in dieser Zwischen- und Vorzeit sich am sanfteren Licht von Sage und heiliger Schrift *üben*, das als ein geistiges Abbild der einstigen Wirklichkeit ihrem *inneren* Auge noch ertragbar ist; nur *diesem* Licht taut vorerst ihr (*züchtigblickendes*) *leibliches* Auge auf, wenn jene wärmende Kraft in innerer Spiegelung aus der Seele heraufscheint und die *Brauenschwellen* macht (Vers 181 bis 195).[31])

Der Dichter aber und sein mit dem Geschenk dieser Hymne geehrter Freund [32]) wissen als Gott*geliebte* um solchen Fug, in dem *der Wille*

28) Der Mutter Erde, V. 1, 11—13. Also V. 181: *Dann* (wenn der neue Sohn des Höchsten genannt sein wird) *ist die Zeit des Chorgesanges* gekommen, *jetzt* singt erst die einsame Stimme des Dichters.

29) V. 186—190 nimmt das Bild von V. 27 ff. auf: den der Sonne sich erschließenden Blütenkelch. — V. 189 hat *ich* den Ton; Gegensatz sind die *Starken* V. 180.

30) Zu V. 184—191. Im Empedokles sagt Pausanias: *In ihre* (der Menschen) *Träume schien, in ihre Nacht, / Zu helle den Verzweifelten das Licht*, und von ihrem Aufbegehren gegen den Meister: *Das wußt ich wohl, du Göttlicher, an dir / Entweicht der Pfeil, der andre trifft und wirft.* — Die Stelle *Nicht wollen — sie Pfeile* lautet später: *Nicht gerne wollen / Am scharfen Strahle sie blühn, / Wiewohl den Mut der goldene Zaum hält.* Hier ist das Bild des Pfeilkampfes zwischen Göttern und Menschen ersetzt durch das Bild einer dauernden liebenden Einigung beider, die wie mit goldenen Seilen bindet (vgl. oben zu V. 133). Hölderlin sagt also in dieser Fassung: die Menschen „wagen sich noch nicht ans Licht, obwohl die Gängelbande Gottes ihren Sinn aufrecht halten“ (Hellingrath).

31) Vgl. zu V. 117—120. Die ausführlichere Lesart ist hier: *Wenn aber, als / Von schwellenden Augenbrauen, / Der Welt vergessen, / Stillleuchtende Kraft aus heiliger Schrift fällt, mögen / Der Gnade sich freuend sie / Am stillen Blicke sich üben.* — *Am goldnen Rauche*: V. 27. — *Am stillen Blicke* gehört zu *aus heiliger Schrift*: nicht die Menschen blicken still, sondern die stillen Bilder der Sage und heiligen Schrift blicken die Menschen an, auf daß diese ihr nachtblindes Auge wieder zum Lichte gewöhnen (*üben*). — *Der Welt vergessen* ziehe man zu *Kraft* und ordne so: *wenn stilleuchtende, weltvergessene Kraft der heiligen Schrift von schwellenden Augenbrauen fällt, mögen sie dieser* (von den schonenden Göttern gewährten) *Gnade sich freuen* und *am stillen Blicke sich üben.*

32) Landgraf Friedrich V. von Hessen-Homburg (V. 198 *dich*). Daß *die Himmlischen ihn noch mehr lieben* als den ehrfürchtigen Sänger, ist nicht nur als dichterisch

des ewigen Vaters sich auswirkt. Noch spricht der Gott der Götter nicht, noch ist sein Zeichen, der Blitz, vorerst still, wenn auch dieser drohenden Stille, wie dem Donner des fern am Himmel aufziehenden Gewitters der helle Strahl, ein Neues folgen wird (Christushymne, V. 85). Noch zögert der neue Gottgesandte, wenn auch sein Erscheinen schon sich ankündigt, noch liegt die christliche Weltnacht gebreitet, wenn es auch schon auf die Morgendämmerung geht, noch lebt Christus und beherrscht die Erde, wie er sein Leben lang (die ganze Weltnacht hindurch), er als Einziger (Einer) aller Himmlischen, für die Wachen unter dem ehernen Gewölbe des entgötterten Himmels (darunter) gestanden ist, an dem nichts Unsterbliches mehr zu sehen war (V. 148—149; Donauquell, V. 55—62).

Aber — und hier weitet der Blick sich über die besondere Spanne des christlichen Alters hinaus ins Vor- und Nachchristliche: der Gott der Götter hat vor diesem Mittler schon andere entsendet und wird auch in Zukunft nicht rasten. Viele Heldensöhne sind schon von ihm, dem ewigen Vater, zur Erde herabgekommen: das Kleeblatt Bacchus—Herakles—Christus und die alten Götter und all die tapferen Söhne der Götter (Der Einzige, V. 13 bis 17, 29—30), von denen die Sagen und heiligen Schriften lebendig weiterzeugten im treppenweisen Herabsteigen der himmlischen Urkraft. Schon oft ist sein Blitz das weckende Zeichen gewesen für Taten der Erde (Dichterhymne, V. 30, 39—40), für Wetter aus den Tiefen der historischen Zeit. All dies ist wie ein unaufhaltsamer Wettlauf (V. 177—179; Germanien, V. 30—32), in dem er, der ewige Vater, immer dabei ist, denn die Werke seiner Heldensöhne und die Taten der Erde sind seine Taten und Werke, des Allwissenden von Ewigkeit her, in ihnen wirkt er sich aus, der Allmächtige, rastlos (Christushymne, V. 85—86, 94—96) Schaffende (Vers 196—210).

Und zu lang schon zögert das neue Sichtbarwerden solchen Wirkens, in dem das Ewige sich selber ehrt, zu lang schon leben die Götter droben in anderer Welt. Die Menschen sind derweil herzlose Schatten (Brot und Wein, V. 153) geworden, ohnmächtig, auch nur das kleinste Glied zu rühren (Der Mutter Erde, V. 36—45), so ganz, bis zur Schmach der völligen Entkräftung, hat die sanfte Gewalt des einen nächtigen Herrschers Christus sie unterjocht. Und doch hängt das Herz an ihm (Der Einzige, V. 49—50, 70—73), zu sehr, denn die Himmlischen sind eifersüchtig und keiner will dem andern das ausschließliche Opfer liebenden Menschengedenkens gönnen. Solche Ausschließlichkeit ist Versäumnis, die nichts Gutes bringt, vielmehr sollen alle Götter und Heroen gefeiert und gesungen werden (Christushymne, V. 100—101).

Daß dies in Hölderlins dichterisch planendem Willen war, den ein frühes Schicksal hemmte, wissen wir aus dem Einzigen (V. 74—76). Aber er hatte schon Der Mutter Erde gedient mit hymnischem Sang und jüngst auch dem Tagesgotte[33]), unwissend, unwillkürlich fast; denn es geschah, als er in Brot und Wein (V. 19—24) die Gunst der Hocherhabenen, der Nacht, pries, daß er im selben Atem den besonnenen Tag als noch lieber ansprach, noch lieber ihm und den Seinen, die er im Geiste sich verbunden

beschwingte Huldigung zu verleihen. Der Hölderlin des Homburger Aufenthaltes wird von der tiefen Frömmigkeit des Landgrafen, seiner Vertrautheit mit der christlichen Überlieferung, seiner Vorliebe für die Johanneische Offenbarung persönlich, nicht nur durch Erzählung Sinklairs beeindruckt worden sein.

33) Spätere Fassung: dem Sonnenlichte; Christushymne, V. 103.

wußte oder doch glaubte: Heinse, Sinklair, Schmid und all die Freunde des Friedensfestes der Christushymne, die in das Wir einzubeziehen sind.

Der ewige Vater aber liebt / Am meisten bejahenden Dank — so schreibt Hölderlin im Vorentwurf, wobei wir auf das zu V. 88 Gesagte zurückweisen und Hellingraths schöne Worte wiederholen dürfen: „Das war ja Hölderlins besondere Kraft, nie mit dem Gegebenen, mit der Vergangenheit im Streit zu liegen — wie etwa Nietzsche —, immer das Bejahenswerte, Verheißungsvolle aus ihr herauszuspüren.“ Im festen Buchstaben der Dichtung und heiligen Schrift leben die Himmlischen, die göttlichen Mittler, die Heroen und Propheten der Sage und Geschichte als ein Bestehendes weiter: das soll nach dem Willen des Gottes der Götter bewahrt (gepfleget) und gut gedeutet werden.[34]) Denn — hier schließt sich die Patmos-Hymne zum Ring und das Ende mündet in den Beginn zurück — keiner fasset Gott allein (V. 1—2), auch der Seherdichter muß zu früheren Gipfeln der Zeit hinübergehen (V. 10, 15). So folgt sein deutscher Patmosgesang dem obersten Gebot und deutet Bestehendes wohl: Christus, den letzten Gipfel der Zeit. Doch der den Willen zur Wiederkehr (V. 15) in sich barg, grüßt schon die frische Woge des Schaffenden (Der Mutter Erde, V. 62—66, 71—72), die zum künftigen Gipfel trägt, auf dem der neue Sohn des Höchsten ragen wird: ein Frohlockender, der Sonne gleich.

Vederama

Novelle

von

Paulfriedrich Juels

Reich waren die Leute nicht, die sich außerhalb der geschlossenen Stadt am Landwege angebaut hatten, aber ihre Häuser atmeten eine solide Wohlhabenheit, standen wie aus Steinbaukästen aufgeführte Modelle in schnurgeraden Zeilen zu beiden Seiten der Straße, welche die Sonntagspaziergänger bei schönem Wetter in Scharen nordwärts der Heide zuführte, und nahmen sich im Schmuck der Vorgärten ansehnlich genug aus. Was ihre Instandhaltung anging, so hatte sich unter den Eigentümern ein gesunder Wetteifer entwickelt, wo nicht im schönsten Hause zu wohnen, so zum mindesten in einem der schönsten; und wenn auch nicht alle Besitzer in diesem stummen Rennen die Spitze zu gewinnen strebten, so schien doch außer Zweifel, daß ein jeder sich hütete, ans Ende des Feldes zu kommen und scharfzüngigen Nachbarn mit einem dürftig betreuten oder gar vernachlässigten Häuschen Anlaß zum Gerede oder gar zum Spotte zu geben.

34) Gott rein und mit Unterscheidung / Bewahren, das ist uns vertrauet, / Damit nicht, weil an diesem / Viel hängt, . . . über einen Fehler / Des Zeichens / Gottes Gericht entstehet (Hellingraths Ausgabe, Band 6, Seite 17).

Sobald im zeitigen Frühjahr Herr Inspektor Maßen etwa ein Kiesfuder anfahren ließ und die Kringelwege des Vorgartens zu bestreuen begann, konnte man sicher sein, daß sein Beispiel bald Jünger fand und in Kürze vor jedem Häuschen fleißige Gestalten hemdärmelig sich regten und die Schaufel allerorten im scharfen Kies knirschte. Und als im ersten Sommer nach dem großen Kriege Malermeister Scheel mit seinem Lehrjungen den mit Leitern und Töpfen beladenen Karren durch den Landweg zog, an der Villa hinter dem Briefkasten in die Anfahrt einbog und sich anschickte, das stolze Haus mit einem Gerüst zu umbauen, war schon am folgenden Tage bei dem Gegenüber ein zweiter Maler erschienen, das Holzwerk mit leuchtenden grünen Farben zu belegen. Nach Verlauf von etwa vier Wochen erglänzten die meisten Häuser in der Zierde frischer Tünche, ohngeachtet die Preise für Öl und die Löhne gerade damals gewaltig angezogen hatten und es manchem Hausherrn recht sauer geworden sein mochte, seinem Heim die freilich nicht eben unnötige Verschönerung zuteil werden zu lassen. Nur Herr Redakteur Dollstedt hatte sich von dem Eifer nicht hinreißen lassen und dafür nicht wenig von seiner Nachbarin, der schönen Witwe Hamann, zu hören bekommen. „Herr Nachbar," hatte sie gesagt, „wenn Sie Ihren Palast nicht bald unter Farbe setzen, lasse ich Ihnen von unserm Verein zwanzig Kilo Öl ins Haus bringen und mache mich selbst an die Arbeit!" — Das hatte sie nun zwar nicht getan, aber als es in den Herbst ging, hatte er ihrem täglichen Stacheln nicht länger widerstehen können und den Maler kommen lassen, zur Freude aller Landweger und zur besonderen Genugtuung Frau Hamanns, der rührigen Leiterin des Vereins sparsamer Hausfrauen, des „Verspaha", wie die versammlungfrohen Glieder dieses Verbandes ihre Gründung getauft hatten.

Wie ganz anders als der ernste und sonst so kluge Herr Dollstedt nahm der Nachbar zur Linken die wohlgemeinten Anregungen und Ratschläge der schönen Witwe an. — „Ihre Wege sind viel zu breit, Herr Nachbar! Sie behalten ja keinen Platz für die Beete!" — Und als im nächsten Lenz die Gartenbestellung wieder anhob, hatte Herr Knall den Garten von einem Ende zum andern graben und nach ihren Vorschlägen anlegen und bepflanzen lassen. „Vielen, vielen herzlichen Dank, liebe Frau Hamann. Der Garten kommt gleich ganz anders zur Geltung", und zur Erhärtung des Urteils und zum Beweise, wie sehr er mit der Veränderung zufrieden sei, spazierte er an schönen Sonnentagen mit seiner kurzen Shagpfeife auf den geringelten Schneckenwegen im Kreise herum, hütete sich ängstlich, die Buchsbaumeinfassungen zu streifen, was anfangs einige Mühe kostete, und ergötzte alle Nachbarn durch die bewundernswerte Ausdauer, mit der er seine Wanderung im kleinsten Zirkel stundenlang fortsetzte.

Dieser harmlose Vorfall hatte die benachbarten Landweger eine ganze Weile belustigt und ihre Augen auf das tagediebisch geruhsame Leben des Herrn Knall gelenkt. Da geschah etwas Unerwartetes, etwas Plötzliches, etwas, dergleichen man nicht erlebt hatte: Herrn Knalls eisernes Gartengitter war eines Tages von dem Meister Scheel mit leuchtendem, blaugrünem Lack überzogen worden, und die oberen Enden der senkrechten Gitterstäbe, die wie Lanzenspitzen in die Luft stachen, hatten einen kostbaren Belag von silberner Bronze erhalten! Ah, das war etwas Neues!

Nach wenigen Wochen tauchte diese interessante und mutige Variation erst vor einem, bald vor mehreren Häuschen auf, und es ist unnötig zu sagen, daß, als der Sommer zur Neige ging, alle Gartengitter, soweit ihre Form den neuen Aufputz irgend gestattete, die Zier silberner Spitzen trugen. Nur Herrn

Vollstedts Querkopf drohte die spontane Einmütigkeit des uniformierenden Straßengeistes zu durchbrechen. Aber — — Herr Vollstedt hatte eine Frau! — Seit einem Jahre gab es in der ganzen Straße kein Gitterwerk, das dem Vollstedtschen sich vergleichen konnte; das Silber seiner Lanzenspitzen war greller, war intensiver als irgendeines sonst, und diese Spitzen waren sogar noch eine Handbreit länger als die des Oberpostsekretärs Stephani, die doch einen guten Schuh maßen!

Mochten die Kernstädter, die es sich zur Tugend anrechneten, dem Rathause einige tausend Schritte näher zu wohnen als ihre behäbigen Mitbürger aus dem Landwege, und die deshalb so gern als die eigentlichen Städter sich fühlten, mochten sie nur ihr maliziöses Lächeln für sich behalten! Man wußte im Landwege schon, was daran war! Man wußte, daß die „Bronzepest“ — ha, wie verzerrte sich bei diesem Wort ein gut-kernstädtisches Antlitz! — man wußte, daß sie Schule gemacht hatte! Und wenn selbst Bürgermeister Colmorgen es nicht unter seiner Würde hielt, die schmiedeeiserne Umzäunung seines weiten Parkes durch Silberköpfe verschönen zu lassen, so wußte man's auch in der Stadt selber!

Der geistige Urheber aber dieser epochemachenden Kulturerrungenschaft, die die Brust jedes Landwegers höher schwellen ließ, war Herr Jonathan Knall; und gern und neidlos gönnte man ihm den Glanz, welchen diese Tat um seine geringe Menschlichkeit verbreitet hatte, wenn es auch schade war, daß ihm selbst die bahnbrechende Bedeutung des einen Gedankens nicht in gleichem Maße fühlbar wurde. Denn Herr Knall ward zu den Familienabenden der Landweger nicht geladen; er hatte an ihrem geselligen Leben, soweit es in Teestunden und Kränzchen in die Erscheinung trat, keinen Teil. Er war für sie bisher eigentlich kaum dagewesen; wenigstens hatte man von seiner Existenz keine weitere Kenntnis genommen. Und soweit die Person des Herrn Knall in Rede stand, blieb es fraglich, ob er auf die Teilnahme der Landweger den geringsten Wert legte.

Ach, daß sie in die Kämmerchen dieses Männerherzens einen Blick tun könnten! Dieses Herzens, das alle kurzen und langen Artikel aus dem Anzeiger, in denen ein gewisser Name genannt war, gesammelt und in eine kostbare Mappe geklebt hatte; dieses Herzens, das an langen Abenden über ebendieser Mappe saß und alle Freude und allen Stolz, der vielleicht eine gewisse Witwe beim Lesen erfüllt hatte, in sich hinüberströmen fühlte unter dem gewagten Ausblick, diese Frau . . . Doch halt! meine Geschichte ist sehr ernst; laßt mich in der Ordnung verfahren und schrittmäßig erzählen!

Der Wunsch, der seit ein paar Jahren den Mittelpunkt seines Denkens bildete, war Herrn Knall an einem ganz bestimmten Tage gekommen, eben an dem Tage, als der Anzeiger über die Gründung des Vereins sparsamer Hausfrauen, des „Verspaha“, ausführlich berichtet und den Namen der Gründerin, eben der Witwe Hamann, wohl an die zehnmal in Sperrdruck hervorgehoben hatte. Schon diesen ersten Bericht hatte Herr Knall damals aus dem Blatte herausgeschnitten und verwahrt. Als dann in immer kürzeren Abständen die Zeitung von dem Wirken des neuen Vereins erzählt hatte, war unter Herrn Knalls Händen jene Mappe entstanden und zu dem Umfang eines mäßigen Schreibheftes angeschwollen, für die er einen geschmackvollen grünen Lederumschlag hatte anfertigen lassen.

In Nachbarkreisen war einmal von erfolgloser Werbung geschwatzt worden. Aber was war daran? Nichts weiter als dieses: Frau Hamann hatte sich des öfteren sehr deutlich über „schmarotzende Männer und Tagediebe“

ausgelassen, und es war bekannt geworden, daß sie ihr Lieblingswort, ihr Wort von der „produktiven Arbeit“, einem Stadtrat in rotem Zorn an den Kopf geworfen hatte, als dieser, um vermittelnde Tätigkeit in Sachen der „Verspaha“ gebeten, hinter anstrengender fünfstündiger Bureauarbeit und unumgänglich nötiger Erholung sich zu verschanzen suchte. — Das war's! Darauf gründete sich das haltlose Geschwätz von Herrn Knalls erfolgloser Werbung!

Die Äußerungen der Witwe konnten allerdings Herrn Knall nicht unbekannt geblieben sein; und einer Frau, der solche Worte entfuhren, einer Frau von dem sozialen Verantwortungsgefühl und dem gemeinnützigen Tätigkeitsdrange der Frau Hamann hatte er in der Tat wenig genug zu bieten; denn seine Verhältnisse gestatteten ihm ein Leben sorgenlosen Nichtstuns, in dessen Übung er bereits zwanzig Jahre sich Meister fühlte.

Das erschütternde Unglück, das das Vaterland mit dem verlorenen Kriege betroffen und das so unaussprechlich viel Elend über seine Bewohner hatte hereinbrechen lassen, war an Herrn Knalls Dasein ohne Spur vorübergegangen. Die Zinsen eines erklecklichen Vermögens, das ihm der vor mehr als zwei Jahrzehnten verstorbene Vater, der vielgewandte und betriebsame Herr Jonathan Knall sen., Inhaber eines sehr einträglichen Pfandleihgeschäfts, hinterlassen hatte, gaben ihm die Möglichkeit, sein Leben mit einer gewissen Fülle auszustatten und ihm manches mehr als das zu einer gutbürgerlichen Existenz Nötige zu gewähren. Wenige Jahre nach dem Tode des Vaters hatte er erkannt, daß er des ererbten Geschäfts für seinen Unterhalt keineswegs bedürfe. So war der Name der Firma aus dem Handelsregister gelöscht worden, und der in den besten Jahren stehende, jedes Amtes ledige Erbe hatte sich damit begnügt, das geräumige väterliche Wohnhaus am Landwege von den Mietleuten zu säubern und selbst zu beziehen.

Er war unbeweibt geblieben.

Ein keimhaftes Talent mehr literarischer als dichterischer Art hatte ihn wiederholt verleitet in den Wortkünsten sich zu versuchen, aber Früchte nicht reifen lassen, da das Dilettieren und Nippen durchaus die ihm angemessene Form der Beschäftigung war. Ein halbes Jahr hatte er auf einer großstädtischen Schauspielerschule dem Studium der Vortragskunst obgelegen in der vagen Hoffnung, ein magisches Rampenlicht möchte für ihn ein Lorbeerlein grünen lassen, denn sein Organ war von weichem, metallischem Klang und sympathischer Fülle; da er aber dem Auswendiglernen seitenlanger Monologe keine Neigung abgewinnen konnte und zudem seine Lehrer eine eigentliche Begabung für die Bühnenlaufbahn in Zweifel zogen, war er auch hier im Beginnen stecken geblieben. Sein Umgang mit der Kunst war nicht von jener gebannten Inbrunst, nicht von jener leidenschaftlichen Hingebung erfüllt, wie sie der strenge Dienst an den Altären der Musen erfordert; er war eine gewollte, eine seiner Eitelkeit schmeichelnde Lebenshaltung.

Herr Knall liebte die Pose.

Auf Konzerten und Theaterabenden fehlte er niemals; und die teuersten Plätze waren für ihn gerade gut genug. Man war allezeit gewohnt, ihn auf den vorderen Reihen zu sehen, meistens in tadellosem Cut, oft mit handlichem Theaterglas in Elfenbein- und Schildpattfassung, das er zwischen den beringten Fingern der rechten Hand zierlich neben einer Wange zu halten wußte, wenn er in den Pausen den Ausdruck müder Spannung mimte und den Mittelfinger sanft gleitend über die Stirnfalten fahren ließ. Es schmeichelte ihm, sich im Blickpunkt neugierig und unsicher von der Galerie herabstarrender Theater-

gäste zu fühlen, die weniger gut gekleidet waren und in den Foyers mit gewohnheitsmäßig devotem Respekt vor den Inhabern der Parkettplätze zur Seite traten. — —

Seit längerem verspürte Herr Knall, wie es von Woche zu Woche schwerer wurde, das Leben in der herkömmlichen, von ihm beliebten Form fortzusetzen. Nicht, daß es ihm am Gelde gemangelt hätte. Zwar war dem Sohn von der rastlosen und unternehmenden Geschäftigkeit des Vaters so gut wie nichts überkommen; aber e i n Erbteil hatte der Strom des Blutes in ihn hinübergerettet, und das war ein gesunder, ein nahezu unbeirrbarer Instinkt in geldwirtschaftlichen Fragen! Herr Knall hatte — lange vor Beendigung des Krieges, von einem fernen Verwandten ermuntert und unterstützt — sein gesamtes Vermögen ins neutrale Ausland geschafft und sich damit vor den verheerenden Folgen des Verfalls der vaterländischen Währung gesichert. Nein, Geldsorgen kannte Herr Knall nicht. Aber er war, und besonders seit den Kriegsjahren, in der Wahl seines dienstbaren Hausgeistes wenig glücklich gewesen. Bei der verstrichenen Weihnacht hatte er sogar die aus der Väterzeit geschätzte Karpfenmahlzeit entbehren müssen. Seine Mißstimmung kannte keine Grenzen, und die Haushälterin hatte ein unüberlegtes Wort, eine etwas barsche Zurechtsetzung kurzerhand damit beantwortet, daß sie nach der Bescherung auf und davonging und den Herrn vor dem wenig erfreulichen Rätsel zurückließ, ob die dutzendweise geschichteten Wäschestücke im Leinenschrank allezeit nur zehn oder elf Exemplare der Gattung umfaßt oder ob nicht in vergangenen Tagen einmal ihrer zwölf zum Dutzend benötigt gewesen wären! Das war eine Entdeckung, die Herrn Knall auf das tiefste empörte und sein Mißtrauen gegen Hausangestellte so sehr verschärfte, daß erst ein mehrmonatiges Alleinsein ihn Groll und Widerwillen überwinden ließ. Die Erfahrungen des letzten Winters waren jedoch in besonderem Maße geeignet, die geheimen Wünsche seiner Brust zu beleben.

Nachdem sich Herr Knall in ernsten und anstrengenden Überlegungen zu der Einsicht durchgerungen hatte, daß er, wie er ging und stand, nicht vor die anspruchsvolle Nachbarin würde hintreten dürfen, daß er nichts zu bieten hatte, was ihre möglichen Neigungen zu einer zweiten Ehe etwa kirren könnte, und also eine Werbung vom Platze weg wenig Aussicht auf Erfolg in sich trug, beschloß er, dem hohen, fernen Ziel seiner Wünsche ein zweites, näheres vorzubauen, gleich dem Feldherrn, der, um die Festung zu erobern, ihrer stärksten vorgeschobenen Bollwerke sich versichert, bevor er zum letzten und entscheidenden Schlage seine Kräfte sammelt.

Herr Knall wollte erst etwas bedeuten, sich erst einen Namen schaffen, vor dem man Achtung hatte, ehe er vor Frau Hamann hintrat. Diesem in kluger Erkenntnis der Kriegslage selbstgewählten Unterziel sollten fürs erste alle seine Kräfte gelten. Alles andere würde sich ihm von selbst darbieten.

So ward denn mit einer Beharrlichkeit, wie sie des hohen Preises einzig wert war, das Vorgelände nach erheblichen Unterzielen abgesucht.

Anfänglich war Herr Knall nicht wenig geneigt, dem Verein sparsamer Hausfrauen einen Bruderbund sparsamer Männer zu gesellen; aber wie er in seinem Kopf das Ding hin und wider wendete und von allen Seiten betrachtete, wollte ihm doch so rechtes nicht einfallen, was einer solchen Gründung als Aufgabe zugewiesen werden könnte, nachdem der Verspaha durch geschickte Ausnutzung günstiger Einkaufsmöglichkeiten sozusagen das ganze Feld, auf dem Ersparnisse zu machen waren, mit Beschlag belegt hatte. Eine

scharfe Abgrenzung der beiderseitigen Belange war aber geboten, und sie war schwierig.

Wie nun die besten Gedanken dem Menschen nicht auf der Jagd nach ihnen kommen, sondern ihm vielmehr bei Wege längs anfliegen, so erging es Herrn Knall, als er an einem lustigen Lenztage, wo alle Vöglein in den Linden des Landweges auf das übermütigste musizierten und alle weißen Schürzen und Haubenbänder einkaufender Mädchen noch einmal so hell in der Sonne leuchteten, in einem Tempo, das zu der ausdrücklichen Zufriedenheit der Natur nicht recht passen wollte, mit in sich gekehrten Blicken und festen Schritten nach Hause stapfte. Was war geschehen, das die Ruhe des Herrn Knall erschüttert und seine Geister erregt hatte? Eine einfache, ganz harmlose Geschichte; aber sie gehört zur Sache und muß erzählt werden:

Herr Knall hatte sich unlängst eine Bartflechte zugezogen und einige Wochen vermieden, die Straße zu betreten. Nach einem heftigen Wortwechsel mit seinem früheren Bartscherer, dem er Gleichgültigkeit in der Behandlung der Instrumente und mittelbar die Schuld an dem lästigen Leiden zum Vorwurf machte, war er kurzerhand zu einer Konkurrenz gegangen und hatte um Hausbedienung gebeten bis zu dem Tage, an welchem ihm die völlige Heilung gestatten würde, sich wieder unter Leuten sehen zu lassen. Eben kehrte Herr Knall von dem neuen Barbier zurück, dem er die Rechnung beglichen hatte. Er hatte bezahlt, jawohl! Aber man hatte ihm eine so unerhörte Summe abverlangt, daß er sich wie vor den Kopf geschlagen vorkam und das Opfer einer schamlosen Prellerei geworden zu sein glaubte. Er warf den geforderten Betrag mit einem Fluch auf den Tisch und lief davon. In der ersten Erregung kam ihm der Gedanke, den Schönheitskünstler wegen Wuchers anzuklagen; aber ebenso rasch stieß er ihn wieder von sich, und der Groll und das Gefühl der Beschämung ließen in ihm einzig den Entschluß reifen, fortan die Barbierstube zu meiden und sich selbst Haar und Bart zu schneiden.

Er schlenderte die Hauptstraßen entlang und erstand in einem Geschäft, das schon durch ein rasiermesserförmiges, riesengroßes Ladenschild auf seine Waren aufmerksam machte, die nötigen Werkzeuge: Ein französisches Messer in Elfenbeinschale, einen wunderweichen Pinsel von mausgrauem Dachshaar, eine Haarschneidemaschine, die in schwarzem kunstledernen Kästchen mit blauer Seide eingebettet lag, einen Spiegel auf hoch und niedrig einstellbarem Fuß, auf der einen Seite hohl, auf der anderen erhaben geschliffen, und — zum übrigen — ein Döschen mit Wattebausch und Puder. „Das nehmen die Herren sehr gern", sagte die Verkäuferin mit gefälligem Lächeln, was für Herrn Knall ein Grund war, es zu kaufen. Mit seinem Päckchen beladen, das ihn ein respektables Sümmchen gekostet hatte, trat er wieder auf die Straße und überlegte im Weitergehen, wie lange Zeit er etwa gebrauchen würde, bis sich die Dinge bezahlt gemacht hätten, die er jetzt unter dem Arme heimwärtstrug. Nachdem er herausgefunden, daß das in vier bis fünf Monaten der Fall sein könnte, empfand er ein solides Gefühl der Befriedigung über seinen haushälterischen Entschluß und pfiff, gegen seine Gewohnheit, zwischen den Zähnen hindurch ein Liedlein vor sich hin. Gewiß würde er in dieser Sache auch die Billigung der Nachbarin finden.

Inzwischen war Herr Knall nach einigen überflüssigen Kreuz- und Quergängen durch die Altstadt wieder in die stilleren Gassen zurückgekehrt und, die Straßenbahn meidend, durch den Volkspark nach dem Landweg eingebogen. Einige Frauen gingen jenseits der Straße in entgegengesetzter Rich-

tung. Als sie in seine Höhe kamen, bot er ihnen einen höflichen Guten-Morgengruß, den sie mit gleichgültigem Nicken erwiderten. Unmittelbar darauf klang ein zweiter Gruß aus ihrem Munde hell und vertraut über die Straße: „Guten Morgen, Frau Hamann! Schon zurück?“ — „Am Altmarkt sind wundervolle Fische!“ — Das war der Nachbarin Stimme!

Herrn Knall wurde es ganz warm unter dem Brustblatt; er fühlte plötzlich ein Kribbeln in den Haaren; er verlangsamte unmerklich seinen Gang und lauschte auf das leichte Trippeln ihrer Füße, das, näherkommend, hinter ihm her klang.

„Na, Herr Knall, haben Sie Einkäufe gemacht? Guten Morgen!“ Da war sie schon neben ihm, eine wachstuchene Handtasche tragend, aus der einige Tüten und ein Bund Spargel hervorschauten. Ihre Stimme klang, wie ihm jetzt schien, ein wenig belegt und hatte einen Stich ins Männliche. Sie trug ein hellblaues Morgenkleid aus Kattun, mit kleinen weißen Pünktchen darauf, und hatte eine große weiße Schürze umgebunden, deren Achselbänder über die Schultern liefen und unter denen nach beiden Seiten die Zipfel eines rotgesäumten Marinekragens hervorragten, die in der Sonne seidig schillerten. Ihr gerades, feines Näschen erschien beinahe bleich zwischen den gesunden, von der erfrischenden Morgenluft geröteten Wangen und aus dem fest frisierten Haar stahl sich ein geringeltes Löckchen wie ein Korkzieher gegen die linke Schläfe herab. Die hellen Augen blickten fest in die Welt, als wollten sie sagen, daß mit dem bloßen Anschauen der Dinge nichts getan sei, daß man vielmehr hinter jede Sache blicken müsse, sie in der Tiefe zu prüfen.

Noch bevor Herr Knall ihren Gruß erwidert und den Hut gelüftet hatte, fühlte er ihren Blick forschend auf sich ruhen.

„Was macht denn die Flechte? Na, ist ja schon nichts mehr zu sehen.“

„Guten Morgen, Frau Hamann! Nein, Gott sei Dank, diesmal ist's noch gut abgelaufen.“

„Das kommt davon, wenn man sich von fremden Leuten bedienen läßt! Herr Albrecht würde gut tun, seine Rosen besser zu beschneiden“, sagte sie, ohne sich zu unterbrechen, als gehörte das alles zueinander, während sie im Vorübergehen einen Garten musterte.

Herr Knall faßte sich ein Herz, — jetzt — räusperte — und — als habe er ihre letzten Worte überhört, sagte er:

„Darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten, liebe Frau Hamann?“

Sie sah ihn mit ihren ovalen Augen fragend an, die blau waren wie der Stoff ihres Kleides. — „Nun?“

„Ich habe mir Rasierzeug gekauft, um nicht mehr auf den Barbier angewiesen zu sein, auch eine Haarschneidemaschine, denn ich will das Haar jetzt kurz scheren; man spart viel Zeit, wenn man's nicht erst lange zu bürsten und zu striegeln braucht.“

Ach ja, wie wertvoll das für Herrn Knall war, Zeit zu sparen! Bei all seinen wichtigen Geschäften! Frau Hamann warf ihm ein schelmisches Lächeln von unten herauf zu, im Gehen innehaltend, da sie gerade Herrn Knalls Haus erreicht hatten, und hielt die Tasche mit beiden Händen vor sich hin, während sie sie gegen die Kniee schaukeln ließ.

„. . . und da wollte ich Sie bitten . . .“

„. . . Ihnen die Perücke zu scheren“, setzte sie seine Rede fort. „Aber selbstverständlich; schicken Sie nur Bescheid, wenn Sie mich gebrauchen; das ist ja eine geringe Mühe.“

Herr Knall atmete erleichtert auf. „Ich mag das Hausmädchen nicht dazu heranziehen; ich weiß nicht, ich habe . . .“

„Das kann ich begreifen. Natürlich bin ich Ihnen gern behilflich“, sagte sie, und ohne seinen Dank abzuwarten, flüchtete sie ins Haus, als fürchtete sie, der Braten könne während ihrer Abwesenheit angebrannt oder sonst eine Unregelmäßigkeit vorgekommen sein.

Auf dem Zimmer legte Herr Knall ein weißes Handtuch vor sich auf den Tisch und begann die Einkäufe vor sich auszubreiten und sich an ihrem Glanze zu weiden. Als er die vernickelten Schenkel der Maschine in die Hand nahm, glaubte er die Hand der schönen Witwe auf seinem Haupte zu fühlen. Er empfand ein geheimnisvolles Prickeln in den Haarspitzen und den frischen Duft des gestärkten Morgenkleides. Und doch, so überlegte Herr Knall, was war erreicht, wenn sie nun aller drei oder vier Wochen einmal käme, ihm die Haare zu scheren? Er mußte etwas zu bieten haben, mußte vor der Welt etwas bedeuten!

Wäre er nur im Besitze eines öffentlichen Amtes! Stadtverordneter oder dergleichen. Jede Woche mindestens einmal standen im Anzeiger die Berichte der Kollegien. Wo wichtige Dinge zur Beratung standen, zitierte er charakteristische Wendungen der Vertreter, die wegen ihrer Prägung oder ihres Gehalts den Beifall der Hörer gefunden hatten. „Mit feurigen Griffeln möchte ich es Ihnen in die Seele schreiben, meine Herren! Wenn wir nicht dafür sorgen, daß unsere Jugend kraftvoll und gesund aufwächst, heben wir Deutschland nicht wieder in den Sattel; und wenn Sie jetzt kein Geld haben für den Antrag meiner Partei, so werden Sie später Geld haben, Krankenhäuser zu bauen!“ Diese geniale Begründung hatte jeden Widerstand hinweggefegt und die Stadtväter vermocht, die Mittel für eine neue Volksbadeanstalt zu bewilligen.

Wie die Blätter den gewandten Redner gefeiert hatten! — Ach, Herr Knall würde niemals Stadtverordneter werden; und wie lange sollte er denn noch warten?

Aus eigener Kraft, ganz aus sich selbst heraus mußte er etwas schaffen. Und etwas Neues mußte es sein, etwas Einziges! Einen Verein gründen! Aufsehen erregen! Zulauf haben! Lange Berichte in den Zeitungen, das würde gewiß auf Frau Hamann Eindruck machen. Und s e i n Name an der Spitze, wie i h r e r im Verspaha. — —

Es gab genug Vereine. Und immer neue wurden noch gegründet. Welchem Zweck sollte der Bund dienen, den e r ins Leben rufen wollte?

Immer wieder tönte ihm das Wort von der „produktiven Arbeit“ gegen das innere Ohr, immer und immer wieder.

Er mußte doch einmal das Messer erproben, nur so zum Spiel es in die Hand nehmen und an der Backe entlang führen. So faßte es der Barbier: zwei Finger oben, den Daumen unten. Wie es zwischen den Fingern glitt! Die Klinge schien etwas lose und nicht fest genug im Winkel zu stehen. Er hob das Messer gegen die Wange und fühlte die kalte Klinge an der Haut. Aber als er versuchte sie abwärts zu ziehen, stellte sie sich senkrecht gegen den Backenknochen und fuhr auf einen ungeschickten Druck der Hand in die Haut, daß das Blut heraussickerte und in einem warmen Tropfen über die Wange perlte.

Herr Knall legte das gefährliche Instrument aufs Handtuch und tupfte das Blut mit dem Taschentuche ab. Es war wohl nicht so einfach, sich selbst zu rasieren. Man müßte sich die Handgriffe von einem Meister zeigen lassen.

Oder, und das wäre noch besser: es müßte einen Lehrgang geben, acht, vierzehn Tage lang, in dem man von einem Kenner in der schwierigen Kunst unterwiesen würde.

Dieser Gedanke, der ihm nur spielend durch den Kopf gezogen war, wurde ernst, aufdringlich.

Sollten nicht alle Männer, die bisher zu den Haarkünstlern gelaufen waren, sich von ihnen freimachen und die geringe Kunst an sich selber üben, zumal heute, wo unerschwingliche Preise sinnlos gefordert wurden und jeder bemüht sein mußte, seine Bedürfnisse und Ausgaben auf das allernötigste zu beschränken?

Die Gewalt der Idee drückte Herrn Knall in die weichen Kissen des Sofas. Er legte das Messer beiseite und faltete die mageren Hände im Schoße.

Einen Verein gründen! Los von den Friseuren! Jeder rasiere sich selbst! Geld sparen! Produktive Arbeit rettet das Vaterland! Weg mit den Barbieren, den Haarkünstlern, die aus der Bequemlichkeit und Eitelkeit der Männerwelt ihren Nutzen ziehen!

Er setzte sich aufrecht ins Sofa, mit durchgedrücktem Kreuz und blickte verwirrten Geistes gegen die andere Wand, als raste dort ein Film in aufgeregten vielfarbigen Bildern vorüber. Und dieser Film zeigt ihn selbst, Herrn Jonathan Knall, in der Volksversammlung, auf dem Rednerpult, von der Menge umringt. Hundert Arme recken zu ihm empor; tausend Hände klatschen ihm Beifall. — Ein Festzug schreitet vorüber, blumenstreuende Mädchen in weißen Kleidern, fackeltragende Männer. Sie ziehen den Landweg hinauf; vor seinem Hause hält der Zug; er tritt aus dem Zimmer auf die Veranda; Hochrufe, Ansprachen! Es lebe Herr Knall! Der Organisator der ... ja, wessen? einerlei. Der Ehrenbürgerbrief der Stadt wird überreicht. Tausend Menschen stehen im Kreise um ihn; alle Nachbarn kommen aus den Häusern, den Ehrenbürger zu sehen. Ein zweiter Zug naht unter den Klängen der Kapelle: der Verspaha! Sein Banner flattert im Winde. — Ob er ein Banner hat? — Voran schreitet die Vorsitzende, sie, Frau Amalie Hamann. Sie huldigen dem mutigen Wecker des männlichen Gewissens, dem Erdenker neuer Gedanken, der die Männer wieder zu ihrer Pflicht führt. Ist er nicht auch ihr Mitkämpfer, ihr Helfer? Am Abend veranstaltet die Stadtverwaltung ein Fest. Reden. Toaste. Im Zauberlicht der elektrischen Lampen glitzern die Geschmeide der Damen. Ein Kränzchen schließt sich an. Herr Knall, in Frack und weißer Binde, führt die Schönste zum Tanz, Frau Amalie Hamann. Seite an Seite sitzen sie; strahlend schaut sie ihn an. Wie die Gläser klingen! Wie die Gäste sich drängen, mit ihnen anzustoßen! — Mitternachts, im Wagen fahren sie heimwärts. Im gleichen Wagen. Seite an Seite! — —

Heiß ist's in Herrn Knalls Kopf. Er öffnet die obersten Knöpfe der Weste. Die Augen zittern im Rausch des vorausgedachten Glücks. Sein Atem fliegt. Die Gedanken reißen ihn mit sich.

Ist es Traum? Ist's Wirklichkeit? Ihm wächst der Mut! Wo sind da Hindernisse? Sind es nicht alles Möglichkeiten? Sind es nicht Ziele, zu denen Wege führen?

Und in der Vorahnung der erwartbaren Zukunft sinkt er in die Kissen zurück, mit geschlossenen Augen. Zufriedenes, seliges Lächeln umspielt seine Lippen. Auf den silberblanken Geräten des Tisches spiegelt sich die Sonne. Der schräg gestellte Hohlspiegelt aber sendet ihre gesammelten Strahlen gerade in die Mitte des hausherrlichen Gesichts, dessen Nasenspitze aufleuchtet wie

glühende Bronze und die übrigen Teile des Antlitzes im gedämpften Schimmer des zerstreuten Lichts zurücktreten läßt.

Zufrieden mit den reichen Ergebnissen des Vormittags, die eine holde Göttin ihm in den Schoß gelegt hatte, verbrachte Herr Knall die ersten Stunden nach der Mittagmahlzeit damit, zu überdenken, wie sich nun die Ausführung am zweckmäßigsten gestalten ließe. Sein Plan stand fest: er wollte einen Verein gründen; er wollte die Männerwelt aufrufen, sich von der Zunft der Haarschneider zu emanzipieren!

Sollte er Frau Hamann ins Vertrauen ziehen, die sich auf Vereinssachen verstand und von der vielleicht manch nützlicher Fingerzeig kommen könnte? Nein! Ganz im geheimen wollte er's vorbereiten, ohne ihre Hilfe, ohne ihr Wissen. Das neue, das jüngste Kind der Vereinsregister sollte seine ureigenste Schöpfung werden. Sie würde es früh genug erfahren; die Zeitungen würden Berichte bringen; und dann ...

Auf einem Briefbogen entwarf er einen schwungvollen Aufruf an die Männer der Stadt, die gewillt seien, in diesen schweren Zeiten Ersparnisse zu machen. Er forderte sie auf, zu einer unverbindlichen Besprechung am nächsten Abend im Bürgerbräu sich zusammenzufinden. Den letzten Zweck verriet er mit keinem Wort.

Dann ging er zu dem Wirt, dessen Haus er für die Versammlung ausersehen hatte — es war derselbe, in dessen Räumen auch der „Verspaha“ tagte —, und fragte, ob ihm der Abend gelegen und ein kleiner Saal zur Verfügung sei. Der „Bürgerkröger“, ein untersetzter freundlicher Herr von guten Manieren und einem gewinnenden Lächeln auf dem etwas zu fetten Gesicht, fühlte sich sehr geehrt und empfahl sich zu jedem Dienste.

Eine halbe Stunde später saß Herr Knall im Sprechzimmer des „Anzeigers“, der ersten Zeitung der Stadt, und verhandelte mit dem Schriftleiter, Herrn Wellmann. Eine große Anzeige wünsche er; sie müsse die ganze Rückseite des Hauptblattes füllen. Er verriet einiges mehr über seine Absichten, als aus der geschickten Fassung der Annonce zu erkennen war, und bat mit herzlichen Worten, die Redaktion möge einen ihrer Mitarbeiter zum Gründungsabend entsenden und die Leser über den Verlauf unterrichten. Der routinierte Herr Wellmann, der aus den Worten des Aufgebers die Möglichkeit weiteren Verdienstes witterte, stellte jede Art von Unterstützung in Aussicht und versprach sogar, in eigener Person die Versammlung zu besuchen. Er empfahl angelegentlich, noch einige Plakate drucken zu lassen und sie an Litfaßsäulen, Reklamemauern und vielbegangenen Orten der Stadt auszuhängen. Diesen Vorschlag fand Herr Knall sehr schätzenswert; er bestellte einhundert Plakate. Der Redakteur erbot sich, sie gegen ein unbedeutendes Entgelt durch einen Laufjungen in der Stadt herumbringen zu lassen.

So war alles aufs beste vorbereitet, und Herr Knall hatte Zeit genug, sich mit dem Vortrage zu beschäftigen. Er fand, nachdem er einige ältere Zeitungen durchsucht hatte, eine — wie ihm deuchte — würdige Einleitung. Sie entstammte einem Aufruf des Oberpräsidenten an die Bewohner der Provinz.

Er notierte den Gang der Gedanken. Jedesmal, wenn er einige Zeilen geschrieben hatte, ging er mit lebhaften Schritten hin und her, ermahnte das Mädchen in der Küche, nicht so mit den Tellern zu klappern, ärgerte sich über die Kinder, die auf der Straße tobten und deren Lärm ihm das Sammeln der Gedanken beeinträchtigte, zog zum Überfluß die Stiefel von den Füßen und lief in Socken durch die Stube. Aber wie sehr er sich auch abmühte,

einige Bogen zu füllen, wie oft er auch das Geschriebene mit erhobener Stimme immer wieder durchlas und dabei die Zeit feststellte, die sein Vortrag dauern würde, er brachte es immer nur auf etwa zwanzig Minuten. Da ihm diese Zeit für einen ordentlichen Vortrag doch allzu gering dünkte, begann er seine Arbeit von neuem, indem er jeden Satz mit reichlichen Schnörkeln verzierte, denselben Gedanken in verschiedener Fassung mehrere Male auftreten ließ und das Ganze durch reichlich eingestreute „sehr geehrte Herren" und „hochverehrte Anwesende" zu erweitern sich bemühte. Nach erheblicher Anstrengung gelang es ihm, seine Rede auf eine gute halbe Stunde auszudehnen. Das mochte genug sein.

Dann deklamierte Herr Knall den ganzen Abend an seiner schwierigen Lektion, ersann Zwischenrufe, bald störender, bald beistimmender Art, auf die er sich spöttisch abwehrende oder geschickt ausnutzende Antworten zurechtlegte, und ging ins Bett mit der zufriedenen Ruhe eines Menschen, der dem Tage nichts schuldig geblieben ist und den neuen Tag nicht fürchtet.

Einer durch beängstigende Träume und unruhigen Schlaf gestörten Nachtruhe entriß sich der Hoffnungfrohe schon in der Frühe des Morgens, als die ersten Milchwagen durch den Landweg klirrten und Laufjungen den Bürgern die frischen Semmel vor die Tür trugen. Die notwendigen, stets wiederholten und daher geläufigen Verrichtungen, die jeder Tag dem Menschen bringt, gingen heute bei Herrn Knall nicht mit der gewohnten Selbstverständlichkeit vonstatten.

Auch fand er, daß er in Anbetracht der kraftvollen Leistung, die der Abend und viele Menschen von ihm erwarteten, mit einem spiegelglatten Gesicht erscheinen müsse. So nahm er die gestern gekauften funkelnden Geräte wieder hervor und rüstete mit umständlicher Sorgfalt den Tisch zur Ausübung der schwierigen und leichthändigen Kunst. Neben den Spiegel legte er die Handschrift des Vortrages, und, zu gleicher Zeit schaumschlagend und dann den Pinsel über Kinn und Backen führend, las er die in weiten Abständen geschriebenen Zeilen der verschnörkelten Buchstaben, dann und wann einen Blick in den Spiegel werfend und ein verirrtes Schaumklümpchen mit der Serviette von der Nasenspitze oder einem Ohrläppchen wegwischend. Gut eingeseift ist halb rasiert, erinnerte er sich, und nachdem er eine Viertelstunde bei diesem ungefährlichen Werk zugebracht und die erste Seite des Vortrages zum fünften Male gelesen und dann aus dem Gedächtnis wiederholt hatte, nahm er das Messer zur Hand, strich, wie er es oft gesehen, die Klinge einigemal auf dem Handballen hin und her und — schnitt hinein.

Nach diesem Vorfall reckte sich der männliche, der kühne Geist in Herrn Knall zu seiner ganzen Größe empor und, gleichsam im Angesicht all der ihn umlauernden, beinstellenden, neckenden Kobolde, all der großen und kleinen Hindernisse, die ihm bei seinem großen Werk in die Quere kommen würden, sprach er mit energisch zusammengefaßtem Willen in sich hinein, daß er nicht geneigt sei, sich heute und jemals durch die Tücke des Objekts auch nur um Haaresbreite von dem einmal erkorenen Wege abbringen zu lassen! Basta!

Er wickelte entschlossen ein Taschentuch um die Wunde und führte mit entsetzlicher Mühe, das Gesicht zu grausigen Fratzen verzerrend, die tückische Klinge über das Antlitz; und wenn diese Tätigkeit ihn auch eine ganz ungewohnte Anstrengung und Aufmerksamkeit kostete und seine weiße Haut in ein Schlachtfeld verwandelte, auf dem die Leichen zerstörter Härchen und das Blut verwundeter Zellen in grausigem Wirrwarr seine Tat anklagten: er kam doch damit zu Ende und fand sich befriedigt.

Die kleinen, teils kaum sichtbaren Schnittwunden überklebte er mit Stückchen englischen Heftpflasters, deren er im ganzen achtzehn gebrauchte.

Zum Schluß sein Werk noch einmal vor dem Spiegel betrachtend, stellte er mit großer Befriedigung fest, daß seine Arbeit als Lehrlingsstück bei gelinder Beurteilung einigen Wert haben möchte.

Dann aber widmete er sich mit allem Ernst der Rede und schenkte der Bequemlichkeit und Lässigkeit nichts von alledem, was er sonst sich gestattet hatte. Der Blumenständer vor dem großen Wandspiegel wurde vorübergehend gegen die verschlossene Tür gesetzt; ein Stuhl, das Polster gegen den Spiegel gekehrt, diente als Podium.

Und nun schleuderte Herr Knall, jede Geste auf ihre künstlerische Wirkung prüfend, seinen Redestrom gegen ein eingebildetes Auditorium, hob beschwörend die Arme gleich einem indischen Fakir, stieß die Rechte bekräftigend vor sich in die Luft, ließ, über ruhige Breiten seiner Rede in plauderndem Erzählerton hinweggleitend, die gefalteten Hände herabhängen und holte dann mit erhobener Stimme zu neuen, wuchtigen Perioden aus. Einmal war ihm, als dringe von außen her das Klappern eines Pantoffels in die Heiligkeit seiner kunstbeflissenen Übungen. Aber Herr Knall ließ sich nicht stören. Er war der Volksredner, der sein erstes Auftreten vorbereitet. Er führte seine Exerzitien mit gewissenhaftem Eifer zu Ende und faßte dann den Inhalt seiner Rede auf einem Zettel von der Größe eines Handtellers in wenige Stichworte zusammen.

Mit dieser durchaus gründlichen und, wenn man will, aufreibenden Arbeit war denn die häusliche Vorbereitung geschlossen. Die Nachmittagstunden dienten einem erwünschten Schläfchen und einem nicht minder bekömmlichen Spaziergang durch die Schneckenwege des Gartens.

Eine Stunde vor dem bestimmten Glockenschlage trat er auf die Straße hinaus und begab sich auf dem nächsten Wege ins Gasthaus zum Bürgerbräu. Der Wirt empfing den erwarteten Herrn mit jenem gewinnenden Lächeln, ohne das seine Person nicht zu denken war und bemerkte, es seien von vielen Seiten Nachfragen an ihn ergangen und man habe allen Grund, ein volles Haus zu erwarten.

Herr Knall setzte sich ins Gastzimmer, die Augen nach der Straße gewendet, und harrte der Dinge, die er beschworen hatte. Durch die Milchscheiben der leicht angezogenen Tür vermochte er zu erkennen, wenn Besucher von der Straße über den Flur nach dem kleinen Saal gingen. Ihre Zahl war anfangs gering; mit der Zeit aber schwoll der Strom der Ankommenden mehr und mehr, und als der Redner eine Viertelstunde vor Beginn sich gleichfalls in den Saal verfügte, war dieser schon zur Hälfte besetzt und ein Nachlassen nicht zu bemerken.

Es waren durchweg Angehörige des Mittelstandes und der Arbeiterschaft, die auf den Stühlen saßen. Sie bekundeten durch diszipliniertes Verhalten ihre Erfahrung in derlei Versammlungen.

Da die Anzeige weder einen Redner noch den Einberufer mit Namen genannt hatte, so schwebte über der Gesellschaft eine verständliche, gespannte Unruhe, die in einer lebhaften Unterhaltung zum Ausdruck kam.

Als die Uhr sieben schlug, waren alle Plätze besetzt, und neben und hinter den letzten Bänken hatte noch eine größere Zahl stehend Raum gefunden. Starker Tabakrauch und der Geruch von Kanastern aller Sorten lag in der Luft.

Herr Knall stand auf, ging nach dem Pult, das Gesicht der Versammlung zugekehrt. Im Nu waren aller Augen auf ihn gerichtet, Unterhaltung verstummte, Stille der Erwartung trat ein.

Mit beherrschter Stimme, die, kaum laut zu nennen, doch bis in die äußersten Ecken jedem vernehmbar blieb, forderte der Redner die Anwesenden auf, aus ihrer Mitte einen Versammlungsleiter durch Zuruf zu wählen, da er sich nicht befugt halte, den Rechten öffentlich Versammelter vorzugreifen.

Von mehreren Seiten wurde der Name des Schlachtermeisters Steenjohann genannt, und man sah einen glatzköpfigen, wohlgenährten Herrn mit blankem Vollmondgesicht sich erheben und zwischen den Stühlen hindurch mit ausgereckten Armen nach dem mittleren Gang rudern. Diese Arme waren so kurz und dick, daß sie wie ein paar Stummel seitwärts in die Luft ragten; man hätte sie sich gar nicht am Leibe herunterhängend vorstellen können. Er pustete stark und, nachdem er mit Herrn Knall einige leise Worte gewechselt hatte, schüttelte er die Klingel und erklärte, daß er sich geehrt fühle und hiermit die Leitung der Versammlung übernehme.

Ein paar Bravos stolperten über die Köpfe.

Herr Steenjohann sagte, daß er dem Einberufer, Herrn Knall, das Wort erteile, und setzte sich mit viel Geräusch, die vernickelte Klingel mit dem Griff zwischen die Beine klemmend.

Herr Knall richtete sich auf, mit der Linken seinen Zettel aufs Pult drückend, während die Rechte nervös ordnend über die Krawatte glitt und dann gleichfalls aufs Pult herniedersank. Er war ein wenig blaß und das längliche schmale Gesicht mit der etwas zu großen Hakennase und den dunklen, tiefliegenden Augen, über denen sich die ebenfalls dunklen, starkhaarigen Brauen wölbten, erschien aus der Ferne leicht gefleckt, was in den Pflästerchen seine Ursache haben mochte.

„Ihnen allen danke ich, daß Sie gekommen sind", sagte er. Es klang hart, kraftvoll, wie ein erlösendes „Gott sei Dank!" Die Hälse reckten sich; auf den hinteren Bänken standen einige auf.

„Wer die Not unseres Volkes jetzt noch nicht begriffen hat, dem ist nicht zu helfen. Wer jetzt noch drauflos lebt, als hätten wir nicht den größten aller Kriege verloren, der ist ein Verräter am Volke, an der Gesellschaft. Der ist ein Vergeuder des Volksvermögens. Das gilt es zu erkennen; danach gilt es zu handeln. Wer jetzt nicht selbst Hand anlegt, das Volk auf den einzigen Weg zurückzuführen, der aufwärts geht, den soll das Volk dazu zwingen!" Jedes Wort, in Stahl gestochen, zögernd, geizig dem Gehege seiner Zähne entschlüpfend, prallte wie ein Knall in den Saal. Der Redner hatte nicht umsonst die Vortragschule besucht.

„Und welches ist dieser Weg, dieser einzige Weg, den unser Volk gehen m u ß? Den wir alle gehen w o l l e n, den zu gehen keiner zu gut ist? Es ist der Weg der Arbeit, der Weg der schaffenden, der Werte erschaffenden, der Werte ersparenden, es ist der Weg der produktiven Arbeit." Das Wort „produktiv" hatte er im Hause geübt, wie er's Frau Hamann hatte sprechen sehen. Er spitzte den Mund, zog ihn in die Breite und spitzte von neuem, als zielte er das Wort seinen Hörern wie mit einem Blasrohr in die Ohren hinein.

„Jede andere Arbeit hat für uns keinen Sinn! Jede Arbeit, die nicht Werte erschafft oder erspart, steigert unsere Armut, vergrößert unsere Schuld. Jede Arbeit, die nicht in irgendeinem Sinne wertvoll ist, notwendig ist, oder die nicht dazu dient, Kräfte zu ersparen, zu schonen und sie für wichtige, not-

wendige Arbeiten verfügbar zu machen, ist für uns sinnlos, ist Vergeudung! Wie es keinen Sinn hat, unsern Feinden ihre Modekostüme nachzuäffen, geschweige denn abzukaufen, so ist es sinnlos, unser deutsches Geld für ausländischen Luxus, für ausländische Zigaretten, Weine, Parfüms hinzuwerfen!"

Ein schüchternes Bravo kam aus den vorderen Reihen, wo mehrere Arbeiter mit bloßem Hals und offenstehendem Hemdkragen saßen.

„Ich freue mich, daß allen voran unsere kerngesunde deutsche Arbeiterschaft sich zu diesem Grundsatze seit langem bekannt hat!"

Das war eine jener Verbeugungen, die Herr Knall sich für allenfallsige Zwischenrufe ausgedacht hatte. Aus einer der hinteren Ecken wurde ihm das kluge Kompliment mit neuem, diesmal kräftigem, Bravo quittiert.

Nachdem der Vortragende diesen ersten Erfolg innerlich mit Befriedigung, äußerlich mit der kühlen, selbstverständlichen Sachlichkeit eines Kassenbeamten aufgenommen hatte, beugte er sich zu dem Schlächtermeister hinab und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, worauf der pummelige Herr dienstfertig aufsprang und dem an einer seitlichen Wand gelangweilt gähnenden Kellner einen Auftrag übergab. Diese kunstvoll gespielte Pause füllte die Hörerschaft mit teils ruhigem, teils erregtem, in jedem Falle aber zustimmendem Gemurmel und Kopfnicken.

Herr Knall räusperte sich und wischte mit dem Schnupftuch über die Mundwinkel. Dann hob er die etwas gewinkelten Arme mit nach innen gedrehten Handflächen empor und schüttelte sie, als höbe er ein Kind strafend vor sich in die Luft:

„Meine sehr verehrten Herren," sagte er gequält, „kann in einer Versammlung ernster, denkender Männer noch ein Zweifel darüber bestehen, daß wir alle, wie wir versammelt sind, bewußt oder unbewußt mitschuldig sind an den furchtbaren Verhältnissen, die das Schicksal uns auferlegt hat? Und ich frage weiter: Kann noch irgendein Zweifel darüber bestehen, daß in dieser Zeit der Not und Knechtschaft wir alle, ohne Unterschied des Standes und der Person, der heiligen Aufgabe verpflichtet sind, jede in unserem Volke sich zeigende Neigung zur Genußsucht und zum Luxus mit allen unseren Kräften zu bekämpfen? Und kann weiter ein Zweifel darüber sein, daß es an uns ist, nicht warnend, nicht scheltend beiseite zu stehen, sondern durch die T a t" — ein knallender Schlag fiel auf das Pult —, „durch die T a t das Beispiel zu geben?"

Jeder hatte die „ernsten, denkenden Männer" als an sich persönlich gerichtet empfunden. Nun mußte die Offenbarung endlich kommen; Schlachtermeister Steenjohann bezeugte durch ausgiebiges Kopfnicken, wie ihm das alles so ganz aus dem Herzen gesprochen sei, und sein fettes Gesicht leuchtete vor Ergriffenheit. Redakteur Wellmann ließ den Bleistift in deutlich vollendeten Kurven über den Block gehen und machte seinem Nebenmanne die Bemerkung, wie angenehm es sei, einem so kultivierten Redner stenographisch zu folgen.

„Zur Tat, meine Herren, rufe ich S i e!"

Herr Knall belud das Wort mit der ganzen Schwere seines Organs, als lege er jedem einzelnen die hohe Bedeutung seiner Auserwähltheit an die Seele; und jeder erlebte in der eigenen Brust das Steigen seines persönlichen Wertes und fühlte sich emporgehoben ins Niveau der Edelmenschen, das huldvoll festzustellen Herr Knall die Gesellschaft für würdig befunden hatte.

Und nun warf der Redner seine Trümpfe in die Menge und vernichtete

mit kurzen, splitternden Axthieben die letzten Stümpfe und Knorren der Vernunft.

„Wer zur Tat nicht bereit ist, der gehört nicht hierher. Wer nicht selbst Hand anlegen will, der verdient nicht ein Deutscher zu sein! — Wir predigen Entsagung allem welschen Tand, Entsagung allem welschen Geschmack, Entsagung aller unmännlichen Eitelkeit. Wir sind selbst Männer! Wir helfen selbst! Wir schaffen selbst! Wir arbeiten selbst! Wir — — — sparen — — und — — — arbeiten!“

Von vielen Seiten gleichzeitig wetterten jetzt die Beifallrufe durch den Saal. Und mitten hinein mit erhobener Stimme fuhr Herr Knall fort:

„Ich fordere Sie auf, einen Bund der Männer zu gründen, die bereit sind zu entsagen, zu sparen und sich selbst zu helfen!“

Zwanzig, dreißig Gesellen schossen wie auf ein Kommando von ihren Sitzen empor, reckten die Arme wie anzeigende Schulkinder dem Redner entgegen und boten sich gleichsam als Stammtruppe an.

„Ihr Verhalten zeigt mir, wie sehr wir mit unsern Gedanken auf dem rechten Wege sind. Ich danke Ihnen allen für das Vertrauen, das sie mir damit aussprechen. Entsagen, sparen, arbeiten: die Dreiheit soll mit leuchtenden Lettern unserm Panier aufgeschrieben sein. Wo irgend wir die Hand und die Kunst eines Dritten entbehren können, da helfen, da dienen wir uns selbst, und somit dem Vaterland und unserm Volke. Und wo wir das tun, da arbeiten wir produktiv, indem wir unsere Ausgaben verringern und Kapital für wichtige, für lebenswichtige Dinge freimachen.

Ich werde Ihnen zeigen, bei welchen scheinbaren Notwendigkeiten unserer Lebensführung wir Abstriche machen können; wo also solche Abstriche möglich sind und wo wir bereit sind, sie zuzugestehen.“

Mit diesen Worten hatte Herr Knall aus dem Allgemeinen ins Besondere hinübergeleitet, und nachdem er aus einem Glase, das der Kellner vorhin hingestellt, sich durch einen Schluck gestärkt, forderte er die Hörer auf, mit ihm einen Blick in den Tageslauf des bürgerlichen Menschen zu tun.

Mancher Dinge benötige er, die er sich nicht selber schaffen könne. Man werde keinem zutrauen, sich fortan seinen Anzug selbst zu schneidern, niemandem, von eigener Hand bereitetes Fußzeug zu tragen. Solche Geschicklichkeiten ließen sich nicht im Handumdrehen erlernen und es gebe eine große Zahl von Mitmenschen, denen die dem Kulturmenschen anerzogene Hilflosigkeit den Verdienst schaffe.

„Aber, meine Herren,“ sagte Herr Knall, „es gibt noch andere Dinge, die wir unbesehen und selbstverständlich uns gestatten, ohne uns darüber Rechenschaft abzulegen, ob wir dazu gezwungen sind oder nicht. Ich habe z. B. vor wenigen Tagen eine Barbierrechnung von mehr als neunhunderttausend Mark bezahlen müssen für eine dreiwöchige Behandlung. Neunhunderttausend Mark für sechsmal Rasieren und einmal Haarschneiden!“ Diese Summe, die nicht ganz der Wahrheit entsprach — Herr Knall hatte sich vorher davon überzeugt, daß sein ehemaliger Barbier nicht unter den Gästen war! — erregte in der Tat Aufsehen.

„Nehmen wir einmal an, daß jemand in der Woche auch nur einmal sich rasieren und in vier Wochen einmal die Haare schneiden läßt, so ergibt das in einem Monat eine Ausgabe von mehr als siebenhunderttausend Mark!“ Er zog die Worte, ihren Gehalt ganz auszukosten, erklecklich in die Länge. „Siebenhunderttausend Mark in einem Monat!“ Und Herr Knall rechnete vor, wieviel bei wöchentlich zweimaligem Rasieren herauskomme, wieviel,

wenn man's jeden anderen Tag tun lasse; er fand, daß der Arbeiter dafür im Jahre so und soviele Millionen Mark ausgebe und bewies, daß diese Ausgaben, auf zehn Jahre berechnet, zu einem Kapital anwüchsen, das ausreiche, ein einfaches Landhaus zu erbauen!

„Und, meine Herren, bedenken Sie, welcher Gewinn für den Arbeitenden in dieser sich selbst auferlegten geringen Mühe beschlossen liegt. Vergessen Sie die Zahlen! Denken Sie an den seelischen, an den sittlichen Gewinn. Das Bewußtsein, ohne Inanspruchnahme eines andern Menschen ganz aus eigener Kraft sich die Annehmlichkeit eines glatten, gepflegten Antlitzes verschafft und dabei auch noch einen materiellen Gewinn erzielt zu haben, steigert das Lebensgefühl, hebt die Freude an der Arbeit und ist vielleicht das wirksamste Mittel, uns Männer zu dem zu erziehen, was wir jetzt alle sein sollten: lebensfrohe, tätige, fleißige Menschen, die eine geringe Unbequemlichkeit nicht scheuen, die bereit sind, den Weg zu gehen, den wir als den einzig richtigen erkannt haben: den Weg des Entsagens, den Weg des Sparens, den Weg der produktiven Arbeit!"

Seine Stimme zitterte erregt, von innerster Ergriffenheit, und diese übertrug sich unmerklich auf die Nerven der Hörer, vor deren Seele dieser Apostel des neuen Menschen seine Idee zauberte.

„Der Mensch ist der glücklichste," fuhr Herr Knall mit bebender Stimme fort, „der dazu am wenigsten der Hilfe seiner Mitmenschen bedarf! Meine hochverehrten Männer! Mitbürger! Nehmen Sie das Wort mit sich fort als ein köstliches Samenkorn und lassen Sie es wachsen in Ihrem Herzen! Es handelt sich um mehr als um die Ersparnis eines kleinen Vermögens; um mehr als die Gewöhnung an eine alltägliche bescheidene Arbeit; es handelt sich um das höchste Ziel unseres Geschlechts, um das Glück, um unser aller Glück, um das Glück des Vaterlandes, um das Glück der Menschheit!"

Als Herr Knall diese letzten Worte seines rhetorischen Meisterstücks seinen nun völlig von ihm erfüllten Hörern über die Köpfe goß und den Rücken zu einer ganz kurzen, offiziermäßigen Verbeugung krümmte, holte er mit zwei Fingern der beringten Hand das weiße Schnupftuch aus der Innentasche seines Rockes und strich leicht über die Stirn, während Beifallgeklatsch und Hochrufe von allen Seiten her gleich einer Sturzsee sich gegen das Podium wälzten und zu ihm aufbrandeten. Unterernährte Rentner und dickwangige Kaufleute, Arbeiter mit tiefgerillter braunlederner Haut, parfümierte Gecken und Konfektionsherren umringten ihn, suchten seine Hand zu fassen und aus diesem Erlebnis für heute das Bewußtsein einer persönlichen Berührung mit dem Helden hinüberzuretten in den künftigen Tag.

Herr Redakteur Wellmann sprach ihm mit einem aus der Seele kommenden „ausgezeichnet" seine hohe Anerkennung aus und sein Kopf wackelte zustimmend wie die Attrappe eines Negerjungen, die auf den Sparbüchsen für die Heidenmission angebracht ist und in pendelndes Nicken gerät, wenn eine Münze durch den Schlitz in den Behälter geworfen wird.

Nur wenige Anwesende verließen für einige Minuten den Saal. Die meisten drängten nach vorn und Herr Steenjohann bemühte sich, Ruhe herzustellen, schellte mit der Glocke und rief „Platz behalten!" Denn er war nicht der Mann, ein übertragenes Ehrenamt fahren und sich an die Wand drücken zu lassen. Nachdem er mit Aufbietung aller Kraft seiner Lungen den aufbäumenden Strom ins alte Bett zurückgedämmt hatte, raffte er seine rednerischen Gaben, deren Früchte ein jeder irgendwann und irgendwo schon einmal gekostet hatte, zu einem kräftigen Dankwort zusammen:

„Männer suchen wir," sagte er mit rückwärts geneigtem Haupte, „die fähig sind, unserm armen Volk Führer zu sein! Und wir danken dem Redner, daß er uns heute einen solchen Mann gezeigt hat." Seine Stimme schrie heiser und überschlug sich. Er sah mit seinen unmäßig kurzen und viel zu dicken Armen, die stummelhaft und steif wie die einer Puppe seitwärts standen, aus wie ein Schneemann. Die Jacke war ihm zu eng und verdeckte den hell-gestreiften Kittel, den er darunter trug, nur zu einem Teil. „Unsere Aufgabe ist es, den Führern, den w i r k l i c h e n Führern," verbesserte sich Herr Steenjohann, „die sich uns anbieten, zu folgen." Der Rest seiner Worte drang in dem Beifallstoben, das nun einsetzte, nicht mehr durch.

Im Nu wurden auf den Tischen Papierbogen ausgelegt, die sich rasch mit Namen von Mitgliedern des zu gründenden Vereins füllten. Herr Knall saß neben dem Pult und trug eine vornehme Bescheidenheit zur Schau.

Steenjohann erbat aus der Versammlung Vorschläge, wie nun das neue Werk anzufangen und zu bauen sei.

Aus der großen Zahl der Wortmeldungen ließen sich Männer hören, die den meisten aus politischen Versammlungen bekannt waren. Oberpostsekretär Stephani, ein baumlanger, engbrüstiger Mensch mit rötlichem Haar und einem verärgten und gefurchten Langgesicht, der Wortführer der mittleren Beamten, Leiter der radikalen Bürgerpartei und Duzfreund des Bürgermeisters, begrüßte die geplante Vereinsgründung auf das wärmste und versprach, in seinen Kreisen nach Kräften für die neue Sache zu werben. Auf seinen von allen Seiten unterstützten Vorschlag wurde Herr Knall, „der geistige Vater der Idee", zum Vorsitzenden ausgerufen und ein Ausschuß mit der Ausarbeitung der Satzungen betraut, die in einer baldigst einzuberufenden zweiten Versammlung vorgelegt und beraten werden sollten. Dieser Ausschuß sollte zugleich die Frage sich angelegen sein lassen, wie die Vereinsarbeit auf das zweckmäßigste zu organisieren und fruchtbar zu machen wäre. Ein monatlich zu zahlender Mitgliederbeitrag wurde zunächst auf fünfzig-, dann, nachdem einige Herren sich über wünschenswerte Anschaffungen, Vereinsabzeichen, eine Fahne und dergleichen ausgelassen hatten, auf 100 000 Mark festgesetzt. Die Anfrage des Herrn Steenjohann an Herrn Knall, welche Kosten ihm aus der Vorbereitung und Einberufung der heutigen Versammlung erwachsen seien, ergab den einmütigen Beschluß, diese Ausgaben sofort in den Etat des Vereins zu übernehmen und durch einen einmaligen außerordentlichen Beitrag von 200 000 Mark zu decken. Die heftige Widerrede Herrn Knalls wurde durch en bloc-Abstimmung erledigt, worauf der selbstlose Gründer seine großmütige Gesinnung darin zu erkennen gab, daß er eine erstmalige Stiftung von 5 000 000 Mark der Herrn Steenjohann anvertrauten Vereinskasse vermachte.

So brauchte den mit viel Begeisterung anpackenden Männern wegen der Lebensfähigkeit des eben gezeugten Kindes nicht bange zu sein. Bevor die ob des vollbrachten Werkes laut-zufriedene Schar auseinanderging, wurde von dem Schlächtermeister noch einem jeden aufgegeben, bis zur nächsten Zusammenkunft, die wegen der Wichtigkeit der Sache schon am kommenden Sonnabend stattfinden sollte, nach einem passenden Namen Umschau zu halten, mit dem der Bund in das Vereinsregister eingetragen werden könne. Herr Steenjohann schloß die gelungene Tagung mit neuerlichem, durch hundert Zurufe verstärktem Dank an den Einberufer, ermahnte noch einmal zu ernster Werbearbeit für die selbstlose Sache und legte, die Glocke feierlich auf das Podium setzend, mit einer Verbeugung gegen das Publikum sein hohes Amt

nieder. Man schied unter allgemeinen Beteuerungen, getreulich zur aufgepflanzten Fahne zu halten, in glücklichster Stimmung. Herr Knall und der Schlächtermeister verließen als letzte den Saal. Der Wirt öffnete ihnen eigenhändig die Tür und gab ihnen mit Verneigung ein „Habe die Ehre, meine Herren!“ als Gruß und Wegzehrung mit ins Freie.

Es war gar keine Frage: Das Leben Herrn Knalls nahm eine andere Wendung; er selbst hatte mit kräftiger Hand, mit einem gewaltigen Ruck seinen Karren von dem toten Gleis auf einen Hauptstrang geschoben. Voller Lust empfand er den Atem, der aus der gewollten Tätigkeit ihn anwehte und ein Hauch war des starken, kraftvollen Lebens, das in der Stadt mächtig sich regte. Viele Stunden saß er am Tische und bedeckte einen Bogen nach dem andern mit Entwürfen für die Vereinsatzungen, strich große Abschnitte durch und formte sie von neuem, begann zeitig den Tag mit seinen Arbeiten und empfing wiederholt Besuche von Herren des einstweiligen Ausschusses, die wegen dieser und jener Fragen seinen Rat erbaten.

Zu oberst in der Schublade der Kommode, auf der Ledermappe, lag jetzt der erste Bericht über die Gründungsversammlung. Herr Wellmann hatte ihn für seinen „Anzeiger“ geschrieben; er troff vom hohen Lobe des „klugen und zielbewußten Herrn Knall“ wie ein aus dem Waschbecken gehobener Schwamm vom Wasser. Der Belobte kannte ihn auswendig; er hatte ihn zwanzig- und mehr mal gelesen; und er las ihn wieder, wenn er zur Tür hinausging oder ins Zimmer trat; wenn er des Morgens aufstand und wenn er schlafen ging. Seitdem er neulich gesehen hatte, wie der Direktor einer höheren Schule während seiner Gartenwanderung einen Notizblock in der Hand getragen und, von Zeit zu Zeit stillstehend, Notizen gemacht hatte, versah er sich mit diesen jedermann verständlichen Attributen eines selbst im scheinbaren Ausruhen noch fortschaffenden Geistes, faßte die während der Schneckenwanderungen im Vorgarten ihn umgaukelnden Gedanken sogleich beim Schopfe und zwang sie durch die Spitze des Bleistiftes aufs Papier und zur Dauer. Die seit Jahren in einer alten Bücherkiste ruhenden, kaum je benutzten Stimmübungen holte er aus ihrem Winkel hervor, da er erfahren hatte, wie sehr ihm seine angenehme melodische Stimme während des Vortrages von Nutzen gewesen war.

Diese Beschäftigungen, denen er sich mit hingebendem Eifer, mit dem vollkommenen Ernst eines spielenden Kindes widmete, füllten die Tage vom Morgen bis zum Abend, und die unerträgliche Gleichgültigkeit gegen alle Ereignisse, die das Leben der Stadt betrafen, wich rasch einer optimistisch teilnehmenden Gespanntheit. Mit Ungeduld erwartete er täglich den Anzeiger, mit Ungeduld durchforschte er die Annoncen und vor allem den Sprechsaal, las die Versammlungsanzeigen, die Vereinsnachrichten, und bewies ein ihm früher gänzlich unerklärliches Interesse für die Namen der Führer, der Vorsitzenden, der Sekretäre. Er kannte die Versammlungsräume der großen Vereine, er suchte sie wiederholt auf, musterte das Inventar, maß die Schränke mit einem Zentimetermaß und notierte die Zahlen gewissenhaft in seinen Schreibblock, den er nun immer bei sich trug. Anfangs hatte er ihn in einer inneren Rocktasche bewahrt; aber eine einfache Überlegung sagte ihm, daß der Block in der linken Seitentasche seinen Platz haben müsse, der Bereitschaft halber und so weiter. Seitdem trug Herr Knall den Notizblock in der linken Außentasche seines Rockes.

Auf der nächsten Tagung des vorbereitenden Ausschusses las der Gründer mit wohltönender Stimme seinen Satzungsentwurf vor. Herr Redakteur

Wellmann, der seine obligate schwarze Krawatte durchaus niemals auf den Messingknopf seines Gummikragens zu bringen verstand, nickte nach jedem Satze zensierend mit dem Kopfe und begleitete vermeintliche Pointen mit einem bassigen „s e h r gut!" Der feingliedrige Herr Jensen, dessen gerötete Augenlider mehr Wimpern zählten als der umfangreiche Schädel des Herrn Steenjohann Haare, hörte dem Vorlesenden mit Aufmerksamkeit zu und zog jedesmal die rechte Gesichtshälfte, wie von einem gelinden Schmerz getroffen, in die Höhe, wenn eine sprachliche Härte, eine unschöne Konsonantenhäufung oder dergleichen seinen ästhetischen Nerv verletzte. Dabei traten seine Lippen einseitig auseinander, so daß man seine gelblich blassen, kariösen Zähne sehen konnte. Dann schrieb er jedesmal stenographische Zeichen auf ein vor ihm liegendes Papier. Seine braunlederne Aktenmappe — man sah ihn nie ohne eine solche das Haus verlassen, denn er war Schriftsteller und trug stets mehrere Manuskripte bei sich — hatte er gegen ein Stuhlbein gestellt. Der Fleischermeister saß behäbig zurückgelehnt in einem bequemen Bauernlehnstuhl, die massigen Beine übereinandergeschlagen, was ihm sichtlich nicht ohne Anstrengung möglich war, denn von der Stirn rannen ihm fette Schweißkügelchen, die er mitunter mit dem Handrücken nach der Schläfe wischte. Herr Oberpostsekretär Stephani, der neben Herrn Knall im Sofa seinen Sitz hatte, sah dem Lesenden über die Schulter in das Manuskript. Auf allen Gesichtern war zu erkennen, daß man sich seiner hehren Aufgabe und der Bedeutung dieser Zusammenkunft bewußt war und zu konzentrierter Aufmerksamkeit sich verpflichtet fühlte.

Einzig Herr Steenjohann trank; er hatte sein Glas eben zum drittenmal füllen lassen.

Die Vorlesung war beendet. Man war entspannt; wechselte die Körperhaltung.

„Sehr schön," sagte der Redakteur, „durchaus einverstanden."

„Nicht daß ich etwa kleinliche . . . ich meine, verstehen Sie mich recht, meine Herren, ich will nicht etwa schulmeisterliche Kritik üben; nur so eine Kleinigkeit, kaum der Rede wert", warf Herr Jensen dazwischen, indem er sich über seine Notizen bückte; „also zum Beispiel ‚Mitgliederverzeichnis', das klingt nicht, überhaupt das Wort ‚Verzeichnis', es ist ein abscheuliches Wort; ich würde vorschlagen, daß wir schreiben: Liste der Mitglieder."

Herr Wellmann nickte zum Zeichen gleichgültiger Billigung mit dem Kopfe; der Schlachter erklärte, daß er den Einwand für belanglos halte, und der Postsekretär pflichtete dem bei und sagte nur mit seiner vom vielen Reden in verbrauchter Luft immer etwas heiseren Stimme: „Die Sache, meine Herren, die Sache! Darauf kommt es an!"

Herr Knall musterte der Reihe nach die Gesichter, eine Entscheidung erwartend, und ergänzte: „Es mag ganz einerlei sein; aber ich meine, wir müssen alle unsere Waffen auf das beste schärfen und dürfen in diesem Falle Herrn Jensens künstlerischem Urteil vertrauen." Der Streitfall war mit diesen vermittelnden Worten zu aller Zufriedenheit geschlichtet und Herr Knall verwandelte die scharfe Waffe des „Mitgliederverzeichnisses" in die schärfere der „Liste der Mitglieder".

Noch andere unbedeutende Änderungen im Entwurf mußte Herr Jensen mit vorsichtig zweifelnder Kritik durchzusetzen, und es war gewiß, daß der Verein in ihm einen schätzenswerten Helfer, sozusagen ein künstlerisches Gewissen erworben hatte.

Nachdem die Statuten im allgemeinen und dann paragraphenweise durch-

gesprochen, in allen Einzelheiten geprüft und für gut befunden waren, welche Arbeit der Ausschuß sich eine Menge von Scharfsinn hatte kosten lassen, stellte Herr Steenjohann die Frage, ob noch einer im Interesse der Sache etwas vorzubringen habe.

Herr Stephani legte sein langes, mageres Gesicht in grübelnde Falten und ergriff das Wort:

„Ich meine, es würde der Sache des Vereins von wesentlichem Nutzen sein, wenn wir unsere Mitglieder recht bald mit etwas Praktischem . . ., wenn wir sie sobald wie möglich zu einer kleinen Veranstaltung zusammenbringen könnten," — Herrn Wellmanns Gesicht legte sich gleichfalls in Falten, — „also ich meine: Wir müssen mal was aufstellen, was zieht; was uns die Leute heranzieht. Reklame muß sein, meine Herren, da ist nichts zu machen."

Der Redakteur nickte mehrmals, nickte energisch. Herr Knall blickte unsicher im Kreise.

„Jaja! Was ich sage: Reklame muß sein; lassen Sie sich das gesagt sein, meine Herren, ich kenne die Menschen!" Unbeirrt fuhr Herr Stephani fort: „Ein Wettbewerb oder dergleichen, Messer abziehen, um die Wette, versteht sich — — oder — — Wettrasieren. Wettrasieren! Donnerwetter, meine Herren! Fünfzig Menschen im Saal, jeder rasiert sich. Auf ein Zeichen geht's los. Eintritt für Fremde so und soviel. Sie sollen mal sehen, wie das zieht. Ich kenne die Menschen. Und 's bringt Geld in die Kasse, sage ich Ihnen", und wie von seinem eigenen Einfall überrascht, sprang er vor Begeisterung vom Stuhle auf und rannte mit heftigen Armbewegungen im Halbkreis um den Tisch und wieder zurück. „Donnerwetter! Erster Preis hundert Millionen! Das muß riskiert werden, zweiter fünfzig und so weiter!"

Des Schriftleiters Gesicht formte sich zu einem leuchtenden, anbetenden Lächeln: „Eine Idee, meine Herren! Eine Idee! Ein Königreich für eine Idee!" rief er aus.

Der korpulente Schlächtermeister geriet vor Lachen in ein konvulsivisches Zucken, wobei ihm die übereinander gelegten Beine auseinanderrutschten, und Herr Jensen schlug sich vor Begeisterung auf die Knie und stammelte nur: „Köstlich! Köstlich! Einfach großartig!" Herr Knall aber trat mit gemessener Würde zu dem Sekretär und umarmte ihn vor Rührung: „Ich danke Ihnen aus innerstem Herzen!"

Mit welchem köstlichen Preise hätte der wundervolle Einfall besser belohnt werden können als mit einem kühlen Trunk! Herr Knall gab dem gähnenden Kellner einen Auftrag. Der Schlächter, nachdem er sich von seinem Lachkrampfe erholt hatte, zog, noch blaurot im Gesicht und schweißperlenbedeckt, seine rotlederne Zigarrentasche mit dem vernickelten eisernen Kreuz aus der Tasche — es mußte wundernehmen, wie es ihm möglich war, die stummeligen Arme so weit zu winkeln, daß er damit in die Brusttasche fahren konnte, — und alle Herren bedienten sich. Der Kellner brachte die Getränke; man setzte sich aufs neue zusammen und fühlte sich, auf dem beschrittenen Wege ein erhebliches Stück vorangekommen, in angeregtester Laune.

Der Postsekretär entwarf, von Ausbrüchen ausgelassenster Heiterkeit oft genug unterbrochen, einen Plan, wie er sich den Wettkampf dachte. Der gänzlich außer Fassung geratene Schriftsteller drückte sein stereotypes „köstlich" gleichsam als Punkt hinter jeden beendeten Satz.

Nur Angehörige des Vereins sollten teilnehmen. Aus dieser einschränkenden Bedingung und aus der Höhe der Preise glaubte Stephani mit Recht ein starkes Anschwellen der Mitgliederzahl herleiten zu dürfen, „wenn die

Reklame zuvor das Ihrige getan hat“, fügte er hinzu. Herr Wellmann hatte ununterbrochen mit dem Kopfe genickt; jetzt wurden die Pendelbewegungen so stark, daß sein Kinn die schiefsitzende Krawatte gänzlich außer Form brachte; sie kroch aus dem Westenausschnitt hervor und zwei krause Zipfel hingen direktionslos auf der Brust und empfingen die von der Zigarre abbrechende Asche.

Der Schlachter hüstelte zum Zeichen, daß er das Wort wünsche:

„Ich darf dazu bemerken: Es kommt doch sehr darauf an, ob jemand ein volles oder ein mageres Gesicht hat! Und was ein richtiger Dickkopf ist, der kann unmöglich so schnell fertig werden wie Hutnummer 54. Und ich meine: Das muß bei der Sache berücksichtigt werden. Ich für meine Person werde mich jedenfalls hüten, mit solchem jungen Kerl mich zu messen, der ein Dreigroschengesicht hat, das man mit einer Hand zudecken kann.“

Er hatte recht. Das Problem umfaßte starke Schwierigkeiten und erforderte scharfsinnige Überlegung, so daß der grübelnde Ernst auf die geröteten Gesichter zurückkehrte und das Gespräch wieder ins geruhige Bett fördernder Beratung einlenkte. Nach manchem Hin- und Widerreden löste Herr Jensen den Knoten:

„Mir scheint da ein Trugschluß vorzuliegen“, sagte er. „Leute mit großen, dicken Gesichtern haben in der Regel eine glatte, pralle Haut; während die mageren, kleinen Gesichter statt dessen vielfach zerfurchter sind und also schwerer zu rasieren. Mir scheint wirklich, die Natur hat da einen Ausgleich geschaffen, mit dem wir zufrieden sein können.“

Das war eine kluge Bemerkung, die einleuchtete.

Auf der für Sonnabend angesetzten ersten Hauptversammlung sollten die Mitglieder mit dem vielversprechenden Plane bekannt gemacht und einem erweiterten Ausschuß die Einzelheiten der Vorbereitung des Wettkampfes übertragen werden. Dem weltbekannten Geschick Herrn Wellmanns wurde anheimgegeben, die öffentliche Aufmerksamkeit mit allen erlaubten Mitteln auf die bedeutsamen Ereignisse hinzulenken und weder an Anzeigen noch in den Text gestreuten Artikelchen zu sparen.

Mit diesen Ergebnissen durfte Herr Knall zufrieden sein, und als er zu vorgerückter Stunde als Erster — er habe noch einiges zu arbeiten, sagte er, — die frohen und tätigen Helfer verließ, verhehlte er sich nicht, daß das neue große Schicksal im Keime sich ihm ankündige.

Ein einsamer Abendspaziergang durch sommerlich begrünte Anlagen und an freundlichen Vorgärten vorüber ist nicht in gleichem Maße geeignet, in der Tiefe der Brust schlummernde Sehnsüchte und Liebesschmerzen vergessen zu machen wie der Aufenthalt in angeregt und eifrig beratender Männergesellschaft, vorzüglich nicht, wenn von den Spitzen gespenstisch ragender Tannen die Rotkehlchen ihr wehmütiges Liedchen in die Luft zirbeln und aus dem Dickicht der für den Vogelschutz gehegten Hecken die Nachtigallen schlagen, wenn der laute Tageschor des in tausend Stimmen surrenden und schaffenden Stadtlebens in die geheiligte Ruhe der Nacht einmündet und nur in fernen, unsichtbaren und nimmer rastenden Maschinen sich fortspinnt wie eine heimliche Melodie, wenn der volle Mond als einsamer Gebieter majestätisch über allem Irdischen thront, mit bleichen Fingern über glitzernden Kieswegen tastet und aus vielfarbigen Steinen zittrige Lichter schillern läßt.

Herrn Jonathan Knall riefen diese nächtlichen Eindrücke wieder die Erinnerung an die geliebte Nachbarin zurück und die Lebhaftigkeit der Einbildung glaubte sie plötzlich im Schatten der dunklen Ulmen auftauchen zu

sehen, die beidseitig den Weg durch die Anlagen begleiteten und deren Zweige sich in der Höhe spitzbogig überkreuzten. Er fühlte sich von der Erscheinung so sehr überrascht, daß ihm der schwarze Ebenholzstock mit dem silbernen Hundekopf zwischen die Beine geriet und, mehr als zwanzig Schritte rückwärts geschleudert, über den spitzen Kies sauste. Das geschah in demselben Augenblick, als er im Begriffe stand, „guten Abend, liebe Frau Hamann!“ zu sagen, aber ihm entfuhr nur ein „oh!“; er eilte hinterher, den verlorenen Stock zu holen, und als er an die erste Stelle zurückkam, sah er eine weibliche Person quer über die Rasenfläche laufen und hinter dem Buschwerk einiger Ziersträucher verschwinden; er hatte sich getäuscht.

Was sie wohl trieb? Aber das war eine müßige Frage. Sicherlich schlief sie längst. Ob sie wohl zuweilen an ihn dachte? Ob sie zuweilen durch die seitliche Tür einen heimlichen Blick nach dem Nachbarhause sendete?

Sie hatte viel zu tun, die Frau Hamann; sie war tätig vom Morgen bis zum Abend. Sie wirkte im Garten wie ein Berufsgärtner.

Das Bewußtsein, daß er so gar nicht ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen vermochte, quälte Herrn Knall geradezu. Aber das würde anders werden! Sie s o l l t e auf ihn merken lernen! Er wollte es so! Und zur Bekräftigung dieses energischen Wollens stieß Herr Knall mit hartem Stoß seinen Stock auf die Fliesen und gab seinem Körper eine soldatische Haltung, indem er die Schultern zurückdrückte und das Kinn an den Kragen zog, dessen scharfe Ecken sich ihm in die Haut drückten. „Alle Wetter, Herr Knall, und das haben Sie alles allein zuwege gebracht? Sehen Sie an! Ich wünsche Ihnen herzlich Glück!“ „Danke verbindlichst, liebe Frau Hamann.“ Er lüftete den Hut, setzte ihn aber rasch wieder auf und unterdrückte ein Lächeln darüber, daß er bei der Unterredung, die sich durchaus nur in seinem ermüdeten Gehirn abspielte, so deutlich und aktiv wurde.

Sicherlich m u ß t e sie sich in Gedanken mit ihm beschäftigen! Sie las doch den Anzeiger. Herr Knall? Unser Nachbar Knall? Herr Knall Vorsitzender des Vereins der rasierenden Männer! Ist das möglich?

Übrigens hatte man ja auch diesen Abend über den Namen des jungen Vereins reden wollen. Das war vergessen worden. Niemand hatte daran gedacht, auch der Herr Vorsitzende nicht. Wie sollte der Verein heißen? „Verspaha“, das war ein Name, den jedes Kind der Stadt kannte; ein Name, den jede städtische Zeitung ihren Lesern allwöchentlich in die Ohren schrie, wie Persil, oder Odol, oder Kukirol und all dergleichen. „Verein der rasierenden Männer“, das war zu lang; man mußte es zusammenrollen, zusammenballen in ein Wort, daß man's mit einem halben Atemzuge sprechen konnte. „Ver—der—ras—Mä“, abscheulich! Einige häßliche Konsonanten mußten verschwinden. Wie stand es mit „Ver—de—ras—mä“? Nein, schön war auch das nicht; immerhin, es ließ sich schon hören. Er würde vor der Hauptversammlung die Herren des Ausschusses zu einer kurzen Unterredung bitten und ihnen den Vorschlag unterbreiten, den Verein „Verderasmä“ zu taufen, Herr Jonathan Knall, der Vorsitzende des „Verderasmä“, der just vor der Pforte seines Gartens angekommen war und beim Schein der Laterne die Entdeckung machte, daß der schöne Ebenholzstock bei seiner Schleuderfahrt einen Bruch davongetragen hatte. Aber was tat das! Verderasmä sollte der Verein heißen! Und dabei blieb es.

Am folgenden Morgen, nach dem Frühstück, zeichnete Herr Knall auf einem Stück brauner Pappe mit großen geschnörkelten Buchstaben, die er aus den kunstvollen Initialen eines dickleibigen Kodex heraussuchte, das

Wort Verderasmä. Ab und zu stellte er den Karton gegen die Sofawand, trat einige Schritte zurück und musterte das Kunstwerk auf seine dekorative Wirkung. Die aus den Ecken der Typen herauswachsenden Zierbogen schlangen sich in üppigen Rundungen durcheinander und bildeten mit den Lettern gleichlaufende Girlanden, die wie ein Geflecht von mysteriösen Arabesken das Wort rahmten, während der aus dem mittleren s aufsteigende Schnörkel als geringeltes Schwänzchen das Wort krönte. Es gehörte für den Beschauer einige Phantasie dazu, um in dem Zirkelwerk das Symbol zu erkennen, als welches der Schöpfer es sich gedacht hatte: Aus den überschwenglichen Bogen des ersten und des letzten Buchstabens reckten sich verwegen zwei Ableger als gar grimmige Ungeheuer gegen die mittlere s-Locke, deren einer als Schere, der andere als Messer zu deuten war, die mit gefräßigem Eifer das Löckchen zu verschlingen drohten!

Nachdem Herr Knall sein Meisterwerk bis zu diesem Grade der Vollendung gebracht hatte, suchte er nach weiteren leeren Flächen und warf, wie es gerade traf, bald hier, bald dort einen kühnen Bogen auf den Karton, nach jeder Linie rückwärts tretend und mit schräg gehaltenem Kopf und zugekniffenen Augen das Gleichgewicht der Linien musternd, als das Mädchen meldete, daß Herr Jensen ihn zu sprechen wünsche.

Herr Knall ließ den Gast eintreten.

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung, wenn ich Sie in Ihrer Arbeit störe", sagte der Schriftsteller, sich unsicher im Zimmer umsehend. „Sie betätigen sich auch auf dem Gebiete der Kunst, wie ich sehe."

„Es ist nur ein bescheidener Versuch", erwiderte Herr Knall, den Karton beiseite legend und mit einer Handbewegung dem Gaste einen Stuhl anweisend.

„Was verschafft mir die Ehre?"

„Es möchte aufdringlich erscheinen, verehrter Herr Knall," begann der Schriftsteller, indem er sich in einen Sessel am Tische niederließ und mit seiner weißen, feingliedrigen Hand einige Stäubchen von dem glänzenden Stoffe seines fadenscheinigen Rockes strich, während seine Augen wie von einer inneren Not gequält durch das Zimmer irrten, „aber ich komme wegen einer Sache, die mir keine Ruhe läßt, weil ich mich verantwortlich fühle für Fehler, sagen wir lieber: für Härten, die andere gutgeheißen haben und die ich hätte verhindern können."

Herr Knall blickte den Gast fragend an, da ihn der Ton beunruhigte, während er eine Kiste mit Zigarren und einen Aschenbecher vor ihm auf den Tisch setzte.

„Sehen Sie, ich habe noch gestern abend im Bette darüber nachdenken müssen. Sie bemerkten sehr richtig, daß wir mit den schärfsten Waffen kämpfen müssen, und da meine ich, dürften wir auch in unsern Statuten k e i n e m Menschen ein Ärgernis geben. Wir müßten auch in diesem Falle, der vielen so nebensächlich erscheint, auf eine tadellose, ich sage besser: auf eine edle, künstlerische Form halten."

Herr Knall sah den Sprechenden teilnehmend an und nickte ernsthaft mit dem Kopfe.

„Ich habe da noch so manche Härten entdeckt, die mir im Ohr lagen; und ich möchte Sie bitten, mir für einen Tag den Entwurf zu leihen, damit ich ihn noch einmal auf seine Form durcharbeite. Nur die Form, wie gesagt; inhaltlich ist alles sicher und bleibt unangetastet; aber die Form, wie gesagt. Einen Gedanken in der einfachsten Gestalt zum Ausdruck zu bringen, un-

mißverständlich und auch schön zu sagen, das ist eine Kunst, die nur wenige gelten lassen wollen und an der doch die größten Geister ihre Kräfte geübt haben."

In seine geröteten Augen schien ein Licht einzukehren, wenn Herr Jensen die Brauen in die Höhe zog und die Faust im Takt seiner Worte auf- und niederbewegte.

„Ich habe dem Dienste dieser Kunst mein Leben geweiht, wie Sie wissen, und ich empfinde jedes ungewollte Zittern in der Rundung eines Satzes, jede Lässigkeit in der Wortwahl wie einen körperlichen Schmerz. Die Gefahr, in das bequeme Geleise der Alltagsphrasen hineinzugleiten, lauert bei Schriftstücken der Art, von welchen hier die Rede ist, hinter jedem einzigen Worte, und es bedarf der ganzen gesammelten Kraft des Sprachmeisters, ihr zu entgehen. Ich bin überzeugt, Herr Knall, daß die andern Herren die geringen und, wie gesagt, nur stilistischen Änderungen, die ich vorzunehmen gedenke, gar nicht bemerken werden."

Er machte eine Pause, als erwarte er vom Hausherrn eine Antwort, und zündete seine Zigarre von neuem an.

„Ganz und gar, aber auch völlig Ihrer Meinung, lieber Herr Jensen", sagte Herr Knall. Er zog das „ganz" so sehr in die Länge, daß er damit allein schon die restlose Untertänigkeit seiner bescheidenen Ansicht hätte zum Ausdruck bringen können. Da er nichts weiter zu sagen wußte, fügte er die andern Worte als Bekräftigung hinzu.

„Ich danke Ihnen sehr," fuhr Herr Jensen fort, „und es freut mich ungemein, in Ihnen einen so verständnisvollen Partner zu besitzen." Er richtete seine Augen auf den Karton, den Herr Knall gegen ein paar tönerne Nippes auf der Konsole gestellt hatte. „Wie gesagt, Sie sind den Künsten nicht so ganz fremd."

Herr Knall nickte bejahend mit dem Kopfe und legte seine Zeichnung vor dem Besucher auf den Tisch, der sie mit enträtselnden Augen studierte und langsam, mehr ratend als lesend, das Wort „Derderasmä" herausbuchstabierte.

„Derderasmä?" sagte er, indem er die Augenbrauen fragend nach oben zog, als überlegte er, wo in aller Welt ihm das Wort schon einmal begegnet sei, „Derderasmä? Das ist ja ein sonderbares Wort. Derderasmä? Was bedeutet es?"

„Ich hatte gestern abend vergessen, nach Vorschlägen für den Namen unseres Vereins zu fragen," sagte Herr Knall, „und habe mich inzwischen selber nach einem Namen umgesehen."

Der Schriftsteller ließ ein „aha" vernehmen, zum Zeichen, daß er auf dem Wege sei zu begreifen. „Aber wie kommen Sie auf diesen sonderbaren Namen, Herr Knall?"

Der Gefragte kniff das linke Auge zu und plierte den Gast mit einem pfiffigen Lächeln von oben herab an, als wollte er ihm bedeuten, es sei allerdings nicht jedermanns Sache, den Sinn dieses Namens zu erfassen; und nachdem er solcherart einen Augenblick verharrt und dem Gegenüber Zeit gelassen hatte, die Begrenztheit seines Schöngeistes festzustellen, wenn es ihm beliebte, sagte er:

„Die Sache ist höchst einfach: Ich habe aus jedem Wort die ersten Buchstaben genommen und sie zu einem neuen Wort zusammengesetzt. Sehen Sie her!" Er drehte den Karton herum und zeigte auf der Rückseite auf die

Worte „Verein der rasierenden Männer“, die da in großen lateinischen Lettern geschrieben waren. In jedem Wort waren die ersten Buchstaben unterstrichen.

„Sehen Sie?“ sagte Herr Knall, und er las die herausgehobenen Zeichen langsam zum Wort zusammen. „Das gibt ‚Verderasmä‘, nicht wahr?“

„Hm . . .“ sagte Herr Jensen und schaute tiefsinnig auf die große Pappe, als gälte es, hinter den Zeichen ein Geheimnis zu ergründen. „Hm . . . ja . . . ich verstehe, . . . aber . . . es ist doch ein sonderbares Wort, und . . . es ist . . . es fehlt . . . es ist nicht . . . nicht im Gleichgewicht.“

Diesmal war das verständnislose, das ratende Anschauen auf Herrn Knalls Seite. Er hatte ein kleines Lob oder, wo nicht das, doch eine verhaltene Billigung erwartet. Der Künstler aber lehnte sich in den Sessel zurück, schlug erst die Beine, danach die Arme übereinander, blies eine runde Wolke in die Luft, die sich überschlug und dann durcheinander quirlte, und blickte gegen die Decke.

„Ver—de—ras—mä“ sagte er und ließ das Wort über die Zunge laufen gleich einem Weinküfer, der den alten Rebensaft prüfend, mit angespannten Sinnen schluckweise auskostet.

„Verderasmä!“ . . . Nun schlang er die Laute zurück, und Herrn Knall war's, als blähten sie ihm die schmalen Naslöcher und als sei er im Begriff, ein eingebildetes Aroma mit seinem Geruchssinn zu erfassen. Der Hausherr glaubte auf den Zügen ein huschendes Lächeln zu bemerken und das lange Pausieren wurde ihm peinlich.

„Was ist los, Herr Jensen?“ fragte er mit einer Stimme, aus welcher der Schriftsteller die tiefe Ahnungslosigkeit des Laien heraushörte; „gefällt Ihnen etwas nicht? — So reden Sie doch!“ . . .

„Ich finde zwar diese Methode, aus den langen Namen von Gesellschaften und Vereinen kurze, ich möchte sagen: schlagwortartige zusammenzuleimen, nicht gerade schön; aber ich muß gestehen, daß sie in vielen Fällen angebracht, daß sie zweckmäßig ist. Was diesen Fall anlangt,“ er nahm den Karton zwischen beide Hände, las das Wort noch einmal und ließ die Augen hin und her gehen; „was diesen Fall anlangt, so läßt sich sogar das Zweckmäßige mit dem Schönen vereinigen: Zuerst einmal,“ er hob den Zeigefinger wie ein korrigierender Schulmeister, „das s in der Mitte ist häßlich, es reißt das Wort mitten auseinander; es ist wie eine schnörkelige Turmspitze auf dem weiten, ruhigen Dach einer Bahnhofshalle; mit einem Wort: es gehört nicht dahin. Nun, das läßt sich streichen. Also weiter: Verderamä — — ä, Verderamäääh! Hören Sie?“ . . . Herr Jensen kostete das ä am Ende recht von Herzen aus und schnitt eine Fratze dazu wie ein albernes Kind, das einem andern einen Schabernack antut.

Herrn Knall war die Sache zu Anfang sehr ernst gewesen; als er aber den Gast mit dem Wort seinen Scherz treiben sah, merkte er, daß eigentlich keine Veranlassung sei, ein Begräbnisgesicht zu machen, und er verzog sein Antlitz zu einem freundlich verstehenden Lächeln.

„Nicht wahr, Sie wissen, was ich meine; Sie wissen, worauf es ankommt. Dieses ä ist wie ein klobiger Paukenschlag nach einer flötenden Melodie. Was meinen Sie, Herr Knall, wenn wir daraus ein a machen?“

Herr Knall sah sein geliebtes Wort in Gefahr; er sah ihm stückweis die Glieder abhacken durch einen seelenlosen Arzt. Er raffte sich zum Widerspruch auf und sagte besorgt: „Es paßt ja nur nicht auf unsern Verein, Herr Jensen; sonst hätte ich nichts dagegen.“ —

„Es paßt nicht?“ fragte der Schriftsteller, „es paßt nicht? Warum paßt es nicht, Herr Knall? Nennen wir unsern Verein einfach ‚Verein der rasierenden Mannen‘, wer hat etwas dagegen? Ich finde, das Wort Mannen hat immer etwas Altes, Ehrwürdiges in seinem Klang, es erinnert mich an Nibelungentreue, an . . . na . . ., ich weiß nicht, an was alles; kurz, es ist ein schönes altes Wort. Und ich meine: Der Verein mag ja ruhig den einmal bestimmten Namen behalten; ich möchte nur als Titel, als Firma, wenn ich so sagen darf, das Wort etwas zurechtstutzen. Also: Am Ende muß ein a stehen. Nicht wahr, Herr Knall, Sie sehen das ein.“

Herr Knall sagte, daß ihm das einleuchte, und dankte dem ästhetischen Herrn für die freundliche Belehrung.

Nachdem der Schriftsteller dann noch auf ähnliche Weise das r der ersten Silbe erlegt und so das „schreckliche Verderasmä“ in „Dederama“ umgewandelt hatte, beteuerte er, daß nunmehr dieses Wort vor jedem verfeinerten Kunstgeschmack in Ehren bestehen und dem jungen Verein zur Zierde gereichen werde.

Herr Knall pflichtete dieser Erklärung bei und fügte hinzu, daß er den neuen Namen demnächst der Hauptversammlung zur Prüfung und Annahme empfehlen werde. Es wurde noch ein langes und breites über die Schönheit oder Unschönheit verschnörkelter Zierlinien geredet, danach ein Exkurs über Wahrheit und Ökonomie im Kunstwerk zum besten gegeben und, nachdem auch dieses Thema gänzlich erschöpft war, hoffnungsvolle Ausblicke in die Zukunft des Vereins und Erwägungen über die Gestaltung des Wettkampfes angestellt.

Dann empfahl sich Herr Jensen, die Statuten in die Aktentasche legend. Er geriet auf dem Flur zuerst an den Schirm des Herrn Knall, dann, nach erkanntem Irrtum, an den des Hausmädchens, der aber ein Sonnenschirm war, und nachdem er auch diesen wieder zurückgestellt, zuletzt an den richtigen, seinen eigenen, den er, wie auch die Ledermappe, unter die rechte Achsel klemmte. Im Fortgehen verirrte er sich durch die falsche Tür in die Küche und wurde vom Hausmädchen auf den rechten Weg gewiesen. Herr Knall blickte ihm vom Fenster nach und bemerkte, daß infolge des angeklemmten Armes, der wie ein künstliches Glied steif herabhing, seine Schultern schief standen und er die Füße einwärts setzte.

Sich umwendend und einen Blick auf die Uhr werfend, gewahrte der Hausherr, daß bis zur Mittagmahlzeit nur noch eine halbe Stunde Zeit blieb. Als gelte es, innerhalb dieser Frist ein wichtiges Stück Arbeit noch schleunigst zum Abschluß zu bringen, eilte er an die Tür, rief dem Mädchen einige Anweisungen zu und holte aus der Kommode den Deckel eines Pappkartons hervor, dessen aufgebogene Kanten er mit der Schere abtrennte. Dann setzte er sich wieder zum Zeichnen nieder. Von neuem bedeckte sich das Blatt mit den Buchstaben der neuen Firma verbesserter Auflage, denen sich Arabesken rankenhaft um die Glieder schlangen; auf die Ringellöckchen und die schnappende Schere zu verzichten vermochte Herr Knall nicht. Dem starkleibigen Vau ließ er gigantische Spiralen entsteigen, die sich in symmetrischen Bogen links und rechts herum um das heilige Wort zogen, in vielfachen Ringen nach der Mitte gegeneinander strebten, rasch zu massiv genährten breiten Bändern anschwollen und, auf ermüdenden Wegen zu blasser und schmächtiger werdenden Fäden zusammenschmelzend, in vereint geschlungenen, zierlich-kunstvollen Pirouetten dahinstarben.

Als Herr Knall auf dem Pappdeckel keinen Platz mehr fand, wo noch

ein Spirälchen oder mageres Ranklein hätte wachsen können, lehnte er ihn zufrieden gegen den Aschenbecher und holte den vorigen Karton her, auf dem er, zuerst langsam und ängstlich zeichnend, bald geschwinder werdend und flüssig den Bleistift über die körnige Schreibfläche gleiten ließ und so viele Male seinen Namen anbrachte, daß zuletzt von der Zeichnung auch nicht ein Strich mehr zu erkennen und die ganze Platte über und über mit eleganten Knallen bedeckt war. Da fiel ihm ein, daß er auf einer Banknote einst eine Unterschrift gesehen hatte, deren Buchstaben sich gegen den Schluß hin gleichmäßig verjüngten und in einen dicken, kolbenartigen Strich ausmündeten, der gegen den Anfang des Wortes zurückbog. Er versuchte auch seinem Namen eine solche Form zu geben. Zwei nach der rechten Seite zusammenlaufende Striche markierten die gewollten Mauern, zwischen welchen die Züge in erzwungener Begrenzung hin und wieder gingen.

Diesem unterhaltenden Treiben setzte die Köchin ein Ende, indem sie den Tisch deckte. Obgleich Herr Knall auch dem Kauen mit intensiver Hingegebenheit sich widmete, vergaß er nicht, den Notizblock neben seinen Teller zu legen, besorgt, hohe Gedanken möchten tückisch ihn heimsuchen und geschwinde wieder entwischen. Aber es stellten sich keine hohen Gedanken ein, und da, so sagte sich Herr Knall, dieser Umstand seinem steigenden Ansehen in den Augen des Mädchens schaden könnte, so schrieb er, wenn sie sich gerade im Zimmer zu schaffen machte, einige belanglose Zeilen auf aus klassischen Dramen, die ihm noch aus verwichenen Zeiten in Erinnerung geblieben waren.

Es ist begreiflich, daß Herr Knall nach einer bekömmlichen Mahlzeit, der gewohnheitsmäßig ein Schläfchen zu folgen hatte, in wenigen Minuten von den flockenleichten Gaukeleien seiner Phantasie hinweggeführt wurde. Und gleich dem Kinde, dem der ganze Zauber des Jahrmarkts zuguterletzt in den schillernden Farben eines einzigen Luftballons sich symbolisiert, tollte seine ungehemmte Schau in drolligen Geißerböckleinsprüngen hinter einer Seifenblase; dieses himmlische Gebilde aber war das Wort „Dederama“. Er sprach es wohl hundertmal, und nachdem er jede Art von Betonung versucht und diejenigen, welche die ersten Silben kurz und tackend, die letzte dagegen mit stark und breit ausklingendem „a“ hören ließ, ihm die wohllautendste erschienen war, setzte er bei sich selber fest, daß der Verein „Dederama“ genannt werden solle und nicht anders.

Nach diesem kulturell bedeutsamen Entschluß erinnerte er sich der mittäglichen Ruhe, legte sich auf die andere Seite und entschlief.

(Schluß folgt.)

Die Gründe für unsere ungenügende Rüstung 1914

von

General der Infanterie a. D. H. von Zwehl

Für die Deutschland im Weltkriege entstandenen Aufgaben reichte unsere militärische Rüstung nicht aus. Wenn auch in seinem Verlaufe vieles dank guter organisatorischer Maßnahmen nachgeholt worden ist, die aus unserer zahlenmäßigen Schwäche hervorgegangenen Nachteile beim ersten Aufmarsche ließen sich während des ganzen Krieges nicht wieder ausgleichen. Es soll hier nur von dieser Schwäche, nicht von Lücken in der Ausrüstung, in der Material-, vor allem der Munitionsbeschaffung, den Mängeln in der wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung die Rede sein, veranlaßt durch eine Schrift des Dr. Hans Herzfeld, Privatdozent an der Universität Halle: „Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkriege“ (1923, Kurt Schröder, Bonn u. Leipzig).

Der Verfasser hat seine Aufgabe mit Ernst, unter sorgfältiger Benutzung der Akten des Generalstabes angefaßt, hat auch die gedruckten übrigen Quellen, im besonderen das Werk des Generals v. Kuhl: „Der Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges“ benutzt. Er bedankt sich beim General Ludendorff für die private Auskunfterteilung. Und doch liefert seine Schrift in vielen Richtungen ein unzutreffendes Bild über die deutsche Rüstungspolitik und ihre Gründe vor dem Kriege, ganz besonders bezüglich der Tätigkeit des preußischen Kriegsministeriums. Dieses wird in einer, wenn auch meist in nicht gerade formlosen Weise, so doch unzutreffendem Maße angegriffen. Aus diesem Grunde und weil von dem Verfasser ein ungerechtes, in der öffentlichen Meinung die Arbeit des preußischen Kriegsministeriums schädigendes Urteil abgegeben wird, sowie bei der Bedeutung unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit soll hier die Schrift Herzfelds einer über den Rahmen von Buchbesprechungen hinausgehenden Beurteilung gewürdigt werden.

Fürst Bismarck hat schon bemerkt, daß für die Prüfung politischer Fragen das Studium der Akten nicht genüge. Vieles über den Verlauf könne nur aus anderen Quellen — mündlichen oder Privatangaben — erforscht werden. Der Verfasser scheint das empfunden zu haben. Er hat sich daher, wie er im Vorwort sagt, an den General Ludendorff zur privaten Auskunfterteilung gewendet. Es ist ja unbestritten, daß der General Ludendorff an den Heeresvorlagen, namentlich an derjenigen des Jahres 1913, tätigen, treibenden Anteil genommen hat. Keineswegs soll behauptet werden, daß von diesem General dem Verfasser absichtlich unrichtige Angaben gemacht worden sind. Wollte der Verfasser aber ein geschichtlich zutreffendes Bild zeichnen, hätte er besser

getan, ja es war unbedingt geboten, sich Rat zu holen bei denjenigen Personen, die an entscheidender, verfassungsmäßig zuständiger Stelle die Heeresvorlagen entwarfen und vor dem Bundesrate und dem Reichstage vertraten. Das war nicht der General Ludendorff, sondern der Kriegsminister von Heeringen mit seinen Gehilfen, in erster Linie General v. Wandel — inzwischen verstorben —, General Hoffmann (aus dem Kriegsministerium, nicht zu verwechseln mit dem mehrjährigen Chef bei Oberost), General v. Bergmann.

Die nachfolgenden Ausführungen kranken nicht an diesem Mangel, sondern gründen sich großenteils auf Mitteilungen genau unterrichteter Offiziere. —

Die Herzfeldsche Schrift behandelt die Heeresvorlagen von 1911, 1912 und 1913. Es ist in der Einleitung richtig bemerkt, daß 1899 die damals beantragte Verstärkung vom Reichstage um 7000 Mann der Friedenspräsenz gekürzt und nur 16 271 Mann bewilligt worden waren (S. 7).[1] Wenn auch 1899 die politische Lage eine wesentlich andere war als 12 Jahre später, so hat die Kürzung in der Folge sich doch empfindlich geltend gemacht. — Ohne diesen Abstrich wären 1913 gegen 90 000 Mann des Beurlaubtenstandes mehr vorhanden gewesen, diese allein schon genügend, um die später so stark umstrittenen drei Armeekorps zu ergänzen.

Diese von Sparsamkeitsrücksichten und von der günstigen politischen Lage diktierte Zurückhaltung (russisch-japanischer Krieg) machte sich auch noch 1905 geltend. — Sparsamkeit war auch bei den 1911 und 1912 zur Verabschiedung kommenden Vorlagen maßgebend. Den nicht in allen Punkten ganz durchsichtigen und zutreffenden Ausführungen Herzfelds (S. 8—11) gegenüber ist der Hergang folgendermaßen festzustellen:

1910 hat der Generalstab keine Motive für eine stärkere Vermehrung der Wehrkraft anzugeben vermocht, und zwar nicht nur dem Kriegsministerium gegenüber, sondern auch in seiner ohne Beisein des Kriegsministers mit dem Reichskanzler am 16. Mai 1910 erfolgten Rücksprache. Es galten damals noch die im Einverständnis mit dem Generalstabe gegebenen Grundlinien, daß eine umfangreiche Heeresverstärkung nicht in Frage käme, sondern nur kleine Etatserhöhungen, die Neuaufstellung von Maschinengewehrkompagnien, Fußartillerie und Spezialwaffen. Danach ist dann auch bei den Vorlagen von 1911 und 1912 verfahren. Der 1909 zum Kriegsminister ernannte General v. Heeringen versuchte die Vorlage von 1911 zwar zu erweitern durch die Forderung, alle zuletzt aufgestellten Regimenter zu zwei Bataillonen mit einem dritten Bataillon zu ergänzen. Dieser Versuch scheiterte am Widerspruch des Reichsschatzsekretärs Wermuth, dem sich der Reichskanzler v. Bethmann anschloß. Wermuth hat die Möglichkeit bestritten, die dafür erforderlichen Mittel aufzubringen. In der öffentlichen Meinung war verbreitet und von Sachkennern ist behauptet, daß diese Besorgnisse ganz unbegründet gewesen wären, ja man ging so weit, daß der Reichsschatzsekretär seine Ansicht, wenn nicht wider besseres Wissen, so doch aus kurzsichtigem Interesse seines Ressorts vertreten habe. Er hat sich aber durch seinen ablehnenden Standpunkt, aus Kreisen des Reichstages, das Lob eines ausgezeichneten Reichssäckelmeisters erworben. Wenn die politische Lage so gespannt war, daß mit einem Zweifrontenkrieg gerechnet werden mußte, so wäre es in erster Linie Sache des Reichskanzlers gewesen, die vermeintlichen

1) Die hier und in der Folge gegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Schrift Herzfelds.

oder berechtigten Bedenken des Schatzsekretärs, seines Untergebenen, zurückzuweisen. In zweiter Linie wäre der Chef des Generalstabes der Armee derjenige gewesen, der seinen Widerstand gegen die Abstriche bis zur Stellung der Kabinettsfrage hätte steigern müssen. Der Kriegsminister kam hierfür erst in dritter Linie in Frage. —

Die Heeresvorlage von 1912 konkurrierte mit einer Ende 1911 von der Marine geplanten größeren Vorlage. Nicht der Generalstab hat damals die Initiative zu einer weiteren Verstärkung des Heeres ergriffen, sondern, wie es seine selbstverständliche Pflicht war, das Kriegsministerium. Als der General v. Heeringen im November 1911 zufällig erfuhr, daß seitens des Reichsmarineamts eine Vorlage unter strenger Geheimhaltung dem Kriegsministerium gegenüber vorbereitet würde, hat er dagegen in einer Denkschrift vom 19. November 1911 an den Reichskanzler und an den Kaiser Stellung genommen. General v. Heeringen hat den Standpunkt vertreten, daß die Heeresverstärkung von 1911 minderwertig gewesen wäre, und zwar aus finanziellen Rücksichten. Waren doch schon eine längere Reihe von Jahren die Belange des Landheeres hinter denen der Marine zurückgesetzt nach der vom Reichsschatzsekretär ausgegebenen Losung: „Keine Ausgabe ohne Deckung." General v. Heeringen forderte, daß, wenn jetzt Mittel vorhanden wären, diese in erster Linie dem Landheere zugute kommen müßten. An den Beratungen über diese Heeresvorlage hat der Generalstab teilgenommen, und seinen Wünschen ist auch Rechnung getragen. Sie waren nicht übertrieben; auch hat Moltke einer Verstärkung der Marine zugestimmt. Erst ein Jahr später hat der Generalstab über die Unzulänglichkeit der Vorlage geklagt. Diese war vor allem durch die Bildung der beiden Generalkommandos XX und XXI bedeutungsvoll, deren Aufstellung bis dahin dem Mobilmachungsfall durch Zusammenziehung der nötigen Verbände vorbehalten gewesen war, eine nur als dürftiger Notbehelf anzusehende Maßregel.

Auch die Heeresvorlage von 1913 ist keineswegs auf die Initiative des Generalstabes zurückzuführen. Ausgangspunkt war ein Schreiben des Kriegsministers an den Reichskanzler vom 2. Dezember 1912, das in einem Thronvortrag vom 5. Dezember 1912 in großen Zügen erläutert wurde. Der Chef des Generalstabes ist dann unter dem 9. Dezember 1912 um seine Wünsche befragt worden, die er durch eine Denkschrift vom 21. Dezember 1912 darlegte. Der Inhalt war formell deshalb für den Kriegsminister eine Überraschung, weil darin die Entscheidung des Reichskanzlers angerufen wurde. Das mußte beim Kriegsminister den Eindruck erwecken, als ob der Chef des Generalstabes der Ansicht wäre, jener verträte die militärischen Interessen ungenügend. Sachlich mußten die vom Generalstab gestellten Forderungen insofern Bedenken erregen, als sie ganz plötzlich und sofort durchgeführt werden sollten, somit Unkenntnis der militärischen, gesetzlichen und politischen Schwierigkeiten verrieten. — Trotzdem ist im Verhandlungswege den Forderungen des Generalstabes fast ganz entsprochen worden, mit Ausnahme einer Aufstellung von „mindestens drei neuen Armeekorps". Der Chef des Generalstabes hat sich, wie eine Allerhöchste Order an den Kriegsminister vom 25. Januar 1913 beweist, ausdrücklich damit einverstanden erklärt, vermutlich in der Einsicht, daß es in Berücksichtigung aller Umstände, wie sie im Frieden nun mal nicht zu übergehen waren, nicht anders ging. Der Chef des Generalstabes hatte nur den unklaren Gedanken — er selbst oder seine Ratgeber und Gehilfen — die Aufstellung der drei neuen Korps

wäre gesichert, wenn sie schon 1913 in irgendeiner Form dem Reichsta
gegenüber festgelegt sein würde. Daß der Reichstag einen solchen Wech
auf die Zukunft nicht akzeptiert haben würde, kann als sicher gelt
der Gedanke konnte nur in parlamentarisch unerfahrenen Kreisen Wur
fassen. Der Widerstand des Kriegsministers gegen die drei neuen Korps n
auch keineswegs grundsätzlicher Art, er wollte mit einer Vorlage nur n
früher hervortreten, als bis die Aufstellung rein militärtechnisch, d. h. o
Schädigung des inneren Gehalts der Armee, möglich sein würde.

Diese militärtechnischen Bedenken lassen sich kurz wie folgt zusamme
fassen:

Der Mehrbedarf für die Heeresvorlage des Kriegsministeriums von 19
(1400 Offiziere und 4000 Unteroffiziere) war trotz aller Bemühungen n
nicht annähernd gedeckt. Jetzt brachte die Heeresvorlage für 1913 allein
Preußen einen Zuwachs von rund 3200 Offizieren und 12 000 Unteroffizier
Die drei neuen Korps hätten für Preußen ein weiteres Mehr von 2000 Of
zieren, 7500 Unteroffizieren erfordert. Weder der Zahl nach, noch weni
der gebotenen Qualität nach waren sie in kurzer Zeit zu beschaffen.
Mannschaften forderte die Vorlage des Kriegsministers ein Mehr von 117 0
Mann, die drei neuen Korps hätten für Preußen ein neues Mehr von 43 0
Mann beansprucht. Auch wenn man die damals in dem Haushaltung
ausschuß geltend gemachten Bedenken, diese Erhöhung der Rekrutenqu
wäre in der erforderlichen Güte nicht vorhanden, als unzutreffend zurü
wies, hätte sich ein sehr ungünstiges Zahlenverhältnis zwischen dem Rekrute
und dem älteren Jahrgang ergeben. Solange die dreijährige Dienstz
bestand, konnten durch Einziehung der Dispositionsurlauber, also gut au
gebildeter Leute, diese Mängel ausgeglichen werden, nicht aber bei der zwe
jährigen Dienstzeit. Es war nur e i n ausgebildeter Jahrgang vorhande
Wenn man das aktive Heer nicht mehr aus Rekruten als aus voll aus
gebildeten Leuten zusammensetzen wollte, durfte man die Zahl der erstere
nicht beliebig erhöhen, von den Ausbildungsschwierigkeiten an sich ganz ab
gesehen. Weiter hätten die drei neuen Korps erfordert: an höheren Stäben
1 Armee-Inspektion, 1 Sanitäts-Inspektion, 3 Generalkommandos, 6 Divisions
stäbe; ferner 8 Infanterie-Brigadestäbe, 14 Infanterie-Regimenter mit Ma
schinengewehr-Kompagnien, 6 Kavallerie-Brigadestäbe, 11 Kavallerie-Regi-
menter, 6 Feldartillerie-Brigadestäbe, 12 Feldartillerie-Regimenter, 3 Pionier-
bataillone mit Scheinwerferabteilung, 1 Telegraphenbataillon, 1 Kommandeur
des Trains und 3 Trainbataillone, dazu noch ein Mehr an Fußartillerie. Unter
den Verhältnissen des Friedens ließ sich eine solche Menge von Neuformationen
nur in einer Reihe von Jahren ohne Schädigung der inneren Güte der Armee
bilden. Weiter kam hinzu die Schaffung von Unterbringung, Ausrüstung,
Bekleidung, Ausbildungsgelegenheit. Wer sich mit solchen Dingen jemals
beschäftigt hat, weiß, daß diese unentbehrlichen Verwaltungsmaßnahmen sich
nicht im Handumdrehen, jedenfalls nicht im Jahre 1913 und 1914 lösen ließen.

Die technischen Schwierigkeiten für die Schaffung von drei neuen Korps
waren also auch dann erheblich, wenn man sie mit dem Schlagworte glaubte
abfertigen zu können: Schwierigkeiten wären dazu da, um überwunden zu
werden, oder mit der Redewendung: Wo ein Wille, ist auch ein Weg. Es
kam noch weiter hinzu: die außenpolitische Wirkung einer so großen Heeres-
verstärkung auf einen Schlag konnte nicht ausbleiben. Wenn man die
Kämpfe um Bereitstellung der Mittel im Frühjahr 1913 sich vergegenwärtigt,
darüber die Reichstagsverhandlungen nachliest, wird man sich der Über-

ung nicht verschließen können, daß eine so erhebliche Erweiterung der age schwerlich die Zustimmung des Reichstages gefunden hätte. Der gsminister mußte besorgen, daß zur Durchsetzung einer noch größeren erung eine Auflösung des Reichstages nötig sein würde. Diesen Schritt te er, wenn irgend möglich, vermeiden, nicht etwa weil er sich vor ihm tete, sondern weil dies eine erhebliche Verzögerung der ganzen Vorlage estens um ein Jahr verursacht hätte. Das zu vermeiden, mußte an- hts des Ernstes der politischen Lage unbedingt angestrebt werden.

Nach dem Gesagten hätten die vom Generalstabe geforderten Erweite- gen der Heeresvorlage von 1913 erhebliche Nachteile im Gefolge gehabt. viele der befragten Generalkommandos haben es betont. Man kann , wenn man gerecht sein will, dem Kriegsministerium kaum einen Vor- f daraus machen, wenn es über die von ihm als zulässig betrachtete ste Grenze einer einmaligen Vermehrung nicht hinausging. Das Gegen- hätte eine starke Verwässerung des inneren Gehalts der Truppe im Ge- e gehabt, die nach den damaligen Begriffen kein mit den Bedürfnissen Heeres Vertrauter auf sich nehmen wollte und konnte. Wir waren nicht halb 1914 zu schwach, weil die Heeresvorlage von 1913 unzulänglich, dern weil in den Jahrzehnten vorher der Ausbau des Heeres nicht mit n erforderlichen Nachdruck betrieben worden war. Die Durchführung der emeinen Wehrpflicht war praktisch nicht mehr innegehalten, eine große l der Tauglichen nicht eingestellt worden. Der Reichskanzler v. Bethmann bei Einbringung der Vorlage von 1913 seine Rede mit den Worten ge- ossen: „Die Weltgeschichte nennt uns kein Volk, das zugrunde gegangen re, weil es sich in seiner Wehrhaftmachung erschöpft hätte, wohl aber sehr le, die verkommen sind, weil sie über Wohlhaben und Luxus ihre Rüstung nachlässigt haben. Ein Volk, meine Herren, das nicht mehr opferwillig nug ist, oder nicht mehr reich genug zu sein glaubt, um seine Rüstung in- nd zu halten, zeigt nur, daß es seine Rolle ausgespielt hat.“ Das war tig gesprochen, aber leider viel zu spät ist nach diesen Worten verfahren. s der Schrift des Herrn Herzfeld muß man schließen, daß er die Ansicht ver- tt, das Kriegsministerium, ganz besonders der Kriegsminister v. Heeringen ge die Hauptschuld an den ungenügenden Heeresvorlagen der Jahre 1911 nd 1912. Das ist unzutreffend. Wenn in diesen beiden Vorlagen zu wenig fordert worden ist, so sind in erster Linie der Reichskanzler und der Schatz- kretär dafür verantwortlich. Das wesentliche Hemmnis war, daß der Reichs- anzler sich in Fragen der auswärtigen Politik Illusionen hingab.

Nach den Darstellungen Herzfelds sollte man glauben, der damalige Oberst Ludendorff habe in der Vorbereitung zur Vorlage von 1913 eine entscheidende Rolle gespielt. Richtig ist, daß er die Forderungen des Generalstabes bezüglich der drei neuen Korps mit Nachdruck vertreten hat, bisweilen, namentlich bei einer Beratung am 9. Januar 1913 im Kriegsministerium (S. 60 ff.), in einer Schärfe, die solche Verhandlungen nicht erleichtert, sondern erschwert. Allgemein wird aber der Einfluß Ludendorffs auf die Gestaltung der Vorlage überschätzt. Man kann sich nach den Schilderungen Herzfelds des Eindrucks nicht erwehren, dieser Abschnitt sei vorwiegend zur Verherrlichung Ludendorffs geschrieben, und wir hätten den Krieg nicht verloren, wenn die drei neuen Korps errichtet worden wären. Davon noch weiter unten. An anderer Stelle spricht Herzfeld (S. 52) von dem schon lange „schwebenden Gegensatz“ zwischen Kriegsministerium und Generalstab. Man hört ja nicht selten hiervon. Herzfeld kennt die Armee nicht genügend, um

zu wissen, daß solche gelegentlichen kleinen Eifersüchteleien zwischen den verschiedenen Truppenteilen und Behörden, von den Kompagnien an bis herauf zu den höchsten Dienststellen, ebenso wie zwischen den verschiedenen industriellen Betrieben, selbst unter den Mönchen eines Klosters die Regel bilden. Überall, wo Menschen miteinander arbeiten, sind Gegensätze unvermeidlich. Zwischen dem Kriegsministerium und dem Generalstab bestand der Gegensatz sicher in keinem höheren Maße, als gesunde Ressortgegensätze ihn immer mit sich bringen. Woher sollte er auch kommen? Waren doch fast alle Minister von dem ersten Bronsart an, nur der General v. Goßler nicht, alle Direktoren des Allgemeinen Kriegsdepartements, alle Chefs der Armee-Abteilung, die Referenten für das Landes-Verteidigungswesen (Mobilmachung), also die maßgebenden Personen in Organisationsfragen aus dem Generalstabe hervorgegangen. Wenn sie als Angehörige des Kriegsministeriums bisweilen anders in organisatorischen Fragen dachten wie vordem als Generalstäbler, so hing das mit gründlicherem Eindringen in die Materie zusammen: „Hart im Raume stoßen sich die Sachen." — Ganz abwegig ist die Behauptung, „im Kriegsministerium wird man das scharfe Eingreifen (Bearbeitung der Heeresvorlage 1913) ärgerlich genug aufgenommen haben" (S. 50). Es dürfte Herrn Herzfeld schwer fallen, für diese dreiste Äußerung auch nur den Schatten eines Beweises beizubringen. Bis dahin hat sich noch kein Mensch erkühnt, an der unbegrenzten Arbeitsfreudigkeit der Offiziere und Beamten des Kriegsministeriums zu zweifeln. Ich kann deshalb behaupten, sowohl daß diese Unterstellung gänzlich haltlos ist, als, nach genauen Informationen, mit besonderer Freude an eine Arbeit gegangen wurde, die der Heeresorganisation nach jahrzehntelanger Stagnation einen neuen Aufschwung gab. Ein Schriftsteller, der als Historiker sich geben will, sollte so haltlose Anwürfe vermeiden, auch nicht in hypothetischer Form. Ich will annehmen, daß es eine offensichtliche, durch keinerlei Beweise zu stützende Entgleisung ist, und nicht noch deutlicher werden.

Die Möglichkeit der sofortigen Neubildung von drei neuen Korps wird bisweilen unter Hinweis auf die Rüstungspolitik des Königs Wilhelm I. zu beweisen versucht, der mit einem Schlage in der Zeit von 1859 bis 1862 die Armee annähernd verdoppelte. Herzfeld deutet das damalige Verfahren allerdings nur nebenher an, ohne es für sein Thema zu betonen (S. 4). So sehr uns namentlich in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege etwas von dem zähen Festhalten, dem Kampfe mit der preußischen Volksvertretung in der Konfliktszeit zu wünschen gewesen wäre, ein stichhaltiger Vergleich mit den Jahren 1911 bis 1913 ist doch ausgeschlossen. Während in der Zeit unmittelbar vor dem Kriege die Neuaufstellungen nur durch schädigende Abgaben aus den Friedenstruppenteilen und Rekruten gebildet werden konnten, wurde der erste Schritt zur Heeresreform Roons 1859 durch die eben stattgehabte Mobilmachung wesentlich erleichtert. Die Landwehrtruppen hatten schon seit 1852 Friedensstämme, in denen die Mehrzahl der für die Neuformationen erforderlichen Hauptleute und Offiziere verfügbar wurden. Eine Auflösung dieser Verbände brauchte nicht einzutreten. Sie blieben als sogenannte „Landwehrstammbataillone" und „kombinierte Regimenter" bestehen. Übrigens bestand dreijährige Dienstzeit, die Abgaben ausgebildeter Mannschaften erleichterte. Rekruteneinstellungen füllten dann die Etats auf, ohne daß eine Art Milizheer geschaffen wurde. — Bei der Beurteilung aller Neuaufstellungen darf man sich von den Verhältnissen der Kriegszeit nicht zu dem Schluß verleiten lassen: im Kriege haben wir doch weit mehr Neuauf-

stellungen geleistet, die auch ihre Schuldigkeit getan haben. So richtig das erscheinen mag, die Verhältnisse dulden keinen Vergleich. Im Kriege stand das ganze Offizierkorps des Beurlaubtenstandes, eine große Zahl inaktiver Offiziere und Unteroffiziere zur Verfügung, Bestände an Landwehrleuten und ausgebildeten Landstürmern. Der nationale Aufschwung konnte manche Mängel überwinden. Und doch krankten Neubildungen an inneren Schwächen. Es wurden die Abgaben aus den Friedensstämmen, aus den schon im Felde stehenden aktiven, den Reserve- und Landwehrformationen von jenen schwer empfunden. Tatsächlich wurde denn auch zum Schaden der Kampfkraft „die Suppe immer dünner". Konnte ein Kriegsminister, der mit Recht den Wert der Truppe höher schätzte als die Masse, zu solchen Verwässerungen ohne Überlegung die Hand bieten? Ja, wenn die Leitung der auswärtigen Politik erklärt hätte: Jetzt geht es ums Ganze, der Krieg steht vor der Tür.

Selbst wenn diese Richtlinie gegeben sein würde, sind verschiedene Ansichten über die Wahl zwischen Masse und Qualität nicht als unberechtigt von der Hand zu weisen. Die Friedensübungen mit Reservedivisionen, zusammengesetzt wie im Mobilmachungsfalle, hatten schwere Mängel hinsichtlich der Kriegsbrauchbarkeit bei größeren Anstrengungen erkennen lassen. Es war vielfach die Meinung vertreten, es sei verfehlt, von diesen Formationen gleich beim Kriegsbeginn große Leistungen zu fordern. Daß diese Meinung nicht einseitig deutsche Pedanterie war, wird durch die von den Franzosen geübte Zurückhaltung in Verwendung ihrer Reserveformationen während der ersten Kriegswochen bewiesen. Es ist sehr bequem, solche Irrtümer später als kapitale Torheiten zu bezeichnen und die durch überstürzte Neuformationen entstehende Verwässerung des inneren Wertes der Truppen als unerheblich mit dem Hinweis auf die Leistungen unserer neuaufgestellten Reserveformationen abzutun. Immerhin wäre die Heeresverwaltung vielleicht im Jahre 1913 zu anderen Maßnahmen veranlaßt worden, wenn der Reichskanzler jemals dem Kriegsminister gesagt hätte: „Wir müssen mit kriegerischen Verwicklungen in absehbarer Zeit rechnen; daraufhin, und zwar für einen Zweifrontenkrieg organisieren, bringen Sie unter die Waffen, was möglich ist, ich werde für die Kosten sorgen" — wenn das geschehen wäre, könnte man den Heeresvorlagen, auch der von 1913, den Vorwurf der Unzulänglichkeit machen und sagen, alle Bearbeiter hätten den Wert der Massen unterschätzt. Aber eine solche Orientierung hat es nie gegeben. Immer war der Grundton, daß zu sparen wäre, viel Geld darf es nicht kosten. Aus ihm ist auch das Verhalten des so vortrefflichen Generals v. Wandel in einer Besprechung mit Ludendorff zu erklären: „Wenn er (Ludendorff) es mit seinen Forderungen so weiter treibe, werde er es binnen wenigen Jahren zur Revolution bringen" (S. 77). Nach den angestellten Ermittlungen wird von einigen Kennern die ganze Bemerkung in Zweifel gezogen, nach anderen soll Wandel gesagt haben „zum Bankerott" treiben. Was sagt man nicht alles bei einer erregten Debatte im engeren Kreise? Weshalb diese angebliche Entgleisung Wandels jetzt erneut in der Öffentlichkeit betont wird, ist nicht recht ersichtlich. Herzfeld sagt, er hätte die Bemerkung von Ludendorff. Schon Baumgarten Crusius (Deutsche Heerführung im Marnefeldzug 1914, S. 13) hat diese Behauptung nach einer Schrift des Generals Tappen aufgestellt, das Wort aber dem Kriegsminister v. Heeringen zugeschrieben. Dieser bestreitet es entschieden. Auch der zur Sache gehörte General v. Wandel stellt es in einem Briefe an Generaloberst v. Heeringen am 20. April 1921 in Abrede und betont, daß damals für uns der Gedanke von Staatsbankerott und Revolution

ganz fern gelegen hätte. Das ist zweifellos zutreffend. Daß der General v. Heeringen die Bemerkung gemacht hätte, ist völlig ausgeschlossen, schon deshalb, weil dieser bei der fraglichen Beratung garnicht zugegen war. Inwieweit Tappen und Baumgarten Crusius sich irren, kann dahingestellt bleiben. —

Wenn man in wenigen Worten die Verantwortung für die unzulängliche deutsche Rüstung differenzieren will, so kommt man zu dem Schluß, daß sie in erster Linie dem Reichskanzler zufällt, der ganz vorwiegend aus Scheu den Kampf wegen der Geldmittel mit dem Parlament, d. h. mit der Sozialdemokratie und dem Liberalismus, nicht aufzunehmen wagte. Inwieweit dieser Kampf durch Zurückstellung anderer weniger dringlicher Ausgaben hätte erleichtert werden können, ist hier nicht zu erörtern. — In zweiter Linie war es der Chef des Generalstabes als diejenige Stelle, welcher die Verwendung der Truppen, das Abwägen der gegnerischen Kräfte im Vergleich zu den eigenen oblag, der also die Kabinettsfrage zu stellen hatte, wenn ihm Reichskanzler und Kriegsminister nicht das unbedingt Notwendige beschafften. In dritter Linie kam erst die Verantwortung des Kriegsministers für unsere unzulängliche Truppenstärke in Frage. Selbst wenn man zugeben will, daß das Kriegsministerium mit noch größerem Nachdruck für einen stärkeren Ausbau des Landheeres in den Jahren von 1909 bis Ende 1912 sich hätte einsetzen können, so ist die Zurückhaltung doch durchaus erklärlich; ein schärferes Drängen wäre auch bei der ganzen Einstellung des Reichskanzlers erfolglos geblieben.

* * *

Über den Rahmen des Themas etwas hinausgehend, wäre die Beantwortung der Frage, ob wirklich durch die Ablehnung der drei vom Generalstab geforderten Armeekorps eine so große Verminderung unserer Streitkräfte eintrat, daß darin der Grund für den Fehlschlag unseres Feldzuges in Nordfrankreich während des Sommers 1914 zu erblicken ist. — Man darf bei Prüfung dieser Frage nicht übersehen, daß durch das Fehlen der drei Korps, selbst wenn die Oberste Heeresleitung sie von vornherein auf dem entscheidenden rechten Heeresflügel eingesetzt haben würde, was ganz zweifelhaft ist, dort keineswegs drei normal ausgerüstete, wohlausgebildete Korps verfügbar geworden sein würden. Die Operationsabteilung der Obersten Heeresleitung vertrat, wie erwiesen, die Ansicht, der rechte Flügel des Westheeres sei schon so stark, daß ein Mehr bei dem Straßennetz nicht zu bewegen wäre. Ferner hätten die drei neuen Korps nur den Zuschuß an Kraft geben können, der sich aus der Mehreinstellung von 43 000 Rekruten im Herbst 1914 ergeben haben würde. Man kann nach Abrechnung der Spezialwaffen diesen Zuschuß auf 30 000 Mann Infanterie — die während der vorangehenden Kämpfe und Märsche eingetretenen unvermeidlichen Abgänge ungerechnet — veranschlagen. Allerdings hätte man noch die Artillerie mehr gehabt, wenn auch in der Besetzung der Chargen weniger vollkommen. Es fehlte eben diesen Neuaufstellungen der Beurlaubtenstand, er war für die Armee anderweitig verbraucht: in den mobilen Feldtruppen usw. und in den mobilisierten Ersatzdivisionen. Gerade diese hätten nicht in der gewünschten Stärke ausrücken können, wenn ihre Bestände durch Auffüllung der neuen Korps aufgebraucht, wenigstens stark geschwächt worden wären.

Zur richtigen Beurteilung dieser Wechselwirkungen gehört eine ge-

nauere Kenntnis der Mobilmachung, als sie bei einem Historiker vorauszusetzen ist. Vielleicht würde Herr Herzfeld in seiner Darstellung zu etwas anderen Ergebnissen gekommen sein, wenn er in das „Webermeisterstück" einer Mobilmachung genauer eingedrungen wäre. —

Der eigentliche Kern der ganzen Frage wird in der Herzfeldschen Schrift nicht mit der genügenden Schärfe hervorgehoben. Er ist schon weiter oben flüchtig angedeutet, muß aber zum Schluß noch einmal betont werden. Nachdem Jahrzehnte hindurch von der tatsächlichen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht abgelassen war, ein Versäumnis, an dem die verschiedensten Regierungsstellen die Schuld trugen, das aber mit der Entwicklung unserer Marine in innigem Zusammenhange stand, mußte die plötzliche Durchführung der vom Chef des Generalstabes verlangten Heeresverstärkung eine erhebliche Schwächung des inneren Gefüges unseres Heeres im Gefolge haben. Der Kriegsminister war deshalb durchaus berechtigt, wenn er sich der plötzlichen Vermehrung widersetzte.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

III

Die gemeinsame Kriegführung auf dem östlichen Kriegsschauplatz litt von Anbeginn darunter, daß es im Frieden versäumt worden war, feste, bindende Vereinbarungen über die Operationen zu treffen. Conrad rechnete mit der ihm 1909 bei Gelegenheit der bosnischen Krise zugesagten Unterstützung durch einen deutschen Angriff von Ostpreußen her gegen den Narew und die in Aussicht gestellte baldige Hilfe durch starke deutsche Kräfte vom westlichen Kriegsschauplatz, so wenig sich auch der Zeitpunkt ihres Eintreffens im voraus bestimmen ließ. Als die hier gemachten Voraussetzungen trogen, hielt der österreichisch-ungarische Generalstabschef gleichwohl an der eigenen Offensive auf dem rechten Weichselufer fest. Obwohl diese trotz achtbarer Angriffserfolge nicht durchdrang, scheute er sich nicht, alle irgend erreichbaren Kräfte auf Lemberg gegen die russische Ostgruppe einzusetzen und erstrebte hier mit Beharrlichkeit den Sieg. Es ist offenbar ein Nachklang der Verstimmung, die sich seiner bemächtigte, als der hochgradigen Kühnheit seines Handelns der erhoffte Lohn nicht wurde und das k. und k. Heer dem Drucke der feindlichen Überlegenheit weichen mußte, wenn er dem Ausbleiben deutscher Unterstützung Schuld an diesem Verlaufe der Schlacht gibt. Im letzten Septemberdrittel bezog das k. und k. Heer, stark geschwächt und schwer erschüttert, verschanzte Stellungen in der westgalizischen Ebene etwa 75 km östlich Krakau und anschließend quer über die Karpathen. Erscheint es begreiflich, daß Conrad damals die Ursache des Mißlingens der Anfangsoperation nicht in erster Linie bei den Mängeln des eigenen Heeres suchte, sondern vor allem in dem Ausbleiben der erhofften deutschen Waffenhilfe, so erscheint es doch unbegreiflich, daß er im 4. Bande seiner Denkwürdigkeiten die Forderung aufstellt, Hinden-

burg hätte nach Tannenberg über den Narew nachstoßen und dadurch den Bundesgenossen Hilfe bringen sollen. Wie solches mit der ungeschlagenen Armee Rennenkampfs in Flanke und Rücken ermöglicht werden sollte, ist nicht verständlich.

Nachdem Hindenburg Anfang September auch diesen Gegner erledigt hatte, kam für ein Zusammenwirken mit den Bundesgenossen nach deren Rückzug ein Vorstoß deutscher Kräfte über den Narew nicht mehr in Frage. Nur wenn die Sieger von Tannenberg unmittelbaren Anschluß an das k. und k. Heer nahmen, konnte diesem der Antrieb zu erneutem Vorgehen gegeben werden. Bereits am 28. September begann der Vormarsch der nunmehr als 9. Armee bezeichneten herangeführten Truppen Hindenburgs aus der Linie Krakau-Kalisch unter Staffelung links gegen Warschau gegen die Weichselstrecke oberhalb Iwangorod. Die k. und k. Armee schloß sich rechts an, während die Hauptkräfte des österreichisch-ungarischen Heeres südlich der oberen Weichsel vorrückten. Es gelang diesen zwar die Festung Przemysl zu entsetzen, nicht jedoch, die Russen aus ihren starken Stellungen hart östlich der Festung und anschließend in den Karpathen zu verdrängen. Weiter nördlich in der galizischen Ebene erlahmte die Kraft unserer Verbündeten bereits am San. Die Russen verschoben starke Kräfte auf dem rechten Weichselufer nach Iwangorod und Warschau und verstärkten sich dort außerdem durch herangeführte frische sibirische Truppen. Die Verbündeten gelangten infolgedessen nach und nach in eine 200 km breite Stellung mit der Front gegen die Weichsel. Verstärkter Druck des Feindes aus dem Warschauer Brückenkopf im Verein mit einem kräftigen Vorstoß aus Iwangorod nötigten die Verbündeten zum Rückzug. Ihre Kräfte reichten nicht aus, um das russische Millionenheer niederzuringen. Vermutlich hätte bei einem weniger ungestümen Vordrängen der deutschen 9. Armee gegen die Weichsel und vermehrtem Zusammenhalt ihrer Kräfte dieser Feldzug die Gelegenheit gegeben, die über den Strom vorbrechenden Russen auf dem linken Ufer zu schlagen. Immerhin war das k. und k. Heer entlastet und ihm neuer Halt gegeben worden. Was im südlichen Polen mißlang, ist im November gleich darauf bei Lodz durch eine kühne Operation gegen die feindliche Flanke wettgemacht worden.

Die deutsche 9. Armee wußte sich der Verfolgung durch die Russen geschickt zu entziehen, nahm eine Seitwärtsschiebung in die Gegend südwestlich Thorn vor und brach von hier, nach Ernennung Hindenburgs zum Oberbefehlshaber Ost unter den Befehl des Generals v. Mackensen gestellt, durch zwei von Ostpreußen nach Thorn herangeführte Korps verstärkt, überraschend gegen die rechte Flanke der westwärts den deutschen Grenzen zustrebenden russischen, nicht weniger als vier starke Armeen zählenden Hauptmacht vor. Zwei russische Armeen wurden geschlagen, und es gelang den Deutschen in einer Reihe siegreicher Schlachten bis Lodz und Lowicz vorzustoßen. Der Versuch, die Russen bei Lodz einzukreisen, glückte nicht, brachte vielmehr das XXV. Reservekorps und die 3. Garde-Infanterie-Division in höchste Gefahr, aus der jedoch die Entschlossenheit der Generale v. Scheffler und Litzmann sowie Tüchtigkeit und zähe Ausdauer der Truppen am 24. November im Durchbruch nach Brzeziny den Ausweg fand. Diese Tat spricht wie wenige für den trefflichen Geist, der in unseren Verbänden lebte. Ein durchschlagender Erfolg blieb den Deutschen angesichts der großen Überlegenheit der Russen zwar auch jetzt versagt, aber der Flankenstoß brachte bereits Mitte November ihr Vorgehen gegen die deutsche Grenze zum Stehen, deren Schutz zwei schwachen österreichisch-ungarischen Armeen, der Armeegruppe Woyrsch und Landsturm-

truppen anvertraut war. Eine ungeheure Gefahr für Ostdeutschland war abermals beschworen. Die Russen räumten in der Folge auch Lodz und vollzogen eine Linksrückwärtsschwenkung hinter die Rawka und Pilica. Der Krieg nahm gegen Jahresschluß im Osten vor der deutschen wie vor der österreichisch-ungarischen Front mehr und mehr den Charakter des Stellungskrieges an. Hindenburg faßt das Ergebnis der Spätherbstkämpfe des Jahres 1914 in Polen in die Worte zusammen: „Es war uns im Verein mit Österreich-Ungarn gelungen, die Fluten halb Asiens abzudämmen.“ Mehr zu tun, war nach Maßgabe der zur Verfügung stehenden Kräfte unmöglich. Das Geleistete bildet den unsterblichen Ruhm Hindenburgs und Ludendorffs. Ihnen schuldet das deutsche Volk unauslöschlichen Dank.

IV.

Die mehrfach unternommenen Versuche der Franzosen, den rechten deutschen Heeresflügel mit immer stärkeren Kräften zu umfassen, blieben in der zweiten Septemberhälfte 1914 ohne Erfolg, obwohl ein reich verzweigtes Eisenbahnnetz zur Verfügung stand und außerdem auf Seetransporte zurückgegriffen werden konnte. Wiewohl die Deutschen in dieser Hinsicht stark im Nachteil waren, glückte es ihnen dennoch, im „Wettlauf nach dem Meere“ vermöge rechtzeitiger Seitwärtsschiebung entsprechender Kräfte und Einsatz der herangeführten 6. Armee auf ihrem rechten Flügel immer wieder den Feind auf Arras und westlich Lille in die Verteidigung zurückzuwerfen. Diese Leistung steht um so höher, als es den deutschen Truppen empfindlich an Artilleriemunition fehlte. Der Bedarf an solcher überstieg jeden Anschlag, eine Erscheinung, die sich übrigens zum Glück nicht minder beim Feinde zeigte. Auch war es unmöglich, bereits im Frieden so große Mengen, wie sie jetzt erforderlich waren, dauernd niederzulegen, zumal die Ostfront angesichts der russischen Überzahl starke Munitionsforderungen stellte, die, soweit irgend möglich, erfüllt wurden. Anfang Oktober schickten sich zwei französische Armeen unter dem einheitlichen Befehl des Generals Foch und die von der Aisne nach dem Kanal verschobene, jetzt 4½ Armeekorps zählende englische Armee zu einer Offensive großen Umfanges an, die bestimmt war, den rechten deutschen Flügel aufzurollen und Antwerpen zu entsetzen. Bevor sie zur Wirksamkeit gelangen konnte, hatte jedoch General v. Beseler in beschleunigtem Angriff Antwerpen, die Zitadelle Belgiens, am 9. Oktober zu Fall gebracht. Nicht zu hindern hatte er vermocht, daß die um mehr als ein Drittel stärkeren Verteidiger, die belgische Armee und englische Truppen, zum größten Teil in westlicher Richtung zu den Verbündeten entkamen.

Die Belagerer Antwerpens wurden nunmehr mit vier in der Heimat neu aufgestellten Reservekorps zu einer neuen 4. Armee unter dem Herzog Albrecht von Württemberg vereinigt, die Mitte Oktober den Vormarsch durch das westliche Belgien begann. Sie sollte als Offensivflügel längs des Meeres nördlich Lille im Anschluß an die 6. Armee herumgreifen, die bis dahin in der Verteidigung zu verbleiben hatte. Der Angriff im unübersichtlichen, versumpften Niederungsgelände der Yser stellte an die neuen Truppen Anforderungen, denen sie bei ihrer flüchtigen Schulung und der Zusammensetzung ihrer Kaders nicht gewachsen waren. Guter Wille und Begeisterung vermochten die fehlende Disziplin und Gefechtsschulung nicht zu ersetzen. Es spricht ohnehin schon genugsam für den vaterländischen Geist und den hingebenden Eifer dieser zum größten Teil aus Kriegsfreiwilligen bestehenden

jungen Burschen, daß sie überhaupt nach so kurzer Lehrzeit auf den Kriegsschauplatz gesandt werden konnten. Daß sie den dort an sie zu stellenden Anforderungen in vollem Maße genügen würden, war nach allen Erfahrungen der Kriegsgeschichte nicht zu erwarten. Gleichwohl blieb der Obersten Heeresleitung keine andere Wahl, als diese Truppen auf dem rechten Flügel einzusetzen. Ihre Verwendung an ruhigeren Teilen der Front hätte umfangreiche Verschiebungen notwendig gemacht und Zeit beansprucht. Diese aber stand nicht zur Verfügung.

Die 4. und 6. Armee drangen mit ihren Angriffen nicht durch. Auch die Heranführung namhafter Verstärkungen von anderen Teilen der Front und der Einsatz starker schwerer Artillerie brachte uns Ende Oktober bei Ypern keinen vollen Erfolg. Die schweren Opfer, die für uns mit dem Namen Ypern verknüpft sind, wiegen um so schwerer, als dort so viele junge Leben, die bestimmt schienen, dereinst führend unserem Volke voranzuschreiten, ihr Ende fanden. Um so mehr hat man es dem General v. Falkenhayn zum Vorwurf gemacht, daß er, veranlaßt durch erzielte Einzelerfolge, so zähe an dem Angriffsgedanken festgehalten hat, bis er sich Mitte November, schon mit Rücksicht auf die Lage im Osten, die zur Abgabe deutscher Truppen dorthin nötigte, und den Munitionsverbrauch, entschloß, auf weitere Angriffe zu verzichten. Die Schuld an deren Mißlingen trifft indessen nicht die Oberste Heeresleitung, sondern die örtliche Führung, die sich aus Mangel an Erfahrungen im Stellungskampfe zu Übereilungen hinreißen ließ. General v. Falkenhayn konnte nicht anders handeln, auch nicht Truppen nach dem östlichen Kriegsschauplatze entsenden, bevor nicht alles versucht worden war, im Westen, wo die Entscheidung des Krieges lag, noch im Jahre 1914 einen greifbaren Erfolg zu erzielen. Die Niederlage der englischen Armee, der Gewinn der Kanalküste bei Dünkirchen und Calais sowie der Somme-Mündung waren ein Preis, der eines hohen Einsatzes wert war. Heute wissen wir, wie nahe wir tatsächlich diesem Ziele gewesen sind.

Bereits Anfang Oktober wurde die Lage bei unseren Feinden für überaus schwierig angesehen. Eine Preisgabe der Kanalküste bis zur Somme-Mündung kam ernsthaft in Frage. Ende Oktober ist French nur durch das Eingreifen Fochs davon abgehalten worden, den Rückzug seiner bis zum äußersten erschöpften Truppen anzuordnen. Der englische Marschall, der sonach den Beinamen „von Ypern“ zu Unrecht trägt, gibt selber zu, daß er in jenen kritischen Tagen an der Yser seine letzte Hoffnung auf die Entlastung gesetzt habe, die den Verbündeten die Russen bringen würden. Er sagt in seinen Aufzeichnungen: „Der 31. Oktober und 1. November werden in der Geschichte unseres Landes stets denkwürdig bleiben, denn während dieser Tage stand nur eine dünne und zerstreute Linie übermüdeter britischer Soldaten zwischen dem britischen Reiche und dem Aufhören seines Bestehens als unabhängige Macht.“ Unsere Kriegsfreiwilligen sind, wie hieraus zu erkennen ist, nicht an falscher Stelle eingesetzt, nicht nutzlos geopfert worden. Es drehte sich bei Ypern um das höchste Ziel des Krieges. Es fehlte wenig, daß wir hier gewannen, was uns an der Marne entglitten war. Es hat nicht sein sollen. „Unsere deutschen Verbündeten und wir“, sagt der bulgarische General Tanew [1]), „haben den Krieg nicht infolge falscher Voraussicht ver-

1) In seiner Rede vor dem bulgarischen Staatsgerichtshofe 1923. Übersetzt und herausgegeben von Richard von Mach, früherem bulgarischen Oberstleutnant. Berlin 1924, E. S. Mittler & Sohn.



loren, sondern infolge von Umständen, die weder von dem Verstande noch von der Logik und der Moral in Rechnung gestellt werden konnten."

Die Einstellung der Angriffe bei Ypern bezeichnete den allgemeinen Übergang zum Stellungskriege in der bekannten, vom Meere bis zur Schweizer Grenze reichenden Linie. Die Front im großen erstarrte, ohne daß im einzelnen die Kampfhandlungen jemals abrissen. Im Grabenkriege offenbarte sich vielmehr ein ungekanntes Heldentum in Abwehr und Angriff, das des höchsten Ruhmes wert ist. In Gestalt unserer weit nach Westen vorspringenden verschanzten Stellungen hatten wir als Ergebnis des Jahres 1914 immerhin einen wirksamen Schutz der deutschen Heimat und durch die Hilfsmittel des besetzten Feindgebietes eine gewisse Entlastung unserer durch die Blockade schwer getroffenen Wirtschaft gewonnen. Dazu trug diese Verteidigung auf feindlichem Boden wie jede solche nach Clausewitz einen weit herausfordernderen Charakter, als sie ihr an der deutschen Grenze innegewohnt hätte, weil ihr gewissermaßen das offensive Prinzip eingeimpft ist. Danach ist der Stellungskrieg aus den Verhältnissen heraus entstanden, nicht etwa aus freiem Entschluß der Heerführung. „Sehr früh erkannte man jedoch," schreibt General v. Falkenhayn[2]), „daß diese Art der Kriegführung, abwechselnd mit schweren, wohlvorbereiteten Schlägen gegen Teile des Feindes, die einzige war, durch deren Anwendung man hoffen konnte, den Krieg, so wie sich die Lage der Mittelmächte durch die Ereignisse an der Marne und in Galizien gestaltet hatte, zum guten Ende zu bringen. . . . Allein der Übergang zum Stellungskriege ließ die volle Ausnutzung der inneren Operationslinien und so die Freiheit des Handelns wiedergewinnen, dort mit ausreichenden Kräften zu schlagen, wo zur Entscheidung angesetzt werden sollte." Das war noch keine „Ermattungsstrategie", als welche Falkenhayns Verfahren bezeichnet worden ist, sondern nur eine solche, die mit den gegebenen Möglichkeiten zu rechnen weiß. Gegen sie ist eingewandt worden, daß es besser gewesen sei, dem Feinde ruhig mehr Gebiet preiszugeben, um ihn im Bewegungskriege, dem eigentlichen Element der deutschen Truppen, zu schlagen. Wir hätten alsdann jedoch nur Boden, wenn auch fremden, preisgegeben, schwerwiegende, von der geschickten feindlichen Propaganda noch künstlich vergrößerte moralische Nachteile eingetauscht, und hätten, wenn auch auf kürzeren Linien, neuen verschanzten Stellungen der nachdrängenden, ebenfalls enger massierten Feinde gegenübergestanden, die uns ohnehin um eine halbe Million Streiter und dazu bedeutend an Kriegsmaterial überlegen waren.

Den gewaltigen Leistungen des deutschen Landheeres im Jahre 1914 standen keine ebenbürtigen der Marine zur Seite. Wohl zeigte der Minen- und Kreuzerkrieg, bald auch der U-Bootskrieg und die Haltung des Kreuzergeschwaders unter Admiral Graf Spee, welch herrlicher Geist in der deutschen Seemacht lebte, die Hochseeflotte aber kam nicht zu einer entsprechenden Verwendung. Der Einfluß der politischen Leitung machte sich dahin geltend, daß ihr Fesseln angelegt wurden, die nur höchste Entschlossenheit und Selbständigkeit des Führers zu zerreißen vermocht hätten. Die Weisung, die Flotte nur bei sich bietender günstiger Gelegenheit einzusetzen, das Bestreben, sie nach Möglichkeit aufzusparen, hat dann dahin geführt, daß sie am 28. August beim englischen Vorstoß in die Deutsche Bucht in abgeschwächter

2) Die Oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschließungen. Berlin 1920, E. S. Mittler & Sohn.

Kampfbereitschaft war, ebenso wie am 24. Januar 1915 an der Doggerbank versäumt wurde, den englischen Schlachtkreuzern eine Niederlage beizubringen. Beide Male aber waren eigene schwere Verluste zu beklagen. Für die Ostsee konnten nur schwache Kräfte mit veraltetem Material erübrigt werden. Den Unternehmungen mußte daher von vornherein der Charakter der Halbheit anhaften. Gleichwohl ist infolge der Untätigkeit der russischen Flotte die Vorherrschaft in der Ostsee von uns behauptet worden.

Das Ende des Jahres 1914 fand die Mittelmächte ungeachtet der erlittenen schweren Einbußen in Ost und West durchaus in der Lage, den Krieg erfolgreich fortzusetzen. Der Entente waren zu Anfang im Westen, durchweg im Osten schwere Niederlagen durch die deutschen Waffen zugefügt worden. Auch nachdem das „Wunder der Marne" bei ihr seine Kraft erwiesen hatte, waren ihr wuchtige deutsche Schläge im Westen nicht erspart geblieben. Es war der Entente nicht geglückt, die Deutschen aus Frankreich oder Belgien zu verdrängen. Die Überzahl hatte sie um keinen Schritt der erhofften Niederwerfung Deutschlands näher gebracht. Die ersten fünf Kriegsmonate bedeuteten somit für sie eine schwere Enttäuschung. Frhr. v. F.-L.

Jakob Schaffner

von

Wolfgang Goetz

Jakob Schaffner zum so und so vielten Male sein Dichtertum bezeugen, ist eine unnötige Angelegenheit. Man braucht nur eine beliebige Seite irgendeines seiner Romane aufzuschlagen, um sich von dieser ungewöhnlichen Kraft sofort angezogen und weitergetrieben zu fühlen. Auch ist es fürs erste noch belanglos, den Quellen nachzuspüren, aus denen dieser reiche und vielerlei Schiffzeug tragende Strom gespeist wird, wie denn die Abhängigkeit von Keller, die so oft behauptet wird, mir nicht größer oder kleiner zu sein scheint als bei andern Epikern seiner Generation; hier dürfte der gemeinsame Sprachboden, die füllige Bildhaftigkeit der Schweizer, überhaupt die räumliche Ebene, nur zu voreilig mit zeitlicher Aufeinanderfolge verwechselt werden. Wollen wir durchaus einen geistigen Vater aufspüren, so dürfte der Weg weniger nach Zürich oder dorthin zum mindesten auf dem Umweg über Norwegen führen, wo einer sitzt, der Knut Hamsun heißt.

Sehr viel anziehender scheint es zu sein, der inneren Struktur dieses Dichtermannes nachzudenken. Schaffner mag verzeihen, wenn wir dem Vorwort zu seinem „Johannes" (die Romane Schaffners sind jetzt sämtlich in der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, erschienen) nicht recht trauen wollen; er verwahrt sich dort, der Johannes Schattenhold dieses Romanes zu sein. Daß ein Dichter von dem Rang Schaffners nur das zu bilden vermag, was er erlebte, ist nicht zu erwähnen, jedoch hier häufen sich die äußern Anzeichen zu sehr dafür, daß wir vor einem autobiographischen Werke stehen. Wenn der Knabe Johannes in der Erziehungsanstalt zu Demutt, in der es nach dem ernsten Scherzwort des Gründers „sich demütigen heißt, mit zwei harten t",

so finden wir auf der Karte genau dort, wo wir uns Demutt vorzustellen haben, den Ort Bauggen mit zwei g, und der Bädeker belehrt uns, daß sich dort ein Waisenhaus befindet, in einer ehemaligen Komturei, wo einst Bernhard von Weimar die Belagerung von R-Heinfelden besann. Wir dürfen aber noch weiter gehen! Im „Konrad Pilater“ werden offenbar bewußt und als deutlicher Fingerzeig Szenen und Worte aufgenommen, die auf den Johannes zurückdeuten, so daß also an der Gleichung Johannes = Konrad nicht eben viel zu mäkeln ist. Sei dem nun, wie ihm wolle, gewiß ist, daß in Schaffner wie in seinen Helden das katholische Element mütterlicher Verwandtschaft und protestantischer Pietismus (Schaffner spricht gern von einem „steilen Protestantismus“) kämpfen. So sehr Schaffner zum Lutherischen hinneigt — man denkt an die Mutter in seinem Roman „Das Wunderbare“ und Frau Felgentreu in der „Weisheit der Liebe“ —, so lockt ihn immer wieder das funkelnde Mysterium des Katholizismus an sich, dem er im „Dechant von Gottesbüren“ ein Dank- und Loblied singt. Aber keiner der beiden Gewalten vermag er sich restlos hinzugeben, ja im „Wunderbaren“ finden sich harte Worte über das Christentum, die kaum lediglich zur Charakterisierung seines nach Wahrheit und Freiheit ringenden Helden geprägt sein dürften. So zwischen diesen beiden Kräften hin und her schwingend, ihren Segen und ihre Gefahr, durch die Enttäuschung der Liebe gerecht abwägend, ist er ein Unbehauster, der nach dem dritten Reich, der Erlösung mit eifriger Glut ringt. Dies Zwielicht, in das der Knabe gestellt wurde, und in dem er lange verharrte, ist aber entscheidend für den ganzen Mann. Die Gelände rechts und links sieht er mit all ihren Schatten und Sonnenflecken, auf seinem Wege selber liegt Dämmerung. Da er ins Licht dringen will, ist ihm, dem Unbehausten, nicht gegeben, zu rasten. Zur Seite kann er sich nicht entscheiden, so strebt er vorwärts in das dunkel brauende Wallen. Angezogen von dem einen Pol sagt und tut er Dinge oder läßt seine Helden tun und sagen, die gesagt oder getan schon im gleichen Augenblick von der Gegensonne überblitzt, ein fremdes und fernes Gesicht weisen, dem Ursacher die Folgen in ihrer Klarheit zeigen und so Schuld und Leid auslösen. Der oben erwähnte Hinweis auf Hamsun ist darum mit Vorsicht aufzunehmen, denn Hamsuns Gestalten sind Nebelmenschen. Nicht so Schaffners Figuren, die sich, freilich um ein winziges Bruchteil zu spät, aber dann in vollster Klarheit sehen.

Die Objektivität seiner Hauptgestalten in den Ich-Romanen ist darum niemals erzwungen. Sie nehmen bewußt ihr Schicksal auf sich, sei es zu Entsagung oder Schuld gegen andere. Ihr Weg muß rücksichtslos vorwärts gehen, wollen sie nicht noch größere Schuld auf sich und größeres Elend auf die andern häufen.

Diese klare Objektivität seiner Menschen ist nun zugleich die Erklärung für den Schuldbegriff Schaffners. Alle seine Gestalten suchen ihr Gesetz. Diese höchste Forderung, die an den Menschen gestellt ist, erfüllen sie unerbittlich, von dem versponnenen feinen Dechanten, der sein Münster zu Gottesbüren nach Schätzen der Vorzeit durchforscht, bis zu dem Hochstapler Holsten. Indem sie dieser sittlichsten Forderung Genüge tun, müssen sie schuldig am andern werden. So ist ein düsterer circulus virtuosus geschaffen. Mit der Erfüllung des Gebotes ist zugleich das Verbot übertreten. Dem schrecklichen Kreis zu entfliehen, ist nur der Weg ins Schmutzig-Trübe-Alltägliche erlaubt. Das erlaubt diesen Naturen aber weder ihre Lebensfrömmigkeit noch auch ihr Stolz. Der Utilitarist Lippke in der „Weisheit der Liebe“ ist darum das böse Prinzip, wird darum der Verderber seiner ganzen Familie, mit Ausnahme seiner

Tochter, die ihr Gesetz dadurch erfüllt, daß sie durchbrennend das vierte Gebot verletzt, den unseligen einsamen Vater allein läßt und somit ihm den letzten Halt und die letzte Hemmung vor dem Verbrechen nimmt. Hier also wiederum das Polare in Schaffners Weltanschauung mit dem Unterschied: die beiden Pole sind hier so fürchterlich eng aneinandergerückt, daß sie dem oberflächlichen Beschauer als ein Punkt erscheinen mögen; denn jeder aber, will er den Weg zwischen ihnen hindurch nehmen, muß sie unbedingt beide streifen. Weil er aber von dieser bösen Verkettung weiß, darum richtet Schaffner nicht.

Noch zwei Magnete ziehen und zerren an diesen Menschen: der Eros und der Sexus. Hier ist schon schwerer zu scheiden, welche Macht die größere ist, ja bisweilen dünkt uns, decken sie sich vollkommen. Der wackre Felgentreu folgt durchaus dem Gebot des Sexus und sagt dem Eros Lebewohl, indem er sich von der als Mutterwesen erkannten Gattin trennt und dem Naturwesen Alma folgt. Und er findet und erfüllt damit sein Gesetz. (Hier wäre einzuschieben, daß es Schaffner offenbar als einen feinen Kunstkniff ansieht, wenn der Revolver, mit dem Felgentreu sich erschießen will, sechsmal versagt; mir scheint das Versagen tiefer zu liegen: ein Kerl wie Felgentreu wird nie wehleidig zur Schußwaffe greifen, sondern die alte Welt hinter sich lassen. Darum die Retardation, bevor Schaffner dennoch den tödlichen Schuß knallen läßt.) Fast unlösbar verknotet sind Eros und Sexus im „Wunderbaren". Die Lösung will mir ein wenig gordisch vorkommen, ich würde sogar auf die Erklärung verfallen, daß Schaffner selbst die beiden Mächte nicht rein zu scheiden weiß, wenn nicht das heiterste seiner Werke, das Schmuckstückchen unter unseren neuen humoristischen Novellen: „Kinder des Schicksals" mich anders belehrte. Hier läßt Schaffners Kunst genial überlegen und dennoch ganz triebhaft, ganz lebens- und liebehold den Eros aus dem Sexus erblühen. Ein ernsterer und zarterer Vorklang hierzu war der „Dechant von Gottesbüren" gewesen, in welches Buch jedoch noch die beiden konfessionellen Widerspiele hineingedrängt waren, indem auf der protestantischen Seite der reine Sexus feindselig wirkt und die kleine Katholikin durch ihre Hingabe, durch Aufgabe des reinen Eros, wohl selber zugrunde geht, aber den Geliebten vor Unheil rettet. Das Gegenstück hierzu ist die ganz protestantische Frau Meta Felgentreu in der „Weisheit der Liebe", die ohne Sexus ganz dem Eros hingegeben ist und so zur Verderberin eigenen und fremden Glücks, dann aber köstliche Löserin und Erfüllerin des Verhängnisses wird. Ihre feinere, aber auch „steilere" Schwester ist Frau Tribius im „Wunderbaren". Sie ist, wie Meta, reine Protestantin, sie sieht sich, wie jene, nicht katholischen Elementen, sondern unkirchlichen Menschen gegenüber. Wie jene aber zerstört sie das eigene Glück, sie übertrumpft Meta, indem sie den Geliebten in den Tod treibt (was Meta vielleicht auch tut, aber doch, wie oben erwähnt, weniger echt als Frau Tribius, sondern literarisch konstruktiv) und auch das Glück ihres Sohnes vernichtet, um dann, wiederum Meta nächst verwandt, im Verfolg ihrer Taten ihnen ein höheres Glück zu schaffen; das aber ist Schaffnern das „Wunderbare", das Schauen Gottes. Alle Verkettungen, alle Schuld, sofern sie nur reinen Herzens begangen wird, führen ihn zu einem kargen Glück. Johannes Schattenhold muß sich mit Todwünschen abquälen, Konrad Pilater muß über die Leiche der Geliebten weiter, Frau Metas Eros treibt zwei Menschen in den Tod, Felgentreus vitaler Sexus bringt drei Menschen um, Frau Tribius drückt dem Geliebten den Revolver in die Hand und reißt zwei Herzen auseinander, und die kleine Linde im „Dechant" bringt sich selbst zum Opfer dar, so den Widergeist zu zerstören.

Man könnte von einem düsteren Optimismus bei Schaffner sprechen, eine

Ansicht, die durch seine ausmalende Vorliebe für Todeskämpfe, seinen grimmigen Humor über die schauderhaften Formen des sich ausbreitenden Todes unterstützt wird. Das wäre denn aber doch zu vorschnell geurteilt. Es überwiegt zunächst eine starke und volle Freude am Schicksal bei Schaffner und eine Lust an den Überwindern. Dann aber verehrt er im Schicksal Höheres, er sieht nicht ein blindwütiges Zerstören in ihm. Er weiß um ein Licht hinter den Finsternissen. Das sucht er; noch mühevoll, noch erbittert, noch sich auflehnend gegen diese Verborgenheit, noch allzu grüblerisch, noch zu verbissen und dennoch zaghaft. Man lese seine Bücher einmal daraufhin, wie er seine wenigen, aber höchst wichtigen Ideen in immer neuen Kombinationen vorführt. Es ist, als probiere er, wie ein Alchimist, mit seinen köstlichen Elementen, das Alkahest zu finden. Und mich dünkt, er wird es eines Tages erblicken, denn einmal schon streifte es ihn mit hell und heiter blickendem Blitz, als er die „Kinder des Schicksals“ schrieb. Hier schwankt er nicht mehr zwischen den Polen, sondern läßt, Goetheschem Gesetz folgend, eins aus dem anderen wachsen.

Diesem Ringen zuzuschauen, ist großer Genuß und Trost; und es ist gewiß, daß solchem redlichen Kämpfer der Preis nicht versagt werden kann. Man nehme nur das äußere Gegenstück: dieser Urschweizer hat mit liebender Seele um die Berliner Seele gerungen, und es gelingt ihm zu verblüffender Heiterkeit, diese Stadt mit ihren Menschen, ihren Häusern und ihrem Duft einzufangen, wie vor ihm nur Fontane. Ihm, der die gemächliche Ruhe der Schweiz mit dem qualvollen Elend seines Wahlvaterlandes getauscht hat, wie sollte ihm seine liebende Not um die Menschen nicht ebenso siegreich vergolten werden?

Literarische Rundschau

Ein paar Jahrtausende des Geistes

Wie der Zufall sie zusammenbrachte, mögen die Bücher ihren Platz hier haben. Im Sudan beginnend, geht die Fahrt durch den nahen und fernen Osten, Italien, Spanien, Frankreich, Rußland, Schweden, um in Deutschland zu enden.

Mit dem 7. Bande von „Atlantis“, enthaltend „Dämonen des Sudan“ (Jena, E. Diederichs) gibt Leo Frobenius durch die Aufzeichnung von diesen „allerhand religiösen Verdichtungen“ einen neuen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis des Erdteils, dessen Bedeutung gefahrdrohend durch den Niedergang der weißen Rasse in stetigem Wachsen begriffen ist. — Von der hier mit Freude begleiteten vollständigen deutschen Ausgabe in sechs Bänden „Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten“ (Leipzig, Insel-Verlag), zum erstenmal von E. Littmann nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe von 1839 übertragen, liegt in der bekannten vorbildlichen Ausstattung auf Dünndruckpapier mit den rotgoldenen Vorsatzblättern der 3. Band vor, umfassend die Märchen der 271. bis 503. Nacht. — Sozusagen eine Volksausgabe der Erzählungen will der Auszug sein „Frauen des Morgenlandes“ (Stuttgart, Dieck & Co.), der aus dem bunten Buch die 15 schönsten Liebesgeschichten samt dem Anfang und Schluß der Rahmenerzählung gibt, in einer recht freien Bearbeitung von R. Hepner und 8 farbigen, erotischen Kunstblättern von L. Ehrenberger. In den Händen unreifer Menschen kann das Buch unheilvoll werden, der Ver-

lag möge sich seiner Verantwortung bewußt sein. — Vom „Gastmahl des Platon“ ist eine hochstehende und geschickte Übersetzung mit zureichenden Erläuterungen und Einleitung von W. O. G. Klamp erschienen (Stuttgart, Strecker und Schröder), die durchaus zu begrüßen ist. — Ein merkwürdiges chinesisches Volksbuch, das in China noch heutigen Tages lebendig sein soll, sucht in einer sehr stilsicheren Ausstattung — es ist ein Genuß, das Buch zur Hand zu nehmen — Cl. du Bois-Reymond für Deutsche zu gewinnen: Dschung Kuei, Bezwinger der Teufel (Potsdam, G. Kiepenheuer). Das Werk, das 9. Stück der „Tsai Tze“, der Meisterwerke, wird hier zum erstenmal aus der Ursprache übertragen mit einem Aufwand von größter Sorgfalt und einem unzweifelhaften Geschick der Eindeutschung. Der unbekannte Verfasser wird um die Mitte des 16. Jahrhunderts gelebt haben. Triftig hebt der Übersetzer eine gewisse innere Verwandtschaft mit Moscherosch hervor. Dschung Kuei ist nach seinem Selbstmorde aus verletztem Ehrgefühl zur Gottheit ernannt mit dem Auftrage, die Teufel zu köpfen. Wir begleiten ihn gern auf seiner wegen allegorischem Beiwerk nicht immer kurzweiligen Wanderung, weil eine ungewöhnliche Fülle von Erkenntnis echter chinesischer Anschauung vermittelt wird. Sehr gute Nachbildungen chinesischer Bilder, ein sehr gründliches Nachwort des Übersetzers und fachkundige Anmerkungen verlebendigen den Fund, der vielen Freude machen wird.

Hanns Martin Elster hat in seiner gewandten Übersetzung ein Buch für uns erschlossen, das für den Psychologen und Kulturhistoriker von großem Reiz ist: Des Königlich Fränkischen Kaplans Andreas 3 Bücher über die Liebe (Dresden, P. Aretz), von dem zuletzt 1482 eine deutsche Übersetzung erschienen ist. Das voraussichtlich zwischen 1170 und 1228 entstandene Werk dieses frühen Vorfahren von Stendhal vermittelt wesentliche Einblicke in seelische und kulturelle Zusammenhänge jener Zeit. — Warum Henri Barbusses Novellensammlung „Butoire“ (Zürich, Rascher & Co.) in einer Prunkausgabe erschienen ist, bleibt unverständlich. Das Gewicht dieser nur zum Teil eigenbelebten Erzählungen, von denen die titelgebende Kriegsnovelle auf einer häßlichen Lüge gegen die Deutschen aufgebaut ist, berechtigt nicht dazu. — Als neuer Band von August Strindbergs Werken (München, G. Müller) sind in der Abteilung Briefe: „Strindbergs Briefe an Emil Schering“, seinen Übersetzer und der Getreuesten Einen, erschienen, die neben Entbehrlichem wichtige Äußerungen Strindbergs zu eigenem Schaffen und über Menschen bringen.

Mit Wärme und feinem Verständnis will L. Wolde dem Dichter Giacomo Leopardi mit „Ausgewählten Werken“ dem deutschen Leser nahebringen (Leipzig, Insel-Verlag), ein Unternehmen, das nicht ganz leicht erscheint. Denn der erste Eindruck einer Unverbundenheit mit dem Leben weicht nur bei näherer Beschäftigung. Dann aber wird man dem Übersetzer beipflichten, daß der Dichter und sein Werk doch mehr Beachtung verdienen als der höchst interessante psychologische Fall Leopardi. Die Auswahl, die neben den Gedichten Briefe, Prosastücke aus den „Operette morali“ bringt, zeigt tiefes Verständnis. — In die Heimat des Ritters de la Mancha führt ein vornehm ausgestattetes und gut illustriertes Buch, eine Übersetzung aus dem Werk Azorins, Auf den Spuren Don Quijotes (Zürich, Rascher & Co.), von F. Ernst eingeführt, mit 14 Wiedergaben nach Gemälden von F. Widmann. Azorin ist der Schriftstellername des Spaniers José Martinez Ruiz. Er ist der Dichter der Marcha und den Menschen dort der Herzenskünder. Es ist wichtig und bedeutsam, daß auch dort der Weg zu allem Großen durch das Heimatgefühl geht, dessen tiefen Sinn er seinen Heimatgenossen deutet. Jedem aber, der auf den Unsterblichen eingeschworen ist, werden die Schilderungen, die Deutungen, Verkündigungen sind, unendlich viel zu geben haben, denn sie vermitteln den physischen und seelischen Unterbau für das innerste Verständnis Don Quijotes. — Eine Ausgabe, sehr fein in ihrer typographischen Anordnung wie bemerkenswert durch die eigenartigen Zeichnungen W. Maosjutins, von Turgenjews wenig bekannter Novelle aus dem Ferrara von 1550 „Das Lied der triumphierenden Liebe“ (Stuttgart, J. Hoffmann) gibt eine willkommene Er-

gänzung zum Wissen von Turgenjews Schaffen, da hier eine Saite tiefer Mystik und schwermütiger Liebe in vollem Tone schwingt. — Ein Stück echten großrussischen Bauernlebens, trotz der Spröde sehr lebendig, vermittelt die Erzählung „Ein Schicksal“, die Tolstois Schwägerin unter seiner Aufsicht und Beratung nach den Worten der betroffenen Bäuerin aufgezeichnet hat, und die L. Salomon übersetzt, eingeleitet und auch noch erläutert hat (Zürich, Orell Füßli). Wir in Deutschland wissen genug vom wahren russischen Leben, als daß uns der Übersetzer so viel überwältigend Neues hierdurch bringen könnte, wie er anzunehmen scheint. Doch soll diese Gabe willkommen sein, wie alles, was wirklich Kunde vom echten Leben gibt.

Von deutschem Volksgut und seinem Leben handeln zwei Bücher, die in der ausgezeichneten, warm zu empfehlenden Sammlung „Deutscher Sagenschatz“, herausgegeben von P. Zaunert (Jena, E. Diederichs) erschienen sind: Schlesische Sagen und Böhmerwald-Sagen. Gute Abbildungen zieren diese köstlichen Bücher, die so warm und mit so wirklicher Liebe zusammengestellt sind, so getragen von dem Gefühl für die entscheidende Bedeutung der Volkskunde, daß sie zu verbreiten wirklich Dienst am Volke ist. — Ganz besondere Beachtung verdient auch Albert von Achens Geschichte des ersten Kreuzzuges, übersetzt und eingeleitet von H. Hefele, in zwei Bänden (ebenda), in einer mittelalterlich anmutenden Ausstattung, die in der Bibliothek keines Bücherfreundes fehlen sollte als erschütterndes Zeugnis für die menschliche Gebrechlichkeit, der diese Kreuzesritter verhaftet waren, wie nur je Streiter, die für eine heilige oder unheilige Sache zu Felde lagen. — Georg Ellinger legt in einer zweibändigen Ausgabe, in der rühmlichst bekannten Ausstattung durch H. Steiner-Prag, Angelus Silesius' sämtliche poetische Werke nebst einer Auswahl aus seinen Streitschriften vor (Berlin, Propyläen-Verlag). Was er in seiner höchstgescheiten, umfassenden Einleitung als Ergebnis eigener Forschung mitteilt, ist von grundlegender Bedeutung für die Beurteilung Schefflers und verlangte eine eigene Würdigung. Wir müssen uns für heute an einer dringlichen Empfehlung dieser Bände genügen lassen. — Im Kant-Jahre wird ein Büchlein „Immanuel Kants Leben“ in Darstellungen seiner Zeitgenossen, in der von P. Landau gekürzten Ausgabe besonders willkommen sein (Berlin, Flemming & Wiskott), da hier dem Menschen in den Zeugnissen R. B. Jachmanns, L. E. Borowskis, A. R. Wasianskis volle Würdigung zuteil wird.

Von der Propyläen-Ausgabe von Goethes sämtlichen Werken, von der bisher 28 Textbände vorliegen, ist nunmehr nach langer Pause der 30. Band erschienen, enthaltend sein Schaffen im Jahre 1817. In der Fortführung der bekanntlich nach chronologischen Gesichtspunkten angeordneten Ausgabe wird nach folgenden begrüßenswerten Gesichtspunkten verfahren: innerhalb der Bände, die jeder ein einheitliches Ganze bilden, werden die einzelnen Stücke gruppiert nach Gedichten, Briefen, dem Tagebuch, Dramatischem, Epischem in Versen, Prosa, Sprüche, Schriften zur Literatur, zur bildenden Kunst, zur Naturwissenschaft. Der Anhang bringt die letzten Fassungen und Paralipomena. — Wir vermissen bislang noch Band 29 dieser Ausgabe, deren Grundgedanke sich je länger je produktiver erweist. — Eduard von der Hellen hat Goethes Gedichte in Auswahl nach zeitlicher Reihenfolge mit dem Stielerschen Goethebild und einer Einführung in das Gesamtschaffen, sowie Faust I und II in einem Bande in guter, solider Ausstattung herausgegeben (Stuttgart, Cotta). — Das „Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft“, herausgegeben von Max Hecker, bringt in seinem X. Bande sehr beachtliche Beiträge, von denen hervorgehoben seien: Metz, Goethes Stilwechsel; Maaß, Goethe und die Werke der antiken Kunst; von Oettingen, Goethe am Rhein und Main; Spranger, Goethe und die Metamorphose des Menschen. Das Jahrbuch scheint sich in einer ebenso frischen und erfreulichen Entwicklung zu befinden wie die Goethe-Gesellschaft selbst. — „Das Tagebuch“ ist in einer feinen kleinen Ausgabe — vom Bücherfreund gewiß begrüßt — mit tändelnden farbigen Rokokobildlein von Torsten Hecht

im Verlag Ernst Guenther, Freiburg, erschienen. Ebenda sind Georg Büchners „Wozzeck" und „Dantons Tod" in guten Bändchen herausgebracht. — Eines der immer lebendigen Bücher: „Die Familie Mendelssohn", 1729—1847, nach Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Sebastian Hensel, hat mit ihrer 10. Auflage in der vornehmen Ausstattung durch den Insel-Verlag eine würdige Auferstehung gefunden und wird auch in den veränderten Zeitläuften seine stille Leserschaft finden. — Sehr zu begrüßen ist der Plan eines Volks-Gotthelf in 11 Bänden (München, E. Rentsch), von dem der 1. Band erschienen ist. Er enthält eines der lebendigsten Werke Gotthelfs: „Geld und Geist oder die Versöhnung", mit dem gereinigten Text nach den Originalausgaben. Für das äußere Kleid ist das Beste geschehen. Auf die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit dieser Ausgabe kommen wir bei ihrem vollständigen Vorliegen zurück. — „Uli der Pächter", der 2. Band der Trilogie ist in einer hübschen Ausgabe, eingeleitet von B. Golz, erschienen (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt). — Auerbachs wuchtige Bauernerzählung „Wilhelm v. Buchenberg" versucht F. W. Schmidt mit dem Titel „Der Brandstifter" für weitere Kreise neu zu gewinnen durch eine nicht ungeschickte Bearbeitung. Die holzschnittartigen Zeichnungen von A. P. Weber sind sehr gut (Berlin, F. Schneider). — „Hermann von Gilms Weg und Weisen" nennt A. Dörrer seine Ausgabe zum 60. Todestage des Tiroler Heimatdichters (Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia), die, auf sorgfältiger Arbeit beruhend, Gilm besonders auch durch sein Lebensbild von Dörrer unserem Empfinden nahebringt. — Von der monumentalen Biographie „Gottfried Kellers Leben", die E. Ermatinger unter Benutzung von Jakob Baechtolds Werk geschrieben hat, konnte in einem stattlichen Bande die 6. und 7. Auflage erscheinen (Stuttgart, Cotta) — wahrlich ein ebenso starkes Zeugnis für die Güte dieser klassischen Darstellung wie für die unvergängliche Gegenwartsnähe des einzigen Schweizers! Von „Gottfried Kellers Briefen und Tagebüchern" erschien als Band II des Gesamtwerkes die 3. und 4. Auflage, umfassend die Jahre 1830—1861, mit einem Bildnis und fünf Federzeichnungen Kellers. Wir brauchen den Lesern der D. R. über diese Bände nichts weiter zu sagen. Ebensowenig wie über den „Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller" (Berlin, Gebr. Paetel), den A. Köster in 4. Auflage nach vollständiger Umarbeitung mit ungekürztem Text als seine letzte Arbeit herausgab. Auf diesen Blättern bedürfen die bekannten Werke keiner Empfehlung.

D. R.

* * *

Ein Opfer des Inflationselends ist auch die „Zeitschrift für bildende Kunst" geworden, die der Verlag von E. A. Seemann 57 Jahre lang herausgegeben und die während dieser ganzen Zeit eine führende Stellung behauptet hat. Der Verlust war um so empfindlicher, als unsere ohnehin nicht gar reichlich ausgebildete Zeitschriftenliteratur der Kunst und Kunstgeschichte auch sonst manche Einbuße erlitten hat. Nun ist die alte Dame wieder zurückgekehrt, präsentiert sich in aufgefrischtem Gewande und hat eine gute Gesellschaft um sich versammelt. An der Spitze steht Meister Bode, der in einer temperamentvollen Veröffentlichung über ein neu aufgefundenes Jugendwerk Rembrandts sein Abschiedswort über die Rembrandtkritik sagt. Aufsätze über Johann Erdmann Hummel und Johann Friedrich August Tischbein vermitteln die Bilder zweier durch neuerliche Ausstellungen wiedergewonnener deutscher Meister. Forschungen über Velazquez und Murillo, Watteau und Bernini runden das Bild des Heftes ab; zur Frage der „Restauration" alter Bildwerke gibt Oskar Fischel in dem Aufsatze über Riemenschneiders Würzburger Muttergottes einen sehr lehrreichen Beitrag. Eine „Monatsrundschau", die über Literatur und Forschungen, Sammlungen und Ausstellungen, Personalien und Kunstmarkt berichtet, kann als Ersatz der gleichfalls leider eingegangenen „Kunstchronik" angesehen werden. Als Herausgeber ist der durch seine Arbeiten über die Kunst des italienischen Seicento besonders bekannt ge-

wordene Hermann Voß gewonnen worden. So läßt sich die neue alte Zeitschrift aufs beste an, und es bleibt nur die Frage, ob sie die Unterstützung finden wird, von der ihre dauernde Lebensfähigkeit abhängt. Wir hoffen, daß sich unter den Lesern der „Deutschen Rundschau" mancher finden wird, der hierzu bereit ist, und wir dürfen ihnen die Förderung der Zeitschrift um so angelegentlicher empfehlen, als sie zugleich eine Förderung der deutschen Kunstwissenschaft bedeutet. A. D.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Der Kampf um „Sudetendeutschland" und die reichsdeutschen Frankophilen

Darf man es einem Staate übelnehmen, wenn er geschichtlich überkommene Namen von Orten, Flüssen und Ländern ändert? Sicherlich nicht, falls die überwiegende Mehrheit der örtlichen An- und Einwohner dies von ihm fordert. Solche Umnennungen sind nämlich zu allen Zeiten geschehen. Niemand wird dagegen etwas einwenden, wenn die Norweger heute ihrer rein norwegischen Hauptstadt den älteren Namen Oslo wiedergeben, welcher dieser schon 1054 von Harald III. gegründeten, 1624 durch eine Feuersbrunst zerstörten Stadt durch König Christian IV. von Dänemark genommen wurde. Christiania erinnert die Norweger von 1924 allzusehr an die Dänenherrschaft, welche dem norwegischen Volke unter anderem seine alte nordische Volkssprache genommen haben soll. So verstehen wir auch, daß man in Rußland den geänderten Zeitverhältnissen Rechnung tragen zu müssen glaubte, als Nikolaus II. das 1703 erbaute St. Petersburg in Petrograd umtaufte, nachdem 1914 Deutsch dort nicht mehr in Mode war, und daß die Sowjetgewaltigen zehn Jahre später ein Leningrad daraus machten, nachdem nunmehr auch die Dynastie Romanow aus der Mode gekommen war.[1])

Etwas anderes ist es aber, wenn gegen den Willen der einsässigen Bevölkerung Länder und Städte von fremden Herrschervölkern umgenannt werden, die ihre Hoheitsrechte ihrem siegreichen Schwerte oder dem ihrer Bundesgenossen oder einer unverdienten Schicksalsgunst verdanken. (Heute sagt man im Elsaß etwas bitter: „De' Franzose' hawe' de' Krieg gewonne' bekomme'.) Und gerade die von anderen also bedachten Völker, die Italiener, die Polen und die Tschechen, weisen kühne Leistungen als Umnenner auf. Dieses Umnennverfahren darf man nicht als harmlosen, wenn auch unangebrachten Scherz ansehen, der höchstens lästig ist, weil er Verwechslungen und Postirrtümer hervorruft. Denn dort, wo es gegen den Willen der Bevölkerung von der überfremdenden Regierung angewendet wird, ist es ein hochpolitisches Ereignis. Wenn ein emporgekommenes „junges" Staatsvolk (wie Italien) Gebiete durchdringen will, die ihm in der Vergangenheit völlig fern lagen, bemerkt es mit Bedauern, daß für die ortsgebräuchlichen deutschen Namen italienische überhaupt nicht überliefert sind. Dann müssen neue Namen raschest erfunden werden und dabei pflegen dann so offensichtliche Torheiten voll unfreiwilligen Humors unterzulaufen, wie in Deutsch-Südtirol, über die treffliche Zusammenstellungen bereits vorliegen. Aber das Lachen hilft nur im ersten Augenblick. Denn die neuen Herren schreiten gegen das unterworfene Volk, das zäh an den von den Vätern ererbten Kulturgütern festhält, zu Zwangsmaßnahmen. So verbot Italien sogar den Gebrauch des Landesnamens Tirol, der älter ist als das heutige Italienertum, und der Worte Tiroler, tirolisch usw.; Strafen und Haussuchungen folgten. Sie erinnern uns an die Zeiten der Inquisition und beschwören böse Geister aus der Vergangenheit.

Warum das alles? Etwa aus Schönheitssinn? Nein. So wenig, wie die Italiener aus diesem Grunde auch den deutschen Charakter der historischen Bauwerke Deutsch-Südtirols

1) Auch im Reiche sind Orte umgenannt worden (Hohensalza, Hindenburg, Neukölln usw.).

verändern und diese wenigstens äußerlich dem neuitalienischen Jugendstil, der heute Hunderten von Neubauten im eigentlichen Italien zu „eigen“ ist, anpassen wollen. Denn von Verschönerung kann nicht die Rede sein, sondern bestenfalls von jener barbarischen Gleichmacherei des dritten Italiens, die auch inneritalienischen Städten ihre schönen geschichtlichen Straßennamen (Corso in Rom, Toledo in Neapel) geraubt hat.

Dem unterworfenen Lande soll vielmehr der Charakter des Staatsvolkes völlig aufgeprägt und dadurch einerseits der eingesessenen Bevölkerung ein Palladium genommen, andererseits Fremden, unwissenden ausländischen Reisenden, ein Wunschbild, das heute noch den Tatsachen nicht entspricht, vorgegaukelt werden. Man will Tatsachen schaffen, indem man den Tatsachen mit gewaltsamer Hand vorgreift.

In der Tschechei, jenem Staate, der sich geschämig Tschechoslowakei nennt und der seine Staatsbürger zu Tschechoslowaken stempelt, obwohl bewußte Slowaken gegen die hintangesetzte Einbeziehung des Namens ihres unterdrückten Volkes protestieren, in dessen Verfassung abwechselnd von nur e i n e r tschechoslowakischen Sprache und dann von z w e i gleichberechtigten Staatssprachen, dem Tschechischen und dem Slowakischen, in denen nach Belieben Eingaben gemacht werden dürfen, geschrieben steht, verfolgt man neuerdings den Begriff Sudetendeutschland mit besonderer Gehässigkeit. Die tschechischen Zeitungen sind voll von Klagen über dies hochverräterische Wort. Wir wollen seine Lebensgeschichte im folgenden kurz erzählen, weil sie — und das ist ein Treppenwitz der Zeitgeschichte — mit der Entstehung der Tschechoslowakei ursächlich und auf alle Zeiten verbunden ist. Beide gehören zusammen wie siamesische Zwillinge und sie werden ewig leben oder am gleichen Tage sterben.

Wer in der Geschichte Mitteleuropas einigermaßen Bescheid weiß, wird unschwer feststellen, daß es vor dem Jahre 1918 weder eine Tschechoslowakei noch ein Sudetendeutschland gab. Beide Begriffe sind unhistorisch und gerade sechs Jahre alt. Wenn der eine ein Mißgebilde ist, so ist es auch der andere. Denn Altösterreich kannte nur die Länder Böhmen, Mähren und Schlesien und ethnographische (nicht aber politische) Namen unzufriedener Völker, der Deutschen, der Tschechen, der Slowaken usw., die sich innerhalb und außerhalb des Reichsrates prügelten. Das slowakische Sprachgebiet hatte seine Hauptverbreitung in Oberungarn. Die Slowaken Mährens waren dank der tschechischen Schule damals stark vertschecht (daß auch sie heute zu eigenslowakischem Bewußtsein zu erwachen beginnen, ist eine von uns mit Ruhe betrachtete Erscheinung, eine ungewollte Folge dieser unnatürlichen Staatsgründung). Die Tschechisierung der Mährer, welche eine weit ältere Geschichte als die Tschechen haben und die weit verträglicher als die Tschechen sind, war praktisch 1918 noch im alten Österreich vollendet. Die Länder Altösterreichs hatten tatsächlich untereinander wenig Verkehr, viel weniger als ein Außenstehender annehmen würde, und nur einen gemeinsamen Mittelpunkt: Wien. (Denn die dezentralisierende und auf die ethnographische Zusammensetzung der Bevölkerung bedachtnehmende Verfassung, welche der Reichstag von Kremsier 1849 angenommen hatte, ist nie zur Durchführung gelangt.) Gerade die letzten 70 Jahre österreichischer Herrschaft, welche doch wegen des steigenden und umbildenden Einflusses von Verwaltung und Verkehr entscheidend waren, begünstigten ein Zusammenwachsen der Deutschen Böhmens, Mährens und Österreich-Schlesiens nicht. Dazu fehlte der Anlaß und man entwickelte sich vielmehr neben- und auseinander. Das sieht man am deutlichsten im freien Vereinswesen. So gut wie es böhmische, mährische und schlesische Landtage und Verwaltungen gab, so gab es auch getrennte deutsche Parteien und Vereine in allen diesen Ländern.

Die vorwiegend randliche, teils auch inselartige Siedlung der Deutschen in Böhmen und Mähren führte überdies zu weiteren Sonderungen, die man als geopolitisch vorgezeichnet ansehen darf. Nordmährer und Südmährer sind überdies noch als Schlesier und Bajuvaren verschiedenen Stammes. Diese stammliche Sonderung zerteilt auch die Deutschböhmen. Der Böhmerwaldgau, der Egerer, der Karlsbader und der Marienbader Bezirk sind bayrisch; die östlich anschließenden Gaue sind fränkisch-thüringisch. Bei Warnsdorf beginnt mit scharfer Grenze ein dritter lausitzisch-schlesischer Bezirk, der sich über Reichenberg und Braunau längs des Gebirges bis zur nordmährischen Grenze erstreckt. Alle drei deutschböhmischen Stammesbezirke entbehren in sich obendrein noch der geographischen Einheit. Sie zerfallen in kleinere Becken, Täler oder Gebirgsabhänge ohne geographische Mittelpunkte. So wenig ganz Deutschböhmen eine anerkannte Hauptstadt hat, so wenig verfügen sogar die

einzelnen Stammesbezirke über solche vorgezeichneten Sammelpunkte deutschen Lebens. Karlsbad steht neben Eger und Marienbad, Außig neben Teplitz, Trautenau und Gablonz neben Reichenberg, das freilich tatsächlich eine Führungsstellung im lausitzisch-schlesischen Bezirk hat, die ihm aber für ganz Deutschböhmen bestritten wird. Die Sprachinseln aber vermochten den Mangel an einem Mittelpunkt nicht zu ersetzen; teils entbehren sie namhafter Städte, teils bildet das Deutschtum, wie in Prag, tatsächlich nunmehr noch eine kleine Minderheit: daher (und freilich auch aus anderen Gründen) auch die geringe Bedeutung der deutschen Hochschulen Prags und Brünns im völkischen Leben. Im alten Österreich war also kein Anreiz zu einer über die Zusammenarbeit in Wien (Reichsrat, Verbandstage aller Art, Deutscher Schulverein) hinausgehenden engeren Zusammenfassung der Deutschen der drei Kronländer vorhanden, und erst recht nicht zur Schaffung eines die Deutschen dieser Länder und ihres Siedlungsgebietes besonders abgrenzenden eigenen Wortes. Diese Namengebung veranlaßten die . . . T s c h e c h e n! Als sie nämlich ihren Staat durch Abfall von der Doppelmonarchie gründeten und seine Grenzen über ihr völkisches Siedlungsgebiet hinaus erweitern durften. Innerhalb der Grenzen des eben verschiedenen Altösterreichs durften sie ein willkürlich zusammengeschustertes „Böhmisches Staatsrecht“ zur Anwendung bringen, in der vormals ungarischen Reichshälfte, und für Hultschin gestattete man ihnen, unlogischerweise ein ebenso brüchiges ethnographisches Prinzip einseitig zu ihren Gunsten zu verwenden, in Karpatho-Rußland (d. h. dem ugroruthenischen Gebiet) das ganz unsinnige Korridorprinzip. Sie erst schlossen die stammlich geographisch, verwaltungsmäßig und geschichtlich getrennten Deutschen Böhmens, Mährens und Schlesiens zu einer Einheit zusammen: in Leidenseinheit zur Abwehr. Und als Deutschböhmen, Deutschmährer und österreichische Deutschschlesier in der Heimat (und ihre abgewanderten Söhne im Reich und im Alpenstaate Deutschösterreich) zusammenkamen und über gemeinsame Taten und Bindungen berieten, bemerkten sie mit Erstaunen, daß es bisher nicht einmal einen gemeinsamen Namen für sie alle gäbe! Das Bedürfnis der Stunde forderte ihn aber gebieterisch, und so bezeichneten sich Deutschböhmen, -mährer und -schlesier fortab als Sudetendeutsche.[2]) Es scheint fast, als sei diese Bezeichnung für die Deutschen des altösterreichischen Anteils der neugebackenen Tschechei an mehreren Stellen gleichzeitig gefunden und angenommen worden. So schnell hat er sich durchgesetzt. Immerhin ist es von Belang, daß der alle Deutschen jenes Staates zusammenfassende Bund in Wien sich noch „Hilfsverein für Deutschböhmen und Sudetenland“ nannte, während der Schwesterverein in Berlin sich bereits kurzweg „Sudetendeutscher Hilfsverein“ bezeichnet. Daraus ersehen wir auch die Entwicklung. Vom Sudetengebirge leitete die eben entstandene Deutsch-Österreichische Republik im Oktober-November 1918 den Begriff Sudetenland, der etwas kühn Nordmähren und Schlesien zusammenfaßte, ab. Die öffentliche Meinung ging dann noch einen Schritt weiter, als sie als Sudetendeutsche a l l e Deutschen des Reichsteiles der Tschechei bezeichnete, der erstens von Randgebirgen und deren Ausläufern, zweitens aber auch — und das ist wichtiger — vom geschlossenen deutschen Volksboden (Siedlungsgebiet) umgeben ist. Doch dabei blieb die Entwicklung noch nicht stehen. So gut wie man einen gemeinsamen Namen für die tschechengeknechteten Deutschen brauchte, so stellte sich das Bedürfnis nach einem gemeinsamen Namen für die deutschen Gebiete jenes Staates ein, deren gebirgiger Charakter sich ja auch meist scharf von der Ebene der Slawen abhebt. Nun war eines Tages — wiederum ohne Verabredung — der Name da: „Sudetendeutschland“. Er kam weit langsamer in Gebrauch. Heute wird er aber, dank des Widerspruches der Tschechen, volkstümlich. Die Erklärung dafür, warum das kürzere „Sudetenland“ für das ganze Gebiet nicht in Frage kam, ist schon gegeben. Darüber hinaus aber ist zu betonen, daß nicht der Gebirgszug der Sudeten, sondern der s u d e t e n d e u t s c h e B e w o h n e r Sudetendeutsch-Land seinen Namen gab. „Nomen est omen“ denken die Tschechen und sie legen in ihrem schlechten Gewissen den Bindestrich, die Atempause vor „deutsch“; sie machen also aus Sudetendeutsch-Land ein Sudeten-Deutschland. Das ist entwicklungsgeschichtlich, wie wir gesehen haben, falsch. Mancher Deutsche wird freilich versucht sein, zu sagen: „omen accipio“ (ich bin bereit, die mir vom Tschechen dargebotene Deutung, wenn es nun schon so sein soll, anzunehmen). Und in der Tat: Sudeten-

2) Dieser war früher nur für das nördliche an Preußisch-Schlesien grenzende Deutschtum üblich. Manche ziehen heute bereits die Deutschen der Slowakei und Karpatho-Rußlands in den Begriff „Sudetendeutsche“ ein!

deutschland ist ja nicht nur ein Stück des geographischen, siedlungsmäßigen und geschichtlichen Deutschlands, das, wie man den Reichsdeutschen immer wieder vorhalten muß, keineswegs mit dem Deutschen Reiche von Versailles [von 1919 wie von 1871!] gleichgesetzt werden darf. Diese Angleichung ist ein Ziel, ein Glaubensbekenntnis und das einzige sichere Fundament, von dem alle deutsche Politik in allen deutschen Staaten ausgehen soll. Aber noch mehr: Sudetendeutschland ist in vielem ein Abbild im kleinen des größeren Deutschlands, im guten und im schlechten. Es hat deutsche Fülle und Vielfältigkeit, reiches Leben aller Art und viele Gegensätzlichkeiten, die es innerlich zerreißen. Trotz seiner langen Sprachgrenze und der Menge der Sprachinseln und Halbinseln, trotz der Faust der herrschenden Tschechen im Nacken, trotzdem Grenzkampf und Grenzergeist hier zuerst emporloderten und die Technik der gegliederten Grenzabwehr hier (und an der Alpengrenze) ihre ersten Formen fand, die für den reichsdeutschen Osten vorbildlich wurden, macht sich noch viel Binnendeutsches, Materialistisches und Doktrinäres breit. Sieben Parteien hadern miteinander um die Seele des deutschen Volkes. Ihr unbekümmertes Selbstzerfleischen und ihr Krippenkampf weisen Sudetendeutschland als einen echten Teil des kaum je den Blick nach außen wendenden, schutz- und verantwortungslosen, bis in die Tiefen parlamentarisierten Binnendeutschlands aus. Beide haben den gleichen Januskopf: das eine Antlitz trägt die ruhig in die Ferne blickenden Züge des Kämpfers an der Grenze, das andere die verzerrten Mienen des parteipolitischen Preisboxers. Viele der sonstigen Gegensätze sind bereits gestreift. Im folgenden soll nur noch weniges kurz angedeutet werden. Beherrschend ist die weltanschauliche Spaltung. Zwar ist fast das gesamte Volk dem Taufscheine nach katholisch.[3]) Die Geisterscheidung ist nicht konfessionell, sondern vielmehr weltanschaulich-sozial vorgezeichnet. Ein Großteil des Volkes begnügt sich mit dem auch im Reiche so verbreiteten vulgärmarxistischen Religionsersatz. Der andere Großteil ist gleichfalls überwiegend religiös indifferent. Denn Deutschböhmen war von jeher ein Herrschaftsgebiet des „aufgeklärten" Liberalismus, der seit Entbrennen des Sprachen- und Völkerkampfes durch einen bürgerlichen Radikalismus parteipolitisch wohl abgelöst wurde[4]); die Lebensanschauung der einzelnen aber blieb im großen und ganzen die gleiche, trotz der „Los von Rom"-Bewegung. Um diesen Liberalismus geht heute der Kampf zwischen den Alten und den Jungen, die Anderes, weniger Dürres wollen. Es ist ein zähes erbittertes Ringen, das wir auch im Reiche kennen. Es ist fast lautlos und um so erbitterter. Die Alten, welche die Angegriffenen sind, bemerken oft noch wenig davon. Sie klagen: „Die Jugend geht nicht mit uns". Und gerade die Abwendung zeugt für die Unerbittlichkeit der Angreifer. Auch diese Probleme sind (nicht im üblen Sinne) binnendeutsch. Die Tatsache, daß Klassen- und Wirtschaftsparteien (Arbeiter, Angestellte, Landwirte, Gewerbetreibende) neben den weltanschaulichen Parteien Gefolgschaften sammeln, verblaßt dagegen fast.

Noch hat das Sudetendeutschtum die Parteigliederung, die bei allen unterdrückten Völkern zu beobachten und wohl als berechtigt anzuerkennen ist, nicht durchgeführt: hie unversöhnliche Gegner des Staates, die jede Übereinkunft ablehnen (Passivisten), hie kluge und geschmeidige Tagespolitiker, die wohl auch im Endziel vom Zwangsstaat loskommen möchten, aber aus vielleicht ideellen und oft kraß materiellen Gründen, um bessere Lebensbedingungen sich und dem Volke zu erhalten, die vollzogenen Tatsachen, den Staat anerkennen und an seinem Wohl mitarbeiten (Aktivisten). Ansätze zu einer solchen Entwicklung sind wohl vorhanden, aber nicht mehr; und ob es zu einer solchen Entwicklung kommen wird, wird man bezweifeln, wenn man die Zahl der Sudetendeutschen in Rechnung zieht.

Rund gerechnet gibt es wenigstens 3 000 000 Sudetendeutsche[5]) im engsten Sinne, hinter denen noch gegen 750 000 in diesen Landen Geborene, aber Abgewanderte, ferner

3) Die Zahl der Evangelischen aus den Zeiten der Reformation und des Los-von-Rom-Kampfes ist gering; konfessionell wird seit Jahrhunderten nicht mehr gekämpft und reichsdeutsche Kulturkampfgegensätze sind den Sudetendeutschen unbekannt.

4) So hat auch in Deutschböhmen die christlich-soziale Partei erst nach dem Umsturz wesentlich Fuß zu fassen vermocht.

5) Nach der tschechischen Zählung vom 15. Februar 1921! Diese ist vielfach angegriffen worden und auch durch die Wahlergebnisse von 1920 als verschönert ausgewiesen worden. Die Volkszählung am 31. Dezember 1910 ergab für das Gesamtgebiet 3 748 000 Deutsche.

150 000 Deutsche in den ehemals ungarischen Landesteilen stehen. Wenn man berücksichtigt, daß die Heimattreue der Abgewanderten unzweifelhaft und über Parteigegensätze erhaben ist, daß sie zu Opfern bereit sind und die Verbindungen mit der alten Heimat eifrig pflegen, so darf man den Schluß ziehen, daß diese fast 4 Millionen Sudetendeutschen einen durch die Abneigung gegen das 6,7 Millionen zählende Herrenvolk[6]) zusammengeschmiedeten Block von beachtenswerter Stärke bilden. Diese Sudetendeutschen hätten wahrhaft das Recht, ihr Wohngebiet als Sudetendeutschland zu bezeichnen. Gibt es doch mehr Deutsche in der Tschechei als Wallonen in Belgien (2 833 000 im Jahre 1908), als Bolivianer in Bolivia (2 990 000 im Jahre 1915), als Dänen in Dänemark (2 940 000 im Jahre 1910), als Norweger in Norwegen (2 332 000 im Jahre 1910), als Deutschschweizer in der Schweiz (2 600 000 im Jahre 1910). Aber sie tun es nicht im Sinne einer gewöhnlichen Länderbezeichnung, und das ist der Kern des Problems. Sondern der Name Sudetendeutschland sagt nur über die Gemeinschaft mit ganz Deutschland, also über eine geographische und völkerbiologische Tatsache aus. Diese mag wohl den Tschechen nicht angenehm sein, aber sie ist nicht zu leugnen. Ein Landesname nach der Art von Schlesien, Sachsen usw. ist Sudetendeutschland wenigstens bis heute noch nicht geworden.

Wir können mit den Tschechen in diesem Punkte kein Mitleid haben; denn ihre sonstige Propaganda hat doch wirklich so große Erfolge zu verzeichnen gehabt, wie sie die kühnste Phantasie der Besteller kaum zu erhoffen wagte. Bei den mangelhaften geographischen und geschichtlichen Kenntnissen der reichsdeutschen Tschecheireisenden kommt es immer wieder vor, daß sie, wenn sie genügend gefeiert worden sind, dann auch prompt Opfer der ihnen beigebrachten Suggestion werden und zu Hause das schreiben und sagen, was ihren Gastgebern angenehm ist. Sogar ein hervorragender Reichstagsabgeordneter der deutschnationalen Volkspartei soll davon nicht unberührt geblieben sein. Ein Literat, der im Kriege und auch nachher defaitistische Bücher schrieb, der als geschickter Schriftsteller nicht unbekannte Otto Flake, hat kürzlich die tschechoslowakische Republik besucht und ist auf Grund seiner Erfahrungen zu der Überzeugung gelangt, er sei in einem durch und durch demokratischen Lande gewesen. Dies hat er auch ausgesprochen. Man kann dieser Republik nun alles mögliche nachsagen. Man kann sogar vielleicht einiges an ihr rühmen, besonders den hochpatriotischen Sinn der Tschechen und die Geschicklichkeit, mit der sie bisher trotz aller inneren Gegensätze zusammengehalten, den Staat beherrscht und der Weltmeinung blauen Dunst vorgemacht haben. Aber Demokratie ist sicherlich dort nicht zu finden. So erinnert der bauernbündlerische Abgeordnete Josef Mayer aus dem Egerlande Herrn Flake daran, daß gerade in diesen letzten Tagen die Prager Regierung in vielen deutschen Bezirken neue Verwaltungskommissionen einsetzte: diese nicht wählen ließ, auch nicht — wie es in einem demokratischen Lande doch wohl sein müßte — schlüsselmäßig die Mandate den einzelnen Parteien zuteilte, sondern ganz willkürlich verfuhr, so daß natürlich die Tschechen über Gebühr berücksichtigt wurden. Diese Prager Regierung hat sogar den Vorsitzenden und seinen Stellvertreter für diese Kommission ernannt und ihr nicht einmal das Recht gegeben, diese selbst zu bestimmen. Das tschechische Ministerium für Schulwesen und Volkskultur hat jedwede Beteiligung von Schülern an den Vereinen „Wandervogel“ und „Staffelstein“ (Katholische Jugend) oder auch an anderen Vereinen, welche mit diesen in naher Beziehung stehen, bedingungslos verboten. („Wandervogel“ und „Staffelstein“ sind die stärksten Bünde der sudetendeutschen Jugendbewegung.) Es hat neuerdings wieder neben einer Reihe anderer deutscher Schulen auch die deutschen Lehrerbildungsanstalten in Olmütz, Leitmeritz und Prag geschlossen, dafür aber am 1. September d. J. in Saaz, einer rein deutschen Stadt in Nordwestböhmen, eine tschechische Lehrerbildungsanstalt eröffnet. Der neue Prachtbau ist mit einem Geldaufwand von mehr als fünf Millionen tschechischer Kronen, zu denen die deutschen Steuergelder beipflichten müssen, errichtet worden. Die Handelspolitik ist im nationaltschechischen Sinne aufgezogen. Sie nimmt auf die Absatzförderung der deutschen Industrie des Landes keinerlei Rücksicht und läßt französische Luxuswaren einströmen, ohne zu bedenken, daß der ohnehin kleine Inlandsmarkt in erster Linie der schwer kämpfenden heimischen (vorwiegend deutschen) Luxusindustrie zur Verfügung bleiben müßte. Während

Die Abwanderung war nicht bedeutend seit der Gründung des Tschecheistaates. Die Totenverluste im Kriege dagegen viel größer als bei den Tschechen. Immerhin ist die Zahl in Wirklichkeit wohl um 10—15 % größer als die von den Tschechen errechneten 3 Millionen.

6) Dazu 2 Millionen, zum mindesten teilweise unsichere Slowaken.

wirklich demokratische Staaten ihren Außenhandel ohne Ansehung der Nationalitäten durch Handelsverträge fördern, kennt die Prager Regierung nur die Politik tschechischer Industrieförderung, den deutschen Exportunternehmungen sperrt sie die Ausfuhrmöglichkeiten. Die Finanzpolitik kennt in der Auspowerung der kapitalkräftigen deutschen Industrie des Landes keine Grenzen und ließ erst kürzlich einige Milliarden Goldkronen deutschböhmischen Nationaleigentums in dem Rachen der nimmersatten Tschechen verschwinden. Die gleiche Prager Regierung hat nämlich — das wollen wir wiederum Herrn Flake vorhalten — mit Hilfe der tschechischen Mehrheit im Parlament Bestimmungen über die Kriegsanleihe getroffen, welche vorwiegend von Deutschen gezeichnet war, welche derartig sind, daß die Kriegsanleihebesitzer praktisch enteignet werden. Und da wir gerade bei den Enteignungen stehen, so müssen wir Herrn Flake auch mitteilen, daß die sogenannte Bodenreform (sprich Bodenraub!) in den rein deutschen Gebieten den Boden tschechischen Kolonisten zugeführt hat und daß dadurch auch das Bad Marienbad, das bisher dem Stifte in Tepl gehörte, unter den fadenscheinigsten Vorwänden in tschechische Hand gebracht wird. Und zwar mit Hilfe eines Bodenamtes, welches — es lebe die Demokratie! — der parlamentarischen Kontrolle entzogen ist. Auch in den übrigen Weltkurorten Marienbad und Franzensbad erzwang man das Anbringen tschechischer Straßentafeln. Die früher dem Grafen Clam Gallas gehörige Herrschaft Reichenberg ist kürzlich beschlagnahmt worden. Damit ist Grund und Boden in der Ausdehnungslinie der rein deutschen Stadt aus deutscher Hand genommen worden. Das bekannte Jaschkenhaus — ein sportlicher und touristischer Mittelpunkt von Bedeutung — dürfte damit in tschechische Hände gespielt werden. Die Gastwirte in reindeutschen Orten müssen tschechische Firmenschilder anbringen, ja, sie müssen tschechische Speisekarten auflegen, die kein Gast lesen kann. Natürlich nur, um die Welt — wie wir schon anfangs gesagt haben — davon zu überzeugen, diese Gegend sei tschechisch oder wenigstens „gemischt". Diese „Welt" besteht aus Meßreisenden, die oberflächlich sind. Dem Raub ähnlich ist das Vorgehen der Steuerbehörde dieser Musterdemokratie, wenn es sich um die Eintreibung deutscher Steuergelder handelt. Ganz wie es die Steuerpächter der mittelalterlichen Zwingherren taten, wird den industriellen Unternehmungen einfach ein bestimmter Steuersatz vorgeschrieben. Es gibt Fälle, wo Fabriken plötzlich aufgefordert wurden, viele Tausend Goldmark monatlich an Steuern abzuführen, ohne daß man sich an Steuererklärungen gehalten hätte. Sache der Industriellen ist es, im Wege langwieriger Verfahren von dieser „Steuervorschreibung" herunter zu kommen. Bis zum Abschluß des Verfahrens muß aber bezahlt werden. Jeder Nutzen wird einfach weggesteuert, Recht gibt es in diesem von Flake gelobten Staate nicht. Verwendung finden diese Steuereinnahmen natürlich nie im Interesse einer kulturellen Tätigkeit. Sie werden vom Militarismus aufgefressen, verschwinden in den Geheimfonds der Prager Regierung, dienen meistens zur Tschechisierung. Die Korruption auf diesem Gebiete kann die Konkurrenz mit Alt- und Neu-Rußland unbedenklich aufnehmen, eine sehr bekannte Tatsache, die Herrn Flake wohl auch nicht entgangen ist.

Aber die Tschechen haben noch andere Helfer — gleichfalls im Deutschen Reiche. Das Welthaus Ullstein, welches bisher „deutsche" Bücher, Zeitschriften und Zeitungen herausbrachte und ferner die fremdsprachliche Welt im Osten, Südosten und Süden Europas auch mit frankophil gefärbten „deutschen" Drahtnachrichten versieht, ist neuerdings dazu übergegangen, einen Weltatlas erscheinen zu lassen, dem wir Aufmerksamkeit widmen wollen. Die Vorbemerkung, die der Verlag dem Atlas voranschickt, ist von Interesse. Dort heißt es, daß die durch den Weltkrieg neugeschaffenen weltpolitischen und wirtschaftlichen Verhältnisse das Bedürfnis nach einem Atlas geweckt hätten, der alle diese Veränderungen und zugleich die neuesten Forschungsergebnisse berücksichtige. Deswegen sei man von der üblichen Anordnung abgewichen; zur Ergänzung des Kartenbildes seien zahlreiche Daten und geographisch-statistisch-wirtschaftspolitische Angaben eingefügt. (Dagegen ist nichts einzuwenden. Nähere Prüfung muß an anderer Stelle erfolgen.) Diese Vorbemerkung schließt mit den Worten: „Die Namen der Ortschaften, Flüsse, Gebirge usw. wurden nach Möglichkeit in den Sprachen der betreffenden Länder gegeben. Wo bekannte deutsche Namen vorhanden sind, werden diese Namen neben dem O r i g i n a l namen[7]) gebracht. Bei den durch den Weltkrieg veränderten oder neu entstandenen Staaten wurde aus praktischen Gründen in erster Linie die neue amtliche Bezeichnung gewählt; daneben bei wichtigeren Orten auch die alten

7) Origo heißt, wie wir der Firma Ullstein mitteilen wollen, Ursprung!

beibehalten." Über dieses Verfahren herrscht natürlich bei den Tschechen große Freude; ihre Wünsche sind alle anerkannt. Ihre Bezeichnung wird als die originelle bezeichnet. Die Deutschen der Tschechei dagegen äußern ihre Empörung darüber, daß statt Eger Cheb, statt Tetschen Decin, statt Jägerndorf Krnov, statt Gablonz Jablonice, statt Carlsbad Karlovy Vary, statt Marienbad Marianske Lazue eingesetzt ist. Der deutsche Namen folgt dem tschechischen sogenannten „Original"namen in Klammern. Andere wichtige Orte finden wir bloß unter dem Namen Znojmo, Breslav (oder so ähnlich, die Kartographie ist miserabel!), Kromeriz, Kraslice, As usw. Trotz Vergleichung mit anderen Karten bin ich mir wegen der Mangelhaftigkeit der Karten nicht sicher, ob mit diesen Orten wirklich Znaim, Lundenburg, Kremsier, Graslitz und Asch gemeint sind. Das gleiche Verfahren, welches im Vorwort in Aussicht gestellt ist, ist auch auf den Karten von Ungarn zu verzeichnen. Hinter Sopron steht in Klammern Oedenburg, hinter Pecs Fünfkirchen. Die südslawische Karte verzeichnet natürlich Maribor, Novisad und Lubljana und gibt nur in Klammern die deutschen Namen. Posen, Bromberg, Thorn, Kattowitz, Königshütte und Pleß heißen auf der Karte Polens natürlich Poznan, Bydgoszcz, Torun, Katovice, Krolevska huta und Przczyna. Die Karte der Schweiz sagt Neufchatel und nur in Klammern Neuenburg. Immerhin ließe sich dieses Verfahren ertragen, wenn es uns auch würdelos erscheint, die deutschen für uns historischen Namen preiszugeben zugunsten der jeweiligen, vom neuen Staate gegebenen Namen, wenn es nur einigermaßen konsequent durchgeführt wäre. Davon ist aber keine Rede und darin sehen wir den Pferdefuß der ganzen Angelegenheit. Es erschien offenbar selbst den Ullsteinmännern zu sinnlos, die neuen italienischen Namen für Deutschsüdtirol anzuwenden. Man hat sogar die natürlich einzig vernünftige Namensgebungsform in deutschen Atlanten Turin, Mailand, Rom und Neapel (also unlogischerweise) beibehalten und die italienischen Formen in Klammern daruntergesetzt. Auf der Karte von Frankreich hat sich das Haus Ullstein nicht getraut, die französische Form für Straßburg und Mülhausen, für Diedenhofen und Mörchingen einzusetzen.

Wenn überhaupt eine Logik in diesem ganzen Verfahren wäre, so würde es diese sein, daß in der Hauptkarte, die ein Land darstellt, grundsätzlich die Namensgebung des Staatsvolkes verwendet sein würde. Bei den anderen Ländern, die aber in der Umrandung noch zur Darstellung kommen, müßte dann wenigstens der deutsche Name durchweg gebraucht sein. Auch das ist nicht immer der Fall. Wir sehen hier die gleiche Systemlosigkeit. Die Stadt Temeschburg, welche im reichsdeutschen Sprachgebrauch freilich Temesvar heißt, ist auf der Hauptkarte von Ungarn mit ungarischem Akzent als Temesvár bezeichnet, während Großwardein, das gleichfalls heute in Rumänien liegt, nur die deutsche Namensform trägt. Auf der Karte von Südslawien aber ist Temesvar mit dem rumänischen Namen Timisoara bezeichnet. Wir sehen also, daß ein wirkliches System hinter dieser Leistung des Ullsteinverlages nicht steht, sondern daß man für einige Staaten[8]) Konzessionen gemacht hat, für andere bei dem alten bewährten Verfahren geblieben ist.

Unsere Vorwürfe müssen wir gegen das Haus Ullstein richten, da kein Herausgeber bezeichnenderweise genannt ist, es sei denn, daß man sie gegen die Firma Flemming & Wißkott A.-G. in Glogau, welche Kartographie und Druck recht und schlecht besorgt hat, richten wolle. Unseren deutschböhmischen Freunden, die ihr Mißfallen so unzweideutig in der Presse über diesen „deutschen" Atlas geäußert haben, wollen wir es aber sagen, sie dürften die Leistungen des Hauses Ullstein dem Reichsdeutschtum — soviel Fehler dieses auch sonst mache — nicht ankreiden. Denn es nimmt in der Tat eine Ausnahmestellung ein, aus Gründen, die auseinanderzusetzen wir uns wohl sparen können.

Allen Kartographen aber, die sich damit abmühen, die Frage zu lösen, wie man für gewisse praktische Zwecke dem Leser auch die Namen, die heute im Postgebrauch sind, bekanntgeben soll, empfehlen wir, sie möchten unter allen Umständen den deutschen Namen voransetzen und den fremden in Klammern folgen lassen, dann aber im Titel bemerken, daß es sich um eine postalischen oder ähnlichen Zwecken dienende Karte handle. Das eingeschlagene Verfahren Ullsteins aber ist nicht nur würdelos, sondern auch noch unpraktisch, weil sich kein Mensch zurechtfindet, wenn die Doppelbenennung nicht streng durchgeführt ist. Sie ist eine Forderung des praktischen Lebens. Daß man den deutschen Namen voranstellt, ist für Deutsche selbstverständlich. Mit diesen Ausführungen sind wir zum Ausgangspunkt unserer

8) Es sind gerade die Staaten mit besonders reizbarem Staatsgefühl.

Betrachtungen zurückgekehrt und schließen sie, indem wir unsere Kartographen daran erinnern, falls sie es vergessen haben sollten: daß das politische Kartenbild sich in wenigen Jahren ändern kann. Wir raten ihnen also, der Weisheit des Vatikans zu folgen, welche die kirchliche Sprengeleinteilung nicht jeder neuen politischen Grenzziehung sofort anpaßt, sondern ruhig abwarten kann. Sylvanus.

Die französische Literatur der Gegenwart

Der Roman

In meinem vorigen Artikel habe ich dargelegt, wie sich der Geist der französischen Literatur um das Jahr 1886 herum unter dem Einfluß der symbolistischen Schule völlig erneut hatte, und bemerkt, daß sich diese Erneuerung hauptsächlich in der Dichtkunst gezeigt habe. Tatsächlich vollzog sie sich im Schoße der Dichtkunst und griff von ihr aus auf alle Zweige des literarischen und künstlerischen Schaffens über. Die charakteristische Rückkehr zum Innenleben, das charakteristische Eindringen bis in die letzten Tiefen des Unbewußten und das charakteristische Bestreben, dem Denken einen musikalischen, d. h. einen mehr aus dem Gefühl als aus logischer Erwägung geborenen Ausdruck zu verleihen, zeigen sich nicht nur in den poetischen Werken Stephane Mallarmés und seiner Schüler, sondern auch in ihren Prosaschriften. Man lese z. B. Mallarmés wundersame Studiensammlung „Divagations". Ihre Lektüre ist ziemlich schwer; wer sich aber durch die ersten Schwierigkeiten nicht abschrecken läßt, dem erschließt sie unvergeßliche geistige Welten.

Dem symbolistischen Roman erstand jedoch während der letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in dem naturalistischen Roman, der damals der Stunde gebot, ein furchtbarer Feind. Zola und sein Kreis entlehnten Meistern wie Balzac und Flaubert das entschieden am wenigsten Interessante, was sie hatten, nämlich die angeblich objektiven Beschreibungen, und schufen daraus einen Roman, der gleichsam ein Lichtbild der Wirklichkeit sein wollte. Ich erinnere mich noch deutlich des Widerwillens, den dies Programm bei Mallarmé erweckte. Was braucht man, fragte er, das schon Existierende erst noch wiederzugeben?

Noch heute, ein halbes Jahrhundert nach dem Erscheinen des „Assommoir", ist der naturalistische Roman in Frankreich lebendig. Aber er führt dort — dies sei dem deutschen literarischen Publikum gesagt — kein ehrenvolles Dasein. Zola selbst gilt freilich immer noch als ein hochbegabter, durch und durch ehrlicher Schriftsteller, aber die von ihm geschaffene literarische Formel ist zurzeit das allerverschrieenste Ding der Welt, und unter seinen jetzigen Jüngern sehe ich keinen, der irgendwelches Ansehen genösse. Da ich in den vorliegenden Berichten nur von solchen Werken zu sprechen beabsichtige, die meiner Ansicht nach des Interesses des gebildeten Publikums, an das ich mich wende, würdig sind, würde ich überhaupt keinen der Romanschriftsteller nennen, die zum Naturalismus in näherer oder entfernterer Beziehung stehen, wenn nicht einer von ihnen einen Skandalerfolg erzielt hätte, von dem ich als Franzose glaube, daß er dem guten Ruf der Literatur meines Landes unabsehbaren Abbruch tut. Ich meine Victor Margueritte und seine allzu berühmte „Garçonne" .... Die Titel der Werke, die Margueritte im Anschluß an das Buch veröffentlicht hat, kenne ich nicht .... Man lasse sich durch die pseudosozialen Erörterungen, die der Verfasser zwischen seine erotischen Darbietungen eingeschoben hat, nicht irreführen. Der „Garçonne" und ihren Surrogaten gebührt in der französischen Literaturbewegung kein Platz.

Aber wenn auch der naturalistische Roman heute in Frankreich mit dem Tode ringt, so hat er doch eine erhebliche Rolle gespielt, freilich nicht sowohl seiner eigenen Bedeutung wegen, als wegen des Talents seines Schöpfers. Daß das persönliche schriftstellerische Talent — wenigstens zeitweilig — einer schlechten Sache zum Erfolge verhilft, kommt ja leider häufig vor, und es war auch in den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts zu beobachten. Kein französischer Dichter hatte nach Victor Hugos Tode die Fähigkeit besessen, die

Jugend auch nur einen Augenblick von dem Wege abzubringen, der ihr von Baudelaire, Verlaine und Mallarmé gewiesen wurde. Aber Emile Zolas Autorität bildete, so mißlich es auch um sie bestellt sein mochte, ganz im Gegenteil ein Hemmnis für die Entwicklung des symbolischen Romans, von dem die jungen Leute des Jahres 1886 geträumt hatten. Jules Laforgue war gestorben, ohne daß er sich am symbolischen Roman versucht hätte; Francis Poictevin blieb wenig bekannt; Henri de Régnier war zwar ein großer symbolistischer Dichter, aber in der Prosa kehrte er eher zu den Überlieferungen des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Über einen Versuch, der damals unbemerkt blieb und erst ganz neuerdings einige Beachtung gefunden hat, werde ich mich noch kurz weiter unten äußern.

Paul Adam war vielleicht der einzige, der dem Pfad, den er sich vorgezeichnet hatte, treu blieb, wie aus dem bisher unveröffentlichten esoterischen Roman „Dieu“ der soeben in „La Phalange“ erschienen ist, ersichtlich werden wird. Aber wenn auch der Versuch, in dem Roman wieder das Innenleben zu behandeln, keine sofortige Gefolgschaft erhielt, so sollte er doch früher oder später zum Durchbruch kommen, und er tat es glanzvoll und mit großem Erfolg in den Schriften von Marcel Proust.

Bekanntlich ist Marcel Proust kürzlich unter Hinterlassung von Werken verstorben, die in ihrer Gesamtheit so bedeutsam sind, daß sie als eine nahezu vollkommene Verwirklichung seines Denkens gelten dürfen. Soeben ist eine Neuausgabe seines Jugendromans „Les Plaisiers et les jours“ erschienen, den seine Bewundererer sicherlich mit lebhaftem Interesse lesen werden. Wer aber sein wirkliches Denken kennen lernen will, muß es in der Romanfolge „A la recherche du temps perdu“ suchen.

Marcel Prousts Werke sollen, wenn ich recht berichtet bin, demnächst auch auf Deutsch erscheinen, und ich bin einigermaßen gespannt, wie sich das deutsche Publikum zu ihnen stellen wird. In Frankreich betrachten wir nämlich Marcel Proust als einen unserer hervorragendsten Schriftsteller. Ich habe mehrfach die Ansicht vertreten hören, seine Romane seien weiter nichts als wüstes Dienstbotengeschwätz; sie stellen jedoch ganz im Gegenteil einen meisterhaft gelungenen Versuch dar, in das Spiel der Gefühle einzudringen, das in den verborgenen Tiefen unseres Typs geistert und das wir nie verlautbaren lassen. Ihr Verfasser senkt das Lot in die unerforschten Gegenden des Unbewußten. Vergeblich wird man in Prousts Schriften auktionatorhafte Beschreibungen suchen, wie sie in Zolas Romanen wimmeln, oder so maßlos ausgedehnte für mein Gefühl im Grunde recht langweilige Schilderungen, wie sie Tolstoi, der Meister, so gerne durchführte.

In „Patrice ou l'Indifferent“ nimmt Martin Chauffier die Überlieferung Marcel Prousts auf und entwickelt sie weiter. Martin Chauffier gehört nach René Jouglets Ausdruck zu der jungen Familie der Beobachter und Erforscher des inneren Geschehens, der Chirurgen des Verstehens und des Herzens. Martin Chauffiers persönliche Note und seine vielleicht nächste Verwandtschaft mit dem Verfolger der „Verlorenen Zeit“ besteht darin, daß er von dem Dämon des reinen, unersättlichen, in alle Verästelungen dringenden und wieder zurückprallenden Hineinschauens besessen ist. Nicht den Roman des Patrice gibt er uns, sondern er schildert uns, wie verschieden sich dies gleichgültige, hohle, unbeständige Wesen einigen Frauen gegenüber oder genauer seinem eigenen beschränkten Ich gegenüber gebärdet.

Neben Marcel Proust und völlig unabhängig von ihm ist dem Roman des Innenlebens von einem großen englischen Schriftsteller, der zurzeit in Paris viel gelesen wird, nämlich von James Joyce, eine andere Bahn erschlossen worden. Wenn ich auch hier nicht über englische Literatur zu sprechen habe, muß ich doch unbedingt auf den mit jedem Tag wachsenden Einfluß von James Joyce hinweisen, obwohl bisher nur sein „Bild eines Künstlers“ ins Französische übersetzt worden ist und von seinem „Ulysses“ nur eine Ausgabe von Bruchstücken in französischer Sprache angezeigt wird. James Joyce hat eine Romanform zu Ehren gebracht, die als „innerer Monolog“ bezeichnet worden ist. So schildert der „Ulysses“, der sich trotz seines Riesenumfangs von 800 Seiten in vierundzwanzig Stunden abspielt, alle in der Seele seines Helden sich nacheinander ablösenden Eindrücke und Empfindungen. Diese Form, die sich gegenwärtig in der englischen Literatur großer Beliebtheit erfreut und mit dem deutschen Expressionismus irgendwie im Zusammenhang stehen soll, besitzt in Frankreich ihren bedeutendsten Vertreter in Valéry Larbaud, der sie in seinem letzten Buch „Amants, heureux amants“ äußerst erfolgreich verwandt hat.

Der innere Monolog ist seinem Wesen nach keineswegs eine erneute Form des psychologischen Romans; er versucht vielmehr, den Gedanken bei seiner Geburt vor seiner logischen und vernunftgemäßen Durchbildung gerade im Augenblick seines manchmal unbewußten Hervorsprühens auszudrücken. Er stammt also ganz offensichtlich von der großen symbolistischen Bewegung des Jahres 1886 her. Die Frage nach seinem Erfinder wird in Paris ziemlich häufig erörtert, und ich muß hier meine Leser um die Erlaubnis bitten, ihnen ganz kurz eine mich persönlich berührende Tatsache vortragen zu dürfen, obwohl es mir naturgemäß außerordentlich widerstrebt, in einem rein kritischen Artikel von mir selbst zu sprechen.

Im Verlaufe des letzten Jahres hatten sich einmal ein paar junge Pariser Schriftsteller bei einem intimen Frühstück um den berühmten James Joyce zusammengefunden, der übrigens gegenwärtig in Paris wohnt. Als alle nun um die Wette ihrer Bewunderung für sein herrliches Künstlertum Ausdruck verliehen, meinte er: „Ich bin sehr erstaunt, zu hören, daß französische Schriftsteller mir die Erfindung des inneren Monologs zuschreiben; der Erfinder ist ja ein französischer Schriftsteller." „Wer sollte denn das sein", fragten ihn die andern? — Edouard Dujardin in „les lauriers sont coupés", die im Jahre 1887 erschienen sind.

So verdanke ich James Joyce und Valéry Larbaud, der redlich und rückhaltlos sofort die Neuigkeit in den Literatenkreisen verbreitete, die Ausgrabung des kleinen phantastischen Romans, den ich tatsächlich im Jahre 1887 inmitten der allgemeinen Gleichgültigkeit veröffentlicht hatte und der seitdem fast völlig in Vergessenheit geraten war. Auf Grund der ihnen so wiederbescherten Aktualität soll eine neue Ausgabe von „les lauriers sont coupés" erscheinen.

Ein kleiner phantastischer Roman, sagte ich .... Denn die Leser dürfen sich nicht auf ein bedeutendes, tiefschürfendes Werk gefaßt machen. Nur 126 Seiten; die Aufeinanderfolge der Empfindungen und Eindrücke eines verliebten, naiven und etwas lächerlichen jungen Mannes. Das Ganze spielt sich während kurzer, geschlagener 5 Stunden ab.

Tatsächlich, meint Valéry Larbaut in einem trefflichen Überblick über die Geschichte des inneren Monologs, stellte die Entdeckung und Ausbildung dieser neuen Form nur eine Entwicklungsstufe einer literarischen Überlieferung dar, die sich bis auf Montaigne zurückführen läßt. Die von Montaigne angenommene Form, die er sich für immer zu eigen machte, ist die des Essays. Diese Form ist gleichsam ein Transponieren des „geschwatzten Monologs", wie man es nennen könnte, oder ein Transponieren von „zusammenhanglosem Gerede" und streift bisweilen ziemlich nahe die Form der „Lauriers sont coupés". Sie deckt sich aber nie mit ihr, weil das natürliche Element, auf dem Montaigne fußt, immer das Wort, die laute Stimme, aber nicht der kreißende innere Gedanke ist.

Allem Anschein nach hat die sogenannte Hauslyrik diese Überlieferung fortgesponnen. Wenn man der Geschichte des dramatischen Monologs nachgeht, kommt man auf die „Betrachtungen" der romantischen Dichter und wird alsdann gewahr, wie sich die „familiäre" Lyrik allmählich dem dramatischen Monolog annähert, bis schließlich Robert Browning in seinen rein dramatischen Monologen beide Formen miteinander verschmilzt. Diese rein dramatischen Monologe haben fast die Form des inneren Monologs; sie sind ihm fast zum Täuschen ähnlich, und doch bildet das laute oder leise Träumen, also wiederum das Wort, ersichtlich ihre formelle Grundlage.

Bei den Prosaschriftstellern ist der Fortschritt bemerkbarer. Zusehends nehmen die Beichte, die Betrachtung und der Herzenserguß einen immer bedeutenderen Raum in den Werken ihrer Phantasie ein und überwuchern die eigentliche Erzählung immer mehr und mehr. Ja, die Form der „Erzählung" wird durch die Form des „Briefromans" und später durch die „Tagebuchform" abgelöst, die ganz nahe an die in den „Lauriers sont coupés" angewandte Form herankommt, wie dies z. B. der Fall in verschiedenen Werken Dostojewskis ist. Es bedurfte nur noch eines Schrittes über die Tagebuchform hinaus, und der innere Monolog war geboren.

* * *

Die Phantasie wird im französischen Roman von mehreren Schriftstellern aufs trefflichste vertreten. Von diesen ist an erster Stelle Jean Giraudoux zu nennen, der soeben „Juliette au pays des hommes" veröffentlicht hat. Auch die Phantasie ist ein von der großen sym-

bolistischen Bewegung eingebrachtes Gut. Jules Laforgue, der unter den Jungen des Jahres 1886 der Ganzgroße war, ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Phantasiemaler gewesen. Unter Phantasie verstehen wir nämlich ein Sichfreimachen von den Gesetzen der vernünftigen Logik, das dem Geist Fenster erschließt, bis zu denen das gewöhnliche Begriffsvermögen nicht zu gelangen vermag. Wenn wir in der erneuten Dichtkunst einen musikalischen Ausdruck eines Gedankens erkennen, so entspricht die Phantasie der leichten, geistvollen Musik eines Mozart neben Baudelaires und Mallarmés ernsten Beethovenschen Symphonien, und wer die „Moralités légendaires“ liest, mit deren Veröffentlichung Laforgue schon im Jahre 1886 begann und die seitdem öfters neu aufgelegt worden sind, wird ersehen, bis zu welchen Tiefen er unter dem Schein des Scherzens und geistreichen Witzelns vorgedrungen ist.

Ohne in die Tiefen zu dringen, ist Jean Giraudoux der Geist, der die allerfeinsten noch von keinem andern wahrgenommenen Zusammenhänge der Dinge erfaßt. Sein Reich ist die Metapher, und er findet deren wahrhaft verblüffende. Jeder seiner Sätze ist eine ebenso köstliche wie unerwartete Zusammenstellung von Ideen. Diese Zusammenstellungen leiden jedoch an einem Fehler: ihrer ununterbrochenen Aufeinanderfolge. Wenn Giraudoux die Feder in der Hand hält, gemahnt er an jene Männer, die in einem Salon den Mund nicht auftun können, ohne etwas geistvolles zu sagen, was zwar recht hübsch ist, aber auf die Dauer doch etwas ermüdend wirkt.

In „Siegfried et le Limousin“ hatte uns Giraudoux die Geschichte eines Kriegsgefangenen erzählt, der infolge einer Verwundung seine Vergangenheit vollständig vergessen hatte und der wieder allmählich hatte erzogen werden müssen, und die boshaften und köstlichen Einzelheiten drängten sich nur so bei Siegfrieds „Entdeckung“! „Juliette au pays des hommes“ ist die Geschichte einer jungen Frau, die bei ihrer Verheiratung gern die Männer wiedersehen möchte, an denen sie früher Interesse gefunden hatte und die sie vielleicht hätte lieben können. Vor ihren Augen erstehen nun nacheinander sechs große überaus merkwürdige Männerbildnisse: ein Mann, der seltsame Tiere züchtet, ein verschrobener Botaniker, ein Archäologe, der mehr an die Archäologie als an die Liebe denkt, ein Literat, bei dem Juliette feststellt, das er sich ausschließlich mit der Frage des inneren Monologs beschäftigt, der Verfasser selbst; schließlich ein verrückter Russe, worauf sie zu ihrem guten braven Bräutigam zurückkehrt.

Als Beispiel von Giraudoux köstlichem Stil möchte ich nachstehend seine Beschreibung eines russischen Restaurants in Paris anführen: „Juliette aimait ce restaurant. Cétait le seul enclos en ce monde où les devoirs pratiques de la vie étaient ennoblis par le personnel humain et où la vie s'écoulât telle qu'elle est présentée aux enfants en bas âge pour les y attirer; la soupe était trempée par des princesses, les verres lavés par des pages, les beefsteacks servis par des maréchaux. Parmi toutes les promesses faites par les grand'-mères aux enfants rêveurs ou malades, une du moins, la seule, était réalisée, du fait de Lénine et Trotsky. Le pain était servi par les petits neveux de Pouchkine, le sel était offert par les petites-filles d'Ivan le Terrible. Juliette était touchée de recevoir sa nourriture terrestre de beaux garçons et de belles filles descendus pour cet office de la poésie et même du pouvoir. Tous les soirs, modeste, en robe noire, elle montait jouir de sa royauté.“

* * *

Ich maße mir nicht an, auf vier Seiten ein auch nur knappes Bild des zeitgenössischen Romans geben zu wollen. Ich beschränke mich auf die hauptsächlichsten der neuerdings veröffentlichten Werke und, ehe ich von einzelnen bekannten Romanschriftstellern spreche, werde ich daher abwarten, bis sie ein neues Buch veröffentlichen. Heute möchte ich nur zum Schluß auf den Erfolg hinweisen, den zurzeit einige Romane aus dem Sportleben genießen und so dem jungen strahlenden Ruhme Henrys de Montherlant die ihm gebührende Huldigung darbringen.

Alle guten Feen der Literatur haben an der Wiege Henrys de Montherlant gestanden; in edlem Wetteifer haben sie ihn mit ihren Gaben überschüttet, verwöhnt und auch verdorben. Die seltensten Gaben besitzt er, ihm eignet Erleuchtung und Empfindung; das richtige Wort und das machtvolle Wort stehen ihm zu Gebote. Man kann sich nichts schöner

Gelungenes denken als einige Seiten seines Romans „Le Songe“. Aber gerade der Überfluß an diesen Gaben wird ihnen zur Gefahr. Ich habe nicht die Ehre, Henry de Montherlant persönlich zu kennen, aber ich kann das Gefühl nicht unterdrücken, daß es einem so reich begabten Schriftsteller äußerst schwer fallen muß, die notwendige Herrschaft über sich selbst zu bewahren. Ich sprach vorhin von dem Eifer, mit dem ihm alle guten Feen dienen . . . „Alle“ ist wohl übertrieben, und ich fürchte sehr, daß die Fee der Selbstkritik beim Aufruf nicht zugegen war. Bekanntlich hat sich Henry de Montherlant nach dem „Songe“ der Verteidigung des Sportlebens gewidmet; zu Ehren der im letzten Sommer zu Paris veranstalteten Olympischen Spiele hat er seinen letzten Band „les Onze devant la Porte doreé“ veröffentlicht. Weniger glänzend, aber tiefer ist J e a n B e r n i e r, der wie Henry de Montherlant mit einem Kriegsroman „la Percée“ begonnen hatte und nun gleichfalls auf dem Plan mit einem Sportroman erschienen ist, den er mit einem dem Fußballspiel entlehnten Ausdrucke „Tête de Mêlée“ betitelt hat. Die von stolzer europäischer Gesinnung getragene „Percée“ war eine ziemlich grelle, nicht besonders angenehm wirkende Mischung äußerst modern und lebendig empfundener Ausführungen nach dem Muster des alten realistischen Romans „Tête de Mêlée“, erscheint dagegen in vollkommen einheitlicher Vision und Empfindung und wirkt daher außerordentlich eindrucksvoll. Es ist die Geschichte eines jungen Menschen, dessen sämtliche Bestrebungen im Widerstreit mit seiner verwandtschaftlichen Umwelt stehen und der sich durch Ausübung der verschiedensten Sports befreit. Sehr rein, sehr schön und sehr wirkungsvoll. . . .

Der „5000“ von D o m i n i q u e B r a g a nähert sich wenigstens äußerlich dem inneren Monolog. Er besteht ganz aus der Schilderung der Seelenzustände eines Läufers während der fünfzehn Minuten eines Fünftausendmeterrennens. „5 0 0 0“ schildert nämlich nicht die Einzelheiten des Rennens, sondern die persönlichen Empfindungen des Läufers. Dominique Braga ist ein junger Schriftsteller, der sein Können bisher noch nicht gezeigt hatte. Seine Originalität beruht darin, daß er inmitten der vielen Sportromane, die in den Buchhändlerauslagen aufgestapelt liegen, ein psycho-physiologisches Werk zu schaffen versucht hat.

E d o u a r d D u j a r d i n.

Wirtschaftliche Rundschau

Im Mittelpunkt des Interesses für den Wirtschaftspolitiker, der gleichzeitig über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus d e u t s c h e Wirtschaftspolitik wie deutsche Politik überhaupt betrieben zu sehen wünscht, stehen diesmal zweifellos die Handelsvertragsverhandlungen mit Frankreich.

Man vergegenwärtige sich folgende Lage: Frankreich führte im Jahre 1913 über 870 Millionen Franken Ware aus Deutschland ein und exportierte dafür Waren im Werte von 700 Millionen Franken nach Deutschland. Die Handelsbilanz Frankreichs war also damals gegenüber Deutschland mit 170 Millionen passiv. Heute hat sich diese Passivität mehr als ausgeglichen, und nach den bisher vorliegenden Aus- und Einfuhrziffern kann für das laufende Jahr mit einer Ausfuhr französischer Waren nach Deutschland in Höhe von rund 1000 Millionen Goldfranken gerechnet werden, während die Einfuhr aus Deutschland außerordentlich zurückgegangen ist und von Kennern nur auf die Hälfte des Vorkriegsstandes geschätzt wird. Frankreich hat also, mit anderen Worten, das allergrößte Interesse daran, sich das deutsche Absatzgebiet zu erhalten. Wir wissen, daß auch schon bei Aufnahme der wirtschafts- und handelspolitischen Bestimmungen in das Versailler Diktat Frankreich dieses sein Interesse sehr wohl erkannte, als es Deutschland bis zum 10. 1. 1925 zur Gewährung einseitiger Meistbegünstigung verpflichtete. Heute ist das Interesse Frankreichs nicht minder groß. Der Weg des Wirtschaftsdiktats hat sich als ungangbar erwiesen. Dies allein dürfte bei allen schönen Worten des Herrn Herriot über Weltgerechtigkeit die rein ausschlaggebende Triebfeder für die neue französische Politik schon in London gewesen sein. Frankreich wird seine Interessen beim deutschen Kunden deshalb nur sicherstellen können,

wenn es sich zu einem beiderseits genehmen Handelsvertrag bereitfindet. Ein Scheitern der Handelsvertragsverhandlungen würde für Frankreich ganz entschieden größere Nachteile haben als für Deutschland. Deshalb sind wir hier offensichtlich in der besseren Position, und wenn Frankreich mit der zweifellos gegen den Sinn des Dawes-Berichtes und des Londoner Paktes verstoßenden und deshalb auch von den Reparationsagenten beanstandeten Einführung der 26 prozentigen Einfuhrabgabe auf deutsche Waren nach dem Muster des englischen Recovery-Actes versucht hat, seine taktische Lage zu verbessern, so wird für unsere Unterhändler die Schwäche in der Position Frankreichs damit an sich noch mehr offengelegt.

Es kommt für Frankreich ein Weiteres hinzu. Elsaß-Lothringen war offenbar politisch leichter zurückzugewinnen als wirtschaftlich zu befriedigen. Abgesehen von der elsässischen Kali-Industrie hat die alteingesessene französische Industrie, vor allem Schwereisen-Industrie und Textil-Industrie, durch den elsaß-lothringischen Zuwachs eine erhebliche Konkurrenz im eigenen Absatzgebiet erfahren. Man erzählt sich, daß die Franzosenfreundlichkeit des lothringischen Großindustriellen de Wendel durch das Verhalten seiner schwerindustriellen Kollegen in Alt-Frankreich eine erhebliche Ernüchterung erfahren hat. Wenn es Frankreich nicht gelingt, für die elsaß-lothringische Industrie die im Versailler Diktat ihr vorbehalten gewesene Zollvergünstigung für ihren Warenabsatz nach Deutschland aufrecht zu erhalten, dürfte mit zunehmender Verstimmung der elsaß-lothringischen Industriellen gegen ihre neue Heimat gerechnet werden. Die französische Regierung ist dann in einer eigenartigen Zwickmühle, da sie der Schwerindustrie Alt-Frankreichs durch eine Begünstigung Elsaß-Lothringer Konkurrenten kaum einen allzu großen Gefallen tun wird, während sie auf der anderen Seite auf die Mentalität des „befreiten Gebiets" Elsaß-Lothringen Rücksicht nehmen muß. Welche taktischen Vorteile sich aus diesem Zwiespalt für unsere eigenen Unterhändler ergeben, muß der Geschicklichkeit und dem weiteren Verlauf der Dinge vorbehalten werden.

Deutlich zeichnet sich auf diesem Grund ein bedeutungsvolles Bild ab. Die Wirtschaft Elsaß-Lothringens und des deutschen Westens hängen zusammen. Lothringische Minette und westfälische Kohle streben mit elementarer Gewalt zueinander und suchen sich zu verbinden. Eherne Gesetze urdeutscher Wirtschaftszusammengehörigkeit greifen von diesseits und jenseits über die alte politische Rheingrenze der französischen Träume. Aus dem Saargebiet und aus Luxemburg kommen Nachrichten über eine nicht günstige Wirtschaftslage. Das Saargebiet im besonderen ist für seine Schwer- wie für seine verarbeitende Industrie sowie mit seiner Kohle auf Deutschland als sein natürliches Hinterland und Absatzgebiet angewiesen. Der französische Schwerindustrielle Nordfrankreichs dürfte kaum ein ausgesprochenes Interesse haben, eine Wirtschaftspolitik im Saargebiet betrieben zu sehen, die sich den Schutz und die Förderung der Saar-Industrie zum Ziel gesetzt hat. Was hier allein äußerlich und mit Worten zum Nutzen der Saarwirtschaft gemacht wird, hat mehr oder weniger nichts anderes im Hintergrund als französische Stimmungsmache für die Zeit des Volksentscheids im Saargebiet. Lothringen und Saar- und Ruhrgebiet vollständig abschließen, heißt der dortigen Industrie scharfe Wunden schlagen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß neben oder vielleicht trotz den in Paris geführten Verhandlungen um einen deutsch-französischen Handelsvertrag die Fäden zwischen Lothringen und Ruhr, Saar und Ruhr durch private Verhandlungen der in ihrer Existenz am meisten getroffenen und deshalb aufeinander angewiesenen Betriebe rechts und links des Rheins gesponnen werden. Man wird vom Standpunkt des deutschen Politikers diesen Tatsachen zunächst nicht mißtrauisch gegenüber zu stehen brauchen, ja sie vom Standpunkt einer ordentlichen Wirtschaftspolitik vielleicht sogar als natürlich empfinden. Nationalismus und nationale Wirtschaftspolitik sind nicht miteinander identisch. Man kann nationale deutsche Wirtschaftspolitik auch über die Grenzen des Reiches hinaus in ganz Europa treiben, und für diese Wirtschaftspolitik kann der Rhein niemals eine politische Grenze sein. Dies scheinen sich auch die französischen Nationalisten unter dem Einfluß ihrer Wirtschaftspolitik gesagt zu haben, als das Drängen über den Rhein einsetzte und schließlich zum Einbruch in das Ruhrgebiet führte. Man hat deutschen Wirtschaftsführern den Vorwurf gemacht, sie hätten diesen Einbruch gewollt, weil sie ihn von vornherein als unvermeidlich, als unaufhaltsame Folge der Wirtschaftsknechtung von Versailles bezeichneten. Diese Männer hatten die Verbindung zwischen Minette und Kohle ja in dem Aufbau ihrer eigenen stolzen Betriebe fast zwei Menschenalter lang deutlich erkannt und seinerzeit durch die Hoffnung der Eingliederung des Beckens von Longwy-Briey auf noch stolzere Erfüllung ihrer kühnen deutschen Wirtschaftspläne gehofft. Eins aber muß zum

nachdenken zwingen. Wenn heute versucht wird, die Fäden zwischen der Ruhr und Westfalen auf der einen Seite, und Lothringen, Saargebiet und Longwy-Briey auf der anderen Seite wirtschaftlich so eng zu knüpfen, wie dies in einem durch Naturgewalt geologisch zusammenhängenden und aufeinander angewiesenen großen Rheinbeckengebiet unvermeidlich ist, so darf dieses Streben nicht mit separatistischen Gedankengängen verbunden sein, wie wir sie während des Ruhrkampfes ja leider auch bei zahlreichen deutschen Volksgenossen beobachten konnten. Der politische Separatismus im deutschen Westen bekommt seinen Charakter durch die deutsche Schwäche und das brutale Machtgewicht Frankreichs. Deshalb ließe sich ein wirtschaftlicher Separatismus im Westen gar nicht ohne Eingreifen eines rein politischen und deshalb von vornherein den Franzosen verfallenen Separatismus durchführen. Auf der anderen Seite kann die wirtschaftliche Zusammenführung dieser Gebiete sehr wohl den Ausgangspunkt für politischen Separatismus abgeben nach der grundsatzlosen Politik des ubi bene ibi patria. Im Zusammenhang mit den deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen und den Bestrebungen nach wirtschaftlicher Interessengemeinschaft zwischen Minette und Kohle, nach engster Verbindung der Saar und der Ruhr ist deshalb folgendes zu sagen: Auf allen deutschen Vertretern und Wirtschaftsführern, in denen diese Gedanken lebendig sind, die für sie arbeiten, lastet eine außerordentlich hohe deutsche Verantwortung. Gewiß hat die Wirtschaft ihre eigenen Gesetze, sie hat sie in sich selbst, aber auch dem Staat gegenüber. **Der deutsche Staat und das deutsche Volk stehen über der deutschen Wirtschaft.** Gelingt es aber, Lothringen und Saar fester als je in der Vergangenheit auch durch die Wirtschaftskräfte mit dem deutschen Volke zu verbinden, so wäre dies eine Tat für die Reichseinheit, für das deutsche Volk, die dem Werke Bismarcks würdig wäre. Kämen hier die Interessen der deutschen Nation gegenüber den Entwicklungszielen eines unpolitischen Wirtschafts-Reihen der Angestellten und Beamten, der sogenannten kleinen Leute, an der Börse zu suchen gebietes im Westen heute zu kurz, so hieße dies, für uns Deutsche und nicht zuletzt für unsere deutsche Wirtschaft, Paris zur Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Europa machen!

Neben der überragenden Bedeutung dieser Wirtschaftsfragen beanspruchen auf dem Gebiet der Handels- und Zollpolitik zurzeit der deutsch-spanische Handelsvertrag und das Handelsabkommen mit Österreich Interesse. Die Verhandlungen um den deutsch-spanischen Handelsvertrag haben einen alten Schmerz der deutschen Handelspolitik, die Möglichkeit schwerer Gegensätze zwischen Industrie und Landwirtschaft, wieder in greifbare Nähe gerückt. Der Handelspolitiker der Vorkriegszeit weiß, was dies bedeutet, wenn er an die Verhandlungen Mitte der 90er Jahre, an die Handelsvertragsverhandlungen nach der Gründung des Bundes der Landwirte und an den Zollkrieg mit Rußland denkt. Bei den Handelsvertragsverhandlungen zu Anfang dieses Jahrhunderts zogen die Gegensätze zwischen Industrie und Landwirtschaft und zwischen Schwerindustrie und Verarbeitungsindustrie über die kleine und große Steuerreform der Jahre 1907 und 1911 bis in die Kriegszeit hinein ihre Kreise. Nichts ist natürlicher, als daß eine in eigenen Gegensätzen gespaltene deutsche Industrie der geschlossenen Landwirtschaft gegenüber in der Handels- und Zollpolitik zu kurz kommen müßte. Heute haben wir die einheitliche Industrieorganisation. Nur Einheitlichkeit und gleichmäßige Kräfteverteilung kann der deutschen Regierung und den deutschen Unterhändlern in den Verhandlungen mit dem Ausland die Möglichkeit eines gerecht wägenden Urteils im Streit der Interessenten geben. Wenn beim deutsch-spanischen Handelsvertrag der Weinbau meint, zu kurz gekommen zu sein, so mag, ohne Erörterung der Richtigkeit seiner Gründe, festgestellt werden, daß die Abmachungen immer nur nach den Gesamtinteressen des deutschen Volkes getroffen werden können. Es ist einwandfrei erwiesen, daß die Ablehnung des deutsch-spanischen Handelsvertrages zu Millionenschäden der deutschen Exportindustrie führen müßte, demgegenüber andere Interessen bei aller Würdigung der in ihr zusammengefaßten volkswirtschaftlichen Werte sich zu bescheiden haben. Wir haben auf die Bedeutung der Handelsvertragspolitik für Deutschland hingewiesen. Sollen wir auch hier erleben, daß die Uneinigkeit im deutschen Wirtschaftslager uns die einzige Waffe abschwächt, die uns nach Vernichtung unserer politischen Macht heute noch durch unsere starke Position in der Weltwirtschaft geblieben ist, und die auch die stärkste Koalition des Auslandes nur mit gleichzeitiger Selbstvernichtung vernichten könnte?

In der deutschen Innenpolitik steht das Problem der Aufwertung der deutschen Papiermarkanleihen im Vordergrund. Noch läßt sich ein richtiger Weg für die Lösung dieses

Problems nicht erkennen. Die Billigkeit, das ehrliche Gefühl verlangen den ausschließlichen Schutz der Anleihezeichnung. Praktisch würde sich kaum ein Gesetz schaffen lassen, das diesen Schutz richtig gewährleisten könnte. Millionen von Anleihe-Zeichnern, auch gerade in Kreisen des Mittelstandes, haben selbst sich freiwillig der Anleihen entäußert, namentlich als spätere Anleihen, wie Erzbergers Sparanleihe, und Steuern mit den Anleihestücken beglichen werden konnten. Nicht immer kann man späteren Anleiheerwerb gleichstellen mit Spekulation, ganz abgesehen davon, daß die Kreise dieser Art von Spekulanten ja heute mehr als je in den Reihen der Angestellten und Beamten, der sogenannten kleinen Leute, an der Börse zu suchen sind. Wie sich die Frage auch lösen mag, so bleibt eines bei ihr von besonderer Bedeutung, daß sie nämlich das Aufwertungsproblem in den Komplex unserer derzeitigen sozialen Fragen und damit der gesamten deutschen Sozialpolitik hineingestellt hat. Der Inhaber einer entwerteten Reichsanleihe im deutschen Mittelstand muß sich die Frage vorlegen, wo die Ursachen für die Entwertung zu suchen sind. Gewiß finden wir sie vor allem zunächst im Versailler Diktat. Es wäre aber grundfalsch, die eigene innerpolitische Verantwortung des deutschen Volkes zu leugnen. Man sprach vor Jahresfrist von dem Wunder der Rentenmark. Wie falsch ist dieses Wort. Denn daß die Rentenmark uns damals die Erlösung brachte, war nach ewigen Gesetzen der Kausalität die Folge unseres entschlossenen Willens, uns selbst zu erlösen. Das deutsche Volk hatte sich damals durch seine Regierung, welche die Rentenmark schuf, einmütig zum Willen der Produktionssteigerung mit allen in unserer Hand liegenden Mitteln bekannt. Dem Willen folgte damals die Tat, als auch die Sozialdemokraten ihre Zustimmung zu dem Ablauf der wirtschafts- und währungsvernichtenden Demobilmachungsverordnungen gegeben hatten. Diese große Bewegung im deutschen Volke, sich selbst zu retten, gab das Vertrauen zu sich selbst und das Vertrauen der anderen und stützte die Rentenmark. Es ist deshalb kein Zufall, daß die einzige Erschütterung, welche die Rentenmark in dem ersten Jahre ihres Bestehens durchzumachen hatte, mit einer neuen Selbsttäuschung des Volkes und des Arbeiters über Konjunktur und Lohnansprüche verbunden gewesen ist. Diese Feststellung sollte gerade jetzt zu denken geben, wo das Zustandekommen der Dawes-Anleihe erneut übertriebene Hoffnungen auf Besserung unserer Wirtschaftsverhältnisse hat aufkommen lassen und die Forderungen der Arbeiterschaft nach höheren Löhnen mit Rückkehr zur kürzeren Arbeitszeit deshalb auf einen auch psychologisch vorbereiteten Boden fallen. Man kann dem deutschen Volke nicht oft genug vor Augen führen, daß die Bestimmungen des Versailler Diktats über das internationale Arbeitsrecht ihren Ausgangspunkt in dem entschlossenen Willen der Siegerstaaten hatten, die deutsche Wirtschaft unter allen Umständen niederzuhalten und gerade noch für die Aufnahme ihrer eigenen Auslandsprodukte intakt zu halten. In früheren Wirtschaftsberichten haben wir hierauf aufmerksam gemacht. Neben das Zeugnis des Direktors des Internationalen Arbeitsamtes in Genf, Albert Thomas, ist in den letzten Tagen das Zeugnis des Präsidenten des Reichsverbandes der englischen Industrie Sir Eric Geddes getreten, der vom englischen Standpunkt aus als Zweck des Londoner Paktes und des Dawes-Berichts bezeichnete, zur Sicherung der englischen Industrie den Wettbewerb der deutschen Industrie einzuschränken, ein Zweck, der, wie Sir Geddes feststellen zu müssen glaubte, „leider noch keineswegs als gesichert zu betrachten wäre". Hier marschiert eine wirtschaftliche Wahrheit von gewiß nicht minderer Bedeutung, als die Wahrheit in der Schuldfrage. Sie erkennen, sollte denjenigen Teilen des deutschen Volkes, die noch einen Funken des Gefühls für ihr Deutschtum haben, doch Anlaß genug sein, sich in den sozialpolitischen Fragen in der eigenen Heimat endlich mit dem Unternehmertum zu verständigen und sich vor allem von internationaler Ideologie abzuwenden. Internationalismus wirtschaftlich und politisch schwacher Staaten endet immer mit dem Untergang des Volkstums. Das Frankreich nach dem Kriege von 1870 kannte solchen Internationalismus nicht. Wenn sich heute Frankreich zum Führer eines internationalen Pazifismus wie einer internationalen Sozialpolitik gemacht hat, so ist dies nur dadurch zu erklären, daß es glaubt, die Vorherrschaft in Europa endlich erreicht zu haben. Ja, man äußert mit Recht den Verdacht, daß es seine internationalen Boten, wie den Professor Basch, zu dem Zweck nach Deutschland schickt, um den Kampf deutschen Wesens gegen den Internationalismus zugunsten des letzteren zu beeinflussen und damit ein neues Erstarken des Deutschtums zu verhüten. Diese Feststellungen sind wirtschaftlich nicht minder bedeutungsvoll als politisch.

Deshalb hat Lujo Brentano zu seiner ruhmreichen Vergangenheit ein neues



Blatt unsterblichen Verdienstes durch seine Rede im Kongreß des Vereins für internationale Sozialpolitik in Prag hinzugefügt. Brentano, der alte Vorkämpfer des Achtstundentages, rückt vom internationalen Achtstundentag ab, weil er es als einen schweren Widerspruch erklärt, wenn das als Reparationsgläubiger auftretende Ausland uns zur Ratifikation des internationalen Achtstundentages zwingen will, ohne gleichzeitig seine Reparationspolitik grundsätzlich zu ändern. Möge dieses Auftreten Brentanos mit dazu beitragen, den Streit um die Arbeitszeitfrage in Deutschland im Sinne deutscher Wirtschaft und deutscher Wiedergeburt zu beendigen.

Für die Regierung, in welcher Form sie auch aus den neuen Wahlen herausgehen mag, ist somit ein wirtschafts- und sozialpolitisches Programm von der größten Lebenswichtigkeit für alles, was deutsch heißt, zur Pflicht gemacht. Gerade, weil wir die Zusammenhänge, wie sie oben geschildert sind, erkennen, sind wir der Überzeugung, daß eine Reichsregierung, die den uns so schwer bedrohenden Internationalismus ablehnt, nicht mit einer nationalistischen deutschen Regierung in dem in Frankreich uns so gefährlich gewordenen Sinn dieses Wortes gleichgestellt werden muß. Auch eine große bürgerliche Koalition kann Arbeiterpolitik treiben und wird sie treiben müssen, wenn sie dies im Sinne deutscher Politik und deutscher Wirtschaft zu tun entschlossen ist. In dieser Forderung aber finden sich die Grundsätze der deutschen Unternehmer und deutsch eingestellter Arbeiter immer wieder von neuem, auf diesem Gebiet mit Abkehr von der Internationalen liegt auch innerpolitisch unsere Rettung.

Solon.

Politische Rundschau

Die Abhängigkeit, in welche die innerpolitische Entwicklung Englands, Frankreichs und Deutschlands im Laufe des Jahres 1923 voneinander geraten ist, hat den deutschen Reichstag in den Abgrund hineingezogen, in den das englische Unterhaus stürzte. Beide Parlamente sind aufgelöst worden, weil die Liberalen unter dem Einfluß des Sachverständigengutachtens oder vielmehr der wirtschaftlichen Kräfte, deren Macht in der Verständigung über das Londoner Abkommen zutage getreten ist, eine leichte Schwenkung nach rechts hin vollzogen, einige Schritte weit sich von den Sozialisten ablösten und weil die Demokratie daraufhin in England entschlossen den Kampf aufnahm und in Deutschland den Reichstag und die Regierung handlungsunfähig machte. Die Demokratie rechnet hüben und drüben mit dem Vorsprunge, den ihr das allgemeine Wahlrecht auf jeden Fall heutzutage gewährt, sodann auf die Unklarheit und Unentschlossenheit, die das politische Verhalten der Konservativen dies- und jenseits des Kanals während der vergangenen Monate kennzeichnete, und auf die Zwiespältigkeit des liberalen Empfindens. In England hat die liberale Partei ihren Anhängern schon die Abstimmung freigegeben. Die Leitung verbirgt nicht ihre innerliche Hinneigung zu dem Sozialismus, welcher der Träger der demokratischen Gedanken- und Stimmungswelt in England ist. Bei uns liegen die Dinge nicht ebenso greifbar an der Oberfläche dank unserem verzwickten Parteisystem. Die liberal orientierten Mittelparteien fanden nicht die Kraft, zunächst einmal geschlossen gegen die Sozialdemokratie zu manövrieren, wie es die englischen Liberalen in den Wochen vor der Auflösung des Unterhauses taten. Die Volkspartei sah sich, als sie die Schwenkung zu den Deutschnationalen hin für richtig hielt, bald allein auf ihrem Wege. Das Zentrum blieb weit zurück, und die Demokraten arbeiten ihr, von den Sozialdemokraten gedeckt und insgeheim mit allen Mitteln gefördert, auf jede Weise entgegen. Die Wahlen werden wohl ein Licht darauf werfen, wie weit sich die grundsätzliche Trennung von Demokraten und Liberalen in Deutschland schon durch ihr taktisches Auseinandergehen in Volkspartei und demokratische Partei vollzogen hat. Nur im Zentrum sind Liberale und demokratische Elemente noch ganz durcheinandergemischt. Die Frage ist, wie weit die konfessionelle Einstellung der Partei hier die reinliche Scheidung zu hindern vermag. Für Frankreich liegen die Dinge insoweit anders, daß seine Politik wahrscheinlich den Umweg über nochmalige Parlamentswahlen nicht nötig hat. Der Sozialismus entwickelt dort trotz Herrn Blums Einfluß auf Herriot keinen nennenswerten Gegendruck gegen die Kräfte, die hinter dem Londoner Abkommen stehen. Es braucht deshalb auch keines besonderen Gegendrucks gegen ihn einerseits, und andererseits regt sich



in ihm auch nicht, wie in der englischen und deutschen Demokratie, die Neigung, zu einem erneuten Vorstoße auszuholen. Soweit sich dergleichen mutmaßen läßt, werden die Wahlen in England wie bei uns im Sinne der kapitalistischen Wirtschaftskräfte die proletarische Bewegung noch etwas weiter abdämmen, als sie schon durch die Unkraft ihrer eigenen Führer in den letzten Jahren abgedämmt worden ist. Eine grundsätzliche Änderung der Politik ist in keinem der beiden Länder davon zu erwarten. Offen bleibt, ob die proletarische Bewegung als sozialistische oder kommunistische wieder in die Höhe kommen wird, sobald die „Wirtschaft“ genau so in der politischen Führung versagt, wie es die sozialistische Führung 1919 tat. Das Maß grundsätzlich rechtsgerichteter Kräfte ist in Deutschland so klein geworden, daß vorläufig mit ihm kaum gerechnet werden kann. Es macht den Eindruck, als ob die Verhältnisse bei den englischen Konservativen nicht wesentlich anders lägen.

Die innere Politik der nordischen Staaten, auch Hollands und Finnlands, befindet sich ganz im Banne der deutsch-englischen und französischen Entwicklung. Sowohl die dänischen als auch die schwedischen Wahlen bekunden den sich langsam fortsetzenden Schwund der konservativen Kräfte. Die Mitte hat einstweilen noch das Übergewicht, scheinbar verstärkt es sich auch dort. In Wahrheit ist das konstanteste Element der inneren Politik der stark ins Demokratische umgebogene Sozialismus. Wahrscheinlich wird auch die demnächstige Präsidentenwahl in Finnland dieselbe Linie aufweisen. Daß wie bei der letzten Wahl eine Persönlichkeit aus dem Lager der Rechten gewählt werden könnte, damit wird bei keiner Partei mehr gerechnet.

Die Völkerbundstagung hat sich sehr gegen die Wünsche der an ihr Beteiligten bis in den Oktober verschleppt. Das Hauptproblem, mit dem sie sich beschäftigte, ist bis zum nächsten Sommer, wenn nicht Herbst, vertagt worden. Erst dann soll die Abrüstungskonferenz stattfinden, auf der ihrer Tagesordnung gemäß die Würfel fallen werden, ob sich die französische Gruppe mit der anderen Gruppe über eine nennenswerte Herabminderung der Rüstungen verständigen kann. Für diesen Fall ist in Genf in den Ausschüssen unzweifelhaft beachtliche Vorarbeit geleistet worden. Die Engländer haben, nichtamtlich von Amerikanern unterstützt, ihrem Gedanken einer allgemeinen Verbürgung der heutigen Staatenordnung auf Grund der Pariser Vorstadtfrieden zu einem Erfolge den Franzosen gegenüber verholfen. Er beherrscht den Gedankengang der künftigen Sicherung. Die französischen Wünsche, die Sicherung auf Bündnisse und Sonderabkommen innerhalb des Völkerbundes zu stützen, sind an die zweite Stelle gedrängt worden. Die Amerikaner haben eine Entspannung zwischen der französischen und der englischen Auffassung durch den Vorschlag versucht, zwischen die Völker, die von früher her am ehesten in Reibung zu geraten drohen, neutrale Zonen zu legen. Vielleicht handelt es sich dabei um eine Auswirkung unseres Cuno-Rosenbergschen Vorschlages von Ende 1922, das deutsch-französische Grenzgebiet beiderseits der Grenze zu entmilitarisieren. Vorläufig gibt es nur eine solche neutrale Zone, das ist die 50 Kilometerzone rechts des Rheins, mitten in unserem Staatsgebiete. Darin liegt wie in jeder schon einmal geschaffenen Tatsache die Gefahr der amerikanischen Einmischung. Im ganzen läßt sich freilich schwer verkennen, daß die allgemeine Stimmung müder, nachgiebiger geworden ist. Für uns bedeutet das eine gewisse Erleichterung der internationalen Lage — weniger in der Richtung, daß die Franzosen die von ihnen unter Poincaré besetzten Stellungen wieder räumen (damit geht es außerordentlich langsam vonstatten), als in der Richtung, daß die uns angelegten Daumenschrauben nicht noch weiter angezogen werden. Das Schwergewicht des Ringens hat sich unter Herriot und kraft des Londoner Abkommens weit ins wirtschaftliche Gebiet hinübergeschoben. Halten wir uns klar, daß in der Wirtschaft weder Südfrankreich noch Altpreußen und Bayern, die konstituierenden Kräfte des französischen und deutschen Nationalstaates, den Ausschlag geben. Hier ist die Macht bei der Normandie und Lothringen einerseits, beim Ruhrgebiet andererseits. Sie hatten schon vor dem Kriege die Neigung, zu einem einheitlichen Wirtschaftsgebiete zu werden. Die Neigung hat sich bald nach dem Kriege wieder geregt und ist am Erstarken. Die deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen sind eine erste Probe darauf, wie weit die Männer von der Ruhr und der Mosel die Männer östlich der Elbe und südlich der Loire von der Stelle zu reißen vermögen werden, auf einem Wege, dessen Ziel die französisch-deutsche Zolleinigung, das eine deutsch-französische Wirtschaftsgebiet ist. England sträubt sich gegen das, was da kommt. Aber da seine ganze kontinentale Politik in den letzten Jahrzehnten falsch war, wird es kaum dem Rad in die Speichen fallen können. Die Entscheidung wird kommen je nach den Kräften, die in Frankreich und in Deutschland selbst sich erheben.

Die Verhandlungen des Völkerbundes über die Sicherheitsfrage erhielten im letzten Augenblick noch eine eindrucksvolle Wendung durch den Widerspruch Japans. Japan hatte den Mut, auf die schwierigste und gefährlichste Seite des ganzen Völkerbundsystems hinzuweisen. Die Staaten sind in ihrem Leben nicht so vollkommen voneinander unabhängig, wie sie auf der Landkarte nebeneinander liegen. Es läßt sich gar nicht verhindern, daß Fragen, die ihrem Ursprung und ihrer wesentlichen Tragweite nach innerpolitische Fragen sind und tief in das innere Leben eines Staates eingreifen, von einem anderen Staate als außenpolitische Fragen ausgegeben werden. Begibt sich der betroffene Staat des Selbstbestimmungsrechtes, selbst für solche Fragen, dann gibt er sich auf. Diese Feststellung gilt besonders für die durch den Krieg zurückgedrängten Staaten, für die Deutschen, für die Spanier, für die Engländer, für die Japaner. Man hat in Genf, weil man unter allen Umständen eine Formel zur Annahme bringen wollte und weil sich die Franzosen auf die Seite der Japaner schlugen, ein Kompromiß geschlossen. Es bedarf gerade auch vom deutschen Standpunkte aus der genauesten Nachprüfung, ob mit ihm die Bedürfnisse der organisch reicheren und mannigfaltigeren Bildungen des politischen Lebens der Völker gesichert werden können.

Wie ein Intermezzo der Völkerbundtagung wirkte die Erörterung, ob wir in den Völkerbund hineingehen werden oder nicht. Nach dem Londoner Abkommen war an unserer Bereitschaft nicht mehr zu zweifeln. Herr Stresemann trieb dabei ein wenig eine Politik, wie sie von der deutschnationalen Parteiführung im Inneren seit dem 4. Mai getrieben wurde. Während er keinen Zweifel daran ließ, daß er unter allen Umständen in den Völkerbund hineinwollte (wie die deutschnationale Parteileitung in die Reichsregierung wollte), stellte er doch noch allerhand Bedingungen, da wir ja Großmacht seien (ähnlich wiederum wie die Deutschnationale Volkspartei erklärte, vom deutschen Volke als die stärkste Partei in den Reichstag geschickt worden zu sein). So oft sich zeigte, daß die Bedingungen nicht beachtet wurden, außer soweit England ohnehin ihre Erfüllung als in seinem Interesse gelegen ansah, wurde auf der Stelle erklärt, daß die Bedingungen keine Bedingungen seien, sondern daß mit ihnen den anderen nur unsere Ansicht von der Sache zur Kenntnis gebracht werden sollte. Darüber verzögert sich unser Eintritt nun mindestens bis zur Jahreswende. An sich kam dem ganzen Spiel nicht viel Belang zu. In einer Richtung hatte es auch sein Gutes. Die Gruppenbildung beim Völkerbund, Frankreich mit seinem Anhang, England mit den Neutralen, wurde über ihm noch sichtbarer. Ganz natürlich drängen die deutschen Minderheiten Ostmitteleuropas darauf, uns bald in Genf anwesend zu finden. Für sie bietet der Völkerbund bei der Entwicklung, die er im letzten Jahre genommen hat, unverkennbar eine gewisse Stütze für ihre mühsame Selbstbehauptung gegen die Slawen. Es ist nur zu wünschen, daß sie die Möglichkeiten klug und rührig ausnutzen. Hoffentlich verlieren sie darüber aber nicht den Blick dafür, daß der Nutzen des Völkerbundes für uns nur bescheiden ist und daß er mindestens einstweilen ein Werkzeug in den Händen der anderen bleibt. Daran müssen sie und wir vor allem denken, wenn jetzt bei der letzten Tagung die Katalonier ihren Weg nach Genf gefunden haben. Das Verhältnis der Katalonier zum spanischen Volke ist ein ganz anderes Verhältnis als das der deutschen Minderheiten zu ihren Staaten. Es fällt schwer, zu glauben, daß die Katalonier selbst auf den Gedanken an Genf gekommen sind. Noch immer hat sich hinter die katalonische Bewegung Frankreich gesteckt, genau so wie es alle inneren Schwierigkeiten unseres Volkstums jederzeit für sich auszunutzen verstand. In Spanien hat sich nun Primo de Rivera selbst an die Spitze des spanischen Abwehrkrieges gegen die Riffkabylen gestellt. Wahrscheinlich entscheidet sich dort, ob der schöne Aufschwung, den Spanien und die spanische Rasse im letzten Menschenalter nahm, Dauer haben kann. Wenn ein Volk diesen Aufschwung nicht wünscht, ist es das französische. Die Spanier sind sich darüber nicht im unklaren, wem die Riffkabylen es verdanken, daß sie so zäh und verhältnismäßig erfolgreich die Spanier bisher bekämpfen konnten. Die Spanier werden auch das Mißtrauen in sich spüren, ob der alte Feind nicht wieder die katalonische Abordnung führte, welche die Reise nach Genf antrat. Wenn durch den Völkerbund die katalonische Schwierigkeit zunähme im selben Augenblick, wo Spanien alle Kraft in Marokko ansetzen mußte, so liefe das auf eine neue Gefährdung Spaniens hinaus. Frankreich hat nicht unterlassen, den Tod des spanischen Vertreters in der Völkerbundkommission des Saargebietes zu benutzen, die Spanier auch dort zu verdrängen. In Genf hat man einen Chinesen an die Stelle des Spaniers gewählt. Die Deutschen im Saargebiet werden nicht vergessen, wer ihr einziger aufrichtiger und edelgesinnter Freund in der Völkerbundkommission war.

Droht uns aus dem Ringen Frankreichs mit Spanien um Spaniens Selbstbehauptung

und innere Erneuerung neuer Nachteil zu erwachsen, nachdem sich schon in Süd- und Mittelamerika die Lage für uns wieder empfindlich verschlechtert hat, so können wir an dieser Stelle auch nur mit schmerzlichem Bedauern verzeichnen, welche Fortschritte die Engländer, die Tschechen und Italiener im östlichen Mitteleuropa machen. Wenn irgendwo, waren uns nach dem Ausgang des Krieges dort noch Möglichkeiten geblieben. Entscheidend war, was auf die Dauer aus der Ukraine wurde. Die Ukrainer, die noch auf die Selbständigkeit ihres Landes harren, klammerten sich an uns. Heute sind wohl auch die letzten von Berlin weggegangen und suchen anderswo ihr Leben zu fristen und für ihre Sache zu wirken. Während wir uns träge und gleichgültig verhielten, schenkten die Tschechen der Ukraine sofort die größte Beachtung. Sie sagten sich, daß eine Wiederbelebung der allslawischen Bewegung nur denkbar sei, wenn die Ukrainer in sie hineingezogen würden und nicht zu beständigen Freunden des deutschen Volkes würden. Die Engländer haben es offenbar mehrere Jahre lang für undenkbar gehalten, daß die deutsche Politik und Wirtschaft selbst dort versagen könnte. Erst neuerdings arbeiten sie in der Ukraine. Die Tschechen stoßen sowohl bildungspolitisch wie wirtschaftlich von Prag unter Zuhilfenahme Lembergs über Rovno in die Ukraine hinein. Die Engländer kommen vom Schwarzen Meere her und dringen schon mit Hilfe zahlreicher Konsulatsbegründungen in breiter Front vor. Vielleicht steht selbst der englische Flottenbesuch im Mittelmeer mit diesen Vorgängen in Verbindung. Die Italiener erscheinen sowohl im Gefolge der Tschechen wie im Gefolge der Engländer in der Ukraine. Das englisch-tschechische Vorgehen reizt zum Vergleiche mit der außerordentlichen Rührigkeit, welche die Amerikaner im Gebiet der Sowjetrepublik Tschita, in der Mongolei und im sowjetistischen Mittelasien entfalten. Anscheinend befinden sich auch englische Wirtschaftsinteressen dort mit im Spiel. Im Hintergrunde werden dabei regelmäßig die großen Ölgesellschaften sichtbar. Jedenfalls bereitet sich wieder einmal ein amerikanischer und ein englischer Aufmarsch gegen Moskau von Südwest und von Osten her vor. Demgegenüber strengen sich die Moskauer Führer aufs äußerste an, die bolschewistische Bewegung sowohl in Mitteleuropa wie in Ostasien vorwärts zu bringen. Dabei bildet in Mitteleuropa Polen ihren wichtigsten Ansatzpunkt. Die bolschewistischen Gedanken sind doch wohl weit mehr auf eine Revolutionierung des wirtschaftlich immer schwächer und bewegungsunfähiger werdenden Polen als auf einen Krieg mit Polen gerichtet. In China hat sich ihr Einfluß schwerlich so entwickelt, wie es beim Anfang der chinesischen Bürgerkriege mit in unsere Überlegungen einbezogen werden mußte. Bei dem starken Widerstreit der Fremden untereinander hat das chinesische Selbstbehauptungsvermögen wieder einmal seine Kraft erwiesen. Wupeifu schlug endlich die Revolution im Gebiete von Shanghai nieder und hielt daraufhin auch schon den Vormarsch Chang-so-lins an der großen Mauer auf. Vielleicht begnügt sich Peking damit, wieder Shanghais Herr geworden zu sein, und überläßt sowohl die Mandschurei wie den Süden noch einmal sich selber. Sunjatsen ist durch einen kapitalistischen Aufstand an dem Eingreifen in die innerchinesischen Kämpfe gehindert. Er mußte seinen Vormarsch unterbrechen und zurückkehren; in Kanton ist er des Aufstandes bald Herr geworden, wenn auch unter schweren Verwüstungen. Dann folgte die große Überraschung. Einer der Generäle Wupeifus, Feng, ein Christ, bemächtigte sich hinter dem Rücken des Oberfeldherrn, auf Grund einer regelrechten Verschwörung mit anderen Generälen und mit hohen Staatsbeamten jüngerer Generation in Peking des Staatspräsidenten. Die Verschwörer wollen China wieder einigen und sich selbst zurückgeben, gleichsam die Absicht, die Wupeifu seinem Vorgehen gegen Shanghai unterlegte, sichern und alle Folgerungen aus ihr ziehen.

Zu seinem Erfolge ist Sunjatsen von englischen Kommunisten beglückwünscht worden. Der englische Konsul dagegen hatte die kapitalistische Bewegung gefördert. Wir dürfen solche Erscheinungen als immer neue sich mehrende Anzeichen der Zersetzung der englischen Politik buchen. In Ägypten, in Mekka schreitet die einheimische Bewegung, soweit sie antienglisch ist, unaufhaltsam fort. In der Mossulfrage nimmt England es hin, daß die Franzosen unter dem Vorwande, die Verständigung zwischen Türken und Engländern zu fördern, wieder beachtenswert tätig werden. In Indien hat Gandhi sich zu einem 21 tägigen Fasten entschlossen, um ein neues heroisches Beispiel des passiven Widerstandes, so wie ihn die Inder auffassen, zu geben und damit auf Hindhus und Mohammedaner einzuwirken, damit sie sich wieder verständigen. Englische Propaganda hat sie im vorigen Jahre auseinandergesprengt. Wird Gandhi mit der Macht seiner sittlichen Kräfte sich als stärker erweisen als die Engländer mit den unsittlichen Kräften der Lüge, der Bestechung, der Zwietrachtstiftung, über welche die moderne Propaganda verfügt? Pertinacior.

Literarische Notizen

Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens, Bd. III. Reichenberg 1923. Paul Sollers Nachflg., Verlagsbuchhandlung.

Unser Volk besitzt nicht allzu viele Gelehrte, denen es zugleich gegeben ist, fesselnd und dabei einfach zu schreiben. Die Sudetendeutschen haben einen solchen Mann. Der Brünner Archivar Professor Dr. Bretholz, der durch die Zerstörung der Palackyschen Legende von der Einwanderung der deutschen Gäste zur Zeit der Przemisliden die Bodenständigkeit der Sudetendeutschen nachwies, hat eben den 3. Band seiner Geschichte Böhmens und Mährens vollendet, der uns durch das 17. und 18. Jahrhundert führt. Er schildert nicht nur die kriegerischen Ereignisse jener Zeit, sondern auch die inneren Umwälzungen und den Zusammenbruch der Feudalherrschaft, auf den die Reorganisationszeit Maria Theresias und Josefs II. folgte. Daß das Aufblühen Deutschböhmens und deutscher Kultur nach dem tiefen Stande des Dreißigjährigen Krieges im wesentlichen unabhängig von den Zentralisierungstendenzen dieser beiden Herrscher vor sich ging, ist für uns besonders wichtig. Bretholz behandelt die Sprach- und Kulturfragen eingehend, aber ohne Längen. Sein vornehmer Ton und seine abgeklärte Auffassung berühren besonders sympathisch. Wir erwarten den 4. Band, der noch in diesem Jahre erscheinen soll, mit größter Spannung. v. Loesch.

Die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen, mit den angeschlossenen evangelischen Kirchenverbänden in Altrumänien, Banat, Bessarabien, Bukovina, ungarisches Dekanat. Zwei Hefte der Schriften des Instituts für Grenz- und Auslanddeutschtum an der Universität Marburg. Jena 1923, Gustav Fischer.

Diese Festschrift ist mit dem Bilde des Bischofs Teutsch aus Hermannstadt geschmückt. Sie wurde diesem zu seinem 70. Geburtstag am 16. September 1922 von dem Beamtenkörper des Landeskonsistoriums überreicht. Dies Werk besitzt hohe wissenschaftliche Werte. Sachkundige Männer, denen die besten Quellen zugänglich waren, zeichnen auf knappem Raum und in gedrängter Fassung ein Bild der evangelischen Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses. Die Geschichte des siebenbürgisch-sächsischen Volkes ist von Anfang her mit seiner Kirchengeschichte eng verbunden. Sein Bestand hängt durchaus von ihrer Erhaltung ab. Geheimer Kirchenrat Prof. Dr. Rendtorff aus Leipzig, der Vorsitzende des Gustav-Adolf-Vereins, sagt in seiner Einleitung sehr richtig, daß das Bild dieser sächsischen Kirche uns eindringlich „die zum Schaden des Auslanddeutschtums viel zu oft übersehene Tatsache, daß ein deutscher Volkssplitter draußen dann am festesten verankert ist, wenn er der politischen Selbständigkeit im neuen Staatsverband ermangelnd, durch das Band einer mit dem Mutterlande ihn verbindenden Kirchengemeinschaft zusammengeschlossen ist", lehrt. Wir erhalten durch das Buch ein Bild von dem erstaunlich hohen Stande nicht nur des Kirchenwesens, sondern der gesamten Kultur und Geistigkeit der sächsisch-evangelischen Kirche. Besonders dankbar sind wir dafür, daß in diesem Zusammenhang auch die übrigen evangelischen Kirchenverbände Rumäniens dargestellt sind. Wann werden wir solche Werke für die anderen auslandsdeutschen Gebiete erhalten? v. Loesch.

Julius Bunzel, Reden aus Österreich an die deutsche Nation. Prag 1923, Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung.

Bunzel hat seine Schrift, deren Ertrag der österreichischen Freundeshilfe für Deutschland gewidmet ist — in Erinnerung an Fichte — in die gleiche Form der Reden gekleidet. Es ist Bunzel gelungen, uns in sehr würdiger Form eine große Reihe von Tatsachen zu übermitteln, die das reichsdeutsche Volk kennen muß. Von Parteipolitik hält es sich frei. Diese sieben Reden beschäftigen sich mit der Zeichnung des österreichischen Volkes überhaupt, mit Österreichs Volkswirtschaft, mit Österreichs deutscher Politik, mit Österreichs Parteien und ihren Regierungen, mit Österreichs Finanzpolitik, mit Österreichs Wirtschaftspolitik und einer Zusammenfassung: den Beschluß des Ganzen. Wir wünschen dem Werk eine weite Verbreitung. v. L.

Kolumbien. Von Otto Bürger. Leipzig, Dieterich.

Bei dem Zwange, der in verstärktem Maße Deutsche aus der Heimat treibt, gewinnen die südamerikanischen Staaten ständig wachsendes Interesse. Mit besonderer Freude ist daher jedes Buch zu begrüßen, das, auf neuesten Tatsachen fußend, sich mit den Republiken Süd- und Mittelamerikas beschäftigt. Von dem bekannten Südamerikaforscher Otto Bürger, der

uns schon so manches namhafte aktuelle Buch über Südamerika gebracht hat, ist ein Buch „Kolumbien" erschienen, das unter Mitarbeit des leider zu früh verstorbenen Geh. Bergrats Dr. Robert Scheibe sich mit den wirtschaftlichen Möglichkeiten Kolumbiens nach den verschiedensten Richtungen hin befaßt. Das Buch zeigt gegenüber den bisherigen Monographien des Verfassers einen wesentlichen Fortschritt durch die straffe Gliederung „Land, Volk, Staat, Wirtschaft, Einwanderung" und die streng durchgeführte Untergliederung. Die Darstellung ist knapp, aber vorzüglich in ihrer Übersicht, da eine Fülle persönlicher Eindrücke und Urteile eingeschaltet ist, die dem Buche doch einen leicht lesbaren und interessanten Charakter geben. Es gibt kaum eine sowohl den Wirtschaftler wie den Einwanderer interessierende Frage, die nicht zum mindesten so weit behandelt ist, daß man einen ausreichenden Überblick gewinnt. Wohltuend berührt insbesondere das Fehlen herabsetzender Verallgemeinerungen, wie sie so häufig bei Reisenden sich vorfinden und vielfach nur auf zufälligen unangenehmen Erlebnissen beruhen, für die letzten Endes das Land nicht einmal verantwortlich gemacht werden könnte. Das Buch kann allen Interessenten von Kolumbien bestens empfohlen werden und darf in der Südamerikabibliothek um so weniger fehlen, als die Literatur über Kolumbien ja sowieso nur eine recht spärliche ist und im allgemeinen als überholt bezeichnet werden muß. Alfredo Hartwig.

Napoleon I. Sein Leben und seine Zeit. Von F. M. Kircheisen. IV. Band. München 1922, Georg Müller.

Der Verfasser setzt sein großes, durch den Krieg zeitweise im Erscheinen unterbrochenes Napoleon-Werk mit diesem Bande fort. Es wird hier das gescheiterte syrische Unternehmen, der Krieg von 1799 in Europa, die Rückkehr Napoleons nach Frankreich und der 18. Brumaire geschildert. Die Darstellung ist außerordentlich plastisch, sie verliert sich trotz der erdrückenden Fülle der Tatsachen und Heranziehung umfangreichen Quellenmaterials nirgends in Einzelheiten. Zahlreiche Abbildungen und Faksimiles schmücken das Buch. Bei der wiedererwachten französischen Gewaltpolitik unserer Tage ist es nicht ohne Wert, sich mit Napoleon zu beschäftigen, so hoch auch dieser Genius über unseren jetzigen Feinden steht.

Frhr. v. F.-L.

v. Trotha, Großdeutsches Wollen. Aus den Lebenserfahrungen eines Seeoffiziers. Berlin 1924, Nationale Jugend.

Vizeadmiral v. Trotha, einer der Männer, die im Kriege — wir erinnern nur an die Skagerakschlacht — an entscheidenden Stellen gestanden haben, schildert der deutschen Jugend sein Leben als Soldat, als Seemann und als deutscher Patriot. Die nationalpolitische Entwicklung der letzten 30 Jahre zieht am Leser vorbei. Trotha gibt aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen der Jugend mehr als Erzählung: in taktvoller Form lehrt er sie altpreußische Hingabe an Vaterland und Dienst. Darüber hinaus wird auch der Historiker vieles in diesem in sich anspruchslosem Buche finden, was für ihn von Wert ist. So Trothas Berichte an Kaiser Wilhelm II. von seiner Auslandsreise 1913/14. v. L.

Der Feldherr Psychologos. Ein Sucher nach dem Führer der deutschen Zukunft. Von Kurt Hesse, Oberleutn. d. Reichswehr. Berlin 1922, E. S. Mittler & Sohn.

Ein interessanter und lehrreicher Versuch auf dem Gebiet der Kriegspsychologie, der über das rein militärische Gebiet hinausgreift. Unbedingt ist dem geistvollen Verfasser darin beizustimmen, daß in kriegsgeschichtlichen Darstellungen dem psychologischen Moment weit mehr, als es bisher geschehen ist, Raum gegeben werden muß. Die Anregungen, die er hinsichtlich einer Systematik der Kriegspsychologie zu geben versucht, wirken jedoch nicht überzeugend. Eigene Kriegserfahrung und reiche Belesenheit ergänzen sich sonst in dem Buche in glücklichster Weise. Es ist durchzogen von einer reinen und glühenden Liebe für das deutsche Vaterland. Frhr. v. F.-L.

Arne Novák, Die tschechische Literatur aus der Vogelperspektive. Deutsch von Grete Straschnov. Prag 1923, Josef Flesch.

Die Vogelperspektive ist die eines Tschechen, der sich auf beträchtliche Höhe erhebt und ohne allzu große nationale Vorurteile ein anmutiges Bild der tschechischen Literatur entwirft. So verzeichnen wir mit Befriedigung, daß der Verfasser für den Rückgang des künstlerischen und literarischen Lebens seit Beginn der Neuzeit die wahre Ursache angibt: den asketischen Geist der Hussiten und ihre Bilderstürmerei, welche die Kunst überhaupt verurteilte und der Literatur nur noch eine religiös und sittlich erzieherische Rolle zugestand. „So verschwand in Böhmen für mehrere Jahrhunderte fast jegliche Dichtkunst . . . . ." Die Fälschungen der Königinhofer Handschrift werden allzu milde beurteilt. v. L.

Dorothea und ihr Dichter. Von Theophile von Bodisco. Berlin, Gebr. Paetel.

Einem feinen Aquarellbildnis, in dem die dargestellte Persönlichkeit sich in einer schlanken Kristallvase spiegelt, gleicht das anmutige Buch der Frau von Bodisco.

Mit sicheren geraden Strichen ist das Bild Kotzebues entworfen, dieses interessanten, einst vielbewunderten Dichters, und zugleich sein Widerspiel in zarten opaleszierenden Farben in der Seele eines ganz jungen unberührten Mädchens. Ein höchst reizvoller Gegensatz. Erlesener Genuß wie ein schöner geruhsamer Sommertag, der uns zu kurz dünkt und doch voll menschlicher Spannung.

Es fehlen dem Büchlein nur die feinen Zeichnungen eines Chodowiezki, um uns die schönen Tage einer lichten Zeit voll ausgenießen zu lassen. Dies Buch wird in jedem Hause, in dem wirkliche Lebenskultur ein Heim gefunden, eine hochwillkommene Weihnachtsgabe bilden. J. v. Uexküll.

Felix Lorenz, Die neue Bibel. Die Lehre Christi für den Menschen von heute. Unter Zugrundelegung der Evangelien dargestellt. Berlin, Gustav Ziemsen.

Es ist mir leider unmöglich, dieses Buch, das aus den vier Evangelien ein fünftes schaffen will, zu besprechen. Nicht, weil ich eine dichterische Behandlung Jesu als frevelhaft empfinde. Ich kann nur ein Buch nicht lesen, das beginnt: „Im Anfang war die sinnvolle Urkraft.“ Ich komme nicht darüber hinweg. Es ist auch nicht nötig; der Leser, der sich unter sinnvoller Urkraft etwas vorstellen kann, wird begierig nach dem Buche greifen, die anderen, die sich mit dem Worte des Johannes begnügen, dürften es beiseite lassen. Und so wäre allen, Autor, Leser, Kritiker, auf das beste geholfen. Wolfgang Goetz.

Johannes und der Mangel. Ein Roman in Fragmenten. Von Günther Vollheim. München 1923, Elsa Joergen-Verlag.

Ein Frühwerk, fragmentarisch, mit den Mängeln eines Erstlings, mit teilweise unmöglichen Versen, und doch — das Ganze verrät einen guten Erzähler, der, freigeworden von expressionistischen Spracheigentümlichkeiten und (vor allem) dekadenten Erinnerungen, über die „Stufen seiner Jugend“, über die „Stufen des Selbst“ hinaus einmal, statt Lebensläufe interessant zu berichten, wirkliche, allem und allen nahe Schicksale wird gestalten können. H. St.

Vasavadatta. Sanskritisches Drama von Bhasa, übersetzt ins Englische von V. S. Sukthankar. Bombay, Humphrey Milford, 1923.

Im Laufe einer Untersuchung alter Manuskripte wurden 1912 dreizehn altindische, in Sanskritisch verfaßte Dramen in der Staatsbibliothek des Fürstentums Travancore (Süd-Indien) entdeckt. Diese Entdeckung hatte seinerzeit unter den Indienforschern eine außerordentliche Erregung hervorgerufen, da man die gesamten Schriften dem berühmten, aber absolut unbekannten Dramatiker Bhasa zugeschrieben hat. Kulturgeschichtlicher Überlieferung nach war Bhasa älter als Kalidasa, dessen Shakuntala unter den deutschen Klassikern, und zwar bei Goethe und Schiller eine große Rolle gespielt hat. Dr. Sukthankar aus Bombay, dem wir die englische Übersetzung von Vasavadatta, eines der prachtvollsten und best verarbeiteten Schauspiele, verdanken, wurde an der Berliner Universität ausgebildet und hat später in New York mit amerikanischen Orientalisten gearbeitet. Seine philologischen Bhasa-Studien werden von deutschen Indologen wie Winternitz und Lüders gewürdigt. Jedem Liebhaber der alten Literatur schenkt Sukthankar in dieser eleganten Übertragung ein Stück des ewigen Gegensatzes zwischen der Liebe und dem öffentlichen Leben eines Königs.

Benoy Kumar Sarkay.

Vorlesestunden. Von Dr. Erwin Ackerknecht. Berlin 1923, Weidmannsche Buchhandlung.

Der um die so wichtige Sache der Volksbildung wohlverdiente und bekannte Verfasser der mit Prof. Fritz-Charlottenburg herausgegebenen „Büchereifragen“ bietet in dieser neuen Schrift einen klar und sachlich orientierenden und durch innere Lebendigkeit anregenden Führer für haupt- und nebenamtliche Büchereileiter, die im kleinen Kreise oder öffentlich „Erbauungsstunden aus den Schätzen der Weltliteratur“ veranstalten wollen. Den größten Teil des Werkchens nehmen die Vorlesungsprogramme ein, die mit bewundernswertem Einfühlen in den einzelnen Dichter oder in das Leitmotiv der jeweiligen Vorlesungsstunde zusammengestellt sind. Den Gebrauch der Programme erleichtern die vorangestellten methodischen Kapitel: „Die besondere bildungspflegliche Bedeutung der Vorlesestunden“, „Die Programmgestaltung“ und „Die Programmausführung“, in denen nicht nur die organisa-

torisch-technischen, sondern auch die fast noch bedeutenderen psychologischen Fragen eingehend erörtert und aus erfahrungsreicher Praxis heraus beantwortet werden. — Eine an Vorschlägen und Ausführungen so reiche Arbeit stellt ein wertvolles Hilfsmittel zur Hebung der Volksbildung dar und verdient um seiner kulturwichtigen Idee halber stärkste Auswertung.

Hans Sturm.

Staatliches Bauhaus Weimar 1919—1923. Weimar-München, Bauhausverlag.

Dies Buch seinem Inhalte nach kritisch würdigen, hieße nicht mehr und nicht weniger als den ganzen Fragenkomplex des Kunstunterrichtes aufrollen, und dazu ist hier nicht der gegebene Ort. Es muß daher genügen, festzustellen, daß die Veröffentlichung insofern eine urkundliche Bedeutung hat, als in ihr Lehrer und Schüler des Staatlichen Bauhauses zu Weimar nach fünfjähriger Wirksamkeit dieser Anstalt in Wort und Bild die Absichten, Ziele und Leistungen des Unterrichtes zur Darstellung bringen. Es geschieht dies in breiter, reichlicher Form; der Bildstoff macht fast einen kleinen Atlas aus, auch an Farbtafeln ist nicht gespart. Eine kurze Andeutung über den Aufbau des Buches wird erwünscht sein, weil sie zugleich auch von dem des Unterrichts eine Vorstellung vermittelt. Die erste Abteilung gilt der Vor-, Werk- und Formlehre; die zweite, die „dem Bau“ gewidmet ist, führt zunächst in die Werkstätten für Tischlerei, Steinbildhauerei, Töpferei und so fort bis zur Bühnenwerkstatt und geht sodann zum Thema „der Raum“ über; die letzte bringt freie malerische und plastische Arbeiten der Meister, Gesellen und Lehrlinge. In den grundlegenden Auseinandersetzungen des Bauhausleiters Walter Gropius findet sich vieles, was Zustimmung verdient; daß die vorgetragenen Gedanken den Anspruch auf Neuheit kaum erheben können, sei nicht als Nachteil vermerkt, denn, wie Dickens' Kapitän Cuttle sagt, es kommt auf die Anwendung an. Nicht ohne Bedenken nimmt man aber in Gropius' Darlegungen eine gewisse Neigung zu systematischer Überspannung wahr, und wenn man dann auf die in den Abbildungen sich vorstellenden Leistungen blickt, so verstärkt sich die Sorge, daß hier wieder einmal das „Systembereiten“ in vollem Betriebe ist. Wohl wird die Entbindung der freien schöpferischen Kraft des Einzelnen stets von neuem als oberstes Ziel versichert, aber den Eindruck, daß ein gut Teil Abrichtung hier mit am Werke ist, wird man doch nicht recht los. Wie Grundsätze gepreßt werden können, bezeugen die Ausführungen über Hausbau und die Leistungen auf diesem Gebiete. Die Betonung des Bauleibes, der Elemente der Schwere und Horizontalität — all dies beiläufig in enger Verwandtschaft mit der modernsten holländischen Baukunst —: das sind Forderungen, deren Berechtigung unbestreitbar und besonders als geschichtliche Reaktionsform gegen Einseitigkeiten und Irrungen in der Architektur wohl einleuchtend ist. Wenn sie aber hier bereits wieder eine dogmatische Haltung einnehmen, so ist daran zu erinnern, daß dieser These mit voller Gleichberechtigung die Antithese der Überwindung der Schwere gegenübersteht, und daß erst eine Synthese beider Vorstellungsformen, bei der das Gesetz in Freiheit aufgelöst wird, das höchste Ziel darstellt. Doch wir sind hier bereits gegen unsere Absicht in eine Auseinandersetzung mit dem Bauhausprogramm hineingeglitten und brechen ab. Um aber nochmals auf das Buch als solches zurückzukommen: von der „neuen Typographie“ erklärt Moholy-Nagy — auch nicht eben ganz neu —: „Die Typographie ist ein Instrument der Mitteilung. Sie muß eine klare Mitteilung in der eindringlichsten Form sein.“ Schön. Wenn aber z. B. Verfassernamen im rechten Winkel zum Satzspiegel an dessen Rande, also sozusagen in vertikaler Linie, gedruckt werden, so ist das nicht ein klares, sondern recht eigentlich ein das Satz- und Seitenbild verunklärendes Verfahren, und Wort und Tat geraten da in Widerspruch. Und beiläufig ist es doch eine gewagte Behauptung, daß die typographische Leistung zu möglichster Eindringlichkeit verpflichtet sei. Uns will vielmehr scheinen, daß die typographische Mitteilung im Buche um so vollkommener und zweckmäßiger ihre Aufgabe erfülle, je taktvoller und zurückhaltender sie ist, je weniger sie den Geist des Lesers ablenkt und in Beschlag nimmt. Bei der Moholy-Nagyschen Auffassung droht sich die Form der Mitteilung auf Kosten ihres Inhaltes breit zu machen. Plakatgesinnung aufs Buch übertragen.

A. D.

Häuser und Menschen im alten Berlin. Von Hans Mackowsky. Berlin 1923. Bruno Cassirer.

Man darf wohl behaupten, daß die deutsche Kunstliteratur im ganzen auf einem achtbaren Niveau steht. Aber selten ist es, daß man aus einer ihrer Veröffentlichungen das Bild einer Persönlichkeit empfängt, deren Züge sich einprägen und die wir als erfreuliche Bereicherung in unseren geistigen Besitz aufnehmen. In der Wahl wie in der Behandlung der Stoffe haben unsere Kunsthistoriker vielfach sozusagen etwas Kollektives, Schulmäßiges; es gibt auch in der Wissenschaft nicht nur große geistige Strömungen, sondern auch Tages-

moden, und ihre Wirkung reicht weiter, als man vielleicht annehmen möchte. Man nimmt von der Arbeit, von den Ergebnissen, von der Auffassung eines Verfassers mit Dank Kenntnis, aber man hat keine rechte Veranlassung, wieder einmal zu seinem Buche zu greifen, wenn nicht die eigenen Studien dazu Anlaß geben. Mit Mackowskys Buch aber schließt man eine Freundschaft, man vergißt es nicht und man nimmt es sich gern wieder vor, nicht sowohl um darin zu arbeiten, als um sein Vergnügen daran zu erneuern. Freilich kann Mackowsky nicht den Anspruch erheben, mit der Unendlichkeit und ihren Geheimnissen so auf Du und Du zu stehen, wie es bei den jüngeren Kunsthistorikern beinahe zum guten Ton gehört. Sein Buch hält sich bescheidentlich im Umkreise des Endlichen, Übersichtlichen, Wohlbegrenzten; Berlin, Klassizismus, Romantik, Knobelsdorff und Schinkel, Krüger und Menzel — wir finden uns ganz in vertrautem Kreise. Und doch gewinnt alles ein neues Leben. Nicht umsonst leitet Mackowsky das Buch mit bescheiden-anmutigen persönlichen Erinnerungen aus älterer Berliner Zeit ein: er ist mit diesen Dingen verwachsen, er sah seine Vaterstadt sich verändern, folgte diesen Veränderungen mit wachen Blicken, spürte ihrer Vorgeschichte nach, las in ihren Zügen — es ist nicht nur ein Buch über Berliner Kunst und Geschichte, es ist wirklich ein Berliner Buch, es ist genius loci darin. Er schildert das Werden des Opernhauses Friedrichs des Großen, die Schicksale des Knobelsdorffschen Planes eines Friedrichsforums, Rahels Haus in der Mauerstraße, das Deckersche Haus in der Brüderstraße, dessen Ausschmückung Schinkel seine Kunst geliehen hat, und so noch einige andere Berliner Häuser; er bespricht schließlich Menzels Impressionen aus dem alten Berlin — und nie legt er die Scheuklappen des Fachmannes an, sondern Kunstwerke, Menschen, Gesellschaft, Literatur sieht und vermittelt er als ein lebendiges Ganzes. Sorgsames Studium bildet überall das Gerüst der Darstellungen, aber dies Gerüst wird anmutig übersponnen; Mackowsky geht einer Anekdote oder einer kleinen Abschweifung nicht aus dem Wege; er hat eine natürliche Abneigung gegen das genre ennuyeux und gegen die anspruchsvollen Manieren wissenschaftlicher Pedanterie; er versteht nicht allein vortrefflich zu schreiben, sondern sogar geistreich zu plaudern — dann sieht man wohl Fontanes feinen Kopf hinter Mackowskys Rede auftauchen. All dies nun ist in die Atmosphäre einer ausgeglichenen, echt humanen Bildung getaucht, die sich von dem Ungestalten, dem Überspannten und Gesuchten abwendet und an klar geordneter, geistvoll gebildeter Sichtbarkeit ihre Freude hat. Vielleicht müssen wir in einer Erscheinung wie dieser heute schon das Überbleibsel einer schnell vergehenden Zeit erblicken; vielleicht rührt der zarte Duft geschichtlicher Verklärung, der über dem ganzen Buche schwebt, davon her. Lieber freilich denken wir uns, daß die chaotische deutsche Menschheit früher oder später wieder das Bedürfnis empfinden werde, sich in dem klassischen Bildungsideale zu erneuern, in dem Mackowsky wurzelt. Doch sei dem, wie ihm wolle: wenn das heutige Berlin uns abstößt und, ob wir wollen oder nicht, uns zur Ablehnung zwingt, so sei angesichts des Mackowskyschen Buches um so nachdrücklicher ausgesprochen: auch das ist Berlin, und es ist ein Berlin, dessen Einsatz im deutschen Kulturleben wir nicht missen noch preisgeben möchten. adr.

Paul Ferdinand Schmidt, Biedermeier-Malerei. Zur Geschichte und Geistigkeit der deutschen Malerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Mit 137 Abbildungen. München, Delphin-Verlag.

Derselbe, Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildertafeln. (Deutsche Meister. Herausgegeben von Karl Scheffler und Curt Glaser.) Leipzig, Insel-Verlag.

Diese Bücher besitzen große Vorzüge in der breiten Beherrschung und der tüchtigen Durcharbeitung des Stoffes, die dem Verfasser nachzurühmen sind. Die sehr sachkundige, ausgetretene Handbuchspfade erfreulich vermeidende Zusammenstellung der Bildteile legt hiervon Zeugnis ab. Wer Belehrung sucht, wird sich nicht enttäuscht finden — einige Unbequemlichkeiten muß er allerdings in Kauf nehmen. Es fällt Schmidt schwer, seiner Darstellung die große Linie zu wahren; in dem Bestreben, des geschichtlichen Lebens in all seinen Strömungen, Kreuzungen und Begegnungen habhaft zu werden, verschlingt er sich in ein allzu engmaschiges Netz von Beziehungen, gefährdet er die Übersichtlichkeit, verunklärt das Gesamtbild. Das gilt besonders von dem Buche über die Biedermeier-Malerei. Ein zweites Bedenken liegt in der nicht immer am rechten Orte sich auswirkenden Neigung des Verfassers zu aktuell-polemischer Färbung der Darstellung. Daß er sich mit Begeisterung zur modernsten Kunst bekennt, muß ihm unverwehrt bleiben, aber „Haare apart und Suppe apart", und wenn die Expressionisten plötzlich als die berufenen Fortsetzer des Werkes Runges vorgestellt werden, so wirkt eine solche Gruppierung gewaltsam und verstimmend, und es sind keine soliden Pfeiler, auf die dieser kühne Brückenschlag zwischen den Anfängen des 19. und denen des 20. Jahrhunderts gegründet wird. Auch das Biedermeier-Buch hätte nur gewonnen, wenn Schmidt mit dem polemischen Salze etwas sparsamer um-

gegangen wäre, und es will uns bedünken, daß er den geschichtlichen Horizont zuweilen zu niedrig genommen hätte. Übrigens aber bleibt ein Temperament immer schätzenswert, und besser als blutarmer „Objektivität" gelingt es der warmen Liebe, mit der Schmidt Runges Schaffen und Genius umfaßt, den Meister der lebendigen Teilnahme des Lesers nahezubringen. Jene Gefahr der Überschätzung, vor der bereits Uhde-Bernays gewarnt hat, ist allerdings dabei nicht ganz vermieden worden, und wer etwa nach Schmidts Schilderungen in der Hamburger Kunsthalle mit Runges „Christus auf dem Meere" oder der „Ruhe auf der Flucht" Bekanntschaft macht, der wird die Disharmonie zwischen großem Wollen und beengtem Können doch stark empfinden. Bei allem behält indes das Buch als der erste kräftige Versuch eines geschlossenen Gesamtbildes des verehrungswürdigen Künstlers einen Wert, an dem nicht gemäkelt werden soll. — In der Biedermeier-Malerei wird, wie auch der Nebentitel bekennt, in Wirklichkeit eine Geschichte der deutschen Malerei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegeben, und wenn uns die Einführung des im Kunsthandel üblich gewordenen Ausdrucks Biedermeier in die wissenschaftliche Terminologie überhaupt wenig glücklich erscheint, so wird sie doch bei dieser Ausweitung des Themas offensichtlich unhaltbar; Pilotys Historienmalerei kann nur noch durch Überspannung mit dem Biedermeiertypus in Zusammenhang gesetzt werden. Es handelt sich um die bedeutende Erscheinung der deutschen Bürgerkunst, die, bereits vom Spätrokoko an, durch mehrere Stilschichten laufend, eine wohlcharakterisierte und eigentümliche Bildung darstellt und um deren Verständnis sich gerade Schmidt Verdienste erworben hat. Er hat das Schöpferische im deutschen Klassizismus wohl erkannt und durch seine Studien die Auffassung befestigt, daß Klassizismus und Romantik bei uns nicht sowohl Gegensätze, als vielmehr Äußerungsformen ein und desselben Kunstwillens darstellen. Einen Reiz des Buches bildet der Reichtum seines Inhaltes: der Verfasser kennt so manche Seiten- und Nebenwege der Entwicklung, auf denen ihm der Leser mit Vergnügen folgt. adr.

Junge Kunst. Leipzig, Klinkhardt & Biermann.

In dieser bereits früher an dieser Stelle besprochenen Sammlung sind folgende neue Bände erschienen: August Macke von Walter Cohen; M. Kisling von Karl Einstein; Heinrich Nauen von Edwin Suermondt; Henri Rousseau von Helmud Koke; Cézanne von H. v. Wedderkop; van Gogh von Gustav Hartlaub. Als die gelungenste unter diesen Arbeiten will uns die interessante Studie Hartlaubs über van Gogh erscheinen. In Wedderkops Büchlein über Cézanne wird erkennbar, daß auch die Jüngeren nun nach und nach geschichtliche Distanz zu dem französischen Meister zu gewinnen anfangen; richtig ist z. B. hervorgehoben, wie nahe er trotz allem dem Impressionismus steht. Der Wert der Bände als Quellenschriften zur Geschichte der modernsten Kunst ist um so größer, je behutsamer die Verfasser die hymnische Tonart vermeiden und je klarer sie die Entwicklung der Künstler in ihren Voraussetzungen, ihrem Ablaufe und ihren Ergebnissen herausarbeiten. Denn die Wertungen sind doch heut selbst in kürzesten Zeiträumen großen Schwankungen unterworfen, und schon heut wird nicht gut bestritten werden können, daß die Generation der Expressionisten von der Geschichte einmal — und vielleicht in unferner Zeit — gründlich durchgesiebt werden wird. bs.

Peter Jessen, Der Ornamentstich. Geschichte der Vorlagen des Kunsthandwerks. Berlin, Verlag für Kunstwissenschaft.

Diese Veröffentlichung zählt zu jenen höchst schätzens- und dankenswerten Büchern, in denen ein bewährter Forscher und Kenner den vielverzweigten Reichtum seiner Studien zu zusammenfassender Form verdichtet und so einem weiteren Kreise von Teilnehmern Zutritt dazu und Nutznießung daran vermittelt. Peter Jessen hat die ihm bisher unterstellte Bibliothek des Berliner Kunstgewerbemuseums zur vorzüglichsten Kunstbibliothek Deutschlands und zugleich zu einer der bedeutendsten europäischen Ornamentstichsammlungen ausgestaltet. Wie er in Wort und Schrift forschend, aufklärend, anregend für die wissenschaftliche und künstlerische Nutzbarmachung der von ihm betreuten Schätze gewirkt hat, ist unvergessen; der lebendige Geist und die frische Reife dieses Buches gewähren die Sicherheit, daß seine Wirksamkeit auf diesem Gebiete auch weiterhin ihre Früchte tragen wird. Daß der Ornamentstich wissenschaftlich die ihm gebührende Würdigung gefunden hat, daran gebührt Jessen kein geringes Verdienst; hoffentlich gelingt es der vorliegenden Arbeit, das Verständnis und das Interesse für ihn auch beim größeren Kunstpublikum zu erwecken oder zu steigern. Die Ornamentstichliteratur begreift die Vorlagewerke für die gesamten Werkkünste, und in diesen Schöpfungen der graphischen Kunst entfalten sich die Formvorstellungen oft am frühesten, vielfach aber auch unbehinderter, als ihnen das in der künstlerischen Anwendung vergönnt ist. So bilden sie eine fruchtbare Quelle der Stilforschung und der Stilerkenntnis, und es eröffnen sich aus ihrem Studium nicht selten die bemerkens-

wertesten und lehrreichsten Zusammenhänge. Das bezeugt schon der — übrigens reichliche und trefflich ausgewählte — Abbildungsstoff des Bandes: von den 1607 erschienenen Grotesken des Augsburger Lukas Kilian führt eine direkte Linie zu gewissen Deckenmalereien des deutschen Rokokos (Sanssouci!) und in denen des Nürnbergers Christoph Jamnitzer (1610) erkennen wir bereits den Geist, der uns später bei einem der Begründer des französischen Rokokos, bei Meissonnier, begegnet — man braucht nur das geistreich verwegene Titelblatt der Huquier-Ausgabe seiner Entwürfe mit dem bei Jessen gegebenen Blatte Jamnitzers zu vergleichen. Aber auch wer derartigen Zusammenhängen nicht nachgeht, kommt bei der Beschäftigung mit dem Ornamentstich auf seine Rechnung, da dessen Schöpfungen durch Originalität der Erfindung, geistreiche Behandlung der Form und große Mannigfaltigkeit von hohem Reize sind; dazu tritt die immer interessante lebendige Wechselwirkung zwischen der Phantasie des Entwerfers und den Leistungen der angewandten Kunst. Und so sei der Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, daß Jessens gediegenes Buch, das der Verlag durch ein würdiges Gewand geehrt hat, der Kunst des Ornamentstiches neue Freunde werben möge. **adr.**

Der literarische Nachlaß Giorgio Vasaris. Herausgegeben und mit kritischem Apparate versehen von **Karl Frey.** München 1923. Georg Müller.

Es erregte in den Kreisen der Kunsthistoriker ein gewisses Aufsehen, als bekannt wurde, daß die gesamte literarische Hinterlassenschaft Vasaris, des klassischen Künstlerbiographen der Renaissance, im Hausarchive des Grafen Rasponi-Spinetti zu Florenz aufgefunden und daß ihre Veröffentlichung dem Berliner Kunsthistoriker Karl Frey anvertraut worden sei. Über der langwierigen und mühseligen Arbeit ist Frey dahingegangen; als sein literarischer Testamentsvollstrecker hat sein Sohn das Werk herausgegeben, das anscheinend auf mehrere Bände berechnet ist und gleichzeitig in deutscher und italienischer Ausgabe erscheint. Der vorliegende erste Band bringt Vasaris Briefwechsel vom April 1532 bis zum Mai 1563. Vasaris eigene Briefe sind ja nun bereits früher (vor allem von Milanesi) veröffentlicht, von den Antworten darauf u. a. die von Michelangelo und von Pietro Aretino. Neu ist also die ganze sonstige Reihe der Briefe an Vasari, darunter zahlreiche von namhaften Persönlichkeiten der italienischen Renaissance, wie Paolo Giovio, Annibale Caro, Vincenzo Borghini. Es sind im ganzen 411 Briefe, die der Band bringt, und die schon bekannten wie die neuen sind von Frey mit jener philologischen Gewissenhaftigkeit behandelt worden, deren er sich stets befleißigt hat. Dies ganze große Briefkorpus aber ist nun von Frey mit einem Kommentar versehen worden, in dem sein Bienenfleiß und seine ungeheure, bis in die letzten Einzelheiten dringende Kenntnis der literarischen und monumentalen Quellen der italienischen Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts einen wahren Triumph feiert. Man muß es dem Selbstgefühle eines so hochgelehrten Herrn schon nachsehen, daß er in der Polemik gegen andere Arbeiter im Weinberge leicht schärfer wird als nötig scheint. Soll nun das Gesamtergebnis dieses imponierenden Kraftaufwandes kurz bezeichnet werden, so ist es in erster Linie darin zu suchen, daß der Lebens- und Schaffensgang Vasaris in allen seinen Wendungen begleitet und erhellt wird, und bei den ausgedehnten und engen Verbindungen, die Vasari mit dem päpstlichen und dem florentinischen Hofe, mit Künstlern, Gelehrten und Männern von Welt unterhielt, fällt hierbei natürlich nach vielerlei Seiten Licht. Für die Quellenkunde ist es vor allem von Bedeutung, daß die vielerörterte Entstehungsgeschichte der Künstlerviten Vasaris von Frey durch alle Stadien genau verfolgt und festgestellt worden ist. Seine Wirksamkeit als Maler und Baumeister wird Schritt vor Schritt verfolgt; ein nicht geringer Teil der Briefe gilt den gelehrten Programmen, die Vasaris literarische Freunde ihm für seine großen Gemäldezyklen zubereiteten. In sein Verhältnis zu Cosimo Medici und damit überhaupt in Organisation und Betrieb der mediceischen Kunstpflege erhält man offenen Einblick. Und natürlich fällt nach allen Seiten für die Geschichte der Kunst und des Kunstlebens wie auch für die Kulturgeschichte vielerlei ab. In jener Beziehung sei die Klärung der einigermaßen verworrenen Anfänge der von Cosimo gestifteten Kunstakademie zu Florenz, in dieser die Heiratsangelegenheit Vasaris als Beispiel hervorgehoben, die von ihm und seinen Freunden mit einem sehr bezeichnenden nüchternen Geschäftssinne behandelt wird. In Summa: Frey hat mit dem Carteggio Vasariano in mustergültiger Form der Wissenschaft eine gewaltige Materialsammlung geschenkt, die ihr auf lange hinaus Arbeitsstoff und Anregung geben wird; und wenn deutscher Gelehrtenfleiß von jeher gerühmt worden ist, so gebührt dem Dahingegangenen die Ehre, daß er diesen alten Ruf durch seine Leistung erneut bewährt hat. Der Verlag hat dem Werke dieselbe vortreffliche und vornehme Ausstattung angedeihen lassen, durch die er bereits die nun gleichfalls als Torso zurückbleibende große Vasari-Ausgabe Freys zu einer Freude für jeden Bücherfreund gestaltet hat. **Dr.**

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)



Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



51. Jahrgang Dezember 1924

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“
begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.
Preis des Heftes 1,50 Goldmark.
Für das Ausland 0,38 Dollar (nordamerikanischer Währung) zuzüglich Porto.
Jahresbezug M. 18,— und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.
Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Zum Kapitel Holstein

von

L. Raschdau

Das kürzlich im Verlage von Gebr. Paetel erschienene Werk von Johannes Haller „Aus dem Leben des Fürsten Eulenburg“ bringt zahlreiche Mitteilungen über den Geheimrat von Holstein, das bekannte Mitglied der politischen Abteilung des Berliner Auswärtigen Amts, und hat damit die Beschäftigung der öffentlichen Meinung mit diesem Sonderling von neuem angeregt. Seltsam genug, während seiner Wirksamkeit im Amt ist über diese Persönlichkeit nur wenig in die Außenwelt gedrungen, während jetzt, 15 Jahre nach seinem Ableben, durch die verschiedenen Denkwürdigkeiten von Diplomaten immer helleres Licht über ihn verbreitet wird. Er war ein Psychopath von mimosenhafter Empfindlichkeit und trotz manchen bemerkenswerten Geistesgaben und trotz einem — für Neulinge gefährlichen — Reiz der Unterhaltung zeitweise von Wahnvorstellungen beherrscht, die ihn für eine verantwortungsvolle Stellung im Staatsleben geradezu unmöglich machten. Das war auch die Auffassung, die Fürst Bismarck von ihm hatte. Ich habe nach längerer Beobachtung die Überzeugung gewonnen, daß er selbst sich dieser Schwäche bewußt und dies der Grund war, daß er trotz seinem Einflusse nicht den Mut besaß, nach außen eine Verantwortung zu übernehmen und die entsprechende Stellung zu erstreben. Über diese Dinge und die, ich möchte sagen, verschrobene Natur Holsteins ließe sich noch mancherlei sagen: in den nachfolgenden Zeilen beschränke ich mich darauf, lediglich Tatsachen sprechen zu lassen. Ich bin oft gefragt worden von solchen, welche die verschiedenen Denkwürdigkeiten gelesen hatten, wie denn die so vielfach als bedenklich beanstandete Tätigkeit des Mannes sich im einzelnen vollzogen habe, und wie es ihm gelungen sei, der Eingriffe seiner Vorgesetzten zu spotten. Diese Frage dürfte der folgende Fall beantworten, für dessen Verständnis wenige einleitende Worte genügen.

Solange Fürst Bismarck leitete, verlief Holsteins und meine Zusammenarbeit in der politischen Abteilung ungetrübt. Während unter dem großen Kanzler von einem bemerkbaren Einfluß Holsteins in sachlichen Fragen der großen Politik keine Rede war, wurde das seit Frühjahr 1890 ganz anders. Tatsächlich haben die beiden damaligen Leiter des Amts, Caprivi und Marschall, namentlich in den ersten Jahren, so sehr unter seinem Bann gestanden, daß nichts Wichtiges ohne Holsteins Zustimmung geschah. Ich habe demgegenüber versucht, mein selbständiges Urteil zu bewahren und damit an der vorgesetzten Stelle nicht zurückgehalten. Das führte bereits im Sommer 1890 zu beträcht-

lichen Gegensätzen in den Ratschlägen, die wir Caprivi vorzutragen berufen waren. Diese haben sich dann, obwohl auf rein sachlichem Boden sich bewegend, so verschärft, daß unser persönlicher Verkehr ganz aufhörte, und Caprivi die Notwendigkeit erkannte, eine Trennung vorzunehmen. Er ließ mich als Gesandten nach Weimar gehen mit der Zusage, mich bei erster Gelegenheit für einen wichtigeren Posten in Vorschlag zu bringen.

Alles übrige ergibt sich aus dem folgenden Schriftwechsel:

Weimar, 4. Mai 1895.

An den Staatssekretär Freiherrn von Marschall,
Berlin.

Hochgeehrter Herr Staatssekretär.

Nachdem nunmehr seit Antritt meines hiesigen Postens nahezu ein halbes Jahr verstrichen ist, darf ich auf diesem vertraulichen Wege eine Angelegenheit zur Sprache bringen, auf die, wie Euer Exzellenz sich erinnern werden, ich in Berlin deren Aufmerksamkeit wiederholt gelenkt habe.

Aus dem Referat des Wirkl. Geheimen Legationsrats von Holstein sind mir hier keine politischen Berichte zugegangen. Weder aus Paris, noch aus Rom, noch aus Madrid habe ich seit Anfang des Jahres irgendeinen politischen Bericht, wie sie sonst hierher zur üblichen Mitteilung gelangten, erhalten. Ich habe hier aus den früheren Jahren eine Statistik aufgestellt, die wirklich erbaulich ist und Euer Exzellenz zur Verfügung steht. Erklärlicherweise mußte dieser Ausfall auch hier an höchster Stelle auffallen.

Euer Exzellenz bitte ich überzeugt zu sein, daß es mir fernliegt, Ihnen in Ihren schwierigen Aufgaben durch persönliche Anliegen lästig zu fallen, und ich würde, wenn ich glaubte, Euer Exzellenz persönlich einen Dienst zu erweisen, die Sache nicht weiter verfolgen. An sich betrachtet ist ja der Vorgang ein wahrer Skandal. Er beweist von neuem, wie in jenem Referat sachliche Erwägungen den Eingebungen persönlicher Rankune Platz machen und daß dann auch der Wille der Leitung nicht zur Geltung zu kommen vermag. Denn ich darf annehmen, daß Euer Exzellenz seiner Zeit auf meine wiederholte Bitte die Anweisung gegeben haben, daß in dem früher üblichen Verfahren eine Änderung nicht einzutreten habe. Ich hatte mir damals auch gestattet, zu erwähnen, welcher Zweck mit dieser Boykottierung erreicht werden sollte. Und es würde mich gar nicht wundern, wenn ähnlich wie bei jenen Ausgängen der Zentralstelle auch meine politischen Berichte, soweit sie der Einwirkung jenes Referats unterliegen, von dieser planmäßigen Boykottierung betroffen würden.

Ich wiederhole es, daß ich Euer Exzellenz zu Gefallen die Angelegenheit, so ernst sie an sich ist, ruhen lassen würde, aber ich würde es für einen Mangel an amtlicher Aufrichtigkeit halten, wenn ich Sie über den Verlauf der Sache nicht unterrichten wollte.

Genehmigen Euer Exzellenz . . . Raschdau.

Eine Antwort erfolgte nicht. Ich nahm bei meinen Anwesenheiten in Berlin Gelegenheit, das Anliegen mündlich zu wiederholen, worauf ich vertröstende Zusicherungen erhielt. Hauptsächlich aber waren es Mitteilungen auf indirektem Wege über bevorstehende Versetzungen auf einen anderen Posten, die mich abhielten, die Angelegenheit ernster zu verfolgen. So ver-

gingen fast zwei Jahre, bis ich die Erfolglosigkeit des Wartens erkannte. Ich beschloß nun, die Sache mit Nachdruck wieder aufzunehmen. Ich wandte mich jetzt an den Reichskanzler als den mir vorgesetzten Minister der Auswärtigen Angelegenheiten.

Weimar, den 6. Februar 1897.

An den Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Fürsten Hohenlohe, Berlin.

S. Kgl. H. der Großherzog hat mir im Laufe der letzten Monate wiederholt, wenn auch in der liebenswürdigen Form, in der der Hohe Herr mit mir zu reden pflegt, sein Befremden ausgesprochen, daß die von ihm stets gern gelesenen politischen Berichte, die ihm seitens der Gesandtschaft seit Jahrzehnten zugesandt zu werden pflegten, mehr und mehr abnähmen. Ganz kürzlich kam der Großherzog auf die Sache zurück, und als ich S. Kgl. H. erwiderte, die fraglichen Berichte gingen mir aus Berlin sehr spärlich zu, bat mich Höchstderselbe, ich möge bei E. D. den Wert hervorheben, den er den Mitteilungen beimesse.

Bis zu meiner Berufung nach Weimar gingen hier durchschnittlich 500 politische Berichte jährlich ein. Mit dem Moment, da meine Versetzung aus dem Amte hierher verlautete (Herbst 1894), begann sogleich die Einschränkung dieser Mitteilungen. Es ist der Zustand eingetreten, den ich vom ersten Moment an vorausgesehen und damals sogleich zur Sprache gebracht habe.

Die Gründe dieses ungewöhnlichen Verfahrens sind weit entfernt, sachlicher Natur zu sein. Es werden hier persönliche Stimmungen auf das amtliche Gebiet übertragen, und sie finden in dieser Art von Boykottierung ihren Ausdruck. Ich wäre in dem Wunsche, E. D. persönlich nicht mit diesen Dingen zu behelligen, gern über diese, nach Ansicht Unbeteiligter nicht scharf genug zu beurteilende Erschwerung meiner dienstlichen Stellung mit Stillschweigen hinweggegangen. Die ohne Zweifel in kurzem wiederkehrende Aufforderung S. Kgl. H. des Großherzogs nötigt mich indessen, die Sache vorzutragen und E. D. die gehorsame Bitte auszusprechen, hochgeneigtest anordnen zu wollen, daß die fraglichen Berichte in derselben Weise wie unter meinem Vorgänger hierher zur Mitteilung gelangen. Raschdau.

Eine Antwort erfolgte nicht. Ich nahm daher Gelegenheit, den Reichskanzler in Berlin während meines Sommerurlaubs aufzusuchen und ihm die Angelegenheit ausführlich vorzutragen. In dem Zustande änderte sich nichts. Darauf nahm ich den schriftlichen Weg wieder auf.

Weimar, 12. Juni 1897.

Dem Fürsten Hohenlohe,
Berlin.

Euere Durchlaucht hatten die Geneigtheit, auf meinen gehorsamsten mündlichen Vortrag vom 2. d. M. zu bestimmen, daß es mit der Mitteilung der politischen Berichte der deutschen Vertreter im Auslande ebenso gehalten werden solle, wie dies früher seitens des Auswärtigen Amtes der hiesigen Gesandtschaft gegenüber üblich gewesen. S. Kgl. H. der Großherzog legt auf diese Mitteilungen ganz besonderen Wert und hat mir wiederholt seine Überraschung ausgesprochen, daß ihm namentlich die Berichte der Botschafter in Paris und Rom, die ihn lebhaft interessierten, vollständig entzogen blieben.

Nun ist mir auch in dieser Woche kein politischer Bericht zugegangen, und ich besorge, daß vielleicht durch eine Verzögerung in der büreaumäßigen Weitergabe jener Verfügung die Ausführung aufgehalten wird. S. Kgl. H. wird mich voraussichtlich in den nächsten Tagen auf der Wartburg empfangen, und ich würde E. D. gehorsamsten Dank wissen, wenn Hochdieselben mich benachrichtigen lassen wollten, daß ich S. Kgl. H. die Zusage geben kann, seinen Wünschen werde fernerhin in ausgiebiger Weise Rechnung getragen werden.

Raschdau.

Weimar, den 14. Juni 1897.

An den Fürsten Hohenlohe,
Berlin.

E. D. beehre ich mich im Anschluß an meinen Bericht vom 12. d. M. gehorsamst zu melden, daß S. Kgl. H. der Großherzog mich auf Donnerstag d. 17. nach der Wartburg eingeladen hat. Ich darf dabei bemerken, daß mir auch bis heute kein politischer Gesandtschaftsbericht zugekommen ist, den ich dem Hohen Herrn vorlegen könnte. Raschdau.

Weimar, den 19. Juni 1897.

Dem Fürsten Hohenlohe,
Berlin.

E. D. erlaube ich mir gehorsamst zu bitten, mich mit einem Bescheide auf meinen Bericht vom 12. d. M. versehen lassen zu wollen. Ich kann nicht verschweigen, daß die Erledigung der Angelegenheit auf die Art meiner persönlichen Beziehungen zu S. Kgl. H. dem Großherzoge, Höchstwelcher die Sache mir gegenüber vielfach zur Sprache gebracht hat, von Einfluß sein muß. E. D. wollen daher die erneute Anregung der Angelegenheit hochgeneigtest entschuldigen. Raschdau.

Berlin, den 22. Juni 1897.

Dem Kgl. Gesandten Raschdau,
Weimar.

Euer Hochwohlgeboren erwidere ich auf die gefälligen Berichte vom 12., 14. und 19. d. M. ergebenst, daß ich es nach Prüfung der Frage aus sachlichen Gründen nicht für angezeigt halte, den Wünschen deutscher Regierungen nach Mitteilung diplomatischer Berichte der Kaiserlichen Vertreter im Auslande über eine gewisse Grenze hinaus Rechnung zu tragen.

Auch muß ich es lediglich mir, bzw. dem Chef des Auswärtigen Amts vorbehalten, zu entscheiden, in welchem Umfange hiernach im einzelnen Fall Mitteilung von Berichten stattzufinden hat. Indessen stelle ich Euer Hochwohlgeboren ergebenst anheim, falls seitens S. Kgl. H. des Großherzogs Anregungen gleicher Art von neuem an Sie gelangen, mir hierüber gefälligst berichten zu wollen. Fürst Hohenlohe.

Weimar, den 24. Juni 1897.

Dem Fürsten Hohenlohe,
Berlin.

Den hohen Erlaß Nr. 81 vom 22. d. M. habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und ich erlaube mir, meinen gehorsamsten Dank für die Zusage auszusprechen, daß E. D. es lediglich sich selbst und dem Herrn Chef des Aus-

wärtigen Amts vorbehalten zu entscheiden, in welchem Umfange im einzelnen Fall Mitteilungen von diplomatischen Berichten der Kaiserlichen Vertretungen im Auslande an die Preußischen Gesandtschaften zu erfolgen haben. So ist es in der Tat unter der Leitung des Fürsten Bismarck stets gehalten worden. Sogleich bei der ersten Lektüre der eingegangenen diplomatischen Berichte sind damals von dem Herrn Reichskanzler bzw. von dem Herrn Staatssekretär die Königlichen Vertretungen in margine bezeichnet worden, an welche die Berichte von den Herren Referenten mitzuteilen waren. Dieses Verfahren ist — wie sich nunmehr ergibt — aus damals naheliegenden, jetzt nicht mehr zutreffenden Gründen — außer Gebrauch gekommen, und die k. Vertretungen werden nur dankbar sein können, wenn diese Übung nach Obigem wieder aufgenommen würde. In den letzten Jahren ist dem aber nicht so gewesen. Nicht lediglich E. D. und der Herr Staatssekretär haben den Umfang der fraglichen Mitteilungen bestimmt, sondern ein Dritter hat gegen den ausgesprochenen Willen des Herrn Staatssekretärs die Erledigung der Berichte in der ihm gut scheinenden Weise gehandhabt. Ich bin daher, um nicht den Eindruck zu erwecken, als ob ich nach meiner langjährigen Tätigkeit in der politischen Abteilung eine unberechtigte Bitte ausgesprochen hätte, genötigt, diesen Vorwurf näher zu begründen.

Sogleich nach meiner Designierung zum Königl. Gesandten in Weimar und noch während ich im Amte beschäftigt war, konstatierte ich, daß der Wirkl. Geheime Legationsrat von Holstein in der Mitteilung der diplomatischen Berichte nach Weimar das bisherige Verfahren änderte. Es war sogleich daraus die Absicht zu erkennen, der hiesigen Gesandtschaft die diplomatischen Mitteilungen allmählich zu entziehen. Ich habe damals den Herrn Staatssekretär auf diesen erstaunlichen Vorgang aufmerksam gemacht und Herrn von Marschall meine Besorgnis ausgesprochen, daß dieses Verfahren meine Aufgabe in Weimar zu erschweren, insbesondere meine Stellung zum Großherzog, der in der Entsendung eines Beamten der politischen Abteilung eher eine Begünstigung in der fraglichen Richtung zu sehen berechtigt gewesen wäre, von vornherein kompromittieren müsse. Herr von Marschall hat mir damals die bestimmte Zusicherung gegeben, ich könne ohne Sorge sein, er verbürge sich dafür, daß mir die Berichte in der bisherigen Weise zugängig gemacht werden würden. Diese Vorstellung ist später bei Herrn von Marschall wiederholt worden und ebenso die amtliche Zusicherung. Aber die Entwickelung ist ganz so verlaufen, wie ich sie von Anfang vorausgesehen. Aus dem Referate des Herrn von Holstein (Frankreich, Italien, Spanien usw.) sind mir seit über zwei Jahren überhaupt keine Mitteilungen mehr zugegangen; die wenigen, die daraus nach Weimar gelangten, datieren aus seiner Urlaubszeit. Ich habe mich brieflich an Herrn von Marschall gewandt und vorgestellt, wie die Sache laufe und wie diese Behandlung, die übrigens sogar in den Büros des Amts auffiel und mich in den Augen aller mit den Dingen vertrauten Herren in eine demütigende Lage brachte, meine hiesige Stellung beeinflusse. Eine Antwort ist mir hierauf nicht zugegangen. Ich habe endlich, als die Mahnungen S. Kgl. H. des Großherzogs immer dringender wurden, ihm die Berichte wieder zuzuschicken, mich unter dem 6. Febr. d. J. an Euere Durchlaucht gewandt und Hochdieselben haben, wie E. D. unter dem 2. d. M. die Güte hatten, mir mündlich mitzuteilen, Herrn von Marschall ersucht, dem Wunsche des Großherzogs stattzugeben. Alle diese Schritte aber haben nur das entgegengesetzte Ergebnis gehabt, und ich befand mich schließlich in der höchst peinlichen Lage vor dem hiesigen Souverän, daß seine Bitten und

Mahnungen fruchtlos verhallten, und meine im Verhoffen einer Änderung des Verfahrens ihn vertröstenden Zusagen durch den Verlauf Lügen gestraft wurden. Diese Dinge reden eine deutliche Sprache: es ist dem Herrn Staatssekretär nicht gelungen, seiner Autorität Geltung zu verschaffen, und es heißt den Sachverhalt verschieben, wenn jetzt E. D. von anderer Seite die Angelegenheit so dargestellt worden ist, als beruhe die geschäftliche Behandlung auf einer von oben gutgeheißenen Bestimmung, wonach, wie der hohe Erlaß bemerkt, den deutschen Regierungen gegenüber jetzt über eine gewisse Grenze der Mitteilungen nicht mehr hinausgegangen werden könne. Dieses Maß hat zu allen Zeiten bestanden; aber im vorliegenden Falle handelt es sich nicht um eine gewisse Grenze, sondern um die vollständige Entziehung sämtlicher Berichte im Hauptreferat der politischen Abteilung. Wenn es aber darnach der betreffende Referent versucht, seine persönlichen Stimmungen auf das amtliche Gebiet zu übertragen und mich auf diesem Gebiet zu schädigen, so würde ich meiner Stellung als Vertreter Seiner Majestät und meiner Eigenschaft als preußischer Beamter nicht gewachsen zu sein glauben, wenn ich diesen Versuchen nicht mit allen meinen Kräften entgegenträte. Ich habe den Verlauf der Sache, um mich in einer das persönliche Empfinden naturgemäß beeinflussenden Frage nicht lediglich von meinem eigenen Urteil leiten zu lassen, hochgestellten Beamten des Kaiserlichen und Königlichen Dienstes dargelegt, und bin dort dem gleichen Unwillen begegnet. Nur der Umstand, daß das Material nicht vollständig unterbreitet wird, konnte E. D. ein anderes Bild von der Angelegenheit geben. Ich möchte daher E. D. inständigst bitten, wenn Hochdieselben die Frage in erneute Erwägung ziehen, zu dem zu erstattenden Vortrage mich zuziehen zu wollen. Über den Ausgang der Sache werde ich dann nicht im Zweifel sein.

Endlich darf ich mit Bezug auf den Schlußsatz des hohen Erlasses gehorsamst berichten, daß auch bei meiner letzten Unterhaltung mit S. Kgl. H. in vergangener Woche der Hohe Herr von neuem auf die Sache zurückgekommen ist und auch dieses Mal wieder den lebhaften Wunsch geäußert hat, die diplomatischen Berichte in der früheren Weise zu erhalten. Der Großherzog hat mich wiederum beauftragt, diese Bitte in seinem Namen E. D. persönlich vorzutragen. Ich darf darnach einem hohen Bescheide gehorsamst entgegensehen.

Raschdau.

Weimar, den 3. Juli 1897.

Dem Fürsten Hohenlohe,
Berlin.

S. Kgl. H. der Großherzog wird in den nächsten Tagen von Seinem Aufenthalt in Schwerin in sein Land zurückkehren. E. D. bitte ich daher gehorsamst, mich auf meinen Bericht vom 24. v. M. mit einem Bescheide hochgeneigtest versehen zu wollen. Raschdau.

Weimar, den 12. Juli 1897.

Dem Fürsten Hohenlohe,
Berlin.

S. Kgl. H. der Großherzog ist vorgestern von seinem Aufenthalt in Schwerin, von wo er dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh einen einstündigen und S. M. dem König von Sachsen einen zweitägigen Besuch in Pillnitz abgestattet hat, hier wieder eingetroffen und hat sich bereits gestern nach dem

Landsitz Wilhelmstal bei Eisenach begeben. Ich habe es vermieden, S. Kgl. H. hier zu begegnen, da ohne Zweifel der Hohe Herr sich nach dem Ergebnis der von mir in Höchsteinem Auftrage E. D. vorgetragenen Bitte erkundigt hätte. Voraussichtlich wird der Großherzog mich bei Gelegenheit nach Wilhelmstal einladen, und ich erlaube mir daher meinen gehorsamsten Bericht vom 24. d. M. in Erinnerung zu bringen. Raschdau.

Inzwischen hatte sich in der Leitung des Staatssekretariats des Auswärtigen Amts ein Wechsel vollzogen. Freiherr v. Marschall war auf unbegrenzten Urlaub gegangen, und der Botschafter in Rom, von Bülow, mit seiner Vertretung beauftragt worden. Die endgültige Ernennung zum Staatssekretär war vorauszusehen.

Weimar, den 10. Juli 1897.

Dem Ksrl. Botschafter von Bülow,
Semmering, Österreich.

Hochgeehrter Herr Botschafter,

E. E. bitte ich geneigtest entschuldigen zu wollen, wenn ich auch nur für einige Minuten die spärlich zugemessene Zeit Ihrer Ferien in Anspruch zu nehmen wage. Ich kann E. E. versichern, daß es mir nicht leicht geworden ist, diesen Schritt zu tun, indessen da die Sache eine größere Tragweite besitzt, als es vielleicht auf den ersten Blick den Anschein hat, habe ich geglaubt, meine Bedenken zurückstellen zu sollen.

(Es folgt eine Darstellung des vorliegenden Falles, die dem Leser nichts Neues sagt und mit folgenden Worten schließt:)

Dies ist der augenblickliche Stand der Angelegenheit. E. E. werden die Ansicht teilen, daß ich nicht nur gerechten Anlaß, sondern als kgl. Vertreter die Verpflichtung habe, den in seinen Motiven höchst charakteristischen Fall zu berichten. Es ist in der Tat ein Skandal, wie er in der preußischen Beamtengeschichte vergebens seinesgleichen sucht. Von Anfang an wird mir von meinen Vorgesetzten die Berechtigung meiner Beschwerde voll anerkannt; es wird mir die Abhilfe, die keine Schwierigkeit geboten hätte, bestimmt zugesichert, aber im letzten Augenblicke versagt jedemal die Autorität. Man wird unwillkürlich an Erscheinungen gemahnt, die in den letzten Berliner politischen Prozessen[1]) zutage getreten sind. Aber ich glaube, daß ein Beamter solche Dinge wie die geschilderten nicht wie ein unabänderliches Schicksal über sich ergehen lassen soll.

Wenn ich E. E. schon jetzt privatim von der Sache Bericht erstatte, so möchte ich damit verhüten, daß in dem Augenblick, wo Sie genötigt sein werden, sich damit amtlich zu beschäftigen, Ihnen von vornherein das Material unvollständig unterbreitet wird. Denn die Natur des Falls brachte es mit sich, daß er mit Diskretion behandelt wurde. Und ich habe auch hier die Angelegenheit in ihren engsten Rahmen gefaßt.

pp. Raschdau.

1) Gemeint sind die Prozesse Leckert-Lützow und Tausch.

Weimar, den 17. Juli 1897.

Dem Fürsten Hohenlohe,
Berlin.

Wie ich in meinem gehorsamsten Bericht vom 12. d. M. angedeutet, hat S. Kgl. H. der Großherzog die Gnade gehabt, mich und meine Frau auf nächste Woche zu einem mehrtägigen Aufenthalt nach seinem Landsitz Wilhelmstal bei Eisenach einzuladen. Es ist gar nicht zu vermeiden, daß bei dieser Gelegenheit die Frage der Mitteilung diplomatischer Berichte an die hiesige Gesandtschaft berührt werden wird. E. D. hatten mich im hohen Erlaß vom 22. v. M. beauftragt, zu berichten, falls der Hohe Herr auf die Angelegenheit zurückkommt, und ich bin diesem Befehl nachgekommen, ohne daß indessen in dem beklagten Verfahren eine Änderung bisher eingetreten wäre. In dem fraglichen Bericht habe ich gleichzeitig die Ehre gehabt darzustellen, worauf tatsächlich die Einschränkung bzw. völlige Unterdrückung der diplomatischen Mitteilungen zurückzuführen ist. Ich möchte den dortigen Angaben noch ein Moment hinzufügen.

Welches auch die charakteristischen Nebenumstände sein mögen, die den Fall begleiten, so scheint mir doch, daß schon allein der von einem Bundesfürsten wiederholt ausgesprochene Wunsch eine gewisse Berücksichtigung seitens der politischen Leitung Preußens würdig ist, zumal die Erfüllung dieses Wunsches keine Schwierigkeiten bietet. Der Großherzog muß nachgerade das Gefühl bekommen, daß ihm gegenüber ein gewisser Verdacht obwaltet. Nun habe ich aber in den vergangenen Jahren des öfteren Gelegenheit gehabt zu konstatieren, wie der Senior der deutschen Bundesfürsten ein Herr von unzweifelhaft nationaler Gesinnung ist und von unbedingter Treue und Loyalität zu Kaiser und Reich durchdrungen ist. Wenn ein solcher Souverän den Wunsch ausspricht, daß ein Gebrauch, der ihm gegenüber seit einem Menschenalter beobachtet worden, weiter bestehen bleibe, so sollte man meinen, daß die Pflege der guten Beziehungen unserer politischen Leitung zu dem vortrefflich gesinnten Herrn an sich es ratsam erscheinen lassen sollte, seinem Wunsche entgegenzukommen.

E. D. bitte ich darnach, mich auf meine Berichte vom 24. v. M., 3. und 12. d. M. hochgeneigtest mit einem Bescheide versehen zu wollen.

Raschdau.

Weimar, den 30. Juli 1897.

Dem Fürsten Hohenlohe.

E. D. beehre ich mich im Anschluß an meinen Bericht vom 17. d. M. gehorsamst vorzutragen, daß auch während meines mehrtägigen Aufenthalts auf Schloß Wilhelmstal der Großherzog die Frage der Mitteilung der diplomatischen Berichte berührt hat. Ich habe dem Hohen Herrn, der speziell auf die Pariser Berichte zu sprechen kam, entsprechend dem hohen Erlaß v. 22. Juni gesagt, daß fernerhin Ew. Durchlaucht bzw. der Herr Staatssekretär die mitzuteilenden Berichte im einzelnen Fall bestimmen wollten, daß aber E. D. Abwesenheit, bzw. der sich vorbereitende Personenwechsel die Ausführung der Sache verzögere. E. D. würde ich Dank wissen, wenn das seit einem Menschenalter dem Großherzog gegenüber geübte Verfahren der fraglichen Zusendungen jetzt wieder aufgenommen würde. Es ist mir seit über einem halben Jahre eine überaus peinliche Aufgabe, den Hohen Herrn, der mir mit dem größten Vertrauen entgegenkommt und mir stets Beweise seiner persönlichen Huld

gibt, über die wahren Motive der gegen mich trotz des wiederholt ausgesprochenen Willens der verantwortlichen Herren Leiter des Amtes geübten Boycottierung mit Ausflüchten hinwegzutäuschen.

Sollten bei E. D. übrigens auch jetzt noch Zweifel über den wahren Charakter des Verfahrens obwalten, so bin ich in der Lage zu den bereits angeführten weitere unzweideutige Beweise vorzutragen, und ich erlaube mir E. D. für diesen Fall gehorsamst zu bitten, mich zu mündlichem Vortrage verstatten zu wollen.

E. D. darf ich darnach ehrerbietigst anheimstellen, mich mit einem hochgeneigten Bescheide versehen zu wollen. Raschdau.

Nun überkam die Berliner Herren doch die Sorge, daß ich die Sache nicht mehr auf sich beruhen lassen würde, und es wurde ein Weg gewählt, der mich nach ihrer Auffassung zum Schweigen bringen mußte. Sie wurde dem Kaiser, der sich auf der Nordfahrt befand, vorgetragen und von ihm die folgende Entscheidung erwirkt, die ich, soweit sie sich auf meinen Fall bezieht, wiedergebe.

Ausw. Amt.
Ganz geheim.
An den Gesandten Raschdau,
Weimar.

Bestimmung S. M. des Kaisers.

Wenn aus Courtoisie gegen die Großherzöge von Sachsen-Weimar und Baden den Hohen Herren ab und zu, durch Vermittlung meiner Vertreter, Mitteilungen politischer Nachrichten zugegangen sind, wie dieses in den drei Königreichen der Fall ist, so kann damit durchaus kein Recht weder für die beiden Großherzöge noch gar für andere Bundesfürsten abgeleitet werden. Im Interesse der Ausw. Politik dürfte es sogar liegen, die politischen Mitteilungen an den Großherzog von Sachsen-Weimar einzustellen, wenn er einen Akt der Courtoisie mißversteht auf einem Gebiete, das Reichssache ist und zu meinen Prärogativen gehört. Der Gesandte in Weimar ist anzuweisen, in geeigneter und schonender Weise S. Kgl. H. den Großherzog auf den lediglich persönlichen Charakter aufmerksam zu machen, den die ihm zugehende Mitteilung politischer Nachrichten trägt. Auch hat das Ausw. Amt dafür Sorge zu tragen, daß diese Mitteilungen an den Hohen Herrn mit Maß erfolgen, und den Gesandten in Weimar anzuweisen, etwa trotz den sich wiederholenden Wünschen des Hohen Herrn nach mehr politischen Nachrichten in höflicher Form auszuweichen.

Vorstehender k. Befehl wurde mir vom Fürsten Hohenlohe gleichzeitig mit dem folgenden Erlaß mitgeteilt mit der Anweisung, das Aktenstück zu „sekretieren".

Berlin, den 2. August 1897.

Euer gef. Berichte vom 24. Juni, vom 3., 12. und 17. v. M. finden durch meinen Erlaß vom heutigen Tage ihre Erledigung.

Fürst Hohenlohe.

Kiel, An Bord S. M. Yacht Hohenzollern.
An Gesandten Raschdau, 3. 8. 97.
Weimar.

Verehrter Herr Geheimrat!

Ich glaube Sie richtig verstanden zu haben, wenn ich schon im Hinblick darauf, daß ich die Geschäfte noch nicht übernommen habe, Ihr im Semmering erhaltenes Schreiben nicht als eine amtliche Vorstellung, sondern als eine für meine Orientierung bestimmte ganz vertrauliche Information auffaßte. Ich konnte dasselbe auch deshalb nicht wohl erwidern, bevor ich nicht wenigstens vorübergehend nach Deutschland zurückgekehrt war.

Soweit der sachliche Teil Ihrer Ausführungen in Frage kommt, haben des Kaisers und Königs Majestät noch neuerdings in jeden Zweifel ausschließender Weise befohlen, daß zur Wahrung der Allerhöchsten Prärogative die Mitteilung politischer Nachrichten auch an Seine Kgl. H. den Großherzog von Sachsen sowohl mit Rücksicht auf den lediglich persönlichen Charakter dieser nur aus Courtoisie erfolgenden Mitteilungen, als um nicht als Präzedenz zu dienen, nur mit Maß erfolgen. Da ich annehmen möchte, daß ich die Übermittlung der diesbezüglichen Willensäußerung unseres Allergnädigsten Herrn an Sie mit Ihrem in Berlin von mir vorgefundenen Bericht vom 30. Juli an den Herrn Reichskanzler gekreuzt hat, gestatte ich mir, letzteren in der Anlage wieder beizufügen.

Was den mehr persönlichen Teil Ihres Schreibens betrifft, bin ich prinzipiell als alter Diplomat wie zur Wahrung der Würde unseres Dienstes mehr geneigt, bestehende Gegensätze tunlichst auszugleichen, oder wenigstens in den Hintergrund zu drängen, als solche zu verschärfen. Ich verstehe aber, daß ein arbeitslustiger und begabter Beamter wie Sie in Weimar trotz aller sonstigen Vorzüge dieses Postens kein geeignetes Feld für seine Tätigkeit findet. Ich hoffe, daß es mir in absehbarer Zeit gelingen wird, Sie auf einen Posten zu bringen, wo Ihre Fähigkeiten sich freier entfalten können.

pp... B. von Bülow.

Dieses im Ton verbindliche Schreiben war ein Muster jener nicht zu unterschätzenden Eigenschaft, von der Bülow so vielfache Beweise gegeben hat, Schwierigkeiten nicht zu überwinden, sondern zu umgehen. Mit meiner Versetzung nach Lissabon, die mir einige Tage später angekündigt wurde, schien ihm der ganze unangenehme Fall ein für allemal erledigt. So verstand ich aber die Sache meinerseits nicht, und ich machte noch einen weiteren Versuch, die Lösung Holsteins von der Zentralstelle zu erreichen. Ich entsagte zunächst dem Gesandtenposten in Portugal, welches Land — nebenbei gesagt — zu dem besonderen Geschäftskreis Holsteins gehörte, und wandte mich unmittelbar an den Monarchen, den er in das Spiel zu ziehen gewußt hatte. Und dazu mit welchen Mitteln! Die Begründung seines Verhaltens damit, daß die Mitteilung der Berichte nach Weimar aus „Courtoisie“ erfolgte, zeugte entweder von einer ungewöhnlichen Unkenntnis oder sie war eine bewußte Täuschung des Kaisers. Tatsächlich ging jenes Verfahren von einer Bestimmung der Reichsverfassung aus, die den Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten geschaffen hatte. Fürst Bismarck liebte diese Einrichtung mit ihrem Recht der Fragestellung nicht und führte den Ersatz ein, daß den Regierungen der drei deutschen Königreiche und zwei weiterer Staaten auf diplomatischem Wege Kenntnis von wichtigeren Auslandsberichten gegeben werden solle. Dieser

Gebrauch hatte sich zur Zufriedenheit der Beteiligten eingebürgert. Der Fall war also jetzt durch die Hereinziehung der kaiserlichen Person noch ernster geworden. Ich gebe im folgenden meinen Immediatbericht im Auszuge wieder:

Sr. Majestät dem Kaiser. Berlin, den 26. Oktober 1897.

. . . .

Die Angelegenheit ist zu kompliziert, um in der durch E. M. kostbare Zeit bedingten Kürze dargestellt zu werden. Ich darf mich auf die Tatsache beschränken, daß durch einen Beamten der politischen Abteilung des Ausw. Amtes, den Geheimrat von Holstein, planmäßig versucht worden ist, meine Stellung in Weimar zu untergraben. Alle meine Bemühungen, hiergegen bei den vorgesetzten Instanzen Schutz zu erhalten, fanden jedes Mal bei meinen zahlreichen mündlichen Vorträgen die unbedingte Zusicherung der Abhilfe, tatsächlich hat bei der Ausführung die Autorität stets versagt. Als ich gegen diese allen preußischen Überlieferungen widersprechenden Vorgänge in einer Reihe von amtlichen Berichten immer dringender vorstellig wurde, ist die Angelegenheit zu E. M. Kenntnis in einer Form gebracht worden, die den Sachverhalt verkehrte und E. M. ein nicht zutreffendes Bild geben mußte. Man hat die Sache so dargestellt, als ob der Großherzog von Sachsen, dieser reichstreue und national gesinnte Senior der deutschen Bundesfürsten, bei anderen deutschen Souveränen [2]) Begehrlichkeiten erwecke, die die Prärogative E. M. berühren, während die Sache tatsächlich so liegt, daß ich auf die Autorität des Ausw. Amts dem Großherzog ganz bestimmte Zusagen gemacht habe, die ihm infolge jener obengedachten Rancünen nicht gehalten worden sind. Ich bin mir bewußt, daß ich hiermit eine Anklage erhebe, die mich, wenn sie unbegründet ist, straffällig macht. E. M. wollen mir daher die Gunst erweisen, mich vor eine Disziplinarbehörde zu stellen, damit ich dort diese Vorwürfe rechtfertige. . . .

Der allergnädigsten Entscheidung E. M. gewärtig, verharre ich in Ehrfurcht

Raschdau.

Aus der Umgebung des Kaisers habe ich seinerzeit erfahren, daß der Monarch diese Eingabe acht Tage bei sich behalten hat. Dann erhielt ich Bescheid in folgender Form:

Berlin, den 6. November 1897.

Dem Gesandten Raschdau,
Berlin.

Unter Bezugnahme auf die an Seine Majestät den Kaiser und König gerichtete Eingabe vom 26. v. M. beehre ich mich Euer Hochwohlgeboren mitzuteilen, daß unser Allergnädigster Herr die Eingabe geprüft haben, Allerhöchst sich jedoch nicht bewogen finden, dem Antrage auf Verweisung vor eine Disziplinarbehörde Folge zu geben. Fürst Hohenlohe.

Was sollte ich nach diesem äußersten Versuch tun? Wie Frhr. von Marschall kurz vorher in einer anderen Angelegenheit „die Flucht in die Öffentlichkeit“ antreten? Der monarchische Gedanke hielt mich ab. Ich verließ aus freien Stücken den Dienst. Holstein hatte auch diesmal gesiegt, und noch acht Jahre dauerte es, bis sich Fürst Bülow zu dem Entschluß aufraffte, sich von dieser dunklen Persönlichkeit zu trennen.

2) Der Großherzog hatte seinem Schwiegersohn, dem Regenten in Schwerin, von der Sache gesprochen.



Zur Beurteilung der Chinesischen Frage

Von

Karl Haushofer

Wer sich die Durchschnittsberichte in der deutschen Tagespresse über die Vorgänge in China zum klaren Bilde abrunden und gestalten möchte, der mag wohl über die Unklarheit und Verworrenheit erschrecken, mit der Mitteleuropa heute dem fernen Osten gegenübersteht, soweit ihm nicht etwa freundlicher Zufall die in der Tagespresse nur allzu seltenen Namen von Francke, Krause, Salzmann oder Wilhelm entgegenführt.

Als nach dem Kriege E. Banse sein kühnes Unternehmen des „Lexikons der Geographie" aufbaute, da war es bezeichnend genug, daß allein der Geologe Solger den Mut aufbrachte — von den fast unverwüstlichen Zügen im Antlitz der Erde ausgehend — die China-Beiträge zu übernehmen. Alle anderen, mehr politisch Eingestellten, die darum befragt wurden, zogen sich aus dem Gefecht etwa mit Worten wie: „Je mehr einer heute von China weiß, je weniger vermißt er sich, darüber zu schreiben."

Wenn es schon Männern so ergeht, die jahrelang im fernen Osten mit ihm auf seelenerschließenden Gebieten zusammengearbeitet haben — dürfen wir dann Fehlurteile übelnehmen bei solchen, denen Landschaft und Menschen gleich unbekannt sind?

Aber das Gewicht der Zukunftsentwicklung von 440 Millionen Menschen — fast einem Viertel der Bevölkerung der Erde — für die Kultur, Macht und Wirtschaft des Planeten (auch unseren eigenen, so arm gewordenen Anteil daran) ist zu groß, als daß sich auf die Dauer solche Unkenntnis entschuldigen ließe. Selbst, wenn man sie entschuldigen könnte, wird sie doch durch Ausfallen aus dem Rennen bestraft. Wir können sie uns also nicht leisten.

Zwei Eigenheiten des chinesischen Lebensraumes aber sind es vor allem, die bei uns das Urteil über ihn erschweren: seine ungleich größeren Strecken und unserer Kultur fremden Räume, für die dem Binnendeutschen die Vorstellungen fehlen, und seine Namen, die unserm Sprachgefühl nichts sagen und deshalb nicht darin haften, zu leicht verwechselt und durcheinander geworfen werden.

Zunächst zu den A u s d e h n u n g e n des jüngsten Machtveränderungs-Schauplatzes! Von Shanghai nach Shan-Hai-Kwan (zwei tatsächlich in der deutschen Berichterstattung gelegentlich verwechselten Plätzen, die nur das eine gemein haben, daß sie beide küstennahe Vertragshäfen sind und umkämpft wurden) sind in der Luftlinie zwischen 1000 und 1100 km; und doch

bezeichnet diese Entfernung nur etwa die innere ozeanische Achse des durchkämpften Raumes, wie man als innere Binnenachse die etwas längere Bahn Peking—Hankau ansehen kann.

Der Raum zwischen beiden und ihre Nachbarschaft: die Provinzen Honan (mit seinem Hauptquartier Loyang bei Honanfu), Tschili (mit Peking), Shantung, Shensi, Kiangsu, Hupeh und Ngan-Hwei, mit dem bestentwickelten Teil des chinesischen Bahnnetzes und dem Unterlauf der wichtigsten Ströme Hwangho und Yangtse, fällt im allgemeinen zusammen mit dem Machtbereich des auf der inneren Linie operierenden, Zentralregierung und Parlament in Peking überschattenden Marschalls Wu Pei Fu. Seine Garde war die 3. Division, um die sich die Honantruppen gruppierten, mit denen bis zu seinem jüngsten Verrat der sogenannte christliche General Feng Yu Hsiang zusammenarbeitete, dessen Garde die 11. Division war. Im Frühjahr 1922 hatten beide zusammen den Prokonsul der Mandschurei, der drei (nord-)östlichen Provinzen Heilungkiang (Amur), Kirin und Fengtien (Mukden) bei Peking geschlagen: sie vereitelten die Versuche Dr. Sun Yat Sens, des Vaters der chinesischen Revolution von 1911, des Abgotts der chinesischen Intellektuellen, von Kanton aus sich der mittleren Yangtse-Provinzen zu bemächtigen, hatten selbst Hand auf das Industriegebiet gelegt, Szechuan am oberen Yangtse in ihre Macht gebracht und die Provinzen südlich des Yangtse, Hunan und Kwangsi, zu sich herüberzuziehen gewußt. Unklar, neutral blieb die Haltung von Yünnan, Kweitschau, Kwangsi und Fukien im Süden, gleichgültig die von Shansi und Kansu im Norden. Unmittelbar feindlich standen ihnen die Machthaber der äußeren Linien gegenüber: Chang Tso Lin in der wohlgeordneten, unabhängig erklärten Mandschurei, Chekiang, die Mündungsprovinz des Yangtse, der Restbesitz der Anfu-Partei, mit dem wichtigen Arsenal bei Shanghai, und der von Sun Yat Sen abhängige Teil des Südens, Kwangtung und Nachbarlandschaften, der Bereich der linksradikalen Kuomingtang-Partei.

Fast vollständig losgelöst aber hatten sich infolge der Revolution, der ihnen unsympathischen inneren Umgestaltung und der Wirren die raumweiten und wichtigen Randländer, einstigen Außenprovinzen des Kaiserreiches: Mongolei, die in die Hände der Sowjets geglitten war, Tibet, das sich zunehmend an Indien anlehnte und in Grenzkämpfen den Grenzschutz von Szechuan in höchste Gefahr brachte, wie auch die halb unabhängigen Landschaften dazwischen, mit dem großen Kansu, als unsicher gewordenem Halt.

Immerhin hielt die Zentralregierung über sie alle ihre staatsrechtlichen Ansprüche fest: das Sturmfeld, das der begabteste Außenminister des „Volksstaates der blühenden Mitte“, Wellington Koo zu überschauen und zu betreuen hatte, umfaßte also in den wichtigsten Luftlinien nordsüdlich etwa 4200 km, westöstlich etwa 4600 km, im ganzen reichlich das Doppelte der von der Heeresleitung der Mittelmächte im Weltkrieg zu überspannenden Weiten.

Am festesten auf seinen Füßen unter den meistgenannten Persönlichkeiten stand doch wohl Marschall Chang Tso Lin, der frühere Vizekönig, spätere Tuchun der drei östlichen Provinzen: ihm gehorchte das aufblühende Wirtschaftsgebiet der Mandschurei, mit rund 940 000 qkm (der Raumweite von Deutschland und Frankreich zusammen, aber nicht einmal einem Viertel ihrer Bewohner), und außerdem ein großer Teil der inneren Mongolei, mit unerschöpflichem Viehreichtum und gewaltigen Rohstoffreserven, bis an die Grenzstädte Shanhaikwan (die Stelle, wo die große Mauer das Meer erreichte, ein uraltes Völkertor), und die alte Mandschuresidenz Jehol.

Er verfügte über wohlgeordnete Finanzen, die ganzen Zolleinnahmen der drei östlichen Provinzen, und ein Heer, das zwischen 60 000 und etwa 200 000 Mann schwankte, um einen gut erzogenen Kern gebildet war und Arsenale, Munitionsfabriken, Flugzeugwerkstätten hinter sich hatte. Ein erprobtes, auf gemeinsame Interessen begründetes, durch berechtigtes gegenseitiges Mißtrauen vor Enttäuschungen bewahrtes Verhältnis verband ihn mit den im Lande stehenden Japanern, deren 22 000 qkm große Eisenbahnzone ihm schon mehrmals als Schutzbarriere gedient hatte, hinter der er sich wieder zusammenraffen konnte.

Hemmende Rücksichten auf den chinesischen Kultur- und Wirtschafts-Gesamtverband und das chinesische Reich von heute haben ihn seit dem Fall der Mandschus und Yüanshikais nicht mehr gehindert, seine „Separatisten-Politik" in der Mandschurei mit gutem Erfolg zu betreiben. Das Gerücht, daß er es verstanden habe, durch eine schnelle Verschiebung von fünf Millionen Dollars zugunsten des christlichen Generals Feng Yu Hsiang die Zersetzung in das Hauptquartier seines alten Widersachers Wu Pei Fu zu tragen, begegnet aus dem Charakter der Beteiligten und der finanziell vorbetonten Eigenart des chinesischen Beamtenkörpers von heute keiner Unglaubwürdigkeit. Ein solcher Verrat wäre seit dem ersten, den Yüanshikai selbst an dem Reformkaiser Khwang Hsü und Kang Yu Wei verübte, und manchem andern seither, nichts Neues in der neuchinesischen Geschichte. Auch der Anfu-Tuchun von Chekiang vermochte sich ja nach dem Fehlschlag in Shanghai mit seinem Vermögen nach Japan zu retten; bei den Schicksalsumschlägen Sun Yat Sens spielen Bestechungs-Angelegenheiten eine große Rolle, wie schon bei der Finanzierung der Revolution das Geld der Amerika- und Straits-Chinesen, und die Höhe der Summe entspräche den guten Finanzen der Mandschurei, wie der Größe des Zwecks, die Front der Zentralisten sowie des Militär-Klüngels der Chili-Partei an entscheidender Stelle, nämlich in Peking, in die Luft zu sprengen.

Klar ist ohne weiteres, welches ungeheure politische Gewicht eine in solche Verhältnisse willensklar geworfene, von der chinesischen öffentlichen Meinung wenigstens zunächst nicht mit Mißtrauen aufgenommene, verläßige fremde Truppenmacht in die Wagschale werfen könnte. Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Zusammenballung einer Truppenstärke von etwa 50 000 Mann durch die Sowjets an der mongolischen Front in's Auge gefaßt werden. Sie können aus örtlichen Streitkräften leicht auf etwa 100 000 Köpfe gebracht werden: genug, um im inneren Ringen Chinas die Entscheidung zu geben, in dem sie nicht, wie Truppen der See- oder Inselmächte, auch japanische, mit höchstem Mißtrauen, sondern in weiten Kreisen, namentlich der Intellektuellen, der Freunde Sun Yat Sens, mit Freude begrüßt würden.

Was sich dann weiter abspielen würde, steht auf einem anderen Blatt. Das Elend, das Sun Yat Sens Herrschaft in Kanton über die blühendste chinesische Handelsstadt gebracht hat, seine auf alles eher, als auf demokratische Grundlagen der Selbstbestimmung (nämlich auf die aus den Taschen der Kantonesen bezahlten Söldner aus den halbbarbarischen Südgrenzländern Kiangsi und Yünnan) begründete Gewaltherrschaft, zeigt klar genug, was unter Umständen in China möglich wäre. Augenblicklich aber ist es unbestreitbar, daß die außerordentlich kluge und weitschauende asiatische Politik der Sowjets, im Gegensatz zu den Gewalteingriffen der großen See- und Inselmächte, eine höchst sowjetfreundliche Stimmung in China geschaffen hat. Selbst solche zweideutigen Handlungen, wie der Doppelabschluß des Vertrages

über die ostchinesische Bahn mit Peking und Mukden und die Anerkennung der Souveränität von Mukden haben daran nicht viel geändert.

Im Gegensatz dazu ist die Volkstümlichkeit der Nordamerikaner sehr zurückgegangen und wird durch die gegenwärtige Entzweiung ihrer teilweisen Schützlinge Wu Pei Fu und Feng Yu Hsiang noch mehr leiden. Der „christliche" General besonders verstand sich trefflich auf die Missionsreklame, und Wu Pei Fu galt als Träger einer einigermaßen geordneten Zentralgewalt, des Instruments, an das man sich bei Entschädigungsforderungen halten konnte, das man für alles verantwortlich — und dadurch nicht beliebt machte.

Je mehr das sogenannte diplomatische Korps in Peking auf der chinesischen Zentralregierung herumtrommelte und ihr die Möglichkeit einer finanziellen Erholung abschnitt, um so hilfloser machte es sie gegenüber den regionalen Gewalten, die sich eben doch schließlich seufzend, erhöhte Abgaben zahlend, zur Mohnkultur als dem lukrativsten Landbau und damit zum Opiumlaster zurückkehrend, in den Provinzialheeren der Tuchuns (Generalinspekteure) verkörperten. Und diese Machthaber spielten zuletzt mit dem Staat, wie gerade nach der Vollendung der Demokratie die Großen Roms mit dem ihrigen.

Mit den Zuständen Roms zwischen seinen Triumviraten werden wir also die augenblicklichen Zustände Chinas am besten vergleichen können, wenn auch daneben eine Kultur-Erneuerung, ein Ringen zwischen Weltanschauungen herläuft, wie es in solcher Intensität Rom nicht gekannt hat, während es uns Deutschen verständlicher scheint.

Die Kopie der westlichen Demokratie und des Parlamentarismus von außen her, die Sun Yat Sen und seine Anhänger dem Reich 1911 aufgedrängt haben, ist zu einem schauerlichen Versagen geworden. So gut sich in sozial gleichmäßig gefügten, natürlich einheitlichen kleineren Landschaften, in der jeder Einzelne mit gesundem Menschenverstand das Ganze zu überschauen vermag, ausschließlich demokratische Lebensformen bewährt haben mögen (wie etwa in den Schweizer Gauen), so unheimlich verfielen sie in Korruption und Impotenz in den weiten ost- und zentralasiatischen Räumen. Dort hatte eben doch der Konfuzianismus einen klugen Ausgleich von monarchischen, bildungsaristokratischen und demokratischen Motiven für das öffentliche Leben geschaffen, der es fast zweieinhalb Jahrtausende im Gleichgewicht erhielt und nicht ohne weiteres durch fremde Einfuhrware ersetzt werden kann.

Nur so war es möglich, daß in China, neben aller Korruption, sich so viel Gesundes durch vier Jahrtausende erhielt, so viel Vertrauen in seinen Familien- und Gildenverbänden, ja auch in seinen geheimen Gesellschaften, daß es die dreizehn Jahre Anarchie ertragen konnte, die seit der glorreichen Revolution von 1911 darüber hingegangen sind.

Aber es hat in diesen Jahren vom Kapital der altchinesischen Rassenhygiene und Staatsphilosophie gelebt und gezehrt und nähert sich jetzt einer katastrophalen Wende. Der am meisten von Chinas Erbwerten unter den streitenden Machthabern losgelöste ist vielleicht Feng Yu Hsiang, der christliche General, der zwar seine Truppen, wie Probus, wieder durch öffentliche Arbeiten, Fluß- und Straßenbau, zur Zucht erzog, und natürlich behauptet, er habe seinen Verrat für das Wohl und die Wiedereinigung Chinas geübt — diesen Verrat aber doch höchst unkonfuzianisch gegen seine Erzieher, Freunde und Vertrauten vollzog.

An Wurzellosigkeit am nächsten steht ihm wohl Sun Yat Sen, der sowjetfreundliche Diktator von Kwantung mit seiner völkerbeglückenden Phraseo-

logie, der Wunsch-Präsident Jung-Chinas, ein heerverderbender Phantast, wenn auch von genialer Anlage.

Aus der chinesischen Staatsphilosophie heraus handeln, wenn auch in moderner Uniform, die beiden großen militärischen Gegner Chang Tso Lin und Wu Pei Fu: dieser vielleicht zu sehr „Nur-Soldat", an ein gewisses Treuverhältnis zu seinem militärischen Erzieher Tsao Kun, dem gegenwärtigen Präsidenten, gebunden; soweit man dieses Wort brauchen kann, wahrscheinlich der treueste unter den kämpfenden Führern und jedenfalls durch Feng Yu Hsiangs Verrat ein Opfer seiner eigenen Anschauungen über Treu und Glauben unter Soldaten, die zusammen gefochten haben.

Chang Tso Lin, der Machthaber der Mandschurei, ist wahrscheinlich von allen der beste Organisator. Er allein hat, außer dem Chamäleon Sun Yat Sen, den praktischen Beweis geliefert, daß er sich aus einer schweren Niederlage, wie im Mai 1922 vor Peking, wieder aufrichten konnte; aber er hat eben nur in der Mandschurei den festen Boden unter sich, und die Erfahrung zeigt, daß keiner der chinesischen Kämpfer sich eine weitere Operationslinie, eine längere Entfernung von seinen Machtschwerpunkten gestatten kann, ohne Zusammenbruch und Verrat im eigenen Hauptquartier zu riskieren, namentlich aber in dem durch Korruption völlig unterhöhlten und dafür im ganzen Lande verachteten, aber dennoch nicht ersetzbaren Peking.

Auch Chang Tso Lin brach zusammen, als er, wie scheinbar zwei Jahre später Wu Pei Fu, auf der Höhe seiner Macht, im Besitz der Reichszentrale zu stehen schien; und er erholte sich, als er glücklich wieder fern von ihr und den Politikern ihres Pflasters war.

Die Streitkräfte, mit denen die Machtumschwünge in China herbeigeführt werden, sind im Verhältnis zur Größe des Reiches lächerlich klein, obwohl es im ganzen fast zwei Millionen, zum Teil allerdings schlecht bezahlter und ausgebildeter Soldaten unter Waffen hat. Ein oder zwei Divisionen wirklich verlässiger Truppen, zwei bis drei weitere von zweiter Güte, um sie herum eine unklare Wolke von sogenannten gemischten Brigaden spielen etwa die Rolle der Legionen der römischen Bürgerkriege. Aber es zeigt sich, wie sehr (wie Al. Carthill, der gallige, aber mit taciteischer Klarheit urteilende Verfasser von „Lost Dominion" [Indien!], sagt) das letzte Wort bei inneren Auseinandersetzungen, trotz Völkerbund und Presse-Suada, bei einem wirklich entschlossenen „Herrn der Legionen" ist.

Und jetzt steht tatsächlich die Entscheidung über das Los der 440 Millionen Chinas zwischen Shanhaikwan - Tientsin - Peking und Jehol auf den Charaktereigenschaften dreier Männer, hängt ab von dem, was sie an Entschlossenheit und persönlicher Leistung aus der eigenen Brust in völlig verdunkelte Vorgänge hinausstrahlen können, und von der Treue einiger Stäbe und Regimenter. Aber es kann auch sein, daß sie sich, wie die römischen Triumvirn, wenn die Wage gar nicht schwanken will, auf einer Insel zusammenfinden, wieder ausgleichen, und einander den einen oder andern besonders verhaßten Intellektuellen- oder Verräter - Kopf als Dreingabe zuwerfen, wie einst der des Cicero aus seiner Sänfte flog, als er den Rednermund öffnen wollte.

Sun Yat Sen könnte gewisse gemeinsame Züge mit dem klassischen Redner des klassischen Altertums haben; aber er steht sich viel besser mit Catilina und den Seinen und verfügt über ein weiteres Weltbild und eine größere organisatorische Kraft. Kundige sagen: wenn sich ein Diktator nach Art des Augustus parlamentarischer Scheinformen bediene, könnte einer der ersten Präsidenten

des wieder geeinigten Chinas eben doch wieder Sun Yat Sen heißen. Zur Unterstützung etwaiger catilinarischer Unternehmen aber steht die rote Armee in der Mongolei. Der Trubel in Kanton wie die Reichsuniversität Peking würden sie begrüßen, und Chang Tso Lin sogar hält sich mit einer Hand an den Japanern fest und mit der andern — als wunderliches Bindeglied — an den Roten. Vielleicht aber hofft er, wie einst Cäsar, beide Gehilfen, die äußeren wie die inneren, auszumanövrieren. — —

So stand die chinesische Frage 1924, am Allerseelentag!

Das Journalistengesetz

Von

Heinrich Rippler

Den Spitzenverbänden der deutschen Presse, dem Verein der Deutschen Zeitungsverleger und dem Reichsverband der Deutschen Presse ist in diesen Tagen ein mittlerweile auch in der Presse veröffentlichter endgültiger Entwurf eines „Gesetzes über die Rechte und Pflichten der Schriftleiter periodischer Druckschriften“ zur Begutachtung und eventuellen gemeinsamen Beratung zugestellt worden, da seine schon beschlossene Einbringung im Reichstag im letzten Augenblick auf Drängen der Verlegerschaft unterlassen worden ist. Damit ist ein gesetzgeberisches Unternehmen, das seit vielen Jahren die Berufskreise der Presse leidenschaftlich beschäftigt und von den wechselnden Regierungen wiederholt ohne Erfolg in Angriff genommen war, endlich so weit gefördert, daß man die Hoffnung hegen darf, daß nun auch bald der Reichstag und mit ihm die Öffentlichkeit den in dem Gesetze behandelten Fragen ihr Interesse zuwenden werden.

Es handelt sich um eine Frage der Presse; aber da die Presse eine der wichtigsten Einrichtungen des öffentlichen Lebens ist und eine öffentliche Meinung ohne Presse nicht denkbar erscheint, auch um eine Frage der Öffentlichkeit. Mit Recht sagt Karl Büchner: „Es steht kaum etwas so fest, als die Tatsache, daß der Zustand der Presse je länger, je mehr das gesamte geistige Massenleben der Völker bestimmt.“ Der Zustand der deutschen Presse ist der ernstester Gefährdung, wenn nicht des Verfalls, des Herabsinkens einer geistigen Macht zu einem Instrument materieller Interessen, des Auswechselns des Idealismus als bewegenden Motors durch den reinen Geschäftsgeist, das Überwuchern der Sonderinteressen über das Allgemeinwohl, kurz des Amerikanismus gegenüber der alten deutschen Auffassung der Presse als eines öffentlichen Amtes und einer sittlichen Anstalt.

Diesen sich immer deutlicher zeigenden Gefahren soll das im bisherigen Meinungskampfe kurzweg Journalistengesetz genannte Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Redakteure einen Damm entgegenstellen, soll das geistige Recht der Redakteure in der Zeitung begrenzen, aber auch stabilisieren und unerlaubten Eingriffen in die innere Freiheit der Presse durch den Besitzer Schranken setzen. Es ist nichts neues, was im Gesetze gefordert wird; es soll

nur der alten, im Pressegesetz festgelegten Auffassung, die durch das materielle Übergewicht der Zeitungsbesitzer in Vergessenheit geraten ist, wieder zu ihrem Rechte verhelfen und Klarheit schaffen. Wenn das Gesetz zur Annahme gelangen sollte, ist das Recht der Verleger in keiner Weise gegenüber dem bestehenden Rechtszustande geschmälert, sondern eher erweitert. Es ist nur der Verwirrung Einhalt geboten, die in den letzten zwei Jahrzehnten eingerissen ist und namentlich in den kleinen Verhältnissen der Provinzpresse groteske Formen angenommen hat. Allerdings fördert der Entwurf den Widerstand der Redakteure, sich aus Mitarbeitern höherer Art mit eigener Verantwortung zu einfachen Handlangern und Angestellten der Verlagsanstalten herabdrücken zu lassen, aber nur um deswillen, weil sich die deutschen Presseverhältnisse zu einer Gefahr für die öffentliche Sittlichkeit und die Staatsinteressen entwickelt haben. Bei dem heftigen Widerstand der Verleger gegenüber dem Gesetzentwurfe, der sich auf der Stuttgarter Verlegerversammlung im Juni dieses Jahres in sehr scharfen Angriffen auch auf den anwesenden Minister austobte, ist nichts so wenig verständlich, als daß sich die Verleger großer Zeitungen Berlins und des Reiches aus mißverstandener Solidarität an die Spitze des Abwehrkampfes stellten, obwohl sie ganz genau wissen, daß in ihren eigenen Zeitungen die Forderungen des Journalistengesetzes längst restlos erfüllt sind und als selbstverständlich gelten, und daß das Gesetz in der Hauptsache nur für die Zeitungen in Frage kommt, die nach ganz anderen Grundsätzen geleitet werden als ihre eigenen und deshalb der deutschen Presse kaum zur Ehre gereichen.

Der Inhalt des Gesetzes läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß der Verlag die Richtung der Zeitung festzulegen hat, daß aber im Rahmen der vom Verleger bestimmten allgemeinen Richtung der Druckschrift die Gestaltung und Vertretung ihres geistigen Inhalts Aufgabe des Schriftleiters ist. Wenn der Verlag einen Wechsel in der Richtung des Blattes vorzunehmen für richtig hält, soll der Redakteur gegen die Folgen des Gesinnungswechsels durch materielle Sicherstellung geschützt und nicht mehr vor die Wahl gestellt sein, entweder dem Blatte, das seiner Überzeugung nicht mehr entspricht, weiter zu dienen oder ohne jede Entschädigung brotlos zu werden. Es klingt das so selbstverständlich, daß man meinen sollte, es brauchte gar nicht im Gesetze festgelegt zu werden, da es keine Partei und keinen anständigen Menschen geben sollte, die diesem Grundsatz nicht ohne weiteres zustimmten. Leider lehrt die Praxis das Gegenteil. In den letzten Jahren, namentlich in der Inflationszeit, haben eine große Anzahl deutscher Blätter einen Wechsel der Parteirichtung vollzogen, weil sie in finanzielle Schwierigkeiten geraten waren und von Parteien oder Interessentengruppen aufgekauft worden sind. Zuweilen erfolgte der Richtungswechsel auch nur deshalb, weil die bisherige Richtung die Abonnenten nicht mehr anlockte und eine neue Strömung größeren Gewinn an Lesern und Inseraten versprach. Der Redakteur, der bei den in Deutschland üblichen niedrigen Gehältern sich keine Ersparnisse machen konnte, oft auch Rücksicht auf eine zahlreiche Familie, auf Umzugskosten und Wohnungsmöglichkeiten nehmen mußte, wurde entweder auf die Straße gesetzt, oder er mußte sich der neuen Richtung anbequemen und heute das angreifen, was er gestern verteidigte. Daß solche Zustände die Achtung vor der Presse erhöhen, wird man nicht behaupten können. Der Einfluß der Presse ist auf das Vertrauen begründet, das der Leser ihren Schreibern bzw. ihren Redakteuren entgegenbringt. Ist dieses Vertrauen erschüttert, so sinkt nicht nur der einzelne Redakteur, sondern die Presse selbst in der Achtung der

Öffentlichkeit, und der Einfluß der Zeitung wird geschwächt, wenn nicht ganz und gar aufgehoben. Wenn man bei uns aus bitteren Erfahrungen etwas lernen wollte, so brauchte man sich nur an die schlimmen Lehren der Kriegszeit zu erinnern, in denen durch die Zensur der Presse die eigene Meinung so gut wie ganz hinweggenommen war, sie ganz zur Maschine des Kriegspresseamts und der tausend Zensurstellen gemacht wurde, bis ihr kein Mensch mehr glaubte, und auf einer Reichsverbandstagung die entschiedensten Verteidiger der Regierung, die selbst das schärfste Zensurregiment ohne Murren als notwendiges Übel auf sich genommen hatten, mit Schmerz bekennen mußten: „Wir können schreiben, was wir wollen, es glaubt uns kein Mensch mehr." Wenn dem Zusammenbruche von seiten der staatserhaltenden Presse nicht mit größerem Erfolge entgegengearbeitet werden konnte, so war der Grund in der Hauptsache in der erzwungenen Unfreiheit der Presse, in der Erschütterung des Glaubens der Öffentlichkeit an die Freiheit und sittliche Gebundenheit ihrer Meinungen zu suchen.

Wenn man weiter bedenkt, daß heute ein sehr erheblicher Teil der deutschen Presse nicht mehr einer einzelnen Verlegerfamilie gehört, sondern Konzernen, und daß auch in vielen, anscheinend selbständigen Zeitungsunternehmungen fremdes Kapital bestimmend oder stark beeinflussend beteiligt ist, für das die Zeitung nicht Selbstzweck, nicht Dienst an der Öffentlichkeit, nicht verantwortungsbeschwertes Amt, ja nicht einmal reines Geschäft, sondern Instrument zur Vertretung von Sonderinteressen bedeutet, so kann man die Gefahr ermessen, die der Presse und damit dem politischen Leben durch ein alleiniges Bestimmungsrecht des Besitzes erwächst. Wenn der Staat noch länger der heutigen Entwicklung des Zeitungswesens untätig zusieht und nicht Schranken zieht, so wird der Öffentlichkeit ein wichtiger Faktor zur freien Meinungsbildung entzogen und zur Beeinflussungsquelle für Sonderwünsche und versteckte Privatinteressen umgewandelt, die sich der öffentlichen Kontrolle entziehen, da die eigentlichen Drahtzieher sich wohl hüten, sich selbst vor die Öffentlichkeit zu stellen und so die Verantwortung zu übernehmen, sondern nur vorn auf der Bühne ihre Puppen tanzen lassen. Gibt es doch große Verlage, bei denen nicht einmal die Firma den Namen des Besitzers ausweist, die nur Filialen irgendeines industriellen Konzerns sind, und deren Direktoren sich keinen Augenblick als Verwalter eines öffentlichen Amtes, sondern eben nur als Angestellte und Befehlsvermittler des industriellen oder Bankkonzerns fühlen. Die unwürdigste Rolle aber spielen dabei die Redakteure, die von einem selbständigen verantwortungsbewußten Wirken, ja selbst von einem Meinungsaustausch mit ihrem Verlage ferngehalten werden und ihre Befehle aus zweiter Hand empfangen, also zu literarischen Kommis herabgewürdigt werden. Noch schlimmer steht es vielfach im Reiche bei den kleinen Zeitungen, bei denen sich oft ein Mann als Diktator aufspielt, welcher der normalen Schulbildung wie der Verantwortungspflicht gegenüber der Allgemeinheit gleich fremd gegenübersteht, aber als reich gewordener Besitzer oder auch als angestellter Verleger die Redakteure durch seine materielle Übermacht in der Hand hält und zur Verzweiflung oder zur Charakterlosigkeit treibt. Die Reformbestrebungen des Zeitungsverlegervereins, die ursprünglich aus hochachtbaren und rein idealen Gründen einsetzten und der Standeshebung ebenso dienen sollten wie der Erziehung der Verlegerschaft, haben hier bei verständnislosen Schülern, die von dem ganzen Programme nur das Wort der erhöhten Macht verstanden, geradezu verheerend gewirkt.

Endlich sieht der Entwurf die Errichtung von Presse- und Schriftleiter-

kammern vor, über denen eine Reichspressekammer als höchste Instanz stehen soll. Damit würde ein nützliches Institut geschaffen nicht nur für das notwendige Zusammenwirken von Verlegern und Schriftleitern, sondern auch für die Reinhaltung der Presse. Diese Kammern könnten endlich die Mitarbeiter der deutschen Presse zu einem Stande erziehen, den Beruf von unwürdigen Elementen säubern und der Schmutz- und Giftpresse, die in den Großstädten nach dem Kriege geradezu wuchert, den Boden abgraben. Solche Presse- und Schriftleiterkammern sind eine Notwendigkeit für die deutsche Presse, wenn sie sich von ihren zweifellos vorhandenen und tief eingefressenen Schäden und von ihren Parasiten, gegen die sie bisher machtlos war, aus eigener Kraft befreien soll. Schon um dieser Presse- und Schriftleiterkammern willen, gegen die weder Verleger noch die Redakteure etwas einwenden können und bisher eingewendet haben, wäre dringend zu wünschen, daß der Entwurf Gesetz würde.

Es steht ein wichtiges öffentliches Interesse auf dem Spiele. Nicht um das größere oder kleinere Recht des Verlegers oder Redakteurs handelt es sich in letzter Linie, sondern darum, daß unsere Presse gesund bleibt oder, da sie leider schon zum größten Teil erkrankt ist, wieder zur inneren Freiheit und zur Geistigkeit genest. Wir wollen nicht in Zustände hineintreiben, wie die Amerikas, wo jüngst ein namhafter Journalist öffentlich bei einem Bankette erklären konnte: „Alles, was wir schreiben, ist Lüge; ich lebe von der Lüge, die mit dem Dollar bezahlt wird, sonst müßte ich verhungern, und sonst müßtet ihr alle verhungern.“ Der Redakteur, der, wie jüngst der Zeitungsverlag behauptete, alle Macht und Sendung aus der Hand des Verlegers zu empfangen hat und nichts aus eigener Überzeugung und Berufung, ist nicht nur eine jämmerliche bürgerliche Existenz, sondern er ist auch eine Gefahr für die Öffentlichkeit. Er ist seiner besten Kräfte beraubt, ist charakterlos und muß Charakterlosigkeit verbreiten. Es handelt sich um keinen Angriff gegen das Besitzrecht des Verlegers, nur um eine Verneinung seines alleinigen und unbeschränkten Herrenrechts in der Zeitung. Daß sich dabei gut auskommen läßt, zeigen nicht nur die meisten der großen Zeitungen, z. B. die „Frankfurter Zeitung“ und das „Berliner Tageblatt“, bei denen die Grundbestimmungen des Journalistengesetzes längst Gewohnheitsrecht geworden sind, sondern auch die österreichischen Verleger, die sich mit dem viel weiter gehenden österreichischen Journalistengesetze aus dem Jahre 1919 nicht nur abgefunden haben, sondern es sogar verteidigen. Die deutschen Zeitungsverleger haben sich in einen Kampf hineintreiben lassen, der, wie Reichsminister Jarres auf der Stuttgarter Tagung richtig sagte, gegen Windmühlen angeht, gegen Phantome, an die weder die gegenwärtige Regierung, noch die gesetzfreundlichen Parteien des Reichstages noch die Redakteure denken. Es scheint, daß sie in die Stichhaltigkeit ihrer Gegengründe kein rechtes Vertrauen setzen, denn sie wollen den Kampf in der Dunkelkammer abmachen, arbeiten nicht nur gegen die Einbringung des Entwurfes an den Reichstag, weil mit ihr eine öffentliche Diskussion verbunden wäre, sondern verschließen ihre Zeitungen jeder Erörterung dieser wichtigen Angelegenheit. Nichts aber zeigt besser als diese Absperrung der öffentlichen Arena für eine Frage, die nicht nur die Regierung, sondern auch die Öffentlichkeit erörtert wissen will, die ungesunde Übermacht des Verlegertums und die völlige Ohnmacht der Redakteure, die nach dem Preßgesetze noch immer die verantwortlichen geistigen Träger der Zeitung sind. Wenn eine einzelne Besitzerklasse dem deutschen Volke vorschreiben darf, was erörtert werden soll, was nicht, und wenn diese einzelne Besitzer-

gruppe sogar der Regierung und den Parteien gegenüber mit starrer Verneinung jede öffentliche Aussprache verhindert, so ist etwas ungesund im Staate, so ist die Presse nicht mehr das Institut der Öffentlichkeit, nicht mehr der Ausdruck der öffentlichen Meinung, sondern ein Instrument in den Händen einiger Weniger.

Der Entwurf der Regierung über die Rechte und Pflichten der Schriftleiter befaßt sich fast nur mit den rechtlichen Verhältnissen innerhalb der Zeitung. Er bringt nicht, wie das österreichische Pressegesetz, die durchaus notwendige Alters- und Invaliditätsversicherung der Redakteure, die heute nach der Eigenart ihres Berufes nicht nur die rechtloseste, sondern auch die sozial unsicherste Arbeitnehmergruppe im Deutschen Reiche darstellen. Das ist ein schwerer Mangel des Gesetzes, der hoffentlich bei der Beratung des Entwurfes im Reichstage ausgeglichen wird. Wenn der Redakteur ein Diener oder Anwalt der öffentlichen Meinung sein soll, wenn er nach dem Entwurfe das Recht der inneren Freiheit der Presse und ihre Gebundenheit nur an das Allgemeininteresse zu wahren verpflichtet ist, muß er auch sozial gesichert sein, darf er nicht, wie heute selbst von verlegerischer Seite zugegeben wird, der Proletarisierung und im Alter der schlimmsten Not preisgegeben sein. Wer die sozialen Bedrängnisse in der deutschen Presse kennt, weiß, daß furchtbare Not herrscht, und daß die Fälle, in denen hervorragende Chefredakteure, Redakteure und Mitarbeiter, die zwanzig und dreißig Jahre ihre besten Kräfte ihrer Zeitung gewidmet haben, ohne einen Pfennig der Entschädigung oder mit einem lächerlichen Abfindungsgelde auf die Straße gesetzt wurden, sich leider immer mehr häufen. Es sind nicht nur Kärrner, sondern oft hervorragende Schriftsteller und Redakteure, die nach einer achtbaren Lebensleistung von den Almosen aus den Kassen der Berufsverbände leben müssen, und deren Familien im Proletariat versinken. Das sind beschämende Zustände, denen ein Ende gemacht werden muß. Das österreichische Journalistengesetz hat die Alters- und Invaliditätsversicherung geschaffen, und die österreichischen Verleger tragen die Lasten willig, weil sie sie als notwendig und auch den Interessen und dem Ansehen ihrer eigenen Unternehmungen förderlich erkannt haben. Was die österreichischen Zeitungsverleger zu tragen vermochten, sollten die deutschen Verleger ebenfalls zu schaffen und zu tragen imstande seien. Auf der Stuttgarter Verlegertagung ist anerkannt worden, daß hier ein Versäumnis der deutschen Verlegerschaft vorliegt. Wir hoffen, daß es durch das neue Gesetz mit Hilfe der deutschen Verlegerschaft wettgemacht wird.

Der französische Kohlenbergbau und der Wiederaufbau der Gruben im französischen Reparationsgebiet

Von

H. van Lowick

Nach einer neueren französischen Meldung haben die Kohlenbergwerke in ganz Frankreich

im Monat Juni 1924	3 496 496 t	in 24 Arbeitstagen
im Monat Juli 1924	3 784 079 „	„ 26 „
im Monat August 1924	3 691 142 „	„ 25 „
im Monat September 1924 . . .	3 837 378 „	„ 26 „

gefördert. Die Tagesdurchschnittsförderung in ganz Frankreich hat nach französischen Quellen folgende Leistungen aufzuweisen:

	Jahr	Tonnen
	1913	136 147
Januar	1923	121 064
Juli	1923	128 592
Januar	1924	144 680
Juli	1924	145 541
August	1924	147 645
September	1924	147 591

Die eigene Kokserzeugung der französischen Zechen hat

im Monat Juni 1924	212 220 t
im Monat Juli 1924	224 633 „
im Monat August 1924	223 700 „
im Monat September 1924	223 810 „

betragen.

Die Kohlen- (einschließlich Braunkohlen) und Kokseinfuhr stellte sich in den letzten Monaten im Vergleich zu denen des Jahres 1923 und der durchschnittlichen Monatseinfuhrmenge des Jahres 1913 wie folgt:

	Kohle 1923 (in 1000 t)	Koks 1923 (in 1000 t)	Kohle 1924 (in 1000 t)	Koks 1924 (in 1000 t)
Januar	1888	404	1824	333
Februar	1762	165	1978	408
März	2023	127	2185	492
April	1927	244	2228	703
Mai	2193	382	2595	522
Juni	2561	378	1810	474
Juli	2473	302	2491	580
August	2241	274	1863	364
September	2620	280	2083	417
Oktober	1936	283		
November	2300	432		
Dezember	2348	357		
im Monatsdurchschnitt 1913 dagegen	1557	256		

Die französische Kohlenausfuhr hat sich im Jahre 1924 in Monatsmengen von 151 000 bis 247 000 (Mai 1924) bewegt. Während der Monatsdurchschnitt der Kohleneinfuhr aus Deutschland nach Frankreich im Jahre 1913 für Kohlen rd. 290 000 Tonnen und für Koks rd. 199 400 Tonnen betragen hatte, stellte sich diese Zufuhr infolge der deutschen Reparationskohlen-Zwangslieferungen aus den Micumverträgen nach der französischen Einfuhrstatistik für den Monat Juli auf 443 034 Tonnen Kohlen und 502 141 Tonnen Koks. Erwähnenswert ist auch ein Vergleich der Kohleneinfuhr-Monatsziffer aus Großbritannien:

1913	Kohlen rund 938 000 t	Koks rund 830 t
und Juni 1924	„ „ 1 332 231 t	„ „ — t.

Wird die Monatsförderziffer des französischen Kohlenbergbaues für Juli in Höhe von rd. 3,784 Millionen Tonnen einer Jahresveranschlagung zugrunde gelegt, so würde für 1924 mit rund 45 Millionen Tonnen Förderung zu rechnen sein, d. h. die französische Kohlenförderung dürfte die des Jahres 1913 voraussichtlich um 5 Millionen Tonnen jährlich übersteigen. Außerdem hat Frankreich noch die Kohlenförderung der ihm im Versailler Vertrag zugesprochenen Kohlengruben der (deutschen) Saargebiets-Förderung, 1913 = rd. 13 Millionen Tonnen, zur Verfügung. Somit handelt es sich auch um einen gesteigerten Verbrauch Frankreichs an Kohlen und Koks. Dieser erhöhte Verbrauch dürfte auf die gesteigerte Eisenausfuhrtätigkeit Frankreichs, insbesondere Lothringens, zurückzuführen sein; da nach der „Information politique“ vom 7. August 1924 der Normalüberschuß der lothringischen Eisenindustrie jetzt rd. 4,850 Millionen Tonnen jährlich beträgt, wovon Deutschland im Jahre 1920 = 1,7 Millionen Tonnen Roheisen und Stahl und den Rest andere Länder erhalten haben, während 1913 = 3,49 Millionen Tonnen Roheisen und Eisenfabrikate aus Elsaß-Lothringen versandt worden sind, wovon 2,3 Millionen Tonnen nach Deutschland, 0,1 Millionen Tonnen nach Frankreich und der Rest von 1,09 nach anderen Ländern gingen. Dieser Rest der Eisenausfuhr Lothringens nach anderen Ländern weist eine bedeutende Steigerung auf (1913 = 1,09, jetzt 3,150 Millionen Tonnen). Es zeigt sich also, daß Frankreich jetzt auf dem Eisenmarkt ein größerer Konkurrent ist, als es Deutschland damals war. Neben dieser vermehrten Tätigkeit der französischen Industrie, deren Kohlenbedarfsdeckung durch die deutschen Reparationskohlenlieferungen aus dem Versailler Vertrage und dem Londoner Abkommen sichergestellt worden ist, sind die französischen Bemühungen mit Erfolg darauf gerichtet gewesen, die gesamte französische eigene Kohlenförderung zu erhöhen — geplant ist, sie auf 80 Millionen Tonnen jährlich zu steigern — und die Gruben im französischen Reparationsgebiet (Nord und Pas de Calais) mit den neuesten Errungenschaften der Technik auf einen erhöhten Leistungsstand zu bringen. Es ist im französischen Reparationsgebiet die tägliche Kohlenförderung von 60 239 Tonnen im Januar 1923 (dem Beginn der Ruhrbesetzung) auf 80 108 Tonnen im Januar 1924 und auf 83 667 Tonnen im Juli, auf 85 431 Tonnen im August und 85 539 Tonnen im September 1924 gebracht worden. Der tägliche Ausfall für das Reparationsgebiet stellte sich nach französischer Angabe gegenüber der Kohlenförderung von 1913 im Juli 1924 auf 7630 Tonnen, im August 1924 auf 5866 Tonnen und im September 1924 auf 5758 Tonnen für den Tag. Es ist besonders hervorzuheben, daß es sich bei dieser Zahlenermittlung um die Leistungen eines Arbeitstages handelt. Wird diese Zahl auf den vollen

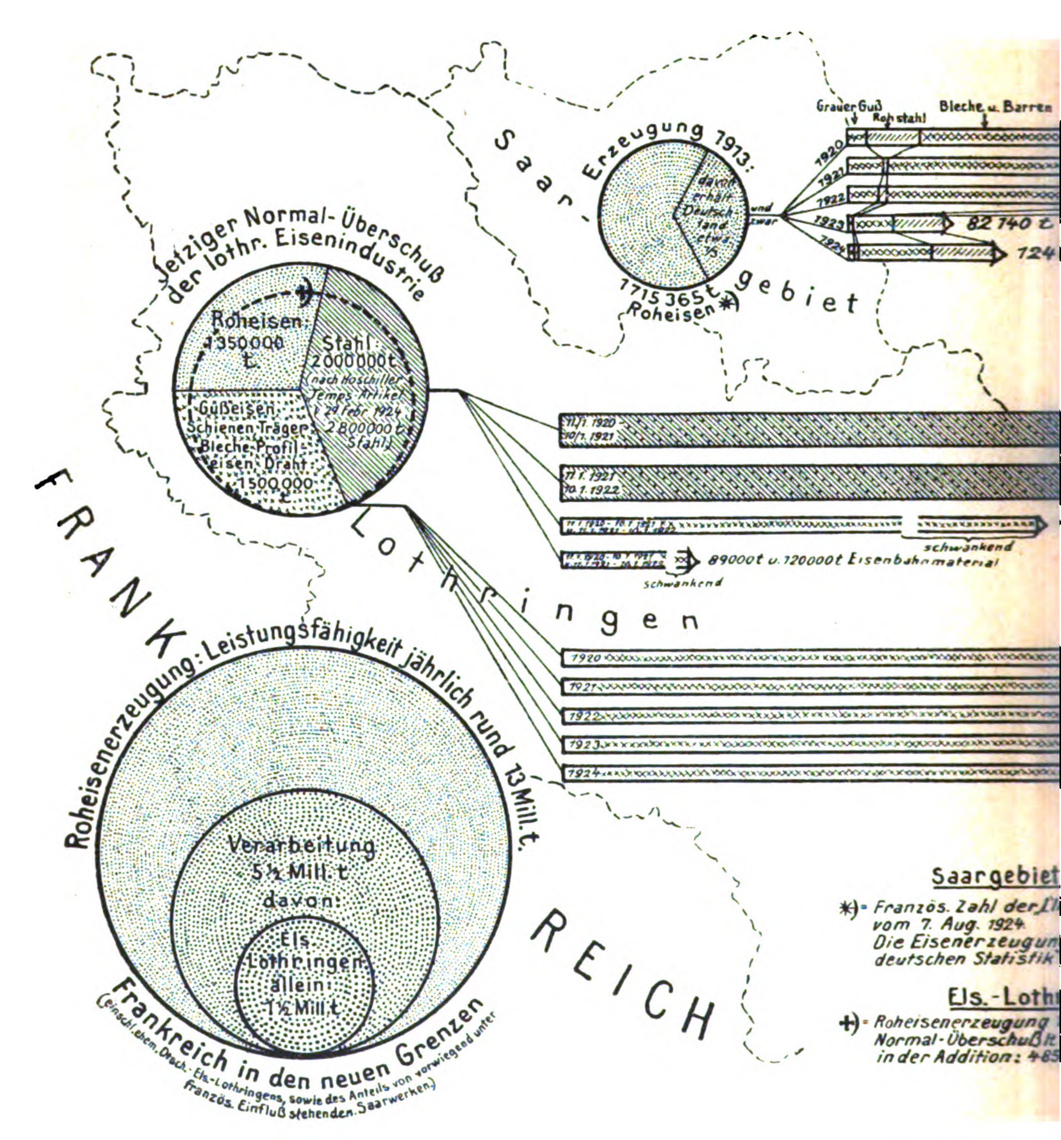
Die Leistungsfähigkeit der

(einschl. ehem. Dtsch.-Els.-Lothringens sowie des Anteils von

und deren Versand

(Aufgestellt auf Grund von Zahlen der „L'Info

Von H. van L



Bilanz

Von dem Überschuß der loth

1913:	2,3 Mill. t Roheisen und Stahl das übrige Deutschland
v. 11.1.1920-10.1.1921:	1,7 Mill. t Roheisen und Stahl Deutschland

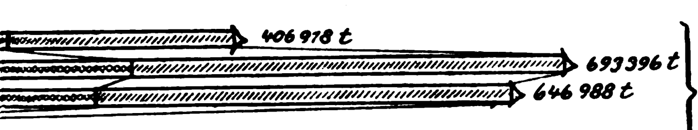
französ. Eisenindustrie

…überwiegend unter franz. Einfluß stehendenden Saarwerken)

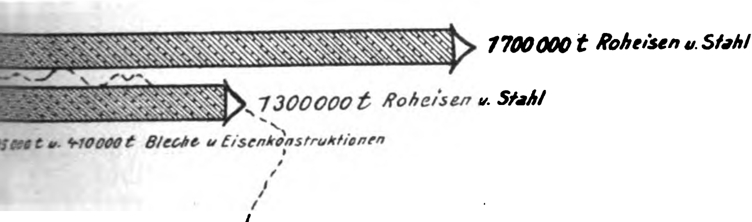
…nach Deutschland.

…mation Politique" vom 7. August 1924.)

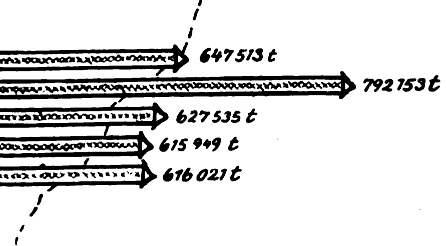
…wick.



Versand von Handelseisen nach Deutschland aus dem Saargebiet



Versand nach Deutschland aus Els.-Lothringen



Handelseisen. Versand nach Deutschland aus Els.-Lothringen (ohne Roheisen u. Stahl)

…formation Politique"

…betrug nach der …913 nur 1370980 t.

…ingen:

…13: 3869866 t, jetziger …Information Politique …000 t.

…:

…ring. Eisenindustrie erhielten:



… Mill. t andere Länder

u. 2 150 Mill. t andere Länder

Monat berechnet, so ist der Ausfall noch geringer, was zugunsten Deutschlands spricht.

Die Juliförderung des französischen Reparationsgebiets (Nord und Pas de Calais) beträgt insgesamt 95 % der Monatsfördermenge dieses Gebietes von 1913, die Gruben des Nord sind darin mit 103 % der Förderung von 1913 einbegriffen. Für den Bezirk Pas de Calais stellt sich die jetzige Förderung zu der des Jahres 1913 wie folgt:

a) Die zerstört gewesenen Gruben des Pas de Calais förderten im Juli 77 %, b) die nicht besetzt gewesenen Gruben des Pas de Calais 114 %. Insgesamt leistete der Bezirk Pas de Calais im Juli 1924 mit seinen sämtlichen vorbenannten Gruben a und b 93 % der Förderung von 1913. Im August und September ist, wie die hier vorgebrachten Zahlen erkennen lassen, die Tagesförderung weiter gesteigert worden. Diese französischen Zahlen sind jedoch ihrer Höhe nach (insgesamt rd. 95 % der Förderung von 1913) nur mit besonderem Vorbehalte als die tatsächliche Gesamterzeugung anzusprechen, da die Förderzahlen der französischen Statistik offenbar nicht alle Fördermengen umfassen. Das ergibt sich aus folgendem. Wie schon vorher erwähnt, sind gerade diese Gruben des Reparationsgebietes nach den neuesten Errungenschaften der Technik wiederhergestellt worden. Außerdem sind bedeutende Verbesserungen — alles natürlich auf Kosten des Reparationskontos — durchgeführt worden. An dieser Stelle sind besonders die großen Elektrizitätswerke zu nennen, die nach dem Kriege bei den Zechen selbst errichtet worden sind, und deren Kohlenverbrauch als Zechenselbstverbrauch von der Fördermenge vorweg abgezogen, also bei der Statistik nicht mit erfaßt wird. Bekanntlich ist das Elektrizitätsleitungsnetz von Comines an der belgischen Grenze über Lille bis Pont à Vendin und weiter bis Cambrai—Valenciennes, Jeumont und sogar bis Hirson ausgebaut und in Verbindung gebracht worden.

So dienen die deutschen Reparationskohlen dazu, der französischen Industrie billige Kraft zu liefern und gleichzeitig den beteiligten Zechen einen besonderen Gewinn aus dem Verkauf des Stromes zuzubringen. Allerdings hat die Einführung des Achtstundentages in Frankreich die Leistung bei der Kohlenförderung geschwächt; um so mehr muß jedoch die eingangs genannte, für 1924 geschätzte Zahl von 45 Millionen Tonnen, welche die Ziffer von 1913 übersteigt, entsprechend gewertet werden. Dabei muß besonders hervorgehoben werden, daß Deutschland für den Rückgang der Förderleistung bei den französischen Gruben des Reparationsgebietes (Nord und Pas de Calais) nicht verantwortlich gemacht werden kann. Infolge der Ruhrbesetzung ist die Zahl der Arbeiter bei den Gruben des Reparationsgebietes bedeutend gesteigert worden. Während im Januar 1923

	Untertage	Übertage	Zusammen
	92 691	36 318	129 009
Bergleute beschäftigt waren, betrug diese Ziffer			
im August 1923	105 759	39 112	144 871
und im Juli 1924	123 605	46 555	170 160
Bergleute.			

Insgesamt ist die Zahl der Kohlenbergarbeiter in ganz Frankreich auf 292 607 gegenüber 203 566 im Jahre 1913 gestiegen.

Die Gruben des Reparationsgebietes sollen im Jahre 1924 wieder die volle Förderung der Vorkriegszeit erlangen. Von einem Förderausfall kann längst keine Rede mehr sein, wenn berücksichtigt wird, daß die Kohlengruben

des deutschen Saargebietes — Förderung 1913 = 13 Millionen Tonnen — im Versailler Vertrag Frankreich ausdrücklich für die Minderförderung der zerstörten Gruben des Reparationsgebietes zugesprochen sind. Die Förderung der Saarkohlengruben stellt also seit Jahren das Mehrfache der Lieferzahlen dar, die Frankreich nach dem Versailler Vertrage beanspruchen kann.

Die Pflüger

Novelle aus dem Jahre 1648

von

Friedrich Griese

Der Wind, der sich auf der freien Ebene warmgelaufen hatte, verfing sich in dem Unterholz, das die graurindigen alten Waldbäume klammernd umschloß, und kühlte sich schnell in ihm ab. Wenn er auf der anderen Seite des Waldes heraustrat und über Gras und Kraut wieder zu laufen begann, war er kalt vom Moorgrund der Waldwässer, die ihm den Weg verlegt hatten, von zerfallenden Baumstümpfen und Ästen und den ersten Blättern, die schon fielen. Der dumpfe, faulige Geruch aber, der ihm anhaftete und den er lange nicht verlor, rührte her von den modernden Leibern der Menschen und Tiere, wie er sie, gestorben oder erschlagen, im dichten Unterholz versteckt hier und da angetroffen hatte. Vorherbstlich kalt in seiner vielfachen Buntheit war auch das Laub der Bäume am Waldrande. Und hoch oben in der Luft flogen Bussarde, die treuesten Ansager norddeutscher Herbstvorabende.

Sie zogen ihre weiten, schwingenden Kreise über menschenverlassenem Land. Hell drangen ihre Jagdschreie herab. Zuweilen flogen sie schnell weiter wie auf der Flucht vor etwas, was ihr weitreichendes Auge in der Ebene unter ihnen wahrgenommen hatte, um dann innezuhalten und nun aufs neue über dem freien oder mit Wald bestandenen Lande ihre Kreise zu schwingen. Wer mit ihnen hätte aufsteigen können, um von ihrer Höhe aus die Ebene zu überschauen, der hätte wohl ein Erbarmen gefühlt mit diesem Stück deutscher Erde, das nun freilich nicht schlechter und nicht besser aussah als alles Land, in dem man deutsch sprach, zu der damaligen Zeit.

Das hatte der Krieg verschuldet, der nun schon lange, lange — wie lange schon? wer wußte es? — durch diese Ebene zog. Je öfter er auf seinen Zügen vom Morgen zum Abend und vom Mittag zur Mitternacht, sein Heer vorwärtsstoßend oder es auf den alten Wegen wieder zurücktreibend, dieses Stück ehemals reichen norddeutschen Landes heimsuchte, desto furchtbarer wurden die Schrecken, die er über Menschen und Tiere und über das Land, das sie nährte, in immer gehäufterem Maße brachte. Jetzt freilich war er nur noch wie ein ergrauter Mörder, den Verderben und Zerstören müde gemacht hat, der sich dafür aber jede Greueltat, die neu in seinem alternden Gehirn entstanden ist, mit greisenhafter Lust überlegt, um sie dann erst auszuführen.

So traf man denn nun nach all den langen Jahren dieses Krieges voller Schrecken und Entsetzen, voller Plagen und Greuel weder Menschen noch Tiere in den Dörfern und Höfen an, die hier ehemals von dem Fleiß und der Wohlhabenheit ihrer Bewohner Zeugnis abgelegt hatten. Ja, nicht einmal Dorf und Hof selber war mehr vorhanden. Ihre Stätten sah man wohl. Kleinere und größere Hügel waren es. Disteln wuchsen darauf mit grünen und weißen Köpfen; dichter Kreuzdorn, der im Frühling rot blühte und im Sommer grüne Beeren trug; mannshoher Brahm, der in der Sommersonne gelb leuchtete und im Herbststurm mit schmalen Schoten rasselte. Dazwischen lagen angekohlte Balken, die, schon modernd, schwarze und gelbe Schwämme nährten. Kraut und Gras überwucherte sie und deckte sie während des Sommers; nur wenn im Herbst das Gras sich gelbwerdend legte, wenn die vielzahnigen Distelblätter stengelabwärts sanken und nur kahle Strünke aufragten, wenn der Brahm grau wurde und der Kreuzdorn seine Blätter fallen ließ, dann sah man Balken und Sparren wieder als deutliche Zeichen ehemaliger Wohnungen der Menschen, die diesen Ort einmal Heimat genannt hatten. Im Winter aber, wenn Schnee alles deckte, lagen diese Reste früherer Dörfer und Höfe wie geschlossene oder langgestreckte Hügel da. Und wenn ein — doch übriggebliebener — Mensch zu dieser Jahreszeit hier seinen bangen Weg gesucht hätte, dann wäre ihm im Stehenbleiben vor einem dieser fast runden oder weiten und platten Hügel vielleicht dieser Gedanke durch Kopf und Herz gegangen: Hier habe ein Lebendiges unter der weißen Decke sich gerührt; ein Lebendiges, das aber nicht mehr die Kraft hatte, sich aus der lastenden Eisigkeit freizumachen; vielleicht eine sterbende Hand, die unter der weißen Decke entlang- und wieder zurückglitt, die Decke hebend, aber sie nicht mehr zu durchstoßen vermögend; und die zuletzt, nach immer schwächer werdendem Heben und Tasten und Fühlen, erlahmte und am Ende ganz stille wurde. Die Decke war, wo diese Hand sie gehoben hatte, in ihrer neuen Lage erstarrt.

Alles das aber, was hier früher vor langen, langen Jahren Wirklichkeit gewesen war: das Blöken grasender Rinder, die dichten Herden starkwolliger Schafe, blaublühende Flachsfelder, gelbe Wellen reifender Gerste, das Gegacker der Hühner auf den Höfen, der still sich nach oben kräuselnde Rauch von allen Herdstellen zur Abendzeit — das alles war jetzt nur noch eine alte, schon sterbende Mär früherer Tage, die vielleicht einmal gewesen waren — wer wußte es? — aber gewiß niemals wieder zurückkehren würden.

Jene Jahre lagen freilich noch nicht märchenweit zurück, in denen in der freien Umgebung dieses Waldes hin und wieder noch ein Kornfeldchen, ein schmaler Kohlacker, ein Flachsstrich von dem Willen und den Hoffnungen eines Menschen, der hier trotz allem irgendwo als ein von dem Kriege verschonter oder vor ihm geflohener und von ihm nicht gefundener letzter Mensch hausen mußte, ein trotziges Zeugnis abgelegt hatte. Aber nur selten war einmal davon etwas bis zur Reife gekommen. Eines Tages war wieder einmal ein Trupp rotröckiger oder braunkolleriger Reiter vorübergezogen; sie hatten ihre Rosse angehalten, die Hand über die Augen gedeckt und herübergesehen. Hinter ihnen kam ihr Troß gezogen: hochbepackte Wagen, schreiende Kinder darauf, schnatternde und kurzröckige Weiber daneben. Alles bog von der Straße ab; das Korn wurde geschnitten, der Kohl herausgerissen, der Flachs zertreten. Und was beim schnellen Weiterziehen nicht auf die Wagen kam oder wieder herunterfiel, das blieb liegen; zwar nur eine Nacht. Am nächsten Morgen war alles bis auf die kleinste Ähre, bis auf den schmächtigsten Kohl-

strunk verschwunden. Hatten die Tiere aus Wald und Feld die Überreste hastigen Raubes gefunden? Oder wer hatte sie entdeckt und aufgelesen?

Wer zwar an diesem Herbstabend aus der Schau der kreisenden Bussarde auf das Land hätte niedersehen können, der hätte diese letzten Reste jener märhaften Tage frohbestellter weiter Felder nicht mehr wahrgenommen. Geblieben war nur dies: blaublühende Blumen, wie sie am Rande reifender Kornfelder zu finden sind; starke Flachsstengel inmitten langrispiger Gräser; einzeln oder verstreut in spärlichen Haufen stehende Halme niedriger Gerste und mannslangen Roggens.

Außer den von Disteln und Brahm barmherzig zugedeckten Resten früherer Menschenwohnstätten und diesen kargen letzten Zeugnissen des Händewerkes ihrer Bewohner war nichts. Es hob auch kein Reh mehr, das sich am Waldrande äste, den Kopf, wenn aus dem Dunkel der Bäume plötzlich eine Gestalt wie ein langgestreckter Schatten sich löste und über sommerlich hohem Grase weiterglitt. Das war noch an jenen Abenden gewesen, wenn die Reiter am Tage vorher Ernte gehalten hatten, wo sie nicht säen mochten. Dann stießen auch aus der Richtung, in der der Schatten sich bewegte, plötzliche Schreie herüber: lang, tief, hallend wie eine zornige Klage. Das sichernde Tier fuhr erschreckt zusammen, floh in langen, hastigen Sprüngen und hielt in seiner Flucht erst wieder inne, wenn die zornigen Rufe, die von keinem Tiere kamen, verstummt waren und der seltsame Schatten mit dem Abenddunkel in eines zusammengeflossen war.

* * *

Die Herbstnacht, die diesem von den hallenden Schreien der Bussarde durchtönten Abend folgte, ist herum. Der Wind, der über die Ebene läuft, um warm zu werden, hält im Angesichte des Waldes inne. Dann aber eilt er weiter. Zwar sitzt dort auf dem Stein neben ein paar vor Reife schon fast weißen Ähren plötzlich ein Mensch. Aber er kennt genug von diesen Wesen. Er wird ja auch in diesem Walde wieder ihrer einige antreffen. Dieser da lebt freilich noch und liegt nicht unter irgendeinem dichten Haselbusch oder in einem Brombeergesträuch. Aber mag es kurz oder lang dauern; Schwert und Strick sind auch für ihn gewiß schon bereit. Er eilt an ihm vorbei und taucht schnell tief in den Wald ein.

Die Gestalt, die gekrümmt auf dem Stein hockt, zieht die Füße dicht an den Leib. Das eisgraue, filzige Haar fällt lang auf die Schultern. Die trüben, unter haarlosen Brauen und Wimpern liegenden Augen blinzeln in die gleißende Herbstsonne. Die kleinen mit Runzeln bedeckten Finger fahren ratlos in den Haarsträhnen herum. Neben dem Stein steht ein kleines, braunes Glöcklein im Grase.

Die Gestalt öffnet den faltigen Mund und sagt, in altem und unbeholfenem Staunen umhersehend: „Nun, wie Gott will. Ihr habt also noch Korn hier, Gerste und Roggen. Ihr säet und erntet noch wie die Vorfahren in alter Zeit. Ihr brecht wohl auch noch Flachs und brauet Bier? Ihr trinkt es und singt dabei und lobt Gott? Nun, in Jesu Christi Namen. Wie Gott will; wie Gott will; alles, wie er will. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen.“

Der Alte greift nach den Ähren, pflückt sie und reibt die Körner aus. Er sieht scheu und vorsichtig umher, bläst dann mit eingefallenen Backen in die Hände, die die Körner halten; ein wenig Spreu fliegt herab. Mit hohler Hand

schüttet er den gereinigten Roggen in den Mund; und hastig schiebt die Zunge ihn hin und her. Er hüstelt. „Die Zähne fehlen schon. Aber man schmeckt doch Korn. Man ist wieder einmal Mensch und Christ. Kann man sie nicht mehr mahlen, schluckt man die Körner so hinab. Zur Ehre Gottes, der sie wachsen ließ. Amen."

Er gleitet herab, pflückt alle Ähren, die er im Sitzen erreichen kann, hockt ganz nieder, reibt die Körner heraus und sorgt, daß keines auf die Erde fällt. Dann sammelt er sie in dem Zipfel seines zerschlissenen Rockes, bläst die Spreu wieder heraus und schüttet sie nacheinander in den Mund. Es ist eine langsame und schwere Arbeit, mit ihnen fertig zu werden. Sein Gaumen schmerzt; aber nun ist die Mahlzeit beendet. Er sinkt zurück, fühlt sich satt; die Augen blinzeln noch ein Weilchen in den Herbsttag. Dann sinken die Lider langsam herab. Es schläfert ihn. Die Hand greift nach dem Glöckchen. Und seine Lippen formen wieder die Worte, die er in den letzten Wochen, auf alten Beinen kreuz und quer als der frühere Pfarrer dieser Dörfer durch Wald und freies Land eilend, immer nur gesprochen hat: „Friede! Es ist Friede! Ihr mögt mir glauben. Log ich euch je? Wie Gott will. Alles zu seiner Ehre. Es ist Friede, liebe Brüder."

Und hier, ruhend, den Kopf an den Stein gelehnt, die eine Hand gekrümmt, als hielte sie reifes Korn, setzt er noch hinzu: „Ja, es ist Korn — gutes Korn — wie Gott will — ihr brauet auch Bier — Friede, liebe Brüder — zur Ehre Gottes, es ist gutes Korn — Friede — reif und fest und gut zu essen ist es, euer Korn — Gott segne euch dafür — brecht Flachs, liebe Leute — wie Gott will." Die Hand läutet das Glöckchen dabei. Und ihre zarten Töne gleiten wie die weißen Fäden, die querüber kommen, durch die Luft.

Der Schlaf des alten Pfarrers, der durch die früheren Dörfer und Hofstätten seiner Gemeinde eilt, denen von seinen Pfarrkindern, die vielleicht noch leben mögen, den Frieden anzusagen, ist der Schlaf der dreißig Kriegsjahre: Zwischen Wachen und Verträumen sieht und hört und fühlt er doch, was um ihn herum vorgeht. Und ihm ist, als ob da drüben am Waldrande die Büsche plötzlich lauter rauschten. Während die Hand noch immer leise das Glöcklein schwingt, schieben sich die Augenlider ein wenig höher. Er sieht zwischen den Büschen eine Gestalt, die vorhin nicht da war. So steht sie da: hoch, stark, mit breiten Schultern und voll darauf herabfallendem Haar. Sie steht, späht herüber, hat rechts und links mit beiden Händen Zweige gefaßt, bereit, wieder zurückzuspringen in den schützenden Wald, aus dem sie kam. Aber dann eilt sie jäh in großen und wilden Sätzen herzu.

Also, wie Gott will, hier ist noch ein Mensch. Der Alte wacht wieder, setzt sich auf den Stein und sieht nun mit blinzelnden Augen zu dem Großen hinauf, der vor ihm steht und, wie es scheint, auf etwas wartet.

„Es ist nun fast dreißig Jahre her. Ich müßte dich sonst kennen. Du bist doch aus meiner Gemeinde? Ich bin der alte Pfarrer, habe dich getauft; aber das ist eine lange Zeit. Nun laufe ich schon wochenlang herum, zur Ehre Gottes und unserer Seelen Seligkeit. Also du bist der Säemann? Gott segne dich. Es ist Friede."

Der Große blickt ihn an, als ob er kein Wort seiner Rede versteht. Dann sieht er sich um, seine Füße zucken; aber er bleibt.

„Ich habe gegessen bei dir. Du bist ein tüchtiger Junge, brav und fleißig. Du hast Korn, Flachs, Gerste. Bist du nicht aus —", und er nennt den Namen eines Dorfes, der den Großen wie ein Schlag auf das Herz trifft.

„Du bist so ein Mensch, trittst daher, breit mit wilden Augen. Tagelang

laufe ich herum, finde keine Seele — du mußt mir glauben, keine Seele. Ich komme zu dir, sitze kaum, und schon hast du mein Brot bereit. Warte — ein Weilchen warte, du mußt der Sohn tüchtiger Eltern sein — ich kenne deinen Namen vielleicht — war der Hof, auf dem du geboren bist, nicht —", und wieder fällt ein Name, der den Großen, Starken zusammenzucken läßt.

„Du wirst in das Buch kommen, in das Buch der Väter dieses Landes hier. Daß ich lebe, nach dreißig Jahren lebe, ist nicht sonderbar — ein Pfarrer, siehst du, ein Diener Gottes — der Herr schützt seine Getreuen. Doch, daß du hindurchgekommen bist — nun, wie Gott will, es ist Friede."

Der Mensch da vor dem Alten starrt aus heißen Augen. Seine Lippen bewegen sich, seine Hände zucken, seine Gestalt bebt. Aber er kann kein Wort sprechen. Er bleckt große weiße Zähne wie ein Tier.

Der Pfarrer läutet sein Glöckchen. „Es ist geschrieben, wie man hört. Alles ist aufgezeichnet; schon vor Monaten, hört man. Die Welt weiß es schon. Säe Korn, brich Flachs — es ist gutes Korn, ich habe davon gegessen. Die Zähne fehlen schon, aber wie Gott will, man ißt es so. Der Leib wird es schon behalten. Zur Ehre Gottes — es ist Frieden. Du darfst es glauben. Ich bin dein alter Pfarrer. Amen."

Mit mächtigen Sätzen, wie er gekommen ist, flieht der Große, Starke wieder zurück in den Wald. Unter den ersten Bäumen hält er an, sieht hinter sich; dann schlagen die Äste über ihm zusammen. Der Alte ist allein.

„Du bist ein Mensch, nun endlich ein Mensch. Der Einzige bist du, der Mensch. Du wirst in das Buch kommen. Du allein bist übrig geblieben, zur Ehre Gottes. Du wirst alles wieder aufbauen und das Geschlecht der Menschen neu pflanzen müssen. Wie Gott will; ich habe nicht umsonst gesucht."

Er bleibt auf dem Stein; denn er meint, er darf nicht sogleich weiter. Von Zeit zu Zeit läutet er das Glöcklein, horcht zum Walde hinüber, läßt die Augen auf und ab laufen. Kommt er nicht wieder hervor? Er floh; warum floh er? Trieb ihn das fremde Wort: Friede in den schützenden Wald zurück? Er sieht die Sonne in flachem Bogen dem Abend sich neigen. Er spürt die Kühle der nahenden Nacht. Langsam steigt der Mond über der Wolkenwand herauf, die blau im Osten steht. Da wird dem Alten die Einsamkeit zu groß. Er sieht in immer wachsender Angst das Land um sich herum und fühlt nun die Verwüstung, die man hier anrichtete, mehr als an allen Tagen, an denen er durch sie hindurchschritt. Wird überhaupt die Zeit kommen können, die hier wieder Menschen, fruchtschwere Felder, Pferde und Rinder, die guten Freunde des Menschen, sieht? Die Angst, dies denken zu müssen, überfällt ihn plötzlich wie ein Fallstrick. Diese zurückliegenden dreißig Jahre hatte er täglich genug mit der Gegenwart zu tun; nun trägt das Denken voraus. Er steht auf. Er muß weiter. Er muß seine kurzen, laufenden Schritte hören, nun, da man, wie Gott will, wieder laufen darf.

Hastig langt er nach dem Glöcklein und will sich in Trab setzen. Da stößt vom Walde her ein jäher Schrei an sein Ohr: laut, mächtig, drohend und bittend zugleich. Der Alte sinkt auf den Stein zurück.

„Also ja, zur Ehre Gottes, was kann das sein?"

Ein Tier schreit nicht so. Eines Menschen Mund, der der Worte gewohnt ist, hat nicht diesen mächtigen Ton. Aber es wird doch der Große, Starke, der Mensch sein. Vielleicht hat er während der Zeit, daß der Alte hier saß, ihn beobachtet? Gewiß ist aber dies: Dieser Schrei, den Not ausstieß, wie man es deutlich hörte, bannt einen alten Pfarrer an seinen Ort. Wie Gott will; läute, Glöckchen.

* * *

Es ist so; der Mensch hat während der Stunden, als der Pfarrer auf dem Stein hockte, trüben Auges in die Herbstsonne blinzelnd oder mit hastigen und unsicheren Blicken den Wald absuchend, auf ihn gesehen. Zuerst stand er, vor dem Alten durch starke Äste gedeckt, aufrecht unter den Bäumen und stieß mit bösen Augen nach ihm. Denn was ist das: Friede? Ist es ein Teufel, ein böser alter und listiger Geist, der ihn narrt? Wie Tiere aus dem Hinterhalt — fremd, ungeheuer, wesenlos — brechen Gedanken auf ihn ein. Er betrachtet den Alten scharf wie ein Ding, das man erkennen will. Argwöhnisch verfolgt er jede Bewegung, die der alte Pfarrer macht; oft muß er an sich halten, daß er sich nicht auf ihn stürzt, ihn mit seinen Fäusten zu erschlagen. Die Töne der Glocke sind es, die ihn allmählich ruhiger machen. Da die Dunkelheit naht, legt er sich auf den Boden, auf eine Erdwelle am Walde, die seinen Leib deckt. Er tut das, um den da auf dem Stein besser sehen zu können; denn so hebt dessen dunkle Gestalt sich besser von der dämmernden Umgebung ab.

Nun steht der Alte auf; und über den Menschen kommt ein plötzliches Erschrecken. Das Erwachen der Welt, die früher einmal war, ist an das kleine alte Wesen da vor ihm gebunden und an das klingende Ding, das dessen Hand am Tage rührte. Er schreit. Es ist ein Notschrei, ein Bitten und Drohen in einem. Und der Alte versteht ihn. Wie Gott will; läute, Glöckchen.

Ein alter und mächtiger Geist ist der, der die hellen, hastigen Töne zu ihm herüberläuten läßt, gewiß. Denn vor den Augen des Menschen, der die Vergangenheit mit heißen Sinnen durchtastet, öffnet sich dort, wo der Alte sitzt und sein Glöckchen schwingt, ein aufrechtstehender Kreis, zuerst noch undeutlich, dann klar werdend, Bilder zeigend und dann weiter in die Ferne zurückgleitend und neue Bilder gebend.

Es ist da ein Hof. Man ist noch Kind. Alte Bäume rauschen. Tiere brüllen, die in hohem Grase schreiten. Man nennt sie Kühe. Was sind das für Tiere? Ein Ding geht über Feld, von wieder anderen Tieren gezogen. Es wirft knirschend und zuweilen von einer Seite auf die andere fliegend schwarze Erde hoch. Es heißt Pflug. Was ist ein Pflug? Gelbe Körner werden sodann in das lockere Erdreich versenkt. Und ein anderes Ding, das hinter dem Pfluge herläuft, deckt sie zu. Was ist das alles? Man war ein Kind. Sprich du da drüben: Ist das dein Friede?

Ein alter Mann ist da, schreitet gebückt über das Feld, ist am Abend der erste am Tisch. Ein Tisch ist ein Ding, aus Holz, aus Brettern gebaut. Den alten Mann nennen alle Vater. Eines Tages liegt er blutend zwischen gelben Ähren. Reiter haben ihn erschlagen.

Und wieder kommen die, die dazu erschaffen sind, Feuer in die Höfe zu werfen, Menschen und Tiere fortzutreiben oder sie tot hinter sich zu lassen. Man schlägt sich mit einem herum, mit mehreren; ihre weichen Kehlen fühlt man noch zwischen den Fingern. Man springt in den Wald, kommt tagelang nicht zurück. Die Reiter kehren wieder. Man ist eines Tages kein Kind mehr. Die Höfe werden leer; die Stimme der Dörfer ist tot. Von Feuer verzehrte, dann vollends verfallene Höfe deckt ewiger Schnee. Der Hof — wie hieß er? Der listige Alte, Herr vieler und mächtiger Worte, hat ihn genannt. Wo ist der nun? Sitzt er noch dort? Ist er vor sich selber geflohen? Das Dunkle, Kleine, dunkel und klein über dämmerndem Felde — ist er das? Ist er tot? Warum tönt das schweigende Ding in seiner Hand nicht mehr?

Der Mensch ruft in das unter gelbem Monde liegende Feld hinein. Das Glöcklein von drüben antwortet sogleich. Wie aufgeschreckte Tauben flattern

die ersten Töne daher. Der alte Pfarrer war eingenickt. Wie Gott will; er ist eine alte, dürre, verhutzelte Knolle; er darf wohl einmal schlafen nach so langem Laufen und Suchen.

Der Mensch ist zufrieden. Er legt sich bequemer zurecht.

Zuletzt ging man ganz in den Wald, in diesen Wald. Nichts war mehr, nicht Mensch noch Tier, nicht Hof noch bestelltes Feld. Alles war vergangen. Allein man selber war übriggeblieben.

Nun rauscht der Wald über einem. Wölfe heulen. Füchse bellen in hartem Frost. Zur Herbstzeit bricht der Brunstschrei des Platzhirsches durch die helle Nacht. Sauen brechen. Und alles Getier in und auf und über der Erde wächst und hat seinen Ort wieder da, wo in früheren Tagen der Mensch seinem Tagewerk nachging.

Aber eines ist da, bleibt, ist stärker als alles, und man kann es nicht vergessen: das Abendlied reifender Ähren, die Morgensprache wellenden Kornes. Damit es um einen ist, auch wenn nichts mehr ist, hat man etwas davon in den Wald gerettet: Ein kleiner Haufe gelber Körner liegt in der Ecke der Erdhöhle, die man sich in dichtem Gebüsch auswarf. In mancher Nacht legt man den Kopf auf den mannshauptgroßen Haufen und schläft so ein. Leise singt es darin von allen alten vergessenen und fast vergessenen Dingen: Vater — Acker — Erde — Erde!

Kommt das Frühjahr und ist der Schnee zergangen, dann nimmt man etwas davon. Langsam tastet man sich durch den Wald an das freie Feld hinan. Oft liegt man tagelang, sichert, flieht zurück, kommt wieder hervor: Drüben war Feuerschein, Menschen schrien, Reiter lärmten. Zuletzt wird alles still. Diese Stille kennt man. Man holt sich Äste, sucht die härtesten aus. Mit ihnen zerstößt und zerwühlt man die Fläche kleinen Ackers, die man sich ersah. Viele Tage arbeitet man so in ängstlicher Heimlichkeit. Dann streut man die Körner hinein, glättet die Ackerkrume mit Dornen. Ja, man sät auch noch Flachs.

Warum tat man so und immer aufs neue so? Du da auf dem Stein, märhaftes altes Wesen, schläfst du? Du bist doch gekommen, um alles zu sagen. Warum tat ich so? Jahre und Jahre, und wurde nicht matt oder müde in meinem Werke? Ich tat es wie Schlafen und Jagen; es war da und mußte getan werden.

Der alte Pfarrer schrickt wieder zusammen. Abermals stieß ein Ruf an sein Ohr. Zur Ehre Gottes, die Nacht ist lang; immer noch liegt der da wohl und schreit nach einem. Was kann man tun? Nichts kann man tun als den Tag erwarten. Nun, wie Gott will; läute, Glöckchen. Doch nur wenige Töne sind es, die nun noch ihr Ziel erreichen. Bald ist alles still. Der Alte ist vom Stein herabgesunken. Sein Kopf liegt hart gebettet; aber er schläft doch, schläft tief und fest. Wie Gott will; nun, da der Friede da ist und man also schlafen darf, schläft man wohl einmal.

Aber wie ist es nun? Warum streute man den Flachs in die Erde? Man konnte ihn ja doch nicht zurichten, um sich darin zu kleiden. Man entbehrte ihn auch nicht mehr. Längst umschloß zottiges Fell die Brust. Und man ißt ja auch nur wenig von dem Korn, das man reif in seine Erdhöhle rettete und dort aus den Ähren rieb. Man sät, um zu säen. Ja, es ist noch mehr da: Man ließ auch da nicht von seinem Beginnen ab, als man allsommerlich das Stückchen bestellten Ackers von vorüberziehenden Reitern vernichtet, von den Hufen ihrer Rosse zertreten fand. Man schrie wohl auf in Trauer und aufwühlendem Haß, wenn die Finger über am Boden verstreute Ähren, über zer-

trampelten Acker glitten. Aber man wurde nur listiger dadurch. Man gab das wenige Korn, das man noch aufsammeln durfte, einzeln in das Land: hier ein paar Körner, dort ein paar; hier eine Ähre, die man mit Vorsatz nicht ausgerieben hatte, dort zwei oder drei, die man in eine flache Mulde legte und mit Erde sorglich zudeckte. —

Wie in einem tiefen Traum befangen, erhebt der Mensch sich von der Erdwelle, in die er seinen Leib gedrückt hatte. Er wandert zurück, lange. Dann steht er vor seiner Höhle. Hier ist die Öffnung. Er gleitet hinein. Ein winziges Häuflein gelber Körner liegt neben der Herdstelle, bedeckt mit Laub. Er kratzt die Blätter herab. Dann legt er sein Haupt hinauf, wie er es auch sonst schon zuweilen in den schlimmen einsamsten und ärmsten Stunden tat. So schläft er ein.

Unter seinem Haupt aber an seinem Ohr dehnt und streckt es sich in den gelben Körnern. Ein seltsames Flüstern, das zu einem Sprechen und Singen wird, geht durch die Frucht. In jedem Korn regt sich das Keimchen. Würzelchen wachsen. Blättchen sprossen. Undeutlich ist am Anfang die Sprache; aber dann versteht der Mensch deutlich die Rede.

Das Korn spricht: „Ich bin nicht nur deinetwegen da. Du, der Mensch, wurdest auch gesetzt unsertwegen. Damit du sein kannst, sind wir. Daß wir nicht ersterben, bist du erschaffen. Mensch und Tier verging in der Not und dem hundertfachen Tode der Zeit. Du bliebst als Träger kommenden Lebens, bliebst, damit wir wieder Ernten geben können. Das Geheimnis, das um dich ist, ist auch um uns. Du wußtest nicht, was es war, das dich tun hieß, wie du tatest. Der dich setzte und uns, der wußte es." — Allmählich verstummte die singende Rede an seinem Ohre. In unruhigem Schlafe lag der Mensch zwei Stunden oder drei.

* * *

Da war es ihm, als ob ihn jemand bei seinem Namen riefe. Er öffnete seine Augen, setzte sich aufrecht, die Hände flach gegen den Boden der Höhle gedrückt. Jemand, dessen Stimme er in diesem Leben nicht zum erstenmal hörte, rief ihn. Und zugleich sah der Mensch, daß ein Schatten durch den Eingang seiner Höhle fiel.

Er erhob sich und stieg hinauf. Eine große, sehr gebückte Gestalt stand vor ihm, winkte ihm mit dem Finger und schritt dann vorwärts. Der Mensch folgte. Sie gingen beide mit ausgreifenden, schnellen Schritten. Bald lag der Wald hinter ihnen, und sie kamen auf freies Feld.

Sie gingen lange. Was für ein Ziel der Mann da vor ihm hatte, wußte der Mensch nicht. Er konnte es auch nicht erkennen. Einmal trat er an seine Seite, legte die Hand auf seinen Arm und wollte fragen, weshalb er ihn gerufen habe und an welchen Ort er ihn führen wolle. Aber die Gestalt streifte die Hand leicht vom Arm, drückte ihn sanft zurück und schritt weiter.

In einem kleinen Abstand gingen sie nun feldein. Und bald waren sie so weit vorgedrungen, daß sie in Gegenden kamen, die der Mensch, solange er im Walde lebte, nicht mehr begangen hatte. Zwar kam ihm alles sonderbar vertraut vor; und er hätte wohl zuweilen innehalten mögen, um eine kleine Weile in Ruhe nachzudenken, weshalb gerade diese Stelle wüsten Landes so seltsam zu seinem Herzen spräche. Aber der Mann schritt, ohne aufzuhalten, weiter und ließ seinem Denken keine Zeit. Hierbei fiel dem Menschen plötzlich ein, daß er noch nicht das Gesicht der großen, gebückten Gestalt gesehen habe.

Aber es lag eine solche Hoheit um sie, daß er es nicht wagte, noch einmal an ihre Seite zu treten, um ihr in die Augen zu sehen.

Nun hielt der Mann inne. Er hob die Hand und bedeutete dem Menschen, an seinem Platze zu bleiben. Mit ausgestrecktem Finger wies er in das Land hinaus, als ob er ihm etwas Altbekanntes zeige. Dann kniete er sich auf das Erdreich, klopfte mit der Hand gegen den Boden und sprach in ihn hinein. Der Mensch vernahm die Worte nicht; aber er hörte, daß von unten herauf eine leise Antwort kam, die durch die Erde lief, wie ein Rascheln durch überjähriges Laub läuft. Darauf erhob sich die Gestalt, winkte dem Menschen, ihr zu folgen, und schritt weiter.

Nach einigen Schritten hielt sie abermals inne, kniete wieder, sprach und klopfte wie vorhin. Nun aber klang keine menschliche Gegenrede. Wie starkes und dumpfes Wiehern eines Pferdes drang es von unten herauf. Die Hand des Knienden glitt ein paarmal leicht und fast zärtlich über den Boden, als ob sie ihn streichele. Darauf klang das Wiehern heller und lauter, erstarb dann. Der Mann erhob sich von der Erde, winkte und schritt weiter.

Als er zum dritten Male die Knie beugte, mit seiner Hand die klopfenden Zeichen gab und wieder seine murmelnden Worte dazu sprach, kam keine Antwort zurück. Aber der Mensch sah trotz der Dunkelheit deutlich, wie sich der Boden an der Stelle ein paarmal hob und wieder senkte, so, als ob da unten sich etwas bewege und heraus wolle. Auch hier streichelte der Mann die Erde und erhob sich, wie es dem Menschen schien, etwas langsamer als vorhin.

Sie schritten weiter, immer in seltsamem Hin und Her über das Feld. Stets von neuem hielt der Mann inne, bückte sich, klopfte und sprach dazu. Und immer kam auch eine Antwort zurück: eine undeutliche, raunende Gegenrede; starkes und dumpfes Wiehern eines Pferdes; oder es hob und senkte sich der Boden an der Stelle, wo der Mann pochte. Und immer war es dem Menschen, als ob der Boden, über den sie schritten, ihm bekannt wäre aus einer früheren Zeit. Aber er konnte es nicht sagen. Er durfte nicht fragen. Und so ging er hinter der gebückt schreitenden Gestalt her wie in einem wachen Traum und wußte sich trotz allem gut und sicher geführt.

Als der erste Habichtschrei erklang, sah der Mensch sich um. Hinter ihm lag wieder der Wald. Er merkte, daß er allein war, trat unter die Bäume; Äste streiften sein Gesicht mit hängenden Zweigen. Und er fand den Weg zu seiner Höhle leicht.

Den ganzen Tag über lag er in einem tiefen Schlafe. Gegen den Nachmittag erwachte er, kratzte die Asche von der Glut der Herdstelle, entzündete ein Feuer, weil er Hunger spürte, und richtete sich sein Essen zu.

Als er gegessen hatte und das Feuer ausgebrannt war, deckte er die Kohlen wieder sorgsam mit Asche und sank zu neuem Schlafe auf sein Lager aus Laub und Fellen. Über dem Eingang seiner Höhle stand der Mond an wolkenfreiem Himmel.

Eine große Müdigkeit kam über ihn. Er war nun am Ziel. Immer und immer noch war ein Winter gekommen, dem ein Frühling gefolgt war. Und immer wieder hatte er im Herbste die Saat der Erde gegeben, ohne Wissen hoffend auf den Tag, der ihn als Säer mit weitem Armschwung über das Feld schreiten ließe. Nun, da die Zeit gekommen war, wußte er nicht, wozu sie da war. Es hatte ihm den Sommer über schon so geschienen, als ob die Welt eine andere geworden sei. Kaum, daß er einmal einen Trupp Reiter in der Ferne wahrgenommen hatte; selten, daß Lärmen und Schreien an sein Ohr ge-

drungen war. Und nun wünschte er, daß die wilde Zeit wieder kommen möge. Er war in sie hineingewachsen wie in ein rauhes, blutverkrustetes Kleid. Die Kindheit, die der kleine krumme Alte mit dem schwingenden Ding in seiner Hand wieder heraufgebracht hatte, stand zwar vor ihm. Aber damals war alles gewesen, was nötig war, um vom Morgen in den Abend zu kommen: der Vater, Menschen, Tiere, Dinge, Hof und Dorf und Acker und noch etwas — er krauste die Stirn — etwas, was er nur mit aufwühlenden Sinnen fühlte, was er aber nicht nennen konnte. Hier war nichts. Er sank zurück. Die Gestalt, hoch, gebückt, lang ausschreitend vor ihm, war vergessen; vergessen auch das Gespräch der ruhenden Körner an seinem Ohre. Er sah sich. Er sah im Geiste das wüste Feld ringsum. Auch den kleinen, krummen Alten, hockend auf dem Stein in freiem Feld, glaubte er zu sehen. Müdigkeit überfiel ihn.

Bald wachte er von einem Geräusche auf, das neben ihm in seiner Höhle laut war. Er griff nach einem trockenen Aste, zerbrach ihn, legte ihn auf die Glut und blies in die Kohlen. Eine kleine Flamme zuckte auf und gab Helle. Im äußersten Winkel der Höhle hockte ein Weib. Es sah mit großen Augen auf ihn. Ein Fell umschloß den Leib.

Der Mensch legte mehr Holz zum Feuer. Sie kam herzu und setzte sich dicht an die Flamme, holte Kräuter aus dem Fell hervor und rieb beide Füße damit; die waren blutig von weitem Laufen durch Steine und Dornen. Auch sie wußte wohl, daß Friede war. Vielleicht hatte sie einen Menschen gesucht. Der Rauch, der nun auch schon am Tage durch den Wald zog, weil der Mensch wußte, daß er sein Feuer jetzt frei brennen lassen konnte, hatte sie geführt.

Sie hatte langes, gelbes Haar. Ihre Augen waren grau und groß wie die Augen scheuer und frommer Waldtiere. Auf ihren Wangen lag ein bräunliches Rot wie auf der reifen Frucht des wilden Apfelbaumes. Schultern und Brust waren stark und voll und schimmerten wie der Mond zu der Zeit, wenn die Blätter des Ahorns gelb und rot werden. Ihre Beine waren schlank wie die Beine der eilenden Hindinnen. Der Mensch sah alles.

Sie hatte die Hände flach gegen die Schenkel gedrückt und sah auf ihn. Angst stand in ihren Augen, die plötzlich feucht schimmerten, als sie die Rechte bittend nach ihm ausstreckte. Wie in jähem Erwachen deckte der Mensch wieder Asche über die nur noch glimmenden Äste. Dann griff er nach ihren Händen. Sie kam zu ihm und wurde sein Weib.

Noch in derselben Nacht stand er mit ihr am Waldrande; und sie sahen beide in das unter blaugelbem Monde wüst daliegende Feld. Aus dem Wissen dieser Nacht heraus sank er wie gefällt in das Gras. Wie sein Geist langsam Bilder formte, sprach sein Mund die Namen dafür, die er nun wußte. Er sprach — und zuweilen wiederholte er ein Wort, um es noch klarer vor sich zu haben — zu sich und zu dem Weibe an seiner Seite: „Vater — Mutter — Bruder, Schwester — Mutter — Kinder — Kind — das Kind!“

* * *

Und dann sah er dies: Die Ebene, die vom Walde aus nach Süden hin langsam anstieg, blieb nicht leeres und wüstes Land. An vielen Stellen hier und dort und da und in der Ferne überall hob und öffnete sich der Boden. Zuerst war noch undeutlich, was da wurde. Dann aber sah er weit hinten in der Ebene und doch hell wie am Tage die Gestalt, die ihn in der letzten Nacht

so seltsam geführt hatte. Sie beugte sich zur Erde, klopfte, stand auf und schritt dann weiter. Und wo sie gepocht hatte, wurde der Boden lebendig.

Pferde liefen über das Feld, fanden sich zueinander, ordneten sich zu zweien. Männer gingen mit langen, ruhigen Schritten zwischen den Tieren umher, sahen sie aufmerksam an und blieben dann bei dem oder diesem Paare stehen, das auf ihren Ruf hin angehalten hatte. Sie klopften die Hälse der hell aufwiehernden Tiere, ordneten Sielen und Stränge und leiteten sie zu den Pflügen, die verstreut in hohem Gras und Kraut standen.

Der Mensch wußte wie in jäher Erleuchtung: Dies waren die toten Bauern der wilden dreißig Jahre. Das waren die Pferde, ihre treuen Freunde und Helfer, die von den Reitern getötet oder in den brennenden Höfen umgekommen waren. Und dort waren die Pflüge, die sie im Herbst oder Frühling über das Feld geführt hatten, den Acker für die neue Ernte zu bereiten.

Nun hörte der Mensch wieder die singende Rede der gelben Körner. Nun wußte er, wo das Zuhause seiner Kindheit gewesen war. Er kannte die Väter, die ihm seinen Dienst zeigten und ihm mit ihrem Segen bei seiner Arbeit behilflich sein wollten. Und nun erkannte er auch die hohe, gebückt dahinschreitende Gestalt.

„Vater!" schrie er in wilder Freude auf und lief querüber. Das Weib blieb an seiner Seite, faßte seine Hand und hielt Schritt mit ihm. Er lief und lief eine Stunde oder zwei und wurde nicht müde vom Laufen.

Dann war er dort, wo ihm das Land in der letzten Nacht so seltsam vertraut geschienen hatte. Er wußte: Dies war der Grund der Väter. Da drüben, wo der mit Dornen und hohem Brahm bewachsene Hügel sich erhob, hatte der Hof gestanden; dies hier war Feld gewesen, Acker und Weide.

Als er nun so stand und die Stätte erkannte, die ihn und seinen Dienst forderte, da sah er, wie die Bauern mit Pferden und Gerät anrückten. Sie ordneten sich zu langer Reihe und zogen, einer hinter dem andern, über das Feld. Die Tiere wieherten und schnoben. Weiß flog der Dampf aus den Nüstern. Der Zuruf der Führer klang. Das Erdreich knirschte, wenn der Pflug, zuweilen von einer Seite zur andern fliegend, es aufriß.

So ging der Zug der toten Bauern über das Feld die lange Herbstnacht hindurch. Sie zogen von dem Menschen und seinem Weibe fort und verschwanden hinter den Hügeln in der Ferne gegen Süden. Sie kehrten wieder zurück und kamen mit ihren Tieren auf ihn zu, an ihrer Spitze mit Pferd und Pflug der Vater, der dem zweifelnden Sohne, dem Letzten der alten Höfe und dem Gründer der neuen Geschlechter, den Acker bereiten wollte.

Hin und wieder zurück zogen sie, legten lange, gerade, schwarzglänzende Furchen über das Feld; wurden größer und groß und fast fremd wie die märhaften Gestalten alter Vorzeit, wenn sie gegen den hellen Himmel hinter den Hügeln verschwanden; wurden dem Menschen bekannt und vertraut, wenn sie vor ihm angelangt waren und Pferd und Pflug wandten, neue Furchen in das Feld zu legen: Sie, die Pflüger. —

In dieser Nacht wohnten der Mensch und sein Weib zum letztenmal in der Erdhöhle im Walde.

Der Okkultismus im Lichte der Aussagepsychologie

Von

Albert Hellwig

Wer einmal einen Blick in die okkultistische Literatur wirft, der wird staunen über die umfangreiche Menge von angeblichen Tatsachen wunderbarer Art, über die dort berichtet wird. Wer sich noch nie mit okkultistischen Gedankengängen vertraut gemacht hat und dann auf einmal einen Einblick in diese Wunderwelt erhält, dem muß es so vorkommen, als bestehe neben der Welt, in der er bisher gelebt hat, noch eine zweite von ihr völlig verschiedene, die an die Märchenwelt seiner Kindheit anklingt. In der Tat gibt es kaum eine mystische Begebenheit, wie sie uns aus dem Leben der Naturvölker und aus den Hexenprozessen des finsteren Mittelalters bekannt ist, die nicht von dem modernen Okkultisten als Tatsache bezeichnet und oft unter Aufwand von großem Scharfsinn zu verteidigen und zu erklären versucht wird.

Die okkultistische Literatur könnte ganze Bibliotheken füllen, und was vielleicht das Eigenartigste ist, es befinden sich darunter nicht nur Schilderungen und mehr oder minder wirre Ergüsse von Leuten, die in keiner Weise ein maßgebendes Urteil in wissenschaftlichen Fragen zu beanspruchen vermögen, sondern gar nicht selten auch Arbeiten und Beobachtungen von Männern, die sich auf anderen Gebieten der Wissenschaft geachtete Namen gemacht haben und deren Darlegungen und Behauptungen man jedenfalls nicht ohne weiteres zu den Akten legen kann.

Der naive Mensch, der psychologisch nicht geschult ist, wird bei dieser Sachlage ohne weiteres geneigt sein, anzunehmen, daß die vielerlei wunderbaren Tatsachen, über die hier berichtet wird, auch wirklich Tatsachen sein müssen. Er wird meinen, es sei doch unmöglich, daß so viele Augen- und Ohrenzeugen derartige Vorkommnisse bestätigen, wenn sich die Sache nicht auch wirklich so verhalte. Der naive Mensch glaubt eben, man könne sich auf das Zeugnis seiner fünf Sinne vollkommen verlassen, und erkennt auch nicht die tausenderlei Fehlerquellen, die zwischen der Beobachtung und Aussage über eine tatsächliche oder angebliche Wahrnehmung liegen und das Ergebnis fälschen.

Ein Beispiel für diese naive Denkungsweise finden wir auch in dem neuesten Buche des Freiherrn von Schrenck-Notzing über „Experimente der Fernbewegung". In diesem Buche sind die Versuche mit Willi Schneider geschildert worden. Willi Schneider soll imstande sein, auf irgendeine noch nicht näher festgestellte Weise aus der Ferne Gegenstände zu bewegen, ohne daß er dies durch einen Trick tut. Wenn die Beobachtungen, die in dem Buche

niedergelegt sind, richtig sind, dann würden wir mit einer bisher noch unerforschten Kraft rechnen müssen, die anscheinend einigen Menschen unter besonderen Umständen eigen ist, und die sie befähigt, körperliche Bewegungen auch über die Sphäre des Körperlichen hinaus zu bewirken. Ich komme auf dieses Buch nachher noch in anderem Zusammenhang zu sprechen und will hier nur erwähnen, daß einer der Teilnehmer an den Sitzungen, die hier zur Sprache kommen, der Münchener Schriftsteller Dr. Willi Seidel, dort erklärt, daß die Eindrücke, die er wiedergäbe, das Zeugnis „seiner bisher noch nie angezweifelten fünf Sinne" seien. Daß das Zeugnis unserer fünf Sinne außerordentlich trügerisch ist, das scheint ihm nicht bekannt zu sein.

Die Erkenntnis, daß nicht alles, was wir zu sehen, zu hören oder auf eine sonstige Weise wahrzunehmen glauben, auch tatsächlich so ist, wie wir es empfinden oder wie wir nachträglich glauben, es wahrgenommen zu haben, das ist eine Erfahrung, die schon in alte Zeiten zurückreicht. Die Geschichte der Kriminalistik zeigt, daß man schon vor Jahrhunderten gelernt hatte, daß auch gutgläubige Zeugen sich irren können und sich tatsächlich außerordentlich oft irren. In den letzten Jahrzehnten haben dann die Psychologen durch außerordentlich sorgfältige Experimente diese Erfahrung nachgeprüft und haben den Versuch gemacht, festzustellen, nach welcher Richtung solche Irrtümer besonders häufig vorkommen und auf welche Ursachen sie zurückgehen mögen. Wenn auch diese Forschungen noch nicht zum Abschluß gekommen sind, so haben sie doch unbestreitbar heute schon so viel ergeben, daß die Fehlerquellen, die einer fehlerfreien Aussage entgegenstehen, außerordentlich zahlreich sind, so daß die fehlerfreie Aussage nicht, wie der naive Mensch annehmen möchte, die Regel bildet, sondern vielmehr eine sehr seltene Ausnahme. Wir kennen auch einigermaßen diejenigen Bedingungen für Wahrnehmung und für Erinnerung, die eine möglichst fehlerfreie Aussage begünstigen, desgleichen die Bedingungen, welche die Fehlerquellen vermehren und daher die Tendenz haben, die Aussage über einen bestimmten Vorgang aller Wahrscheinlichkeit nach fehlerhaft zu gestalten.

Wenn man über diese Fragen ein wenig orientiert ist und dann von diesem Gesichtspunkte aus die okkultistischen Probleme studiert, wenn man selbst Gelegenheit nimmt, okkultistischen Sitzungen beizuwohnen und sich mit der Psychologie der Okkultisten vertraut zu machen, so wird man unschwer erkennen, daß bei okkultistischen Problemen die Sachlage im allgemeinen für eine fehlerfreie Wahrnehmung, für eine lückenlose und getreue Erinnerung und für eine exakte Aussage so ungünstig ist wie nur irgend möglich. Man wird dann das naive Vertrauen auf die Verläßlichkeit der Angaben von Augen- und Ohrenzeugen verlieren und wird außerordentlich skeptisch werden allen derartigen Behauptungen gegenüber, bei denen die angeblichen Tatsachen nicht in objektiver Weise nachgeprüft werden können. Es mag vielleicht sein, daß man hier und da vielleicht zunächst zu weit geht und aus der Erkenntnis der Fehlerquellen heraus vielleicht auch solche Berichte anzweifelt, die in Wirklichkeit fehlerfrei sind. Das ist aber ein verhältnismäßig kleines Übel, das im Interesse der Sache auch in den Kauf genommen werden muß. Es ist besser, man ist überkritisch und bezweifelt die Richtigkeit von zehn okkultistischen Berichten, an denen sich in Wirklichkeit nichts aussetzen läßt, als daß man sich durch mangelnde Kritik dazu verleiten läßt, auch nur einen in Wirklichkeit auf nicht zuverlässigen Grundlagen beruhenden Bericht als einwandfrei anzuerkennen. Wir stehen ja zweifellos noch im ersten Stadium der Entwicklung, und es ist mir nicht zweifelhaft, daß wir in einigen

Jahrzehnten auch auf diesem jetzt noch so dunklen Gebiet weit klarer zu sehen vermögen werden als heutzutage. Sollten wir in der Tat hier und da zu skeptisch sein und Fehlerquellen auch dort vermuten, wo sie nicht vorhanden sind, so werden dieses Übermaß an Kritik und die dadurch gemachten Fehler sich ganz von selbst im Laufe der Entwicklung wieder ausgleichen. Es entspricht das einer alten Erfahrung, die man auch auf anderen Wissensgebieten gemacht hat. Nach dem heutigen Stande unseres Wissens kann man gegenüber allen okkultistischen Berichten, mögen sie auch von noch so bekannten Männern herrühren, nicht vorsichtig genug sein.

Wollte ich alle die mannigfachen Fehlerquellen, die insbesondere in okkultistische Untersuchungen hineinspielen, eingehend erörtern, so würde ich den mir zur Verfügung stehenden Raum um ein Vielfaches überschreiten müssen. Ich muß mich hier damit begnügen, einige der hauptsächlichsten Fehlerquellen anzudeuten und durch das eine oder andere Beispiel aus der Literatur zu belegen.

Zunächst ist es eine bekannte Erfahrung, deren Bedeutung für unsere Frage kaum hoch genug einzuschätzen ist, daß wir keineswegs imstande sind, einigermaßen einwandfreie Beobachtungen mit Sicherheit zu machen. Jeder, der einmal mit Aufmerksamkeit einem Taschenspieler zugesehen hat, weiß aus Erfahrung, daß er vielfach nicht imstande ist, alles Wesentliche eines Vorganges zu sehen und zu erkennen. Vielfach beruht das darauf, daß der Taschenspieler es in geschickter Weise versteht, die Aufmerksamkeit der Zuschauer abzulenken, und gerade dort, wohin niemand schaut, seine Kunstgriffe vorzunehmen. Diese Ablenkung der Aufmerksamkeit spielt übrigens auch bei okkultistischen Sitzungen eine große Rolle, insbesondere natürlich, soweit die Medien bewußt oder unbewußt Betrüger sind und mit mehr oder minder sinnreichen Tricks arbeiten. Aber auch soweit noch nicht einwandfrei festgestellt ist, daß es sich um derartige betrügerische Medien handelt, beispielsweise bei dem oben erwähnten Willi Schneider, spielt die Ablenkung der Aufmerksamkeit der Zuschauer eine nicht geringe Rolle. So wird von dem Medium verlangt, daß die Teilnehmer sich unterhalten, daß eine Spieldose spielt, daß im Stadium der Vorbereitung der Erscheinungen die Aufmerksamkeit auf sie nicht konzentriert wird usw. Daß genaue Beobachtungen nicht möglich sind, wenn die Aufmerksamkeit auf etwas anderes gelenkt wird, das leuchtet ohne weiteres ein.

Besonders interessant ist es aber — und auch das zeigt uns die Psychologie der Taschenspielerei —, daß wir selbst dann, wenn wir wissen, daß es sich um einen Trick handelt und sogar um welchen Trick, doch nicht imstande sind, den Trick wahrzunehmen, auch dann, wenn wir mit angespannter Aufmerksamkeit ihn wahrzunehmen bestrebt sind.

Ich nahm kürzlich an Versuchen teil, die Moll und Dessoir mit einem Ehepaar anstellten, das seiner Behauptung nach über telepathische Fähigkeiten verfügt. Nach Schluß der Versuche führte uns der Ehemann eine Reihe außerordentlich interessanter Kartenkunststücke mit erstaunlicher Geschicklichkeit vor. Mehrmals zeigte er uns dabei die Methode, durch die es ihm gelang, eine bestimmte Karte z. B. an eine bestimmte Stelle zu bringen. Gleich danach nahm er den Trick wieder vor, und trotzdem war es mir und den anderen nicht möglich, die Prozedur selbst wahrzunehmen, obwohl ich unter Anspannung aller meiner Kräfte bemüht war, die Bewegung wahrzunehmen. Nur dann, wenn er dasselbe Manöver langsam wiederholte, konnte man die einzelnen Phasen verfolgen. Hier handelte es sich nun um einen an sich ein-

fachen Vorgang, bei dem man solche mangelhafte Wahrnehmungen noch verhältnismäßig leicht verstehen wird. Die Beobachtungen aber, über die uns Henning in der „Zeitschrift für Psychologie“ berichtet, zeigen, daß auch bei komplizierteren Vorgängen, wenn der Taschenspieler geschickt vorgeht, es auch für den eingeweihten Beobachter unter Umständen einfach ein Ding der Unmöglichkeit ist, den Vorgang genau zu beobachten.

Henning stellte Versuche mit einem angeblichen Medium an, das über ausgezeichnete Tricks verfügte, über Tricks, die so geschickt waren, daß auch Henning und seine Mitarbeiter, trotzdem sie nichts weniger als okkultistisch eingestellt sind, und trotzdem sich die Versuche nicht im Dunkeln, sondern im hellen Licht der Lampen im Arbeitszimmer abspielten, nicht imstande waren, die Tricks festzustellen. Es wurde dem Medium beispielsweise aufgegeben, ein Zigarettenetui des Versuchsleiters aus der Entfernung zu öffnen, eine Zigarette sollte sich aus dem Etui herausbewegen, dann in freier Luft schweben und dann durch die Luft in den Mund des Mediums wandern. Ein andermal wurde die Aufgabe gestellt, eine Zigarette, die auf die Hand eines Zuschauers gelegt wurde, aus der Entfernung zum Medium hinzubewegen. Ein Dolch sollte in der Luft hängen und dann der Schwere entgegen zu einem bestimmten Zeitpunkt einen Kreis nach oben beschreiben. Alle diese Versuche gelangen, und zwar ohne daß es dem Medium möglich gewesen wäre, vor der Sitzung Vorkehrungen zu treffen. Als Henning hinter einen anderen Trick gekommen war, zeigte ihm das Medium in einem Nebenzimmer verschiedene der von ihm gebrauchten Tricks. Es erklärte ihm aber auch, daß es keineswegs immer eines Tricks bedürfe, sondern daß oft schon die merkwürdige Veränderung im Seelenleben der Zuschauer ausreiche, um Erfolge vorzuspiegeln, die tatsächlich keine seien. Das Medium sagte beispielsweise, es werde zuerst einen Versuch einer Fernbewegung mit dem angeblichen okkulten „sechsten Finger“ sehen lassen. Die Wirkung der gesehenen Fernbewegung verändere dann das Bewußtsein der Zuschauer so stark, daß bei einer Wiederholung des Versuches das Medium den Gegenstand ganz offen mit der Hand anfassen und bewegen könne, ohne daß jemand etwas davon merke. Henning versichert, daß es in der Tat auch so geschah, und daß die Teilnehmer nach wie vor glaubten, eine Fernwirkung wahrzunehmen, obwohl das Medium den Gegenstand ganz offen mit seinen Fingern ergriffen hatte. Wie weit die suggestive Beeinflussung geht, kann man daraus ersehen, daß das Medium einen Trick erklärte und genau vormachte und daß trotzdem einer der Teilnehmer, der keineswegs Okkultist ist, vielmehr den Okkultismus hartnäckig bekämpft, durchaus nicht glauben wollte, daß die Sache so einfach sei. Wenn man dies hört, so versteht man, daß, wenn ein Medium entlarvt worden ist und vielleicht selbst seinen Schwindel zugegeben hat, sich immer wieder Okkultisten finden, die erklären, trotz allem müsse das Medium auch über okkulte Fähigkeiten verfügt haben; alle Vorgänge ließen sich nicht auf diese einfache Weise erklären.

Außerordentlich lehrreich ist auch ein Fall, über den in der Zeitschrift der englischen Gesellschaft für psychische Forschung berichtet wird. Ein Mitglied dieser Gesellschaft, Davey, Taschenspieler aus Liebhaberei, erwarb sich durch unausgesetzte Übung eine solche Fertigkeit in der Herstellung von „Geisterschriften“, daß er vor einem sachverständigen Auditorium erfolgreiche Vorstellungen geben konnte. Diese Geisterschriften werden nach dem Zeugnis von Okkultisten so hergestellt, daß die Geister auf der Innenseite zweier zusammengebundener Schiefertafeln, die vorher unbeschrieben waren, Schriften

hervorbringen. Davey sagte nun nicht, es handele sich lediglich um einen taschenspielerischen Trick, er erklärte aber auch nicht, es handle sich um Geisterschriften, sondern überließ es jedem der Zuschauer, zu denken, was er wolle. Am Schluß der Sitzung bat er die Teilnehmer, ihm ihre Beobachtungen am nächsten Tage schriftlich mitzuteilen. Das auf diese Weise gewonnene Material hat dann Hodgson veröffentlicht. Keiner der vielen Berichte aus nicht weniger als achtzehn mitgeteilten Sitzungen gibt irgendwelche Anhaltspunkte, wie diese verblüffenden Erscheinungen tatsächlich zustande gekommen sind. Die bei weitem meisten Sitzungsteilnehmer waren sogar von der Echtheit der Vorführungen durchaus überzeugt, konnten sich zum mindesten in keiner Weise denken, wie man die von ihnen angeblich wahrgenommenen Vorgänge in anderer Weise erklären könne. Es ist nicht uninteressant, daß sich unter den Sitzungsteilnehmern auch ein Berufstaschenspieler befand. Man meint nämlich vielfach, ein Taschenspieler müsse doch imstande sein, einen Trick zu erkennen. Man übersieht aber dabei, daß der Taschenspieler einem auf anderem Gebiete liegenden Trick vielfach, wenn nicht meistens, ebenso hilflos gegenübersteht wie irgendein beliebiger anderer. Auch hier zeigt es sich wieder, daß die überzeugten Okkultisten sich kaum überzeugen lassen, daß es sich bei einem bestimmten Medium nur um Tricks gehandelt habe. Denn auch nachdem die Veröffentlichungen, in denen die Sachlage erklärt wurde, erschienen waren, vertraten namhafte Okkultisten, insbesondere der spiritistische Naturforscher Wallace, die Ansicht, Davey müsse trotz allem ein echtes Medium sein.

Daß man bei okkultistischen Problemen sehr wenig auf Zeugenaussagen geben kann, erklärt auch der Breslauer Rechtsanwalt Dr. Erich Bohn, der als ein vorsichtiger Forscher auf diesem Gebiet bekannt ist, trotzdem er sich neuerdings von der Tatsächlichkeit der Fernbewegungen überzeugt hat. In seiner interessanten Schrift über den Spuk in Öls, den er untersucht hat, führt er mit Recht aus, es sei grundfalsch anzunehmen, man könne sogenannte Spukphänomene mit dem gesunden Menschenverstand untersuchen. Die Technik des Spukes wie überhaupt aller okkulten Erscheinungen sei überaus kompliziert und setze Vorkenntnisse und Erfahrungen voraus. Wer diese Vorkenntnisse und Erfahrungen nicht habe, könne vielleicht die eine oder andere richtige Beobachtung machen, doch vermöge er nicht die Erscheinungen in ihrem Zusammenhange zu erkennen. Es sei eine alte Erfahrung, daß Zeugen, die zum erstenmal mit okkulten Erscheinungen in Berührung treten, unrichtig beobachten, da sie der Aufregung des Ereignisses unterlägen und, unbekannt mit der Technik der Erscheinungen, leicht geneigt seien, dort etwas Wunderbares zu sehen, wo der Kundige nur bekannte Erscheinungen erkenne.

Auch das eingehende Studium der Berichte, die in dem neuen Buch von Schrenck-Notzing's über Experimente der Fernbewegung niedergelegt sind, zeigt, daß selbst zuverlässige und gewandte Beobachter Sinnestäuschungen der verschiedensten Art unterlegen sind. Selbst Schrenck-Notzing gibt unumwunden zu, daß derartige Fehlerquellen bei der Beobachtung vorkommen. In vielen Berichten wird über die schlechte Beleuchtung geklagt, die eine genaue Beobachtung fast unmöglich mache. In anderen wird mit Recht hervorgehoben, daß bei längerer Beobachtung die Augen ermüden und deshalb bei den üblichen Dauersitzungen das Auftreten von Täuschungen erheblich erleichtert wird. Hinzu kommt noch, daß das erste Eintreten der Phänomene meistens erst nach längerer Sitzungsdauer, mitunter erst nach eineinhalb bis zwei Stunden, erfolgt und daß in der langen Wartezeit die Erwartung der Teil-

nehmer natürlich auf das höchste gespannt wird. Der psychische Zustand der Sitzungsteilnehmer war, wie sich aus einzelnen Bemerkungen ergibt, einer zuverlässigen Beobachtung keineswegs günstig. Mehrfach werden auch Beobachtungen verschiedener Sitzungsteilnehmer über denselben Vorgang geschildert, die miteinander nicht in Einklang zu bringen sind und zeigen, daß wenigstens einer von ihnen sich irrt. Selbst echte Sinnestäuschungen werden hier und da berichtet.

Die durch mangelhafte Beobachtung entstehenden Fehler werden noch unendlich dadurch vergrößert, daß auch unser Gedächtnis die Wahrnehmungen nicht photographisch getreu aufzubewahren vermag. Wir wissen alle aus den Erfahrungen des täglichen Lebens, daß die Eindrücke, die wir empfangen haben, sich im Laufe der Zeit verfälschen, ohne daß wir es meistens gewahr werden. Wie oft glauben wir, mit aller Bestimmtheit behaupten zu können, wir hätten dieses oder jenes gesehen oder gehört, dieses oder jenes getan, trotzdem wir uns bald danach davon überzeugen müssen, daß wir uns doch in einem Irrtum befunden haben. Je längere Zeit zwischen der Beobachtung und der Aussage über sie verflossen ist, in desto höherem Grade muß man im allgemeinen damit rechnen, daß sich Gedächtnisfehler eingeschlichen haben. Es ist deshalb gewiß nicht ohne Bedeutung, daß jedenfalls eine größere Anzahl der von Schrenck-Notzing wiedergegebenen Berichte nicht unmittelbar im Anschluß an eine Sitzung niedergeschrieben worden sind, sondern erst einige Zeit danach. Mitunter kommt es dabei den Berichterstattern auch zum Bewußtsein, daß sie nicht mehr imstande sind, ihre Eindrücke so wiederzugeben, wie sie sie damals bei der Sitzung selbst gehabt haben. So erwähnt Klages in seinem nach sechs Tagen verfaßten Bericht, er habe nicht mehr alle Einzelheiten gegenwärtig und beschränke sich daher auf die Wiedergabe der Hauptpunkte, so weit sie ihm deutlich im Gedächtnis geblieben seien.

Welche Irrtümer entstehen können, wenn man diese Verfälschung der Erinnerung außer acht läßt, das habe ich kürzlich Gelegenheit gehabt, an einigen markanten Fällen nachweisen zu können. Ein Kriminaltelepath, der jahrelang in Hunderten und Aberhunderten von Fällen versucht hat, mit Hilfe von angeblich hellsehenden Medien Verbrechen aufzuklären, kam schließlich in den Verdacht, daß er betrügerisch vorgegangen sei. In dem anhängig gemachten Ermittlungsverfahren wurde ich von der Staatsanwaltschaft als Sachverständiger hinzugezogen und hatte hier nun die ebenso schwierige wie interessante Aufgabe, alle die zahlreichen Fälle, in denen der Kriminaltelepath anscheinend erfolgreich tätig gewesen war, für die sich genügende Unterlagen beibringen ließen, nachzuprüfen. Mancher dieser Fälle wirkte auf den ersten Blick zweifellos frappierend.

Dazu zählt auch ein Mordfall aus dem Jahre 1921, der damals durch die ganze Tagespresse gegangen ist und den Ruf des Kriminaltelepathen eigentlich erst begründet hat. Wenn man insbesondere den Bericht des Polizeikommissars liest, der damals den Versuchen beigewohnt hat, so versteht man es in der Tat nicht, wie es möglich gewesen ist, daß das Medium die Angaben, die es über den Hergang der Tat gemacht hat, auf anderem Wege als durch Hellsehen oder Telepathie erlangt haben kann. Kennt man allerdings die Zeitungsberichte, die schon vorher über den Mord veröffentlicht waren, weiß man, daß der Kriminaltelepath und sein Medium mit dem über die Sachlage orientierten Polizeibeamten bei einer befreundeten Familie gemeinsam verkehrten, so wird der Fall viel von seinem Wunderbaren verlieren. Es ist nun recht interessant, in dem Bericht des Polizeibeamten zu lesen, daß

der Kriminaltelepath über die Sache gar nicht informiert gewesen sei, während er bei seiner Vernehmung zugeben muß, daß der Kriminaltelepath durch einen anderen Polizeibeamten informiert worden ist. Es hat sich ferner feststellen lassen, daß auch dem Medium vor der Sitzung der Fall „kurz beschrieben“ worden ist, daß es also keineswegs so ist, wie es nach dem Polizeibericht scheinen konnte, als habe das Medium ohne jeden Anhaltspunkt seine Aussagen gemacht, ja als habe es nicht einmal gewußt, um was für eine Angelegenheit es sich handle. Nach dem Bericht mußte es auch so scheinen, als habe das Medium spontan von sich heraus den ganzen Sachverhalt zusammenhängend erzählt, während sich nachträglich herausgestellt hat, daß der Kriminaltelepath eine ganze Reihe von Fragen — es ist von mehr als fünfzig Fragen die Rede — an das Medium gestellt hat. Kennt man diese Tatsachen, so wird man natürlich die Beweiskraft jenes Falles ganz anders einschätzen, als wenn man diese Fehlerquellen nicht beachtet.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß unser Gedächtnis die Tendenz hat, das zu behalten, was dem Kreise unserer Vorstellungen entspricht, dagegen diejenigen Erfahrungen, die sich nicht harmonisch eingliedern lassen, zu vergessen. Es ist deshalb verständlich, daß diejenigen, die okkultistisch eingestellt sind, diejenigen angeblichen oder wirklichen Erlebnisse, die mit ihren okkultistischen Gedankengängen in Einklang stehen, behalten, diejenigen Fälle dagegen, in denen sich ihre Ansichten nicht bewahrheitet haben, vergessen. Man macht diese Erfahrung immer wieder, mit welchem Gebiet des Okkultismus man sich auch immer befaßt. Mag es sich darum handeln, zu untersuchen, warum der Glaube an oft unsinnige Sympathiekuren nicht ausstirbt, weshalb der Glaube an die Richtigkeit von Prophezeiungen immer noch lebenskräftig ist, trotzdem doch schon unendlich oft einwandfrei erwiesen ist, daß die Propheten falsche Propheten gewesen sind, mag man den Glauben an Ahnungen oder Wahrträume studieren, immer wieder wird man darauf stoßen, von wie großer Bedeutung dieses Moment ist. Es war außerordentlich lehrreich, während des Krieges zu beobachten, wie immer neue Prophezeiungen über den Verlauf und Ausgang des Krieges Gläubige fanden, trotzdem frühere Prophezeiungen sich schon als unrichtig herausgestellt hatten. Man sollte meinen, daß schon die Widersprüche, die sich zwischen mehreren Prophezeiungen finden, die Menschen stutzig und in ihrem Glauben an die Prophetengabe irre machen sollten. Wenn dies nicht der Fall ist, so erklärt sich dies zum großen Teil eben dadurch, daß die Widersprüche nicht bemerkt oder doch gegenüber den scheinbar oder wirklich vorhandenen Übereinstimmungen zu gering bewertet werden.

Ein weiteres wichtiges Moment ist endlich die Schwierigkeit, Beobachtungen durch die Sprache in allen ihren wesentlichen Einzelheiten eindeutig und einwandfrei wiederzugeben. Der naive Mensch meint, es müsse eigentlich nichts leichter sein, als beispielsweise das, was bei Versuchen mit einem Hellseher von Bedeutung ist, schriftlich zu fixieren. Man hält es dabei meistens noch nicht einmal für nötig, während der Sitzungen Protokolle zu führen, sondern meint, daß es möglich sei, auf Grund von Notizen, die man sich vielleicht gemacht hat, mitunter auch ohne solche, nach längerer oder kürzerer Zeit, den Bericht über die Sitzung niederzuschreiben. Dieses naiven Glaubens sind nicht nur einfache Leute aus dem Volke, sondern auch nicht selten akademisch gebildete Männer und Frauen, die für sachverständig in okkulten Fragen gelten. Wer selbst einmal solchen Versuchen beigewohnt hat und sich dabei bemüht hat, stenographisch die ganzen Vorgänge möglichst zuverlässig auf-

zunehmen, der weiß aus Erfahrung, daß es nicht einmal unter diesen besonders günstigen Vorbedingungen möglich ist, ein getreues Abbild der Wirklichkeit zu geben. Mehr als einmal bin ich in der günstigen Lage gewesen, daß von mehreren zuverlässigen Stenographen die Vorgänge in der Sitzung protokolliert wurden. Ein Vergleich dieser Stenogramme hat dann stets gezeigt, daß die Protokolle in mitunter wesentlichen Punkten voneinander abwichen. Selbst das, was gesprochen wurde, wurde nicht von allen in der gleichen Weise verstanden und deshalb auch nicht in der gleichen Weise stenographisch festgehalten. Nun muß man aber wissen, daß schon bei derartigen Versuchen nicht nur das, was gesprochen wird, von Bedeutung ist, sondern, daß auch Gebärden und Gesten sowie Handlungen der Versuchspersonen und unter Umständen des Versuchsleiters oder anderer Teilnehmer von Bedeutung sein können. Sie in zuverlässiger Weise protokollarisch festzulegen, ist in den meisten Fällen schon deshalb kaum möglich, weil diese Handlungen usw. schwer eindeutig zu beschreiben sind, dann aber auch aus dem Grunde, weil es ein Ding der Unmöglichkeit ist, gleichzeitig mit Auge und Ohr scharf zu beobachten und das Beobachtete genau niederzuschreiben. Man kann sich daher selbst auf die besten Berichte über okkulte Phänomene nicht verlassen. Ganz besonders sind die Schwierigkeiten natürlich dann, wenn die Erscheinungen, die untersucht werden sollen, in der Hauptsache in irgendwelchen Vorgängen bestehen, wie dies beispielsweise bei Materialisationsphänomenen, Fernbewegungen und dergleichen der Fall ist. Wenn man auch nicht so weit gehen soll, das Kind mit dem Bade auszuschütten und zu sagen, daß bei okkulten Phänomenen dieser Art Berichte ganz ohne Wert seien, so muß ein vorsichtiger Forscher doch unbedingt auf dem Standpunkt stehen, daß auch die besten Berichte zuverlässiger Gewährsmänner, wenn sie sich auf Erscheinungen dieser Art beziehen, doch niemals eine ausreichende Grundlage für die Bildung einer gewissenhaften Überzeugung bieten können.

Es ist bezeichnend, daß von Schrenck-Notzing in seiner Broschüre über den Betrug des Mediums Ladislaus Laszlo schreibt, die Täuschung eines Kreises ernster Männer in mehr als vierzig Sitzungen sei nach Maßgabe „der sehr überzeugend geschriebenen Protokolle“ äußerst unwahrscheinlich gewesen. An einer späteren Stelle der Broschüre spricht er dann von einer „subjektiv einseitigen Protokollführung“, die den wirklichen Tatbestand nicht erkennen lasse. Die Folgerung, die man daraus zu ziehen hat, ist die, daß man sich bei derartigen Phänomenen eben mit dem Zeugnis von noch so vielen Beobachtern nicht begnügen darf, wenn man alle Fehlerquellen ausschalten will.

Diesen allein richtigen Standpunkt bringt auch einer der Teilnehmer an den Sitzungen mit Willi Schneider zum Ausdruck. Der Berliner Zoologe Professor Zimmer erklärt nämlich, es sei außerordentlich schwer, ja unmöglich, die Versuchsanordnung und den Bericht so zu gestalten, daß derjenige, der in seinem Urteil nur auf den Bericht angewiesen sei, die Überzeugung gewinnen müsse, daß kein Betrug vorliege. Er gibt freimütig zu, daß keiner der zahlreichen in der Literatur niedergelegten Berichte mit Medien ihm eine feste Überzeugung habe bringen können, trotzdem er der Frage durchaus nicht fanatisch ablehnend gegenübergestanden habe. Erst das eigene Erleben habe dieses zustande gebracht. So könne er es auch niemandem übelnehmen, der ebenso denke, wie er gedacht habe, und könne die Skepsis begreifen. Selbst der vollständigste Bericht über eine Sitzung vermöge nur ein sehr unvollkommenes Bild des Gesamtkomplexes der Lage und der Erscheinungen zu geben, und erst die Kenntnis eben dieses Gesamtkomplexes vermöge wirkliche Sicherheit zu bieten.

Die Folgerung, die sich daraus ergibt, ist die, daß man allen Berichten über angeblich okkulte Erscheinungen mit allergrößter Vorsicht entgegentreten muß. Soweit dies irgendwie ausführbar ist, soll man bestrebt sein, die Beobachtungen objektiv zu registrieren, durch phonographische Aufnahmen, durch Photographie, Kinematographie usw. Nur dann können wir hoffen, eines Tages imstande zu sein, auf Grund des sorgsam gesammelten und kritisch untersuchten Materials uns zu einer zuverlässigen Überzeugung von der Echtheit oder der Unechtheit der Phänomene durchzuringen. Bis dahin werden wir gut tun, wenn wir nicht nur den Berichten anderer, sondern auch dem Zeugnis unserer eigenen fünf Sinne mißtrauen.

Neues über Shakespeare

Von

Alois Brandl

Soviel unbeweisbare, ja phantastische Funde sind über Shakespeare schon in die Welt hinausposaunt worden, daß neue Nachrichten von vornherein wenig Vertrauen erwecken. So häufig hat man deutschen Lesern versichert, über Shakespeares Leben wisse man, abgesehen von einigen äußerlichen Hauptpunkten, überhaupt nichts Zuverlässiges, daß die Neugierde — dieser herrliche Vorzug der Erkenntnisfrohen — vielfach in der Wurzel geknickt wurde, besonders da diese Art Hyperkritik sich durch Bequemlichkeit empfiehlt. Wer es dennoch wagt, Erweiterungen unseres Shakespearewissens vorzutragen, muß es vorsichtig und mit Angabe von klaren Beweisen tun, sonst wird ihm kein Gewicht beigemessen; als nüchtern muß er sich ausgeben und jedes anzweifelbare Wort vermeiden.

Dennoch dürfte es über Shakespeare noch viel zu entdecken geben. Lebte er ja doch in einer historisch hellen Zeit, deren Denkmäler aus innerer und äußerer Wertschätzung immer behütet wurden; kein Krieg ist zerstörend über sein London hinweggebraust; das große Feuer von 1666 hat die Theater, aber nicht die Archive, die Adelspaläste, die Landhäuser hinweggerafft; was über ihn aufgezeichnet wurde, muß vielfach noch da sein und wird nur nicht herausgegeben, weil der Engländer die Privatpapiere seiner Familie grundsätzlich zurückhält: wenn ich nichts vorzeige, sagt er kühl zu dem anklopfenden Forscher, so kann kein Rechtstitel mir angezweifelt, kein Vorfahre mir beschimpft, kein Familienmitglied mir auf den Hals gehetzt werden. Historiker klagen, daß ihnen Urkunden aus der Zeit um das Jahr 1000 mit solcher Begründung vorenthalten werden; der große Herausgeber Furnivall hat über diese Übervorsicht seiner Landsleute abwechselnd geweint, gelacht, geflucht — alles umsonst, die Eisentüren blieben zu, und wieviel sie verbergen, kann man ermessen, wenn man die Namen adliger Familien durchgeht, mit denen Shakespeare nachweislich in irgendeiner Berührung stand: Graf Southampton, Graf Essex und sein ganzer literaturbegeisterter Kreis, Graf Pembroke und das Heer von Jakobs I. Höflingen. Der gesuchteste Schreiblehrer dieser Gesell-

...avies von Hereford, hat sie zu Hauf in
...der Lektüre seiner Komplimentgedichte
...andere, sie alle samt ihren Töchtern
... großen Hofdramatiker, dessen
... Familie ergötzten, und alle
...n Handzüge ihnen John
...ischen Getriebe; es

Die Folgerung, die sich daraus ergibt, ist die, daß man allen Beri…
über angeblich okkulte Erscheinungen mit allergrößter Vorsicht …
muß. Soweit dies irgendwie ausfüh…
achtungen objektiv zu registrieren…
Photographie, Kinematographie…
Tages imstande zu sein, …
untersuchten Materials…
heit oder der Unech…
mir gut tun …

schaft, ein Walliser namens John Davies von Hereford, hat sie zu Hauf in seinen Epigrammen festgehalten, bei der Lektüre seiner Komplimentgedichte ällt man aus einer Verbeugung in die andere, sie alle samt ihren Töchtern ıd Schwiegertöchtern interessierten sich für den großen Hofdramatiker, dessen ücke jedes Jahr zu Weihnachten die königliche Familie ergötzten, und alle)rieben sie mehr oder minder zierliche Briefe, deren Handzüge ihnen John avies vormalte. Zugleich steckte Shakespeare im politischen Getriebe; es t nicht mehr zu zweifeln, daß es sein Stück über Richard II. und keineswegs as halbverlorene Machwerk eines Verschollenen über denselben Gegenstand ar, das am Abend vor dem Essex-Putsch 1601 im Grafenhause Essex von pielern der Shakespearischen Truppe aufgeführt wurde, um durch lebendige arstellung der Abdankungsszene die Verschwörer zu ermutigen. Er hat sich n Heinrich V. so lebhaft für die Vereinigung der Walliser, Schotten und Iren nter englischer Spitze, also für die großbritannische Idee eingesetzt, daß die inschlägigen Szenen fast als Propaganda zu bezeichnen sind; all das ging icherlich nicht ohne Korrespondenz ab. Dazu kommt, daß die Erbauung und rhaltung der glänzenden Theaterhäuser, die damals von den nach England ommenden Fremden wie Weltwunder angestaunt wurden, in dem noch leinen London eine mächtige finanzielle Bewegung bedingten und daß nach icherem Zeugnis der Hof sich daran beteiligte; was darüber aus öffentlichen Dokumenten, speziell aus Gerichtsakten, bisher an den Tag gelangte, ist mehr ein Zukunftsversprechen, ein Kosten, ein Reiz für unsere Wißbegierde ls eine Befriedigung.

Nicht wenig bedeutet es für die Welt, wie sie sich den Hamlet-Dichter vorstellt. Hat er vom Weltschmerz mit Überzeugung geredet, an Selbstmord vor Ekel an seiner Umgebung wirklich gedacht, Herzenswärme gekannt und Schauer des eigenen Gemütes geoffenbart, dann wirkt jeder Vers dieser Art wie seelische Glut auf die Leser und Zuhörer; hat er sich aber mehr zum Sprechrohr seiner gebildeten Gönner und rollenbedürftigen Theaterkameraden hergegeben, so ist seinem sittlichen Pathos viel Boden entzogen; wie wenig würde uns ein Dante ergreifen, wenn er sich als solcher Komödiant entpuppte! Für Wordsworth war es ein Preissturz wie der einer gefährdeten Währung an der Börse, als vor einiger Zeit bekannt wurde, dieser streng gesinnte Vorkämpfer für Tugend, Familienehre, Penaten, Altar und unverbrüchliche Sittenreinheit habe eine natürliche Tochter gehabt, ein französisches Mädchen, um das er sich sein Lebtag nicht mehr kümmerte, weder in der Stunde, als sie sich vermählte, noch am Tage, als ihm die Erhebung zum Poet laureate ansehnliche Mittel an die Hand bot. Man tue nicht, als wäre das biographische Bild eines Autors glatt zu trennen von der Wirkung seiner Worte. Das Mittelalter mochte den Sänger, als einen Fahrenden, über seinen Versen vergessen; das Volkslied mag wie ein Märchen genossen werden ohne Rücksicht auf den, der es ersann; aber Hamlet und Lear bergen eine persönliche Weisheit, die sehr geschwächt erklänge, wenigstens für viele, wenn sich ein Falstaffgeist als Verfasser herausstellte. Innerste Wirkung unseres geschätztesten neueren Dichters auf die Empfänglichsten in seiner Gemeinde steht zur Frage; darum ist es nichts Geringes, wenn Tatsachen sich über sein Leben enthüllen, die sein Charakterbild verändern.

* * *

Der Fund, der in der Presse jüngst viel Aufsehen erregte, geht nicht so tief. In einem handschriftlich erhaltenen Stück über Sir Thomas More sollen drei Seiten einer Aufruhrszene so ähnliche Buchstabenformen wie die sechs Unterschriften, die wir von Shakespeare besitzen, aufweisen, daß sie von seiner Hand herrühren müssen — das ist der Kern der Hypothese. Zur Bestätigung wurden einige orthographische Seltsamkeiten herangeholt, die sowohl der Thomas-More-Stelle als den ältesten Shakespeare-Ausgaben gemein sind. Auch betonte man eine allgemeine Inhaltsparallele: wie Thomas More im genannten anonymen Stück habe auch der Dichter der Königsdramen gegen die Demagogen gesprochen. Keine Rücksicht ist dabei genommen auf die vielen Dutzende anderer Dramenschreiber und -abschreiber, die ebenfalls als Kopisten am „Thomas More" vermutet werden können und nicht eine Zeile zur Kontrolle dieser Vermutung hinterlassen haben, während dem halben Dutzend Shakespearescher Unterschriften, schwankend und flüchtig wie sie hingeworfen sind, eine durchschlagende Beweiskraft zugebilligt wird. Wenig Rücksicht ist auf den sehr ungefestigten Zustand der damaligen englischen Orthographie genommen, die zugleich im wesentlichen von den Druckern und nicht von den Verfassern abhing. Endlich, welcher Dramatiker hätte unter Elisabeths Zensur ein Wort für Straßenrebellen wagen dürfen? Selbst wenn aber feststünde, daß die Feder Shakespeares an der Thomas-More-Kopie mitarbeitete, so folgt daraus noch keineswegs, daß die betreffenden Seiten, nach denen sich die Aufruhrszene überdies noch fortsetzt, auch von ihm gedichtet wurden; man kann sich wohl vorstellen, wie er als eifriger Regisseur vielleicht sich eine Weile an der Abschrift des Originals beteiligte, etwa um die Sätze und Verse zu glätten; aber in fremde Stoffquelle und Darstellungseinheit sich organisch hineinzudenken, das ist einem Autor von seiner starken Eigenart nicht leicht zuzutrauen. Tatsächlich fällt an den wenigen Seiten des „Thomas More", die in Betracht kommen, eine Auffassung von Straßenpolitik als „Sünde" und vom König als einem „Gotte" auf, für die man in Shakespeares sicheren Werken vergeblich nach einem Gegenstück sucht. Über diese Entdeckung brauchen wir uns — bei aller Anerkennung des darauf verwendeten Scharfsinnes — nicht zu streiten. Es gibt andere Seiten von Shakespeare, deren Aufhellung uns mehr besagt.

* * *

Zu Neujahr 1599 spielte sich außerhalb des Theaterbaus vor dem Nordtore Londons eine Szene ab, wie sie nicht aufregender innerhalb der großen Bretterbude zu bieten war. Eine Schar Bewaffneter zog auf, zertrat die umliegenden Felder und hielt jeden Waghals ferne, der sich in das Schicksal des Thespistempels einmengen wollte. Wagen rollten herbei, Zimmerleute griffen zu Zangen und Äxten, rissen die Balken und Sparren auseinander und fuhren in Eile mit dem Material davon, um es über die Themse zu setzen und es auf dem Südufer jenseits der Gerichtsbarkeit der City zu einem neuen Hause aufzurichten. Es handelte sich um die Bühne und den Zuschauerraum, den vor mehr als 20 Jahren der „Tischler" und Direktor Burbage auf gepachtetem Grund und Boden errichtet hatte, als unentbehrliches Arbeitsheim seiner Truppe, und jetzt war die Pacht abgelaufen, der Besitzer des Bodens erklärte alles, was darauf stand, für sein Eigentum, und Knechte von ihm waren in der Nähe, um die verzweifelten Schauspieler an einem ruhigen

Abbruch mit Gewalt zu verhindern. Es war ein Überfall mit ernsthaften Waffen, der aufgeführt wurde; ein stattlicher Gegenstand und die Existenz vieler stadtbekannter Leute wurden umstritten; das Ergebnis war schließlich das prächtige Globus-Theater, in dem fortan die Meisterwerke Shakespeares ihre Erstaufführungen feierten. Wer aber war der Anstifter, der Führer, der Hauptverantwortliche? „Shakespeare und seine Genossen" wurden unter Anklage gestellt; nicht der Direktor oder ein Ausschuß seiner Truppe hatte Rede zu stehen, sondern ein einzelner, wenn auch ein hervorragender unter den Schauspielern und Aktienbesitzern; von ihm verlangte der Grundbesitzer den Schadenersatz für die zertretenen Felder, der gezahlt werden mußte; er war offenbar die Seele des Handstreiches gewesen. War das eine Tat nach Art des Hamlet oder Brutus, der Sympathiegestalten der gleichnamigen Tragödien aus ungefähr der gleichen Zeit? Eher tritt uns ein Casca-Temperament entgegen, hemmungslos-verwegen und zugleich so geschickt, daß das Ziel erreicht wurde; und doch hat der Dramatiker gar kein warmes Licht auf diesen Mann der Tat geworfen, hat ihn rauh und verschlossen gezeichnet, fast als ein bloßes Werkzeug in der Hand von Aristokraten.

Jähes Zugreifen solcher Art ist bei Shakespeare nicht vereinzelt. Als Neunzehnjähriger hatte er geheiratet; das setzt nicht viel Besinnung voraus. Ein „Hans Dampf in allen Gassen" war er für Greene, der ihm sterbend noch rasch einige Schriftstellerkollegen als Schröpfköpfe auf den Leib setzen wollte. Romeo hat dies hurtige Blut: im Handumdrehen verliebt er sich, in die einzige Veroneserin, die er nicht haben darf, und Schlag auf Schlag folgen Verlobung, Vermählung, Flucht und Selbstmord. Am Schluß belohnt ein Denkmal den Überhastigen. In der Quelle war die Handlung durch Monate auseinandergezogen; die Rolle verrät, daß Shakespeare den blitzeschnellen Entschluß und Zugriff wenigstens dann zu würdigen vermochte, wenn es ihm künstlerisch paßte. Als stillen, bedächtigen Weisheitsmann dürfen wir uns den jungen Stratforder nicht denken.

Ein andermal war nicht das Arbeitsheim, sondern die Ehre Shakespeares bedroht. Greene hatte ihn nicht bloß als „John Factotum" bespöttelt — das wurde ohne Widerspruch hingenommen. Er hatte ihn als Plagiator bezichtigt und mit der Krähe verglichen, die sich mit fremden Federn schmückt; aber auf den Ruf der Originalität war der junge Dramatiker nicht versessen; er wollte nur besser und wirksamer schreiben als seine Vorgänger und hatte noch keinen berühmten Namen zu verteidigen; er ließ auch diesen Ausspruch passieren. Dagegen, daß ihm zwischen den Zeilen vorgeworfen wurde, er habe töricht geschrieben und gemimt, das mußte widerrufen werden. Es war gewiß nicht leicht für Shakespeare, solchen Widerruf zu erlangen, und nur er kann ihn verlangt haben, denn niemand als er war angegriffen; der Beleidiger Greene war, als die Schrift im Herbst 1592 erschien, bereits gestorben. Ihm konnte man nicht mehr den Degen auf die Brust setzen. Also forschte der halbbäuerliche Stratforder nach dem, der das Pamphlet veröffentlicht hatte. Chettle war ein Verlegersklave; er arbeitete um sein liebes Brot, und wir dürfen seiner Versicherung vollauf glauben, daß er sich um Shakespeare bisher nicht gekümmert hatte, daß er nichts Gutes, noch Schlechtes gegen ihn beabsichtigte, daß er einfach die von Greene zurückgelassenen Blätter durch die Presse sah. Aber er mußte jetzt sich kümmern; er mußte einige Monate später in einer Schrift, die gar nichts mit der Sache zu tun hatte und den Titel von einer Zahnarztreklame borgte — „Gutherz" nannte sich der Zahnausreißer — von Shakespeare Kenntnis nehmen, von seiner

„excellence" als Schauspieler und seiner „Scherzhaftigkeit" als Lustspieldichter; ungezwungen hätte er gewiß kein Interesse daran gehabt, seine Sätze mit einem sehr klar und breit formulierten Bedauern abzuschließen. War ihm von Shakespeare gedroht worden? Dann handelte der Dramatiker nicht wie sein Hamlet, der die Rache für den Vater mit vorsichtiger und moralischer Umständlichkeit einleitet, sondern wie Laërtes, der dem König, unbekümmert um die Folgen, sofort mit dem Degen auf den gottgesalbten Leib rückte. Dies Tun des Laërtes scheint Shakespeare rein ersonnen zu haben, er stellt es wie eine Tat von Schneid ohne Tadel hin und schädigt dadurch für einen Augenblick unsere Bewunderung für den Helden des Stückes, den kompliziert gearteten und nach mehr als einem einzigen hohen Ziele strebenden Dänenprinzen. Hat ihn sein Naturell episodisch vertragen? Der Zug ist jedenfalls zu beachten, wenn man fragt, ob Shakespeare sich als Hamlet fühlte.

Das Hauptproblem bei der Interpretation Shakespeares besteht, wie bei jedem ernsten Dichter, in seiner Aufrichtigkeit künstlerischer Art: pulsiert in seinen Glanzgestalten sein eigenes Blut, oder ist er ein Macher, der ihnen die Eigenschaften und Handlungen bedächtig zuteilt, die zur Wirksamkeit der Rolle und Situation gehören? Wir sind durch Goethe, Byron und ihre Nachfolger gewöhnt, daß das Empfinden der Schaffenden sich in ihren Schöpfungen stark wiederholt; so ist es im „Faust", im „Manfred", bei den Russen. Aber schon Walter Scott ist anders; er lebt nicht in der Empfindung seiner Helden, sondern in ihrer Vernunft, in ihrer Anpassung an die Lebenslagen, in die sie zu Anfang versetzt werden, in ihrer denknotwendigen Fürsorge für sich selbst und die Ihrigen. Zwischen „Marmion" und Walter Scott ist so gut wie keine Brücke; sein „Ivenhoe" ist kaum in einem Nebenzuge autobiographisch. Der schottische Gestalter machte sich gar nichts daraus, wenn zwischen dem Gemüt seiner Helden und seinem eigenen eine ungeheure Kluft bestand; nur die Zweckmäßigkeit in ihrem Tun und Lassen, so wie sie einmal angelegt sind, mußte von seiner eigenen Lebenserfahrung gutgeheißen werden. Er war im innersten Wesen Epiker, Goethe aber Lyriker. Mit der Möglichkeit, daß es der Dramatiker der Elisabeth-Zeit ebenso hielt wie dieser Epiker, ist jedenfalls zu rechnen; und wenn man sieht, wie sich sein Richard II., sein Lear, sein Macbeth nach wundersamen Anfängen zu einer Passivität wenden, die ihm selber im Leben fremd war, so erwächst uns diese Möglichkeit zur vorwaltenden Überzeugung.

* * *

Aber doch die Weisheit seiner Lieblinge war seine eigene? Engländer reden viel von der Weisheit ihrer Dichter und meinen damit die eingestreuten Lehrsprüche, vereinigen sie auch gerne zu Blütensammlungen landläufiger Zitate. Sie sind Kunstpoesie gewöhnt, und diese ist naturgemäß gedankenhaft, während das Wenige, was sie an Volkspoesie besitzen — hauptsächlich Balladen — der Lehrhaftigkeit nicht achtet, ja ihr ins Gesicht schlägt, zum Beispiel, wenn sie leichtsinnige Liebhaberinnen verherrlicht und von braven Arbeiterinnen systematisch schweigt. Unser Volk aber hat viel mehr Volkspoesie, namentlich in Liedform, und da ist es schon die Sangbarkeit, die der Reflexion im Wege steht. Wie viele Betrachtungen stellt Childe Harold an! Was aber Heine auf der Rheinreise erwägt, besteht nur in flüchtigen Ausbrüchen von Witz und Laune. Will man dem Engländer eine Freude

machen, so läßt man seine großen Dichter als wahrheitkündende Propheten gelten; uns genügt es an den unseren, daß sie auf intuitive Weise schauen.

Die meist bewunderten Aussprüche hat Shakespeare seinem Hamlet in den Mund gelegt: von der Mühsal und Verderbtheit der Welt, die wie ein ekler Garten uns abstößt; von der Vorsehung, die so für uns sorgt, daß wir ruhig uns führen lassen sollen; von der „Bereitheit, die alles" ist (The readiness is all). Andere handeln von der Zeremonie, die allein den König unterscheide vom einfachen Menschen; vom herrlichen Schlafe des Schiffsjungen im schwanken Mastkorbe, während dem König die Krone den Schlaf verscheucht u. a. Viel solches Geistesgut ist in unseren deutschen Zitatenschatz aus Shakespeare übergegangen, mehr nur aus der Bibel, weniger aus Goethe. Im Hinblick darauf sagte mir einmal ein gescheiter Frauenarzt: „Im Shakespeare und in der Bibel steht alles." Ist all das Shakespeares eigene Weisheit? Regelmäßig ist ein allgemeiner Inhaltskern in eine ganz konkrete, anschaulich epigrammatische Form gebannt, und namentlich durch letztere verrät sich, woher Shakespeare angeregt war. Braucht der Dichter zu solchen Aussprüchen ein Vorbild? Tatsächlich stimmt Shakespeare in Form und Inhalt regelmäßig zu Stellen irgendeines Buches, das seiner Zeit höchst vertraut war, ja von ihm selber nachweisbar benützt wurde.

Cicero zählt in einer seiner philosophischen Schriften zahlreiche Übel auf, die uns die Welt vergällen, so daß man aus ihr fliehen möchte. Aus Cicero schöpfte das 16. Jahrhundert, wenigstens in England, den Hauptteil seiner antiken Bildung; der Konsul-Rhetor galt nicht nur als der Meister der Beredsamkeit, der philosophierende Staatsmann diente auch als Meister der Naturkunde, des Rechtes, der Ethik, selbst als Vorahner des Christentums. Theologen, Pädagogen, Physiologen der Elisabeth-Zeit wurden nicht müde, ihn auszuschreiben, und der junge Shakespeare zog einen Vers aus dem Traktat „Über die Wahrsagung" wörtlich in der Originalsprache an. Hamlets Aufzählung der Übel im Monologe „Sein oder Nichtsein" stimmt Schritt für Schritt zu einer Stelle in Ciceros Schrift „Über die Grenzen des Guten und Bösen"; selbst „verschmähter Liebe Pein" und die „Anmaßung des Amtes" sind daraus wiederholt. Sieht solche Übereinstimmung nicht ganz wie Abhängigkeit aus? Aber „Bereitheit ist alles" hat in der Wahrsagungsstudie des Römers noch eine schlagendere Parallele. Vorher sagt nämlich Hamlet: „Wir wollen nichts wissen von Augurentum"; keine Veranlassung lag dazu am Hofe von Dänemark vor; aber Cicero spricht über Augurentum, halb dafür und halb dagegen, und unmittelbar im Anschluß daran von dem „ruhigen, bereiten Geist" (aequo parato animo), mit dem wir der Zukunft — dank der Vorsehung — entgegenschauen können und sollen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich Shakespeares klassisches Wort so im Lateinischen bei einem seiner Lieblingsautoren wiederfand.[1]) Welche Ehre für den dilettantischen Eklektiker an der Tiber, von dem zielklaren Seelenkünder an der Themse so genützt zu werden! Bei eingehenderem Nachdenken erscheint es allerdings begreiflich, daß der staatsmännisch interessierte Engländer sich eher in einem gewesenen römischen Politiker zurechtfand als in irgendeinem professionellen Ethiker.

Zeremonie gilt als einziger Vorzug des Königs gegenüber der Bürgerkeit dem französischen Essayisten Montaigne, der kurz vor Shakespeares literarischer Tätigkeit mit seinen „Versuchen" aufgetreten war und darin

1) Shakespeare, Berlin, E. Hofmann, [3]1923, S. 331.

dasselbe sagte. Daß der Engländer diesen Franzosen kannte, ergibt
eutlichsten aus der Übernahme einer Kommunistenbeschreibung aus
... ssay „Kannibalen“ in den „Sturm“, wo die Bemerkung ganz unnötig und episodisch auftaucht. Es ist merkwürdig, wie der Engländer gerade auf ein politisch-wirtschaftliches Problem — das der Gütergemeinschaft — bei dem Franzosen sich stürzte, um es in seiner Weise auszudeuten.

Die Schlaflosigkeit des Fürsten, verglichen mit dem gesunden Schlaf des gewöhnlichen Jungen im tanzenden Mastkorb, begegnet vor „Heinrich IV.“ bei dem großen Humanisten Erasmus, hoch geschätzt von allen englischen Schulmännern in Shakespeares London. Daß ein Usurpator, wie der erste Lancaster-Herrscher, unruhige Nächte hat, ist nichts Besonderes; aber daß ihm gerade der Matrosenbursch, der sonst bei Shakespeare wenig zu tun hat, entgegengestellt wird, ist wenigstens sehr auffällig. Das Wort des Erasmus kann unter den Gelehrten Londons zum Gemeinplatz und auf solche Weise für Shakespeare zur Anregung geworden sein; das tut nichts; auf die Zwischenstufen kommt es nicht an; Hauptsache ist: Shakespeares Weisheit ist nicht eine originelle, sondern eine vor ihm schon dagewesene, wohl durch ihn geborgte.

Ungemein tröstlich für jeden Bedrückten wirkt die Verweisung an die Götter in „Cymbelin“. Um sie entgegenzunehmen, sind die beiden greisen Eltern des Postumus von Shakespeare eingeführt, die sonst nicht das mindeste im ganzen Stück zu tun haben; es hätte völlig genügt, Postumus selber derart aufzurichten. Aber bei Ovid in der berühmten Ekloge von den beiden Alten Philemon und Baucis ruft diesen der Himmelskönig Jupiter zu: Überlaßt die Zukunft mir, sie ist „Sorge der Götter“ (cura deum). Da ist Übereinstimmung im Wortlaut verbunden mit solcher in der konkreten Umgebung. Shakespeare hat in jungen und alten Tagen so viel aus Ovid subzitiert, daß er ihn halb auswendig gekannt haben muß.

Ist es von dem Dichter zu verlangen, daß er seine Weisheit selbst erfinde? Künstlerisch kommt es gewiß nur darauf an, wie er sie zu seinen darstellenden Zwecken verwendet. Niemand wird ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn er die besten Blumen da pflückt, wo sie eben blühen. Auf das Wie kommt es an, nicht auf das Woher. Dennoch war es mir eine gewisse Ernüchterung, als sich durch die Quellenstudien der letzten Jahrzehnte allmählich herausstellte: seine Gedanken waren alle schon vor ihm gedacht und bequem erreichbar für ihn ausgebreitet. Seine Weisheit war nicht erfinderisch. Wer holte sie da nicht lieber aus den ersten Quellen als aus ihm? Sollen wir uns nicht lieber von denen führen lassen, die ihn selber führten? So kann tiefschürfende Forschung zu einer Krisis für den Ruhm des Dichters werden, den sie selber bewundernd vermehren wollte.

* * *

Shakespeare hatte eine natürliche T o c h t e r. Kürzlich erst hat ein Engländer[2]) den Vermerk ihres Begräbnisses im Pfarrbuch von St. Clement Danes gefunden, also im Südteil der City, nicht weit von dem Theater, an dem ihr Vater wirkte. Sie hieß Johanna, wie seine Schwester, die er in einem seiner Häuser zu Stratford unentgeltlich wohnen ließ. Sie starb 1609, ungefähr um dieselbe Zeit, als er in der Heimat seine älteste legitime Tochter verheiratete.

2) C. R. Haines, Quarterly Review, Oktober 1921, S. 223 ff.

Sein erster Biograph Rowe, der seine Nachrichten wohl gesichtet 1709 an die Öffentlichkeit brachte, meldet, er habe drei Töchter „gehabt", worauf er die Heirat der beiden legitimen beschreibt, aber nichts weiter von der dritten sagt. Auch Theobald, wenige Jahre später, hat flüchtig von ihr gesprochen. Einrede ist bisher von englischer Seite nicht erfolgt. Sydney Lee in seiner bekannten Akten- und Tatsachensammlung „Life of Shakespeare" will ihm auch einen natürlichen Sohn zuschreiben, auf Grund eines zeitgenössischen Privatbriefes von der Gräfin Southampton. Da ist jede böswillige Erfindung ausgeschlossen.

Mag man die Tatsache noch so leicht zu nehmen versuchen, sie brachte doch in Shakespeares Leben einige Disharmonie. London und Stratford fielen ihm schärfer auseinander, als bisher zu sehen war. Fräulein Johanna, im Pfarrbuch als „Tochter William Shakespeares" anerkannt, saß in der Hauptstadt nahe bei den mimenden und adligen Bekannten ihres Vaters und wird auch mütterliche Angehörige besessen haben; wie sprach sie wohl von den Ackerbürgern am Avon? Im heimischen Landstädtchen verwaltete Frau Shakespeare mit ihren alternden Schwiegereltern und heranwachsenden Töchtern die Güter des fürsorglichen, aber nicht ganz getreuen Gatten; ihre Umgebung war sehr puritanisch angehaucht. Viel Liebe wurde zwischen den beiden Familiensegmenten schwerlich verloren. In der Hauptstadt selbst hielten die Akademiker und die Bürgerlichen noch ungemein streng auf alte Sitte; auch da gab es jetzt Grenzen, Trennungsstriche, Kritikgelegenheiten. Vor kurzem erschien wieder einmal ein Drama über den Dramatiker selber; R. Rubinstein hat in einer Reihe wohl überdachter Szenen die Hauptmomente seiner Londoner Jahre dargestellt und einmal auch Frau Shakespeare auf Besuch hereingeführt; er verrät aber keine Ahnung von diesen Wirklichkeitsdingen und begnügt sich als Engländer mit der Verherrlichung seines ohnehin schon weltberühmten Landsmannes. Es wird noch lange dauern, bis die biographische Wahrheit ins Bewußtsein der Briten und auch unserer Landsleute übergeht.

Die Tatsache ist nicht bloß eine biographische, sondern auch eine literarische. Manches in den Dramen erscheint jetzt in einem anderen Lichte. Die lebhafte Absage Birons an die Jungfräulichkeit in „Verlorner Liebesmüh" verliert den Ton eines übermütigen Scherzes; sie klingt eher wie die öffentliche Rechtfertigung einer privaten Gepflogenheit. In den Sonetten braucht man die Liebesandeutungen Shakespeares nicht mehr so harmlos zu fassen, wie es die verklausulierten Bedingungswörtchen ermöglichen; ihr Bekenntnischarakter nimmt zu. Auf die Sehnsuchtsbilder und die Umarmungsplastik in „Romeo und Julia" fällt ein roter Schimmer von Erlebnisglut. Aber auch die Eifersucht der Frau auf den Gatten, die bei Shakespeare mehrfach durchbricht, empfängt einen Anhauch von biographischem Sinn. Wie wird Titania im „Sommernachtstraum" verlacht, weil sie Oberon seine Sonderneigung nicht gönnt! Später erscheint das „grünäugige Scheusal", das durch Einbildung so viele Leiden schafft, unheimlicher und gefährlicher. In „Antonius und Cleopatra" gewinnt die Ehefrau Julie nicht an Reiz, indem sie sittenstolz auf die ägyptische Buhlerin herunterblickt; gegen das ausdrückliche Zeugnis des Plutarch hat sie bei Shakespeare eine gedrückte Haltung bekommen, eine langweilige Kühlheit. Dagegen hat die Mißgunst der Gattin auf den Herzensschatz des Gemahls keinen Platz in der Brust Katharinas, der ersten und durchaus edlen Königin Heinrichs VIII., die von Shakespeare in seinem letzten Stücke fast wie eine Heilige verehrt wird.

Denken mag man über den Fall noch viel mehr, wenn man die Parallelen in Goethes Weimarleben nachliest; und doch hatte der Minister und Freund des Großherzogs keine Ehefrau beleidigt, besaß eine freiere gesellschaftliche Stellung und wurzelte in einer emanzipierteren Zeit als der Hofdramatiker Jakobs I., dem es die Würde seiner Krone verwehrte, einen noch so genialen Theatermann zum „companion“ zu erheben.

* * *

Als von einem literarischen Nachlaß Shakespeares zum erstenmal vor Wildenbruch gesprochen wurde, geriet dieser bis an sein Lebensende schaffensfrohe Geist in Aufregung. „Das habe ich mir immer gedacht,“ brach mein verehrter Freund und Nachbar in der Hohenzollernstraße los, „daß, wer so wie der Dichter des ‚Hamlet‘ und ‚Lear‘ die Freude des Gestaltens durchgenossen hat, wer so die Kraft und den Trieb dazu in sich entdeckt hat, gar nicht anders kann als die Feder weiter rühren bis zum letzten Atemzug. Ganze Jahre nach dem Wegzug aus London soll Shakespeare in Stratford noch unfruchtbar vegetiert haben? Wenn ihm nur einen Tag die Gesundheit treu blieb, muß er ein neues Stück ausgedacht haben, denn der Drang nach gehobenem Ausdruck beherrscht den Dichter, nicht umgekehrt.“

Die Kunde brachte ich ihm aus einer fast vergessenen Flugschrift im Britischen Museum, die mir in die Hände fiel, indem ich systematisch jeden Besuch in London benützte, um die bibliographischen Seltenheiten betreffs Shakespeare durchzulesen. Da verzeichnete der alte Lowndes in seinem Handbuch für Bibliothekare eine „Entgegnung auf Popes Vorrede zu seiner Shakespeare-Ausgabe“, gedruckt 1729, also in einer Form und Zeit, die nicht im mindesten eine Enthüllung über das Tun des längst verstorbenen Stratforders erwarten ließ. Es ist ein unscheinbares Heftchen, das nach dem Titelblatte von einem „herumziehenden Schauspieler“ herrührt. Mit Bleistift nur ist in dem Exemplar des Britischen Museums der Name des Verfassers auf dem Titelblatte beigefügt: John Roberts, und der sagt uns nichts. Aber aus dem Inhalt der Blätter ergibt sich, daß er ein intimer Freund und Kenner der Bühne war, in ihr lebte und ihre Traditionen in London schätzte. Aus dieser mündlichen Überlieferung heraus bringt er die überraschende Nachricht: Shakespeare hinterließ zwei große Kisten voll „loser Papiere und Handschriften“. Wer sollte da nicht weiter lesen? Klipp und klar werden zwei Einzelheiten über ihr Schicksal beigefügt. Zuerst, daß sie einem Sir William Bishop zur „besonderen Kenntnis“ gebracht wurden. Dann, daß sie durch Nachkömmlinge des Dichters in die Hand eines Bäckers zu Warwick nahe bei Stratford gerieten, in dessen Hause sie 1694 bei dem allgemeinen Brande des Städtchens zugrunde gingen. Das sind so konkrete Einzelangaben, daß man über sie nicht einfach zur Tagesordnung übergehen kann. Der Berichterstatter hatte kein Interesse, sie zu erfinden und sich durch Täuschung vor der Öffentlichkeit in Verruf zu bringen. Dagegen ist zu ihrer Bestätigung mancherlei anzuführen.

Von Shakespeares direkten Nachkommen lebte am längsten seine Enkelin Elisabeth, in deren Hand der größte Teil seines Besitzes wieder zusammenfloß. Ihr gehörte sein Stratforder Wohnhaus, und als sie 1670 fernab auf dem Gute ihres zweiten Gatten starb, enthielt es eine Menge altes Gerümpel, das für insgesamt 4 Pfund Sterling verschleudert wurde. Das ist längst aus den

Stratforder Akten bekannt. Nach dem natürlichen Gange der Dinge zu schließen, befand sich der Nachlaß des Dichters in dieser Masse. Wenige Jahre später, 1678, erfahren wir, daß William Bishop, ein Gutsbesitzer in der Nähe von Stratford, zum Ritter erhoben wurde; der Mann hat existiert, den Titel Sir getragen und ist überdies in einer Anekdote des 18. Jahrhunderts als interessiert in Shakespearefragen bezeugt; er soll von einem gewissen mißliebigen Stratforder Bürger gewußt haben, daß ihn Shakespeare als Modell zum Falstaff verwendete. Was ist begreiflicher, als daß man jetzt die Papiere einem solchen Herrn zur Verwertung vorlegte? Wenn er sie nicht veröffentlichte, so mag dies mancherlei Gründe gehabt haben; die Gegend war im allgemeinen unliterarisch und ein geeigneter Verleger weithin nicht vorhanden; der Herr Ritter selbst war mit der Feder nicht sonderlich vertraut und, wenn sein Falstaffbericht wirklich von ihm stammte, auch kein besonderes Geisteskind; diese Leute wußten nicht, welcher Schatz ihnen anvertraut war. Der große Brand von Warwick 1694 wird von Roberts als gemeinbekannt erwähnt; er schrieb offenbar mit für Leute der Shakespearischen Heimatsgrafschaft und besorgte nicht, daß einer von ihnen sich gegen seine gedruckten Angaben, Klagen und Vorwürfe als gegen eine Ungerechtigkeit oder Erfindung verwahren würde. Die Theaterleute kümmerten sich nach Shakespeares Tode durch mehr als ein Jahrhundert auf das Liebevollste um sein Schicksal; am meisten zeichnete sich darin der Direktor Davenant aus, der ein Patenkind des Dramatikers aus Oxford war und knapp vor dessen Enkelin 1668 starb; sein Wissen übernahm voll Begeisterung der berühmte Schauspieler Betterton, der es durch persönliche Nachforschungen in Stratford noch vermehrte; nur zwei Generationen trennten Roberts vom Hamletdichter. Da müßten sehr triftige Argumente vorgebracht werden, wenn man seinem Zeugnis ganz und gar mißtrauen sollte.

Wie dankbar wären wir ihm, wenn er auch über den Inhalt der Nachlaßpapiere uns etwas Sicheres zu sagen wüßte. Aber dafür hat er nur Vermutungen. Er vermutet, daß Shakespeare sie erst in Stratford schrieb, nach seiner Rückwanderung aus London, daß sie seine reifsten Werke waren und daß er sie auf dem Lande ohne Rücksicht auf Geschäftsinteressen, Schauspielerwünsche und Zuschauerbeifall verfaßte, also ganz aus seinem innersten Empfinden heraus. Für gewiß sagt er es nicht, obwohl ihm niemand mehr widersprechen konnte; er gibt sich als gewissenhaft. Sicher ist, daß Shakespeare, als er starb, seit fast 20 Jahren nichts Episches oder Lyrisches von Belang herausgebracht hatte; er beschränkte sich auf die Dramatik, und dramatische Partien sind daher in seinem Nachlaß am ehesten zu erwarten. Sein letztes Stück war „Heinrich VIII." gewesen; und da er schon zweimal an ein frei herausgegriffenes Historienstück ganze Serien als Fortsetzungen angeknüpft hatte, so kann ihn auch diesmal die Lust dazu angewandelt haben. In diesem Falle aber bekam er es mit dem Sturz und der Hinrichtung von Heinrichs zweiter Gemahlin zu tun, der schönen Anna Bullen, Mutter der allgefeierten Königin Elisabeth; das brachte die Aufgabe mit sich zu zeigen, wie der Blaubartkönig eine solche Frau, zu deren Heirat er sein ganzes Königreich und überdies den Papst in Rom voll Leidenschaft in Bewegung gesetzt hatte, kurze Zeit nach Trauung und Kindstaufe unter Argumenten, die aller Welt unglaubwürdig schienen, in den Kerker verstoßen und auf das Schaffott im Tower schicken mochte — wenige Tage nach der Bluttat vermählte er sich mit einer dritten. Liest man in Holinsheds Chronik, aus der sich Shakespeare das heimische Geschichtswissen zu holen pflegte, die Einzelheiten nach, so erfährt man

mit Verwunderung, wie man die Arme noch in der letzten Minute angesichts des Henkers zur Verlesung eines Dokumentes zwang, wonach sie nichts als Güte und Liebe von ihrem Gatten empfangen hätte. Welch tolle Aufgabe selbst für einen Shakespeare! Aber schon im vorhandenen Stück, das bis zur Taufe der Elisabeth reicht, hat Shakespeare einiges gesagt, was wie Vorbereitung darauf aussieht und tatsächlich der höfischen Geschichtsdarstellung widersprach, z. B. daß Heinrichs Gewissen von der Schönheit seines Hoffräuleins bedenklich gefesselt wurde und daß es eine ehrgeizige Streberin war, die neben ihm auf den Thron von England klomm. Wenn er in diesem Sinne das Drama weiter spann, so ist es kein Wunder, daß ein Sir William Bishop, dessen Ritterwürde nach damaliger Gepflogenheit einen Lohn für royalistische Gesinnung darstellte, diesen Nachlaß unveröffentlicht ließ.

Vederama

Novelle

von

Paulfriedrich Juels

(Schluß)

Der Beginn der ersten ordentlichen Generalversammlung war auf 8 Uhr angesetzt. Schon eine halbe Stunde vorher ordnete der Bürgerwirt an, daß die langen, zwischen den Bänken aufgestellten Tische wieder in den Garten geschafft würden, um Raum zu gewinnen für die in einem einzigen Strom nach dem Bürgerbräu sich ergießenden Massen. Herrn Wellmanns gewissenhaft besorgte Reklame hatte das ihre getan und die durch die Umsturzereignisse zu nervöser Empfindlichkeit herangezüchtete Versammlungsleidenschaft klüglich genutzt.

Ganz im Vordergrunde, vor dem mit einer leiertragenden Terpsichore bemalten Vorhang, hatte der einstweilige Vorstand Platz genommen, in eifriger Beratung begriffen und sehnlich Herrn Knall erwartend, der mit dem Glockenschlage in die Tür trat und zwischen den Massen hindurch, die ihm mit einer Art unbewußten Respekts Platz machten, sich nach vorn arbeitete.

Der Vorstand erhob sich. Schlachtermeister Steenjohann, dessen Fetthals in der bedrohlichen Enge eines zu hohen Stehkragens schmachtete, so daß ihm der Schweiß, wie immer, auf der Stirn stand, drückte ihm die Hand, als gelte es, ein angesägtes Lendenstück zu zerbrechen. Dann ging Herr Knall von einem zum andern und gab jedem die Hand. In Befolgung der Gesetze der Höflichkeit waren die Verbeugungen von seiten der Harrenden um einige Grade tiefer als seine eigenen. Er setzte sich hinter die Mitte der Langseite des Tisches in den „Präsidentenstuhl", den man für ihn freigelassen hatte, und legte seine Aktenmappe zur Rechten, den Notizblock nebst Bleistift zur Linken vor sich hin.

Herr Steenjohann hatte sich schon der Glocke versichert und ordnete einige verstreut umherliegende Blätter; gleichzeitig führte er mit Herrn Knall ein Gespräch und erteilte Weisungen an die im Saale bestellten Ordner.

Von der anderen Seite machte sich Herr Jensen an den Vorsitzenden; er drückte ein rotbordiges Taschentuch gegen die geröteten Augen und sagte: „Ich hab mir's überlegt, Herr Knall, wie gesagt, Dederama, das ist das Richtige; ohne Zweifel, so muß der Verein heißen." Herr Knall nickte ihm zu.

„Wollen wir anfangen, Herr Knall?" sagte der Schlachter. „Es geht nichts mehr in den Saal hinein. Die Leute werden uns ungeduldig."

„Möglichst kurz", sagte Herr Stephani; er sah noch magerer aus als sonst und sein gelbes Gesicht erschien wie von gegerbtem Leder. „Möglichst schnell zur Sache kommen; der Wettkampf, das ist das Wichtigste! Ich weiß, es sind viele nur deswegen hier.

„Das meine ich auch", ließ sich Redakteur Wellmann vernehmen; „nicht viel Zeit auf Nebendinge, auf Kleinigkeiten verschwenden. Ganz kurz die Statuten" — der Schriftsteller verzog schmerzhaft das Gesicht — „und dann an die Hauptsache heran."

Dieser Vorschlag fand Billigung. Herr Knall schüttelte die Glocke. Langsam kehrte Ruhe ein in den Saal. Die Kellner, die gewandt mit beladenen Tabletten zwischen Bänken und Beinen herumgeturnt waren, zogen sich zurück.

Den Notizblock in der Hand, eröffnete der Vorsitzende die erste ordentliche Generalversammlung, begrüßte die Mitglieder und sagte, daß der Ausschuß vorschlage, den Verein unter dem Namen „Dederama" in das Register der städtischen Vereine eintragen zu lassen. Er bitte um Gehör für Herrn Jensen, der sich erlauben werde, den Antrag des Vorstandes zu begründen.

Während der also ans Pult zitierte Schriftsteller, der einen ganz roten Kopf kriegte vor Beklemmung, — er hatte noch nie vor einer solchen Masse von Menschen gesprochen, — sich hinter dem Stuhl des Postsekretärs hindurchwand, raunte dieser ihm zu: „Ganz kurz, Jensen, ganz kurz!"

„Wie gesagt," begann der Redner, „wir haben nach ernster Überlegung beschlossen, unsern Verein ‚Dederama' zu nennen." Das sei ein schöner Name, sagte er; da sei Wohlklang, da sei Fülle darin. Das sei ein Wort wie eine korinthische Säule, — der Vergleich war ihm auf dem Hinwege eingefallen, — gerundet in seiner Form, fest gegründet in seiner Basis, so erhebe sich das Wort gleich der schlanken Säule auf seiner wohlgeformten Plinthe, der ersten Silbe, so schwinge es sich unter zierlichen Kanneluren — Herr Jensen trillerte mehrmals die zweite und dritte Silbe, mit spielenden Fingern die kannelurische Zierlichkeit illustrierend — so schwinge es sich zur Höhe, zur letzten Silbe, hinauf, die — dem korinthischen Kapitäl gleich — die Krone darstelle und als ein vollendeter, tief- und wohlklingender Abschluß gelten könne.

Da Herrn Jensens ästhetische Betrachtung sich mit diesen Worten erschöpfte, so war es mit seiner Rednergabe zu Ende, was er der Versammlung ohne Umschweife durch die Formel „ich habe gesprochen" zu verstehen gab.

„Bravo!" donnerte des Schlachtermeisters Kehle über die Köpfe hin; und „Bravo!" widerhallte es hundertstimmig aus dem Saal.

„Ich stelle fest," sagte Herr Knall, „daß die Versammlung die Vorschläge des Vorstandes sich zu eigen gemacht hat und" — seine Stimme erhob sich zu gedehnter, feierlicher Würde! — „somit taufe ich unseren Verein der rasierenden Männer hiermit auf den Namen ‚Dederama'!"

Ein ungeheuer verstärkter Chor nahm auch jetzt das von Herrn Steenjohann ausgehende Bravo auf, daß Türen und Fenster erzitterten. So begrüßte die Hörerschaft den Taufakt, wie weiland vor dem Schlosse des Landesfürsten die Menge in Spannung harrenden Volkes die Geburtsstunde des Thronerben mit tausendstimmigem Jubel aufnahm und von allen Türmen zur gleichen Minute Glockenschläge die frohe Kunde über das Land läuteten.

Mit minderer Aufmerksamkeit wurden die Satzungen angehört, die zu verlesen Herr Steenjohann übernommen hatte. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, das schwierige Geschäft ohne Anstoß zu bewältigen; aber das glatte Lesen fremder Handschriften war nicht seine Sache und insonderheit die Schnörkeleien Herrn Knalls lauerten wie Fußangeln zwischen allen Zeilen. Und da ihm dazu eine ermüdende Art, die Hilfszeitwörter zu betonen, eigen war und er mit seiner viel zu lauten und immer belegten Stimme, die sich oft überschrie, aus jedem Satz eine Hauptsache machte, so wurde bald hier, bald dort heimliches Gähnen sichtbar, das ihn freilich nicht bekümmerte, da er es nicht sah.

Herr Knall waltete seines Amtes mit der Würde einer Majestät, die nur bei besonderem Anlaß den Mund öffnet, im übrigen aber mit sparsamen Gesten, mit einem Blick des Auges, einem Wink der Hand ihre Diener leitet. Einen solchen Wink empfing Herr Stephani, als der Schlachter des ermüdenden Sermons Ende erreicht hatte. Der Vorsitzende bat die sehr verehrte Versammlung, in Ruhe die Vorschläge für den Wettkampf entgegenzunehmen.

Da wurde es lebendig in den Reihen. Man reckte sich aus vorgebückter Haltung in die Höhe und fuhr mit den Fingern in die Augenecken, Spuren heimlichen Schlafs zu tilgen. In den hinteren Reihen standen viele auf, in den letzten stiegen Neugierige auf die Bänke. Rufe wie „Sitzenbleiben! Platznehmen!“ wurden laut.

Der Saal wogte wie die unruhige Masse auf dem Rennplatze, wenn der Kampf um die Entscheidung anhebt. Der Führer der radikalen Bürgerpartei ging mit seinen Hörern schnurstracks mitten in die Sache hinein:

„Wir wollen einen Wettkampf veranstalten. Ein Wettrasieren soll es werden.“ Er erzählte, wie er sich den Verlauf des Kampfes dachte, der gewiß ohne Beispiel sei in der Geschichte sämtlicher Vereine der ganzen Erde. Höchste Teilnahme, ja, leidenschaftliches Interesse sei schon jetzt allerorten zu bemerken. Da dürfe keiner fernbleiben, da müsse jeder heran und mit seiner ganzen Persönlichkeit kämpfen, welcher Wendung nicht zu widersprechen war, hätte Herr Stephani „gegen seine Persönlichkeit“ gesagt. Es werde nach Punkten gewertet werden. Der Ausschuß lasse sich eine gründliche Vorbereitung angelegen sein.

Die vielhundert Hörer waren aufs höchste befriedigt und belustigt zugleich, und als der Redner noch ankündigte, daß man für Beschaffung wertvoller Preise Sorge tragen werde, daß Bogen für die Namen der Kämpfer an der Tür ausgelegt seien, daß der Vorstand um regste Beteiligung bitte, ja, daß er sie den Mitgliedern geradezu zur Pflicht mache, füllten sich die weißen Bogen in kürzester Zeit mit Unterschriften.

Die Vorarbeiten für den Wettkampf begannen. Herr Knall leitete sie selbst. Er leitete sie mit weitschauender Umsicht, und seine Freunde — er nannte die Herren des Vorstandes jetzt immer seine Freunde — suchten ihn, womöglich, noch zu übertreffen. Kein Zweifel, Herr Knall war der Führer, der geborene Führer. Nach dem Grundsatz der Arbeitsteilung gliederte er

die vielseitigen Belange, die auf ihn einstürmten, und wies jedem Herrn das ihm angemessene Ressort zu: Herr Fleischermeister Steenjohann trieb geräuschvolle Werbearbeit im städtischen Kollegium und dessen weitgebreiteten Zweigämtern; Herr Stephani besorgte die aufklärenden Vorarbeiten in den Vereinen, deren viele ihn zu ihren tätigsten Mitgliedern rechneten; als künstlerischer Beirat waltete Herr Jensen mit Verantwortungsgefühl und bohrendem Ernst seines Amtes, und der Eifer des Herrn Wellmann war über jedes Lob erhaben.

Täglich, zu beliebiger Stunde empfing Herr Knall Besuche seiner Freunde, beriet, prüfte, überlegte, erwog, verwarf, ging mit tiefdenkender Miene im Zimmer auf und ab, den Notizblock auf dem Rücken haltend, der stetigen Bereitschaft halber, und gab auf die mancherlei Fragen sparsame, bestimmte Auskunft.

Aller paar Tage trat der Ausschuß zu gemeinsamer Sitzung im Bürgerbräu zusammen. Herr Stephani gab ausführlichen Bericht, wobei ihm die Stirnadern anschwollen und vom erregten Sprechen Speicheltröpfchen zum Munde heraussprühten. „Wir haben sie in der Tasche, meine Herren, wir haben sie alle!“ sagte er. „Der Obermeister der Barbier-Innung hat sich erboten, uns als Preisrichter zu unterstützen. Das ist ein Gewinn, keine Frage! Und ich stehe nicht an, den Gewinn als sehr bedeutend einzuschätzen.“ Man nickte lobend mit den Köpfen und schätzte den Gewinn als sehr bedeutend ein. „Wir sollten Wert darauf legen, die Innung für unsere Bestrebungen zu gewinnen,“ fuhr Herr Stephani fort; „das wäre ein starker Fak t o r in unserer Rechnung!“ Herr Stephani sagte „Fak t o r“, indem er die zweite Silbe betonte. „Wir können zum Beispiel Rasierzeug und jegliches Zubehör durch sie zu ermäßigten Preisen beziehen; und unsere Mitglieder würden es uns Dank wissen.“

Der Ausschuß ermächtigte Herrn Stephani, die Verhandlungen mit der Innung fortzusetzen.

Kein Zweifel, Herr Stephani hatte gearbeitet, hatte gewirkt für die gemeinsame Sache. Er hatte den stärksten Gegner, die Innung der städtischen Barbiere, mit seinem Netz umgarnt und gefangen.

Und er erzählte weiter, wie er auf der letzten Tagung des radikalen Bürgervereins, des Rabüpa, dem bedeutendsten politischen Gebilde der Stadt, vom Dederama gesprochen, wie er des heiligen, selbstlosen Eifers des Herrn Knall erwähnt, wie er der Zukunftsmöglichkeiten des Vereins gedacht habe! Das sei einmal etwas! Keine Stadt des Reiches könne sich einer ähnlichen Einrichtung rühmen; man habe die Spitze; man sei in der Führung! Sein Freund, der Bürgermeister, der wohlwollende Gönner des Rabüpa und häufige Besucher seiner Sitzungen, habe ihn seines heißen persönlichen Dankes versichert und mehr als die Hälfte der gegenwärtigen Teilnehmer ihre Anmeldung versprochen.

Dann schob Herr Jensen vor sich die Gläser und Papiere beiseite, holte die braune Ledertasche unter dem Stuhl hervor und entnahm ihr ein Blatt gelblichweißen Zeichenpapiers, das er vor sich hinlegte. Man erkannte verschiedene Entwürfe zu einem Vereinsabzeichen.

„Ich denke es mir als Steckknopf auf der linken Patte des Rockes getragen, in Silber oder weißer Emaille. Sie sehen hier den silberfarbigen Kreis, den Erdball darstellend, und kreuzweise darübergelegt Messer und Schere.“ In zierlichen Lettern lief eine Inschrift um den Erdball. Herr Wellmann entzifferte das Wort „Dederama“.

„Er halte diese Lösung für schöner als die andern", sagte Herr Jensen.

„Sehr schön", sagte Herr Stephani.

„Entzückend", sagte Herr Knall.

„Gestaltet!" sagte Herr Wellmann.

„Ganz logisch," sagte der Schlachter, „richtiges Blutrot." Er meinte die roten Buchstaben der Umschrift.

Ein anderer Bogen zeigte den Entwurf zur Vereinsfahne, in Aquarell mühevoll sauber gezeichnet. Auf himmelfarbigem Grunde schwamm der Erdball, der eine eben vom Fluge landende Göttin trug, rosagewandumwallt. In ausgebreiteten Armen hielt sie ein breites, vom Winde wellig gebauschtes Band, auf dem in prunkenden Goldbuchstaben der Vereinsname zu lesen war. Die vier Ecken der zartblauen Fläche füllten sinnreiche Allegorien, vier Gestalten, den Blick auf die raumbeherrschende Göttin gebannt: Die Arbeit, eine kräftige männliche Person, nackend, auf einen Spaten gestützt; die Tugend, eine in griechisches Gewand gekleidete Jungfrau; die Enthaltsamkeit und die Nächstenliebe.

Herr Jensen kommentierte den Entwurf, wobei ihm vor Rührung Tränen in die Augen traten.

„Sehr, sehr schön!" sagte Herr Knall; und die übrigen Herren sagten auch „s e h r schön". Herr Steenjohann aber sagte: „Ganz logisch", und er sagte es mit verkrampften Backenmuskeln, weil er gerade ein Gähnen bekämpfte.

Nun aber entfaltete Herr Wellmann einen Stapel Zeitungen, verteilte sie unter die Herren und machte sie auf die rot angestrichenen Artikel und Annoncen aufmerksam.

„Ich nehme an," sagte er, indem er mit einem Zeigefinger unter dem Gummikragen entlangfuhr, „daß Ihnen dieser oder jener Artikel schon beim Durchblättern Ihrer Zeitung begegnet ist, aber ich habe sie hier noch einmal zusammengestellt, um Ihnen einen Überblick zu geben."

Herr Knall erklärte, daß er von soviel treuer und hingebender Arbeit geradezu überwältigt sei. Die Werbearbeit durch den Anzeiger habe schon außerordentliche Wirkung gezeitigt. Der Pfeifenklub „blaue Wolke" habe für den Wettkampf eine sehr schöne lange Pfeife bei ihm abgeben lassen als Preis, und die hochverdiente Vorsitzende des „Verspaha" — „die Dame ist zufällig meine Nachbarin", flocht Herr Knall beiläufig ein — habe in alle Einzelheiten hinein sich bei ihm erkundigt. Man werde auf die Pflege freundschaftlicher Beziehungen Wert legen, „denn die Unterstützung durch den Verein sparsamer Hausfrauen ist für uns von der allergrößten Bedeutung. Er verfolgt die gleichen Ziele; wir wollen uns ein gedeihliches Hand-in-Hand-arbeiten angelegen sein lassen und können uns dieses Entgegenkommens nur freuen."

Der Ausschuß war derselben Meinung. Man durfte voll Stolz auf das schon Erreichte zurückschauen. Die Sache des Vereins marschierte.

Ein andermal schilderte Herr Stephani mit breiter, mit wohlig sich tummelnder Ausführlichkeit den nach mannigfachen Einzelberatungen und Besprechungen zustande gekommenen Plan des großen Ringens, nicht, ohne wieder und wieder von Ausbrüchen der Heiterkeit und ausgelassensten Fröhlichkeit unterbrochen zu werden. Nur Herr Knall beobachtete seine ernstbewußte Aufmerksamkeit und Würde, welche die Ausgelassenheit minder gereifter Männer mit taktvoller Nachsicht hinnimmt.

„Ich habe die feste Überzeugung," schloß Herr Stephani seinen langen Bericht, „daß uns der Tag einen k o l o s s a l e n Erfolg bringen wird. In-

dessen steht noch viel Arbeit bevor, und ich möchte den Herren vorschlagen, daß wir unsern Ausschuß erweitern. Es wird zuviel für uns, es — wird — einfach — zuviel! Ich selbst habe in diesen Wochen einige Male von meiner Behörde Urlaub nehmen müssen; es wird zuviel." Er schlenkerte dabei auf eine eigentümliche Weise mit dem Kopf und machte ein saures Gesicht.

Die Freunde entzogen sich diesem Vorschlage nicht; Herr Steenjohann behauptete sogar, schon Ähnliches gedacht zu haben. Man kam überein, daß jeder Herr aus dem Kreise der Mitglieder einen geeigneten Helfer sich suchen und zur nächsten Tagung mitbringen solle. — —

Die Störungen im Knallschen Hause wurden lauter. Handwerker in verwaschenen blauen Kitteln, mit nägelbeschlagenen Schuhen liefen aus und ein. Herr Knall ließ einen Fernsprecher anlegen, der Zeitersparnis willen und um den Freunden in schwierigen und strittigen Fällen immer zur Hand zu sein. Das Wohnzimmer mußte sich manche Veränderungen gefallen lassen. Die erste Möbelfabrik lieferte einen Schreibtisch, in Eichenholz, mit ausziehbaren Seitenplatten und Zentralverschluß. Er wurde zwischen den Fenstern in die Mitte gesetzt, so daß er sein Licht von links empfing. Auf der linken hinteren Ecke stand nun der schwarzpolierte Kasten mit den vernickelten Beschlägen und dem aufgelegten Hörrohr. Ein hinteres Zimmer wurde als Eßraum eingerichtet, damit das bisherige immer in bester Ordnung und Besucher zu empfangen bereit sei. Es erhielt jetzt den Namen „Arbeitszimmer".

Das neue Amt verlangte von Herrn Knall diese Opfer, und er brachte sie gern. Die gemütvolle, etwas langweilige Bequemlichkeit war dahin. Zur ungewohntesten Tageszeit ward des Herrn begehrt. In die andächtige Kautätigkeit am Mittagstische schellte das harte, aufreizende Läuten des Fernsprechers. Die gedruckten Plakate reichten nicht, die ganze Stadt zu versehen; man müsse für das Südviertel noch einige fünfzig gebrauchen. Herr Redakteur Wellmann beantrage die Herstellung weiterer hundert Exemplare. Jawohl! Es dürfe in der Sache nicht gespart werden. Und Herr Wellmann druckte hundert Exemplare mehr.

Oder Herr Steenjohann meldete, daß er eben eine Unterredung mit dem Bürgermeister gehabt habe, der sich logischerweise höchlichst für die Sache interessiere und seine Dienste angeboten habe.

Oder eine Anfrage des Bürgerwirts nahm Herrn Knall in Anspruch. Er könne unmöglich für mehr als siebzig Wettkämpfer in seinem Saale Raum schaffen; es blieben ohnehin für die Zuschauer nur etwa vierhundert Plätze zur Verfügung; ob man nicht den k l e i n e n Saal dazu nehmen wolle.

Das waren Fragen, die Herrn Knalls ganze Persönlichkeit erforderten, der er sich aber auch mit Ausschließlichkeit hingab. So zahllose Fragen, Zweifel, Bedrängnisse, Nöte stürmten auf ihn ein, daß ihm manchmal kaum Zeit blieb für das Lesen der Aufsätze, Artikelchen, Anzeigen, den Wettkampf betreffend, die Herr Wellmann in immer neuer Aufmachung seinen Lesern vorsetzte, und mit denen er das Interesse der Öffentlichkeit zu immer größeren Wellen, zu immer gespannterer Teilnahme zu treiben wußte. Herr Wellmann rückte sogar in den „Sprechsaal" des Blattes einen Streit ein, in welchem er erst durch einen fingierten Leser scheinbar berechtigte Bedenken aussprechen und den Wert der Dederama-Sache in Zweifel ziehen ließ, um dann durch geschickte Antworten und Paraden den unbekannten Gegner abzuführen und den hohen Ernst der Dinge zu erhärten. Man sei sich der Unhaltbarkeit seiner Gründe und der Lächerlichkeit seines Unterfangens wohl bewußt und habe darum vermieden, seinen Namen unter das eigene Geschreibsel zu setzen!

Auf den öffentlichen Verkaufsstellen wurde den Ausrufern jede neue Nummer des „Anzeigers“ nur so aus den Händen gerissen, und die Litfaßsäulen umlagerten Gruppen von Neugierigen, die die Bedingungen des Vederama-Wettkampfes und die Gewinnmöglichkeiten studierten und in leidenschaftlicher Rede und Gegenrede erörterten.

In den Barbierstuben saßen jugendliche, kaum vom ersten Bartflaum gezierte Bursche neben reifen Männern, ließen sich täglich in der Technik des Schaumschlagens und Messerabziehens, des Einseifens und Rasierens unterweisen und zahlten willig das dafür verlangte Lehrgeld. Der Einsatz verlohnte sich um der Aussichten willen.

Welchen Zweifelnden und Unentschiedenen aber die allgemeine Erregung nicht davon überzeugte, daß die Teilnahme der gesamten Bevölkerung eine leidenschaftliche, eine vollkommene sei, der mochte nur während der etwas ruhigeren ersten Nachmittagstunden — nicht am Abend! beileibe nicht am Abend, wo das Gedränge dort fürchterlich, wo es gefahrdrohend war! — nein, während der ersten Nachmittagstunden mochte er durch den Ring schlendern und, wenn die Gelegenheit günstig war, vor den beiden hohen, gewölbten Spiegelscheiben des Gold- und Silberwarenlagers von F. C. Hartwig Söhne ein unbedrängtes Plätzchen erwischen und die Auslagen betrachten!

Denn dort standen, dekorativ gruppiert, die kostbaren Gewinne zur Schau: In der Mitte, auf hoher, mit blauer Seide überhangenem Sockel, „der große Preis der Stadt“, ein aus Altsilber getriebener hoher Pokal, in Form und Größe einem Fundstücke orientalischer Ausgrabungen nachgebildet und in seiner reichgestanzten Ornamentierung, mit den naiven, in Gold aufgelegten Köpfen babylonischer oder assyrischer Gottheiten vielleicht kaum minder wertvoll als das Modell, das dem Künstler vorgelegen haben mochte. Daneben dann, auf silberner Platte, sechs aus venezianischem Glase irisierend schillernde Weingläser auf hohem, stengelartigem Fuß; die birnartigen Tulpen sichtbarlich von einem so gewagt zerbrechlichen Dünnschliff, daß die gelbe Draperie des untergebauten Sockels auf ihnen Interferenzerscheinungen von zauberhafter Vielfältigkeit, von einer geradezu magischen Buntheit erzeugte und die Befürchtung, ein ungewollter Hauch könne diese gehäufte Schönheit zertrümmern, die Beschauer wider ihren Willen den Atem anzuhalten zwang. Der städtische Bund dadaistischer Künstler hatte ein „monumentales“ — so schrieb Herr Wellmann im Anzeiger —, ein monumentales Gemälde dem Vorstand überreichen lassen, ein Meisterwerk seines jugendlichen, genialen Vorsitzenden, des Professors Ohnegunst, welches das Publikum mit ehrfürchtigem Staunen betrachtete und das nur ein paar unbelehrbare Schwatzbasen und Besserwisser zu sinnlosem Gerätsel verleitet hatte, ob es einen Sonnenaufgang im Gebirge oder ein Stilleben oder Farbenerscheinungen einer Geißlerschen Röhre darstelle, wonach die zahllosen Umstehenden denn doch in energischer Betonung ihres Respekts für den Künstler Partei ergriffen und sich solche Blasiertheit verbeten hatten. An einem lockeren, hochnäsigen Kritikaster aber, der sich vermessen, den Maler im Angesicht der staunenden Menge in Ohnekunst umzutaufen, hatte man ohne viel Federlesens auf der Stelle eine unbarmherzige Volksjustiz geübt und den Frechling nach Gebühr durchgebleut!

So stand es! Davon mochte sich jeder überzeugen! Die Teilnahme der Stadt *war* leidenschaftlich, *war* vollkommen!

Das Etablissement des Bürgervereins liegt an einer Langseite des städtischen Marktplatzes, von dem in deutscher Spätrenaissance aufgeführten

Rathause einerseits, dem sezessionistisch gehaltenen Neuen Museum andererseits flankiert. Es bietet alles, was der verwöhnte Gegenwartsmensch von einem öffentlichen Lokal vornehmster Gattung erwarten darf; seine Räume sind den Verbänden und Vereinen für ihre Festlichkeiten aufs beste zu empfehlen!

Der Bürgerwirt ist ein Mann von Welt, der seine Tugenden auf den internationalen Salons von Nizza und Monte Carlo ehemals als Oberkellner erworben und den Wert rascher, geräuschloser Bedienung und einer guten Küche erkannt hat. Er hält auf gründliche Sauberkeit und sein Haus — so heißt es in einem Bahnhofsplakat — ist mit allem Komfort der Neuzeit versehen. Ein bekannter Architekt des Deutschen Werkbundes hat die Gast- und Klubzimmer ausgestattet; nur die beiden Säle, der große und der kleine, die nach hinten liegen, wurden einem einheimischen Meister überlassen; und der Bürgerwirt kann's jeden Tag aus dem Munde seiner Gäste hören, daß man nicht nach Berlin oder München zu laufen brauche, um edle Raumkunst kennen zu lernen. Es sei doch offenbar, daß der landsmännische Künstler den fremden Herrn, den Werkbündler, übertroffen habe!

Wie dem auch sei: Die beiden Säle des Bürgervereins sind eine Zierde der Stadt, und der Dederama hat recht daran getan, sie für den Wettkampf zu wählen.

Wer sich nicht schon vor acht Tagen eine Eintrittskarte gelöst hat, wird keine mehr erhalten. Die letzten Karten sind am vergangenen Sonntag verkauft, so hat Herr Stephani im Ausschuß gemeldet.

Es ist Sonntag, einige Tage vor der Sommersonnenwende. Ein paar Schäfchenwolken hängen in unendlicher Höhe unter der azurnen Kuppel des Himmels. Die Luft zittert in der erschlaffenden sommerlichen Glut, und die Palmen vor dem Portal des Bürgervereins lassen ihre Wedel müd und träge hängen. Ach, daß man sie im Schatten des Saales hätte stehen lassen, in einer Ecke des großen Saales, in der Reihe ihrer Geschwister, die den Springbrunnen umbauen, der heute, zur Ehre des Festes, seinen schlanken, biegsamen Strahl Stunde für Stunde zur Höhe sendet und in tausend kühlen, glitzernden Tröpfchen in das Rundbecken niederrieseln läßt!

Welches Leben hier, welche herzerfrischende Buntheit, welch Stimmengeschwirr, Lachen und Scherzen. Damen in Seide und fliegenden Voileroben, und gleich daneben in bürgerlich soliden Waschkleidern; Männer, die das würdige Gepräge jahrzehntelanger tüchtiger Amtsführung an der Stirn tragen, junge Herren in eleganten englischen Anzügen und biedere Arbeitsleute, an breiten Händen und zerrillten Braungesichtern erkennbar.

Eine Reihe von Tischen läuft auf dem Parkett um den Saal, in Hufeisenform gestellt, die offene Seite der Bühne zugekehrt. An der Außenseite des Halbrings, mit genügendem Abstand, Stuhl an Stuhl, für die Kämpfer, siebzig an der Zahl. Auf jedem Platz ist das nötige Geschirr bereitgelegt: Messer und Spiegel, Wassernapf und Pinsel, dazu ein Stück Seife, genau fünfzehn Gramm schwer.

Die Plätze sind längst besetzt. Siebzig auserwählte Kämpfer von den mehr als fünfhundert, die sich gemeldet haben. Alle übrigen sind auf eine Wiederholung vertröstet. Man hat gelost. Hier gilt kein Unterschied des Standes, kein Vorrang der Geburt. Neben dem Bürgermeister wird der Straßenkehrer in die Bahn treten. Innerhalb der Tischreihe stehen die Ordner, die Stoppuhr in der Hand. Ein jeder von ihnen hat fünf Kämpfer zu beaufsichtigen. Und sie werden ihre Pflicht tun; sie werden rücksichtslos jede Übertretung der

Kampfregeln zu verhindern, sie werden die genaue Zeit abzustechen wissen; denn Herr Stephani hat mit ihnen exerziert, dreimal, heute vormittag zuletzt.

Drei Zeiten gilt es festzustellen: das Schaumschlagen, das Einseifen, das Rasieren. Die Summe der drei gemessenen Zeiten wird die Gesamtzeit ergeben, ein Vergleich die Besten, die Sieger, unfehlbar erkennen lassen.

Schon die Methode, die Gewandtheit und Ergiebigkeit des Schaumschlagens zu ermitteln, hat ihre kurzweilige Geschichte. Es genügt indessen zu wissen, daß alle Kämpfer auf ein Zeichen beginnen und jeder dreißig Sekunden Schaum schlagen wird. In jedes Schaumbecken werden die Ordner einen kleinen Tropfen eines merkwürdigen Hexensaftes spritzen, der im Augenblick den Schaum zu einer zähen Masse erstarren läßt, deren Rauminhalt mit Meßgläsern festgestellt wird. Für das Einseifen selbst werden gedungene Barbiere Schaum in beliebiger Menge zur Verfügung halten und jedem Kämpfer auf einem Teller vorsetzen.

Welch geschäftiges Hin- und Herrennen vor dem Tische des Vorstandes, wo Ordner letzte Instruktionen empfangen, einige Stechuhren zum letztenmal auf den genauen Gang kontrolliert werden.

Herr Stephani sitzt hinter großen weißen Schreibbogen, die mit Namen und Zahlen bedeckt sind, welche nur er versteht.

In der Mitte des Tisches ist der Platz des Vorsitzenden, ein Lehnstuhl mit brauner Sammetpolsterung. Auf Herrn Knalls Antlitz liegt verschleierte Blässe. Spuren hetzender, nervenzerreibender Tätigkeit sind erkennbar. Die in allen Einzelheiten durchdachte Haltung ist das Ergebnis einer völligen Bewußtheit seiner Bedeutung, der ganz klaren Erkenntnis, man habe hier etwas vorzustellen, repräsentativ zu wirken. Diese Erkenntnis diktiert seine Pose: er sitzt aufrecht, mit einer leichten Streckung des Rückgrats, mit rückwärts niedergedrückten Schultern, die Arme leicht auf die Lehnen gestützt, die Manschetten ein wenig aus den Ärmeln hervorschauend, die Beine mit gekreuzten Unterschenkeln nach vorn gestellt. Er trägt den Cut, und über den Schleifenschuhen sind schwarzseidene Strümpfe zu sehen. Das Kinn ist leicht angezogen und die Haartracht, der Scheitel über dem rechten Auge, liegt starr wie geschmiedetes Eisen. Er erledigt alles mit gedämpfter Stimme. Man vergißt in seiner Nähe jede unvornehme Hast. Er ist der ruhende Pol.

Herr Jensen, der etwas verträumt über die Menge wegsieht, ist offenbar der einzige Unbeschäftigte. Seine Nase ist kraus zusammengezogen; es hat den Anschein, als störe ihn der mit Zierschlingen und Glasprismen überladene, von der Decke herniederhängende Kronleuchter.

Einige Unbekannte haben am Tische Platz gefunden. Sie gehören zum erweiterten Vorstand und tragen diese Auszeichnung sichtbar zur Schau.

Alle haben zu tun. Über die Treppen, die links und rechts zur Bühne führen, geht ein durcheinanderquirlender Strom von Menschen. Des Fragens, Rufens, Scherzens, des Gestikulierens und Hin- und Herrennens ist kein Ende.

In dem Augenblick, wo die Uhr des Rathauses drei laute, volltönende Schläge über die Linden des Marktplatzes in den Sonntag hineinruft, faßt Herr Knall die Glocke und klingelt.

Er erhebt sich.

Wie damals, beim erstenmal, streicht er mit der beringten Rechten nervös über die Stirn.

Es wird still. Fünfhundert Menschen erstarren. Tausend Augen richten sich auf den Herrn.

Er eröffnet den Tag. Er begrüßt die Versammlung, dankt für die Teilnahme. Kurz, in wohlgesetzten Worten, ohne Schmeichelei, ohne Übertreibung, ohne scherzende Randglosse stellt er die Bedeutung der ersten großen Veranstaltung ins Licht einer geistvollen kulturphilosophischen Betrachtung. Mit weitausholender Geste der rechten Hand, mit erhobener Stimme schleudert er seinen letzten Satz in den Saal:

„Wohlauf! — — Zum — — Kampf!"

Alles ist still. Eine überraschende Pause. Irgendwo wagt jemand ein furchtsames Händeklatschen; ein zweiter; zehn, hundert; und dann löst sich ein fünfhundertstimmiges „Bravo" aus den Kehlen der Versammlung, daß die Prismen des Kronleuchters einen Zittertanz anheben.

Die Ordner eilen an ihre Plätze.

Um jeden Kämpfer drängen sich die Freunde, die Angehörigen; Damen in sinnlich-reizvollem Gewand; Backfische, das Haar in Zöpfen um den Kopf geschlungen; betagte Greise mit krummen Rücken und freundlich lächelnden Gesichtern.

Die Stühle, anfangs wie von Unteroffizieren aufgebaute Rekruten in ordentliche Reihen gestellt, sind längst durcheinandergeschoben. Viele Zuschauer sind auf Stühle gestiegen. Liebespaare, im herrlichen Gefühl des Unbeobachtetseins, halten sich, auf dem gleichen Stuhl stehend, eng aneinandergeschmiegt umschlungen. An einigen Stellen wird noch gedrängt; man möchte seine Aussicht verbessern. — Hier kippt ein Stuhl; ein leiser Fluch, ein undeutliches Gemurmel verfliegt. Gegen die Mitte, die Tische, hält eine Sperrkette, einen Schritt hinter den Stühlen der Bewerber entlanglaufend, die Zuschauer zurück. Es ist keine Störung zu befürchten.

Die Kämpfer sitzen in höchster Spannung; die meisten haben sich des Rockes und der Halswäsche entledigt, es über die Stuhllehne gehängt oder jemand zur Verwahrung übergeben. Ein Amtsgerichtsrat ist unter ihnen, dem die Pflege und Förderung jeglicher körperkulturlichen Bestrebung sittliches Gebot ist und den jeder Sportsmann kennt. Ein paar auf der linken Wange sich kreuzende Schmisse zieren das von Wetter und Sonne gebräunte Gesicht. Ihm zur Seite sitzt sein Freund, der Bürgermeister, Herr Colmorgen, der ehemalige Führer der radikalen Bürgerpartei und Duzfreund des Herrn Stephani, dem der starke Einfluß der „Rabüpa" und eine unerhörte Rednergabe nach dem Kriege den Sitz des ersten Beamten der Stadt sicherte.

Die Angehörigen der Arbeiterschaft haben am Freitag schon insgeheim einen internen Wettkampf abgehalten und schicken heute ihre besten Leute ins Rennen.

Fast scheint es so, als lieferten die großen stadt- und wirtschaftspolitischen Mächte, die Interessengruppen, die Bünde und Kartelle sich heute auf dem Parkett des Bürgerwirts ein Treffen. Man erkennt „die Freien" am goldenen Stern im blauen Felde, den sie am Armband tragen, und einige Herren von sehr reservierter Haltung und ernst-frommen Gesichtern scheinen dem geistlichen Stande anzugehören; einem von ihnen glänzt ein rotes Emaillekreuz auf dem schwarzen Gehrock, den er über den Stuhl gehängt hat. Der Bürgermeister hat die gestärkten Manschetten gelöst und mit Anstrengung über den Unterarm zurückgeschlagen, damit die Handgelenke unbehindert sind. Viele andere machen es ihm nach.

Herr Steenjohann hat laut Beschluß des erweiterten Ausschusses den Kampf zu leiten. Er trägt heute den blauen Rockanzug, der ihm aber zu eng geworden ist, und schwitzt, daß es eine Art hat. Über der wohltuenden

Rundung seines kurzen Leibes glänzt eine Nickeluhrkette mit gewaltigem Ochsenzahn als schmückendem Anhängsel.

Er schwingt die Glocke und ruft mit hoher, heiserer Stimme in den Saal, daß es nun wirklich losgehe.

Er ermahnt die Zuschauer eindringlich, die Kämpfer mit keinem Wort zu behindern und Ruhe zu bewahren. Seine kurzen Stummelarme, die viel zu dick sind, als daß sie am Leibe herunterhängen könnten, stehen seitwärts in die Luft; er sieht aus wie ein Weihnachtskuchenmann.

„Mein Kommando lautet: eins, zwei, drei!“ sagt Herr Steenjohann, „und wenn ich drei gesagt hab, denn fangen Sie an. Nach genau dreißig Sekunden gebe ich ein lautes Zeichen mit der Glocke, und jeder hat auf der Stelle das Schaumbecken aus der Hand zu stellen.“

Herr Steenjohann gibt das Kommando, wie ein alter Soldat vor der Front, denn er ist Unteroffizier gewesen; und wie das laute, kurz abgerissene „drei!“ in den Saal knallt, geht das Schlagwetter los.

Ein überstürztes Rühren, Schlagen, Tellerklappern, ein erbittertes einhändiges Wirbelschlagen und verkrampftes Händezittern hebt an. Man sieht mit rundem Rücken über den Seifennapf gebeugte Gestalten, mit breit verzogenem Mund und aufeinandergebissenen Zähnen. Der Eifer erfaßt die Gäste, die sich noch mehr gegen die Mitte vorschieben. Hier entgleitet jemand der Teller und rollt im Bogen den Schaulustigen zwischen die Füße, seinen Inhalt über Lackschuhe und Seidenstrümpfe ergießend. Dort fliegen Schaumflocken in tänzelndem Spiel umher, anderen an die Köpfe, Damen in die kunstvolle Frisur. Ein Unglücklicher hat sein Schaumbecken über die gestickte Weste ausgeleert; einem zweiten, der das Pech seines Nachbars mit einem Auge auffing und ins Lachen gerät, widerfährt das gleiche. Der Zuschauer bemächtigt sich eine ungeheure Begeisterung, die sich in Luftschreien und Kreischen Luft macht. Anfeuernde Rufe schallen. Manche wissen sich nicht zu lassen, schütteln sich hin und her und wollen bersten vor Lachen. Hysterische Damen zwängen sich rückwärts, greifen nach einem Stuhl, sinken um und werden von entsetzlichem Lachkrampf gequält.

Klingeling! Die Glocke! energisch, gewaltsam, kurz.

Wie von einem einzigen Arm bewegt fliegen die Näpfe auf den Tisch.

Man hört stöhnendes Lachen, mühevolles Atemringen.

Schon springen die Ordner von einem zum andern, den Schaum mit dem mystischen Saft zu impfen. Dann senken sie jeden Schaumklumpen in ein zur Hälfte mit Wasser gefülltes Gefäß und lesen an der Skala den Rauminhalt in Kubikzentimetern ab.

„Die Zahlen, bitte!“ ruft Herr Steenjohann.

Es wird gemeldet: Nummer eins siebenundzwanzig einhalb, Nummer zwei dreiundvierzig, Nummer drei ausgeschieden, und so fort, bis die ganze Reihe von Herrn Wellmann und seinem Stab notiert ist. Es zeigt sich, daß zwölf Kämpfer infolge irgendwelchen Mißgeschicks haben ausscheiden müssen. Die Zuschauer merken sich die jeweilig höchste Zahl. Lange hält Nummer siebzehn die Spitze; es ist der Bürgermeister, der schon einen ganz roten Kopf hat. Seine Anhänger rufen ihm Beifall zu. Ganz zuletzt kommt eine Überraschung. Der Bürgermeister stand mit neunundfünfzig obenan; da wird vom Ende des Tisches neunundfünfzig einhalb zur Bühne gerufen!

Welch Erstaunen! Der Rekord ist gefallen! Neunundfünfzig einhalb! Wer ist der Meister, der Sieger im ersten Gang? Der Gründer der „Zukunftgemeinde“ ist es, ein Geistlicher in mittleren Jahren, der um des Glaubens

und seiner Seele willen der Landeskirche den Rücken kehrte und vor einem Jahre mit ebensoviel Aufwand als Erfolg eine neue Brüderschaft ins Leben rief. Er ist einer der besten Kanzelredner und die städtische Geistlichkeit hat damals seinen Verlust bedauert. Stolz liegt auf seiner Stirn, und sein Blick ist wie eine Herausforderung: Wer wagt noch?

Von neuem hämmert die Glocke; der zweite Gang soll beginnen; Herr Steenjohann ruft es mit überkippender Stimme in den Saal. Der Jubel ist so groß, daß er Mühe hat, sich verständlich zu machen. Vom Zorn ist sein Gesicht gerötet, und seine Stimme kämpft wie ein armseliges Boot in der Brandung.

„Wenn wir weiterkommen wollen, muß es vor allen Dingen ruhig sein, meine Herrschaften! Das ist ganz logisch.“ —

Wie auf dem sturmgepeitschten Meere in Sekunden der Ruhe aus dem Gischt das beruhigte Gekräusel auf langer Dünung dahinläuft, so glätten sich die Ausbrüche der Lust, des neuen Sturmstoßes gewärtig.

Und er kommt! — „Eins, zwei — — drei!“ — fährt das Kommando herab und den Kämpfern in die Glieder.

Schaumarbeiten hebt an, Durchfahren des Gesichts, ein wütendes Kreisen der Hände, Kneten und Massieren der Wangen und des Kinns; und ein Ächzen ist zu vernehmen, Gesichter verrenken sich, Kiefer werden gereckt, Hälse verbogen.

Wieder fliegen die Schaumflocken, daß den in vorderster Reihe Stehenden bange werden kann. Eine so unbändige, von jeder Fessel befreite, tobende Lust erschüttert den Saal, daß selbst Herrn Knall die erzwungene Maske abfällt und mit ihm die ganze Festleitung in beängstigendes Lachen gerät. Herr Jensen krümmt sich und schlägt sich fort und fort auf die Knie; er ist in Gefahr, von der Bühne herabzustürzen.

„Fertig!“ schrillt ein Laut durch den Raum, es ist wieder der Bürgermeister, und schon betastet ein Barbier das eingeseifte Gesicht, und der neben ihm mit seinem erschütterten Leibe und dem Lachen ringende Ordner mißt die Zeit.

Eine vom Lachkrampf erfaßte Dame wird hinausgetragen.

Ein zweites „Fertig!“ — ein drittes, und so fort, bis die Helden nach Verfluß einer Minute das schweißtreibende Einseifen hinter sich gebracht und Ordner und Helfer auch im zweiten Gange ihrer anstrengenden Pflicht ledig geworden sind.

Die Ergebnisse sind notiert. Die Rechner verwandeln die gemeldeten Zeiten und Zensuren in Punkte, um sie für die große Schlußrechnung bereit zu haben.

Man sieht ergötzliche Gestalten im Kreise der Tapfern. Kaum einer ist ohne Grenzverletzung ans Ziel gekommen. Die Mehrzahl hat auch einen Ohrlappen unter Schaum gesetzt; manchem glänzt auf der Nase ein blühendes Klümpchen. Dem Justizrat ist im Drange des Gefechts gar die rasende Hand über ein Auge gefahren, daß er ausschaut, als habe es ihm ein Arzt mit kunstvollem Pflaster belegt. Der Bürgermeister hat eine so beispiellose, wirklich affenartige Schnelligkeit und Behendigkeit entwickelt, daß die Besucher, denen verstattet war, ihm zuzuschauen, behaupten, er hätte in weniger als einer halben Stunde sicherlich die ganze Gesellschaft bis zur Besinnungslosigkeit einseifen können. Zweifellos stehen seine Aussichten sehr gut; man beginnt schon auf ihn zu wetten. Ein armer Arbeiter, dessen ungefüge Hand

schlicht und recht den Kampf mit dem eigenen Antlitz begann, wird von einem Arzt verbunden. Ein tückischer Ring hat ihm die Backe aufgerissen.

Die Erregung, die entfesselte Begeisterung hat den Gipfel erreicht.

Noch aber steht das Schwerste bevor: der Kampf mit dem Messer.

Herrn Steenjohanns tiefe Röte hat sich in ein gefährliches hektisches Blau verwandelt; das Lachen ist schuld daran. Er läutet eine Minute lang die Glocke und mahnt zur Ruhe.

Die Kämpfer fassen die Messer, ziehen prüfend die Schneide über den Handballen und recken den Hals, ihn beweglich zu machen.

Letzte Spannung lähmt fünfhundert Herzen.

Wenn die edlen Renner zur letzten Runde die Kräfte sammeln, wenn die letzten, die höchsten, die gefährlichsten Hürden die Bahn sperren, ergreift auch den Mutigsten einmal ein rasches Bangen, und mancher hält an der Brüstung den Atem an. So ergeht es jetzt den Gästen des Dederama-Kampfes. Mit Behagen, mit überschäumender Laune haben sie sich die ersten Runden, die gefahrlosen, gefallen lassen. Nur der raschblütige Spanier ist dem nervenpeitschenden Stierkampf ergeben, den der ernste Nordländer verabscheut. Was bevorsteht, läßt die Herzen rascher schlagen. Im Ring entsteht Unruhe. Blasse Damen drängen zurück, furchtsam, in Erwartung von etwas Grausigem. Die Ärzte — es sind fünf Ärzte gebeten! — halten ihre Verbandstoffe zur Hand.

Glocke. Kommando, und — wie zuvor — hebt der Kampf an.

Man vernimmt das leise klingende oder schabende Gleiten der Messer, hier ein ängstliches Oh! dort ein Ach!

Die Männer vom Handwerk mögen die verschiedensten Techniken studieren. Das Messer wird mit und gegen den Strich geführt, von oben nach unten, von links nach rechts und umgekehrt; hier rasch und sicher gleitend, gewohnt und mühelos; dort vorsichtig, zaghaft, ängstlich, in kurzen, immer neu ansetzenden und wieder gehemmten Strichen. Hier tollt die Jugend, die rasche, unbekümmert, sieggewohnt über die Bahn; dort schleppt das Alter sein gefährlich Werkzeug lastgewohnt, doch mühevoll über runzlige Wangen.

Einige Heißsporne verfallen der Hand des Arztes. Schnitte von mehr als Zentimeterlänge bedingen Ausscheiden, lautet die Vorschrift.

Ein Schlauberger mit tiefen und langen Falten auf beiden Backen hat sich einen Löffel in den Mund gesteckt und drückt geschickt die lästigen Täler zur vollen Rundung nach außen; er balbiert sich über den Löffel und der Ordner läßt ihn nach einigem Bedenken gewähren. Sein pfiffiger und zugleich lustiger Einfall — er ist ein Viehhändler — erregt viel Heiterkeit.

Dem Bürgermeister gegenüber, am anderen Ende des Tisches, sitzt das Haupt der Zukünftigen, der Meister im Schaumschlagen. Er läßt, ohne doch in den Verdacht eines Halsabschneiders zu kommen, so furchterweckend des Messers Schneide um seine Gurgel spielen, daß sogar die nächsten Bartscherer einander auf ihn aufmerksam machen. Nur mit dem linken Auge schaut er in den Spiegel hinein; das andere beobachtet argwöhnisch den gefährlichen Konkurrenten, den Bürgermeister, der just den letzten Schaum der linken Backe mit dem Messer herunterzieht und — „Fertig!“ — frohlockend als erster durchs Ziel geht. Wie ein Peitschenknall war der Ruf; ein Schreck fährt allen in die Glieder und sogar die Kämpfer vergessen für den Augenblick ihr Geschäft.

Man umringt ihn; Damen drängen; seine Gattin fällt ihm um den Hals; Herr Knall springt, jeder Wohlerzogenheit vergessend, von der Bühne herunter und reicht ihm mit tiefster Verbeugung ehrerbietig die Hand. Die

anderen Herren des Vorstandes machen es ihm nach. Hochrufe erfüllen die Luft. Das Fest ist in Gefahr. Frenetischer Jubel läßt das Gebäude erzittern wie nie zuvor.

Herr Stephani hat die Klippe erkannt. Alle Kraft zusammenreißend, daß die Halsadern anschwellen, läßt er mit Stentorstimme ein furchtbar donnerndes Ruhe in den Saal rollen, daß die Köpfe erschreckt herumfahren und augenblicklich Stille eintritt.

„Wir dürfen erwarten, daß alle verehrten Gäste wenigstens so lange die Ordnung bewahren helfen, bis auch die anderen Herren ihr Werk zu Ende gebracht haben", sagt er.

Schon hat der „Zukunft"-Mann das Band erreicht, gleich nach ihm mehrere andere. Nach einigen Minuten sind die letzten gemeldet und entsteigen wohlgemut dem Kampfsitz.

Die Zuschauer haben die Kette durchbrochen und drängen unter die Kämpfer, legen ihnen die Kragen um; schöne Mädchen in sommerlichen Strand- und Promenadenkleidern binden Arbeitern und tapferen Jünglingen zierlich die Selbstbinder in Schleifen, helfen ihnen in die Röcke und beglückwünschen auch jene, die das Schicksal nicht in die Reihe der Sieger stellte.

Am Tisch des Vorstandes walten die Rechner ihres verantwortungsvollen Amtes, schreiben Listen, übertragen Zahlen, verwandeln Sekunden in Punkte und Punkte in Sekunden.

Des Bürgermeisters Sieg ist unbestritten; der zweite Platz dem Geistlichen sicher. Die Namen der folgenden stehen noch nicht fest.

Man unterhält sich lebhaft, erfragt Zahlen und Zeiten, rechnet im stillen und überschlägt die Aussichten. Tische werden mit lautem Schurren auseinandergerückt und rasch für kleine Gruppen und Gesellschaften umgebaut. Kellner mit überladenen Tabletten und geschmeidigen Leibern schmiegen sich durch, fragen, servieren, setzen noch hier einen Tisch, dort einen Stuhl zurecht und wedeln mit weißen Tüchern über die Tischplatten.

Die Herren des Ausschusses machen die Runde unter ihren Bekannten und empfangen artige Komplimente.

Herr Knall ist eitel Zufriedenheit. Geschickt weiß er unerwünschten Anbiederungsversuchen auszuweichen und den Bürgermeistertisch zu gewinnen, wo ihm das volle Lob wie Honig und Honigseim eingeht.

Nach einer Weile sind die Rechnungen beendet, die Ergebnisse geprüft und bestätigt.

Herr Knall begibt sich auf die Bühne, ergreift die Glocke und bittet die Gesellschaft, die Resultate gefällig anzuhören. Das Geplauder verstummt.

„Ich habe die Ehre und das Vergnügen, Ihnen die Resultate unseres ersten Dederama-Wettkampfes bekanntzugeben. Die Preisträger bitten wir, sich hierher zu bemühen und sich unsern lieben Gästen zu zeigen. — Den ersten Preis hat mit dreiundsiebzig einhalb Punkten errungen Herr Bürgermeister Colmorgen."

Ein vielhundertstimmiges Hurra! steigt empor, während der Sieger, von zwanzig Armen gefaßt, geschoben, gehoben, mit verrenkt in der Luft zappelnden Gliedern zur Bühne getragen und neben Herrn Knall niedergelassen wird.

„Wollen Sie die Güte haben, auch die Einzelresultate zu vernehmen", fährt der Vorsitzende fort: Im Schaumschlagen ist Herr Bürgermeister Colmorgen mit neunundfünfzig Kubikzentimetern um einen halben Kubikzentimeter hinter Herrn Pastor Weggers zurückgeblieben, im Einseifen dagegen mit siebenunddreißig, im Rasieren mit dreiundneunzig Sekunden unbestritten

besser. Wir bringen unserm allverehrten Sieger, dem großen Meister im Schaumschlagen und Einseifen, ein dreifach donnerndes Hoch!"

Nie und nie ist in der ganzen Stadt ein Lebehoch mit solcher Inbrunst gegen den Himmel geschrien worden wie an diesem Tage. Hände strecken sich, Taschentücher flattern voll Übermut über den Köpfen. Ein angehender Künstler setzt sich an den Flügel und intoniert einen Tusch, der etwas zu spät kommt. Freunde wie Fremde umdrängen den Gepriesenen, suchen seine Hand zu fassen, beglückwünschen ihn, klopfen ihm auf die Schulter und wissen nicht, in welcher Form sie ihrer begeisterten Verehrung Ausdruck geben sollen.

Dem zweiten Sieger, Herrn Pastor Meggers, widerfährt das gleiche.

Und dann kommen die anderen alle, ihrer zehn insgesamt, mit freudestrahlenden, glänzenden Gesichtern und stolz im Gefühl ihrer Unübertrefflichkeit.

Herr Knall nimmt sie in Empfang; er beglückwünscht sie; er übermittelt ihnen den Dank des Vederama und überreicht ihnen feierlich die Preiskarten. In einem Klubraum des Bürgervereins nehmen sie die kostbaren Gewinne an sich. Da wird manches Auge naß vor Freude und Rührung; der Mittelpunkt sind sie der frohen Gesellschaft, die stolz ist auf ihre sieggekrönten Mitbürger.

Herr Knall beschließt den offiziellen Teil des Festes mit einer Ansprache, von klugen Worten verbrämt, die Herr Redakteur Wellmann stenographisch zu Papier nimmt, um sie noch diesen Abend für seinen langen Zeitungsbericht zu verwenden.

Man tut sich zu einer kühlen Flasche zusammen. Am Flügel hat sich rasch ein fliegendes Duo eingerichtet. Ein Kränzchen beschließt die herrliche Feier. Einige Frauen fahren mit Bohnerwagen über das Parkett, indes die Paare am anderen Ende sich ordnen und gemächlich um den Saal wandeln. Der gekrönte Zukünftler, der Meister im Schaumschlagen, führt die Frau Bürgermeistern. An Herrn Knalls Arme aber hängt eine Schönheit, die sein scharfer Blick längst unter fünfhundert Menschen herausgefunden hat. Wie weiß sie die braunen Spangenschuhe auf ungemein graziöse Art zu setzen, wie elegant das hemdartige Kleid, das aus farbiger Kunstseide gearbeitet ist, zu tragen; das rückwärts über die Schultern fallende Cape weist reiche Perlstickerei auf; zu tulpenblütigen Mustern sind die Perlen geordnet. Ein goldgestickter Seidengürtel hält das Kleid zusammen. Auf dem wohlgeformten Hals blitzt eine feingliedrige Goldkette, von der ein Medaillon herabhängt, das sich im Busen versteckt hat. Um den Kopf steht das üppige Haar in braunen, reichen Wellen, beiderseits über die Ohren frisiert. Auf ihrem Antlitz spielt ein unbefangener Frohsinn, die Backen sind blaß gerötet, von der Farbe eines eben durchschnittenen reifen Augustapfels. Sie ist einen halben Kopf kleiner als er und trippelt mit kurzen zierlichen Schritten neben ihm her.

„In der Tat, eine großartige Idee, Herr Knall!"

Er neigt dankvoll den Kopf.

„Es gehört Mut dazu, eine solche Sache zu beginnen; man bewegt sich hart an der Grenze des Komischen."

Herr Knall zieht die Augenbrauen in die Höhe, als müsse er nachdenken.

„Da ist er wieder! Ich darf Sie mit meinem Schwager bekanntmachen, nicht wahr, Herr Knall? Er verweilt einige Tage und reist morgen wieder", sagt Frau Hamann, indem sie ihren Herrn einem Fremden vorstellt, der, leicht an einen Pfeiler gelehnt, mit sinnenden, freundlichen Augen in das Gewoge hineinträumt. Er trägt einen dunkelblauen Jackettanzug und sein längliches

ovales Gesicht, mit einer kurzen dunkeln Narbe auf der Stirn gezeichnet, zeigt nachdenkliche, sympathische Züge.

Sie war also in Begleitung eines Herrn, ihres Schwagers. Das hatte Herr Knall nicht bemerkt, als er sie am Nachmittag aus der Menge heraus entdeckt hatte.

„Ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen," sagte Herr Knall, indem er dem Fremden mit sehr förmlicher Verbeugung die Hand reichte, „und ich hoffe, noch häufiger die Ehre zu haben. ..."

„O freilich," warf Frau Hamann mit fröhlicher Bejahung dazwischen, „aber jetzt beginnt der Tanz", und sie zog ihn wieder aufs Parkett, wo die ersten Paare schon nach den Klängen einer allbekannten Walzermelodie sich schwangen. Die meisten Paare drehten sich selten. Sie bewegten sich in kurzen, eigentümlich wippenden Schritten vorwärts, rückwärts; plötzlich, gegen jede Erwartung, einen komischen Hopser nach der Seite, nach rechts oder links machend, um sogleich wieder in das bequeme, schlürfende Schreiten zu verfallen, wobei die Schultern in die Höhe gezogen und die Ellenbogen auf sperrige Art seitwärts gedrückt wurden. Es war eigentlich nicht einzusehen, inwiefern die Musik bei dieser Form des Tanzes eine Rolle spielte, da augenscheinlich nur wenige sich um sie kümmerten, die Mehrzahl dagegen ohne Rücksicht auf den Takt ihre Bewegungen vollführte.

Nur zehn oder zwölf Paare waren aus dieser schiebenden und geschobenen Masse in die Mitte des Saales geflüchtet, wo sie sich in elastischen Wellen, in angenehm schaukelndem Schwung nach dem Rhythmus der Melodie wiegten. Aber sie waren offenbar nicht am rechten Ort, sie waren die Alten, die Zurückgebliebenen, die Unmodernen, die im Banne einer versunkenen Zeit des neuen Geistes Hauch noch nicht verspürt hatten. Im Schatten des Kronleuchters feierten sie ihre verstaubte Kunst, unberührt von dem Scheine der zahllosen, auf die Kerzen gesetzten Glühkörper, die taghell ihr Licht in den Saal herabfließen ließen. Und so sah man nicht, wie sie sich mühten, die Fußspitzen abwärts zu drücken, in den Knien zu federn, wie sie den Takt, den der Pianist mit grober Wucht im Baß hämmerte, mit wiegenden, wogenden Hüften betonten und die Damen sich in die Arme ihrer Tänzer schmiegten.

Man sah es nicht; man hatte genug mit sich selbst zu kriegen; man tanzte auf den Fußsohlen, mit ganz geraden oder übermäßig gekrümmten, auf jeden Fall aber mit steifen Beinen und angezogenen Schultern, die in einem Schraubstock zu stecken schienen. Und — Gott sei Dank — diese Art des Tanzes hatte sich durchgesetzt, war anerkannt. Auch sie war ein Ausdruck der neuen Zeit.

Der Bürgermeister tanzte so. Er schob eine kleine, auffallend dicke Person vor sich her, die Gattin des Vorsitzenden des Betriebsrats der städtischen Wasserwerke, des Herrn Stanislaw Grabowow, die eine Schlüpfbluse aus weißem Schleierstoff trug, mit farbigem Vorstoß und Hohlnahtverzierung, und die den Kopf auf eine kokette Art seitwärts geneigt hielt, wobei es unentschieden blieb, ob ihr diese Haltung von Natur eigen war oder ob sie dem weitabstehenden Eichenkranz auswich, der dem Herrn Bürgermeister von seinen Freunden verehrt und gleich einem Mühlstein um den Hals gelegt war. Über ihrer kleinen, spitzen, aufgestülpten Nase lag ein gelbbrauner Sattel von Sommersprossen, der sich über ein paar dicke Backen in gesundem Rot verlor. Sie war eine Respektsperson, und nach dem Bürgermeister führte auch Herr Knall sie zum Tanz und dann die anderen Herren des Vorstandes.

Gegen elf Uhr fühlte Herr Steenjohann das unwiderstehliche Bedürfnis zu reden. Sein Gesicht war nun dunkelrot geworden und wurde überhaupt nicht mehr trocken, obgleich er fortgesetzt mit dem Taschentuch den Schweiß abwischte, das schon ganz grau war. Den Klappkragen hatte er durchgeschwitzt und das Brustblatt kroch unter dem Westenausschnitt hervor. Nur in der vorderen Hälfte des Saales, die der Bühne zunächst lag, hörten die erhitzten Teilnehmer auf ihn. Er versicherte wiederholt, daß er in seinem arbeitreichen Leben nie ein solches Fest erlebt und daß der Dederama jetzt die Feuerprobe bestanden habe. Dann ließ er Herrn Knall hochleben und darauf den Vorstand, der sich nun noch einmal auf der Bühne versammelte, sich dem Volke zu zeigen. Als die Musik wieder beginnen wollte, setzte Herr Steenjohann sich mit allen Zeichen heftiger Empörung zur Wehr und erklärte, daß er noch nicht am Ende sei, worauf es wieder still wurde. Ihm fiel indessen kein Gedanke mehr ein und er fuhr fort: „Darum, meine sehr verehrten Herrschaften, ist es ganz logisch, daß wir das Fest, das so schön begonnen, nun schließen; denn wir sind kein Vergnügungsverein. Wir sind zusammengekommen zu ernster Arbeit. Und wir wollen die zahlreichen Anregungen, die uns dieser Tag gebracht hat, mit hinübernehmen in den Ernst des Alltags; und wir wollen unserm Vorstand dankbar sein, der uns die neuen Wege gewiesen hat.“

In einer Gruppe erhob sich protestierendes Jodeln, das sich rasch durch den ganzen Saal fortpflanzte.

Da war es der stimmgewaltige Herr Stephani, der sein furchtbares „Ruhe“ durch den Raum den Leuten an die Köpfe kegelte, daß sie erschreckt zusammenfuhren und augenblicklich neue Stille eintrat.

Herr Stephani hatte die Stunden in erregtem und weinvollem Geplänkel mit politischen Gegnern zugebracht und glaubte einen Beschluß des Vorstandes versäumt zu haben. Nun aber gab er einen hocherfreulichen Beweis seiner Vereinsdisziplin, indem er erklärte: Man dürfe den Pokal nicht bis zur Neige leeren; die Festleitung habe einmütig beschlossen, das einzige Fest jetzt zu enden. Den Mitgliedern des Vereins und allen seinen sehr verehrten Gästen noch einmal, und zum letztenmal, den ganz besonderen Dank des Vorstandes aussprechen zu dürfen, sei ihm höchste Ehre. Er bitte nun herzlich, wie bisher so auch in der letzten Stunde den Wünschen der Festleitung Folge zu geben. Um so mehr dürfe man die Hoffnung mit nach Hause nehmen, daß die Veranstaltung in nicht zu ferner Zeit eine Wiederholung finden möge.

Während des Redens war Herrn Stephanis Stimme in einen Ton hehrer Begeisterung geraten. Man mußte unwillkürlich an einen Feldprediger denken, der den Truppen vor der Schlacht zum letztenmal gegenübersteht und sie zum heiligen Kampf für das Vaterland anfeuert.

Hier und dort versuchten noch einige tanzlustige Paare die Musik aufs neue zu ermuntern. Als aber auch Bürgermeisters und die Herren des Vorstandes sich rüsteten, ihren Damen in die Garderoben halfen und ihre Zechen berichtigten, als endlich der Bürgermeister selbst, von Freunden umringt, im Grün seines Eichenkranzes prangend, mit festlichem Jubel hinausgeleitet wurde, erstarb auch den letzten der Mut, und der Aufbruch wurde allgemein. Herr Knall, dem zum Abschied die Hand zu drücken den meisten Gästen ein Herzensbedürfnis war, verließ mit Herrn Jensen und dem Redakteur als letzter den Saal. Er hatte die letzten Stunden in trüb und froh wechselnder Stimmung verbracht, nachdem er vergeblich wieder und wieder nach seiner Nachbarin Ausschau gehalten und schließlich von einer Garderobenfrau die

Bestätigung erhalten hatte, daß sie längst in Begleitung eines Herrn davongegangen sei.

Gegen Mitternacht lag der Bürgerverein dunkel und still im Glanze des sommerlichen Sternhimmels, und nur das erleuchtete Fenster im Bureau des Wirtes verriet, daß der Herr seinen Tag noch nicht beschlossen hatte. Er zählte die Kasse und war übrigens mit dem Feste des Dederama sehr zufrieden.

* * *

Es lag keine Übertreibung in der Behauptung, mit der am folgenden Tage der Anzeiger seinen langen, in alle Einzelheiten führenden Bericht über den lustigen Wettkampf eröffnete; es war die bloße Feststellung einer einfachen, für jedermann sichtbaren Tatsache, wenn er schrieb, daß der Dederama mit seiner ebenso gewagten als gelungenen Veranstaltung über Nacht eine außerordentliche, uneingeschränkte Volkstümlichkeit sich errungen habe und aus dem Vereinsleben einfach nicht mehr wegzudenken sei. Das gesamte Wirtschafts-, ja, das künstlerische und kulturelle Leben der Gegenwart werde aus der genialen Idee des hochverdienten Gründers, des Herrn Jonathan Knall, ungeahnte Antriebe empfangen. Die Stadt aber, die zwar nicht amtsförmlich vertreten gewesen sei, die aber doch der einfachen Tatsache nach mit ihren besten Männern dem großen Tag ihre zusammengefaßte Teilnahme zu erkennen gegeben habe, sie habe dadurch aufs neue den Beweis erbracht, daß sie im großen Wirtschaftskampf der Städte und Länder nicht nur getreulich ihren Platz auszufüllen und sich zu erhalten gedenke, nein, sie habe mit starkem und mutigem Anlauf, mit überraschendem Sturm sich an die Spitze gesetzt. An ihren Rivalinnen, den Schwesterstädten, sei es, das verlorene Feld wieder aufzuholen, durch verstärkte Kraftbeweise, durch erhöhte Anspannung den Verdacht des Ermüdetseins, des Stillstandes von sich abzuwehren.

In der Tat war die Wirkung dieses ersten großen Hervortretens des Vereins außerordentlich; sie war allseitig. Das bewiesen nicht nur die freundlichen Aufsätze, die in den größeren Zeitungen der Provinz und des Reiches erschienen und mit wohlwollender Aufmerksamkeit des großen Tages gedachten; das bewiesen mehr noch die beim Vorstande zusammenströmenden Postsachen, die Karten und Briefe, Glückwünsche und Adressen, die in Mengen Herrn Jonathan Knall ins Haus getragen wurden, der mit nimmermüdem Eifer unverdrossen dieses Schriftwerk las, sammelte, sortierte, registrierte, mit Notizen versah und für die Bearbeitung und Beantwortung vorbereitete, um es auf der nächsten Vorstandssitzung den Freunden vorzulegen. Wichtige, dringende Eingänge besprach er meist sofort mit dem Redakteur und Herrn Stephani, die — beide im Besitze eines Fernsprechers — zu jeder Tageszeit seines Anrufes gewärtig waren. Die Sitzungen häuften sich und nahmen oft einen Teil der Nacht in Anspruch. Die Ordnung der Kasse erforderte täglich mehrstündige angestrengte Arbeit, der Herr Steenjohann sich mit schweißtreibender Gewissenhaftigkeit unterzog.

War schon vor dem Fest die Zahl der Mitglieder dank der findigen und großzügigen Reklame rasch und gleichmäßig gestiegen, so war sie nach dem „großen Tag“ — unter dieser Flagge pflegte sich der Tag des Wettkampfes bei den Bürgern formelhaft in der Rede zu erhalten — angeschwollen wie ein Gebirgsstrom, dem tausend Wasser und Wässerchen aus der Schneeschmelze zueilen und dessen Fluten in der Ebene die Ufer bedrängen.

Der Druck dieses äußeren Erfolges und der Zwang der öffentlichen Meinung formten gewaltsam die Urteile und Berichte der kleineren Zeitungen, die bald den neuen Wind erkannt und ihre Segel nach ihm gewendet hatten. Es hatte gar keinen Zweck, daß ein gewisser Redakteur Dollstedt aus dem Landwege, der sich auf seine Mannhaftigkeit und selbständige Meinung etwas einzubilden schien, in Flugzetteln und Druckschriften den „Kampf gegen den Vederama-Schwindel“ — wie er es nannte! — aufnahm, nachdem seine eigene Zeitung ihm das Handwerk gelegt hatte. Kein Mensch las mehr seine Aufsätze, die von böswilligen Verdächtigungen gegen führende Männer geschwollen waren und nur einer im Tiefsten verletzten Eitelkeit entsprungen sein konnten. Die gesunden Jungmannen der Vederama, aufgetan dem Geiste der neuen Zeit und nicht gewillt, von einem gewissenlosen, unverantwortlichen Hetzer sich ihr Banner beschmutzen und ihre Ideale entreißen zu lassen, zogen mit Knüppeln vor sein Haus und erzwangen von ihm das Versprechen, sich künftig jeder negativen Kritik an dem Vederama zu enthalten. Der Vorfall war betrübend und beschäftigte sofort den Vorstand, der in der Presse dem belästigten Herrn sein Bedauern aussprach und ihm eine Sühne anbot; aber er zeigte doch, daß das Volk — Herr Dollstedt hatte von „Masse“ gesprochen! — zum Bewußtsein seiner selbst gelangt war und sein Recht zu wahren verstand! —

So war die Lage, als der Vorsitzende vierzehn Tage nach dem „großen Tag“ die Mitglieder des Vederama zur außerordentlichen Generalversammlung nach der großen Reitbahn der Kaserne des ehemaligen „Kavallerieregiments von Schaumburg“ entbot — kein S a a l der Stadt hätte die Mengen zu fassen vermocht!

Hier war es, wo der Vorstand durch den bewährten Sprecher Herrn Stephani unter dem Beifall der Tausende dem Vorsitzenden den Präsidententitel antrug.

Hier war es, wo Abordnungen aus mehr als zwanzig Städten, von großen Sportvereinen entsandte Vertreter zu Informations- und Studienzwecken beim Vederama zu Gaste erschienen, sich über alle Belange zu unterrichten und insonderheit die Ordnung des Wettkampfes aufs genaueste kennen zu lernen.

Hier auch war es, wo die aufsehenerregenden Ergebnisse des Professors Überschlau zuerst einem großen Kreise bekannt gemacht wurden, um so schnell wie möglich durch die tausend und abertausend Kanäle und Äderchen der Tagespresse in die aufhorchende Welt verbreitet zu werden. Diese Resultate des Wirklichen Geheimen Rats, Professors Dr. Überschlau von der Hans Michel-Universität zu Schildburg übertrafen in der Tat alles, was bisher verwegenem Streben menschlichen Scharfsinns zu erreichen möglich gewesen; ja, sie rückten Ziele in unmittelbarste Nähe, zu denen schrittweise vorzurücken den Bestgläubigen schon als Gnade, den Wirklichkeitsmenschen und den Trübsehenden als ewiger Zukunftstraum erschienen war, und riefen eine Schar von Gelehrten aller Geisteswissenschaften auf den Plan, die Entdeckungen nach allen Richtungen zu durchforschen und für die Kulturmenschheit fruchtbar zu machen. Es handelte sich um folgendes:

Wettbewerbe nach der Art des Vederama-Kampfes setzten die Menschheit instand, auf Grund der Ergebnisse eine Begabtenauslese allergrößten Stiles und untrüglichen Entscheides vorzunehmen. Niemand konnte daran zweifeln, daß die Sieger im Schaumschlagen, im Einseifen und Balbieren auch die Erfolgreichsten im Daseinskampfe waren. Wo immer in heißem Wett-

streite, im großen Wirtschaftskampfe um hohe irdische Güter gerungen wurde, da waren die großen Schaumschläger und Einseifer, die Meister im Über-den-Löffel-Balbieren die geborenen Anwärter auf den Sieg. Es galt nur, durch ein System von Wettkämpfen, durch eine allgemein durchgeführte planvolle Ordnung den Kreis der Bewerber so groß als irgend möglich zu fassen und dann, nachdem in kleinen Kämpfen die Besseren herausgesiebt waren, diese in Zwischen- und schließlich in Entscheidungsläufen einander gegenüberzustellen, um letztlich, zu völkerumfassenden Konkurrenzen fortschreitend, zu einer endgültigen und unfehlbaren Auslese zu gelangen, die die Edelsten, die Weltmeister umfassen würde. Dann mochte jedes Gemeinwesen, jede Stadt, jeder Staat getrost aus seiner Siegerreihe die Gekrönten herausgreifen und sie mit den schwierigsten Posten, mit den höchsten Ämtern beglücken. Verstummen mußte das unentwegte Klagen der unbegabten Krittler und Nörgler über den falschen Mann am falschen Platz. Jedes Straucheln, jeder Mißerfolg war ein für allemal unmöglich, stetige Wohlfahrt für alle Zeiten gewährleistet!

Das waren die Gedanken, die Professor Überschlau auf der außerordentlichen Generalversammlung des Dederama entwickelte und denen er mit unheimlicher Folgerichtigkeit bis in ihre letzten und feinsten Verzweigungen nachspürte.

Der Vorstand des Dederama versäumte keinen Augenblick, sich dieses außerordentlichen Mannes sogleich zu versichern; Herr Knall vermochte ihn, dem Vorstande als wissenschaftlicher Berater beizutreten, und nach wenigen Wochen waren seine Gedanken und Pläne bei allen Patentämtern der Erde zum Schutz angemeldet.

Die größten Fabriken des Kontinents bewarben sich bei dem Verein, um ihre besten Erzeugnisse, zum Zeichen auserlesener Güte, mit dem Kennwort „Dederama“ auf den Weltmarkt bringen zu können, und opferten für die Erlangung dieser Konzession gewaltige Summen. Und wie die Hausfrau bald statt des bescheidenen Persil-Waschpulvers der höchstwertigen „Dederama-Seife“ sich bediente, so gaben Reichstagsabgeordnete der veralteten „Bismarck-Zigarre“ den Abschied, um das verräucherte Zellengewebe des Gehirns von den aromatischen Düften der „Dederama-Zigarette“ aufs neue beleben zu lassen.

Einflußreiche Persönlichkeiten sammelten Spenden zur Errichtung einer Ruhmeshalle, die die Standbilder der bedeutendsten Schaumschläger aufnehmen und der Nachwelt erhalten sollte, und als der Dederama-Vorstand mit der Bitte an seinen Präsidenten herantrat, er selbst möge als erster — als der Schöpfer des Ganzen — sein Abbild dem Pantheon vermachen, entzog er sich diesem Ansinnen keineswegs, sondern grübelte drei Tage und drei Nächte über die ausdrucksvollste Pose nach und ließ sich dann von Professor Ohnegunst in Erz gießen.

Die Unterziele waren erreicht; die letzten, stärksten Bollwerke genommen! Herr Knall hatte sich einen Namen geschaffen, hatte seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingegraben. Seine Erfolge hatten seine eigenen kühnsten Hoffnungen übertroffen. Aber:

Es galt die Festung!

An einem herbstlichen Septembertage, vormittags gegen 11 Uhr, begab sich Herr Präsident Jonathan Knall, mit Frack und Handschuhen angetan, den Zylinder auf dem Haupte, ins Haus der Nachbarin, Frau Amalie Hamann Ww. Er war erst am Abend zuvor von einer achttägigen Reise und dem ersten Dederama-Weltkongreß zurückgekehrt und wollte nun endlich, des Erfolges

im voraus gewiß, den letzten Sturm unternehmen. Die schöne Witwe hatte aus ihrer freundlichen Teilnahme, ja, aus ihrer aufrichtigen Bewunderung nie einen Hehl gemacht.

Sie empfing ihn nachbarlich-freundschaftlich, liebenswürdig, wie er es von ihr nie anders kennen gelernt hatte, und geleitete ihn ins Eßzimmer, in dem am sauber und einladend gedeckten Frühstückstische eine ältere, bereits ergraute Dame, die sie als ihre Mutter vorstellte, und der Herrn Knall bereits vom Wettkampfe her flüchtig bekannte Herr, der Schwager ihres verstorbenen Gatten, Platz hatten. Nachdem auch Herr Knall sich gesetzt hatte, begann Frau Hamann:

„Ihr Besuch, lieber Herr Knall, ist uns nicht nur von Herzen willkommen, sondern er behütet uns auch vor einer kleinen Vermögensschädigung!"

Er sah sie mit hoffnungsvoll fragenden Augen, sie ihn mit einem allerliebsten neckischen Lächeln an; sie wandte sich um, nahm eine weiße, einfach gefaltete Karte vom Wandtisch, die sie ihm überreichte, und fuhr fort:

„Ich darf Ihnen unsere Anzeige persönlich geben und die Briefmarke ersparen, nicht wahr?"

Herr Knall las:

Amalie Hamann Ww. **Walter Hamann,**
Regierungsbaumeister.

Verlobte.

Schildburg, im Sommer 192.

Mit unbeirrbarer Geistesgegenwart erhob er sich, sprach den Beteiligten seine herzlichsten Glückwünsche aus und ging wieder davon, um noch rechtzeitig ein von den städtischen Behörden für den Vorstand veranstaltetes Festessen zu erreichen, auf dem er eigentlich zu spät hatte erscheinen und seine soeben erfolgte Verlobung bekanntmachen wollen!

Meine Entdeckung Amerikas

Von

Hans Christoph

Ich war noch niemals in Amerika gewesen, hatte auch mit Amerikanern nicht zu tun gehabt. Was ich von diesem Lande und seinen Bewohnern wußte, war daher nicht besonders viel, und nun setzte mich der Zufall schon hier in Deutschland mitten unter eine Anzahl amerikanischer Seeleute, mit denen ich Tag für Tag in engster Verbindung zu tun hatte. Bisher hatte ich viel unter deutschen Seeleuten gelebt und kannte daher deren Sitten und Gebräuche. An den amerikanischen Seeleuten fiel mir zunächst ihr jovialer Verkehrston untereinander auf. Alle Dienstgrade und Dienstzweige, die es auf einem Schiff

gibt, waren unter ihnen vertreten, vom Captain abwärts bis zum jüngsten Meßboy, aber alle verkehrten miteinander in einer Weise, als ob sie zum mindesten schon lange Jahre zusammen auf demselben Schiff gefahren hätten. Es war eigentlich nach unseren Begriffen kein richtiges Vorgesetzten- und Untergebenen-Verhältnis vorhanden, alle behandelten einander wie gute Freunde, aber niemals bemerkte ich auch nur das leiseste Zeichen irgendeiner plumpen Vertraulichkeit gegen einen Vorgesetzten, noch irgendein Zeichen des Mißmutes über eine erhaltene Weisung oder irgendeine rauhe Befehlsform. In ruhiger sachlicher Form wurde die Weisung erteilt, und damit war der Fall erledigt; obwohl der rauhe, aber herzliche Seemannston eigentlich als eine internationale Einrichtung anzusehen ist. Ebensowenig gab es eine Kontrolle oder eine Überwachung der erteilten Anordnung. Es war selbstverständlich, daß sie nicht nur ausgeführt wurden, sondern jeder suchte auch seinen Ehrgeiz darin, sie richtig und sachgemäß auszuführen. Auf der Gegenseite fehlte es ebenso an irgendeiner Art Mißtrauen in das Können des Untergebenen. Auch bei gemeinsamen Arbeiten, die von einem Vorgesetzten geleitet wurden, zerfiel die Arbeit von selbst in eine Reihe von Einzelarbeiten, bei denen der jeweilige Vormann einer Gruppe ruhig und sachlich über den Vorgesetzten hinweg seine Weisungen an andere Gruppen gab, ohne daß sich dabei der Vorgesetzte übergangen fühlte. Alle arbeiteten Hand in Hand, lediglich auf das Funktionieren der Arbeiten bedacht und ohne Rücksicht auf etwaige Prestigefragen. Durch alle diese kleinen Beobachtungen verstärkte sich in mir immer mehr der Eindruck, daß alle diese amerikanischen Seeleute schon jahrelang zusammen zur See gefahren haben müßten, um in dieser fast vorbildlichen Weise zusammen arbeiten zu können. Um so mehr war ich erstaunt, als ich erfuhr, daß alle durch den Zufall zu einer Besatzung vereinigt worden waren. Das machte mich stutzig, und ich begann über diese Sache nachzudenken. Zunächst glaubte ich, daß Amerika über ein ganz ausgezeichnetes seemännisches Personal verfügen müßte, obwohl ich aus Zeitungen und Zeitschriften eigentlich das Gegenteil erfahren hatte. Ferner nahm ich an, daß diese so nette Art der gegenseitigen Behandlung und des Zusammenarbeitens aber doch wohl stark durch jenes eigentümliche Zusammengehörigkeitsgefühl der Seeleute bedingt sei, die eben durch die gemeinsame gleichartige Lebensweise auf den Schiffen überall enger zusammengeschweißt werden, als es unter anderen Lebensbedingungen möglich ist. Diese Auffassung schien mir richtig, und ich brauchte sie nicht zu korrigieren, bis ich in Amerika selbst angekommen war. Denn zu meinem großen Erstaunen fand ich nun auch unter der Landbevölkerung dieselbe Art des Verkehrstones, und da ging mir ein Licht auf: es war das allgemeine „you" und das Fehlen jeglichen Titels, das dieses gemeinsame Band um alle Amerikaner schlingt. Es ist drüben ganz gleichgültig, ob man arm oder reich ist, ob man sich in einer Vorgesetzten- oder Untergebenen-Stellung befindet, der Verkehrston ist überall der gleiche. Jeder sieht in dem anderen seinesgleichen und behandelt ihn als solchen; jeder ist bemüht, gentleman zu sein, und erwartet, als solcher behandelt zu werden; aber jeder ist auch bereit, den anderen sofort niederzuschlagen, sobald der andere ihm gegenüber sich nicht wie ein gentleman benimmt.

Ich muß zugeben, daß mir diese Umgangsform und dieser Umgangston der Männer untereinander sehr gefallen haben. Als gut erzogenem Deutschen steigen einem aber doch bald Bedenken auf, ob es denn auch das Richtige sei, man möchte meinen, daß z. B. dabei die Disziplin in einem großen Betriebe sich gar nicht aufrechterhalten ließe, wenn alle gewissermaßen auf Du und Du stehen. Anfangs war ich ja auch der Meinung, daß dies wohl nicht gut möglich wäre, bis mich das Leben dort eines Besseren belehrte. Die Disziplin in den Geschäften, Fabriken und auch in den staatlichen Organisationen ist eine viel bessere als bei uns, und zwar deshalb, weil über jedem das Damoklesschwert der sofortigen Entlassung schwebt. Läßt jemand sich etwas zuschulden kommen, dann „fired" man ihn, wie der Fachausdruck lautet, ins Deutsche übersetzt heißt das, er wird fristlos entlassen. Bei uns in Deutschland wäre so etwas undenkbar. Dort ist man anderer Ansicht. Kontrakte werden nur in den seltensten Fällen gemacht. Man wird auf Treu und Glauben angestellt, verstößt man dagegen, dann fliegt man. Die Arbeitnehmerorganisationen sind fast machtlos. Dabei denkt sich der Amerikaner nichts, das gehört mit zum Leben, und diese Unsicherheit des Daseins, nach deutscher Denkweise, gibt dem Amerikaner seine Sicherheit dem Leben gegenüber. Es fällt keinem ein, seine Entlassung als Unrecht anzusehen, er findet sich sofort mit der Tatsache ab und greift zum ersten Besten, um die Zeit auszunützen und seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Irgend etwas findet sich schon, es muß durchaus nicht sofort

eine neue Stellung sein, die seinem erlernten Beruf entspricht, noch dünkt er sich zu schade, irgendeine untergeordnete Stellung anzunehmen; die Hauptsache ist, daß er für den nächsten Tag versorgt ist. Ein langes Suchen nach einer passenden Stellung und ein Aufzehren seiner etwaigen Ersparnisse ist für den Amerikaner unannehmbarer, als aus dem office zu den Stiefelputzern oder sonst irgendeiner Tätigkeit hinüberzuwechseln. Er sieht diese Stellung durchaus als Zwischenstellung an, aber sie bringt ihm Geld ein, und er hat Zeit, etwas anderes zu suchen. Ebenso ist es der Arbeitgeber gewohnt, für momentane Bedürfnisse für einen Tag oder für ein paar Stunden den ersten besten Mann von der Straße weg einzustellen. Jede Firma hat natürlich ihren guten Stamm von Leuten, aber unter den übrigen findet je nach den Bedürfnissen des Tages ein täglicher Wechsel statt. Dieser Wechsel ist möglich, weil eben keine Gesetzgebung in ihn eingreift und weil auch infolge des Reichtums des Landes das Bedürfnis zu Stehlen nicht so groß ist wie in einem armen Lande.

Der Amerikaner lebt nicht gern von seinen Ersparnissen, diese betrachtet er als ein Heiligtum, das unangreifbar ist, weil es ihm als Leiter zum Aufstieg im Leben dienen soll. Vielfach hat er auch keine Ersparnisse, denn einmal ist das Leben drüben teuer, etwa dreimal so teuer wie vor dem Kriege. Bei ganz bescheidenen Verhältnissen kann ein junger Mann mit einem Dollar pro Tag seinen Lebensunterhalt in einem Restaurant und mit einem weiteren Dollar sein einfaches möbliertes Zimmer bestreiten. Der Durchschnittsverdienst ist etwa 20 Dollar die Woche in Geschäftshäusern und 80 Cents die Stunde für den gelernten Arbeiter. Kleidung und Wäsche sind auch nicht gerade billig zu nennen. Das billige Unterzeug kostet 1 Dollar, das Taghemd 1½ bis 2 Dollar, ein Paar Stiefel 7 Dollar, wenn sie etwas halten sollen, es gibt aber auch Stiefel zu 3½ und 5 Dollar, der Anzug je nach der Qualität kostet 25 bis 70 Dollar fertig von der Stange. Von den Einnahmen sind keine großen Ersparnisse zu machen, wenn man gut gekleidet sein will, und darauf legt der Amerikaner Wert.

Gut gekleidet sein gehört mit zu dem gentlemanliken Benehmen, daher hat das Konfektionsgeschäft und überhaupt die Geschäfte, die dem äußeren Bedürfnis dienen, einen viel größeren Umfang als bei uns. Es ist erstaunlich, wieviel äußere Bedürfnisse der Amerikaner hat, wie sehr er an der Oberfläche lebt, und wie sehr er davon überzeugt ist, daß dies schon das Leben sei. Er kennt wirklich nichts anderes als seine Oberfläche. Die Konfektion und ihre benachbarten Geschäftszweige sind vollkommen in jüdischen Händen, besonders in New York. Der Prozentsatz an Juden ist in New York sehr hoch. Leider habe ich keine zuverlässigen Zahlen erhalten können, mir wurden 30 % genannt, aber ich halte diese Zahl für übertrieben hoch. Der Antisemitismus ist übrigens nicht nur eine europäische Angelegenheit, auch drüben gibt es zahlreiche Judenhasser, aber auch drüben weiß man keine Lösung dieses Problems, und man bedient sich nur der gleichen oder ähnlicher Redensarten wie in München. Doch zurück zum Thema: der Amerikaner verdient zwar Geld, aber die Lebenshaltung ist teuer; und ferner hat der Amerikaner nicht nur gelernt, Geld zu verdienen, sondern auch es auszugeben.

Die Prohibition macht ihm zwar das Geldausgeben nicht mehr ganz so leicht wie früher, aber man kann, wenn man die Quellen kennt, doch verhältnismäßig leicht Bier und Schnaps, insbesondere Whisky, bekommen, allerdings meistens nicht von der besten Sorte und teuer. „Moonshine" nennen sie den Metylalkohol, der verbotenerweise verkauft wird, aber selbst dieser kostet viel Geld und die Unfallstatistik hat eine besondere Rubrik für die durch Moonshine Umgekommenen eingeführt. In der Stadt New York betrug die Zahl der durch „Moonshine" in die ewigen Jagdgründe Hinüberbeförderten in dem ersten Halbjahr 1924 etwa ein Viertel aller Unglücksfälle; durch Verkehrsunfälle kamen ums Leben etwa 360, durch Schießerei etwa 180 und durch Moonshine 170 Menschen.

Die Prohibition selbst wird von den meisten Amerikanern als ein schlechter Scherz aufgefaßt, und sie ist heute das Thema in Amerika. Amerika hat zu jeder Zeit ein aktuelles Thema, über das man spricht, bald ist es dies, bald jenes, jetzt ist es die Prohibition. Sie macht das Leben dort ungesellig und unterbindet jede zufällige Gemütlichkeit. Im engeren Kreise wird mehr Alkohol getrunken als früher. Es haben sich besondere Industriezweige aufgetan, die Blechflaschen fabrizieren, welche sich der Form des Körpers anpassen. Die teueren sind aus Silber, die billigen aus gewöhnlichem Blech. Auch die Glasfabrikation ist diesem Bedürfnis nachgekommen und stellt Schnapsflaschen von der gleichen Form her. Auf den Tanzböden und in den sonstigen Vergnügungslokalen findet man diese Flaschen

massenhaft auf den Aborten, wo sie, solange sie voll sind, von Hand zu Hand wandern. Nach außen wird die Form gewahrt, aber hinter verschlossenen Türen wird mehr getrunken als früher, auch das in Amerika sonst so hofierte weibliche Geschlecht nimmt gern an diesen heimlichen Gelagen teil.

Die Prohibition kostet Amerika jährlich drei Milliarden Dollar. Amerika hat sich lediglich zur Bewachung der Küste gegen den Spritschmuggel eine besondere Marine, die „coast guard", zugelegt. Unzähligen kleinen und mittleren Fahrzeugen von jachtmäßigem Aussehen begegnet man überall an der Küste. Dieser Aufwand wurde notwendig, als die Vereinigten Staaten nach dem Kriege ihre zahllosen schnellen Motorboote, die als U-Bootsjäger gefahren waren, verkauft hatten und jeder dieser ehemaligen U-Bootsjäger sich in einen „rum runner" verwandelt hatte, da mußten sie abermals Schiffe und Boote bauen, um ihre ehemalige eigene Flotte zu bekämpfen. Die Schmuggler gehen rigoros vor, arbeiten mit allen Tricks, und ebenso führt die coast guard einen regelrechten Krieg gegen diese „rum runner" und „boot legger". Fahrzeuge, die Alkohol an Bord haben, werden ohne weiteres beschlagnahmt und verfallen dem Staat. Andererseits kann man, wenn man in Verlegenheit ist, auch eine Flasche Whisky beim Policemann kaufen. Ich würde dies für einen schlechten Scherz halten, wenn ich es nicht selbst miterlebt hätte. Das Gesetz ist schlecht, es verdirbt nicht nur die guten Sitten, sondern bringt auch nichts ein, im Gegenteil, es kostet jährlich jene ungeheure Summe dem Staat. Aber trotzdem wird es sehr schwer sein, dies Gesetz zu Fall zu bringen. Alle die ehemaligen Bars und Saloons haben sich jetzt zusammen mit den Drogerien auf Ice Cream und Cold Drinks eingestellt. Ihre Anzahl ist sehr groß. Sie würden alle ruiniert sein, daher stimmen sie alle für das Gesetz. Das gleiche tun die Spritschmuggler, deren Zahl auch nicht klein ist, daher ist wenig Hoffnung vorhanden, daß dieses Gesetz fällt. Als Ersatz für den Alkohol kann man die movies ansprechen, sie sind in reichstem Maße vorhanden.

Dazu kommt noch das dancing. Die Tanzwut würde in Deutschland als ein Zeichen des Verfalls hingestellt, und sittenstrenge Richter brachen den Stab über das vergnügungssüchtige Deutschland, das in den Tagen seines Unglücks zu diesem Narkotikum frivoler Lust griff. Arme Richter, ihr habt ja keine Ahnung wie die Welt aussieht, geht nach Amerika und seht, welch' eine Raserei des Tanzes dort herrscht. Ihr würdet ein Loblied auf Deutschlands Sittenstrenge singen, wenn ihr nur eine Woche in Amerika mitgetanzt hättet. Dort kann man lernen, wie mit Inbrunst und Tuchfühlung getanzt werden muß. Im Tanz lebt sich Amerika aus, obwohl sonst die Moral nicht nur geheuchelt, sondern sogar an sie noch geglaubt wird, so ist sie doch ebensowenig vorhanden wie anderswo in der Welt. Aber die Moral herrscht über Amerika, sie ist ein Dogma, das selbst der Cu Clux Clan auf seine Fahne geschrieben hat, und wehe dem, der es wagen würde, sich offen und öffentlich über sie hinwegzusetzen. Er würde der Feme des Cu Clux Clan anheimfallen, und der macht kurzen Prozeß, obwohl in meiner Gegenwart Leute, die zu ihm gehörten, des Ehebruches beschuldigt wurden.

Der Cu Clux Clan ist eine faszistische Bewegung. Amerika den Amerikanern. Sittenstrenge. Kampf gegen die Korruption und Kampf gegen den Katholizismus, so lautet etwa sein Programm. Er ist in den Weststaaten bereits so stark, daß man bei den kommenden Wahlen mit ihm rechnen zu müssen glaubt.[1]) Im alltäglichen Leben an der Ostküste merkt man nichts von ihm, nur hört man ab und an, daß dieser und jener zu ihm gehöre. Außer movies, ice cream und dancing kennt der Amerikaner noch ein viertes Vergnügen, nämlich die „car", das Auto, das auch trotz aller seiner Billigkeit Geld kostet und keine schnellwachsenden Ersparnisse aufkommen läßt. Am Sonntag mit seinem girl friend einen Trip machen, vielleicht auch mit ihm einige Wochen durchs Land fahren, das kostet Geld, mit ihr zum dancing gehen, kostet auch Geld, besonders da die jungen Amerikanerinnen sehr verwöhnt sind und große Ansprüche machen, und daher bleiben, solange man jung ist, nicht viel Ersparnisse übrig. Das macht aber nichts: jung und selbstsicher steht der Amerikaner dem Leben gegenüber.

1) Dieser Aufsatz berichtet von Eindrücken, die im Anfang dieses Jahres aufgenommen wurden. Die Wahlen haben dagegen gezeigt, daß die Cu Clux Clan-Bewegung doch nicht die Bedeutung hat, die man ihr zumaß.

Diese Selbstsicherheit wird in zehn bis zwanzig Jahren vielleicht verloren gegangen sein, denn das Versicherungswesen macht eine riesige Reklame und große Fortschritte. Vielleicht ist es auch für diesen jungen selbstsicheren Amerikaner der Anfang zum Abstieg und nimmt ihm diese herrliche Selbstsicherheit. Ich vermute, daß es so kommen wird, und daß er eines Tages gleich uns selbst sein wird und sich in einen ängstlichen Bürger verwandelt hat, der sich, wenn es möglich wäre, am liebsten in eine Versicherung auf die ewige Seligkeit einkaufen würde. Vorläufig aber ist diese junge Selbstsicherheit des Amerikaners eines der köstlichsten Dinge, die mir je begegnet sind, und es war daher für mich selbstverständlich, daß ich ihre Ursachen ergründen wollte. Eine der Ursachen habe ich bereits genannt, weil das Leben dem Amerikaner nicht diese vom Staat und vom Versicherungswesen garantierte Sicherheit gibt, weil er den Zufällen des Lebens bedeutend mehr ausgesetzt ist, als es der Mitteleuropäer vor dem Kriege war. Daher muß er sich erheblich mehr nur auf sich und seine Stärke verlassen, und das gibt ihm diese Selbstsicherheit. Zu ihr gehört aber noch etwas anderes, nämlich eine gänzliche Unsentimentalität und das Fehlen eines Eigensinnes. Er betrachtet seine Person gewissermaßen als Sache. Wird er aus einer Stellung gefired, so beginnt er nicht eine lange Debatte, ob es zu Recht oder zu Unrecht geschieht, er versucht nicht seinen Boß umzustimmen, zu überreden oder dergleichen, sondern nimmt es als gegebene Tatsache hin. Auch hier hat er ein Wort, mit dem er alle Situationen meistert, es ist das bekannte „all right", das für jede Gelegenheit, sei es die beste oder schlechteste, Gültigkeit hat. Uns Deutschen erscheint es als eine Unmöglichkeit, jede Situation als „all right" zu empfinden; wir wollen wissen, warum und weshalb sie so ist.

Angenommen, ich hätte eine Stelle zu vergeben und ich würde einen einzelnen Bewerber, nachdem er mir seine Vorteile auseinandergesetzt hat, mit den Worten abfinden: „Nein, ich kann Sie nicht gebrauchen!" Der Amerikaner hat darauf nur das eine Wort „allright" und wird gehen, der Deutsche wird nach den Gründen fragen und persönlich gekränkt sein, daß ich ihn so verkennen kann, er wird nochmals einen Anlauf nehmen, und mich zu überzeugen versuchen, daß er doch der gegebene Mann ist. Für diese ganz wesentlich andere Einstellung des Amerikaners ist es schwer, eine richtige Erklärung zu finden. Einmal liegt es wohl in der Kürze, mit der er seine Geschäfte abzuwickeln gewohnt ist; er überlegt nicht lange, sondern handelt, und das gleiche erwartet und verlangt er auch von seinen Angestellten. Innerhalb seines Geschäftsbereiches hat der Angestellte vollständig freie Hand und trägt für seine Handlungen die volle Verantwortung. Der Amerikaner ist kein Freund von langen Überlegungen, er überdenkt natürlich seine Angelegenheiten ebenso wie wir, aber er findet das Wesentliche viel schneller und setzt es dann in die Tat um. Er ist in seinen Überlegungen nicht so von psychologischen Momenten abhängig wie der Deutsche, weil er allerdings auch nicht so differenziert ist wie der Deutsche. Er hat nicht die Bürde einer zweitausendjährigen Entwicklung mit sich herumzuschleppen, sondern seine Entwicklungsgeschichte reicht noch nicht über zwei Jahrhunderte hinweg. Er weiß nichts von der alten Welt, ja er weiß auch sonst im Durchschnitt nicht allzuviel, er kennt die Anforderungen, die der Tag an ihn stellt, und meistert den Augenblick daher vorzüglich, denn er kennt eben alle die Hemmungen nicht, die ein Wissen von der Welt mit sich bringt.

Es wirkt im Anfang geradezu komisch, wenn der Amerikaner auf Schritt und Tritt alle seine Dinge als die besten und vor allem als die größten in der Welt hinstellt. Mit einer Überzeugungstreue und einem Glauben, der Berge versetzen könnte, mit einer Liebe und einem Zusammengehörigkeitsgefühl spricht er von seinem Amerika, daß man als Deutscher beinahe skeptisch wird und zu überlegen beginnt, ob er nicht vielleicht recht hat. Anfangs ist man geneigt, ihm Glauben zu schenken, bis man dann dieses Loblied auf Dinge angewandt sieht, die man als Deutscher viel besser, vor allem viel tiefer kennt als der Amerikaner, bis einem plötzlich der ganze Wert und die ganze Überlegenheit einer zweitausendjährigen Entwicklung gegenüber einer zweihundertjährigen aufleuchtet und man plötzlich weiß, wie alt und wie weise man diesem noch in den Kinderschuhen steckenden Amerikaner gegenüber ist. Dann weiß man plötzlich, weshalb er so entzückend jung und frisch ist, weil er nämlich von den Dingen, welche das wirkliche Leben bedeuten, keine Ahnung hat, und dann steht man ihm gegenüber, wie ein weiser alter Mann etwa seinem 17 jährigen Enkel gegenübersteht, der in seiner Jugendkraft einen ersten Blick in das Leben

getan hat und sich nun weiser dünkt als alle Menschen, die vor ihm gelebt haben. Als mir diese Erkenntnis aufleuchtete, da stand ich nicht mehr staunend vor diesem unendlich reichen Land und seinen Bewohnern, sondern ich stand gleichsam auf einem hohen Berg und sah dieses Land mit allem, was zu ihm gehört, zu meinen Füßen liegen, und dieses Land gehörte nun mir.

Das amerikanische Volk ist jung, so unendlich jung, so bezaubernd jung, und seine Jugend strahlt so viel Stärke aus, daß auch wir alten weisen Deutschen dort drüben wieder jung werden können. In Amerika leben sehr viele Deutsche, man hört recht oft die deutsche Sprache, und daher erscheint es im ersten Augenblick rätselhaft, wie Amerika diesen Zusatz alten Blutes verarbeiten konnte, ohne dabei selbst zu altern. Doch die Lösung dieses Rätsels ist nicht sehr schwer. Der einzelne Deutsche ist Eigenbrödler, was weiß in Deutschland der einzelne von dem Innenleben des anderen, sofern er ein solches hat? Ich behaupte nichts! Jeder hütet sich, den anderen einen Einblick in sein Inneres tun zu lassen, täte er es, er käme sich nackt vor. Nur die Prostituierten des Innenlebens, die Künstler und Schriftsteller, tun es, aber sie werden meistens auch nur von ihresgleichen erkannt, und unter denen ist es keine Schande, bloß und nackt dazustehen. Unter den vielen Deutschen, die nach Amerika gegangen und dort Amerikaner geworden sind, hat es sicherlich eine ganze Menge gegeben, die über ein sogenanntes Innenleben verfügten. Amerika, das früher noch mehr als heute das Land der Glücksucher war, bot ihnen keine Gelegenheit, dieses Innenleben zu entfalten. Im Gegenteil, dort fanden sich die robustesten Gesellen aus aller Welt zusammen, sie gebrauchten ihre Ellenbogen und Füße recht kräftig und es blieb kein Raum und keine Zeit, an das Innere zu denken, soweit dieses nicht den Magen bedeutete. Außerdem wäre es blamabel gewesen, sich vor diesen Gesellen nackt hinzustellen. So ging das Gute, was mancher Deutsche hinüberbrachte, vielleicht schon in der nächsten Generation verloren. Dazu kam, daß Amerika ebenso wie Europa in den letzten hundert Jahren von der Hochflut des Materialismus überschwemmt wurde. Er fand dort einen noch günstigeren Boden, denn der Reichtum dieses Landes an materiellen Bodenschätzen ist unendlich groß. Was also von der zweitausendjährigen Überlieferung des Deutschtums hinüberkam, wurde verschluckt von dem Kampf um die Existenz.

Wenn man wissen will, welche geistige Einstellung Amerika hat, braucht man nur einen Blick in die Buchhandlungen zu tun. Dieser Vorschlag ist nicht so einfach durchzuführen, wie er sich anhört, denn es gibt in Amerika sehr wenig Buchhandlungen. Ich habe in einer Stadt von zweimalhunderttausend Einwohnern trotz vielen Suchens keine richtiggehende Buchhandlung finden können und ich lebte vier Wochen in dieser Stadt. Es gibt eine Unmenge fliegender Buchhändler, aber sie vertreiben nur Zeitungen und Zeitschriften. Amerika lebt von den Magazines. Sie weisen zum Teil gute Autoren auf, aber ihr Stoff ist dem äußeren Leben entnommen, mit Vorliebe werden Detektiv- und Verbrechergeschichten bevorzugt. In New York fand ich gute Buchhandlungen nur in der Fifth Avenue, und ihre Auslagen deuteten darauf hin, daß das reiche New York seine geistigen Bedürfnisse im Auslande deckt. Die einheimischen guten Schriftsteller bevorzugen meistens auch den gleichen Stoff, der in den Magazines verarbeitet wird. Die deutschen Buchhandlungen, die ich vorfand, führten an deutschen Büchern nur solche, die auch in Deutschland einen Massenabsatz gefunden haben, wie Rudolf Hertzog, Strutz, Ompteda, Marlitt, Clara Viebig, Frenssen usw.

Ich sah auch eine Anzahl guter Bilder in New York, jedoch auch diese waren Importware, und zwar wurden ältere Bilder bevorzugt. Amerika hat bei seinem günstigen Valutastand der letzten Jahre Europa und besonders Deutschland nicht nur an materiellen Werten, sondern auch an Kunstwerten arm gekauft. Für moderne Kunst hat der Amerikaner kein Verständnis. Das ist kein Wunder, denn bei seiner Einstellung zur materiellen Wirklichkeit muß ihm jegliche andere Einstellung fremd und unzugänglich bleiben. Vereinzelt findet die moderne Malerei für Reklamezwecke Verwendung, aber dann muß sie natürlich so dezent sein, daß man den Gegenstand der Reklame deutlich erkennt. In diesen seltenen Fällen bedient man sich des Modernen nur um seiner Anziehungskraft, welche die leuchtenden Farben aufs Auge ausüben, und seiner Eigenart, die eben den Rahmen des dortigen Alltäglichen völlig durchbricht und daher anziehend wirkt und die Aufmerksamkeit anlockt.

Alle Kunstgegenstände haben aber ein gemeinsames Schicksal: sobald sie durch Bezahlung in amerikanischem Besitz übergegangen sind, dann betrachtet sie der Amerikaner als gänzlich amerikanisch, ganz gleichgültig welchen Ursprungs sie sind. Es ist zu komisch,

die Loblieder zu hören, die jetzt die Amerikaner auf ihr Schiff, das schönste, größte und schnellste Schiff der Welt, auf die „Leviathan“ singen. Ich konnte mir eine boshafte Bemerkung nicht verkneifen und warf, nachdem sie das Schiff über alle Maßen gepriesen hatten, ein „But made in Germany“, denn das Schiff hieß früher „Vaterland“. Aber so sind sie, sobald sie etwas besitzen, dann gehört es ihnen, dann ist es amerikanisch. Um ihre geistige Einstellung weiter kennen zu lernen, braucht man nur in die bereits erwähnten Kinos, in die movies oder moving pictures, zu gehen. Die Liebe ist natürlich auch hier das Hauptmotiv, aber es ist nicht etwa eine differenzierte Liebe mit seelischem Gesichtspunkt, nein, die amerikanische Liebe ist eine rein männliche Angelegenheit, bei welcher der Stärkere gewinnt. Natürlich hängt man den ganzen Sachen noch ein moralisches Mäntelchen um, und so ist stets der gute Mann auch der Stärkere. Im Film ist der Amerikaner auch sentimental, und dann genau so kitschig wie bei uns, oder noch schlimmer. Es ist ungefähr Karl May im Kintop, nur sind an Stelle der Indianer die Verbrecher und andere schlechte Kerls getreten. Ebenso darf in keinem Film die komische Person fehlen. Der dumme täppische oder überlegene Witzbold ist überall vertreten. Das gleiche gilt von ihren Theaterstücken. Diese verbinden meistens eine Art Kabarett mit der Operette, dabei gehört es mit zur Hauptsache, daß viel getanzt wird. Unter Tanz ist dabei nicht etwa eine geistige oder seelische Angelegenheit zu verstehen, etwa so wie wir in Deutschland den Tanz aufzufassen versuchen, sondern Tanzen gehört dort zur Akrobatik, und je verrückter die Beine verrenkt werden, desto größer ist der Beifall. Es gibt natürlich auch andere Stücke, sowohl im Film, als in der Operette und Oper, im Schauspiel und in der Musik, aber dann ist auch dieses Importware, und zwar vielfach deutsche Importware. Amerikas geistiges Bedürfnis wird, soweit es überhaupt vorhanden ist, von Europa und insbesondere von Deutschland gedeckt. Die Musik ist fast durchweg deutsche klassische Musik, jedoch ist die Kopfstärke des Orchesters ebenso wichtig wie das, was gespielt wird. Allerdings muß ich zugeben, soweit mein Urteil über Musik überhaupt zulässig ist, daß diese Riesenorchester tadellos geschult und fest in der Hand ihrer europäischen, vielfach deutschen oder ungarischen Kapellmeister sind.

Der deutsche Film findet dort wenig Verständnis, sie verstehen diese Sachen nicht, sie sind zu kompliziert für sie. Ich sah z. B. Pola Negri im „Montmartre“, einem Lubitschfilm. Dem Amerikaner mußten bei seiner demokratischen Einstellung natürlich diese Hinderungsgründe für eine Ehe, die rein auf der europäischen Klasseneinteilung beruhen, fremd sein. Für ihn gibt es als Hinderungsgründe allein: arm oder reich, aber dieses Klassensystem kennt er nicht. Während der deutsche Film vor einem stummen Publikum abgekurbelt wurde, applaudierte das gleiche Publikum, vor offener Leinwand, wenn der starke gute Mann seinen schlechten Gegner im Zweikampf zu Boden schlug. Ist der Gegner moralisch schlecht, dann muß er am besten gleich ganz beseitigt werden, ist er aber gut und handelt es sich in dem Zweikampf nur um eine kleine Meinungsverschiedenheit, dann verlangt das Publikum, daß der Sieger den am Boden Liegenden wieder auf die Beine stellt und ihm zur Versöhnung die Hand reicht. Eine solche Szene findet stets einen brausenden Beifall. Auch hier sei mir eine kurze Abschweifung und sogar aufs politische Gebiet gestattet. Ich fand während meines mehrmonatigen Aufenthaltes in Amerika bei den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten, denn trotz aller Demokratie gibt es auch dort solche, sowohl bei dem Arbeiter, als auch bei dem Mann der Society keine Sympathien für Frankreich. Auf meine Frage nach der Ursache erhielt ich dann stets als Antwort, daß es nicht als fairer Sieger handele, sondern auf dem am Boden liegenden Deutschland herumtrappele. Diese Einstellung hinderte aber nicht, daß ein geschäftstüchtiger Blumenhändler auf den Einfall kam, künstlichen Klatschmohn, der von den Witwen und Waisen Frankreichs hergestellt sein sollte, während dreier Tage an allen Straßenecken New Yorks zu verkaufen, und daß ganz New York, Männlein und Weiblein, mit dieser roten Blume im Knopfloch, am Gürtel oder im Haar fast eine Woche lang umherlief. Publikum ist eben auch drüben nicht anders als hier. Uns Deutsche schätzten sie als einzelnen sehr, aber politisch waren sie überzeugt, daß wir den Krieg begonnen hätten und nun nicht bezahlen wollten. Ich muß aber dabei bemerken, daß alle diese Kreise politisch unmaßgeblich waren.

Mein Aufenthalt in Amerika führte mich über die Südstaaten allmählich nordwärts nach New York. Weniges in der Welt, was von Menschenhand erbaut worden ist, hat einen so großen Eindruck auf mich gemacht, wie dieses New York. Ich erreichte New York

zu Schiff. Wie ein Berg wuchsen beim Näherkommen des Schiffes die hohen Häuser, die auf dem südlichsten Zipfel von Manhattan zusammengeballt liegen, immer höher und höher über den Horizont hinaus. Wir fuhren unmittelbar unter ihnen, das ist der richtige Ausdruck, in den East River hinein, mit dem Kopf im Nacken stand ich an der Reeling und ließ diesen stets wechselnden Anblick an mir vorübergleiten. Bald klaffte hier eine Straßenschlucht, um sich im nächsten Augenblick wieder zu schließen, bald überragte dieses, bald jenes Gebäude turmartig das Ganze, oder lehnte sich wie ein flankierender Turm einer alten deutschen Burg an diesen durchsichtigen Berg an, der mich mit seinen tausend und abertausend Fenstern anstarrte. Jeden Augenblick wechselte das Bild, jeden Augenblick gruppierten sich die Häuser in anderer Weise, das Ganze schien nicht nur von innen belebt zu sein, sondern diese steinernen Riesen schienen sich selbst zu bewegen, ihren Platz zu wechseln, und sich in jedem Augenblick anders zu gruppieren. Das Ganze war trotz seiner steinernen Ruhe von einer Bewegtheit und einem Wechsel, für den man nur den Ausdruck Leben finden kann. Diese lebenden und wandernden Steinriesen hätten unheimlich wirken können, mir wurden sie zum Symbol unserer Zeit und New Yorks. Das war New York, steinern, tot in seinen ungeheuren Ausmaßen und dennoch voll inneren Lebens und Treibens. Man muß New York gesehen haben, um zu wissen, was hinter den Namen New York, Wallstreet, Broadway steckt. Wie oft bin ich später in diesen Turmhäusern aus und ein gegangen, habe mit ihren Insassen verhandelt, bin von einem Ende der Stadt zum anderen gefahren, aber der erste Eindruck war der richtigste, ihn habe ich später nicht zu revidieren brauchen. Es gibt in New York außer auf diesem südlichen Zipfel noch sehr viele hohe Häuser, aber an keiner Stelle sind sie so zu einem architektonischen Ganzen zusammengewachsen wie gerade hier. An allen anderen Stellen ragt das Turmhaus aus einem Komplex normaler Häuser heraus, es ist ein Einzelding und wirkt als solches nicht immer gut, es bringt etwas Unausgeglichenes, Sprunghaftes in das Straßenbild, der Blick gleitet nicht weiter, er bleibt an ihnen hängen, und dadurch bekommen diese sonst schnurgeraden Avenues etwas Rhythmisches, das nicht nur im Straßenbild jeder amerikanischen Stadt zu finden ist, sondern auch gleichsam ein Spiegel des ganzen dortigen Lebens ist. Hier die Fifth Avenue mit ihrer Vornehmheit und Ruhe. Diese Straße besitzt die innere Ausgeglichenheit des Reichtums, drei Parallelstraßen weiter die Third Avenue mit allem bunten bewegten Leben des kleinen, und auch schon des armen Mannes; es ist ein toller Wechsel, hier reich, dort arm, beides ganz dicht nebeneinander. Also auch hierin dieselbe Unausgeglichenheit des Stadtbildes.

New York, diese Stadt wächst und wächst, je weiter man sie kennen lernt, und man kann sie kennen lernen. Um Berlin kennen zu lernen, muß man, glaube ich, ein Menschenalter in ihm leben. New York kann man in ein paar Monaten kennen lernen. Das Schematische des Stadtplanes ermöglicht dies, und mit ihm hat man das ganze Angesicht der Stadt und das der Menschen dieser Stadt, ob arm und reich, ob jung oder alt, ob Russe, Italiener, Jude, Grieche, Deutscher, Schotte, Irländer, Neger oder Weißer, sie leben alle das gleiche Leben, sie wollen alle Geld verdienen, um leben zu können. Es ist nicht mehr allein das Geldverdienenwollen, sondern auch das Lebenwollen, das dieser Stadt ihr heutiges Angesicht gibt. Der heutige Amerikaner will etwas von seinem Leben haben, und da alle Geld verdienen wollen, so kommen sie einander in jeder Weise entgegen. Einer lebt vom anderen und jeder stellt sich daher ganz auf den anderen ein. Das ist es, was das Leben in dieser Stadt so angenehm macht. Hier ist die deutsche Redensart „Stehe ganz zu Diensten" gewissermaßen Wirklichkeit geworden. „What can I do for you" sagt der Amerikaner, und dadurch bekommt der geschäftliche Verkehr eine persönliche freundschaftliche Note ohne subalternen Beigeschmack.

In keiner anderen Stadt findet man eine so freundliche, schnelle Bedienung, stellt sich der Geschäftsinhaber so auf die Wünsche des Kaufenden ein wie hier, sobald man eben zahlungsfähiger Käufer ist. Auf Kredit wird wenig gekauft, und dabei ist es Voraussetzung, daß man den Kredit nicht mißbraucht. Ein Geschäft, das dieses tun würde, hätte ein für allemal verspielt. Auf dieser Seite des Geschäftslebens kann man Treu und Glauben überall finden. Andererseits ist es aber auch gang und gäbe, daß für Ein- und Verkaufsgeschäfte Provisionen gezahlt werden. Das empfindet jedermann als durchaus fair.

Die Verkehrsmittel in dieser Riesenstadt sind ebenfalls ganz in den Dienst des Publikums als Geldgeber gestellt. Sie funktionieren blendend, sei es Untergrund, Auto, Eisen-

bahn oder Fährboot. Auffallend an all diesen Einrichtungen ist der geringe Personalbedarf, mit dem sie auskommen. An Personal wird an allen Ecken und Enden gespart. Auf jeder Untergrundstation befindet sich nur ein Geldwechsler, der Bahnsteig ist durch Drehkreuze gesperrt, die durch den Einwurf des berühmten Nickels ausgelöst werden. Als Zugpersonal ist nur ein Zugführer und ein Mann vorhanden, der von einer Stelle alle Türen elektrisch öffnet und schließt und die Namen der Stationen durch Lautsprecher in allen Wagen ausruft. Wie an Personal, so wird auch an Schildern und Wegweisern gespart. Wehe dem, der auf einem dieser dreistöckigen unterirdischen Bahnhöfe, von denen jeder wieder mehrere Linien führt, ortsunkundig aussteigt, er fährt bestimmt in verkehrter Richtung weiter, denn auch Auskunftsstellen und dergleichen gibt es nicht. Es ist eben Grundsatz in Amerika, daß jeder für sich selbst zu sorgen hat und nicht wie bei uns der Vater Staat die Vormundschaft und Verantwortung für den Einzelnen übernimmt. Wo der Staat dort eingreift, da ist er sich seiner Macht bewußt und tut es dann gründlich.

In den Straßen New Yorks muß natürlich der Automobilverkehr geregelt werden, und er wird es sehr exakt und rigoros. Trotzdem habe ich keinen Policeman gesehen, der von seiner Würde so durchdrungen war wie unsere Grünen am Potsdamer Platz. Ein freundliches Drohen mit dem Finger genügt, um ein Auto sofort auf den richtigen Platz zu bringen. Der Autoführer weiß ganz genau, wenn er nicht folgt, so sitzt er kurzerhand zehn Tage hinter Schloß und Riegel oder muß eine empfindliche Geldstrafe zahlen. Er wird kurzerhand vom Richter, der eine Art Geschäftslokal hat, ohne lange einen Termin anzuberaumen, verknackt. Es wirkt eigentlich erfrischend, wie flott und wie rücksichtslos bei den Amerikanern das Gesetz läuft. Jeder hütet sich daher auch, mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen, denn wenn es erst einmal läuft, dann können auch die einflußreichsten Leute nicht mehr eingreifen. Die Amerikaner sind in dieser Beziehung gänzlich unsentimental und handhaben ihre Gesetze mit einer Genauigkeit nach dem Buchstaben, daß der einzelne Mensch zur Nummer wird und die uns feinnervige Deutsche recht orientalisch anmutet, denn St. Bürokratius ist dort ein Heiliger von Ausmaßen, die der Größe des Landes entsprechen. Noch ein kurzes Beispiel hierfür. Ich stand um 11 Uhr abends an der Kreuzung des Broadway mit der 26. Street. Auf dieser war absolut kein Autoverkehr. Trotzdem stoppte der Policeman für die vorgeschriebenen 2 Minuten alle Autos auf dem Broadway, ohne daß auch nur ein einziges Auto diesen überquert hätte. Und das ging dazu noch ohne Schimpfen ab. Aber es ist wohl die einzige Möglichkeit, in einem so großen Lande Ordnung zu halten.

Deutschland ist in aller Welt und auch bei den Deutschen selbst verschrien, daß in ihm so viel verboten wäre, daß es ein Polizeistaat wäre, in dem man sich nicht rühren könnte, während in allen anderen Ländern, besonders in Amerika, nichts verboten wäre und man herrlich frei leben könnte. Hier zum Vergleich der Inhalt zweier Schilder: „Im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege wird gebeten, nicht auf den Boden zu spucken“, so in jedem deutschen Reichseisenbahnwagen zu lesen; „Spucken verboten bei 100 Dollar Geldstrafe oder einen Monat Gefängnis“, so in jedem Untergrundbahnwagen in New York zu lesen. In Deutschland gibt es Raucherabteile, in Amerika ist das Rauchen in allen Wagen verboten. Man könnte die Zahl dieser Beispiele beliebig vermehren. Aber Deutschland hat den Ruf eines Polizeistaates, weil es Obacht auf seine Staatsbürger gibt und Schranken vor die Eisenbahnübergänge setzt. Amerika ist schrankenlos, daher freier und gefahrvoller.

Das Auto oder die „car“ gehört zu diesem Lande. Ohne die „car“, mit allem, was zu ihr gehört, wie Landstraßen, Betriebsstoffversorgung usw., wäre das heutige Amerika eine Unmöglichkeit. Das Eisenbahnnetz ist nicht so eng wie in Europa, und die „car“ ist das Hilfsmittel, es zu ergänzen. In Amerika ist das Automobil zum alltäglichen Gebrauchsgegenstand geworden, das man haben muß wie Wohnung, Telephon, elektrisches Licht, Gas- und Wasserleitung. Es gehört drüben vollständig zu den normalen Lebensbedingungen. Aber es konnte diese Stellung auch nur an Hand der Tatsache erobern, daß dieses Land an Bodenschätzen so unendlich reich ist. Ohne die Voraussetzung der amerikanischen Erdölquellen und der damit zusammenhängenden steigerungsfähigen Benzinproduktion hätte das Automobil niemals diese Entwicklung zu einer Lebensnotwendigkeit nehmen können. Es ist nicht allein das Verdienst Fords, die „car“ zum notwendigen Gebrauchsgegenstand entwickelt zu haben, er konnte dieses nur unter diesen günstigen Voraussetzungen, die ihm die Grundlagen zu dieser Entwicklung gaben. Übrigens wird die

amerikanische Automobilindustrie nicht allein von Ford beherrscht. Sein Verdienst ist es, den billigen Wagen entwickelt zu haben; wer aber etwas auf sich hält, der kauft keinen Ford, der kauft irgendeins der zahlreichen anderen Fabrikate. Ford baut, nebenbei bemerkt, außer dem billigen Modell auch bessere Wagen. In diesem Jahr hat der millionste Wagen seine Fabriken verlassen.

Der millionste Wagen einer Fabrik: das besagt eigentlich genug für die Leistungsfähigkeit eines Landes; aber es scheint so, als ob die Hochkonjunktur der Kriegs- und Nachkriegsjahre zu Ende geht, wenigstens hörte ich, daß Ford, der dafür bekannt ist, daß er für seine Arbeiter und Angestellten sorgt, jetzt große Entlassungen vornehmen muß. Man sprach von 15000 Mann, die er von seiner gesamten Belegschaft von 65000 Mann entlassen muß. Ich kann mich für die Richtigkeit dieser Zahlen nicht verbürgen, aber man erzählte es sich.

Ein weiterer Beweis dafür, daß die Hochkonjunktur zu Ende ist, sind die aufgelegten Schiffe des „Shipping Board". Auf dem St. James River sah ich eine ungeheure Flotte unbenutzter Schiffe liegen. Es war nicht möglich, sie zu zählen, aber ich schätzte sie auf 500 Dampfer mit etwa einer halben Million Tonnengehalt. In Bündeln zu zehn Schiffen zusammengebunden lagen sie da und verrotteten, obwohl jedes Bündel einen Kapitän und einen Ingenieur hat, aber was können zwei Mann für zehn Schiffe tun? Oberhalb von New York auf dem Hudson lag ebenfalls ein weiterer Teil dieser Schiffe, aber es waren vielleicht nur 100 bis 150. Alle diese Schiffe sind gegen Ende des Krieges als Ersatz für die im U-Bootkrieg verloren gegangenen Schiffe gebaut worden. Nun ist die Welttonnage zu groß, und der Handel der Welt liegt darnieder. Diese Schiffe mahnen Amerika täglich an den Irrsinn des Versailler Vertrages, und auf sie ist das Interesse, das sie an Deutschland haben, mit zurückzuführen. Immerhin ist es eine Leistung, solche Flotten zu bauen und sie dann verrotten zu lassen. Dem letzteren möchte man entgehen und hat daher jetzt ein Gesetz durchgebracht, durch welches für diese Schiffe 50 Millionen Dollar bewilligt werden, um sie mit Dieselmaschinen zu versehen. Die Schiffe sind jetzt unrentabel, sie sind Kohlenfresser, weil sie Dampfkessel und schlechte Turbinen haben, daher will man sie durch den Einbau von Dieselmaschinen rentabel machen. Leider kann man in Amerika noch keine so guten Dieselmaschinen bauen wie in Deutschland. Die deutsche Dieselmaschine steht noch immer unerreicht da, und große amerikanische Maschinenfabriken haben jetzt deutsche Lizenzen erworben, um nach deutschen Entwürfen bauen zu können. Ebenso lassen große Reedereibetriebe, wie die Standard Oil Company, ihre Schiffe in Deutschland mit Dieselmaschinen versehen. Aber all dieses wird ihnen wenig nützen, denn der Einbau der Dieselmaschinen ist nur der erste Teil dieses Planes, der zweite Teil besteht darin, diese Maschine auch gut fahren zu können, und dazu fehlt es ihnen an erfahrenem Personal. Auch hier schauen sie sehnsüchtig nach Deutschlands Hilfe aus, denn Deutschland hat das Personal dazu. Auch dies ist ein Grund mehr, Deutschland zu helfen. Amerika braucht auch heute noch Deutschland und hofft mit seiner geistigen Hilfe Geschäfte machen zu können. Wir sollten daher unser Können so teuer wie möglich zu verkaufen trachten. Amerika handelte auch jetzt in London [2]) rein aus seinem eigenen Interesse, es will mit uns Geschäfte machen. Ganz typisch ist dabei ihr Gebaren auf dieser Londoner Konferenz. Sie kamen mit ganz klaren durchsichtigen Plänen an und versuchten, sie mit Offenheit und Energie im Vollbewußtsein ihrer Kraft durchzusetzen. Im Grunde wollten sie ehrlich und anständig handeln, selbstverständlich zu ihrem Vorteil. Sie sagten mit einer erfrischenden Offenherzigkeit alles, was sie denken, und dann kamen die alten europäischen Nationen, deren Kunst es ist, alles zu sagen, was sie nicht denken, alles zu verschweigen und alles zu verdrehen. Dieser Kunst sind die Amerikaner nicht gewachsen, und genau wie in Versailles, so wurden sie auch jetzt in London eingewickelt.

Der Amerikaner ist komisch, anders kann man es kaum nennen. Er gab mir im Gespräch offen zu, daß wir bei Kriegsbeginn eine große Dummheit gemacht hätten. Wir hätten nämlich kein Geld von ihm genommen. Hätten wir das getan, so hätten wir den Krieg gewonnen. Das war frank und frei die Ansicht vieler. Trotzdem glaubten diese vielen felsenfest daran, daß wir den Krieg angefangen hätten und nun Frankreich nicht bezahlen wollten.

2) Geschrieben zur Zeit der Londoner Konferenz.

Die Blütezeit der Industrie Amerikas ist vorüber. Die Schiffswerften liegen fast ganz still, oder sie haben sich genau so wie bei uns umgestellt auf Waggon- und Lokomotivbau. Werften, die 15 000 Arbeiter beschäftigten, haben jetzt noch 3000, nach meiner Schätzung waren es aber höchstens 2000 Arbeiter. Eine andere Firma, die während des Krieges 3000 Arbeiter hatte, kann jetzt nur noch 600 Mann beschäftigen. Im allgemeinen glaubt man, daß die amerikanische Industrie erstklassig eingerichtet wäre. Das ist nicht der Fall. Erstklassige Einrichtungen sind nur bei den wenigen Fabriken vorhanden, die sich mit der Herstellung moderner Massenartikel befassen, und das sind nur wenige. Die übrigen dagegen arbeiten mit Einrichtungen, die uns Deutschen geradezu vorsintflutlich erscheinen. Die ältesten Modelle an Werkzeug- und Antriebsmaschinen laufen dort und, solange sie laufen, ist es gut, solange bringen sie Geld. Der Amerikaner kalkuliert nicht so genau, wie wir es zu tun gewohnt sind, er nimmt alles mehr in Bausch und Bogen, und er kann es sich bei dem Reichtum des Landes leisten. Sparsamkeit ist etwas, was er nicht kennt. Er treibt Raubbau mit allem, die Maschine wird bis zum letzten ausgenutzt, auch wenn sie längst nicht mehr wirtschaftlich ist. Nur wenn sie endgültig zusammenbricht, gibt es eine neue, repariert wird nicht oder nur dann, wenn es nicht mehr weitergeht. Dieses Prinzip findet man nicht nur bei kleinen und kleinsten Fabriken, sondern auch täglich bei Anlagen, die dem Verkehr, teilweise sogar dem öffentlichen Verkehr dienen. Brücken und Dockanlagen sind vielfach halb verrottet, ein großer Teil der New Yorker Fährboote fährt heute noch mit den großen einzylinderigen Balanziermaschinen, im Süden der Vereinigten Staaten führen Fährboote, die so morsch waren, daß in Deutschland sie polizeilicherseits längst aus dem Betrieb gezogen worden wären, Hochspannungsleitungen von 2000 Volt waren an morschen Telegraphenpfählen mit einfachen Telephonisolatoren befestigt, teilweise hingen diese sogar daneben, der einzige Schutz war ein fast unleserliches Schild „Danger! 2000 Volts". Solange es gut geht, kümmert man sich nicht darum; kommen Unglücksfälle vor, dann wird der Verantwortliche, der Unternehmer, bestraft, d. h. er muß Geld zahlen.

Nun noch etwas über die Frauen. In Amerika herrscht ein Frauenverehrungskultus, sobald es sich um den Privatverkehr handelt. Im Geschäftsleben wird die Frau genau so einrangiert wie der Mann. Eine Anzahl Männer steht im Fahrstuhl eines Hotels, eine Dame kommt herein, alle nehmen den Hut ab und behalten ihn in der Hand, solange die Dame im Fahrstuhl ist. Ereignet sich der gleiche Fall im Fahrstuhl eines Geschäftshauses, so zieht keiner der Männer den Hut, denn die kleine Kontoristin ist ihresgleichen.

Auf der Straße fallen einem anfangs die gut und geschmackvoll angezogenen Mädchen auf. Sie sehen durchweg nett aus. Fast alle tragen ihr Haar gebobt. „Bob your hair" ist der Schrei, der durch Amerika geht. Es gibt 17 Arten, unter denen man wählen kann. Es ist eine Krankheit ebenso wie das Radio, beide grassieren ja auch in Deutschland. Jedoch die Mode der kurzen Haare geht ihrem Ende entgegen, die Mädchen, die noch langes Haar haben, freuen sich darüber, denn sie sind jetzt ganz modern, schon vor der kommenden Mode. Ebenso ist die Mode des Schminkens im Aussterben begriffen, obwohl heute noch fast alle Mädchen und Frauen geschminkt gehen. Zum Teil machen sie es sehr geschickt, und daher fällt die große Zahl der Gutaussehenden zunächst auf. Damit sie aber nicht zu gut aussehen, ist die große Hornbrille große Mode. Wenn alle die Mädchen, welche diese Brillen tragen, schlechte Augen hätten, ich glaube, es wäre an der Zeit, ein großes ärztliches Unternehmen zu gründen, es würde sich rentieren, man könnte reich dabei werden.

Die Mädchen haben in Amerika große Freiheit. Der Vater darf in die Erziehung der Tochter nicht eingreifen, und die Mütter wissen natürlich die weiblichen Instinkte mehr zu fördern als ein Mann. Nach alten deutschen Begriffen sind die Mädchen unerzogen und verwöhnt. Trotzdem sind sie so gut erzogen, daß sie z. B. in den Tanzlokalen nicht mit jedem Fremden tanzen, sondern dieser muß durch einen ihrer Bekannten erst bei ihnen eingeführt werden. Mit guten Bekannten, ihren „boy friends", unternehmen sie jedoch gern Tages- und Wochenausflüge, per Schiff, per Bahn oder am liebsten mit der „car". Dabei denkt sich niemand etwas, und es wäre ein Eingriff in die Rechte des jungen Mädchens, wollte man hierüber Bedenken äußern.

Die Hausfrauen des Mittelstandes müssen in Amerika genau so arbeiten wie in Deutschland. Vielfach stellt aber die Ehe unter jungen Leuten einen Freibrief dar, damit jeder tun und lassen kann, was er will. In einigen Staaten sind die Gesetze über Ehe-

schließung und Scheidung sehr entgegenkommend. Man geht hin und heiratet sich, lebt, solange man sich gegenseitig gefällt, wie richtige Eheleute. Hat man genug voneinander, dann geht man hin, erklärt dies vor dem Richter, und dieser spricht die Scheidung aus. In diesen Staaten ist die Zahl der Eheschließungen und Scheidungen sehr groß. Die brave Hausfrau dagegen arbeitet genau so wie in Deutschland für Mann und Kind, und sie hat genau so ihre liebe Not mit den Dienstboten. Die Dienstbotengespräche sind auch in Amerika unter den Damen beliebt, auch dort gibt es nur schlechte Dienstmädchen, obwohl man dort doch noch zwischen weißer und schwarzer Hautfarbe wählen kann.

Das ist in großen Zügen etwa alles, was ich von Amerika sah, und ich möchte nun, nachdem ich dieses Land mit seinen Bewohnern in einzelnen kleinen Zügen hingestellt habe, versuchen, mit wenigen Worten das Bild zu umreißen.

Amerika ist unendlich groß und reich, daher ist der Amerikaner satt und zufrieden. Es gibt für ihn keine Problematik des Lebens, er verdient sein Geld, lebt gut von ihm und findet in seinen Vergnügungen Ablenkung genug, um ohne Nachdenken durch das Leben gehen zu können. Sie sind so jung und so kräftig diese Amerikaner, daß es mir scheint, als stünden sie heute erst an der Stelle, an der zu Shakespeares Zeiten die Engländer standen. Man wird unwillkürlich zu diesem Vergleich getrieben, wenn man die lustigen Personen in ihren Film- oder Bühnenstücken sieht. Ihr New York, mit seinen Turmhäusern, das ist etwa das gleiche, was seinerzeit die Renaissance in Europa leistete. Dieses New York ist mit einer jugendlichen Stärke hingeschmettert worden und steht, wie eben Dinge nur stehen können, die rein aus dem Vollen ohne intellektuelle Verbildung geschaffen worden sind. Der Amerikaner ist stolz auf diese Leistung, wie er auf alles, was amerikanisch ist, stolz ist. Aber dieser Stolz entspringt nicht einem tieferen Wissen um die Dinge, sondern es ist der Stolz der Jugend, die ihre ersten Leistungen als das Herrlichste in der Welt ansieht. Es ist auch nicht weiter verwunderlich, daß er seine Dinge herrlich findet, denn er kennt außer Amerika nichts von den Herrlichkeiten der Welt, noch weiß er überhaupt ihren Wert zu beurteilen.

Kenntnisse und Bildung, um dies schöne Wort zu gebrauchen, sind keine starke Seite des Amerikaners, und das ist das Herrliche an ihm. Was er weiß, das weiß er aus eigener Anschauung, und alles übrige geht ihn nichts an. Der Amerikaner ist herrlich ungebildet, aber wer weiß wie lange noch, denn auch drüben macht sich bereits der Schrei nach Schulen bemerkbar, an denen man Bildung und alles, was zum Leben gehört, lernen kann. Wenn Amerika dieses Bildungsproblem mit der ihm eigenen Energie aufgreift und mit dem ihm eigenen Aufwand an Mitteln, der bei dem Reichtum des Landes durchaus nicht erstaunlich ist, durchführt, dann ist in zwei Generationen der Amerikaner genau so verbildet, wie wir Deutsche es heute sind, dann verliert es in fünfzig Jahren seine Kriege auch durch den Schulmeister. An Deutschland imponiert dem Amerikaner das Schulwesen und an Europa im allgemeinen das Alter Europas, seine Geschichte. Geschichte und Überlieferung, das ist etwas, was er sich nicht kaufen kann, und daher bemüht er sich krampfhaft, alte Dinge zu erwerben, damit sie durch seinen Besitz amerikanisch werden. Er hat im Unterbewußtsein das Bedürfnis, seine Tradition auszubauen, sich einen Hintergrund zu schaffen; denn bei aller Selbstsicherheit ahnt er, daß seinem Dasein der letzte innere Halt fehlt, daß er durch dieses Leben taumelt, ohne es zu begreifen, ohne zu ahnen, was Leben heißt und was es will. Tue dein Bestes, damit du mit dem ruhigen Bewußtsein, dein Bestes getan zu haben, sterben kannst, und damit diejenigen, die nach dir kommen, dieses auch anerkennen können. Das ist ungefähr die Formel, hinter der sich seine Angst vor dem Leben, die noch nicht in sein Bewußtsein getreten ist, verbirgt. Wie greisenhaft alt sind wir dieser Jugend gegenüber. Ich denke jedoch, wir sollten uns nicht mit dieser Erkenntnis zufrieden geben, sondern in der heutigen Jugend der Amerikaner wie in alten Erinnerungen blättern und nachprüfen, was uns an guten Dingen, die auch wir einmal in unserer Jugend besaßen, im Laufe unseres Alterungsprozesses verloren gegangen ist. Vielleicht könnte solch ein Nachlesen im Vergangenen uns zu einer Art Heilkur werden und wir von einigen unserer Alterserscheinungen wieder genesen.

Als erstes möchte ich auf die nette Art, mit der sie sich gegenseitig behandeln, hinweisen. Sie gehen nicht besonders höflich miteinander um, da aber jeder geneigt ist, seinen Mann zu stehen, so bleibt einem gerade Aufrichtigkeit über. Ich fand dort keine krummen Rücken und devote Unterwürfigkeit oder sogenannte Subordination, sondern der Untergebene

sagte dem Vorgesetzten ruhig, was er wollte, aber er fand sich auch mit einer Ablehnung seines Wunsches ab, ohne diese Ablehnung als feindselige Handlung zu empfinden. In dieser Beziehung ist der Amerikaner viel unpersönlicher und viel wesentlicher. Er sieht nur das Wesentliche und findet sich damit ab. Diese Tatsache könnte man nun einfach hinnehmen, als Deutscher jedoch muß man nach der Ursache für diese Tatsache suchen. Die Amerikaner bestehen doch eigentlich aus einem Völkergemisch; wie kommt es nun, daß dieses Gemisch in sich so homogen werden konnte, daß die äußere Umgangsform durchweg überall die gleiche geworden ist? Ich habe hier nur eine Antwort finden können, und diese lag in der allgemeinen Anrede, dem „you“, das sich wie ein Band um alle schlingt und sie zusammenhält. Wir Deutschen sind durch das differenzierende „Du“ und „Sie“ in unserem gegenseitigen Zusammengehörigkeitsgefühl vergewaltigt worden, nur in Schichten (beinahe hätte ich Klassen gesagt), die durch gemeinsame Arbeit, durch gemeinsame Entbehrung, durch ein gemeinsames Schicksal verbunden sind, stellt sich das allgemeine „Du“ wieder ein; so ist und war es beim Militär, so ist und war es bei den arbeitenden Ständen. Sobald aber die „Bildung“ dazu kommt, wird aus dem verbindenden Du das trennende Sie.

Der Amerikaner kennt keine Klassen und findet sie lächerlich, weil er vorgibt, daß er sie nicht hat; jedoch fand ich bei meinen Freunden ein Buch mit dem Titel „Members of the Society“, in dem die Adressen und Titel nur derjenigen Leute standen, die eben zur „Society“ zählen, d. h. Millionen besitzen. In dem in Klassen eingeteilten Deutschland schätzt man die Leute in den meisten Fällen nach ihrem Können (viel Geld verdienen oder verwalten rechnet natürlich auch mit zum Können), nach ihrer Herkunft und auch nach anderen Dingen, dort aber schätzt man sie lediglich nach ihrem Besitz, der ist dort allein ausschlaggebend und jeder andere Maßstab wäre für Amerika zu kompliziert.

Wir Deutschen sollten uns einmal darüber klar werden, besonders durch das, was wir in den letzten zehn Jahren gemeinsam erlebt haben, daß wir alle unter dem gleichen Schicksal stehen, und daß wir unserer Schicksalsgemeinschaft dadurch Ausdruck verleihen, daß wir dem trennenden Sie den Rücken wenden und jeder Deutsche jeden Deutschen einfach und schlicht mit Du anredet.

Gut fand ich ferner drüben den allgemeinen Verkehrston. Jeder ist eben bemüht, Gentleman zu sein, und wünscht als solcher behandelt zu werden. In allen Verkehrsmitteln gibt es nur eine Wagenklasse, und das Publikum achtet sehr darauf, daß jeder sich anständig benimmt. Ich bin viel herumgefahren, aber ich habe keinen einzigen Fall rüpelhaften Benehmens gesehen. Ich führe dieses Bestreben des Einzelnen, sich anständig zu benehmen, darauf zurück, daß dort das Publikum daran gewöhnt ist, sich selbst zu schützen und nicht auf den Schutz von außen durch Polizeiorgane oder Verordnungen wartet. Es läßt sich nicht durch einen Einzelnen terrorisieren, sondern greift in solchen Fällen unmittelbar zur Selbsthilfe und daher steht jeder Einzelne sofort dem ganzen Publikum gegenüber. Karl May im Film hat auch seine guten Seiten.

Ferner fand ich dort keine einzige Äußerung des Neides, obwohl ich viel mit Arbeitern, die für sehr reiche Leute arbeiteten, zu tun hatte. Amerika ist neidlos, erstens weil es satt ist, und zweitens, weil jeder die Möglichkeit hat, vielleicht auch einmal reich zu werden. Jedenfalls liegt die Möglichkeit dazu dort viel näher als hier, weil jeder eine größere Freiheit des Handelns besitzt als bei uns. Wir Deutschen sollten uns darüber einmal klar werden, was wir eigentlich wollen. Verlangen wir für unser Volk sozialen Schutz, dann müssen wir die Beschränkungen, die dieser mit sich bringt, in Kauf nehmen; denn wer geschützt werden soll, muß sich natürlich den Anordnungen des Schützenden fügen, sonst ist eben ein Schutz unmöglich. Verlangen wir dagegen größere Freiheit des Handelns, dann muß jeder Einzelne die Gefahren, welche die Freiheit in sich birgt, auf sich nehmen und mit ihnen allein fertig werden. Beides, Schutz und Freiheit, zu verlangen ist ein Unding.

Ich persönlich bin für eine größere, wenn auch gefahrvollere Freiheit des Handelns, sie schafft jenen frischen, gesunden und gentlemanliken Zug, den der Amerikaner hat; sie ist auch ein Mittel zur Bekämpfung unseres traditionellen Neides, den schon Tacitus kannte und der im Grunde genommen viel zu unserem heutigen Schicksal beigetragen hat.

Wir sind zwar den Amerikanern gegenüber nicht nur ein weises, sondern auch ein altes Volk, aber doch noch nicht zu alt, um von ihnen nicht lernen zu können. Was wir von ihnen im einzelnen lernen können, hoffe ich im vorstehenden Aufsatz gezeigt zu haben. Was der Amerikaner von uns lernen kann, ist unendlich viel. Amerika lebt gänzlich an der

Oberfläche, eine eigene Geistigkeit ist kaum in den Anfängen vorhanden. Wo Geistigkeit zu finden ist, ist sie Importware und besonders deutsche Importware. So ist es in der Kunst, in der Musik und auch in der Technik. Der Reichtum des Landes verschleiert unseren Anteil an der amerikanischen Technik, in Wirklichkeit aber ist er sehr groß, denn wir haben ihm für seine technischen Leistungen die theoretischen Unterlagen und zum Teil auch die Männer gestellt, die diesen Unterlagen Form und Gestalt gaben. Wir Deutschen haben keine Ursache, die Amerikaner zu bewundern. Man gebe uns ein Land von diesem natürlichen Reichtum, und Amerika ist ein Kinderspielzeug gegen das, was wir aus einem solchen Lande schaffen würden. Aber da ist noch etwas anderes, was die Amerikaner begriffen haben. „Amerika den Amerikanern", drei Worte nur, aber sie bergen das Wesentlichste in sich. Amerika hat sie begriffen, daher ihre Freude an sich selbst und an ihrem Lande. Ich habe als Deutscher versucht, jenes Land mit seinen Bewohnern zu sehen, es zu begreifen und den Deutschen durch meine Schilderung einen Begriff von ihm zu geben. Ich habe mit der Überlegenheit eines Angehörigen eines alten Volkes dieses herrliche junge Volk jenseits des großen Wassers beurteilt und bin mir dabei weise und überlegen vorgekommen, aber der Weisheit letzter Schluß liegt doch in jenen drei Worten dieses jungen Volkes, man muß sie nur richtig ins Deutsche übersetzen und dann lauten sie: „Deutschland den Deutschen".

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Das Deutschtum in der Slowakei

Die ehemals nordungarischen Gebiete, die als Slowakei der tschechischen Republik angegliedert wurden, sind mit Ausnahme der „Hohen Tatra" recht wenig bekannt, obwohl es sich nicht nur um sehr anziehende und schöne, sondern auch wirtschaftlich außerordentlich reiche Landstriche handelt, die für das Gesamtdeutschtum schon aus völkischen Gründen von besonderem Interesse sind. Läßt sich doch germanisches Leben in diesen Gebieten 2000 Jahre zurück verfolgen und haben doch seit mehr als 1000 Jahren deutsche Bürger auf diesem Boden unvergängliche Kulturarbeit geleistet. Auch dort, wo heute kein deutscher Name mehr an diese gewaltige Kolonisationsarbeit erinnert, sind die Spuren ihrer umfassenden Tätigkeit nicht zu verwischen. Sie sind in der Sprache der heute hier lebenden Völker zu finden. Sie sind aus der Anlage und den Bauten aller Städte leicht erkennbar.

Gerade mit Rücksicht auf diese gewaltige Kulturarbeit, welche die Deutschen, wie überall im Osten so auch in der Slowakei geleistet haben, ist es eine erfreuliche Tatsache, daß die staatsrechtlichen Umwälzungen, die das Land betrafen, das Deutschtum dieser Gebiete aufgerüttelt haben. Die Erkenntnis, daß nur der geistige Zusammenhang mit dem Gesamtdeutschtum die Deutschen in der Slowakei vor gänzlichem Untergange bewahren kann, ist heute schon Gemeingut aller Deutschen in der Slowakei geworden, und an unserem Muttervolke wird es liegen, diese erfreuliche Wiedergeburt eines fast verlorenen Zweiges unseres Volkes mit allen Mitteln zu fördern.

Allerdings sind von dem breiten Streifen deutscher Siedlungen, der sich einst von der Donau — bei Preßburg und Theben an der österreichischen Grenze beginnend — am Karpathenhange über das niederungarische Bergland und die Zips bis zur Theiß und Siebenbürgen hinzog, nur mehr recht spärliche Reste vorhanden. Die Zahl der Deutschen auf dem Boden der heutigen Slowakei hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte erschreckend vermindert; sie sind magyarisiert oder slowakisiert worden, wie die zahlreichen Orte mit deutschen Namen beweisen, denen keine deutsche Bevölkerung mehr entspricht. Während die Zahl der Deutschen auf dem Boden der heutigen Slowakei im Jahre 1880 noch 225 504, also 9,11 % bei einer Gesamtbevölkerung von 2 474 221 betrug, war sie 1910, dem Jahre der letzten ungarischen Volkszählung, auf 198 876, d. i. 6,74 % der Gesamtbevölkerung ge-

sunken. Die erste „tschechoslowakische“ Volkszählung im Jahre 1919 drückte die Zahl der Deutschen auf 143 589, das sind 4,87 % der Gesamtbevölkerung von 2 948 307 Seelen herab. 1921 fand eine neuerliche Zählung statt, nach welcher die Deutschen nur noch 121 604 Köpfe zählen. Ihr prozentueller Anteil an der Bevölkerung ist aber gegenüber dem Jahre 1919 von 4,87 % auf 5,07 % gestiegen, wobei noch berücksichtigt werden muß, daß die Juden gelegentlich dieser Volkszählung als eigene Nation anerkannt und auch ein starker Druck ausgeübt wurde, daß alle Juden, deren es in der Slowakei etwa 135 000 gibt, sich nicht zum Deutschtum bekannten, obwohl sie fast zur Hälfte dem deutschen Kulturkreis angehören.

Trotz der geringen Zahl kommt den Deutschen in der Slowakei als den Trägern einer höheren Kultur, in welcher Eigenschaft sie seit dem 12. Jahrhundert im Lande wirken, und ihrer wirtschaftlichen Kraft eine besondere Bedeutung zu. Sie waren hier, wie in dem übrigen Ungarn und im östlichen Europa die Städtegründer, besiedelten aber auch das waldreiche oberungarische Bergland, zumeist als Bergleute oder als Holzfäller und Waldarbeiter. Kulturell und wirtschaftlich besonders wichtig ist in der Slowakei das Deutschtum im Preßburger Gebiet und in der Zips.

Preßburg, die ehemalige Haupt- und Krönungsstadt Ungarns und einstige Feste der Quaden, dann der Heruler, und die deutsche Umgebung der Stadt schließen an das Deutschtum Österreichs und Westungarns an, mit dem die Bevölkerung auch art- und wesensverwandt ist. Das Gebiet umfaßt außer der jetzt fast 100 000 Einwohner zählenden Stadt Preßburg noch neun fast rein deutsche Orte, ferner starke deutsche Minderheiten in den nächstgelegenen Siedlungen der Bahnlinie Preßburg-Sillein, die ursprünglich meist rein deutsche Orte und Städte waren und erst seit der gewaltsamen Magyarisierungspolitik slowakisiert wurden. In Preßburg und Umgebung leben gegen 60 000 Deutsche, davon mehr als die Hälfte in Preßburg, das entgegen den verschiedenen Volkszählungsergebnissen der letzten Jahrzehnte noch immer überwiegend deutsch ist. Nur das mangelnde Nationalgefühl ließ eine Vertuschung dieser Tatsache bisher zu. Nach der ungarischen Volkszählung von 1910 zählte Preßburg-Stadt 78 231 Einwohner, darunter 31 786 Deutsche, 30 310 Magyaren (davon zumindest die Hälfte deutscher Abstammung) und 9816 Slowaken, während 1880 der deutsche Bevölkerungsanteil in Preßburg noch 63 % betragen hat; die Gespanschaft Preßburg (ohne die Stadt) zählt 311 527 Einwohner, davon 131 662 Magyaren, 21 032 Deutsche, 154 344 Slowaken, der Rest Anderssprachige. Preßburg, das trotz seiner günstigen geographischen Lage von jeder ungarischen Regierung zugunsten von Budapest wirtschaftlich vernachlässigt wurde, dürfte als größter und bester Donauhafen der tschechoslowakischen Republik besondere wirtschaftliche Bedeutung erlangen. Der Umschlag im Hafen betrug vor dem Kriege etwa 60 000 Tonnen jährlich, soll aber in absehbarer Zeit auf 3 000 000 Tonnen gebracht werden; er beträgt derzeit monatlich über 20 000 Tonnen. Am Ausbau des Hafens wird intensiv gearbeitet.

Ebenfalls sehr bedeutend ist die deutsche Sprachinsel im Bereiche der Hochkarpathen, des Tatra-Gebirges, das bis 2600 m Höhe emporsteigt: die Zips. Sie ist wohl auch die in deutschen Kreisen noch am meisten bekannte deutsche Siedlung Nordungarns. Die Zipser Sachsen sind zumeist im 12. Jahrhundert dortselbst eingewandert. 1328 sind bereits 44 Ansiedlungen urkundlich nachweisbar, die schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts eine starke politische Organisation bildeten, an deren Spitze ein Landgraf stand, den man später auch den Grafen der 24 Zipser Städte nannte. Die privilegierte Stellung, welche die Zipser Sachsen durch Jahrhunderte einnahmen, blieb trotz zahlreicher Kriegsstürme teilweise bis in das vorige Jahrhundert erhalten. Aber die wirtschaftliche Bedeutung und die Macht der Zipser Städte wurde allmählich geringer, besonders seitdem im Jahre 1412 König Sigismund die 13 bedeutendsten und reichsten Städte der Zips seinem Schwager, dem polnischen König Wladislav, verpfändete. Wohl kamen die verpfändeten Orte nach 360 Jahren wieder zu Ungarn zurück. Aber ihr Wohlstand und ihre Bedeutung war — nicht zuletzt durch innere Streitigkeiten — dahin. Von den mächtigen Magnaten bedrängt, um ihrer Privilegien wegen oft bekriegt, gingen die einst blühenden Städte der Zips zugrunde, oder sie wurden slawisiert, so daß man in vielen der einst deutschen Gemeinden nur mehr Slowaken findet.

In der Zips leben heute noch über 46 000 Deutsche, davon etwa 10 000 im Göllnitztale.

Gegenwärtig werden sie wieder von Slowaken und Tschechen stark bedrängt und haben einen schweren Kampf um ihre völkische Behauptung zu führen.

Fast ebenso viele Deutsche wie in der Zips leben in den Sprachinseln Deutsch-Proben- und Hochwies, sowie um Kremnitz. Räumlich wohl getrennt, gehören diese drei Sprachinseln zweifellos zusammen. Liegen sie doch alle im erzreichen niederungarischen Berglande, das seine Erschließung zur Gänze den Deutschen zu danken hat. Die Bewohner dieser Gegend, die „Krickerhäuer“, sprechen einen uns fast unverständlichen deutschen Dialekt, in dem einzelne Forscher noch alte gotische Worte gefunden haben wollen und deshalb diese Deutschen als Nachkommen der germanischen Urbesiedlung ansprechen, eine Auffassung, die ebenso ernstlich bestritten als verfochten wird.

Außer den angeführten drei großen Sprachinseln finden wir Deutsche noch in allen Städten der Slowakei und in kleineren versprengten Siedlungen. Sie werden nach und nach aufgesaugt, weil den früheren Magyasierungs- nun ebenso starke Slawisierungsabsichten gefolgt sind. Rein deutsche Gemeinden (mit über 80 % Deutschen) gibt es eben in der Slowakei nach der Volkszählung von 1919 nunmehr 37, Gemeinden mit 50 bis 80 % Deutschen 26, während in 31 Gemeinden die Deutschen 20 bis 50 % der Gesamtbevölkerung erreichen.

Kulturell ist es um das Deutschtum in der Slowakei nicht gut bestellt. Die Preßburger Sprachinsel und die Zips haben die Erinnerung an die Zugehörigkeit zum deutschen Kulturkreis noch am besten bewahrt, besonders erstere. Denn die Nähe Österreichs, vielfache wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen wirkten. Die Zips blieb dagegen durch die Pflege ihrer besonderen Zipser Art allein vor restloser Magyasierung bewahrt. Dagegen ist der kulturelle und wirtschaftliche Tiefstand in der Deutsch-Proben—Kremnitzer Sprachinsel erschreckend. Zweifellos wäre ohne Weltkrieg und Zusammenbruch das Deutschtum in der Slowakei nach etwa einer Generation verschwunden gewesen. Bis auf geringe Ausnahmen hatten sich die Deutschen nämlich damit abgefunden, im magyarischen Staatsvolke aufzugehen oder in ihren breiten Schichten in dem sie umgebenden Slowakentume zu versinken. Sehr wesentlich hat dazu die Schulpolitik des alten ungarischen Staates beigetragen. Das Schulwesen war nämlich bis zum Jahre 1918 — auf Grund des Apponyischen Schulgesetzes vom Jahre 1906 — fast ganz magyarisiert worden, so daß es heute unmöglich ist, nachzuweisen, ob damals überhaupt auf dem Gebiete der heutigen Slowakei auch noch eine rein deutsche Volksschule bestand. Nach dem Umsturze änderten sich diese Zustände vollkommen. Die Tschechen nationalisierten entsprechend den tatsächlichen völkischen Verhältnissen das ganze Volksschulwesen und führten — wenn auch aus leicht begreiflichen politischen Erwägungen — in den deutschen Orten deutschen Unterricht ein, oft gegen den Widerstand der deutschen Bevölkerung, die am magyarischen Unterrichte festhalten wollte. Trotzdem betrug die Zahl der deutschen Volksschulen im Schuljahre 1920/21 in der Slowakei bereits 109. Im Schuljahre 1922/23 gab es unter 3721 Volksschulen 110, das sind 2,96 % deutsche Volksschulen. Ihre Zahl stieg im Schuljahre 1923/24 auf 113 bzw. 116. Davon waren 24 staatlich, 4 Gemeindeschulen, der Rest konfessionelle Schulen; von letzteren waren 45 römisch-katholisch, 35 evangelisch Augsburger Bekenntnisses und 5 jüdisch. An drei fremdsprachigen Volksschulen bestanden deutsche Parallelklassen. An den 3730 Volksschulen, die im Schuljahr 1923/24 in der Slowakei bestanden, gab es 6237 Klassen, davon 4447 slowakische (71,31 %), 4 slowakisch-ruthenische (0,06 %), 19 slowakisch-magyarische (0,30 %), 153 ruthenische (2,45 %), 277 deutsche (4,44 %), 1337 magyarische (21,44 %). Nach unseren Feststellungen haben derzeit die deutschen Eltern in insgesamt 86 Orten der Slowakei die Möglichkeit, ihre Kinder in der Muttersprache unterrichten zu lassen. In einigen deutschen Minderheitsorten ist dies aber nicht der Fall, obwohl nun die deutsche Bevölkerung energisch die Forderung nach deutschen Schulen erhebt. Diesen Schulforderungen leisten aber die Behörden Widerstand, der trotz aller Bemühungen bis jetzt nicht völlig überwunden werden konnte. Offenbar will die Regierung die Früchte der in diesen Orten nun durch vier Jahre betriebenen Slowakisierung deutscher Kinder nicht mehr verlieren.

Die Zahl der deutschen Schulkinder in den Volksschulen betrug 1923/24 insgesamt 17 701 (4,13 %), gegenüber 295 393 (68,96 %) tschecho-slowakischen, 95 835 (22,36 %) magyarischen, 10 052 (2,34 %) ruthenischen, 7118 (1,80 %) jüdischen und 995 (0,23 %) polnischen Schulkindern.

Von den 111 Bürgerschulen in der Slowakei sind nur rein deutsch Göllnitz, Käsmark

und Zipser Neudorf. Zwei slowakische und eine magyarische Bürgerschule haben deutsche Parallelklassen. Die Deutschen drei Mittelschulen (Preßburg, Käsmark und Leutschau). Deutsche Lehrerbildungsanstalten, Handels-, landwirtschaftliche oder sonstige Fachschulen bestehen in der Slowakei nicht.

Festgestellt muß aber werden, daß die deutschen Schulen vorläufig nach keiner Richtung hin den berechtigten Wünschen entsprechen. Namentlich das Volksschulwesen steht auf recht geringer Höhe und hält keinen Vergleich mit jenem in den Sudetenländern aus. Die Schulpflicht dauert nach den ungarischen Gesetzen, die auch jetzt noch in der Slowakei teilweise in Geltung sind, nur 6 Jahre. Der Schulbesuch ist besonders auf dem Lande nachlässig. In vielen Dorfschulen ist die Schulzeit auch heute nur auf die Wintermonate beschränkt. Allerdings stehen die Deutschen bezüglich des Schulbesuches noch vor allen anderen Nationen. Auch in den Bürger- und Mittelschulen läßt der Unterricht sehr viel zu wünschen übrig. Es fehlt an deutschen Lehrern und Professoren, so daß in deutschen Klassen oft nichtdeutsche Lehrer unterrichten. Dazu kommt noch, daß slowakischer Sprachunterricht unter Berufung auf das frühere ungarische Gesetz schon von der zweiten Volksschulklasse an erteilt werden muß. Die Lehrerbildung ist vernachlässigt. Der Lehrer fühlt sich weit mehr als Beamter, denn als Erzieher des Volkes. Dabei ist es der Regierung nicht gelungen, eine Neuregelung des Schulwesens in der Slowakei wenigstens im gleichen Ausmaße, wie dies die österreichische Regierung im Burgenlande getan hat, durchzuführen, so daß die Schulen nach wie vor bedenklichen Einflüssen ausgesetzt sind. Insbesondere wurden bisher die nach dem Gesetze über die Regelung des Schulwesens einzusetzenden Orts-, Bezirks- und Landesschulräte, welche wenigstens teilweise völkisch zu bilden sind, in der Slowakei bisher noch nicht verwirklicht, so daß hier die deutschen Schulen der Willkür slowakischer Schulinspektoren widerstandslos ausgeliefert sind.

Den Deutschen in der Slowakei steht bisher keinerlei amtlicher Einfluß auf das Schulwesen zu, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß es gelungen ist, durch den Deutschen Kulturverband einzelne Erfolge zu erringen. Selbstverständlich müssen die Deutschen bestrebt sein, gerade auf dem Gebiete des Schulwesens die Autonomie zu erringen. Dies wird allerdings erst dann möglich sein, wenn die Deutschen sich von jeder fremdvölkischen Führung frei machen und nur ihre Interessen wahrzunehmen versuchen. Dazu bedarf es allerdings noch einer durchgreifenden Aufklärungsarbeit, welche die vornehmste Aufgabe der einzigen kulturellen Organisation in der Slowakei sein muß, des Deutschen Kulturverbandes.

Inmitten des bunten Völkergemisches in Karpathenrußland leben etwa 20 000 Deutsche, zumeist Nachkommen jener Kolonisten, die unter der Regierungszeit Maria Theresias ins Land gerufen wurden, um es mit Axt und Schaufel urbar zu machen. Die Hauptsiedlungsgebiete der karpathenrussischen Deutschen liegen in der Munkacser Ebene und im langgedehnten Waldtale des Taraczflusses. An diesem Wildwasser entlang gruppieren sich um Königsfeld und Deutsch-Mokra noch eine Reihe weiterer deutscher Orte. In der Ebene um Munkacs liegen 15 Gemeinden, von denen 8 rein deutsch genannt werden können, während die anderen starke deutsche Minderheiten haben. Palanok zählt über 1000 Deutsche, Pausching rund 550, Barbowa 500, Oberschönborn 400, Sofiendorf 350, Unterschönborn fast 500, Kroatendorf über 400. Deutsche gibt es außerdem im Theißtale, in Huszt und in verstreuten Ansiedlungen an der Bahnstrecke Beregszasz—Kischnitz, sowie in einer Reihe anderer Orte im ruthenischen Gebiete. Vielfach führen diese Deutschen als Wald- und Industriearbeiter ein schweres, entbehrungsreiches Leben. Doch haben sie ihr Volkstum nicht vergessen und unter großen Opfern sich aus eigener Kraft wenigstens einen notdürftigen Schulunterricht geschaffen. Sie sind in der Vergangenheit die Träger der lokalen Verwaltung gewesen und noch heute geht der Ruthene in allen wichtigen Angelegenheiten zum „Schwaba", um sich Rat zu holen. Dort, wo sie als Landwirte hausen, sind ihre Arbeitsmethoden die gleichen geblieben, wie in der Heimat. Ein gewisser Wohlstand zeichnet diese Deutschen vor allen anderen Bewohnern aus, und erst vor kurzem haben selbst tschechische Blätter zugeben müssen, daß die Arbeitsmethoden und der Fleiß der Deutschen in Karpathenrußland beispielgebend für die ruthenische Umgebung gewesen sind.

Preßburg. Alois Erben.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

Die bisher erschienenen vier Abschnitte dieses Rückblicks auf Deutschlands Heldenkampf hatten den General der Infanterie a. D. Frh. v. Freytag-Loringhoven zum Verfasser. Er ist nach längerem schweren Leiden für immer von uns gegangen. Sein Tod bedeutet für die militärische Wissenschaft einen schweren Verlust, denn er war ein allgemein hochgebildeter Offizier, von ebenso großem Fleiß wie durchdringendem Verstande und scharfsinnigem Urteil. Dies und seine klare, glänzende Schreibweise hat ihm mit vollem Recht den Ruf eines der ersten Militärschriftsteller nicht nur Deutschlands, sondern weit über unsere Grenzpfähle hinaus verschafft. Hinzu kam, daß er in seiner Kritik, trotz kraftvoller Darstellungsart, immer maßvoll blieb, jeden absprechenden Ton vermied, der nur zu oft sich in der heutigen Literatur breit macht. Er war mit feinem Verständnis gerade in die seelischen Seiten der Führung eingedrungen, hatte erkannt, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten die Ausübung der soldatischen Kunst verbunden ist, und diese Erkenntnis war der Regulator seiner Kritik. — Auf die große Zahl seiner erschienenen Bücher, Schriften und Aufsätze braucht hier nicht eingegangen zu werden, sein Lebensgang ist in der „Deutschen Rundschau" (August 1924) auf Grund des letzten von ihm erschienenen Buches „Menschen und Dinge, wie ich sie in meinem Leben sah" (E. S. Mittler, Berlin 1923) kurz angedeutet. Freytag hatte selbst schon Freunden gegenüber gesagt, es solle sein letztes Werk sein. Mit aufrichtiger Trauer erfüllt uns die Tatsache, daß er richtig vorausgesagt hat, denn er war nicht nur ein Mann von überragendem Geist, sondern auch ein lieber Kamerad, voll Witz, und ein aufrechter Mann, der ohne Schwanken seinen Weg ging.

Für die in unserer Zeitschrift vorgesehenen Rückblicke auf den großen Krieg war er neben seiner allgemeinen Befähigung schon deshalb besonders geeignet, weil er während der Kriegsjahre immer an Stellen gestanden hatte, die einen umfassenden Blick auf das große Ganze gestatteten: Bevollmächtigter General im österreichischen Armee-Oberkommando, Generalquartiermeister bei der deutschen Obersten Heeresleitung und schließlich Chef des stellvertretenden Generalstabes. Seine allgemeine kriegsgeschichtliche Einstellung über den Weltkrieg läßt sich mit den wenigen in seinen Lebenserinnerungen enthaltenen Worten kennzeichnen: „Falsch ist die Behauptung, Falkenhayn hätte die Führung im Osten absichtlich aus Neid über ihre Erfolge nicht hinreichend unterstützt. Wahr ist nur, daß die ungeheure, fast mythische Volkstümlichkeit, die Hindenburg und sein Generalstabschef seit Tannenberg genossen, Falkenhayns Verdienste viel zu sehr hat in den Schatten treten lassen." Man kann die großartigen Erfolge Hindenburg-Ludendorffs in vollem Umfange bewundern, sowohl ihre Verdienste um Ostpreußen wie um den Schutz der deutschen Ostgrenze im Jahre 1914 anerkennen und doch das Urteil Freytags zutreffend halten. Wie er sich in seinen Rückblicken der größten Unparteilichkeit befleißigt, immer nur die Wahrheit gesucht hat, so sollen es auch die folgenden Schilderungen tun.

* * *

V.

Nachdem in früheren Aufsätzen der Kriegsverlauf bis zum Jahreswechsel in großen Zügen auf den beiden Hauptkampffronten im Westen und Osten betrachtet worden ist, bleibt hier für 1914 nur noch eine kleine Nachlese, um das militärische Bild zu vervollständigen

und zu runden. Militärpolitisch hatte das erste Kriegsjahr den Mittelmächten zwei große Enttäuschungen gebracht. Italien hatte den Dreibund treulos im Stich gelassen. Die Versprechungen, mit einer Armee von 3 bis 4 Armeekorps und starker Kavallerie im Oberelsaß aufzumarschieren, wurden in der letzten Minute vor Kriegsbeginn gebrochen, nachdem der Bundesgenosse länger als ein Jahrzehnt ein verächtliches Doppelspiel getrieben hatte. Der Graf Schlieffen hatte es immer als eine „Illusion“ bezeichnet, auf die italienische Hilfe zu rechnen. Der österreichische Generalstabschef Conrad traute seinem „Erbfeinde“ gar nicht. Nur der deutsche Generalstabschef glaubte, Italien würde die gegebenen Zusagen halten. Die Bündnistreue Italiens war vorwiegend auf einzelne Personen, vor allem den Generalstabschef Pollio gegründet. Er war kurz vor dem Kriege gestorben. Ob er seine Versprechungen hätte halten können, ist auch zweifelhaft. So perfide das Verhalten auch war, man darf nicht verkennen, daß Italien nicht wohl auf die Seite der Dreibundmächte treten konnte, als England mit Frankreich und Rußland ging. Die langgestreckte italienische Küste wäre gefährlichen Angriffen ausgesetzt gewesen, auch in allen anderen Beziehungen war die Abhängigkeit Italiens von England zu groß. Genügender Scharfsinn hätte die Ansicht Schlieffens schon im voraus als zutreffend anerkennen können.

Die zweite Enttäuschung war die Haltung Rumäniens, indem es dem Dreibund ebenfalls die kalte Schulter zeigte. Es war aber operativ im ersten Augenblick weniger bedeutungsvoll. Mit dem Tode des Königs Karol am 10. Oktober gewann die der Entente freundliche Partei vollends die Oberhand. Rumäniens Verhalten war um so mehr gegeben, als die österreichische Offensive gegen Serbien wenig ruhmvoll nach Anfangserfolgen im Dezember vollständig scheiterte. Gegen Rußland wie gegen Serbien war Österreich in Niederlagen verwickelt worden, das konnte Rumänien unmöglich reizen, seine allgemeinen Zusagen und erweckten Hoffnungen zu erfüllen.

Die Türkei hatte sich beim Kriegsbeginn neutral erklärt, aber die Mobilmachung seines Heeres befohlen. Eine starke Partei in der Regierung wollte in diesem Zustande beharren. Das Heer war nach den Balkanwirren in recht trostloser Verfassung, und es ist bewundernswert, was es trotzdem noch im Weltkriege geleistet hat; mit dem Maßstabe deutscher Verhältnisse durfte man es allerdings nicht messen. Deutschland hat während des ganzen Krieges die Türken unterstützen müssen. Rein operativ waren sie mehr eine Last als eine Unterstützung. Und doch war ihr Beitritt zum Dreibund von größtem Wert, weil dadurch der Entente der Weg durch die Dardanellen zu Rußland gesperrt blieb. Es war unmöglich, den Russen fehlendes Kriegsgerät, vor allem Munition zuzuführen. — Als sich die Türkei Ende Oktober den Mittelmächten angeschlossen hatte, leitete der Vizegeneralissimus Enver Pascha zunächst den ersten Kaukasusfeldzug gegen Rußland ein. Er ging in der zweiten Hälfte des Dezember und in den ersten Tagen des Januar 1915 vollständig zu Bruch, weniger durch die Gefechte mit den Russen als durch die Unbilden der Witterung im Gebirge bei mangelhafter Ausrüstung und schlechter Verpflegung der Truppen. Einem geradezu sinnlosen Unternehmen wurde eine Armee von drei Korps durch die Phantastereien Envers geopfert. Vorteilhafter wäre es gewesen, alle Anstrengungen sofort auf eine Operation gegen den Suezkanal zu vereinigen. Mit den Vorbereitungen wurde begonnen, sie waren noch nicht so weit, um Aussicht auf Erfolg zu gewähren, und das Unternehmen scheiterte im Januar 1915.

Für die Haltung Englands in dem Weltkriege und vor ihm ist der Neid über das Aufblühen deutscher Kolonialmacht nicht ohne Einfluß gewesen. Wie gleich nach Eröffnung der Feindseligkeiten gegen die überseeischen Besitzungen Deutschlands vorgegangen wurde, beweist, daß lange vorher schon der Krieg gegen uns beschlossen war. Ein kurzer Befehl genügte, um die Angriffe gegen unsere Kolonien einzuleiten. Die Inseln der Südsee und Togo fielen fast ohne nennenswerte Gegenwehr den Feinden in die Hände. Südwestafrika leistete 1914 noch kraftvoll Widerstand, ebenso Kamerun. Das als Marinestützpunkt besonders wichtige Kiautschou führte mit Japan einen entschlossenen Kampf. Die Männer der gelben Rasse haben uns die ihnen Jahrzehnte hindurch erwiesenen Vergünstigungen nicht eben freundlich gelohnt, sondern benutzten unsere schwierige Lage sofort zu einem unverschämten Ultimatum auf Räumung. Ohne den Schatten eines Rechtes, ja ohne den fadenscheinigsten Grund erfolgte die Kriegserklärung. Die japanische Flotte erschien schon Anfang September und ein ungleicher Kampf mit der schwachen deutschen Besatzung begann.

Von der Überlegenheit der Japaner erdrückt, mußte die Festung Mitte November 1914 kapitulieren. Deutsch-Ostafrika leistete entschlossenen Widerstand.

Dieser Rückblick kann unmöglich schließen, ohne noch einmal an die Leitungen und den heldenhaften Untergang des Kreuzergeschwaders unter dem Grafen Spee zu erinnern. Nach einem schönen Erfolge bei Coronel am 1. November wurde am 8. Dezember das Geschwader bei den Falklandsinseln von englischer Übermacht vernichtet. Nur der „Dresden" gelang es, zu entkommen. Daß die englische Grausamkeit während des Unterganges mehrerer Schiffe sich in schrecklicher Weise zeigte, ist geschichtlich erwiesen. Weder das lebende Geschlecht noch unsere Nachfahren sollten es je vergessen. General v. Zwehl.

Musikwissenschaftlicher Kongreß in Basel

26.–29. September 1924

Die Schweizer Musikwissenschaft hatte zur Feier eines Jubiläums eingeladen, und aus fast allen Kulturländern Europas waren Vertreter ihres Faches erschienen. Mehr als die Hälfte der Festgäste kamen aus dem Reich, dazu noch zahlreiche Österreicher und Deutsch-Schweizer, so daß mit wenigen Ausnahmen die deutsche Sprache Kongreßsprache war, zumal auch viele Ausländer sich ihrer bedienten. Aus Belgien, Frankreich und Italien war nur die jüngere Generation erschienen; man spürte, daß hier eine Scheidung der Geister sich vollzogen hat.

Die drei Festtage waren ausgefüllt mit Vorträgen, welche in solcher Fülle angemeldet waren, daß sie in zwei parallellaufenden Serien bewältigt werden mußten. Diese Serienteilung war nach Möglichkeit so durchgeführt, daß die eine Serie ältere Musik bis Joh. Seb. Bach, die andere die nach Bach behandelte.*) Die hoffnungsvollsten jungen Kräfte aller Länder beschäftigten sich vorzüglich mit den älteren Perioden. Hier wird eifrig sowohl kritisch quellenmäßig wie stilkritisch gearbeitet und meist zugleich der Versuch gemacht, die alten Werke durch stilechte Aufführungen zu neuem Leben zu erwecken.

Von solchen Versuchen legten die Aufführungen, welche die Vorträge festlich umrahmten, Zeugnis ab. Eine Aufführung der „Pilger von Mekka" von Gluck gab den wohlgelungenen Auftakt. Das erste Kirchenkonzert im Münster zeigte jedoch, daß nicht alle Versuche durch den Erfolg belohnt werden. Auch in dem Kammerkonzert waren manche Versuche stilistisch mißlungen. In jedem Falle war der gute Wille zu loben, und manche Werke übten einen nachhaltigen Eindruck aus; es gilt nur auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten und durch gewissenhaften Vergleich der verschiedenen Möglichkeiten allmählich eine Aufführungspraxis zu schaffen. Die verlorengegangene Tradition wird sich nur so einigermaßen ersetzen lassen.

Auch von neuer schweizerischer Kunst gaben zwei Konzerte Proben. Man muß dankbar sein für jede Möglichkeit, zeitgenössische Kompositionen kennen zu lernen. In diesem Falle schien wenig geboten, was den Anspruch erheben könnte, allgemein gehört zu werden. Allen Mitwirkenden gebührt so uneingeschränktes Lob, daß es unrecht wäre, wollte man einzelne Namen hervorheben.

Auf dem Schlußbankett wurden viele schöne Reden gehalten. Nachdenklich stimmt das — was nicht ausgesprochen wurde. Nur der Führer der deutschen Vertreter sprach vorsichtig, aber doch bestimmt, von den Voraussetzungen für eine gemeinsame Kulturarbeit der Völker. Mit warmen Worten zeugte er von der Bereitschaft der Deutschen, mit allen zusammenzuarbeiten, die guten Willens sind. Daß auf diesem Kongreß keine allgemeine Verbrüderung gefeiert wurde, mag für manche eine Enttäuschung gewesen sein. Die Schweizer wußten jedenfalls, warum sie gemeinsame Arbeit in den Mittelpunkt der Festtage stellten. Wir danken ihnen, daß sie so einen würdigen Auftakt zu künftiger Zusammenarbeit auf sachlicher Grundlage schufen. Volker.

*) Die Vorträge werden in einem Kongreßbericht gedruckt, welcher demnächst bei Breitkopf u. Härtel erscheint.

Das Ergebnis der englischen Wahlen

I.

Die politische Bedeutung des konservativen Wahlsieges kommt einer Gegenrevolution gleich. Wohl hatte man mit einer starken Zunahme der konservativen Stimmen, wie auch der konservativen Mandate im Unterhause gerechnet, aber niemand, selbst nicht die konservative Parteileitung, war auf ein so schlechthin entscheidendes Ergebnis vorbereitet, wie es der Wahlkampf tatsächlich brachte. Zwar ist im Augenblick des Schreibens das amtliche Wahlergebnis noch immer nicht bekanntgegeben, und selbst die endgültigen Mandatsziffern der einzelnen Parteien stehen noch nicht fest. Wir sind also außerstande, abschließende Zahlen zu geben, die den absoluten zahlenmäßigen Niederschlag der neuen Wahlen darstellen; aber das ist unerheblich. Fest steht, daß die konservative Partei von 615 Sitzen des Unterhauses rund 415 gewonnen hat, daß die Arbeiterpartei mit einem Verlust von etwa 40 Sitzen mit einer Fraktionsstärke von etwa 155 Abgeordneten, die liberale Partei als ein kleines Häuflein von rund 40 Mann führerlos, denn Asquith wurde geschlagen, in das Haus der „Gemeinen" zurückkehrt. Von den abgegebenen Stimmen erhielten die Konservativen etwa 7,8 Millionen, die Sozialisten rund 5,5 Millionen, die Liberalen rund 3 Millionen. Trotz ihrer Zweidrittelmehrheit im Unterhause verfügt die konservative Partei in den Wahlkreisen nicht einmal über die absolute Mehrheit gegenüber den beiden anderen Parteien. Dieses paradoxe Ergebnis ist eine Folge des englischen Wahlverfahrens, welches auf ein Zweiparteien-Parlament zugeschnitten ist. Die Anhänger des Proportional-Wahlsystems haben natürlich inzwischen schon eine lebhafte Agitation zur Einführung ihres Systems entfaltet, aber man kann mit gutem Grunde sagen, daß man in England sich wohl niemals zu der Einführung dieses unglücklichsten aller Wahlverfahren entschließen wird, da es nur unklare Entscheidungen gibt.

Erst das Auftreten des artfremden Sozialismus hat das englische Wahlverfahren verdorben, sofern man im Parlament die Vertretung jeder politischen Gruppe für zweckmäßig hält. Wenn man aber der Meinung ist, daß die erste Aufgabe eines Wahlverfahrens darin besteht, eine Volksvertretung zu schaffen, die in dem Sinne repräsentativ ist, daß sie politische Entscheidungen fällen kann, dann ist gerade das Ergebnis der englischen Wahlen ein vollgültiger Beweis für die politische Zweckmäßigkeit des geltenden Systems. Denn worauf kam es an? Konservative wie Liberale waren durch das Verhalten Mac Donalds in die Opposition gedrängt worden, nachdem man viele Monate hindurch das Arbeiterkabinett hatte gewähren lassen. Und wenn wir eingangs sagten, daß man in dem Wahlergebnis eine Gegenrevolution erblicken könnte, so trifft das insofern zu, als dieser Wahlkampf mit der Front gegen den revolutionären Sozialismus geführt worden ist. Wenn auch die liberale Partei außerordentlich schlecht abgeschnitten hat, so ist doch die politische Absicht ihrer Führer erreicht worden. Der Sozialismus ist völlig geschlagen. Wenn man daher das zahlenmäßige Wahlergebnis richtig begreifen will, so müssen die liberalen Stimmen den konservativen Stimmen zugezählt werden, denn mittelbar ist die Stimmabgabe für einen liberalen Kandidaten bei der Frontstellung der Partei gegen den Sozialismus eine bewußte Unterstützung der konservativen Sache gewesen. Dann aber liegen die Dinge so, daß die englische Wählerschaft mit rund 11 Millionen gegen 5,5 Millionen Stimmen sich gegen die von dem Ministerium Mac Donald verfolgte Politik ausgesprochen hat.

Diese Dinge sind wesentlich. Die überwältigende Mehrheit des neuen Ministerpräsidenten Baldwin im Unterhaus umschließt gleichsam die Möglichkeit einer ebenso vernichten-

den Niederlage am Ende der gegenwärtigen Amtsperiode, die fünf Jahre währt. Damit sind die Machtgrenzen der neuen Regierung umschrieben. Sie kann, gestützt auf ihre Zweidrittelmehrheit, eine rücksichtslose Parteipolitik treiben. Niemand vermöchte sie daran zu hindern. Die politische Klugheit gebietet indessen, den Bogen nicht zu überspannen. Baldwin wird das um so weniger tun, als es seiner ganzen Art nicht liegt. Auch ist die Tatsache zu berücksichtigen, daß es innerhalb der ins Ungemessene gewachsenen konservativen Partei zwei Flügel, einen gemäßigten und einen radikalen, gibt, zwischen denen erst im letzten Jahre ein Friedensschluß mühsam herbeigeführt worden ist. So ist denn das Kabinett Baldwin so ausgefallen, wie es ausfallen mußte. Während der Premierminister ursprünglich aus dem sogenannten Diehard-Flügel stammt, hat er seine Mitarbeiter, und zwar seine fähigsten, aus der Gruppe der Koalitionspolitiker entnommen. Baldwin selbst ist keine ausgesprochene politische Energie. Er verdankt seine Stellung dem Spiel des Zufalles, nicht seinem Ehrgeiz. Die Männer, die dem Kabinett das Gepräge geben, sind die Brüder Chamberlain, Winston Churchill und Lord Birkenhead. Man darf sich über die wirkliche Befähigung Baldwins nicht durch die begeisterten und begeisternden Lobeshymnen der politischen Presse täuschen lassen. Es gehört in England zum guten Ton, dem leitenden Minister Vorschußlorbeeren zu spenden. Das ist nichts als die Ausübung einer politischen Pflicht der Presse, deren Aufgabe darin besteht, dem leitenden Minister in der Welt Gehör und Achtung zu verschaffen. Baldwin ist weder menschlich noch politisch eine überragende Persönlichkeit. Seine Fähigkeit besteht in der Ausgleichung von Gegensätzen. Daß er nicht ohne politische Begabung und nicht ohne politischen Instinkt ist, zeigt die Wahl seiner Mitarbeiter, daß er ein überraschendes Maß von Bauernschlauheit besitzt, beweist die Ernennung Churchills zum Schatzkanzler. Der Erfolg war zunächst ein Sturm der Entrüstung im konservativen Lager. Dort kann man Winston an sich nicht recht leiden. Seine außerordentliche politische Wandlungsfähigkeit macht ihn verdächtig. Und nun kommt der verlorene Sohn zurück, und der Parteiführer gibt ihm unter Übergehung verdienter konservativer Politiker den wichtigsten und bedeutendsten Posten im neuen Kabinett, das Schatzkanzleramt. Alle Welt hatte damit gerechnet, daß es der hervorragendste Fachmann, nämlich Sir Robert Horne, der Führer der schottischen Konservativen, erhalten würde. Diesem wurde nur das Arbeitsministerium angeboten, das er ausschlug. Es gibt viele, die in diesem Verfahren Baldwins den Beweis unzulänglicher Fähigkeiten erblicken. Die anerkannte Autorität Hornes wäre zweifellos ein Gewinn für das Ministerium als Ganzes gewesen. Uns aber dünkt, daß Baldwin hier mit einer gewissen Pfiffigkeit das Richtige getan hat. Alle Welt weiß, daß Sir Robert Horne der gegebene Führer der konservativen Partei ist, sollte Baldwin einmal sein Amt niederlegen. Hätte Baldwin nun Horne in sein Ministerium hineingenommen, so wäre wohl nach außen eine bedeutende Wirkung erreicht worden, nicht aber nach innen. Denn so groß auch die sachliche Eignung Churchills für einen hervorragenden Ministerposten sein mag — er hat mehr Ministerien geleitet als die meisten seiner Kollegen — so versteht er doch vom Schatzamt nichts, jedenfalls weniger als Baldwin. Demnach hat dieser mit der Nichternennung Hornes an innerer Stärke dem Kabinett ebensoviel gegeben, wie er ihm nach außen genommen zu haben scheint. Baldwins Mangel an aktiver Energie hätte ihn bald gegenüber dem ehrgeizigen, tätigen, rücksichtslosen Horne ins Hintertreffen geraten lassen. Überdies gewinnt er mit der Berufung Churchills die Unterstützung mächtiger Zeitungsgruppen und schließlich einen Reklamechef für sein Kabinett, wie er ihn nicht besser wünschen kann, sofern es ihm gelingt, das „Enfant terrible" an der Stange zu halten.

Wenn Baldwin bei dem Bankett in der Guildhall sagte, daß dieses sein Ministerium keinen Vergleich mit irgendeinem Ministerium in der Vergangenheit zu scheuen brauche, so hat er recht. Die besten konservativen Köpfe Englands sind darin vertreten. Da ist neben den schon Gekennzeichneten zunächst Austen Chamberlain, ein Mann von Welt mit einer außerordentlichen politischen Routine, mit unvergleichlicher ministerieller Erfahrung, höfisch und höflich, nach außen unnahbar, innerlich sentimental vielleicht, im ganzen aber ein Staatsmann nach dem Herzen Englands. Keine überragende Erscheinung, aber hervorragender Durchschnitt. Da ist Birkenhead, der beste juristische Kopf, den England besitzt. Da ist Lord Curzon. Er hat ein nebensächliches Amt, aber eine beherrschende persönliche Position. Man fürchtet ihn, man liebt ihn nicht. Der friedliche Baldwin braucht gleichsam eine Bulldogge, die nicht nur bellen, sondern auch beißen kann. Curzon besitzt den aus-

gesprochensten Charakter in dem ganzen Kabinett. Auch er könnte einmal Ministerpräsident werden, aber man wird ihn nur rufen, wenn man einen Cromwell braucht. Die übrigen Kabinettsmitglieder brauchen nicht näher charakterisiert zu werden. Der eine oder andere mag sich in der Zukunft fähig oder bedeutend erweisen.

II

Stetigkeit und Folgerichtigkeit, sagte Baldwin bei der ersten politischen Kundgebung des neuen Kabinetts, wäre die Parole der neuen Regierung. Was er im übrigen sagte, war belanglos. Die ersten Kundgebungen neuer Ministerpräsidenten ähneln sich wie ein Ei dem anderen. Aber es ist kein Zweifel, daß dieses konservative Ministerium in England den Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte Europas einleitet. England hat in kürzerer Zeit als Deutschland seine sozialistische Erkrankung überwunden. Das Wahlergebnis ist ein unzweideutiges Bekenntnis zum konservativen Gedanken. Der deutsche politische Beobachter wird sich dabei zunächst die Frage vorlegen, ob denn nun die neuen Männer ihrer geschichtlichen Aufgabe gewachsen sein werden, und man wird an diese Frage die Meinung knüpfen, daß in diesem neuen englischen Kabinett offenbar niemand ein „großer" Mann zu sein scheint. Keiner davon ist ein politisches Genie, keiner von ihnen wird der Welt neue politische Offenbarungen schenken. Baldwin und seine Leute werden schlecht und recht ihre Pflicht tun, werden Vorschläge prüfen, Probleme zu lösen suchen, die ihnen der Tag bringt, und sie werden bei allen und jeden Fragen das Interesse Englands zu vertreten suchen. Das, wird man einwenden, wäre nichts Außerordentliches, und in der Tat, wenn man mit dieser Nüchternheit der Auffassung die funkelnde Programmatik des Liberalismus oder des Sozialismus vergleicht, wenn man den sehr alltäglichen Baldwin dem geistreichen Bernard Shaw gegenüberstellt oder Lloyd Georges oratorische Begabung der Sachlichkeit Austen Chamberlains, dann allerdings fällt der Vergleich sehr zuungunsten der neuen Männer aus, obwohl sie von der öffentlichen Meinung mit der Aureole großer Staatsmänner umgeben werden. Aber es heißt das Wesen einer konservativen Politik und eines konservativen Kabinetts verkennen, wenn man von ihnen Leistungen fordert, die sie gar nicht geben wollen. Die Welt und ganz besonders die englische Welt ist seit vielen Jahren mit Phrasenspreu so überfüttert worden, hat sich mit einer so gewürzten und gepfefferten Kost den Magen verdorben, daß es an sich schon einen Gewinn darstellt, wenn Menschen, die nicht in jeder Tasche einen Stein der Weisen zu haben behaupten, die Führung der politischen Geschäfte eines Landes übernehmen. Das Ministerium Mac Donald hat in seiner neunmonatigen Amtsdauer den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß schöne Worte und großartige Versprechungen den Sinn und den Zwang einer tausendjährigen Vergangenheit nicht zu ändern vermögen. Die Welt von heute beruht auf dem Ewig-Gestrigen. Ein Regierungswechsel ändert den Charakter einer Bevölkerung nicht. Aber der Sozialismus insbesondere hat die ausgesprochene Neigung auch in England bewiesen, vorhandene Tatsachen, gegebene Beschwerden dadurch aus der Welt zu schaffen, daß er sie einfach leugnet. Englands Weltstellung beruht auf der Verwertung der englischen Macht im Interesse der englischen Bevölkerung. Die gleichen Machtmittel, die heute Stanley Baldwin zur Verfügung stehen, standen auch Mac Donald zur Verfügung. Ja, dieser hat sehr weitgehende Versprechungen über neue Verwendungsmöglichkeiten der englischen Machtmittel in Aussicht gestellt, ohne damit praktische Ergebnisse zu erzielen. Die Erkenntnis wächst, daß die politische Programmatik eine höchst unzweckmäßige Form nationaler Führung ist. Aber gerade darum fragt es sich, inwiefern das englische Wahlergebnis den Beginn einer neuen Epoche in der europäischen Politik darstellt. Aus den Reden und Kundgebungen der neuen Regierung läßt sich bisher nichts entnehmen, sie verschleiert ihre Absichten hinter allgemeinen Formeln.

Es kommt aber in der Politik nicht auf das Wort, sondern auf die Tat an. Politik besteht nicht aus Kundgebungen, sondern aus Aktionen. Wenn die konservative Partei in England vor den anderen etwas voraus hat, wenn sie etwas für sich in Anspruch nehmen kann, so ist es nur eines. Die konservativen Politiker unterscheidet von anderen der Mut, Wirklichkeitspolitik zu treiben. Sie verzichten deshalb grundsätzlich auf große Worte, auf die Bestechung der öffentlichen Meinung durch neue politische Systeme, sie sind bescheidener,

sie wissen, daß für die Zukunft der Nation die ehrliche Arbeit, die Pflichterfüllung gegenüber dem Einzelnen, gegenüber der Gesamtheit, in dem Gedanken der Vaterlandsverteidigung gipfeln, und das ist die einzige Form, in der sich der politische Aufstieg einer Nation vollziehen kann. Baldwin nannte das eine Politik des geordneten Fortschrittes. Und wir Deutsche müssen gewahren, daß es wiederum der politische Instinkt des Engländers ist, der die Gegenwart von dem Schwindel politischer Hochstapelei, der in allen Ländern Europas seit Kriegsende gang und gäbe ist, zu befreien sich anschickt. Diese Politik hat nichts Bestechendes, nichts Verführerisches, sie versucht nur den Forderungen des gesunden Menschenverstandes gerecht zu werden. Aber uns dünkt, daß auch eine anspruchslose klare Politik des gesunden Menschenverstandes eine große Politik sein kann, auch wenn die Namen ihrer Vertreter der Nachwelt nicht als leuchtende Vorbilder überliefert werden.

III

Die Aufgabe des Kabinetts ist klar umschrieben. England hat, wie man zu sagen pflegt, zwar den Krieg gewonnen, aber den Frieden verloren. Das Weltreich befindet sich in einem Zustande fortschreitender politischer Auflösung. Die ließe sich ertragen, wie man die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika ertragen hat, wenn den politischen Verlusten wirtschaftliche und handelspolitische Gewinne gegenüberständen. Das aber ist nicht der Fall. Es bedarf der äußersten Anstrengung, um bei dem Wettbewerb um die handelspolitische Beherrschung der Welt nicht ins Hintertreffen zu geraten. Im konservativen Lager ist man sich klar darüber, daß die Erhaltung des englischen Wohlstandes nur mit politischen Mitteln zu erreichen ist, daß es gelte, die ungenützten Möglichkeiten, welche in der einheitlichen Bewirtschaftung der Hilfsquellen des Reiches liegen, endlich systematisch auszubeuten. Wenn auch in unmittelbarer Zukunft keine wesentliche Veränderung der weltpolitischen Haltung gegenüber Europa eintreten dürfte, so muß dennoch mit einer Politik, die man als Politik der Selbstbesinnung bezeichnen könnte, in Zukunft gerechnet werden. Das bedeutet: eine Politik der Beruhigung bringt eine Stärkung jener Richtung, die den Frieden auf dem Kontinent von Europa unter allen Umständen gewahrt wissen will, alles mit dem Endziel, das eigene Haus in Ordnung zu bringen. Denn von den Zuständen in Großbritannien selbst oder in dem Reiche als Ganzem macht sich der durchschnittliche Deutsche kaum einen Begriff. Wir wollen dabei nicht noch einmal die immer wieder als Beweismittel für die vorhandene Notlage verwendeten 1,2 Millionen Arbeitslosen auftischen; ja, es kann gesagt werden, daß gerade in den letzten Monaten eine ganze Reihe von Anzeichen sichtbar geworden sind, die auf eine Besserung der wirtschaftlichen Lage schließen lassen. Einige Blätter haben sich geradezu ein Vergnügen daraus gemacht, sensationelle Nachrichten über diese Konjunkturbesserung zu verbreiten. Es muß gesagt werden, daß diese Symptome beginnender wirtschaftlicher Gesundung trügerisch sind. Sie sind lediglich auf die chaotische Lage auf dem Festlande, insbesondere in Deutschland zurückzuführen. Sollten in Europa die Bemühungen um einen wirtschaftlichen Ausgleich in den durch den Friedensvertrag geschaffenen politischen Konfliktsgebieten Erfolg haben, so wird in wenigen Jahren das englische Wirtschaftsleben den Anprall einer industriellen Konkurrenz auszuhalten haben, mit dem verglichen die Vorkriegsverhältnisse einfach paradiesisch waren.

Nun aber ist das europäische Festland auch dann, wenn wir ein Höchstmaß von Erfolg bei den genannten Einigungsbestrebungen voraussetzen, wenn wir die Wiederherstellung der russischen Kaufkraft in die Rechnung einbeziehen, schließlich auf das englische Imperium als Absatzgebiet angewiesen. Der kontinentale Markt reicht für die kontinentale Industrie nicht aus.

Gelingt es aber der konservativen Regierung, wie es ihre Absicht ist, die politische Autorität Londons in der Welt wiederherzustellen — man wird dazu eine Verständigung mit den Vereinigten Staaten von Amerika brauchen — dann wird es ein Leichtes sein, den dem Unionismus zugrunde liegenden weltwirtschaftlichen Gedanken in die Tat umzusetzen. Dem Staatensystem auf dem Festlande, das immer mehr unter französische Führung zu gelangen scheint, da sich das politische Schwergewicht eines stehenden Heeres von 800 000 Mann nicht aus der Welt schaffen läßt, wird sich der englische Staatenbund als natürlicher

Gegner zu widersetzen suchen. Man fühlt in London sehr genau, daß England das Tor zu den Weltmärkten ist.

Das heißt, England wird sich bemühen, zunächst vom Kontinent frei zu werden. Ob man mit dieser Politik Erfolg haben wird, kann dahingestellt bleiben. Aber es ist zweifellos, daß England, sofern es das lose Gefüge und die widerstreitenden Interessen des Kolonialreiches festigen und konsolidieren kann, seine Stellung für die kommende Auseinandersetzung um die Weltherrschaft außerordentlich stärkt. Die erste Voraussetzung auf diesem Wege heißt Ruhe in Europa. Man wird also deutscherseits nicht erwarten können, daß England eine auf Revision der Friedensverträge gerichtete Politik begünstigen wird. Im Gegenteil, man wird alles tun, um derartige Bestrebungen zu bekämpfen, abzubiegen oder von innen heraus zu unterhöhlen. Umgekehrt muß aber der Deutsche fragen, vorausgesetzt, daß diese Deutung der englischen Absichten oder Interessen zutrifft, ob nicht gerade eine bewußt nationale, mit allen Mitteln auf die Revision des Versailler Vertrages hinarbeitende deutsche Politik England *zwingen* könnte, dem deutschen Standpunkt gerecht zu werden. Gegenwärtig ist man geneigt, das Verdienst an der Beruhigung Europas nicht Deutschland, sondern Frankreich zuzuschreiben. Die französische Politik hat es verstanden, den Eindruck außerordentlicher Mäßigung zu erzielen, und in diesem Bestreben ist sie durch die Verzichtpolitik des deutschen Liberalismus oder in weiterem Sinne der deutschen Demokraten auf das glücklichste unterstützt worden.

Die bei Beginn des passiven Widerstandes im Ruhrgebiet vorhandene weltpolitische Konjunktur ist vorüber. Es ist gegenwärtig, von London aus gesehen, keine einzige Gelegenheit sichtbar, welche der deutschen Politik Anlaß zur Einschaltung in die Weltpolitik geben könnte. Europa ist außenpolitisch beruhigt.

Nur die von innen wirksamen Kräfte können Deutschland für die nächsten Jahre wieder Gehör verschaffen. Gelingt es nicht, eine Regierung zu schaffen, die in gleicher Weise, wie man in England gegenwärtig eine nationale konservative Politik zu treiben sich anschickt, in Deutschland eine in großem Sinne konservative Politik treibt, dann ist Deutschland aus der Reihe der Großmächte endgültig gestrichen.

Es ist deshalb kaum anzunehmen, daß eine konservative Regierung in England die konservativen oder nationalen Kräfte in Deutschland fördern oder unterstützen wird. Das wäre zuviel verlangt. Aber ebenso richtig ist der Satz, daß jede Stärkung der konservativen Kräfte in Deutschland die größte Aufmerksamkeit des nunmehr konservativ gewordenen Englands finden würde. Aber man darf nicht in diesem Zusammenhang den deutschen parteipolitischen Maßstab anlegen, der nur fraktionelle Berechnungen anzustellen imstande ist. Will eine deutsche nationale Bewegung auf die englische Welt Eindruck machen, dann muß sie zunächst den Beweis liefern, daß sie innerhalb der eigenen Grenzen das eigene Volk zu führen und zu beherrschen versteht. Nur eine nationale Bewegung oder ein konservatives Deutschland, das eine politisch verbindliche Unterschrift geben kann, wird in England Interesse erregen. Solange das nicht der Fall ist, wird das Nachkriegsdeutschland sich mit der Funktion der Erfüllung des Dawes-Gutachtens begnügen müssen. Daß sich auch unter solchen Verhältnissen kein Deutscher über Mangel an Courtoisie, soweit die englische Politik in Frage kommt, zu beklagen haben wird, liegt auf der Hand, denn die englische Nation versteht sich ebenso meisterlich auf die Behandlung von Dienstboten wie von unterworfenen Völkern.

London. *Wilhelm von Kries.*

Berliner Theater

Es scheint mit den Berliner Bühnen ähnlich zu stehen wie mit der deutschen Regierung: sie befinden sich in einer Dauerkrise. Aber eben durch die Beständigkeit des unmöglichen Zustandes wird der Sinn der Krise gefälscht und die Heilwirkung vernichtet, die sich aus der vernünftigen Erkenntnis der Ursachen und der rücksichtslosen Folgeziehung ergeben müßte. Wenn man überhaupt noch die Ansicht zu vertreten wagt, daß die Berliner Theater eine

künstlerische und kulturelle Aufgabe zu erfüllen haben, müßte zunächst die Frage geklärt werden, wie weit die Erfüllung solcher Aufgaben durch das Publikum gestützt werden kann. Ein ernstes Theater braucht eine tragende Kulturschicht von Besuchern, für die es arbeitet. Diese Schicht ist in Berlin nicht mehr da, d. h. sie ist wohl da, aber nicht in der Lage, regelmäßig ein Theater zu besuchen. Was die Berliner Theater in immer abnehmendem Maße füllt, ist Kunstpöbel, der jede innere Verbindung zwischen Bühne und Parkett unmöglich macht. Den Theaterleitern bleibt also nichts anderes übrig, sollen sie ihr Personal nicht auf die Straße setzen, als ohne Rücksicht auf die Kunst Geschäfte zu machen. Lediglich an die staatlichen Bühnen dürfen wir noch den höchsten Maßstab anlegen, bleibt die Frage, ob ihr Leiter sich seiner ungeheuren Verantwortung bewußt ist.

Oder es müßte eine Publikumsorganisation größten Stiles geschaffen werden mit Hilfe der starken vorhandenen Verbände und freien, neu zu schaffenden. Die Erfahrungen, die mit zwei großen Organisationen gemacht sind, ermutigen nicht zu weiteren Versuchen auf den bisher begangenen Wegen. In beiden Fällen, der Volksbühne und dem Bühnenvolksbund, läuft es zuletzt doch auf unzulässige Beeinflussung des Theaterspielplans hinaus. Der Fall Volksbühne—Wolfgang Goetz spricht klar genug. In Goetzens Schauspiel „Gneisenau" treten im Zwang des Stoffes Könige und Generäle auf, die nicht als Bluthunde, Lumpen und Kriegsverlängerer gekennzeichnet sind. Infolgedessen wurde das ernste Stück trotz seiner Annahme nicht aufgeführt, weil der Soldatenrat der rein sozialistischen Volksbühne, eigenem Geständnis nach, einen Erfolg des Stückes fürchtete. Und bei dem Bühnenvolksbund, der in unentschuldbarer Leichtfertigkeit ein in Konkurs geratenes Theater übernahm, ohne selbst am ersten Abend, trotz dem Reichskanzler in der Loge, auch nur ⅓ des Raumes füllen zu können, läuft's auf das gleiche hinaus: auf die Forderung nach dialogisierter Gesinnung, dort stramm sozialistische, hier (evangelisch-) christkatholische. (Man braucht nur einmal die meisten im Verlag des Bühnenvolksbundes erschienenen Stücke anzusehen, um zu erkennen, daß der Befähigungsnachweis nicht im künstlerischen dramatischen Können, sondern zunächst in der Gesinnung gesucht wird. Das lag nicht im Anfangsplan, und die Belebung alter frommer Spiele und alten Volksgutes ist sehr zu begrüßen, aber jetzt geht die Reise anders.) Es scheint, als ob endlich die Frage der Unterstützung des Bühnenvolksbundes durch amtliche Stellen aufgerollt würde, was dringend notwendig ist.

Da vorläufig kein ernster Ansatz zu einer großen Publikumsorganisation ohne politische Hemmungen da ist, die trotz den Erfahrungen mit der Großen Berliner Volksoper durchaus möglich ist, sollte doch wirklich die Nachfrage das Angebot regeln. Statt dessen gesellen sich den nicht lebensfähigen alten Bühnen neue hinzu. Auch in der Verteilung der Häuser sind Änderungen eingetreten. Die Direktion Saltenburg beherrscht das Wallner-Theater, das Deutsche Künstlertheater, das Lustspielhaus, das Neue Operettenhaus (früher Neues Theater). Die Rotters suchen ihren Besitzstand (Residenz-, Trianon-, Kleines Theater) zu erweitern; vorläufig ist ihr Angriff auf das Lessingtheater zum Glück abgeschlagen. Robert hält seine beiden Bühnen (Tribüne und Theater am Kurfürstendamm), während das Schloßparktheater in Steglitz unter der Direktion Kirchner auf eine Theatergemeinde ausgeht. (Hier sah ich eine erträgliche Aufführung von Kleists „Prinz von Homburg" mit Ledebour als Kurfürst.) Das Deutsche Theater und die Kammerspiele sind zusammengeblieben. Der alte Gebieter Max Reinhardt ist für einige Inszenierungen zurückgekehrt und hat sich sogar am Kurfürstendamm ein neues Theaterchen „Die Komödie" gebaut, das ich noch nicht besuchen konnte. Das Lessingtheater ist ebenso wie das Große Schauspielhaus der Revue anheimgefallen. Victor Barnowskys Ausscheiden als Bühnenleiter hinterläßt eine Lücke: elf Jahre ehrlichen, sauberen Theaters haben das Klima, das um das Lessingtheater lag, gewahrt, neue Dichter sind aufgeführt, neue Schauspieler nahmen von hier ihren Weg — wenn auch Erschütterndes von nachhaltiger Wirkung ihm nicht gelang.

Im ehemaligen Gemeindehaus der französisch-reformierten Gemeinde in der Klosterstraße hat das vor zwei Jahren angekündigte „Goethe-Theater" inzwischen seine Spielzeit mit Goethes „Natürlicher Tochter" begonnen. Den großen Worten sind die Taten bisher nicht gefolgt. Es scheint auch hier schon zu kriseln, denn dem leitenden Schöngeist wurde durch eine Palastrevolution ein Regisseur aufgezwungen, dessen Verdienste schon freilich hauptsächlich historisch sind, und man spricht auch von geldlichen Schwierigkeiten.

Die andere Neugründung, das „Dramatische Theater", unter der Leitung des Schauspielers Dieterle, hat inzwischen ein verdientes Schicksal ereilt: es ist in Konkurs.

Den konnten weder der große Tamtam der Ankündigung noch die eigene Zeitschrift verhindern. Es eröffnete mit Georg Kaisers „Gilles und Jeanne“, auch einem Jungfrau von Orleans-Stück. Der Held jedoch ist Gilles de Rais, das Urbild des Blaubart. Kaiser versucht, glaubhaft zu machen, daß Gilles, dessen Begehren die Jungfrau sich versagt, und der sie deshalb erst den Feinden, dann ihren Richtern preisgibt, aus dieser unerfüllbaren Sehnsucht nach der Toten zum Massenmörder wird. Sein Alchimist verspricht ihm, Jeanne zurückzurufen und schiebt statt ihrer Bauerndirnen unter, die Gilles jedoch, der das Spiel durchschaut, kurzerhand alle umbringt, bis ihn endlich das Gericht und durch eine Vision auch die innere Reue packt. Das Ganze ist trotz manchen bei Kaiser selbstverständlichen starken Bühnenwirkungen eine langweilige Angelegenheit wegen des eiskalten inneren Unbeteiligtsein des Dichters. Dann folgte — ein Hohn auf den Namen des Theaters — das völlig undramatische russische Stück „Briefe mit ausländischen Marken“ von Ilja Sugurtscheff, in dem in vier Akten menschliche Schicksale recht verworren be- und zerredet werden, aber trotz allem Schleppens der sogenannten Handlung wurde man im Innersten angerührt von der Weisheit des einfachen russischen Herzens mit seiner Lehre, gut zu sein zu allen, und dem starken Stimmungszwang des Ganzen. Von hier aber ging's unaufhaltsam abwärts. Dieses Theater, das seiner Ankündigung nach das Ideal wieder aufrichten wollte, gab die „Komödie um Rosa“ von Angermayer, die zum Schmierigsten gehört, was seit langem uns zugemutet wurde. Rosa, eine schöne Waschfrau, stirbt zu Beginn des Stückes an den Folgen eines Abtreibungsversuches. Solange die ehrenwerten Bürger der Stadt glauben, jeder von ihnen sei schuld, da alle an Rosa beteiligt waren, versuchen sie den Mann Rosas zum Schweigen und Verschwinden zu bewegen, bieten ihm Geld und Versorgung. Als sie dann erfahren, daß er mit den Rezepten seines Schäferkalenders den Tod verursachte, zeigen sie ihr wahres Gesicht und brechen heuchlerisch über ihn den Stab. Die Verhöhnung bourgeoiser Verlogenheit und Moral soll wohl der Sinn dieser Komödie sein. Das haben wir tausendmal und besser gehört. Aber was hier dem Gefühl zugemutet wurde durch das Betasten der Reize der armen Toten und der eigenen Geilheit mit schmierigen Händen, der Verspottung selbst der Begräbnisszene, das stellt einen Gipfel an Ungeschmack und Schleimigkeit dar. Dagegen war das zweite Anti-Bürgerstück, Iwan Golls „Methusalem“, eine Erholung, denn es ist nur dumm, überholt und platt und nur in den Vokabeln ordinär. Das wirbelnde Tempo einer ausgezeichneten Regie konnte über den verlorenen Abend nicht trösten. Dann kam die erste Pleite: der Bühnenvolksbund trat als Retter auf. Natürlich Spielplanänderung: Leo Weismantels „Die Kommstunde“, einem Teil seines Zyklus vom Untergang und der Auferstehung eines Volkes. Die Kommstunde, ein alter dörflicher Brauch, soll die Erinnerung an ein furchtbares Verbrechen und seine Sühne wachhalten. Wenn zu ihr geladen wird, rufen die Burschen der Dörfer die Mädchen zu nächtlichem Gang heraus, wo sie ohne Aufsicht unter eigener Verantwortung über ihre Reinheit oder ihr Sündigwerden, d. h. ihre Hingabe an die Burschen, entscheiden sollen. (Im allgemeinen pflegen gerade auf den Dörfern diese Fragen ja etwas anders gelöst zu werden. Aber sei's drum.) In dies Dorf bricht nun auch der Krieg, endlich die Revolution. Das Volk erlebt seine Kommstunde. Kaum einer besteht sie, wir alle bleiben der Gnade Gottes bedürftig. Wenn hier eine religiöse Inbrunst mit ihrem Gott um den letzten Sinn all des wirren Geschehens ringen würde — mit Dank würden wir trotz unzureichender dramatischer Kraft und gewisser Gefühls- und Tatsachenverfälschungen solche Vertiefung begrüßen. Aber hier ist barster, kahler Rationalismus in katholischer Vermummung, so daß nur Ablehnung übrigbleibt. Und der Konkurs geht weiter.

Wenn man bei diesem Unternehmen den Sinn der Arbeit eines Dramaturgen nur dahin auslegen kann, daß dessen Stücke (Angermayer) aufgeführt werden und deshalb seine Notwendigkeit bezweifelt, so möchte man dem Direktor des Renaissance-Theaters, Tagger, doch einen wirklichen Dramaturgen wünschen. Denn was er an Stücken herausbringt, befremdet je länger je mehr. Nach Strindbergs „Gläubiger“ und „Scheiterhaufen“ Hans J. Rehfischs Komödie „Die Libelle“, die doch sehr viel amüsanter war, als sie noch „Erziehung durch Kolibri“ hieß. Dann Zolas Drama „Therese Raquin“, das man nur noch in einem Seminar für Theatergeschichte als Schulbeispiel unschöpferischen Naturalismus aufführen sollte. Es ist etwas Rührendes um dies Theater, weil hier einer sehr ernsthaft etwas will, gerade weil er es nicht kann. Jetzt spielt man dort Forster-Larrinagas „Der Floh im Panzerhaus“, dem ein lustiger, fruchtbarer Gedanke zugrunde liegt, der

jedoch zum Schluß mit groben Mitteln umgebogen wird; ein Stück etwa mit dem Titel „Das Skelett im Hause“ läge näher.

In der Ära demokratischer Völkerversöhnung hat die französische Invasion wieder begonnen. Schlimm für sie, daß es gerade die, wie jeder echte Kitsch, unsterbliche „Zaza“ der Firma Berton und Simon sein mußte (Deutsches Künstlertheater), über deren routinierte Mache selbst die wunderbare Leistung von Käthe Dorsch, die triefende, verlogene Sentimentalität mit echtem Gefühl durchstrahlte, nicht ganz hinweghalf. Hingegen bescherte die Komödie „Der Mann ohne Moral“ von R. de Flers (Theater in der Königgrätzer Straße) dank R. A. Roberts als Kassierer einen hübschen Abend. Hier ist doch wirkliches Leben mit etwas angeschminkter Melancholie, wenn der Mann zwischen zwei Frauen seine aus gutem Herzen und großem Gerechtigkeitsgefühl begangenen Taten sich immer gegen ihn wenden sieht und schließlich sein Bestes der Gesellschaft opfern muß, die das im geheimen übt, was man ihm fälschlich vorwirft. — Für das elende Stück „Herr Pipagran reist nach Paris“ (Theater am Kurfürstendamm) dürfen wir die Franzosen nicht verantwortlich machen. Denn die Schuld an der Verhunzung von Maupassants genialer Novelle „Boule de suif“, die einen Stoff behandelt, der nie und nimmer auf die Bühne gehört, trägt ein Herr Schulz, der wohl genug getan zu haben glaubt, wenn er die Geschichte von 1870 auf 1815 verlegt und den deutschen zu einem englischen Offizier macht, sonst aber hemmungslos ordinär wird.

Interessant für uns ist, daß man in England schon aus dem Weltkrieg Lustspielstoffe gewinnt. Um das ganz verstehen zu können, muß man wohl einem „Siegervolke“ angehören. Aber „Victoria“ von W. S. Maugham (Theater in der Königgrätzer Straße) ist recht lustig, denn der moderne Enoch Arden macht, aus der Verschollenheit zurückgekehrt, mit seinem Ehenachfolger gemeinsame Sache, um die ach so reizende, aber ach so anspruchsvolle Victoria mit Anstand und List dem Dritten, einem Kriegsgewinnler (doch eine Gemeinsamkeit im Völkererleben) zuzuschanzen.

Ich übergehe die gute Aufführung von Strindbergs mit einem gewissen Recht wenig gespielten „Erich XIV.“ (ebenda), die merkwürdige Tatsache der starken Wirkung von Gutzkows „Uriel Acosta“ (Wallner-Theater), dessen Gewissensnöte uns so unsagbar gleichgültig sind, die meisterhafte Aufführung von Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ (Schiller-Theater) unter Fehlings Regie mit den ausgezeichneten Leistungen von George als Henschel, Agnes Straub als Hanne Schäl und Lucie Mannheim als Franziska Wermelskirch, „Wallensteins Lager“ (Staatstheater) unter Jeßner (dies Lager erklärt nur Jeßners, nicht Wallensteins Verbrechen) und „Die Piccolomini“, die noch härter von dem Rotstift betroffen wurden, besonders, wie immer bei Jeßner, in den Frauenrollen, den wirklich launigen Einakterabend von Kurt Goetz „Der Mörder“, „Das Märchen“ und „Die tote Tante“ (Kammerspiele) unter Abrechnung der unter seiner Linie bleibenden Geschmacklosigkeiten des letzten Stückes, Schnitzlers „Der einsame Weg“ (Die Tribüne), das Sterben des gealterten Anatols mit der nur zu gut bekannten Melancholie und Skepsis gegenüber allen menschlichen Dingen, der nur noch durch seine fast erschütternde Beziehungslosigkeit zu unserem Leben merkwürdig ist. Im Vorübergehen sei nur flüchtig gegen die Aufführung von Barlachs Drama „Der tote Tag“ (Volksbühne) protestiert, weil man ihm unrecht tut, wenn man ein Werk auf die Bretter bringt, das nur zum Lesen da ist, dessen gedehnte Vorführung zur Qual wird, trotzdem immer wieder in den Reden von erhabener Langeweile Persönlichstes aufleuchtet und dichterisches Herzblut tropft.

Um allen noch zur Verfügung stehenden Raum dem einen Werk zu widmen, das für die Leere so vieler Theaterabende entschädigte: Bernard Shaws „Die heilige Johanna“ (Deutsches Theater).

Wenn man nach dem starken Erlebnis der Aufführung — dem stärksten bisher — in der Buchausgabe[1]) Shaws lange Einleitung liest, vertieft sich der Eindruck, daß er auch hier — wie im Stück durch das Anhängen krausester, echt Shawscher Schnörkel — nicht den Mut gefunden hat, sich zu seinem Herzen zu bekennen, das ihm hier sein reifstes, sein dichterischstes Werk beschert hat. Was er im Buche über das Mädchen von Orleans sagt,

1) S. Fischer, Berlin.

wie er sie in Beziehung stellt zu Sokrates, zu Napoleon, wie er sich auseinandersetzt mit ihrer historischen Gestalt, mit ihrer Schuld oder Unschuld, mit ihrem Äußeren, ihrem Stand, ihren „Stimmen", ihrem männlichen Wesen, dem Prozeß, der Jeanne d'Arc der Literatur, mit der Kirche, der modernen Erziehung, dem Theater: das ist bei aller Gescheitheit so überflüssig. Denn seine Johanna sagt im Stück das alles viel besser und reiner, nicht so sehr durch ihre Worte, wie dadurch daß sie i s t. Und es will scheinen, als ob er diese Auseinandersetzungen zur Wahrung des Gesichts nötig zu haben meint, um die Schranken zwischen der Welt und sich, die seine kühle skeptische Klarheit und seine überlegene Distanz zu allen menschlichen und göttlichen Dingen um ihn so sicher gezogen hatten, nachträglich wieder aufrichten zu wollen, nachdem sein gütiges Herz sie durchbrochen. Man kann nur nachsichtig über diesen Versuch lächeln, so nachsichtig wie Bernhard Shaw über uns und die Welt zu lächeln pflegt. Denn das Gefühl eines köstlichen Beschenktseins durch dieses sein reifstes Dichtwerk ist so stark, daß niemand, auch der Schenkende nicht, es uns wieder nehmen kann.

In 6 Szenen und einem Epilog zieht Johannas Schicksal im Leben und nach ihrem Tode an uns vorbei: 1429 im Schloß von Daucouleur der Aufbruch zu ihrer Sendung, in Chinon die Gewinnung des Dauphin, dann die Befreiung Orleans, die Krönung in Reims, im Epilog die Wiederkehr der Jungfrau 1456 nach ihrer Rechtfertigung im geistlichen Prozeß.

Man könnte fast sagen, Johanna sei ihm nur das Mittel gewesen, um den Gegensatz des genialen Einzelmenschen gegen die Masse der Mittelmäßigen darzustellen, den Kampf der Dummheit, die Rachsucht und Gemeinheit wird, weil sie nicht begreifen kann, aus der Angst heraus, gegen die Heiligen Gottes, die Menschen der starken Vorstellungskraft, die erliegen müssen, wenn sie nicht erkennen, daß die anderen sie gar nicht begreifen können. Die einzige wahre Tragik der Menschheit, weil sie unheilbar im menschlichen Wesen selbst liegt.

Darum gibt's bei Shaw auch keine Schurken: alle können nicht anders handeln nach ihren inneren Gesetzen, wie sie es tun, so niedrig, so jämmerlich wie die Verräter an der Jungfrau, so grausam, so fanatisch wie ihre Richter. Befangenheit und Niedrigkeit gegen die einfache Klarheit — und sie haben Recht. Die Summe menschlicher Mittelmäßigkeit, Dummheit und Bosheit ist eben eine konstante, seit es eine Menschheit gibt, nur die Erscheinungsformen wechseln (daß Shaw hierbei den Militarismus und das Engländertum besonders striegelt, konnte man von ihm erwarten). Shaw unterstreicht das im Epilog dadurch, daß alle Personen, die Johanna durch ihren Tod erlöst und bekehrt hat, die Wiederkehr der Heiligen in menschlicher Gestalt einmütig und entsetzt ablehnen, da sie dann genau so wieder handeln müßten, wie damals als sie sie verbrannten. Selbst dem Abgesandten von 1923, der grotesk genug in diese Gesellschaft hinein ihre Heiligsprechung verkündet, fehlen für diesen Fall die Instruktionen.

Als Träger solcher Gottes-Botschaft konnte Berhard Shaw, dem so viele wundervolle Frauengestalten ihr Leben verdanken, nichts Schöneres finden als Johanna, die Frau, die in ihres Herzens Richtigkeit und ihrem graden Gefühl, in ihrer unbefangenen Vorstellungskraft so erschütternd an den armen, dummen Männern vorbeiredet, die sie in ihrem Heiligsten gar nicht begreifen, sie in Nebensächlichkeiten mißverstehen — was ihnen genügt, sie zu verbrennen.

Zwei Worte vergißt man man nicht wieder: „Wenn ihr das sehen könntet, was ihr bloß denkt, würdet ihr ganz anders darüber denken", und Johannas Aufschrei am Schluß: „O Gott, der du diese wundervolle Erde geschaffen hast, wie lange wird es dauern, bis sie wert sein wird, deine Heiligen zu empfangen, wie lange, o Gott, wie lange?"

Die Regie führte meisterlich Max Reinhardt. Trotzdem er hierin nicht so viel Neues brachte, wie sein Reklamechef inzwischen zugelernt hat. Das Zusammenspiel war wundervoll. Über Elisabeth Bergners Johanna, der bisher stärksten Leistung dieser großen und merkwürdigen Künstlerin, kann man Besseres nicht sagen, als daß man dem Dichter gegönnt hätte, sie sein Mädchen von Orleans leben zu sehen. R. P.

* * *

Der Kampf, den man neuerdings als eine längst überwundene, historische Angelegenheit ansehen möchte: zwischen Impressionismus und Expressionismus, nimmt als Kampf zwischen Schauspieler und Dichtung seinen Fortgang.

Man ist empfindlich geworden: das immer nur symbolisch Andeutende, überwirklich Gesteigerte bedrückt auf die Dauer ebenso, wie die ängstliche Nachahmung der Wirklichkeit. Und der eifrige Spielleiter verlangt nun vom Schauspieler, daß er durch äußere Mittel die Synthese beider Richtungen bringe: das naturalistische Drama sucht man der Gegenwart dadurch schmackhafter zu machen, daß man den Schauspieler ornamental ansetzt, während man andererseits die etwas gewaltsame Symbolik und Typisierung jüngerer Dichtung durch naturalistische Elemente in der Darstellung zu verlebendigen sucht. So scheint das einzige Dramatische bei den meisten Aufführungen der letzten Zeit im Konflikt zwischen der Persönlichkeit des Schauspielers und seiner Aufgabe zu liegen. Das Ergebnis ist vorauszusehen: Schauspieler und Dichtung müssen sich gegenseitig beengen und zermürben. — Daß bei einer starken Persönlichkeit des Schauspielers aus der Darstellung auch einmal ein ganzes Kunstwerk, gewissermaßen ein Kunstwerk zweiter Potenz, erwachsen kann, zeigte die Aufführung von Hauptmanns „Michael Kramer“ (im Deutschen Theater) in der Formung Klöpfers.

Man möchte als warnendes Motto diesem Werke Hauptmanns, das (wie fast alle seine Schöpfungen) aus engem Mitleid mit dem Schwächlichen, Kranken im Menschen erwachsen ist, Nietzsches Wort voransetzen: „Wehe allen Liebenden, die nicht noch eine Höhe haben, welche über ihrem Mitleiden steht!“

Das Fehlen dieser Höhe, dieser großen Liebe, die noch Vergebung und Mitleiden überwindet, ist die Ursache, die Hauptmanns Schaffen das Letzte verweigert und die eigentlich dramatische Kraft seiner Werke abschwächt. Auch die unendliche Feinheit naturalistischer Kleinmalerei verbirgt hier nicht den Mangel an großer plastischer Formung des Ganzen.

Hier setzt nun Klöpfer ein mit der ganzen, warmen Kraft seines Vollmenschentums, und es gelingt ihm, durch die zarteste schauspielerische Kleinarbeit hindurch, eine geschlossene Persönlichkeit von gesteigerter Wahrheit herauszugestalten. Man muß erstaunen, wie er die Worte gebraucht, wie nebensächliches Gerät: nicht sie formen die Idee, sie sinken herab zu ganz Unwesentlichem, kaum zur Schale, die den Sinn umschließt, eher zur Hülle, zur Verhüllung, hinter der sich der große, nackte Mensch schamhaft verbirgt — auch da, wo der Dichter etwas mit dem Worte sagen wollte. Die Entthronung des Hauptmannschen Wortes aber ist ein Gewinn für das Stück selbst.

Es ist seltsam: das handlungsarme, müde Drama macht Klöpfer in der Rolle dieses hart ringenden Künstlers und Vaters durch das Hineintragen eines noch langsameren, schwereren Rhythmus bedeutender und wuchtiger an Handlung. Das tiefe Aufgeschlossensein, die Beredtheit seiner schamhaft herben Bewegungen und Mienen tragen auch über flachere Stellen der Dichtung hinweg. So gelingt es ihm in der Tat, den kränklichen Helden und seine schwächlichen Worte mit einer neuen Tragik echter, kräftiger Menschlichkeit zu füllen und aus engem Naturalismus zu höherem Sein zu führen.

Eine härtere Probe hatte Klöpfers künstlerisches Empfinden und Können in der Schöpfung des Amerikaners O'Neill „Der haarige Affe“ (Tribüne) zu bestehen. Durch die Übertragung des amerikanischen „Helden“ ins Deutsche, ins Menschlichere, erreichte er manches. So traten auch die sozial-pädagogischen Absichten des Dichters kaum hervor. Klöpfer gab einen jener Schiffsheizer, die aus allen Niederungen der Menschheit in den stickigen, rußigen Eingeweiden der Ozeanschiffe vom Elend des Lebens zusammengespült werden zu abstoßender Gemeinschaft. Ein urwüchsiger Kerl, strotzend von Lust an der robusten Kraft schwitzender Leiber und tosender Maschinen, daher ein ganzer Kerl in diesem, seinem Element; laut, eckig und zufrieden.

Es ist erstaunlich, wie bei Klöpfer die Häufungen von Schimpfworten und unflätigen Ausdrücken, die nach den Regievorschriften des Autors „gewalttätig und mit dem ganzen Aufwand roheiter Kraft“ vorgebracht werden sollen, und daher abstoßend und quälend wirken müßten, durch das Heraufholen des Ursprünglichen, Rein-Kindhaften erträglich, ja selbstverständlich gemacht werden. Klöpfer gelingt es auch durch die Abschwächung des Brutalen (ohne dadurch jedoch das Elementar-Kraftvolle seiner Rolle zu beeinträchtigen) das tragische Geschehen zu vertiefen: er weiß in dieser bedrückenden Atmosphäre das auch in diesem Halbtieren schlummernde Reinmenschliche, An-sich-Gute aufzudecken, und versöhnt

Bestechung; Kleist, Der Zweikampf. In den „Lebensbildern aus deutscher Vergangenheit“ des gleichen Verlages, herausgegeben von B. Frhr. von Münchhausen, erschienen neu: M. von Schwind, von H. M. Elster, mit 14 Bildtafeln; Ernst Voß, von G. Asmussen, das Lebensbild und die Lebenserinnerungen des Mitbegründers von Blohm & Voß. Der Verlag hat es verstanden, diese hübschen Reihen durch geschickte Auswahl zu einer willkommenen Vielseitigkeit zu bringen. Erwähnenswert ist auch die lustige, blutvolle Erzählung des jungen Holländers J. Fabricius-Elko, Der Junge vom Reiherhof, mit Zeichnungen des Verfassers.

In dem Bändchen „Aus der Jugendzeit“ (Leipzig, G. Engel) hat G. A. Saalfeld eine Reihe von echten deutschen Kinderliedern zusammengestellt, alte wie neue, die auch Halbvergessenes mitberücksichtigt. Sie werden Eltern und Erziehern willkommen sein, die es sich zur Pflicht machen sollten, dies wertvolle, ewig junge Volksgut den Kindern unverlierbar mit auf den Lebensweg zu geben. Die traulichen Bilder von Ludwig Richter, Bürkner, Venus, Werkmeister geben dem Büchlein die richtige Note. — Der „Kinderbühne im deutschen Haus“, die wir im letzten Jahre hier mit Zustimmung anzeigten, ist ein zweiter Band: „Deutsche Hausbühne“ gefolgt (Berlin, F. Schneider), in dem K. Busse zwölf dramatische Spiele für den Jahreskreis zusammengestellt hat und denen M. Claus Kostüm- und Szenenbilder beifügte. Er enthält Weihnachtsspiele: Rosen im Schnee von M. Bruch, Die Weisen aus dem Morgenlande, Die Bearbeitung eines alten Dreikönigspiels, ein Osterspiel von F. M. Rinteln, Grabbes Aschenbrödel, Lienhards Der Fremde, Hans Sachs' Krämerkorb, Synges Der Schatten im Tal, G. Dresdner Frau Holle, Moormans Freund Hein und einen Akt Molière. Hier wird Wertvolles und Anregendes zur Belebung und Pflege häuslicher Bühnenkunst geboten. — Sehr hübsche Kinderbücher für die Kleinen gibt der Verlag Levy & Müller, Stuttgart, heraus. Da ist vor allen Dingen das lustige Teddybuch von Josephine Siebe zu nennen, das mit seinen reizenden Bildchen ebenso wie das zweite Buch der Verfasserin „Kasperls Abenteuer in der Stadt“, in fröhlicher Laune geschrieben, viel Freude erregen wird. Sehr nett ist auch die von L. Aurbacher neu belebte Erzählung „Die sieben Schwaben“ mit farbigem Titelbild und komischen Scherenschnitten, sowie auch Gustav Schwabs Volksbücher „Der gehörnte Siegfried“ und der „Arme Heinrich“ mit Illustrationen. Weiter die Bearbeitung von Defoes „Robinson Crusoe“, von Albrecht Beyer, mit farbigen Vollbildern und Textillustrationen. — Im vorigen Jahre wiesen wir auf Franz Herwigs gut gelungenen Versuch, eine deutsche Heldenlegende in lebendiger Darstellung in größeren Abschnitten zu schaffen, hin (Freiburg, Herder). In neuer Folge sind erschienen: Barbarossa, Maximilian, Johann von Werth, Dürer, die wir wie die ersten Bände lebhaft empfehlen möchten. — Der Lieblingsverlag der Jugend, Gerhard Stalling, Oldenburg, mit seinen Nürnberger Bilderbüchern ist heuer nur mit drei, freilich besonders reizvollen Büchern vertreten, der Erzählung von der Weihnachtskrippe, von D. Mönkeberg-Kolmar, illustriert wieder von Else Wenz-Viëtors feiner Künstlerschaft, die die Christuslegende ähnlich wie Timmermans in seinem „Jesuskind in Flandern“ mit frischer Hand in ein mittelalterliches Städtchen versetzt und mit den warmen deutschen Bildern sicherlich den Zugang zu den Kinderherzen finden wird; „Der Heuschreck und die Blumen“ von Ernst Dingler und Zeichnungen von Else Wenz-Viëtor, eine Erzählung, die das Leben der Blumen und Insekten im Wandel der Jahreszeiten mit entzückenden Zeichnungen den Kindern nahebringt; „Vom Mäuschen und Mettwürstchen“, mit Zeichnungen von Elsa Eisgruber, das alte halbvergessene Märchen mit reizendster Laune wieder lebendig machend.

Kalender

Die Aufgabe, die sich der Kalender „Kunst und Leben“ (Berlin-Zehlendorf, F. Heyder) gestellt hat, „in persönlichsten Äußerungen den Schaffenden der mit ihm lebenden Welt nahezubringen“, löst er auch in seinem 17. Jahre mit Geschick. Die Originalzeichnungen und die Verse und Sprüche lebender Künstler und Dichter rufen lebendige Beziehungen hervor. — Ganz besonders empfehlen wir den „Deutschen Heimatkalender“, herausgegeben von K. Maußner (Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag), ein im wahrhaften und tiefen Sinne deutscher Begleiter durchs Jahr, der mit feinem Gefühl für das Wesentliche aus Altem, der Masse Unbekanntem, und Neuem nur wirklich Wertvolles zusammenträgt. Papier,

Druck und Bildwiedergabe sind gut, die Erläuterungen zu den einzelnen Festen machen alte Zusammenhänge lebendig. — Der „Preußen-Kalender“ (Leipzig, Konkordia-Verlag), hier oft gelobt, bringt in seiner Fülle von neuen Beiträgen den Beweis, daß der Reichtum des vielverlästerten Staates an künstlerischen und landschaftlichen Werten schier unerschöpflich ist. Herausgeber ist Bogdan Krieger. — Ein ernstes Mahnwerk ist der Kalender „Deutsches Land“ (Leipzig, H. Eichblatt), der 53 Federzeichnungen von Rhein, Ruhr, Pfalz mit Sprüchen und Gedichten bringt. Er mahnt uns täglich an das besetzte Gebiet, und das ist gut. — Grenzlandgeist — und dafür sind wir immer dankbar — atmet der „Almanach der Ostdeutschen Monatshefte“, herausgegeben von dem Leiter der ausgezeichneten Zeitschrift, Carl Lange (Berlin, G. Stilke), der, mit einem Bilde der Marienburg geziert, in guter Ausstattung mit Bildern von Hellinggrath neben anderem Wertvollen enthält: Lüdtke, Vom Sinn der Ostmark, Molo, Der nordische Mensch, C. Lange, B. Pompiecki, außerdem Erzählungen und Gedichte. — Wir stellen mit Befriedigung fest, daß die Erkenntnis sich verbreitet, wie durch jedes Mittel in sicherer Hand guter Geist wirksam sich ausgießen läßt. — Die katholische Kirche begeht 1925 ein „Heiliges Jahr“. Dem Ernst dieses Gedankens, der aus der ganzen Welt eine unabsehbare Menge frommer Pilger nach der ewigen Stadt führen wird, will ein mit schönen Bildern aus Rom geschmückter Kalender dienen: „Roma Aeterna“ (Zürich, Montanverlag).

Kunst und Kultur

Oskar Beyer, dessen Ernst und wesenhafte Tiefe wir aus seinen früheren Werken kennen, gibt durch sein Buch „Romanik“ (Berlin, Furche-Verlag) Anlaß zu notwendiger Erörterung einer Frage, an der außer einigen Gelehrten alle bisher vorübergingen. So viel wir von der Gotik wissen und so stark wir ihren inneren Sinn erlebten, so fern ist uns der Sinn und das Wesen der frühen mittelalterlichen Kunst, die man gemeinhin den romanischen Stil nennt. Unter Beyers Führung erkennen wir, unterstützt durch die Auswahl bedeutsamer Bildwerke, daß hier ein starker religiöser und kultureller Einheitswille tätig war, mit dessen Art uns auseinanderzusetzen Pflicht ist. Denn wir müssen die Wurzel jeder Epoche bloßlegen, in der eine innere Kraft den Zwang und die Größe der Einheit brachte. Das Buch ist wieder so sorgfältig ausgestattet, wie wir es bei den wertvollen Werken des Furche-Verlags nun schon als selbstverständlich hinnehmen.

Die Jahresmappe 1924 der „Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst“ (München), der jeder mit einem Jahresbeitrag von nur 6 Mark beitreten kann, wofür er die Jahresgabe erhält und andere Vorteile genießt, bringt wie alljährlich wieder eine Reihe schöner Blätter aus Architektur, Bildhauerei und Malerei, von denen besonders die ernste Kriegergedächtniskapelle in Schwandorf von Behringer mit ihrem weihevollen Altar, die liebliche Madonna von Kunz, der heilige Nikolaus von Gämmerler und das interessante Porträt des Kardinals Faulhaber von Samberger im Gedächtnis bleiben. Der Text ist von J. Kreitmaier, S. J. — Auch das Buch, das die Gesellschaft mit dem ihr eigenen Geschick ausgewählt hat: „Die blaue Blume“, ein Büchlein von romantischer Kunst, ist wieder in jedem Belange eine außergewöhnliche Leistung: inhaltlich wie buchtechnisch. Diese von Cajetan Oßwald mit feinem Sinn getroffene Auswahl stößt Türen der Sehnsucht auf und erfüllt mit dem Glück träumerischer Innerlichkeit. —

Wen das durch die wüsten französischen Schilder entstellte Stadtbild von Mainz verstimmt, dem raten wir, seine Augen zum ersten Stockwerk der Häuser in der Altstadt zu erheben, und eine Fülle von Reiz alter deutscher Kunst wird ihn trösten: Gotische Häusermadonnen in Mainz, die R. Busch in einem Bändchen in guten Wiedergaben zusammengestellt hat, für das wir ihm Dank wissen (Coblenz, Rheinische Verlagsgesellschaft).

Das Buch von H. Fehr „Massenkunst im 16. Jahrhundert“ (Berlin, H. Stubenrauch) beschäftigt sich eingehend und ergebnisreich mit den Flugschriften und -blättern, die damals das einzige Mittel waren, Haß und Liebe, Mitteilungsbedürfnis über Neues und Seltsames, Gelehrtenstolz und Mutwillen ausströmen zu lassen. Um die Wirkungsmöglichkeit muß jeder Künstler und Verleger die damalige Zeit beneiden. Sie war unbegrenzt. Es ist dankenswert, daß dieser wichtigen „geistigen Peitsche“ einmal systematisch nachgegangen wurde. Das gut ausgestattete Buch bringt 112 Abbildungen aus der Samm-

lung Wickiana, die der merkwürdige Johann Jacob Wick in Zürich (1522—88) in echtem Sammlereifer und -fleiß angelegt hat.

Als besonders wertvoll möchten wir die glänzend ausgestattete Sammlung „Zehn Meisterbildnisse des 16. Jahrhunderts" bezeichnen, die in hervorragender Wiedergabe von Oswald Goetz herausgegeben ist und vielen höchst willkommen sein dürfte (W. Andermann, Königstein i. T.).

* * *

In dem Buch „Weib und Rokoko in Frankreich" von Karl Toth (Wien, Amalthea-Verlag) haben sich tiefgründige Kenntnis, feinsinnigstes Einfühlungsvermögen und Blick für die wesentlichen Zusammenhänge, sowie äußeres wie inneres Stilgefühl vereinigt, um ein Werk hervorzubringen, das wir als einen der wertvollsten Beiträge zur Erkenntnis des Rokoko ansprechen dürfen. Toth ist den Lesern der D. R. kein Fremder. Hier veröffentlichte er einen der Abschnitte seines Buches. Wir kennen seine These vom durchaus weiblich-weiblichen Charakter dieser Zeit. Er geht einen sehr wirksamen Weg: mit den Augen des Moralisten Duclos läßt er uns die gesamte Gesellschaft des Rokoko sehen, in allen ihren Spielarten: von der feinsten geistig-seelischen Blüte bis zu den feinen und groben Spielern mit eigenen und fremden Gefühlen, dieser unheimlichen Giftpflanze einer kranken Zeit, die in ihrer gefährlichen äußeren Schönheit und ihrem ungeheuren artistischen Reiz bewußt ihre und der Partner Seele einsetzte. „Böser Dinge schöne Formel." In den letzten Kapiteln zieht er dann unerbittlich die Folgerung, die Bilanz des Rokoko, die Bilanz französischen Geistes. Das glänzend ausgestattete Buch bringt 113 Bilder der Zeit, dazu Initialen, Schlußstücke, Vignetten von Künstlern des Rokoko.

„Das Ende der galanten Zeit" nennt E. E. Pauls ein auf den Erinnerungen der Gräfin Voß geb. von Pannwitz aufgebautes Buch, das in acht Abschnitten, geschickt aufgebaut, den Beginn, die Blüte und das Verwelken der Rokokozeit in Preußen wiedergibt, mit denen das politische Schicksal sich verband (Lübeck, O. Quitzow).

Länder und Menschen

Der unstillbaren Sehnsucht nach der bunten Fremde, dem Drang derer, wenigstens im Geist an der Fülle der herrlichen und stets merkwürdigen Gotteswelt teilzuhaben, die wirtschaftliche Not in die Enge des eigenen Landes bannt, kommen in diesem Jahre mehrere bedeutende Werke entgegen. Sven Hedins Buch „Von Peking nach Moskau" mit 77 Abbildungen und 1 Karte ausgestattet (Leipzig, Brockhaus), mit der bekannten Frische und Eindringlichkeit des uns Deutschen besonders lieben Verfassers geschrieben, stand jüngst wegen seiner Angriffe gegen Ossendowskis viel beschrieenes Buch „Tiere, Menschen und Götter" und wegen seiner positiven Stellungnahme zu den gegenwärtigen Machthabern Rußlands im Vordergrund der Erörterung. Die Auseinandersetzung mit Ossendowski ist zweifellos ganz für Sven Hedin ausgefallen, was übrigens dessen Buch den ihm eigenen starken Reiz nur im Punkte wissenschaftlicher Genauigkeit mindert. Die Suggestivkraft der Sowjets, der auch der kühle und scharfe Beobachter der Welt in gewissem Sinne unterlegen zu sein scheint, muß schon von ungewöhnlicher Stärke sein. Denn wir finden sie in einem Buche gleichfalls, das durch seine fesselnde Lebendigkeit und die unverzagte Art seines Verfassers sich mit dem Buch des großen Schweden berührt: „Im Reiche der Medea" von Alfred Nawrath (ebenda), das mit 86 Abbildungen und 2 Karten Fahrten und Abenteuer des Verfassers im Kaukasus anschaulich, wenn auch von sehr persönlichem Standpunkt aus schildert. Dergleichen ist fast immer unproduktiv, und so möchte man das häufige Hinblicken auf deutsche Zustände im Gegensatz zu russischen leicht entbehren. Es steht wohl so, daß wir bei aller Freude an den Erlebnissen eigenkräftiger Menschen in Rußland ein zutreffendes Urteil nur von denen erwarten dürfen, die vor dem Kriege lange Jahre in Rußland gelebt haben, nicht nur dort gereist sind. Und da müssen wir mit stärkstem Nachdruck auf ein Buch hinweisen, an dem niemand vorbeigehen darf, der über Rußland mitreden will, ein Buch, das man nur mit schwerster seelischer Erschütterung lesen kann: „Der rote Terror in Rußland" von S. P. Melgunow (Berlin, O. Diakow). Was hier enthüllt wird an satanischer Grausamkeit und letzter menschlicher Gemeinheit, muß einem den Glauben an das Menschengeschlecht nehmen, wenn nicht die

ganze Welt Sühne fordert von denen, die diese Bestialitäten geduldet, gefördert, ja oft gefordert haben — den roten Herrschern Rußlands. Um diese Dinge kommt man nicht herum mit der hinweghuschenden Stellungnahme Hedins und Nawraths. — Da ist es „Bei den Kopfjägern des Amazonas" ja viel humaner, bei denen F. W. up de Graff sieben Jahre in Abenteuerlust und Forscherarbeit verbracht hat. Die Ergebnisse und Erlebnisse hat er in einem sehr lesenswerten Buche mit 31 Bildern und 1 Karte niedergelegt, das wiederum der Verlag Brockhaus in der bei ihm gewohnten guten Ausstattung herausgegeben hat. — Mit Ägypten befaßt sich das inhaltsreiche und sorgfältige Buch „Alt-vater Nil" von Chr. Eckert (Bonn, Marcus & Weber) mit 16 Aufnahmen, das eine übersichtliche Unterrichtung über frühere und heutige Verhältnisse gibt. Freilich möchten wir die Aussichten der ägyptischen Freiheitsbewegung günstiger beurteilen, als der Verfasser es tut. — Die gewaltige sportliche Leistung der Besteigung des höchsten Berges der Welt schildert sehr fesselnd das gemeinsame Werk der Teilnehmer: „Mount Everest", herausgegeben von C. G. Bruce, mit 35 Bildern und 2 Karten (Basel, B. Schwabe & Co.), das höchste Achtung abnötigt vor den stählernen Sportsleuten, die 1922 den zweiten Angriff auf den Gipfel unternahmen, dem ja der volle Erfolg noch versagt blieb. — Gleichfalls von großem sportlichem und fliegerischem Reiz ist das Buch von W. Mittelholzer „Im Flugzeug dem Nordpol entgegen", das mit Beiträgen von K. Wegener, A. Miethe und H. Boykow die Ergebnisse bringt, welche die von der als Hilfsexpedition für Amundsen geplante Unternehmung der Junkers Flugzeugwerke 1923 gezeitigt hat (Zürich, Orell Füßli). Man möchte die Möglichkeit der endgültigen Eroberung des Pols durch das Flugzeug hiernach mit Gewißheit bejahen. Die beigegebenen Fliegeraufnahmen aus Spitzbergen sind von hinreißender Schönheit und Größe. — Große Bedeutung hat, besonders im Hinblick auf die jüngsten Vorgänge, das neue Buch des ersten deutschen Tibetforschers W. Filchner: „Quer durch Ost-Tibet" (Berlin, E. S. Mittler), mit 24 Bildern, 2 Karten und Textskizzen, das man mit gutem Grund neben Sven Hedins Werken nennen kann. Die zur Erforschung des Oberlaufes des Hoangho in den Jahren 1903/04 geleistete Arbeit ist bedeutend, der Stil flüssig, die persönliche Art der Darstellung packend. — Unbekanntem Land in Europa gilt A. Steinitzers Buch „Die vergessene Insel" (Gotha, Flamberg-Verlag), das Sardinien und seine Bewohner trotz ihrer merkwürdigen Beziehungslosigkeit zu uns als Reiseziel uns näher bringt und in übersichtlicher Fülle alles Wissenswerte bringt. Auch dieses Buch ist mit reichem Bildmaterial versehen.

Mehr von dem Reisenden als vom bereisten Lande handelt die „Herbstliche Reise eines Melancholikers", Briefe aus Holland von Kannitverstan, herausgegeben von W. Hausenstein (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), mit 21 Bildbeigaben. Wer die Art Kannitverstans (doch wohl Hausensteins selber) liebt, wird sich an dem Büchlein, das neben viel Feinem, Nachdenklichem, Überlegenem ein peinlich ausgeprägtes Interesse an der eigenen — ach so tiefen — Person zeigt, freuen. — Eine wahrhafte Bereicherung hingegen bringen die „Letzten römischen Briefe" Kurd von Schlözers (ebenda), die den seltenen Menschen und feinen Diplomaten in der Fülle seiner anziehenden, reichen Persönlichkeit mit jeder Zeile uns nahestellen. Sie zeigen ihn als Meister auf dem damals wohl schwierigsten Posten — am Vatikan in den Jahren 1882—1894. Man darf bei dem Lesen nicht an die jetzigen Vertreter des deutschen Volkes im Auslande denken, ohne durch den entsetzlichen Abstand tief niedergedrückt zu werden. — Ein menschlich sehr fesselndes Bild des großen Forschers bringt Martha Marquardts, seiner Schülerin, Gedenkbuch „Paul Ehrlich als Mensch und Arbeiter" (ebenda), das in kleinen Aufzeichnungen seine schlichte Güte und Eigenart, wie den Ernst seiner Arbeit lebendig festhält. — Ein menschliches Dokument von hohem Reiz, das Achtung abnötigt in jeder Zeile durch den schlichten Ernst und das würdige Verantwortungsgefühl, sind „Wilhelms I. Briefe an seinen Vater" (Berlin, K. Curtius), herausgegeben von P. A. Merbach, und „Kaiser Wilhelms I. Weimarer Briefe" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), zwei Bände, bearbeitet von J. Schultze, enthaltend die Briefe an seine Schwiegereltern und den Schwager in Weimar, deren Herausgabe Paul Bailleus letzte Arbeit galt.

Die interessanten Ergebnisse einer Reise, die den Leipziger Professor Driesch als Gastprofessor für neun Monate nach China führte, bringt das von ihm und seiner Gattin gemeinsam geschriebene Buch Fern-Ost, als Gäste Jung-Chinas, reich illustriert (Leipzig,

F. A. Brockhaus). Driesch will der Verständigung der Völker untereinander dienen, diesen Zweck ist das Buch wohl geeignet zu erfüllen.

Ein fruchtbarer Gedanke ließ den bekannten Ornithologen Bengt Berg im Herbst 1922 die Zugvögel von Lappland bis in den heißen Süden begleiten. Den Niederschlag dieser Forscherreise enthält das prächtige Buch „Mit den Zugvögeln nach Afrika" (Berlin, D. Reimer), das wesentliche Aufschlüsse über das Geheimnis dieser merkwürdigen Züge und über das Wesen einzelner Vogelarten gibt. Die beigegebenen 130 Bilder sind von großer Anschaulichkeit. — Orient heißt ein Buch von A. Fischer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), das eine scharfe Beobachtungsgabe zeigt. Fischer sollte dem Emir von Afghanistan eine Botschaft bringen. Wann? sagt er nicht. Das ist das Störende an diesem sonst so interessanten Werk, daß nicht eine Jahreszahl in ihm enthalten ist, was um so erstaunlicher ist, da der Verfasser doch wohl Soldat unter Kreß vom Kressenstein im Weltkrieg war.

In diesem Zusammenhang sei auf die „Ägyptischen Sonnenlieder" hingewiesen, eingeleitet und übersetzt von A. Scharff (Berlin, K. Curtius), die neben anderen Sonnenliedern den beziehungstiefen Sonnenhymnus des Königs Amenophis IV. in guter Übertragung bringen.

Eine wertvolle und liebenswürdige Ergänzung unserer Kenntnisse stellen Jacob Burckhardts Briefe und Gedichte an die Brüder Schauenburg (Basel, B. Schwabe) dar aus den Jahren 1841—1881, die ihn in der treuen Bewahrung der Jugendfreundschaft zu beiden sehr aufgeschlossen zeigen. Die Herausgabe und die Beigabe biographischer Daten besorgte J. Schwabe. — Begrüßenswert ist die Herausgabe von „Drei Vorworte" von H. St. Chamberlain (München, F. Bruckmann), die in schmalem Bändchen die bedeutsamen Ausführungen der Vorreden zur 3. Auflage des „Goethe", zur 14. Auflage der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" und zur Gesamtausgabe des Hauptwerkes zusammenfaßt. — Ein echtes Künstlerbuch gibt W. Altmann in „Richard Wagner und Albert Niemann" mit bisher unveröffentlichten Briefen, das jedem Verehrer des großen Sängers von Herzen willkommen sein wird (Berlin, G. Stilke). — Eine wunderhübsche Ergänzung zu Wilhelm v. Kügelgens „Jugenderinnerungen" bildet das von L. Volkmann herausgegebene Buch „Die Jugendfreunde des ‚Alten Mannes'", das nach Briefen und Tagebüchern die in den Erinnerungen so oft genannten Johann Wilhelm und Friederike Tugendreich Volkmann lebendig erstehen läßt (Leipzig, Insel-Verlag), während „Der Dankwart", ein Märchen von W. v. Kügelgen (Stuttgart, Chr. Belser), ihn von einer neuen Seite, als Märchenerzähler mit etwas krausem Humor, zeigt. Sechs farbige Bilder von R. Poetzelberger beleben die uns doch etwas ferngerückte Erzählung. — Ein im Kriege gefaßter Plan Jacob Wassermanns ist jetzt völlig verwirklicht, der dem deutschen Volke Wege der Zukunft durch Näherrücken einiger seiner denk- und merkwürdigsten Persönlichkeiten erleuchten sollte. Der Plan ist wohl gelungen, denn aus dem Reigen der Vorüberschwebenden, die auf Grund älterer Quellen, hauptsächlich Vehses, dargestellt werden, ergibt sich ein höchst eigenartiges und aufschlußreiches Bild. Die prachtvoll gedruckten beiden Bände „Deutsche Charaktere und Begebenheiten" (Wien, Rikola-Verlag) enthalten neben einer klugen Einleitung Wassermanns u. a. Friedrich den Großen, Moritz von Sachsen, Böttiger, Wallenstein, Rudolf II., Nettelbeck, Trenck, Gräfin Lichtenau. — Bemerkenswerte Erinnerungen gibt das Buch „Onkel Karl", in dem der bekannte Karl Müller-Grote in anschaulicher Frische Bilder aus seiner reichen 30jährigen Erfahrung in Kanada aufzeichnet (Bremen, Angelsachsen-Verlag), während das Buch „Wie Edward Bok Amerikaner wurde" (Basel, B. Schwabe) aufschlußreich die äußere und innere Einbürgerung Boks, des sehr erfolgreichen amerikanischen Journalisten, in die Staaten schildert, der als Holländer geboren in seinen Kinderjahren nach drüben ging, um ein Hundertprozentiger zu werden.

„Ein Lebensbild in Briefen aus der Biedermeierzeit" (Frankfurt, Englert u. Schlosser) ist der Titel eines sehr vornehm ausgestatteten Bandes, den O. Bansa zusammengestellt hat als 6. Band der von der historischen Kommission der Stadt Frankfurt herausgegebenen Frankfurter Lebensbilder. In einem Zeitraum von 1780—1875 zieht das Schicksal einer altfrankfurter Familie in Briefen und Aufzeichnungen an uns vorüber, in denen die Hauptpersonen Cleophea Schmid und ihr Gatte August Bansa das größte Interesse beanspruchen. Das Buch hat auch stammesgeschichtlich seine Bedeutung,

wenn man verfolgt, welches deutsche Blut in ihren Adern sich zusammenfand. Bekannte Frankfurter Persönlichkeiten, wie Marianne Jung — v. Willemer, treten auf. Aber der Hauptreiz ist der einer deutschen Familie, trotz bestaubter Engigkeiten, für die aus allen Sorgen und Nöten eines kinderreichen Hauses der Glanz und Segen inneren Reichtums und Glückes den Gewinn dieses Erdenlebens bedeutet. Das Buch sollte gerade von den deutschen Frauen unserer Tage mit Andacht gelesen werden. Die selig-unselige Briefschreiberei jener Tage ermöglicht das genaueste Begleiten. Einer Neuauflage sollte der Verlag ein Personenregister beifügen.

Die Entdeckungen und Erlebnisse des Missionars und Naturforschers Mngr. Agostini im südlichsten Teil Amerikas schildert höchst anschaulich ein mit 118 Bildern, 2 Panoramen und 3 Karten versehenes, von P. A. E. Andrä übersetztes Buch „Zehn Jahre im Feuerland“ (Leipzig, Brockhaus), das die Herbheit der harten Natur und die Eigenart seiner Bewohner mit scharfer Beobachtungsgabe zeigt.

Wohl das eigenartigste der angezeigten Werke ist das Buch eines Tibeters Gulam Rassus Galwan „Als Karawanenführer bei den Sahibs“, übersetzt von P. Flohr, mit 25 Abbildungen (Berlin, Kurt Dowinkel), das die Erlebnisse eines bunten Lebens in einem ganz eigenen Stil behandelt. Das Buch darf auf das größte Interesse rechnen wegen der Person des Verfassers, der ein Kind und ein ganzer Mann zugleich ist, viel menschlicher oft als die von ihm in das geheimnisvolle Tibet geführten Europäer.

Roda Roda hat unter dem Titel „Slawische Seelen“ eine sehr geschickte Sammlung zusammengestellt, die neueren Dichtern vom Balkan nacherzählt ist und die merkwürdigsten Aufschlüsse gibt (München, Gunther Langes).

Luxusdrucke

Mit wahrem Genuß nimmt der Bücherfreund die mit großer Sorgfalt und feinem Geschmack auf bestem Bütten hergestellten, von Maria Lühr handgebundenen Bücher des Verlages Dr. Plenzat-Berlin zur Hand, von denen bisher 5 Bände erschienen sind. Die Auswahl wendet sich an unbefangene Menschen ohne kleinliche Vorurteile, an den Liebhaber der Literatur, nicht an Unreife und Mucker. Als 1. Band erschien Maupassants saftige Erzählung „Toine“, von dem feisten Kneipwirt, der allen Liebhabern eines guten Kognaks ein wahrer Freund ist, und seinem Hausdrachen, die den Gelähmten, ans Bett Gebannten endlich als Bruthenne für Küchlein mißbraucht. Band 2 und 4 bringen Stücke aus Diderots „Les Bijoux indiscrets“, die allezeit die freien Geister entzückt haben: Platonische Liebe und Nocrion in meisterhafter Übersetzung. Wird im ersteren die Unmöglichkeit der platonischen Liebe für normal beschaffene Menschen unwiderleglich dargestellt in einer lustigen Einkleidung der erzählenden Personen, hinter denen Ludwig XIV., die Pompadour und Richelieu sich verbergen, so behandelt das zweite ein sehr gewagtes Thema, das Beredtwerden aller Öffnungen des Leibes durch Zauber und die verblüffenden Geständnisse der geheimen Wünsche mit so viel überlegener Laune, daß die Lektüre zum reinsten Plaisier wird. Band 3 und 5 bringen Gottfried Kellers „Die Berlocken“ und „Der schlimm-heilige Vitalis“. Band 2 bis 4 illustrierte G. W. Rößner, Band 1 Erik Richter, Band 5 R. Riege mit Holzschnitten. Band 1 bis 4 sind mit kolorierten Kupfern geschmückt, deren graziöser Reiz dem behandelten Gegenstand kongenial ist. Alle Bändchen sind numeriert und vom Künstler und Verleger eigenhändig signiert. Jeder Bibliophile wird die Weiterentwicklung der Friedrich-Plenzat-Drucke mit größtem Interesse verfolgen.

Ältere Literatur

In der unschätzbaren Sammlung „Der Dom, Bücher deutscher Mystik“ (Leipzig, Insel-Verlag) sind Jan van Ruisbroecks Schriften erschienen, enthaltend das Buch von den zwölf Beghinen; Samuel; Die sieben Stufen der geistlichen Liebestreppe; Das Handfingerlein oder vom blinkenden Steine; Das Buch von den vier Versuchungen; Die Zierde der geistlichen Hochzeit. F. M. Huebner, der sie übertrug, leitet sie ein mit einem klugen Aufsatz über die Wechselbeziehungen zwischen der deutschen und flämischen Mystik.

Goethes Gedichte, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von E. A. Boucke (Leipzig, Bibliographisches Institut), Goethes Faust, herausgegeben von G. Witkowski (Leipzig, Hesse & Becker), zwei Bände in einen gebunden, enthaltend Faust I und II, Urfaust, Helena Fragment, Nachlaß, Kommentar und Erläuterungen, Bilder zum Faust, in 7. Auflage erschienen, sind die zu erwähnenden Einzelausgaben.

Der von K. Heinemann herausgegebene „Goethe-Kalender“ (Leipzig, Dieterich) bringt für 1925 mit acht Tafeln Hundertjahrerinnerungen in folgenden Beiträgen: Goethes goldener Jubeltag, Prometheus, Goethe und seine Verleger von F. A. Hünich, eine Übersicht über die neueste Goethe-Literatur. Die aufgenommene Novelle von Ebermayer würden wir ohne Bedauern entbehren. — Von E. Ludwigs Biographie „Goethe, Geschichte eines Menschen“ (Stuttgart, Cotta) hat der Verlag eine Volksausgabe in einem Band für nötig erachtet, als Substanz sind zwölf Goethe-Bilder beigegeben. — Von ganz anderer, uns viel näherer Art ist Hans Brandenburgs „Hölderlin“ (Leipzig, Haessel), das aus der Feinheit und echtem Empfinden eines Dichters Leben und Werk Hölderlins mit behutsamer Zartheit lebendig macht und einführend nahebringt, so daß neben den bedeutenden und grundlegenden Arbeiten anderer ein Buch von hohem Eigenwert entstand. — Zu dem hier im vorigen Jahre angezeigten ersten Bande des Lebensbildes von Josef Victor Widmann ist nun der zweite Teil, verfaßt von Max Widmann, erschienen (Frauenfeld, Huber & Co.), der in liebevoller Ausführlichkeit die zweite Lebenshälfte bis zum Tode umfaßt. Nun haben wir auch über diesen Schweizer eine klassische Biographie. — Scheffels Kreuzzugsnovelle „Juniperus“, die Geschichte eines jungen schwäbischen Edelmannes, die stark in Vergessenheit geraten war, ist neu herausgegeben (Leipzig, Quelle & Meyer) in der Sammlung „Novellenbücher fürs deutsche Haus“.

Die rührende Corbinians-Legende hat J. Schlecht nach der Handschrift des Klosters Weihenstephan aus dem Jahre 1475, die aus dem Besitz des Goldschmieds, Meister Sixt in Freising, stammt und jetzt in der Münchener Staatsbibliothek liegt, in einer sehr hübschen Ausstattung herausgebracht (Freising, Datterer) als pietätvollen Beitrag zum zwölfhundertjährigen Jubiläum des Heiligen, der Freisings erster Bischof war.

Das Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1922, herausgegeben von Minde-Pouet und Petersen (Berlin, Weidmann), können wir nur verspätet anzeigen, wollen aber seines wertvollen Gehaltes wegen besonders darauf hinweisen. Es enthält u. a. neben der Bibliographie E. Kühnemann, Kleist und Kant; H. Rogge, Kleists letzte Leiden; F. Michael, Goethes Amtmann und Kleists Dorfrichter, sowie von W. Waetzoldt eine Untersuchung über die Totenmaske Kleists. — Ein sehr begrüßenswerter Beitrag zur Theatergeschichte ist P. Langs gründliches Werk „Bühne und Drama der deutschen Schweiz im 19. und 20. Jahrhundert“ (Zürich, Orell Füßli), das ein bisher wenig gepflegtes, wichtiges Gebiet unserer Kenntnis erschließt und den Geist lebendiger Wissenschaft atmet. — Es ist schwer, über A. Bartels' Geschichte der Deutschen Literatur, die auf drei große Bände berechnet ist, von denen der erste: Die ältere Zeit, die Literatur von den ältesten Zeiten bis zu Sturm und Drang umfaßt, zu berichten (Leipzig, Haessel). Von den einen gelobt mit Übermaß, von den anderen gehaßt und verfolgt, macht er eigentlich beiden den Kampf für und gegen ihn schwer: seinen Freunden durch die mangelnde Genauigkeit seiner Arbeit, die oft groteske Schiefheit und Engigkeit seiner Anschauung, durch die überhebliche Selbsteinschätzung, seinen Feinden, die ihn einfach abtun möchten, durch zweifellos vorhandene Originalität und Fruchtbarkeit der Methode. Alles in allem ein zwiespältiges, nicht erfreuliches Bild.

In den beliebten „Büchern der Rose“ (Ebenhausen, Langewiesche) gibt in der ihnen eigenen Form E. Hartung als ein lebendiges Ganzes „Gottfried Keller“, Briefe und Gedichte mit lebensgeschichtlichen Verbindungen. — Sein Märchen „Spiegel, das Kätzchen“ ist in einer buchtechnisch sehr ansprechenden Form mit acht launigen Radierungen von O. Pieß erschienen (Leipzig, Baustein-Verlag). — Beiträge zur Körner-Forschung bringt O. F. Scheuer: „Theodor Körner als Student“ (Bonn, A. Ahn). — Eine Ehrenrettung Lenaus versucht H. Bischoff durch eine Sichtung seiner „Gedichte“ (Stuttgart, Strecker u. Schröder), da ihm das allgemeine Urteil zu ablehnend und unberechtigt dünkt. — Sehr hübsch ist die von J. Zeitler geleitete Sammlung „Klassische Erzähler“ in vier Bänden (Leipzig, Tempel-Verlag): 1. Liebesgeschichten, 2. Merkwürdige Geschichten, 3. Verbrechergeschichten, 4. Wunderbare Geschichten, in der

bekannten guten Ausstattung nur wirklich Wertvolles enthaltend. — Wir haben häufig auf die tüchtige Arbeit des „Volksverbandes der Bücherfreunde“ (Berlin, Wegweiser-Verlag) hingewiesen. Jetzt liegen uns vor: Dickens, Die Pickwickier, 1. Band; Andersens Märchen, 1. Band; Fritz Reuter, Ut mine Stromtid, 2. und 3. Teil, die wir gern empfehlen möchten, freilich ohne sagen zu können, ob die nötigen Ergänzungsbände auch erschienen sind. — Einen neuen beachtenswerten Versuch macht Max Fischer in der Reihe „Grüne Bücher“, die in monatlicher Folge Romane aus allen Zeiten und Zonen bringen sollen (Potsdam, Grüne Bücher). Bisher sind erschienen: Der Sonnenwirt von H. Kurz; Der Alte von Menkendorf von E. Hoefer; Venetianische Novellen von F. von Gaudy; Der Invalide von A. Spindler; Furuitolpe und die Geister von F. Heller. Der niedrige Preis (1,20 M.) gibt vielen Gelegenheit, sich eine geschickt ausgewählte — auch der weitere Plan verspricht Gutes — Reihe von spannenden Romanen der Weltliteratur zu erwerben. — In der Art der Reclamhefte erscheint in blauem Umschlag eine Sammlung „Deutsche Dichtung — Deutsche Kultur“ (Eisleben, W. Probst), Nr. 1/2: Grabbe, Die Hermannschlacht; Nr. 3: Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?; Nr. 4: Salomon und Markolf. — Paetels Taschenausgaben bringen in befriedigender Ausstattung einige Neuauflagen und ein paar frische Bändchen (Berlin, Gebr. Paetel): Ebner-Eschenbach, Der Kreisphysikus; Storm, Immensee; Geschichten aus der Tonne; Von jenseit des Meeres, Hinzelmeier; Stifter, Der Condor, Das Heidedorf; Fouqué, Fata Morgana; Marie Petersen, Die Irrlichter. — Von der Kunstwart-Bücherei (München, G. D. W. Callwey), die das Streben nach lebendiger Kultur und nach Durchdringung unseres täglichen Lebens mit ihr wie in allen Äußerungen der Gemeinde beweist, liegen uns Bd. 13—20 vor; eine Auswahl guter Literatur aller Zeiten, wo es nötig, sachkundig eingeleitet: Klopstock, Dichtungen; Messias; Gilgamesch, übersetzt von H. Häsker; Kopisch, Heitere Gedichte; Trentini, Novellen; Bonus, Die Geschichte von den Verbündeten; Bernhart, Geschichten aus Spanien; Spanien, Bilder und Studien; Maartens, Sonette, neben dem englischen Text die Übersetzung von E. Schuman; Lingg, Gedichte. — Mit besonderem Nachdruck weisen wir auf die Sammlung preisgekrönter Volkserzählungen hin (Berlin, Verlag der Feierstunden), die der Verein zur Vertreibung guter volkstümlicher Schriften herausgibt, von der uns zwei Bände: „Das Opfer“ und „Nahe am Abgrund“, vorliegen. Über Grundsätzliches und Praktisches aus seiner Arbeit berichtet die Schrift „Buch und Arbeiter“ (Gotha, F. A. Perthes), an dem niemand vorübergehen darf, der Volksbibliotheken zu betreuen hat. Der Verein, der unter der klaren und zielbewußten Leitung von Wilhelm Scheffen steht, sieht auf eine achtunggebietende Leistung zurück. Er verdient jede Unterstützung, denn hier wird wahrhaft gute Arbeit am deutschen Volke geleistet.

Auch das „Wunderhorn“ soll auf dem etwas überfüllten Rundschau-Weihnachtsbüchertisch nicht übersehen werden, das allen Freunden der deutschen Romantik willkommene und erlesene Gaben bescheren möchte. Die Sammlung, in der Paul Alfred Merbach (Berlin, W. J. Mörlins) mit rechter Liebe, Andacht und sicherm Takt die kostbarsten Schätze jener wunderreichen Zeit vereint, gewinnt noch durch die feinen sandfarbenen Leinenkleidchen, durch die eigenartigen nach einem Einfall E. T. A. Hoffmanns gezeichneten Titelornamente und die seltenen Porträt-Beigaben. Es ist ein bunter, ohne Ängstlichkeit zusammengetragener Strauß: Wir begegnen da Friedrich Schlegels reizend unmoralischer Moralistin „Lucinde“ geschickt vereint mit der schamhaft-tapferen Verteidigungsschrift des jungen Schleiermachers in ihrer romantischen Ethik. Es folgen die quälerisch dunkeln „Nachtwachen“ des Bonaventura mit ihrem geheimnisvollen Ursprung, den man bislang in Schelling zu finden glaubt. Den aus deutschester Italiensehnsucht entsprossenen „Ardinghello“ die enthusiastische Renaissance-Deutung Heinses, auch Meinholdts geniale Chronika„fälschung“ Die Bernsteinhexe treffen wir hier und den seltsam tragischen „Peter Schlemihl“. Endlich in je vier stattlichen Bändchen des wundersamen E. T. A. Hoffmann tiefste Dichtungen und Wilhelm Hauffs geheimnisvolle Erzählungen und Märchen. Alles ist mit schöner Sorgfalt herausgegeben, begleitet von einigen klugen, unaufdringlichen Worten und den notwendigsten historischen Angaben und überrascht dabei durch einen niedrigen Bezugspreis.

Fremde Literatur

Pierre Lotis berühmtes Buch „Islandfischer“, zu dem unsere Einstellung sich auch erheblich, und zwar nach der abgeschwächten Schätzung hin, verändert hat, ist in der Übersetzung von Carmen Sylva in 10. Auflage erschienen (Leipzig, A. Kröner). — In der „Tauchnitz-Edition“ (Leipzig, B. Tauchnitz) ist als neuer Band die lesenswerte Erzählung von May Sinclair „Anne Severn and the fieldings“ erschienen. — Carl Hagemann hat seine mit viel leidenschaftlicher Liebe und eindringendem Verständnis geschriebene Biographie Oscar Wildes umgearbeitet und erweitert, was ihren Wert steigert (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). — Von G. K. Chesterton sind in deutscher Übertragung Essais erschienen: „Was Unrecht ist an der Welt“ (München, Musarion-Verlag), die ihn auf der Höhe seinre bekannten kritischen Schärfe (die er freilich im Weltkrieg verloren hatte) zeigen und durch die spiegelnde paradoxe Art seiner Betrachtung auch dort interessant machen, wo man ihm nicht folgen kann.

A. van Schendel, Ein Wanderer (Leipzig, Insel-Verlag), deutsch von R. Monjé, schildert das Suchen, Irren und Finden eines entflohenen Mönches, den sein inneres Gesetz zu einem Unbehausten macht. Der Roman bestätigt den früheren Eindruck von Schendels Schaffen, hier einem starken Künstlertum zu begegnen. — H. C. Andersens wenig bekannter Roman eines armen Geigers, „Das Irrlicht“ (Berlin, Franz Schneider), hat F. W. Schmidt bearbeitet. Die Illustrationen von R. v. Horschelmann sind ausgezeichnet.

Verschiedenes

In der „Jedermanns-Bücherei“ (Breslau, G. Hirt), deren Vorzüge hier oft anerkannt werden konnten, sind neue, gut orientierende Bände erschienen: Groh, Deutsches Arbeitsrecht; Osterrieth, Patentrecht; Huntemüller, Körperliche Erziehung und Schulhygiene; Isay, Völkerrecht. — Die genügend bekannte Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ (Leipzig, Quelle & Meyer) wird zielstrebig weiter ausgebaut: v. Below, Vom Mittelalter zur Neuzeit, Bilder aus der deutschen Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte; Kloß, Geschichte der römischen Literatur; Schering, Musikalische Bildung in 4. Auflage. — R. Henseling gibt einen zweifellos viele angehenden Beitrag „Werden und Wesen der Astrologie“, A. Molls „Der Spiritismus ist in 3., L. Langs „Buddha und Buddhismus in 2., Hilde Zimmermanns Leitfaden für hauswirtschaftliche Schulen „Haus und Hausrat“ gleichfalls in 2. Auflage erschienen (Stuttgart, Franckh). — Eine verdienstvolle Aufgabe löst F. Karpfen, indem er durch sein Buch „Der Kitsch“ (Hamburg, Weltbund-Verlag) diesem unausrottbaren Bestandteil der Zivilisation frisch und fröhlich zu Leibe geht. Die 34 beigegebenen Bilder sind sehr geschickt ausgewählt. — E. Wasserziehers gute Sammlung „Hans und Grete“, 1000 Vornamen, ein Kleinergebnis seiner unermüdlichen Arbeit an der deutschen Sprache erlebte die 2. Auflage (Berlin, F. Dümmler). — Ein Kriegsergebnis, zugleich ein schönes Zeugnis für deutschen Forschergeist, ist die Schrift „Morgenländische Wörter im Deutschen“ von E. Littmann (Tübingen, G. C. B. Mohr), die der Verfasser, der auf dem türkischen Kriegsschauplatz stand, ursprünglich für die Deutsche Armeezeitung in Damaskus bestimmt hatte. Jetzt liegen die sehr interessanten Untersuchungen, vertieft und erweitert, in 2. Auflage vor. — Dem erfreulich immer stärker werdenden Bedürfnis nach Familienkunde kommt in geeigneter Form das Familien-Stammbuch entgegen (Leipzig, Perlen-Verlag), das wir empfehlen können. — Eine wirkliche Weihnachtsgabe an das deutsche Volk ist die Schrift „Deutsche Weihnachten“ von A. Drasenovich (Graz, Alpenland-Buchhandlung), die auf Grund eingehender Studien kenntnisreich darstellt, wie aus germanischem, römischem, christlichem Brauch die schlichte Innigkeit des schönsten Festes zusammenwuchs. Getreu der schöpferischen Kulturarbeit der „Südmark“, wirkt das Büchlein aber darüber hinaus auf eine Vertiefung hin durch die würdige Pflege der echten alten Bräuche und Anleitung zur Begehung des Festes, so daß alle Eltern es lesen und aus ihm ihren Kindern von dem lebendigen Gut unseres Volkes unverlierbare Schätze mitgeben sollten.

Romane und Novellen

Im Telegrammstil:

Bernhard Kellermann, Schwedenklees Erlebnis (Berlin, S. Fischer), behandelt in der bekannten Sicherheit des Verfassers das Problem des alternden Mannes und des Glückspilzes ohne Größe, dem alles gelang, was er anfaßte, ohne daß je einmal von ihm gefordert wäre, sich selbst hinzugeben, und dem endlich, als er nach der Jugend greift, die Rechnung vom Leben vorgelegt wird. Das junge Mädchen, das er als sonderbares Vermächtnis einer einst flüchtig geliebten, längst vergessenen Frau übernimmt (es bleibt dunkel, ob sie nicht doch seine Tochter ist), geht von ihm zu einem jungen Mann. Er, dem die Tragik nun einmal versagt ist, an sein wohlgepflegtes banales Leben. — Werner Schendell, Nachspiel (Berlin, Ullstein): Ein Nachkriegsroman, der mit Erfolg in die Psyche eines Menschen hineinzudringen versucht, der es versteht, der zügellosen Zeit Herr zu werden, ohne die Konflikte, in die seine Seele gerät, vor seiner inneren Läuterung durch einen Unglücksfall zu überwinden.

Elsa-Maria Bud, Dr. Galleni (München, Dreimasken-Verlag): Ein psychoanalytischer Roman von starker Spannung, der in seelische Abgründe hineinleuchtet, ohne daß es doch schon gelungen wäre, die Studie ganz zum geschlossenen Kunstwerk zu verdichten.

Clara Ratzka, Die Venus von Syrakus (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt): Ein sizilianisch-italienischer Künstlerroman voll leuchtender Farben und südlichem Leben mit aufregenden Abenteuern und einem erfrischenden ironischen Humor.

Paul Oskar Höcker, Thaddäus (Berlin, Ullstein): Die erschütternde Geschichte des verwachsenen Vikars Danegger in Tagebuchform, der aus der befangenen Unfreiheit seiner Mißgestalt schuldlos schuldig der Vernichter eines jungen blühenden Lebens wird, bis das Unglück ihm dann die innere Freiheit der Seele gibt, die sein gütiges Herz ihm nicht erkämpfen konnte. Viel Feines und Verantwortungsbewußtes steht hier über Jugend und Erziehung.

Josef Friedrich Perkonig, Liebe, Leid und Tod (Klagenfurt, Kleinmayer), faßt acht Novellen des Kärtner Dichters zusammen, die Mannigfaltigkeit seiner Gabe glücklich offenbarend, am stärksten in seiner Heimatverbundenheit und Musikalität.

Rudolf Hans Bartsch, Im Südhauch (Zürich, Orell Füßli): Grenzlandgeschichten ohne Grenzlandgeist; die Landschaft begriffen, ohne den seelischen Gehalt zu fassen. Die neuerdings von ihm entdeckte, uns armen Reichsdeutschen so unendlich überlegene österreichische Kultur, bewahrt ihren Entdecker leider nicht vor Unkünstlerischem und Geschmacklosem.

Wilhelm Matthiessen, Die Königsbraut (Regensburg, G. Bosse): Ein musikalisches Märchen mit allen Vorzügen einer tiefen Musikergriffenheit und bei aller barocken Laune (auch er muß wie jeder frühere Jünger der Germanistik eben doch Zinsen für das unselige Kapitel zahlen) von einem wunderbaren mystischen Wissen über die alle Himmel und Höllen überwindende Verbundenheit zweier Menschen, die von den Sternen für einander bestimmt sind.

Elisabeth von Heyking, Briefe, die ihn nicht erreichten (Berlin, Gebr. Paetel): Die Jubiläumsausgabe des hundertsten Tausend in würdiger Ausstattung des Buches, von dem einst alle Welt sprach.

Die künstlerisch stärkere Schwester Irene Forbes-Mosse, die andere Enkelin Bettinens, zeigt in ihrem Roman „Gabriele Alweyden“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), daß ihre Kraft, die bisher in zarten Bildchen sich kundgab, beinahe auch für ein großes Werk ausreicht, das in seiner Feinheit des Gefühls nur eine Frau schreiben konnte.

F. A. Beyerlein, Der Siebenschläfer (Leipzig, Sächsische Verlagsanstalt): Eine Erzählung, deren Held der Waisenvater Franke ist im Kampf gegen Unduldsamkeit, Bosheit, Dummheit seiner lieben Mitmenschen.

Paul Rosenhayn, Die glühende Gasse (Leipzig, E. Keil): Wer starke Wirkung und Spannung sucht, wird bei Rosenhayn immer auf seine Kosten kommen; richtige Unterhaltungslektüre mit Film- und Detektivroman-Lichtern.

W. Kunze, Der Tod des Dietrich Grabbe (Konstanz, O. Woehrle): Ein starkes Buch, in dem eigenwillig geformt, aber im innersten begriffen, die schicksalgebotene

Disharmonie des Dichters und sein Ende dargestellt wird, dem Mit- und Nachwelt nicht gerecht werden konnte.

M. R. Jünemann, Die Anarchistin (Leipzig, Quelle & Meyer), mit guten Ansätzen, fesselnd, ohne volles künstlerisches Ausreifen, mit bemerkenswerten Einblicken in die innere Organisation der weltumfassenden Bewegung.

Gustav Schröer, Deutsche Legenden (Halle, Heimatverlag): Ein Buch der deutschen Passion in einem Legendenkranz voll hohen sittlichen Ernstes und ein Buch der Hoffnung.

W. Bergengruen, Das Gesetz des Atum (München, Dreimasken-Verlag): Das Werk eines eigenwilligen, aber durch und durch künstlerischen Temperamentes, ein Gemisch von E. T. A. Hoffmann und Film, Gott bejahend aus dem Glauben an die Hölle.

J. Winkler, Trilogie der Zeit (Rudolstadt, Greifenverlag): Stark, im besten Sinne unverschämt und irgendwo ein Begreifen der Zusammenhänge unserer irregewordenen Zeit.

A. Funke, Der Bruch im Lande (Halle, Heimatverlag): Ohne große Ansprüche, zwar von keinem Dichter, aber von einem Schriftsteller, der aus ehrlichem Herzen sein Wunschbild formt und aus heißer Liebe zu seiner roten Erde den Roman des Kampfes zwischen Industrie und Bauerntum schrieb, bei dem des Verfassers Herz trotz allem Verständnis für die Scholle bei den großen Führern der Industrie steht.

Zwei hübsche Geschenkbüchlein (Bremen, Schünemann):

L. Bäte, Mond über Nippenburg: Auf Raabes Spuren wandelnd und seinem Wort getreu die innere Heimat der großen beschworenen Geister im Raabeschen Nippenburg beweisend.

Herm. Eicke, Am dunklen Tor: Fünf Erzählungen von Eigenart und Kraft.

Josef Ponten, Der Urwald (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt): Seiner lebendigen Kraft gelingt es, einen bizarren Gedanken mit Virtuosität durchzuführen, wie durch das Leben im Treibhaus in einem Fräulein von heute Instinkte des Urwaldes wach werden, sie fast zur Pflanze wird und wie eine solche vergeht.

Franz Lüdtke, Die Nacht der Erlösung (Rudolstadt, Greifenverlag): Heißer und starker Atem, jedoch bedenklich als Äußerung der Jugend, nur durch Verzicht zur Erlösung zu kommen und die wahre Erlösung durch die Vergeistigung der Sinne nicht sehend.

Hans Brandenburg, Legende des heiligen Rochus (Leipzig, Haessel): Ein feines rührendes Bild des Heiligen, der sein Leben opferte, um in Verkennung und Undank zu sterben.

W. Franke, Max oder die Lebenshaltung des Schiebers (Freiburg, E. Guenther): Ein Versuch mit unzulänglichen Mitteln, der erträglich wird durch die Beigabe von Bildern des unvergleichlichen Daumier.

Die Gesamtausgabe von Hermann Löns', des Unvergessenen, Werken erfährt eine wesentliche Ergänzung durch die beiden von Wilhelm Deimann herausgegebenen Nachlaßbände „Für Sippe und Sitte", welcher die wichtigsten Schriften zum Natur- und Heimatschutz vereinigt, und „Mein niedersächsisches Skizzenbuch".

Gute Unterhaltungslektüre ohne besondere literarische Ansprüche sind die Geschichten: Ganghofer „Dschapei", Hermine Dillinger „Die vom Wald" und Heinrich Hansjakob „Der Vogtsbur" (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.).

„Die Schatzkammer", herausgegeben von Wilhelm Scharrelmann (Bremen, Schünemann), bringt eine Fülle echt norddeutscher Kunst in einem stattlichen Sammelband. Die ausgewählten Erzählungen, Gedichte, Essais und Bilder geben ein starkes Zeugnis von regem, geistigem und künstlerischen Leben.

Die viel beschrienen Bücher von Edgar Rice Burrough, „Tarzan, seine Wiederkehr und sein Sohn" (Stuttgart, E. Dieck & Co.), bedeuten einen so katastrophalen Durchfall des Lesepublikums, daß eine nachträgliche Warnung an der Tatsache des buchhändlerischen Erfolges nichts ändern kann. Ein ursprünglich durchaus nicht unfruchtbarer Gedanke bewegt den Verleger, den armen Autor zu einer ewigen Wiederholung desselben Themas zu veranlassen, so daß das Endergebnis eine nur von zorniger Heiterkeit über die vielen Widersinnigkeiten und Unmöglichkeiten unterbrochene bleierne Langeweile ist. — Daß diese Art von Amerikanismus — dem Autor hat wahrscheinlich ursprünglich so etwas wie ein

amerikanischer Rousseau (Rückkehr zur Natur) vorgeschwebt — auch in Deutschland eine so starke Verbreitung finden konnte, spricht, wie gesagt, nicht gegen den Autor, sondern nur gegen das Publikum.

Über und gegen Gerhart Hauptmanns neuen Roman „Die Insel der großen Mutter“ und Jakob Wassermanns „Faber oder Die verlorenen Jahre“ (Berlin, S. Fischer) ist so viel zu sagen, daß wir die ausführliche Besprechung einem späteren Heft vorbehalten müssen. Hier sei nur auf das Vorliegen der neuen Bände hingewiesen. D. R.

* * *

Noch einige Romane und Erzählungen

Der Schweizer Jakob Bühler macht uns da in seiner „Eveline Breitinger“ (Grethlein & Co., Zürich) mit einem richtigen kleinen Tippmädel bekannt, einem der zahllosen, die bei uns jeden Morgen mit Überzeugung die 2. Klasse-Abteilung bevölkern, läßt sie eine Erbschaft antreten und auf die in diesem Falle fast unmoderne Idee kommen: möglichst bald zu heiraten. Auf Grund einer Heiratsanzeige erachtet sie nach qualvoller Auswahl sieben Bewerber ihrer näheren Bekanntschaft für würdig und findet nun, und das ist das Köstliche an der Geschichte, an allen sieben neben all ihren Schwächen etwas Echtes, Starkes, Liebenswertes, ob es nun der Arbeiter, der Hotelier, der zaghafte Pastor, der Großindustrielle, ob es der geniale Hochstapler, Eisenbahnsekretär oder Kaffeehausgeiger ist. Die warme gütige Art der Menschenbetrachtung gibt dem Ganzen bei dem flotten lustigen Tempo, in dem die Anwärter an uns vorbeirutschen, einen gesteigerten Gehalt, wenn auch die Phantastik, die zum Schluß in ein allgemeines gutmütiges Gerede ausartet, wieder etwas das freundliche Angeregtsein abschwächt. Die Hymne auf die Technik freilich überrascht bei der schönen Ehrfurcht vor dem einfach Menschlichen, die den Autor auszeichnet, und die hier verborgenen Konflikte hindern ihn wohl auch an der lebendigen Durchführung seiner letzten künstlerischen Absichten.

Eine andere Geschichte erzählt Victor v. Kohlenegg in „Herrn Immelmanns Krähe“ (J. G. Cotta Nachf., Stuttgart), bei der ein liebenswürdiger, etwas wehmütiger Humor den Untergrund gibt für das lebensvolle Bildnis eines „älteren Herrn“, eines „Menschenmalers“, der nicht nur mit erkenntnisreichem Stift in Berliner Zeitschriften die Schrullen und Gebrechen seiner Mitmenschen mit mildem Spott aufzuzeigen versteht, sondern dessen geschultes, genußfrohes Auge uns auch auf all seinen Wegen durch das allzu gewohnte Treiben der Stadt oder um sein idyllisches Häuschen, seine „Krähe“, in stillem entlegenen Vorort neu sehen lehrt, das Kleinliche, Allzumenschliche am Einzelnen schnell zu erfassen und die große Linie, das Wesentliche am Menschen herauszureißen. Es ist wieder einmal erquickend, sich in der stillen, reinlichen Luft, die diese Menschen umgibt, bewegen zu können. Sie ist fast etwas zu geruhsam und milde für unsere Zeit — aber gerade darum.

Im Vergleich zu diesem echten, weil aus tiefstem Erkennen und Verstehen strömenden Humor, wirkt die Art des August Ganther in seiner Sammlung „Der Vetter aus Siebenbürgen“ (Herder & Co., Freiburg) als ein gar zu niedliches, bescheidenes Humörchen. Die kleinen Schwarzwaldgeschichtles sind lieb und harmlos, doch scheint mir, daß in diesem gesegneten Stückchen Erde auch einmal kräftigere und leuchtendere Blumen zu finden wären als nur immer diese kleinen anspruchslosen Gänseblümchen.

In das härtere, strengere Klima des meerwindfeuchten Holsteins führt uns Georg Julius Petersen in seinem Roman „Um die Scholle“ (J. P. Bachem, Köln). Das Ringen dieser zähen Menschen und Herrnbauern um ihren durch jahrhundertelange Mühen erworbenen Boden ist mit Lebhaftigkeit und Ernst, durch den Weltkrieg hindurch, bis in die Gegenwart hinein fortgeführt. Doch macht es manchmal das erhebliche stilistische Unvermögen des Dichters schwer, mit Liebe der spannenden Handlung zu folgen.

Wesentlicher noch in seiner ganzen Struktur faßt den niederdeutschen Menschen der Holsteiner Ferdinand Zacchi in seinen trotzigen starken Friesenromanen „Klaar Kimming“ und „Freerk Frandsens Blut“. Aus der ungestümen heiligen Liebe zu seinen Koogsbauern heraus nimmt er sich das Recht, mit rücksichtsloser Härte ihnen all ihre Schwächen vorzuführen, ihre Todfeinde: die Inzucht und den Grog, in dem leiden-

schaftlichen Glauben an das neue Erwachen aller starken lebensfrohen Kräfte in diesen stolzen Bauerngeschlechtern. So nennt er Klaar Kimming ein „Buch der Hoffnung“, und wir glauben ihm und seinen Menschen, daß sie erfüllt werde — wenn auch die Zeit noch nicht gekommen ist. Die kräftige Formung der Sprache im Dialekt macht seine Helden noch überzeugender und echter, seine Bücher selber aber werden dadurch wertvolle Beiträge zur neuen niederdeutschen Literatur, für die wir dem Verlage Karl Wachholtz, Neumünster i. H., Dank schulden.

Ein anderer ist noch da, Ernst Wiechert, ein erbarmungsloser Wachrüttler des deutschen Gegenwartsmenschen, der mit geradezu unerhörter Wucht und Unerbittlichkeit den Haß predigt, Haß und Kampf gegen alles Laue, Schwache, Feige. Das letzte Vermächtnis seines „Totenwolfs“ (Habbel u. Naumann, Regensburg), einer gewaltigen ostpreußischen Kohlhaas-Natur, die am Kampf gegen Gemeinheit und Unrecht zugrunde geht, dem selbst noch nicht die Erfüllung seiner Sehnsucht: „durch Haß zur Liebe“, vergönnt war, blutet in die Worte aus: „Die Welt ist der Liebe nicht reif . . . einmal . . . der deutsche Mensch . . . . vielleicht wird er in Liebe leben können. Aber durch den Haß muß er gehen, gepanzert, gegürtet, eisenklirrend.“ Die Stimmen der sanften Verbrüderungsträumer müssen versäuseln gegen die Kraft seines gewaltigen Wortes. Hier ist Leben, ein unbändiger Wille zu Leben und Untergang und das zornige und gläubige „Trotzdem“, das unserer aller Losung werden muß.

Wie matt wirkt dagegen eine Dichtung, die aus verwandtem Geiste strömen sollte, der Nietzsche-Roman Walter v. Hauffs: „Im Siegeswagen des Dionysos“, von der Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin, in etwas veränderter Form neu herausgegeben, doch noch immer im Gesamteindruck gleich: In der peinlichen Wirkung, die ein Nachahmen des Pathos der Worte Nietzsches mit sich bringen muß; was dort berauscht, kann hier nur verkatern. Es gibt vielleicht eine Möglichkeit, andere das ungeheure Erlebnis Nietzsche erahnen zu lassen, und das heißt nicht Imitation der Geste, sondern ruht in der ehrfürchtigen Schlichtheit, härtesten Nüchternheit und letzten Vereinfachung aller Worte, die das Problem Nietzsche umfassen wollen. Das verlangt freilich eine Höhe, die bisher nur einmal, und zwar von Ernst Bertram erreicht wurde. W. F.

Politik

Mit lebhaftem Genuß liest man das Buch des bekannten Dänen Karl Larsen „Der Adlerflug über den Rhein und den Äquator (Berlin, R. Hobbing) schon allein des künstlerischen Reizes der Darstellung wegen. Was er über den französischen Imperialismus in seiner hier erst jüngst gewürdigten Art zu sagen hat, ist gerade wegen des vornehmen Standpunktes und der feinen Ironie ein wuchtiges, endgültiges Urteil gegen das politische Frankreich von heute und immer. Wir wünschten dem Buche Verbreitung auch in der angelsächsischen Welt, wo der eindringliche Appell an die Solidarität der weißen Völker, gestützt auf eine Fülle von Dokumenten über den wachsenden afrikanischen Imperialismus, noch mehr Antwort finden müßte als bei uns, denen die Franzosen am Rhein den Glauben an eine Gemeinsamkeit mit ihnen genommen haben. — Auch für den, der über deutsche Dinge ganz anders denkt als Verweyen, wird sich eine Auseinandersetzung mit seinem Buche „Deutschlands geistige Erneuerung“ (Leipzig, Quelle & Meyer) lohnen. — Oswald Spengler soll demnächst hier auf seine beiden letzten Schriften „Politische Pflichten der deutschen Jugend“ und „Neubau des deutschen Reiches“ (München, Beck) von einem Vertreter der deutschen Jugend geantwortet werden. Heute muß die Bitte, sie zu lesen, genügen. — Arthur Zickler gibt für die „Neue Bereitschaft“ eine Zeitschrift „Die Freischar“ heraus, deren erste 6 Hefte zu einem Band vereinigt sind. Wer von den lebendigen Kräften der deutschen Jugend wissen will, der greife zu diesen Blättern und unterstütze sie: in Leiden und ernstem Ringen gewonnene Klarheit, ein verantwortungsbewußter, auszeichnender Wille, die Bereitschaft zum eigenen Schicksal, der Glaube an das eigene Gesetz, die Freiheit gegen überkommene und neue Lügen zeigen in jeder Zeile, daß hier echtes Leben ist. — Wir begrüßen den Gedanken, der dem Buche „Deutschland 1914—1924“ (Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft) das Leben gab, in dem in sehr guten Photographien deutsche Großtaten an Leistung vor dem Kriege, während des Kampfes gegen die Welt und aus dem Ringen deutscher Wirtschaft und Technik in den Ketten von

Versailles vereint sind. Mit Recht heißt der Untertitel „ein Buch der Größe und der Hoffnung". — Als 1. Heft einer lobenswerten Sammlung „Heimat im Bilde" (Halle, Heimat-Verlag) ist mit 37 Zeichnungen von Weßner-Collenbey und Hutzke erschienen: Deutsche Heimat von der Saale und Unstrut bis zum Harz, das eine der stärksten Wurzeln unserer Kraft, die Liebe zur Heimat, zu vertiefen strebt durch den Hinweis auf die Schönheit deutschen Landes.

Es ist für jeden von uns wichtig, sich über die Fragen, die nur gar zu bald ganz im Vordergrunde unserer Innenpolitik stehen werden, sachlich zu unterrichten. Darum weisen wir mit Nachdruck auf neue Schriften der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände hin: Die Arbeitszeitfrage; Die Lohnpolitik der deutschen Arbeitgeber; Industrie und Sozialpolitik (Berlin, Fr. Zillesen).

In der ausgezeichneten Sammlung „Klassiker der Politik" (Berlin, R. Hobbing), deren Unentbehrlichkeit auf der Hand liegt, sind neu erschienen: Sieyès, Was ist der dritte Stand?, übersetzt und eingeleitet von O. Brandt; Richard Cobden und das Manchestertum von C. Brinkmann; Joseph de Maistre, Betrachtungen über Frankreich, in der Übersetzung von F. v. Oppeln-Bronikowski, herausgegeben von P. R. Rohden; F. C. Dahlmann, Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt, eingeleitet von O. Westphal. — Wesentlich Neues und für unsere Lage besonders Bedeutungsvolles bringt E. Botzenhart in seinem Buch aus den unveröffentlichten Geschichtswerken des großen Mannes: Freiherr vom Stein, Staatsgedanken (Tübingen, Osiander). — Anregungen vermittelt das leidenschaftlich geschriebene Buch von Ottokar Stauff von der March „Zwei deutsche Edelfürsten" (Leipzig, Th. Weicher), in dem er Friedrich den Großen und Joseph II. vielleicht etwas eigenwillig, aber fesselnd in scharfen Umrissen hinstellt. — Von dem bekannten Buche von A. L. Kielland „Rings um Napoleon" (Leipzig, G. Merseburger) liegt die 8. Auflage vor, ein genügender Beweis für das Interesse, das es findet und verdient. — Als Kuriosum sei die kleine Schrift von G. Kröner (Leipzig, E. Matthes) erwähnt, welche „die Weissagung von Lehnin" mit Ausdeutungen bringt. — Aus den wohl nicht als authentisch anzusprechenden französischen Aufzeichnungen „Die geheimen Denkwürdigkeiten der Gräfin Dubarry" hat P. Frischauer durch seine geschickte Bearbeitung den Wert herausgeholt, den sie haben: nämlich den einer unbeabsichtigten Zeitkritik (Wien, R. König). Franz Blei schrieb ein Nachwort dazu. — Kriegserinnerungen wollen wir im allgemeinen nicht mehr lesen. Wenn jedoch eine so lebendige Persönlichkeit wie Hans Carossa uns seine Erlebnisse durch sein „Rumänisches Tagebuch" (Leipzig, Insel-Verlag) so zwingend nahebringt, folgen wir willig wegen der Lebenskraft und der Nachdenklichkeit, die ihn auszeichnen.

Es gibt keinen schneidenderen Gegensatz als zwischen dem Verhalten der Franzosen im besetzten Gebiet und dem der Deutschen nach 1871 in Frankreich. R. Linnebach hat auf Grund der Akten die Okkupationszeit 1871—73 dargestellt: Deutschland als Sieger im besetzten Frankreich (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Dieses Buch sollte jeder lesen und als notwendige Ergänzung die deutschen amtlichen Denkschriften über das Wüten der französischen Soldateska am Rhein 1918—?. — Die Vorbereitung der Befreiungskriege schildert F. Adami auf Grund von Aufzeichnungen von Augenzeugen in seinem Buch „Schicksalswende, Preußen 1812/13" (Berlin, Falken-Verlag). Es ist ein Brevier der Stärkung und Hoffnung, und es ist gut, daß B. Krieger die vor 60 Jahren erschienene Schrift der Vergessenheit durch die Neuherausgabe entriß. — 12 Aufsätze Paul Baillieus vereinigt Melle Klinkenberg, der dem Verstorbenen einen warmen Nachruf schrieb, in dem Buch „Preußischer Wille", ein hohes Lied auf die Kraft des echten Preußen. Wenn wir bemerken, daß von diesen gesammelten Arbeiten sieben zuerst in der „Deutschen Rundschau" erschienen sind, brauchen wir unsere lebhafte Zustimmung nicht weiter zu begründen (Berlin, Hafen-Verlag).

Da die Nachwirkungen nicht aufhören, sollen wir die Ursachen nicht vergessen, sondern uns sehr genau mit ihrer Art und Methode befassen. Es ist von größter Wichtigkeit, daß wir nach dem Tode von Avenarius, der dieser Arbeit seine letzten Jahre widmete, der Hetz- und Lügenpropaganda unserer Feinde nachgehen. Wer nicht die Art und Weise kennt, in der das Gift verbreitet ist, wird niemals das Gefühlsklima verstehen können, dem alles Deutsche heute wie gestern in der Welt begegnet. Wir rechnen es dem Verlage K. Curtius-Berlin zu

hohem Verdienst an, daß er ein Buch herausgab „Hetz-Karikaturen“ zur Psychologie der Entente, das in diese Kloake menschlicher Gemeinheit bis auf den Grund hineinleuchtet. Wir erinnern auch an das im gleichen Verlag 1915 erschienene Buch „Durch Frankreich und Deutschland während des Krieges“, in dem der Schweizer G. W. Zimmerli seine auch heute noch lesenswerten Beobachtungen und Erlebnisse wiedergibt.

Wer den Ernst der französischen Bestrebungen auf Abtrennung des Rheinlandes immer noch nicht begriffen hat, den wird das von Hermann Oncken eingeleitete höchstwichtige Werk „Die französischen Dokumente zur Sicherheitsfrage 1919/1921“ (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte) endlich überzeugen. Die Gefahr ist durchaus nicht beschworen, um so notwendiger ist es für uns, die französische Methode zu erkennen, die es versteht, jeder neuen politischen Situation sich anzupassen, ohne je ihr Endziel aus dem Auge zu verlieren. — Ein völlig unentbehrliches Buch, weil es wahrhaft einen Blick hinter die Kulissen des separatistischen Theaters am Rhein zu tun gestattet, sind die von Rhenanus herausgegebenen Dokumente und Tatsachen „Die Drahtzieher“ (Berlin, Verlag für Presse, Wirtschaft und Politik), die jeder schon deshalb kennen sollte, um die neue versteckte Form der Abtrennungsbestrebungen klar durchschauen zu können. — Ganz besonders begrüßen wir, daß ein Dichter wie Ludwig Finckh sein neues Büchlein den deutschen Brüdern in der Tschechei gewidmet hat, die „Sudetendeutsche Streife“ (Dresden, Falkenverlag). Es wird sicherlich dazu beitragen, auch in den Kreisen, die bisher der Not unserer Grenzlanddeutschen fremd gegenüberstehen, das Verantwortungsgefühl zu wecken. **V. R.**

Katholische Verleger

Carl Rademacher, der Direktor des Stadtkölnischen Museums für Vor- und Frühgeschichte, hat eine Künstlergeschichte aus dem Klosterleben des 13. Jahrhunderts geschrieben: Caesarius von Heisterbach (Köln, Bachem). Dieses Werk ist mehr als ein historischer Roman. Es ist der Weg zu den alten Zeiten, ihren Kunst- und Bildungsgütern. Der Weg, aus den alten Bauwerken und Kunstschätzen etwas Eigenes zu spüren. Der Weg, seinen Vorfahren, dem Heimatboden menschlich näherzukommen. Es ist darum besonders ein Buch für die junge Generation. Ein wenig stark noch die allzu „klassische“ Form der Redeweise. Ich glaube, die Rheinländer haben auch damals keine andere Ader gehabt als heute. — Goldengel von Köln, von Ernst Pasqué (Köln, Bachem), ist ein kulturgeschichtlicher Roman aus der Franzosenzeit Kölns. Der Verlag ist selber der Ansicht, daß es ein Wagnis sei, diesen Roman, den unsere Eltern in der Jugend verschlungen haben, herauszubringen. Dabei ist er noch ganz erheblich zusammengestrichen. Immerhin, als Zeitbild der schwersten Franzosenjahre Kölns und der Rheinlande mag er gelten. Und das Buch wird heute Leser finden. Denn die Franzosen sind wieder im Land. Wie damals neben den Franzosen Räuberbanden das Land heimsuchten, so waren die Begleiter diesmal die Lumpen-Separatisten. Darum soll es die Jugend lesen und wissen, wer immer wieder Unheil und Not über deutsches Land bringt. — Hertha Pohl zeichnet in ihrem Roman „Tina Stawiks Ernte“ (Freiburg, Herder) ein dunkles, schweres Geschick einer Magd. Die Verlassene, Verstoßene nimmt ein gütiger Mensch, ein Schmied, auf. Sie brennt zu ihm in gieriger Leidenschaft. Wird mitschuldig am Tod seines Kindes und Weibes. Aber der Mann weist sie zurück. Und sie sucht den Tod. Das ist die Ernte der Magd. Den zerbrochenen einsamen Mann reißt Wanderjugend zu neuem Leben auf. — Ein ungewöhnliches Buch. Aber es zeigt ungeschminkt das Leben, an dem wir uns so gern vorbeilügen. — „Der Gottversucher“, von Joseph Albert (Freiburg, Herder), ist das eigenwillige Werk eines Werdenden, eines Westfalen. Bedeutende Sprachkraft und zweifellos seherischer Blick und Dämonie eines Dichters. Noch unausgegoren, unausgeglichen; aber das Buch offenbart einen Berufenen. — Graf Eberhard, der mit dem Barte, Württembergs geliebter Herr, ist der reichste Fürst. Die volkstümliche Gestalt des Rauschebartes zeichnet Katharina Hofmann in dem Roman „Der reichste Fürst“ (Freiburg, Herder), den Werdegang dieses deutschen Fürsten, der seinem Land und Volk ein Vater wurde. Ein Mann der Liebe und Gerechtigkeit. Sonst überall in deutschen Landen Zank und Kampf, Feilschen um Dörfer und Gerechtsame. Der Bauer, der gemeine Mann wird gedrückt und geschunden, so daß in Württemberg unter dem

Nachfolger Eberhards, dem Verschwender Ulrich, die Bauern des Armen Konrad aufstehen. „Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes“ ist es, was sie forderten. Über den einen Gerechten vergißt die Verfasserin alles andere himmelschreiende Unrecht, das Herren und Pfaffen am deutschen Volke begingen. Das ist ein Mangel dieses Zeitbildes. — Der Roman aus der Franzosenzeit „Herzschläge einer kleinen Stadt“, von Maria Petras (Freiburg, Herder), spielt in der schlesischen Festung Kosel 1807, als die Franzosen sie belagern. Eigentlich mehr Bayern als Franzosen. In den Herzschlägen dieser kleinen Stadt zucken die Not und Bedrückung des ganzen deutschen Volkes. Aber sie halten sich, die ausgehungerten, zermürbten Menschen. Weil ein paar harte und starke Führer den Nacken steif machen, ein paar Militärs, Bürger und Pfarrer. Die Verfasserin, eine junge Klosterfrau bei den Ursulinen, zeigt in diesem Erstlingswerk eine bedeutende Gestaltungskraft. Von ihr ist zweifellos etwas zu erwarten. P. W.

Kinderbücher (Nachtrag)

Im letzten Augenblick erreichen uns noch Bücher, die wir im Interesse der Kinder unbedingt noch berücksichtigen müssen. Es sind die Bücher aus dem bekannten Verlag Jos. Scholz, Mainz, der im Laufe seiner langen und verdienstvollen Arbeit sozusagen ein seelisches und sehr deutsches Klima um seine Bücher geschaffen hat, das die Kinder mit sanftem Zwang an eine höchst erfreuliche Vorstellungsart gewöhnt hat, so daß sie unbewußt in eine fröhliche und künstlerische Betrachtungsweise mit unbewußt erhobenen Ansprüchen geführt werden. Für die Kleinsten sind wieder unzerreißbare Bilderbücher da: „Haustiere“, von C. O. Petersen; „Im Garten der Kindheit“, die Freuden des 1. bis 6. Jahres, in Bildern und Versen von Lia Doering; dann für die etwas älteren die entzückenden „Klipp-Klapp“-Kettenbücher: „Die Geschichte von den 10 kleinen Negerbuben“ („10 kleine Negerlein“), mit höchst begabten Bildern und Reimen von Uzarski; „Der Herr und der Jockel“, von dem unvergessenen Arpad Schmidhammer gezeichnet. Sehr hübsch ist auch der „Rübezahl“ von Robert Engels und der „Don Quichote“, gleichfalls von Uzarski, ebenso der „Eulenspiegel“ von Franz Wacik; ausgewählte Fabeln von Lessing, Gellert und Lafontaine in den „Tiergeschichten“ mit Bildern von Franz Stabl. Viel Laune hat das gleichfalls von Lia Doering illustrierte Büchlein „Komische Kerlchen“ mit Gedichten von Frida Schanz und das Märchen von Eva Thaer mit Bildern von Richard Scholz „Die blauen Augen“. Jedes dieser Bücher, das die weitere verantwortungsbewußte Arbeit des Verlages zeigt, wird strahlende Freude auslösen. D. R.

Wirtschaftliche Rundschau

Mitten in die Wahlkämpfe ist vor uns die Erinnerung daran gestellt, daß vor Jahresfrist die Rentenmark die Stabilisierung und damit die Rettung des deutschen Volkes gebracht hat. Und zu dieser Erinnerung tritt ein anderer, nicht minder wichtiger Umstand: Genau ein Jahr nach der Geburt der Rentenmark wird die neue deutsche Reichsmark dem Verkehr überlassen. Die Reichsmark soll für uns das neue Symbol der Stabilität, des Wiederaufstiegs, der Gesundung sein. Mit Recht hat deshalb der Reichsfinanzminister Dr. Luther vor kurzem darauf aufmerksam gemacht, daß das deutsche Volk allen Anlaß habe, bei seinen Betrachtungen und Unterhaltungen über die Bildung des neuen Reichstags sich an das Elend der letzten Inflationszeit zu erinnern und bei sich Einkehr zu halten, wie mit Zusammenfassung aller Kräfte ein Rückfall in dieses Elend verhindert werden kann. Leider gibt aber der Blick in die Tagespresse und in die Wahlagitation der politischen Parteien ein bedauerliches Bild der Zerrissenheit des deutsches Volkes. Unsere wirtschaftliche Not, das Elend in weiten Arbeiterkreisen wird zu wahltaktischen Manövern, zu einer neuen wilden Klassenkampfhetze mißbraucht, mißbraucht vor allem deshalb, weil die Träger dieser Hetze sich jeder Erkenntnis über die eigentlichen Ursachen der wirtschaft-

lichen Not verschließen. Kann ein denkender Mensch wirklich glauben, daß der Verlust des Krieges, der Verlust wichtiger Wirtschaftsgebiete, der Verlust unserer Kapitalreserven, unserer Auslandsguthaben usw. ohne Einfluß auf die Lebenshaltung eines Volkes sein kann, das sich zahlenmäßig kaum verringert hat, obwohl ihm 1½ Millionen wertvollster Arbeitskräfte durch den Krieg verloren gegangen sind? Kann man wirklich glauben, daß der ständige Aderlaß der deutschen Wirtschaft infolge der Reparationszahlungen sich ohne Druck auf die Lebenshaltung auswirken kann? Glaubt ein ehrlich urteilender Mensch wirklich, daß ein Wirtschaftskörper wie der deutsche auf die Dauer mit passiver Handelsbilanz ohne den ergänzenden Ertrag umfangreicher Kapitalreserven im In- und Ausland so leistungsfähig sein kann, wie dies notwendig ist, um uns auch nur annähernd die Vorkriegslebenshaltung zu geben? Die Antwort auf alle diese Fragen sollte sich von selbst ergeben. Sie müßten in jeder Wahlversammlung an die Spitze der Diskussion gestellt werden. Denn nur so würde auch der einfache Mann aus dem Volke erkennen, aus welchen Gründen heute über 2 Millionen Arbeiter nur verkürzt arbeiten können oder überhaupt arbeitslos sind, und es würde vielleicht auch der breiten Masse klar gemacht werden können, daß man nicht allein mit Lohnforderungen ein Elend beheben kann, dessen Ursachen viel tiefer liegen und gewiß nicht behoben werden können, wenn als Ergebnis dieses in der Hauptsache wirtschaftspolitischen Wahlkampfes Schlagworte und Phrasen den neuen Reichstag beherrschen werden. Die Zerrissenheit des Volkes wird ja auch nach der Wahlagitation bleiben und vermehrt werden, wenn die vielen, aus dem Munde aller Parteien kommenden Versprechungen neuen materiellen Wohlstandes an der Wucht der wirtschaftlichen Tatsachen zuschanden werden, gerade weil das so zerrissene Volk nicht den Mut der Erkenntnis und die Kraft der Sammlung aller Kräfte aufzubringen vermag.

Achtstundentag und Friedensreallohn sind vor allem die Wahlschlagworte der Sozialdemokraten und Kommunisten. Sie sind taktisch gewiß geschickt gewählt, da sie an den primitivsten Egoismus des Einzelnen herangreifen. Die große Frage lautet immer wieder, ob eine Erfüllung dieser Forderungen nicht nur eine Befriedigung dieses Egoismus, sondern auch eine wirkliche Befriedung und den Wiederaufstieg der Wirtschaft bringen kann. In welcher Richtung die Antwort zu suchen ist, ergibt sich aus den Preisabbaubestrebungen der Regierung in allen dadurch angeschnittenen Fragen, ergibt sich weiter aus der derzeitigen Wirtschaftskrisis, als deren Ursache nicht in erster Linie die durch den Verlust der Sparreserven beschnittene Kaufkraft des Inlandes, sondern die Vernichtung unseres Exports infolge der Überteuerung der deutschen Preise anzusprechen ist. Das Ziel der Preisabbauaktion sollte und soll die Wiederherstellung unserer Wettbewerbsfähigkeit mit gleichzeitiger Vergrößerung der Kaufkraft der geltenden Löhne sein. Das erstere Ziel ist zu erreichen, wenn tatsächlich eine wesentliche Verbilligung der Gestehungskosten unserer Exportartikel vor allem infolge einer Umstellung der Steuer- und Frachtenpolitik gewonnen wird. Ob damit aber gleichzeitig ein Preisabbau für den deutschen Inlandsmarkt und damit also eine Erhöhung der Kaufkraft unserer Löhne und Gehälter erzielt werden kann, ist eine Frage für sich. Gerade hier setzen die Skeptiker in der Beurteilung der Preisabbauaktion ein. Sie haben unrecht, wenn sie die Erfolglosigkeit aller Regierungsbemühungen von vornherein voraussagen, sie haben recht, wenn sie einen wesentlichen Einfluß auf das derzeitige Niveau unserer Lebenshaltungskosten und der verschiedenen Handelsindices nicht erwarten. Denn eines darf bei der Betrachtung unseres deutschen Preisniveaus nicht außer acht gelassen werden: daß wir nämlich noch mitten in dem Gärungsprozeß stehen, der nach zehn so schweren Schicksalsjahren und namentlich nach der Inflationszeit beim Übergang zur Stabilität und zur Einpassung unserer Wirtschaft in die Weltwirtschaft gar nicht zu vermeiden war. Unser deutsches Großhandelsniveau liegt nach dem Index um 130 % des Friedensstandes. Richten wir uns danach und nicht nach dem amtlichen Lebenshaltungsindex und vergleichen wir dieses Niveau mit dem Weltmarktsindex oder besser mit den entsprechenden Indices der anderen Weltwirtschaftsstaaten, so ergibt sich offensichtlich, daß bei uns noch Momente in der Preisgestaltung mitwirken, die eine unnatürliche Verringerung unseres Preisindex zur Folge haben. Es sei vor allem an die noch bestehende Wohnungszwangswirtschaft erinnert. Eine Angleichung der deutschen Mieten nicht nur an den Vorkriegsstand, sondern an die Goldparität wird unter allen Umständen preistreibend wirken. Es kommt hinzu, daß unsere derzeitigen Preise ihre Höhe infolge der hohen Produktionskosten und noch nicht infolge einer Einpassung unseres gesamten Preisniveaus an die Gold-

entwertung im Weltmarkt haben. Nimmt man mit der allgemeinen Meinung, gestützt auf die Kaufkraft des Dollars im Weltmarkt an, daß das Gold heute nur noch etwa $^2/_3$ seiner Kaufkraft im Frieden hat, so wird bei einem Vergleich der deutschen Produktionskosten sofort augenfällig werden, daß die deutschen Löhne selbst in ihrer Nominalhöhe dieser Goldentwertung noch nicht Rechnung getragen haben, daß also bei dem Einspielen der deutschen Wirtschaft in die Weltwirtschaft — dem durch unsere Handelsvertragsverhandlungen so sehr erstrebten Ziel — sich hier innerhalb der deutschen Produktionskosten und der deutschen Preisgestaltung noch Verschiebungen vollziehen müssen, deren Endergebnis heute nicht zahlenmäßig klar umrissen werden kann. Nur das eine kann heute schon gesagt werden: jeder in der deutschen Wirtschafts- und Finanzpolitik im Inneren gemachte Fehler, der uns heute schon in unserem Preisniveau weiter nach oben treibt, ohne daß ausgleichende Momente geschaffen sind, muß mit Bestimmtheit dazu führen, daß die Übertragung der sogenannten Goldentwertung auf die Produktions- und Preisbedingungen der deutschen Wirtschaft unser endgültiges Preisniveau über die Weltmarktpreisgrenzen hinaustreibt, namentlich wenn wir auch die für den völligen Abbau der Wohnungszwangswirtschaft noch zurückzuhaltenden Reserven im Lohnkonto schon vorher verausgabt haben. Dies sollten sich alle unbedingten Jünger des Goldentwertungsfaktors in unserer Preis- und Lohnpolitik besonders gesagt sein lassen.

Es mag überhaupt angebracht sein, die eigentliche Natur der Goldentwertung näher zu untersuchen. Im Rahmen dieses allgemeinen Berichtes kann dies nur skizzenhaft geschehen. Als Ursache einer Entwertung der Kaufkraft des Goldes könnte zunächst eine die bisherige Entwicklung völlig über den Haufen werfende Steigerung der Goldproduktion bei gleichzeitig unverändertem Stand der Welt- und Güterproduktion in Frage kommen. Nun zeigt aber die Statistik über die Golderzeugung, daß wir heute mit einer Erzeugung im Betrag von etwa $1^1/_2$ Milliarden Goldmark noch fast um $^1/_2$ Milliarde hinter dem Höchststand im Jahre 1912/13 zurückbleiben. Auf der anderen Seite werden wir gleich festzustellen haben, daß die Gütererzeugung in der Weltwirtschaft nicht nur nicht dieselbe geblieben, sondern sogar noch zurückgegangen ist. Bei gleichem prozentualen Rückgang der Gold- und Gütermenge wäre deshalb zunächst kein Anlaß, eine Entwertung der Kaufkraft des Goldes zu vermuten, während gleichzeitig ein so erheblicher Rückgang der Goldproduktion nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage viel eher zu dem Ergebnis drängt, die Kaufkraft des Goldes zu vergrößern. Gerade dieses natürliche Ergebnis aber dürfte durch die völlige Verschiebung in der Verteilung des Goldvorrats auf die einzelnen Weltwirtschaften und durch die damit zusammentreffende Verlegung des weltwirtschaftlichen Schwergewichts von Europa in die Vereinigten Staaten von Amerika unmöglich gemacht worden sein. Der Goldvorrat in den amtlichen Tresors der Vereinigten Staaten von Nordamerika macht mit über 3 Milliarden Dollar über das Dreifache des Vorkriegsbestandes aus. (Der gesamte Besitz Amerikas an Gold als Währungsbasis wird auf 4,8 Milliarden Dollar geschätzt.) Ebenso hat sich in Europa, in den Ländern mit stabil gebliebener Währung, der Goldvorrat vermehrt. Er beträgt z. B. bei der Bank von England gegenüber 30,3 Millionen Pfund Sterling im Jahre 1912 heute 128,4 Millionen Pfund Sterling oder rund das Vierfache. Dasselbe Vielfache findet sich auffallenderweise bei der schwedischen Reichsbank, der Bank von Norwegen, der dänischen Nationalbank, der niederländischen Bank, der schweizerischen Nationalbank und der Bank von Spanien, bei denen der Gesamtgoldbestand von rund 1 Milliarde Goldmark Ende 1913 auf rund 4 Milliarden Goldmark Ende Juli 1924 gestiegen ist. Dieser Anhäufung von Goldbeständen, die z. B. in den Vereinigten Staaten zu einer 100prozentigen Golddeckung der umlaufenden Zahlungsmittel geführt hat, steht in allen diesen Ländern ein ziemlich gleichmäßiges Anziehen der Preise gegenüber, das sich in den Großhandelsindices deutlich ausdrückt. Diesem Überfluß stehen die Länder gegenüber, die noch in Währungskrisen liegen oder sie knapp überwunden haben. Der Goldvorrat der Bank von Frankreich ist von 3,2 Milliarden Goldfranken des Jahres 1912 auf 4,4 Milliarden Papierfranken (einschließlich der Auslandsguthaben) oder, entsprechend der Frankenentwertung, auf etwas über 1 Milliarde Goldfranken gesunken. Der Goldvorrat der Reichsbank, der in der Vorkriegszeit um 800 Millionen Goldmark schwankte, durch das Ansaugen alles Goldes im Kriege auf 2 Milliarden heraufgetrieben wurde, dann mehrere Jahre lang in der ersten Inflationszeit um 1 Milliarde Goldmark lag, beträgt nach dem letzten Reichsbankausweis immer erst noch rund 694,2 Millionen Goldmark. Die österreichisch-ungarische Bank ver-

zeichnete 1912 einen Goldvorrat von 1,2 Milliarden Kronen, während der heutige Bestand sich einschließlich der in den Nachfolgerstaaten liegenden Beträgen kaum auf mehr als 100 Millionen Goldkronen belaufen dürfte. Daß diese letzte Zahl nur auf Grund der vorliegenden dürftigen Bankausweise geschätzt und deshalb mit Vorbehalt aufzunehmen ist, ändert nichts an der hier allein interessierenden Tatsache des erheblichen Rückgangs der Goldbestände in diesen europäischen Gebieten. Nun ist allmählich der gesamten Welt klar geworden, daß das Interesse der Vereinigten Staaten an einer Gesundung der Weltwirtschaft weniger allgemeinen Menschheitsidealen, als nüchternen kaufmännischen Erwägungen entspringt, die von dem Bestreben geleitet sind, die unnatürliche Aufstapelung unproduktiv liegender Goldvorräte dadurch zu beseitigen und der amerikanischen Gesamtwirtschaft nutzbar zu machen, daß man in die vertrockneten Kanäle Mitteleuropas endlich wieder einen ausreichenden Goldstrom einleitet, der sich reichlich verzinst und mit einigermaßen gesicherten Amortisationen nach Jahr und Tag der amerikanischen Wirtschaft wieder zur Verfügung stehen kann. Wird dieses Bestreben, das dem Dawes-Gutachten seinen besonderen Akzent gegeben hat und in der Plazierung amerikanischer Anleihen und Privatkredite in Deutschland und den angrenzenden Ländern seinen deutlichen Ausdruck findet, von der amerikanischen Politik zielbewußt durchgeführt, wird also der ins Stocken gekommene Goldstrom der Welt wieder auf die gesamte Weltwirtschaft wie in der Vorkriegszeit verteilt, so dürfte diejenige Preisbeeinflussung, die ihre Ursache in der unnatürlichen Goldanhäufung hat, beseitigt sein, so dürfte mit anderen Worten der sogenannte Goldentwertungsfaktor über kurz oder lang dadurch nicht unbeeinflußt bleiben. Denn es wäre dann unnatürlich und gegen jedes Gesetz der Wirtschaft, daß eine mit Gold natürlich und allgemein befruchtete Weltwirtschaft trotz erheblichen Rückgangs der Goldproduktion am Schluß dieser Entwicklung noch eine erhebliche Goldentwertung zu verzeichnen hätte. Für uns Deutsche kann deshalb nicht eindringlich genug davor gewarnt werden, einen solchen Goldentwertungsfaktor voreilig zur Grundlage deutscher Wirtschafts- und Lohnpolitik zu machen.

Hinzu kommt aber noch ein anderer nicht minder wichtiger Gesichtspunkt, von dem das derzeitige Weltpreisniveau als der Maßstab für die behauptete Goldentwertung außerordentlich beeinflußt ist. Man sollte endlich auch im deutschen Volk erkennen, daß der heutige Preisstand in der Weltwirtschaft in erster Linie die Folge eines erheblichen Rückgangs der Weltgütererzeugung ist, ein Rückgang, dem nach jahrelanger Drosselung des Weltgüterverkehrs durch den Weltkrieg und nach Unterbindung normaler Handelsverhältnisse infolge der verschiedenen Inflationsperioden einzelner Länder heute ein noch nie dagewesenes Bedürfnis nach Gütern und eine nur durch allgemeine Weltteuerung und Kapitalverlust gewaltsam, aber nicht auf immer gedrosselte Nachfrage gegenübersteht. Leider läßt sich der Umfang des Rückgangs in der Gütererzeugung der Welt nicht absolut sicher in Zahlen ausdrücken. Man ist auf Vermutungen angewiesen, die aber gewiß der Wahrheit sehr nahekommen. Schon 1921 hat das Deutsche Statistische Reichsamt den Rückgang der Weltproduktion für die wichtigsten Erzeugnisse in Großbritannien im Durchschnitt auf 40, in Frankreich auf 50 und in den Vereinigten Staaten auf 25 % geschätzt und als Ursache dafür die übersteigerte Einstellung der Weltwirtschaft auf den Heeresbedarf während des Krieges, die Zerrissenheit der weltwirtschaftlichen Verflechtung wichtiger Wirtschaftsgebiete während des Krieges und nach dem Kriege und die planmäßige Vernichtung der Kaufkraft großer Länder durch die Friedensdiktate angegeben. Für einzelne Gruppen liegen genauere Angaben vor. So blieb z. B. die Weltbaumwollernte im Jahre 1923 um 14 % hinter dem Durchschnitt der letzten 5 Jahre vor dem Kriege zurück. Die Roheisenerzeugung der Welt lag im Monatsdurchschnitt 1923 in England rund 25 %, in Frankreich rund 40 %, in Belgien rund 10 %, in Luxemburg rund 50 %, in Schweden rund 60 % und in Kanada rund 12 % unter dem Monatsdurchschnitt von 1913. Ähnlich sind die Zahlen bei der Stahlerzeugung. Lediglich die Vereinigten Staaten weisen in beiden Gruppen eine Steigerung um rund 25 % auf. Bekanntlich ist der Eisenverbrauch ein besonders deutlicher Maßstab für den Stand der Gesamtproduktion. Sehr interessante Rückschlüsse lassen sich auch aus dem Auslandseeverkehr und dem Außenhandel in der Weltwirtschaft gewinnen. Für den Außenhandel ist unter Zugrundelegung von Staaten, die 80 % des Weltwirtschaftskörpers umfassen, errechnet, daß der Außenhandel

nur 84 % des Vorkriegsstandes beträgt, wobei als Ursache die große Verarmung und Vernachlässigung des Prinzips der Wirtschaftlichkeit in der Nachkriegszeit besonders betont ist. Der Auslandseeverkehr betrug in Gesamtsumme der ankommenden und abgehenden beladenen Schiffe in Deutschland im Jahre 1921 60 % des Vorkriegsstandes, in Schweden 55 %, in Norwegen 88 %, in Großbritannien 90 %, in den Niederlanden 85 %, in Spanien 85 % und in Brasilien 80 % des Vorkriegsstandes. Nur in den Vereinigten Staaten ist eine Steigerung auf 110 %, in Japan auf 140 % und in Frankreich auf 115 % des Vorkriegsstandes zu verzeichnen, eine Erscheinung, die für die Vereinigten Staaten und für Japan ohne weiteres erklärlich, für Frankreich bei der Verfassung seiner Gesamtwirtschaft ganz gewiß nur die Folge eines Mißbrauchs der aus Deutschland herausgesaugten Sachleistungen ist.

Schließlich kann auch noch aus anderen sehr wichtigen Tatsachen auf einen erheblichen Rückgang der Weltproduktion mit unumstößlicher Gewißheit geschlossen werden. Die absolute Höhe der Arbeitslosigkeit lag in allen europäischen Ländern ohne Berücksichtigung von Deutschland in den Jahren 1921 und 1922 auf dem 3- bis 8 fachen, im Jahre 1923 auf dem 3- bis 6 fachen und, nach den neuesten Zahlen des Jahres 1924 auf dem 1,5- bis 3 fachen der Vorkriegszeit. Deutschland hat heute fünfmal soviel Arbeitslose wie im Jahre 1913. In den Vereinigten Staaten ist erst im Mai 1924 wieder der Beschäftigungsstand des Juni 1914 im allgemeinen erreicht, von einigen Industrien abgesehen. Bei allen Berechnungen ist die Kurzarbeit unberücksichtigt geblieben, der in Deutschland heute fast ¹/₄ der gesamten Arbeiterschaft verfallen ist.

Diese Zahlen führen eine beredte Sprache. Sie zeigen, daß die Weltteuerung heute vielleicht viel eher eine echte Teuerung infolge der Warenknappheit als die Folge einer in Währungsverhältnissen bedingten Goldentwertung ist. Eine Beseitigung dieser Warenknappheit würde ein Sinken der Weltmarktpreise bedeuten. Auch deshalb wäre es falsch, eine auf lange Sicht einzurichtende deutsche Wirtschaftspolitik mit dem derzeitigen Weltmarktpreisstand unabänderlich zu verknüpfen. Nicht nur wir, sondern die gesamte zivilisierte Welt sollte allen Anlaß haben, durch Steigerung der Güterproduktion zum mindesten auf den Vorkriegsstand und, zur völligen Heilung der Kriegswunden, auf geraume Zeit auch noch darüber hinaus alles zu tun, was getan werden kann. Hier wäre die Möglichkeit einer internationalen Wirtschaftspolitik gegeben, für die vielleicht eine erfolgreiche Beendigung unserer Handelsvertragsverhandlungen von allgemeiner Bedeutung für jeden Teil der Weltwirtschaft sein kann, die aber ganz gewiß nicht zu einem der Menschheit und dem Kulturfortschritt in der ganzen Welt dienenden Ergebnis mit der sozialistischen Politik des schematischen und internationalen Achtstundentages kommen kann. Dies sollten sich vor allem auch die Arbeitgeber und die Regierungen der einzelnen Weltwirtschaftsländer einmal besonders vor Augen halten, wenn sie in der in früheren Berichten behandelten Frage einer deutschen Ratifikation des Washingtoner Achtstundentagsabkommens zunächst nur eine Möglichkeit zu erblicken erscheinen, Deutschlands Produktionskraft und Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt aus eigennützigen, der Menschheit insgesamt aber abträglichen Gründen zu lähmen.

Eine solche eigentliche Weltproduktionspolitik würde, auf das Vertrauen zu der in der Weltwirtschaft unentbehrlichen Wirtschaftskraft des Nachbars aufgebaut, die beste Stütze für alle kranken Währungen, die beste Voraussetzung jeder Stabilisierung, und, was besonders für uns Deutsche gilt, die beste Möglichkeit eines inneren wirtschaftlichen und politischen Friedens sein. In diesem Sinne allein sollte die Produktionspolitik Gegenstand von Wahlaufrufen und das Ziel einer politischen Wahl sein, die sich wirklich die Zusammenfassung aller Kräfte zur Aufgabe gestellt hat. Solon.

Politische Rundschau

Als der österreichische Bundeskanzler Seipel vor einem halben Jahre bei einem Mordanfalle schwer verwundet wurde, ward an dieser Stelle schon darauf hingewiesen, daß die Amtstätigkeit Herrn Seipels auch ohne den tragischen Zwischenfall voraussichtlich ihrem Ende entgegengegangen wäre. Nach unsäglichen Bemühungen, das Sanierungswerk im Gange zu erhalten, hat Herr Seipel aus Anlaß des Eisenbahnerstreiks seinen Abschied genommen. Mit ihm tritt der Staatsmann von der politischen Bühne ab, der beanspruchen darf, als der klügste und ruhigste unter allen festländischen Politikern der Gegenwart anerkannt zu werden. Er hatte die Augen offen. Das war vielleicht die Eigenschaft, die ihn am meisten kennzeichnet. Dazu war er unermüdlich fleißig und ließ sein priesterliches Herz auch bei der Behandlung der staatlichen und sozialen Angelegenheiten schlagen. Gescheitert ist er nicht an sich, sondern an der inneren Unmöglichkeit seines Werkes: weder Österreich noch irgendein anderer Teil Mitteleuropas läßt sich auf der Grundlage der Pariser Vorstadt-„frieden" „sanieren". Das neue Ministerium ist nicht mehr als eine Verlegenheitslösung. Es setzt sich wieder aus den Christlich-Sozialen und aus den Großdeutschen zusammen wie das vorige. Aber indem sowohl der großdeutsche Vizekanzler Frank wie die christlich-sozialen Seipel und Kienböck nicht mehr dem Ministerium angehören, ist nur noch der Schein gewahrt worden. Die Logik der Tatsachen führte zu einem neuen Bündnis der Christlich-Sozialen mit den Sozialdemokraten hin. Daß die entscheidenden Schwierigkeiten im Inneren, die zu Herrn Seipels Rücktritt den Anstoß gaben, von christlich-sozialen Elementen ausgingen, ermöglicht den Sozialdemokraten heute noch, sich im Hintergrund zu halten. Es muß aber damit gerechnet werden, daß schon ein an sich für die österreichische Politik geringfügiges Ereignis, etwa ein gemeinsamer Wahlerfolg des Zentrums und der Sozialdemokraten am 7. Dezember bei den deutschen Reichstagswahlen in Österreich Klarheit schafft.

In Deutschland spitzt sich unterdessen der Wahlkampf täglich mehr zu einer gereizten Auseinandersetzung zwischen der Deutschen Volkspartei und dem Zentrum, den für das Londoner Abkommen verantwortlichen Parteien zu. Sie sind beide keine Nürnberger und streiten sich deshalb mächtig um das Fell des Bären, den sie in London gewiß nicht erlegt haben. Ein Blick auf die Börse sollte sie zur Vernunft bringen. Die Börse glaubte zuerst, wieder in eine Aufwärtsbewegung zu kommen, als der Reichstag das Abkommen annahm. Sie setzte ihre Hoffnungen dann auf die Herabsetzung der Abgabe vom Ein- und Verkauf der Papiere. Ihre Erwartungen sind das eine wie das andere Mal enttäuscht worden. Die deutsche Wirtschaft ist zu matt und zu erschöpft, als daß sie noch der inländischen Spekulation von Nutzen zu sein vermöchte. Nur die ausländische Spekulation kann hier noch Geschäfte machen, und sie braucht sich nicht der deutschen Börse zu bedienen. Das Abkommen hatte bisher lediglich eine mäßige Erleichterung von Deutschlands außenpolitischer Lage zur Folge. Sie ist, wie Tschitscherin am 20. Oktober in einer gemeinsamen Sitzung des Zentral-Exekutiv-Ausschusses der Sowjet-Union mit den nationalen Bundesräten zutreffend feststellte, „auf Kosten des Verlustes eines Teils seiner Selbständigkeit erreicht" worden. Die Erleichterung ist namentlich im besetzten Gebiete sichtbar geworden, am deutlichsten in der Entfernung der Franzosen und Belgier aus der rheinischen Eisenbahnverwaltung bei deren Übergabe an die deutsche Reichsbahngesellschaft. Sie wurde mit der Auslieferung des gesamten deutschen Eisenbahnwesens an den ausländischen Einfluß bezahlt. Der Streit der Mittelparteien dreht sich darum, ob das Londoner Abkommen die erfolgreiche Krönung der von Wirth begonnenen Erfüllungspolitik oder ob es der erste Schritt zu der von Stresemann verkündeten Befreiungspolitik sei. Mit dieser Befreiungspolitik sieht es einstweilen windig aus. Das neue englische Ministerium hat dem Sekretariat

des Völkerbundes in Genf mitgeteilt, daß es nicht in der Lage sei, sich über die Abrüstungskonferenz bis zu dem vorgesehenen Tage, dem 8. Dezember, zu erklären. Herriot hat gleichzeitig wieder die Frage der Räumungsfristen aufgeworfen und vertritt, nachdem er zunächst einmal in London seinem Staate das Recht des Verbleibens im Ruhrgebiet bis zum 15. August 1925 gesichert hat, die Meinung, daß die Räumungsfristen erst seit dem 30. August dieses Jahres laufen. Was wird unter diesen Umständen aus den Verhandlungen werden, die mit dem Dezember über die Räumung des ersten Abschnittes links des Rheins, der Kölner Zone, ihren Anfang nehmen sollen?

Unser Außenminister hat geglaubt, die Verhandlungen mit einigen politischen Fragen verknüpfen zu sollen, namentlich der rheinischen Frage. Außerdem bedrückte ihn und die gesamte Reichsregierung die Wirkung der 26 proz. Einfuhrabgabe, die London plötzlich wieder kurz vor der Verwirklichung des Abkommens erhob, und die nach dem englischen Beispiel auch Frankreich wieder beansprucht. In den Reichstagsberatungen über das Abkommen wurde das Vorgehen Englands von der Regierung als beinahe bedeutungslos hingestellt. Irgendeine finanzielle Belastung erwachse uns daraus nicht. Jetzt wird von den Engländern versucht, die Abgabe doch auf uns abzuwälzen. Das Ergebnis wäre eine neue ungeheuerliche Bedrückung des deutschen Steuerzahlers. Läßt es sich vermeiden, so bleibt, daß die Absicht, die mit den Transfer-Bestimmungen des einstigen Sachverständigengutachtens verbunden schien und die von unserer Wirtschaft lebhaft begrüßt wurde, weil sie gerade dadurch wieder zu Geld zu kommen hoffte, von England und Frankreich her durchkreuzt wird. Das eine wie das andere ist für uns eine schlimme und gefährliche Sache. Die Franzosen wiesen trotzdem auf der Stelle den Versuch unserer Regierung, den Handelsvertrag mit ihnen von ihrem Entgegenkommen am Rhein und in der Einfuhrabgabe abhängig zu machen, zurück. Die Verhandlungen wurden unterbrochen. Die deutsche Regierung scheint schon nachgeben zu wollen.

Bemerkenswert fest ist in den letzten Wochen das Verhalten der Russen. Sie haben sich gehütet, sich den Franzosen sofort in die Arme zu werfen, als Herriot ihre Republik anerkannte, und verlangen erst eine Klärung der Frage, die bisher zwischen Rußland und Frankreich schwebte. Sie verharren andererseits auf dem Standpunkt scharfen Einspruchs dagegen, daß wir in den Völkerbund hineingehen; wir begäben uns damit unserer Freiheit und ließen uns in schwere Verwicklungen verstricken. Die schlimmen wirtschaftlichen Zustände in Polen, die mit Mitte November schon wieder zu einer Ministerkrisis geführt haben, die Erwartungen, mit denen sie die Fortschritte ihrer Wühlereien in Bulgarien und Jugoslawien begleiten, die Lähmung des rumänischen Staats- und Wirtschaftslebens, vielleicht auch die Wendung, die abermals in China eingetreten zu sein scheint, mag ihnen das Vollgefühl der Festigkeit zurückgegeben haben. Uns lassen sie dabei deutlich empfinden, daß sie uns keine Rücksicht mehr schuldig zu sein glauben. Während unsere Unterhändler in Moskau mit ihnen über die künftige wirtschaftliche Zusammenarbeit verhandeln, vergreift sich Rußland aufs schwerste an den Interessen, die deutsche Unternehmungen im Kaukasus noch haben. Diese hat man glatt den Wünschen des amerikanischen Hariman-Konzerns geopfert.

Erweckt das Verhalten der Sowjetregierung auch in China den Eindruck, daß sie wieder Morgenluft wittert, so ist noch viel weniger zu erkennen, daß sich der angelsächsische Kapitalismus in den letzten Monaten wesentlich gefestigt hat. Der überwältigende Wahlsieg der englischen Konservativen und der noch größere Sieg Coolidges bei der Präsidentenwahl der Vereinigten Staaten legen Zeugnis dafür ab. Bei aller Mäßigung, welche die Republikaner über dem Meere und die Konservativen in England in ihren Reden an den Tag legen, muß, was in den angelsächsischen Staaten vorgeht, als eine entschiedene soziale Reaktion gegen das Vordringen des Sozialismus gewertet werden. MacDonald und Lafollette sind weit zurückgeworfen worden. Übrigens ist fast gleichzeitig auch die Demokratie in Norwegen, wo sie so lange herrschte, bei den Wahlen zum Storthing unterlegen, weil sie der Bundesgenossenschaft mit den Kommunisten beschuldigt wurde. In Schweden hat das konservative Ministerium, das dort seit dem Frühjahr 1923 im Amte war, wieder Branting den Platz geräumt, der damit zum dritten Male Ministerpräsident geworden ist. Es scheint, daß die schwedischen Konservativen dieselbe Taktik treiben wie die englischen Konservativen anfangs des Jahres. Branting hat in der ersten Kammer gar keinen Rückhalt, und in der zweiten Kammer hat er nur eine geringfügige Mehrheit, die dadurch

völlig entwertet wird, daß sie nur mit Hilfe der Liberalen gebildet ist. Die Liberalen sind in zehn Jahren auf 1/4 ihres Bestandes an Sitzen eingeschränkt worden! Die Schattenseite des weiteren Erstarkens des angelsächsischen Kapitalismus und seine geistige Unfruchtbarkeit. Nirgend tauchen Anzeichen dafür auf, daß er das soziale Problem anfaßt, geschweige denn, daß er sich innerlich, sittlich auf seine ernsthafte Behandlung vorbereitet.

Unversöhnt und unversöhnbar stehen sich Bolschewismus und Kapitalismus gegenüber, beide mit derselben Ansicht von der Natur der modernen Wirtschaft als starrer Voraussetzung ihres Denkens. Ebenso stehen sich Diktatur und Parlamentarismus unversöhnt und unversöhnbar gegenüber. Die „Vossische Zeitung" stellte kürzlich Betrachtungen ad usum der deutschen Demokratie angesichts der nahen Reichstagswahlen darüber an, daß die Diktatur überall im Abwirtschaften begriffen sei und daß sich zugleich die faszistischen Stimmungen verflüchtigten, die ihr in den Sattel geholfen hätten. Seipel müsse gehen. Mussolini sei am Ende seiner Kraft. Primo de Rivera stehe vor der Kapitulation, und auch Kemal Paschas Stellung sei erschüttert. Mussolini sieht sich in der Tat den alten Giolitti an der Spitze einer Zug um Zug erstarkten und nunmehr wohl auch schon vom König unterstützten Opposition gegenüber. Die Unterstützung des Vatikans hat er noch. Der Vatikan setzt sich aber dem geistlichen Demagogentum der Popolari-Partei gegenüber bei den italienischen Katholiken nicht durch. Die Spanier haben mit Unruhen in Katalonien zu kämpfen, die von jenseit der französischen Grenze eifrig genährt werden. Sie sollen anarchistischen und kommunistischen Charakter tragen. Widerhall verschafft ihnen jedoch in der öffentlichen Meinung der Welt das liberale Professorentum und die Männer der Loge, die Primo de Rivera vom spanischen Boden verdrängt hat und die sich in Paris gesammelt haben. Alles hängt an dem marokkanischen Faden. Wie lange wird er seine Haltbarkeit beweisen? Die Regierung vergönnt einstweilen den Zeitungen wieder eine freiere Sprache und läßt auch durchscheinen, als ob sie nach Beendigung des Feldzuges wieder die konstitutionelle Form wahren werde.

Unterdessen ist es in Serbien zur Aufrichtung einer neuen Diktatur gekommen. Der alte Paschitsch und der serbische Chauvinismus haben die Verständigung von Davidowitsch und Raditsch nicht hingenommen und sich wieder der Gewalt bemächtigt. Raditsch ist noch rechtzeitig anfangs November geflohen. Die Autonomie Kroatiens und Serbiens ist sofort wieder aufgehoben worden. Gleichzeitig sind alle deutschen Parteien in der Tschechoslowakei, die Slowaken dort und auch die tschechischen Klerikalen aus der tschechoslowakischen Kammer ausgetreten, und haben die tschechischen Machthaber bei der Beratung des Staatshaushaltes allein gelassen. Die Gewaltherrschaft ist hier aufgerichtet worden wie in Jugoslawien. Es hat viel dazu gehört, die Deutschen der Tschechoslowakei zum einheitlichen Handeln zu bringen. Daß sie heute einmütig handeln, beweist, wie es um das Gerede stand, in dem sich die deutsche und die tschechische Regierung im Wettbewerb gefielen, über die vortrefflichen und vertrauensvollen Beziehungen, die beide Regierungen miteinander verknüpften. Hand in Hand mit der Vergewaltigung aller Nichtserben in Jugoslawien und aller Nichttschechen in der Tschechoslowakei gehen die Vereinbarungen, die in den letzten Wochen das tschechische Heer und entsprechend das polnische Heer noch fester unter die Leitung französischer Offiziere gebracht und seine Verwendung noch abhängiger von Vereinbarungen in dem französischen Generalstab gemacht haben. Die Tschechen pflegten sich bei der Bekämpfung der deutschen „Umtriebe" in ihrem Lande mit Vorliebe auf das Vorbild der deutschen Gesetze zum Schutz der Republik zu berufen. Auf diese Gesetze beruft sich soeben auch die litauische Regierung der „Illoyalität" des Memellandes gegenüber!

In Vorderasien hat England mit der üblichen Hilfe des Völkerbundes gegen die schwächere Türkei einen Erfolg davongetragen. Branting hatte Ende Oktober eine vorläufige Grenze zwischen dem Irak und Mossul gezogen. Kemal Pascha fügt sich, schon weil er im Inneren tatsächlich bedroht ist. Zunächst hat er den Präsidenten der Kammer, Ismed Pascha, opfern und nach Europa „auf Reisen" schicken müssen. In Hedschas erklärten sich die Engländer in dem Kampfe zwischen ihrem Schützling und den Wahabiten neutral. Sie rechnen damit, daß die Wahabiten wieder zurückgehen müssen. Da traf sie aus Ägypten die Kunde, daß ihr Kommissar dort den Kugeln eines Mörders erlegen sei. Sie drohen jetzt scharf gegen die nationale Bewegung der Ägypter vorzugehen und vorweg Zaghlul Pascha für das Verbrechen haftbar zu machen. Hier harrt der neuen konservativen Regierung ihre erste große weltpolitische Aufgabe.

Pertinacior.

Literarische Notizen

Die Morgenstunden eines Königs an seinen Brudersohn 1766. Glaubensbekenntnis Seiner Königlichen Majestät von Preußen. Unveröffentlichte Handschrift, aus seinen Familienpapieren; herausgegeben von Eugen Frhr. v. Massenbach. München 1924, Verlag für Kulturpolitik.

Diese Schrift, die, wenn nicht von König Friedrich selbst, so doch „aus seinem allernächsten Kreise" herstammen soll, ist nichts anderes als eine Übersetzung des schon oft gedruckten, berüchtigten Pamphlets „Les Matinées royales du roi de Prusse", deren Ursprung auf Frankreich weist. Sie enthält Regierungsmaximen, die König Friedrich angeblich seinem Neffen, dem Thronfolger Friedrich Wilhelm, erteilt. Die Fälschung ist bereits in der kritisch-gründlichen Untersuchung von Lauser „Die Matinées Royales und Friedrich der Große" (Stuttgart 1865) schlagend nachgewiesen und wird durch die nunmehr gedruckt vorliegenden „Politischen Testamente" des Großen Königs von 1752 und 1768 bis zur Evidenz dargetan. Damit erübrigt sich jedes weitere Eingehen auf die „Morgenstunden", deren sensationelle Aufmachung und Widmung an die deutsche Jugend über Charakter und Tendenz der Schrift und ihrer erneuten Veröffentlichung nicht hinwegtäuschen können.

Gustav Berthold Volz.

Deutsche Politik. Ein völkisches Handbuch — im Auftrage des Kyffhäuser-Verbandes der Vereine Deutscher Studenten herausgegeben von Dr. Wilhelm Berensmann, Dr. Wolfgang Stahlberg und Friedrich Koepp. — I. Teil: Rasse. Von Dr. med. Otmar Freiherrn von Verschuer. Frankfurt a. M. 1924, Englert & Schlosser.

Dieses Werk hat nicht den Ehrgeiz, ein Wörterbuch der Staatswissenschaften zu werden. Es will den jungen Akademiker, jeden jungen Menschen und darüber hinaus jeden nach Klarheit über die politische Wirklichkeit suchenden Deutschen lehren, politische Dinge richtig zu sehen und ihn befähigen, politische Tatsachen selbständig zu beurteilen. Es will den Grund legen helfen zum weiteren Studium nationalpolitischer Aufgaben. Ein politisches Erziehungswerk, frei von jeder parteipolitischen Einstellung, frei von Dogmatik und überflüssigem Wissensstoff, soll hier geschaffen werden.

Der Plan des Werkes sieht folgende Teile vor: „Grundanschauungen" (1. Teil: Rasse, 2. Teil: Volkskunde, 3. Teil: das Deutsche Reich als nationaler Staat), „Geschichtliche Grundlagen", „Äußere Politik", „Der Staat und die gesellschaftlichen Mächte" (Staat und Kirche, Staat und Wirtschaft, soziale Fragen) und „Mittel praktischer Politik" (die öffentliche Meinung und ihre Beherrschung, Mittel und Wege im Nationalitätenkampf, Rassenhygiene).

Namhafte Mitarbeiter aus den Reihen der Vereine deutscher Studenten, wie Geh. Rat Prof. Dr. G. v. Below, Paul Bäcker, Dr. Breckner, Dr. Albert Dietrich, Landesrat Dr. Rud. Hübler, Dr. Friedrich Lange, Dr. Hans Roeseler, Pastor Schmidt-Wodder, Dr. Szagunn, Dr. Hermann Ullmann, Pastor Martin Völkel u. a., sind gewonnen. Diese Namen verbürgen sachliche und gründliche Bearbeitung aller brennenden Fragen wahrhaft völkischer Politik in einer klaren Linie.

Das Werk erscheint zwanglos in Lieferungen von je 1—3 Bogen zum Preise von 50 Pf. bis 1,50 M. und soll mit 20 Bogen im Herbst 1925 abgeschlossen sein.

Das erste Heft, Rasse, liegt vor. Dr. med. Otmar Frhr. von Verschuer gibt in klargegliederter Form, ruhig und sachlich, ohne Vorurteil, eine von jedem Schlagwort freie Darstellung des Rassenbegriffs, der Rassenmerkmale, der Zusammenhänge zwischen Rasse und Volk und der Hauptverbreitungsgebiete der Rassen. Das Heft, das auch ein knappes, gut ausgewähltes Verzeichnis des wichtigsten Schrifttums enthält, ist eine ausgezeichnete Einführung in das „von der Parteien Haß und Gunst verzerrte" Gebiet der Rassenforschung.

Der Gesamtplan, der Mitarbeiterkreis und dieser gute Anfang lassen uns dies Werk begrüßen. Weiteste Verbreitung erscheint höchst erwünscht. Rudolf Zeiß.

Religiöses und kirchliches Leben in England (Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur, herausgegeben von Wilhelm Dibelius). Von Otto Baumgarten. Leipzig 1922, B. G. Teubner.

Eine Sonderstudie stellt die verschiedenen Typen der britischen Frömmigkeit in ihrer Eigenart und in ihrer Entstehung nebeneinander. Mit Fug und Recht wird hier entschieden vor der in Deutschland beliebten „Dogmatisierung" des englischen Denkens als einer uns fremden oder gar an sich „schlechten" geistigen Einstellung gewarnt. Bei allem Gegensatz zu der Veräußerlichung englischer Frömmigkeitsformen sollte doch auch der Deutsche vielmehr „mit Achtung und Ehrfurcht dieser reich durchgebildeten und vielseitigen, lebens- und form-

vollen Erscheinungsweise der Religion in einem hochkultivierten Volke nahen, um dadurch selbst zu wachsen in der Erkenntnis ihrer beziehungsreichen Lebensgesetze". P. W.

Platons Gastmahl in deutscher Sprache von Fritz Norden. Berlin 1923, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag.

Musaios', des Schriftgelehrten, Weise von Hero und Leander. Deutsch von Fritz Norden. München 1922, Georg Müller.

Zu den ewigen Werken des Altertums gehört **Platons Gastmahl**, das vollendetste Kunstwerk unter seinen Dialogen, gedanklich eines der wichtigsten und tiefsten Dokumente seiner Philosophie, damit also zugleich eines der kostbarsten Güter, die der menschliche Geist hervorgebracht hat. So oft es deshalb auch schon in moderne Sprachen übersetzt wurde für diejenigen, die nicht imstande sind, den unnachahmlichen Reiz der griechischen Diktion im Originale aufzunehmen, so wird man doch jeden neuen Versuch, mit den Mitteln unserer deutschen Sprache den Gedankengehalt und die Formgebung dieses Kunstwerks nachzuschaffen, mit Erwartung zur Hand nehmen, gerade weil keine der bisherigen Übertragungen, weder die von Schleiermacher, noch die von Hildebrandt oder gar die Kaßnersche, restlos befriedigen können. Alle Erwartungen werden übertroffen durch die neueste, die der Volksverband der Bücherfreunde 1923 seinen Mitgliedern bescherte. Fritz Norden, der bekannte Jurist und Politiker, der zugleich auch ein gründlicher Philologe ist und sich schon durch die gleich zu nennende Nachdichtung des Musaios (Hero und Leander) als glänzender Stilist ausgewiesen hatte, ist es gelungen, eine ebenso treue wie deutsch empfundene Übertragung, die den feinsten Nuancen des Originals gerecht wird, zu schaffen. In einem 50 Seiten großen Nachwort führt er vortrefflich in alle Fragen ein, deren Beantwortung den Leser zum vollen Verständnis des Werkes befähigen soll. Es ist über den griechischen Eros wohl in keinem der populären Werke so feinsinnig, tiefernst und sachlich treffend gesprochen worden, wie es Norden hier tut. Der Verlag hat dem Büchlein eine köstliche Ausstattung gegeben. Druck und Papier sind vortrefflich, der Einband (von Ernő gezeichnet) ist in seiner stilvollen Einfachheit von erlesenem Geschmack und feinem, antikisierendem Reiz, und die zwei Tafeln mit der Münchener Sokrates-Bronze und dem Eros Soranzo stehen auf der Höhe der Reproduktionstechnik.

Vom gleichen Verfasser ist im Jahre vorher eine Nachdichtung des Epyllions von Musaios, Hero und Leander erschienen. Der Stoff dieses Gedichtes ist uns allen durch die Schillersche Ballade und durch Grillparzers Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen" vertraut. Aber wie wenige kennen wohl die spätantike Dichtung, die den Modernen Anregung und Stoff zu ihren Schöpfungen gab? Es ist ein später Sproß am Baum des griechischen Epos; der „Grammatikos" Musaios schrieb es wohl um die Mitte des 5. Jahrhunderts nach Christus, beeinflußt von der barock-prächtigen Reform des Epos, die sich an den Namen Nonnos knüpft, dessen 48 Gesänge des Dionysosepos noch keinen deutschen Übersetzer gefunden haben. Das Epyllion von Hero und Leander ist zwar schon mehrfach verdeutscht worden, aber ohne daß es gelungen wäre, eine stilistisch befriedigende Nachbildung des ungemein vielgestaltigen Hexameters dieser Periode mit seinem Reichtum an daktylischen Wortformen in deutscher Sprache zu erziehen. Norden hat deshalb zum alten epischen Stabreimvers gegriffen und dadurch überraschende Klangwirkungen erzielt, und hat zwar sinngetreu, aber nicht sklavisch Wort für Wort oder Zeile für Zeile des Originals übersetzt. Diese Nachdichtung vermag wirklich auf den deutschen Leser einen ähnlichen Eindruck zu machen, wie der des Originals auf die antiken gewesen sein mag.

Auch dies in nur 430 Exemplaren hergestellte Buch ist prächtig ausgestattet: in einer monumental wirkenden Fraktur gedruckt und mit sieben Steinzeichnungen von E. Stephani geschmückt, deren teils antikisierende, teils expressionistische Haltung allerdings nicht jedermanns Geschmack sein wird. Freunde der Antike werden an dieser Gabe ihre Freude haben, zumal, wenn sie sich die Verse laut lesen, wie man's im Altertum auch tat. Dann erst wird man auch die Sprachkunst des Nachdichters ganz erfassen.

Otto Weinreich.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Kaiserl. Gesandter a. D. L. Raschdau, Berlin. — Generalmajor a. D. Prof. Dr. Karl Haushofer, München. — Chefredakteur H. Rippler, Berlin. — H. van Lowick, Berlin. — Friedrich Griese, Strahlendorf. — Landgerichtsdirektor Dr. Hellwig, Potsdam. — Prof. Dr. A. Brandl, Berlin. — Paulfriedrich Juels, Hüttenwohld (Holstein). — Hans Christoph, Berlin. — Alois Erben, Preßburg. — General a. D. von Zwehl, Berlin. — Dr. W. von Kries, London.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

VÖLKER UND LÄNDER

Illustrierte Völkerkunde. Herausgegeben von Dr. **Georg Buschan.**
Band 1: **Einführung in die vergleichende Völkerkunde.** Von Dr. R. Lasch. — **Amerika.** Von Dr. W. Krickeberg. — **Afrika.** Von Dr. A. Haberlandt. XVI u. 686 Seiten. Mit 20 Tafeln, 289 Abbildungen im Text und 4 Völkerkarten.
In Halbleinen M. 15,—, in Leinen M. 17,—
Band 2: **Australien und Ozeanien.** Von Dr. G. Buschan. — **Nord-, Mittel- und Westasien.** Von Dr. A. Byhan. — **Vorderindien.** Von Dr. A. Haberlandt. — **Ostasien.** Von Prof. Dr. M. Haberlandt. — **Südostasien.** Von Dr. R. Heine-Geldern. XXIII u. 1078 S. Mit 49 Taf., 587 Abb. im Text u. 9 Völkerkart.
In Halbleinen M. 25,—, in Leinen M. 27,—
Band 3: **Europa und Mittelmeergebiete.** Erscheint im Frühjahr 1925

Forschungen und Abenteuer in Südamerika. Von **Erland Nordenskiöld.** Großoktav, XII und 338 Seiten. Mit 4 farb., 80 einfarb. Taf., 34 Abbild. im Text u. 6 Plänen u. Karten.
In Leinen M. 11,—
Das Buch ist reich an packenden Erlebnissen u. Abenteuern. Neben spannenden Reiseschilderungen u. Beschreib. bisher unerforschter Indianerstämme finden wir lehrreiche Abschnitte über die Inca-Zeit, über Malaria, überschwemmte Pampas, Missionen usw.

Indianer und Weiße in Nordostbolivien. Von **Erland Nordenskiöld.** 5.–7. Taus. Oktav. VIII u. 222 Seiten. Mit 35 Taf., 90 Abb. im Text u. 1 Karte.
Halblbd. M. 5,50, in Leinen M. 6,—
Es ist nicht allein die Schilderung der Zustände in den Indianerdörfern, auf die es dem Verfasser ankommt, sondern auch der Kampf der kautschukhungrigen Weißen gegen die Farbigen, von denen ein Teil sich dumpf in sein Geschick ergibt, während ein anderer sich verzweifelt zur Wehr setzt. — Ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis des so wenig bekannten Tieflandes.
Die neue Geographie, Braunschweig

Unter Feuerland-Indianern. Eine Forschungsreise zu den südlichsten Bewohnern der Erde mit M. Gusinde. Von Dr. **Wilhelm Koppers.** Oktav. VIII u. 243 S. Mit 74 Abb. auf Taf. u. im Text.
In Leinen M. 6,—
Ein rührendes Dokument von geradezu überwältigender Schlichtheit, gegeben vom Leben eines Naturvolkes, dem zwar die Ausläufer europäischer Kultur nicht fremd geblieben sind, dessen Berührung damit ab. auch sein. Untergang bedeutete. Reichspost, Wien

Zwei Jahre bei den Indianern Nordwestbrasiliens. Von Prof. Dr. **Theodor Koch-Grünberg.** 4.—5. Taus. 12 Kupfertiefdrucke, 48 Abb. im Text. Großoktav. XII u. 416 Seit.
Lbd. M. 12,—, Hldrbd. M. 16,—
Der Verfasser berichtet von Fahrten zu halbvergessenen, halbunbekannten Völkern; diese Fahrten sind dermaßen abenteuerlich, lassen in so seltsame Verhältnisse u. Einrichtungen hineinschauen, daß sie wahrhaftig jede noch so phantast. Romanhandlung an Reiz übertreffen. Deutsche Tageszeitung, Berlin

Kultur und Religion des primitiven Menschen. Einführung in Hauptprobleme der allgemeinen Völkerkunde und Völkerpsychologie. Von Dr. **Th.-W. Danzel.** Oktav. VIII u. 133 Seit. Mit 16 Tafeln und 15 Abbildungen.
Kartoniert M. 3,—, Leinenband M. 4,50

Vom Urwald zu den Gletschern der Kordillere. Zwei Forschungsreisen in Bolivia. Von Prof. Dr. **Theodor Herzog.** Zweite, neubearb. Aufl. Großoktav. XV u. 239 Seit. 8 Kupfertiefdrucke, 96 Abb. auf Taf. u. 1 Karte. Lbd. M. 9,—
Ein herrliches Buch! Da brütet dumpf der heißfeuchte Urwald der Kordillere mit seiner überwältigenden Pflanzenkraft, lechzt die trockene, staubige Pampa und stehen stolz im ewigen Schnee die ernste erhabene Hochkordillere, die Gletscher und tiefblauen Seen. Münch.-Augsb. Abendztg.

Elf Jahre am Amazonas. Von **Henry Walter Bates.** Abenteuer u. Naturschilderungen, Sitten u. Gebräuche der Bewohner unter dem Äquator. Bearbeitet und eingeleitet von Dr. B. Brandt. Oktav. XII u. 292 S. Mit 19 Abbild. auf Tafeln und 14 Kartenskizzen. In Leinen M. 7,50 (Klassiker der Erd- und Völkerkunde)
Bates war es vergönnt, in ein tropisches Paradies tiefer einzudringen als alle seine Vorgänger. Wo die neue Zeit Züge des von ihm gesehenen Bildes ausgelöscht oder verwischt hat, wird er zu einer kulturgeschichtlichen Quelle ersten Ranges.

Unter den Kopfjägern auf Formosa. Von **Janet B. M. McGovern.** Oktav. VIII u. 127 S. Mit 23 Taf. u. 1 Karte. Halbld. M. 4,—
Die Verfasserin beschreibt Leben und Treiben der auf Formosa noch hausenden, aber wohl dem Untergang geweihten Urbevölkerung. Lit. Handweiser

Südsee, Urwald, Kannibalen. Reisen in den Neuen Hebriden u. Santa-Cruz-Inseln. Von Prof. Dr. **Felix Speiser.** Zweite Auflage Großoktav. XII u. 356 Seiten. Mit 132 Abb. auf Tafeln u. 1 Karte.
Leinenband M. 13,—
In einer Sprache, die sich oft zu dichterischer Schönheit erhebt, schildert der bekannte Forscher den paradiesischen Frieden und die wunderbare Farbenpracht der lieblich. Koralleninseln der Südsee. Das Buch liest sich wie ein spannender Roman. Prof. Dr. Felix v. Luschan

Die Tropen. Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. Von Prof. Dr. **Karl Sapper.** XII u. 152 S. Mit 40 Abb. auf Kunstdrucktafeln u. 1 Karte.
Leinenband M. 5,50
Wie viele lenken heute die Blicke südwärts zu gesegneten Länderstrichen! Wie manchem drängen sich die Fragen auf: Wie sieht es dort unten aus? Wie lebt sich's dort? usw. Über alle diese Themen gibt der Verfasser Aufschluß, klar, sachkundig und fesselnd. Mindener Tageblatt

Vom Kap nach Kairo. Forschungen und Abenteuer der schwed. Rhodesia-Kongo-Expedition. Von Graf **Eric v. Rosen.** 75 Abbild. 3 Karten.
Leinenband M 7,—
Vom Kap nach Kairo! — ein fast unendliches Panorama, das hier in Wort und Bild aufgerollt wird und uns bis zum Schluß in Spannung hält.

In Tropensonne und Urwaldnacht. Wanderungen u. Erlebnisse in Deutsch-Ostafrika. Von **Robert Unterwelz.** Mit Geleitw. von General v. **Lettow-Vorbeck.** Oktav. 203 Seit. Mit 40 Federzeichnungen. Halbleinenband M. 4,50
Ein prachtvolles, von deutschem Atem durchzogenes Urwaldbuch, das Leben und Treiben in Deutsch-Ostafrika mit unendlicher Liebe schildert.
Generalanzeiger für Stettin

Magie und Geheimwissenschaften in ihrer Bedeutung für Kultur und Kulturgeschichte. Von Dr **Th.-W. Danzel.** Oktav. XII u. 213 Seit. Mit 1 Tafel und 37 Abbildungen.
Kartoniert M 4,—, Leinenband M. 5,50

Verlag Strecker & Schröder in Stuttgart, Johannesstraße 11a

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



51. Jahrgang Januar 1925

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“
begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.
Preis des Heftes 1,50 Goldmark.
Für das Ausland 0,38 Dollar (nordamerikanischer Währung) zuzüglich Porto.
Jahresbezug M. 18,— und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.
Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Deutsche Rundschau

Band CCII

(Januar–Februar–März 1925)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Inhaltsverzeichnis

zum

...weihundertundzweiten Bande (Januar-Februar-März 1925)

Großherzog Karl Alexander und Richard Wagner

Von

Armin Tille

Obwohl wir eine Lebensbeschreibung des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach (1818—1901) noch nicht besitzen, so ist doch sein tiefes Verständnis für geistige Bestrebungen, namentlich auf dem Felde der Kunst, und seine Bemühung, Weimar aufs neue zu einer Pflegstätte geistiger Kultur zu machen, hinlänglich bekannt. Die Überlieferung der großen Zeit Karl Augusts, seines Großvaters, sinngemäß fortzusetzen, war sein Ziel, und da er in einem Umfange wie nur ganz wenige Fürsten des neunzehnten Jahrhunderts innerlich an allem geistigen, namentlich künstlerischen Wirken seiner Zeit teilnahm, so war es sein sehnlichster Wunsch, Dichter, bildende Künstler und Meister im Reiche der Töne in seine Nähe zu ziehen. Ihre Kraftentfaltung zu begünstigen, bildete gewiß den nächsten Zweck solcher Bemühung, aber ein innerer Drang zur persönlichen Teilnahme an schöngeistigem Schaffen hat sie erzeugt, und wenn auch gegenwärtig die Wechselbeziehungen zwischen dem Fürsten und den Geistesgrößen aller Art noch nicht allseitig erkennbar sind, so darf man doch mit gutem Grunde behaupten, daß die Kenntnis dieser Wechselbeziehungen wesentlich zur Aufhellung des geistigen Lebens in Deutschland während mehr als einem halben Jahrhundert beitragen würde.

Unstatthaft wäre es, die Bedeutung dieses geistigen Verkehrs lediglich an dem unmittelbaren tatsächlichen Erfolge messen zu wollen; denn soweit der Gedanke, hervorragende Persönlichkeiten dauernd an Weimar zu fesseln, dafür bestimmend war, ist die Wirkung ausgeblieben. Selbst Franz Liszt und Stanislaus Graf von Kalckreuth haben weniger als zwei Jahrzehnte in Weimar gelebt, Franz von Dingelstedt nur ein Jahrzehnt, und mancher andere, dem der Großherzog in seiner Nähe eine dauernde Stätte bereiten wollte, konnte sich, wie Viktor von Scheffel und Paul Heyse, zu einer Übersiedlung nicht entschließen.

Ganz anders lagen die Dinge für Richard Wagner. Ihn für Weimar zu gewinnen, hat sich der Großherzog die größte Mühe gegeben, und mit Freuden würde der Tonkünstler darauf eingegangen sein, aber äußere, in des Meisters

politischer Vergangenheit beruhende Umstände verhinderten eine solche innige Verbindung zwischen ihm und seinem verständnisvollen fürstlichen Verehrer. Für das geistige Leben beider besitzen die bestehenden Beziehungen eine große Bedeutung, und auf Wagners Seite hätten sie auch für das äußere Leben entscheidend werden können. Deshalb sollen die im Großherzoglichen Hausarchiv zu Weimar ruhenden Schriftstücke, die das zwischen beiden so grundverschiedenen Männern bestehende Verhältnis beleuchten, der Öffentlichkeit nicht länger vorenthalten bleiben. Ihre Königliche Hoheit Frau Großherzogin-Witwe Feodora hat die Erlaubnis zur Veröffentlichung erteilt, wofür ihr der Dank der Wagnergemeinde gewiß ist. Eine Einarbeitung des neuen Stoffs in die Geschichte Wagners würde zur Wiederholung bekannter Dinge zwingen und zugleich die Äußerungen beider ihrer wirkungsvollen Ursprünglichkeit berauben. Deshalb schien es zweckmäßiger, nur die Schriftstücke selbst reden zu lassen.

Als solche kommen in erster Linie vier Briefe Wagners an Karl Alexander in Betracht, die, soviel ich sehe, mit einer Ausnahme bisher unbekannt geblieben sind. Unmittelbare Mitteilungen des Großherzogs an Wagner liegen naturgemäß im Großherzoglichen Hausarchiv nicht vor, dafür aber noch viel vertraulichere Äußerungen, die der Großherzog seinem vertrauten Ratgeber, dem Staatsminister Christian Bernhard von Watzdorf (1804—1870), der von 1848 bis zu seinem Tode die Staatsgeschäfte leitete, gegenüber getan hat. Auch die Antworten des letzteren liegen vor, und trotz der grundverschiedenen Anschauungen ehren die Äußerungen ihre Urheber in gleicher Weise.

Freilich handelt es sich nicht um einen fortlaufenden geschäftlichen Schriftwechsel, da die täglichen Geschäfte der Herrscher in der Regel mündlich auf Grund des Vortrags mit dem Minister zu besprechen pflegte. Aber sobald Fürst und Minister nicht am gleichen Orte weilten — und das traf verhältnismäßig oft zu — oder wenn besondere Umstände eine sofortige Aussprache verhinderten, wechselten sie regelmäßig Briefe, die tiefe Einblicke in die staatlichen Vorgänge, die Art, in der die Staatsgeschäfte erledigt wurden, und in das Wesen beider Männer tun lassen. Unter den unendlich vielen großen und kleinen Dingen, die da erörtert wurden, ist auch von den Absichten die Rede, die der Großherzog Karl Alexander gegenüber Richard Wagner hegte. Naturgemäß hörten diese Erörterungen auf, nachdem Wagner 1864 unter dem Schutze des Königs Ludwig II. von Bayern in München eine bleibende Stätte gefunden hatte und demgemäß keine Aussicht mehr bestand, ihn für Weimar zu gewinnen.

Durch den „Tannhäuser" ist zweifellos der Weimarische Hof, der darin eine Verherrlichung der geliebten Wartburg erkennen durfte, zuerst auf Wagner aufmerksam geworden, aber in engere Verbindung mit dem Weimarischen Fürstenhause ist Wagner erst durch seinen Freund Liszt, der seit 1847 hier wirkte, gekommen, und, wie aus Wagners Briefe an ihn vom

19. Juni 1849 hervorgeht, ist er es gewesen, der vor allem die Teilnahme der Großherzogin-Großfürstin Maria Paulowna für Wagners Kunst geweckt hat, so daß diese den Meister sogar persönlich empfing. Ihr kunstbegeisterter Sohn, der Erbgroßherzog Karl Alexander, damals einunddreißig Jahre alt, konnte natürlich von diesen Einflüssen nicht unberührt bleiben, und er mag sich für den Künstler erwärmt haben. Das erste schriftliche Zeugnis dafür ist ein Brief Wagners aus Zürich vom 7. August 1849, auf den er in einem Schreiben an Liszt vom gleichen Tage mit den Worten Bezug nimmt: „es freut mich nun, Deiner Aufforderung, den ‚Tannhäuser' dem Erbgroßherzoge zu widmen, ohne die geringste Verleugnung meiner Grundsätze nachkommen zu können." Der Brief an den Erbgroßherzog, der durch Liszts Hände ging, hat folgenden Wortlaut:

„Königliche Hoheit! Als ich in Künstlernoth lange mich fruchtlos in außerdeutscher Fremde abgemüht hatte und endlich vor sieben Jahren aus Frankreich nach meiner Heimat in Sachsen zurückkehrte, machte auf dieser Heimreise der zum ersten Mal sich mir darbietende Anblick der Wartburg einen so wunderbar heimisch ergreifenden Eindruck auf mich, daß die bereits meine Phantasie lebhaft beschäftigende Gestalt des Tannhäuser plötzlich in mir einen festen Grund und Boden, eben den der Wartburg, gewann. Die liebste Frucht meiner wiedergewonnenen Heimat war mir dieser ‚Tannhäuser auf der Wartburg': aber ihre Blüthe wuchs aus mir heraus in eine Welt, die sie nur rauh und schmerzhaft berührte; ich glaubte bald einsehen zu müssen, daß die qualmige Athmosphäre unsrer bis zur Stumpfsinnigkeit civilisirten Städte durch andere, verständlichere Elemente als das der so unverständlich gewordenen edlen Kunst gereinigt werden müßte, um für diese die nöthige Lebensluft erhalten zu können. Ein Gewittersturm entführte mich wieder meiner Heimat: — wie wunderbar mußten meine scheidenden Blicke recht lebhaft gerade noch einmal auf diese Wartburg fallen, mein Ohr gerade die nun lebendig gewordenen Klänge meines Tannhäusers am letzten heimischen Rastorte als Lebewohl vernehmen! Ja, diese Klänge hatten eine Heimat gefunden, wenn auch nicht im großen deutschen Vaterlande, so doch auf einem edlen Theile des vaterländischen Bodens: wenige, aber treue Freunde riefen mir in meines Tannhäusers Namen ein herzliches: ‚wir gedenken dein!' zu.

Dieß mein Schmerzenskind, Tannhäuser, habe ich nun als Waise daheim zurückgelassen. Taufzeugen pflegen, wenn der Vater geschieden, statt seiner für das Kind einzutreten: ich hatte das meinige ohne Zeugen getauft, keinen Gönner zu seinem Schutze angerufen, nicht aus Trotz, sondern aus besorglicher Scheu. Meine natürliche Vaterliebe macht es mir aber jetzt zur Pflicht, für die Waise zu sorgen, um so mehr, da ich nun auch weiß, daß ich für sie einen edlen Freund gefunden habe, der den angerufenen Schutz ihr nicht versagen wird.

Eure Königliche Hoheit ersuche ich daher, Vaterstelle bei meinem Kinde zu vertreten: hat dieses auch bereits seit einiger Zeit das Licht der Welt erblickt, so ist es doch eben nur der Mutternahrung entwachsen, keineswegs aber schon der Vatersorge, der ich es nun in Ihrer Liebe anvertrauen möchte. Gestatten Sie mir daher, es jetzt noch in Ihrem Namen taufen zu lassen, und genehmigen Sie, wie ich hiermit Eure Königliche Hoheit ehrfurchtvollst ersuche, meinen Tannhäuser Ihnen zueignen zu dürfen!

Vor aller Welt möchte ich gern und freudig bekennen, daß ich keinen besseren Vater für mein verlassenes Kind weiß als den edlen freundlichen Fürsten, der gerade jetzt es nicht verschmähen wollte, wenn auch nur um des Kindes willen, für den verfehmten Künstler einzutreten!

Mit wahrster Verehrung und in tiefster Ergebenheit verharre ich als

Eurer Königlichen Hoheit

sehr gehorsamer Diener

Richard Wagner."

Unmittelbar nach Karl Alexanders Thronbesteigung, die am 8. Juli 1853 stattfand, schrieb der Verbannte unter dem 14. Juli 1853 aus Zürich folgenden Brief, aus dem die Hoffnung auf eine tatkräftige Hilfe seitens des nunmehrigen Landesherrn hervorleuchtet:

„Königliche Hoheit! Durch meinen theuren Freund Liszt wurde ich neuerdings wieder von der edlen und großherzigen Gesinnung eines Mannes unterrichtet, der, so hoch und fern von mir gestellt, über eine, durch seltsame Fügungen des Geschickes noch unendlich erweiterte, trennende Kluft hin die wohlwollendste Theilnahme mir zu schenken und zu pflegen wußte. Mit wahrhaft erhebender Freude darf ich so ersehen, daß hier das einzige Mal gelungen ist, was leider von nirgends sonst her mir widerfahren soll: — ein hochgestellter Fürst vermochte es, das in mir zu erkennen, was in Wahrheit mein eigentliches Wesen ausmacht, wogegen er das sich zu verdecken wußte, was nur der Zufall der Zeiten und Umstände als entstellenden Schein über mich warf.

Immer mehr begreife ich, daß es von denen, die jetzt als meine Richter gelten müssen, zu viel fordern heißt, wenn ich von ihnen verlangen wollte, sie sollten die feinen, unendlich verzweigten Ursachen einer heftigen, auffallenden Wirkung, wie sie in einer leidenschaftlich bewegten Zeit an mir zum Vorschein kam, mit so sorgsam unterscheidender Erwägung nachfühlen, als dieß nöthig wäre, um mein einstiges Verhalten in der Weise sich erklären zu können, daß sie mit Nothwendigkeit in mir endlich etwas ersehen müßten, was durchaus verschieden von dem wäre, was sie jetzt dem äußeren Anscheine nach in mir zu gewahren haben. Ein wichtiger Grund, weshalb ich einem eigentlichen Gerichte mich daher entziehen zu müssen glaube, beruht darin,

daß ich fühle, es würde ganz unmöglich sein, meinen Richtern mich und mein Wesen so zum Verständniß zu bringen, daß sie, nach dieser Erkenntniß, finden müßten, wie ich ganz gewiß nicht in die Kategorie zu bringen sei, in der sie mich halten zu müssen glauben: ich w e i ß, daß nur neue Misverständnisse selbst zu meiner Freisprechung, vielleicht aber auch zu meiner Verurtheilung führen könnten. Wohl schmeichelte ich mir eine Zeit lang mit der Hoffnung, daß gerade auf der höchsten Spitze unsrer Staatsordnung der freie menschliche Blick ermöglicht sein dürfte, der jene mir nothwendige Unterscheidung zu erkennen fähig sei: nach allen Erfahrungen muß ich nun wohl daran verzweifeln und mich mit dem Stolze waffnen, der mich da, wo ich nie auf ganzes Verständniß hoffen darf, von fruchtlosen Versuchen abhält, die das Misverständniß eben nur vermehren dürften.

Wie betrübend dieß dennoch für mich ist, zeigt mir nun erst das große Glück, das mir dadurch zu Theil ward, daß ich doch den Hochgestellten fand, der mir den Segen jenes Verstandenseins zuwendete. Wie ward dieß so unendlich Schwierige möglich? Wie ward es dem Fürsten möglich, dem ‚Rebellen' Theilnahme zu schenken, ohne diesen vielleicht selbst viel anders zu wünschen als er nun eben ist? — Königliche Hoheit! Sie verstanden — meine Kunst; und nun ward Ihnen auch möglich, was dem politischen Richter unmöglich bleiben mußte. Sie erkannten das Eine, was ich niemals jenen hätte erklären können; Sie fühlten, daß es irrthümlich sei, den Künstler für einen Politiker zu nehmen, und daß vielleicht einzig in diesem Falle das Gericht nirgends noch bestellt ist, das mich gerecht beurtheilen könnte. Dieses einzig gerechte Gericht war aber — mir zur höchsten Erquickung — in Ihrem Herzen bestellt; und diesem Gerichte verdanke ich meine Freisprechung, die mir jetzt unendlich werthvoller erscheinen muß als jede andere, auf neue Misverständnisse begründete. Nun fühle ich mich frei und wahrhaft begnadigt: denn dem, was ich bin, dem einzigen, was mein Wesen ausmacht — meiner Kunst, verdanke ich mit gerührtem Stolze die Lösung eines Räthsels, das drückend auf mir lastete, und das nur der Fürst lösen konnte, der mir durch seine Gnade zugleich den erhebendsten Triumph meiner Kunst bereitete.

So macht mein dankbares Herz mich Ihnen unterthan; und in den Tagen, die Eure Königliche Hoheit zur Regierung Ihres Landes berufen, huldigt keiner Ihrer Unterthanen freudiger und inniger seinem neuen Fürsten als der Verbannte, und doch von Ihnen so schön begnadigte, dessen Segenswünsche ich Sie, als aus dem reinsten Quelle eines tiefgerührten Herzens kommend, huldvoll anzunehmen bitte, wenn ich heute sie Ihnen darbringe als

Eurer Königlichen Hoheit

ergebener Diener

Richard Wagner."

In der nächsten Zeit schweigt Wagners Stimme, aber der Meister muß sich spätestens Anfang 1856 wenigstens mittelbar, vermutlich durch Liszt, dem Großherzog genähert und ihm ganz bestimmte Wünsche mitgeteilt haben; denn im April 1856 hat sich dieser in einem persönlichen Briefe an König Johann von Sachsen, der seit 9. August 1854 regierte, für Wagner verwandt. Diesen Brief kennen wir aus einem flüchtigen Bleistift-Entwurf, der offenbar nach Diktat von irgendeiner Person[1]) der engeren Umgebung des Großherzogs geschrieben, an einigen Stellen von diesem eigenhändig verbessert und am Schluß durch Zusätze von der Hand des Ministers von Watzdorf ergänzt ist. Sachliche Bedeutung haben die Änderungen nicht; sie beweisen jedoch, wie sorgfältig der Inhalt des Schreibens geprüft und wie genau die Fassung überlegt worden ist. Wenn sich auch nicht behaupten läßt, daß der Brief, wie er schließlich abgegangen ist, genau den folgenden Wortlaut gehabt haben muß, so ergibt sich doch aus dem Entwurf folgender Text:

„Ew. Majestät

werden es vielleicht nicht unnatürlich finden, wenn die Erinnerung der Güte, welche Höchstdieselbe immer für mich gehabt haben, mich nicht zögern läßt, eine Bitte auszusprechen. Mögen mir Ew. Majestät nur auch verzeihen, wenn sich dieselbe auf einen Mann bezieht, der eine schwere Schuld auf sich geladen und daran schwer inbezug auf Ew. Majestät trägt. Da er indessen, wie die Beweise es bezeugen können, unter einer eben so großen Reue gebeugt ist und der allbarmherzige Gott ihn mit so außerordentlichen Künstlergaben begnadigt hat, so zaudere ich nicht Ew. Majestät den Namen Richard Wagner zu nennen. Ich darf dieses um so mehr thun, weil es sich weniger um eine Begnadigung als um die Möglichkeit handelt, daß Wagner ungeahndet eine Zeitlang in Deutschland sich aufhalten könne, um der Aufführung seiner eigenen Productionen beizuwohnen. Dem Ruhme, welche sich diese erworben haben, überlasse ich es für sie zu sprechen. Ihm überlasse ich es eben so sehr, die Frage zu vertreten, ob es wünschenswerth sei oder nicht, daß der Künstler auf dieser Laufbahn weiter strebe. In jedem Fall aber werden Ew. Majestät als einsichtiger Beförderer der Künste selbst erkennen, daß für den wahren Künstler, für einen Musiker besonders, das Weiterstreben nicht möglich ist, wenn der Künstler nicht das Maaß seiner selbst erhält, sich selbst kennen lernt, mit einem Wort seine eignen Werke hört. Nun fehlen

1) Der Diktatschreiber wußte nicht oder sollte wenigstens nicht wissen, um was und wen es sich handelte. Dort, wo Wagners Name zuerst genannt wird, hat er eine Lücke lassen müssen, die Karl Alexander selbst erst nachträglich ausgefüllt hat. Auch an allen anderen Stellen hat er den Namen erst nachträglich eingefügt, während vorher nur „er" dastand. Nicht einmal den Adressaten hat der Schreiber erkennen können, da er auf eine falsche Fährte geführt wurde: statt „Deutschland" hieß es ursprünglich „Rußland ist das einzige Land, wo dieses möglich". So sollte die Meinung entstehen, als ob es sich um eine Fürsprache beim Zaren für einen aus Rußland vertriebenen Künstler handle.

die Mittel in dem Lande, wo Wagner sich aufhält, diesen Vortheil ihm vorzuführen. Deutschland ist das einzige Land, wo dieses möglich. Sein sehnlichster Wunsch geht dahin, nächst der Vergebung seiner Schuld durch Ew. Majestät für eine Zeit nach Deutschland zu jenem Zweck zurückzukehren. Diesen Wunsch hat er zu mehren Malen indirect mir aussprechen lassen. Ich habe aus Ew. Majestät bekannten Gründen lange gezögert, dieser Bitte Gehör zu geben. Ich thue es jetzt, weil ich wie Ew. Majestät die Gnade als mein schönstes Vorrecht erkenne, und aus den Beweggründen, welche diese Zeilen enthalten. Demzufolge spreche ich also die Bitte aus, daß Ew. Majestät geruhen möchten, aus Gnaden zu gestatten, daß Wagner eine kurze Zeit zu dem obigen Zweck sich hier aufhalte, und demnach Höchstdero Gesandtschaft bei meinem Hofe zu befehlen, daß sie meiner Regierung von diesem Gnadenact Kenntniß gebe und bei ihr beantragen möge, von Fahndung für den vorliegenden Fall abzusehen. Mit der Bitte, mich Ihrer Majestät der Königin zu Füßen legen zu dürfen, unterzeichne ich mich

Ew. Majestät

ergebenster Vetter."

Daß das Schreiben in dieser oder einer ganz ähnlichen Form abgegangen ist, verrät uns die eigenhändige Antwort des Königs vom 25. April 1856. Auch die Anschrift auf dem beiliegenden Briefumschlag mit dem Ankunftsstempel des Weimarer Postamts vom 26. April hat der König selbst geschrieben. Sein ablehnendes Schreiben lautet:

„Gnädigster Herr
Theuerster Vetter

Ew. Königlichen Hoheit hochverehrtes Schreiben vom 20ten d. M. beeile ich mich mit gewohnter Offenheit, wie es einem Verwandten ziemt, zu beantworten.

Ich schicke zunächst voraus, daß es mir nicht in den Sinn kommen kann auf Ew. Königlichen Hoheit Entschließung in der fraglichen Angelegenheit einen entscheidenden Einfluß ausüben zu wollen, indem selbstverständlich das Ermessen darüber, wem Sie in dem Weimarschen Staatsgebiet den Aufenthalt gestatten wollen, lediglich Ihnen selbst zusteht.

Was nun aber Ew. Königl. Hoheit Wunsch in Bezug auf eine meinerseits zu gebende Anordnung betrifft, so vermuthe ich, daß Sie, theuerster Vetter, von Wagners Verhältnissen und Handlungsweise nicht vollkommen in Kenntniß sind, indem sich dann vielleicht Ihre Ansicht modifizirt haben möchte.

Wagner kam als ein blutarmer noch ganz unbekannter Tonsetzer hierher und erhielt die Erlaubniß, seinen Rienzi aufzuführen. Das große Talent, das sich in diesem Werk offenbahrte und das mein verewigter Bruder mit dem

ihm eignen Scharfsinn sofort erkannte, bewog denselben, Wagner als Kapellmeister anzustellen, ein Schuldenarrangement für ihn zu vermitteln und ihn aus der drückendsten Noth in eine ehrenvolle und, wenn er gewollt hätte, sorgenfreie Existenz zu versetzen. Zum Dank für so viel Wohlthaten hetzte derselbe in den Jahren 1848/49 die Mitglieder der Kapelle gegen den Hof auf und nahm endlich thätigen Antheil an dem bekannten Maiaufstand [2]), sodaß, wenn er nicht flüchtig geworden, wahrscheinlich jetzt auf Todesstrafe wegen Hochverraths gegen ihn erkannt wäre.

Daß gegen ein solches undankbares und schändliches Benehmen auch das größte Talent nicht in die Waagschale kommen kann, liegt am Tage, und ich würde schon den anderen Betheiligten gegenüber, gegen welche mit Strenge verfahren werden mußte, es nicht verantworten können, von irgend einem Schritt abzusehn, zu dem ich mich in Betreff Wagners für befugt halten dürfte. Ob übrigens unter den obgedachten Verhältnissen Ew. Königl. Hoheit es der Würde Ihres eignen Hofs und dem Verhältniß zu einem befreundeten Hof für entsprechend halten dürfte, einen Mann wie Wagner an ersterem auftreten zu lassen, muß ich billig Ihrem eignen Gefühl anheimstellen.

Indem ich Sie, theuerster Vetter, bitte, diese meine Freimüthigkeit mir zu vergeben, hoffe ich auf diese Verzeihung um so mehr rechnen zu können, als ich über mein heutiges Schreiben mit keinem meiner Diener Rücksprache genommen habe, ich vielmehr geglaubt habe als Freund und Vetter ohne Dazwischenkunft eines Dritten mich über einen so delicaten Punkt aussprechen zu müssen.

Ich schließe diese Zeilen mit der Versicherung der Fortdauer der freundschaftlichen und verwandtschaftlichen Gesinnungen, mit welchen ich bin, theuerster Vetter,

Ew. Königl. Hoheit
dienstwilligst ergebenster
Vetter Johann.

Dresden,
den 25ten April 1856.

Den beiden Grosherzoginnen bitte ich mich angelegentlichst zu Füßen zu legen."

Von Wagner selbst wissen wir, daß er 1856 sich persönlich an den König Johann gewandt hat „mit dem Gesuch um allergnädigste Niederschlagung der gegen mich eingeleiteten Untersuchung wegen Theilnahme an den unglücklichen Ereignissen von 1849". Das ist nach dem 25. April 1856 geschehen, wie unten ersichtlich wird. Die Tatsache erwähnt Wagner in dem Briefe an den Kronprinzen Albert vom 20. Februar 1858, den dessen Biograph, Prinz Johann Georg, in seinem Buche „König Albert von Sachsen" (Leipzig,

2) Auf urkundlicher Grundlage ist Wagners Betätigung dabei jetzt dargestellt von Gg. Herm. Müller in „Richard Wagner in der Mai-Revolution 1849" (Dresden, Oscar Laube, 1919, 63 S.).

Historia-Verlag von Paul Schraepler 1922), S. 103—109 mitteilt. Darin betont Wagner auch, daß er „so glücklich war, die Theilnahme und Fürsprache selbst erlauchter regierender Fürsten, wie Ihrer Königlichen Hoheiten der Großherzöge von Sachsen-Weimar und Baden zu gewinnen“. Wagner hat also von den Bemühungen Karl Alexanders gewußt und jedenfalls Näheres darüber durch Liszt erfahren.

Trotz des Mißerfolgs in Dresden kam der Großherzog wenige Monate später in einem Schreiben an den Minister von Watzdorf, das vom 21. August 1856 datiert und auf Helgoland geschrieben ist, aufs neue auf die Absichten zu sprechen, die er bezüglich Wagners hegte, und zwar knüpft er an vorhergegangene mündliche Erörterungen an und schreibt:

„Lassen Sie mich nun noch flüchtig einen Punkt berühren, den wir gegenseitig schon erwähnt haben, auf den ich aber zurückkommen muß. Als Liszt von mir Abschied nahm, um nach Gran zu reisen, sagte er mir, er beabsichtige von da nach Zürich zu reisen, und frug mich, ob ich ihm keinen Trost für Wagner mitgeben könne, keine Hoffnung, daß er auf kurze Zeit nach Weimar kommen, seine eigne Musik hören dürfe. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich die Sache mit Ihnen noch erwähnen wolle. Ich thue es nun. Seit jenem Brief des Königs an mich hat Wagner einen sehr demüthigen Brief an ihn geschrieben um Gnade flehend; ich habe ihn gelesen.[3]) Ich glaube, daß von seiner, Wagners, Seite alles nur Mögliche geschehen. Ich möchte daher ihm die Erlaubniß werden lassen, daß er für 14 Tage im September nach Weimar komme, um seine Oper zu hören, aber auch nur für diese Zeit. Überlegen Sie sich noch ein Mal diese Sache, und erscheint sie Ihnen irgendwie thunlich, so ersuche ich Sie, an Liszt etwa durch den Regierungsrath Müller schreiben zu lassen, daß und unter welchen Bedingungen W. kommen dürfe. Der Brief würde der F. Wittgenstein anzuvertrauen sein, sie allein kennt Liszt's Adresse und Eile ist hierbei von Noth, denn Liszt wollte im Ganzen nicht viel über 3 Wochen wegbleiben.“

Darauf antwortete Minister von Watzdorf am 27. August 1856 aus Weimar in folgender Weise:

„Die Herrn Wagner zugedachte Gnade hat auch bei nochmaliger Erwägung für sehr bedenklich, selbst unzulässig erscheinen müssen. Das erstere, weil eine derartige Gnade in Dresden und nicht allein an Höchster Stelle, sondern selbst in weiteren Kreisen sehr unangenehm berühren und somit Ew. Königliche Hoheit Nachtheile bringen würde, welche mit der Sache in gar keinem Verhältniß stehen, das letztere, weil, wie ich schon die Ehre hatte zu erwähnen, ein Bundesbeschluß vom Jahre 1836[4]), der erst im Jahre 1854 von

3) Im Augenblicke des Schreibens wußte also Karl Alexander noch nicht, daß König Johann auch die unmittelbare Bitte Wagners abgeschlagen hatte, rechnete vielmehr mit ihrer Erfüllung.

4) Bundesbeschluß vom 18. August 1836, Artikel 2. Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1836, S. 562.

Neuem bestätiget worden ist[5]), derartige Gnaden dem einzelnen Bundesfürsten nicht gestattet. Abgesehen aber von diesen Gegengründen und angenommen, es wäre zulässig, dem Herrn Wagner hier einen Aufenthalt von einigen Wochen zu gestatten, würde dieß ohnfehlbar zu des ersteren Verhaftung und Auslieferung führen, da, wenn er wider Erwarten ungefährdet hierher kommen sollte, es kaum zu bezweifeln ist, daß er bei der Rückreise arretiert würde, nachdem er im Jahre 1849 mit Steckbriefen verfolgt worden und diese Verfolgung im Jahre 1853 unter Beifügung seines Porträt's erneuert worden[6]) ist, also alle deutsche Polizeibehörden auf ihn fahnden."

Am 21. Oktober 1856 kommt der Großherzog in einem Schreiben aus Belvedere nochmals auf seinen Gedanken zurück und legt nunmehr seinem Minister den Plan vor, sich aufs neue in Dresden für Wagner zu verwenden, aber diesmal auf amtlichem Wege, d. h. durch den sächsischen Minister von Beust. Karl Alexander schreibt:

„Und nun lassen Sie mich noch auf eine mir zwar lästige, aber dennoch von mir nicht abzuweisende Sache zurückkommen, um welche ich Sie der Belästigung ebenfalls halber um Verzeihung bitte. Sie wissen, wie ich Ihrem Rathe folgend, Wagner habe schreiben lassen: ich könne ihn nicht den Weg zur Heimath jetzt bahnen, da der König ihm nicht verziehen. Nun aber umgiebt Freude den königlichen Richter, 2 Heirathen in einem Winter bringen[7]) ihm vielleicht die Erinnerung des Verbannten bei. Zu dieser Erinnerung, ihm zu helfen, erbitte ich mir Ihre Hilfe. Sie würde mir werden, wenn Sie privatim an den Minister von Beust schrieben und ihn in meinem Auftrag ersuchten, den König zu bitten, jenes Verbot dahin aufzuheben, daß Wagner auf ein Paar Wochen nach Deutschland kommen dürfte, seine eigne Musik zu hören."

Auch dadurch ließ sich der Minister, der allein die Staatsinteressen und die des Großherzoglichen Hauses in politisch tiefbewegten Zeiten im Auge haben durfte, nicht rühren und antwortete von seinem Landsitze Schloß Berga aus unter dem 27. Oktober 1856 folgendermaßen:

„Nur wegen des Befehls für Herrn v. Beust bitte ich um gnädigste Erlaubniß schon heute folgendes bemerken zu dürfen:

Richard Wagner ist auch in Sachsen und besonders in Dresden als Künstler vielfach geschätzt. Als Mensch ist er dort nicht nur nicht geachtet, sondern in hohem Grade streng beurtheilt. Sein politisches Vergehen würde

5) Bundesbeschluß vom 26. Januar 1854. Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1854, 1. Bd., S. 42.

6) Die beiden Steckbriefe vom 16. Mai 1849 und 11. Juni 1853 sind im Wortlaut mitgeteilt bei Müller, Richard Wagner in der Mai-Revolution 1849 (1919), S. 62. Ebenda äußert sich der Verfasser über das dem zweiten Steckbriefe beigefügte Porträt.

7) Es vermählten sich zwei Töchter des Königs, und zwar Prinzessin Margarethe am 4. November 1856 mit Erzherzog Karl Ludwig von Österreich und Prinzessin Anna Maria am 24. November 1856 mit dem Großherzog Ferdinand IV. von Toskana.

man vielleicht mit derselben Milde ansehen, mit welcher man in der Allgemeinheit solche Verbrechen zu beurtheilen pflegt. Aber nach den besonderen Pflichten der Dankbarkeit, welche ihn an den höchstseeligen König verpflichteten, urtheilet man über sein Verbrechen sehr hart. Ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich dahingestellt sein. Ich constatire nur die Thatsache, von deren Existenz ich genau unterrichtet bin. Wenn gleichwohl Sie, mein gnädigster Herr, Höchstunmittelbar bei Sr. Majestät dem König um Gnade Sich verwendeten, so ließ sich das erklären; der kunstsinnige Fürst konnte wohl in solchem Falle die Gesichtspunkte verlassen, welche der regierende Herr sonst zu nehmen hatte. Dem Minister, dem Geschäftsmann, der bei dergleichen Gelegenheiten Gefühlsrücksichten nicht gelten lassen darf, würde man es im höchsten Grade verübeln, wenn er für einen Mann intercediren wollte, welcher notorisch Verbrecher und nach der bestehenden Ansicht sittlich verworfen wird. Handelte es sich nur um meine Person, so würde sich fragen lassen, ob ein noch so scharfer Tadel in Betracht käme, aber ich muß bei der fraglichen Intercession Ew. Königlichen Hoheit Befehl erwähnen und dadurch auch Sie, gnädigster Herr, der Kritik aussetzen. Das darf ich nirgends mit dem Bewußtsein, daß diese Kritik eine ungünstige sein würde, am wenigsten darf ich das, aus bekannten Gründen, im Königreich Sachsen, wo es von Bedeutung ist, daß man von Höchstdenenselben keine ungünstige, das sittliche Gefühl des Volkes berührende Meinung faßt. Seine Majestät der König haben Ew. Königlichen Hoheit ausdrücklich erwähnt, daß Er von Höchstdero Verwendung für Wagner auch Seinen Ministern nichts gesagt habe. Herr v. Beust würde und dürfte diese Discretion nicht beobachten, die Sache würde bekannt werden und Ew. Königliche Hoheit ohne Zweifel sehr ungünstigen Urtheilen aussetzen. Die Sache ist bedeutender als Höchstdieselben vielleicht glauben. Ich bitte unterthänigst, sie auf sich beruhen zu lassen. So gern ich Ew. Königlichen Hoheit zu Befehl stehe, so gewiß darf ich das nicht in dem vorliegenden Falle, wo ich, um einer Gefühlsrücksicht willen, den wichtigsten Interessen Ew. Königlichen Hoheit zu nahe treten würde."

Wagner hatte von den Absichten des Großherzogs offenbar Kenntnis erhalten, aber schwerlich von den Gründen, die ihre Ausführung verhinderten, und gab aus Zürich unter dem 31. Oktober 1856 dem Gefühle des Dankes lebhaften Ausdruck.[8])

„Königliche Hoheit! Wenn Ihnen mein theurer Freund [9]) über mein Wirken und Schaffen berichtet und hierbei gewiß mit der edlen Wärme, der ich bereits so große Erfolge verdanke, von neuem Ihrer Huld und Theilnahme mich vortheilhafter, als es irgendwem glücken dürfte, empfiehlt, kann ich doch nicht umhin, die Gefühle des Dankes, die mich gegen Eure Königliche Hoheit

8) Diesen Brief hat La Mara im „Briefwechsel zwischen Franz Liszt und Carl Alexander, Großherzog von Sachsen" (Leipzig 1909), S. 53—54, zuerst veröffentlicht.
9) Franz Liszt.

erfüllen, als mein ganz besonderes Eigenthum durch meinen persönlichen Ausdruck Ihnen darzubringen.

Welche wohlthätige, versöhnende und beglückende Stellung Sie nun bereits seit Jahren zu mir einnehmen, ist der Welt nicht mehr unbekannt; sie weiß, daß ich in Eurer Königlichen Hoheit den Schützer und fürstlichen Freund gefunden habe, dessen Gunst und Theilnahme mich wieder mit Hoffnungen für meine künstlerische Zukunft erfüllte, dessen Bemühungen und Sorge ich die Aussicht auf eine gedeihliche Wendung meines so sehr bedrängten bürgerlichen Schicksals verdanke. Wünsche ich den glücklichen Erfolg dieser edlen Anstrengungen für mein Heil, so darf ich wohl sagen, daß es zum nicht geringen Theil aus dem Grunde geschieht, weil es mich verlangt, dadurch in die Möglichkeit versetzt zu werden, meine innige, dankbare Ergebenheit Eurer Königlichen Hoheit nach besten Kräften an den Tag legen zu können. Je zweifelhafter aber jener Erfolg noch ist, und je mehr ich daher fürchten muß, nie diese Möglichkeit gewinnen zu dürfen, desto mehr drängt es mich, schon jetzt, wie für den Fall des ungünstigsten Erfolges, Eurer Königlichen Hoheit den Dank zu sagen, der, wenn ich ihn nie der Welt beweisen dürfte, nur desto tiefer und inniger das beglückende Gefühl der herzlichen Verpflichtungen ausdrücken möge, deren ich gegen meinen edlen fürstlichen Wohlthäter mir freudig bewußt bin.

Somit sei es mir verstattet, für den Fall des glücklichen, wie für den des ungünstigen Erfolges Ihrer hochherzigen Bemühungen in tiefster, dankbarster Verehrung und unverbrüchlichster Ergebenheit, mich stets nennen zu dürfen

Eurer Königlichen Hoheit

treu - unterthänigsten Diener

Richard Wagner."

Wagners Hoffnungen erfüllten sich zunächst nicht, und auch der Briefwechsel des Großherzogs Karl Alexander gedenkt seiner mehrere Jahre nicht. Erst 1861, in dem Jahre, in dem Wagner die Erlaubnis zur Rückkehr nach Deutschland erhielt, kommt der Großherzog seinem Minister gegenüber wieder auf Wagner zu sprechen, und zwar in einem Briefe ohne Ort und Tag, dessen Abfassung jedoch vor dem 13. März 1861 liegen muß, da an diesem Tage die „Tannhäuser"-Aufführung in Paris, die der Brief als nahe bevorstehend bezeichnet, tatsächlich stattfand. Der Großherzog schreibt:

„Noch ein Mal komme ich auf die Frage der Ordensertheilung an Richard Wagner zurück. Er hat schwer gesündigt. Er hat dafür weniger gebüßt wie Andere. Er hat dehmüthig um Vergebung gebeten, ich las seinen Brief, ich selbst beförderte ihn an den König von Sachsen. Seitdem erhielt er Zuflucht in Oesterreich, und seit November gestattete der König von Sachsen, daß er auch in dem übrigen Deutschland sich zeigen dürfe. Ich bin nicht sein

Richter, nicht ein Rächer seiner That. Mir aber als Großherzog von Weimar gebührt es, jedes wahre Verdienst im Reiche der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie anzuerkennen und womöglich dies zu bethätigen. Wagner aber gebührt meine volle Anerkennung, denn groß und einzig steht er da im Gebiete der Musik. Seine so vorzugsweise deutsche Musik hat seit Jahren auf der weimarischen Bühne ihren Hort gefunden, und mit Stolz können wir dies beweißen. Er ist im Begriff in Paris den „Tannhäuser" aufzuführen, und sicherlich lohnt ihn der Kaiser, er, der ihn veranlaßte, seine Oper in seiner Residenz zu zeigen. Ich möchte nicht, daß der deutsche große Tondichter kein deutsches Ehrenzeigen trage, ich möchte eben so wenig, daß er ein deutsches nach dem französischen erhalte. Ich handle recht und gerecht, indem ich so handle wie ich es thue. Deshalb, bitte, senden Sie mir das kleine Kreuz 1. Classe, was ich ihm dann zukommen lassen würde."

Erhalten hat Wagner den Orden nicht — übrigens ist ihm auch später ein solcher nicht zuteil geworden —, und daher wird man auch in diesem Falle, obwohl ein unmittelbares Zeugnis fehlt, auf eine entschiedene Gegenvorstellung Watzdorfs schließen dürfen. Wesentlich weiter gehen des Großherzogs Absichten im Sommer 1862, nachdem Liszt Weimar 1861 verlassen hatte; denn unter dem 19. August 1862 schreibt er aus Zillbach unter Bezugnahme auf vorausgegangene Besprechungen an Watzdorf:

„Ich berühre noch ein Mal die Angelegenheit R. Wagner's. Ich sehe die Bedenken wohl gegen eine jetzige Anstellung, kaum aber dagegen, daß man ihm proponieren lasse, seine Opern — die neuen: Tristan, Nibelungen — in Weimar einzustudieren, ohne ihn anzustellen."

Auch für eine Tätigkeit Wagners ohne amtliche Stellung in Weimar kann sich der Minister nicht erwärmen und gibt seiner Meinung unter dem 26. August 1862 Ausdruck:

„Was meine Ansichten über eine Berufung oder Beauftragung des Kapellmeisters Wagner bei der Großherzoglichen Kapelle betrifft, so habe ich die Ehre gehabt, der Frau Großherzogin zu sagen, daß dieselben unverändert dieselben geblieben sind. Bei jeder neuen Erwägung komme ich zu der verstärkten Überzeugung, daß eine derartige Berufung ebenso den Rücksichten zuwiderlaufen würde, welche Ew. Königliche Hoheit dem Königlich Sächsischen Hause schuldig sind, als den Rücksichten, welche das Prinzip der eigenen fürstlichen Stellung erfordert. Daneben wäre aber in dem gegenwärtigen Zeitpunkt die Verwendung eines Mannes wie Wagner meiner Meinung nach höchst unpolitisch. Denn darüber wird Niemand zweifelhaft sein, daß wir möglicher Weise sehr bedenklichen Verwickelungen im Äußeren wie im Inneren entgegen gehen. Die verhältnißmäßig guten Zustände, in denen sich das Großherzogthum befindet, gewähren keinerlei Garantie, daß dasselbe von den Krisen verschont bleiben werde; vielmehr wird das, wenn überhaupt, nur durch große Besonnenheit und feste Haltung zu erlangen sein,

hiermit aber würde Wagner's Zulassung nicht im Einklang stehen. Ich kann also die letztere nur auf das Entschiedenste widerrathen."

Vermutlich auf die ihm in der Ferne eröffneten Aussichten bezieht sich des nun wieder auf deutschem Boden weilenden Wagner Dankbrief an den Großherzog aus Dresden vom 7. November 1862. Dieser lautet:

„Durchlauchtigster Großherzog! Ew. Königlichen Hoheit so unverhofft mir sich eröffnende große Huld und theilnahmvolle Güte hat mich auf das Tiefste gerührt. Zu meiner wahrhaftigen Ermuthigung wurde ich inne, daß mir Verlassenen noch Freunde leben, die meiner Kunst mich erhalten wollen! In äußerster Niedergebeugtheit, in der traurigen Nothwendigkeit, den Werth meiner Arbeiten einzig nach dem ihnen etwa beiwohnenden Werthe für die kaufmännische Speculation bemessen zu müssen, hatte ich schnell zu erfahren, daß, wie in der gnädigen Gesinnung Ew. Königlichen Hoheit, so auch in dem edlen Herzen Ihrer erhabenen Gemahlin, der durchlauchtigsten Frau Großherzogin, ein schützendes Asyl mir erhalten blieb!

Möge von Ew. Königlichen Hoheit, möge von meiner erhabenen Schützerin und Gönnerin dem treuen Ernste des Ausdruckes, mit dem ich mein dankbarstes Gemüth Ihnen zu Füßen lege, huldvoll gütiger Glaube geschenkt werden!

In tiefster Verehrung und unverbrüchlichster Ergebenheit verharre ich als

Ew. Königlichen Hoheit

allerunterthänigster Diener

Richard Wagner."

Auch nach dem Empfang dieses Briefes hat der Großherzog seine hochherzigen Pläne weiter verfolgt, und in welcher Weise das geschehen ist, das lassen zwei Briefe Watzdorfs vom 6. und 11. Januar 1863 erkennen. Der erste lautet:

„Ew. Königlichen Hoheit h. Befehl rücksichtlich des Kapellmeisters W a g n e r habe ich nicht zur Ausführung gebracht. Bei nochmaliger Prüfung des Falles habe ich es nämlich mit meiner Überzeugung, folglich auch mit der mir obliegenden Verantwortlichkeit nicht vereinigen können, für eine Maasregel einen Schritt zu thun, welche ich nach verschiedenen Seiten für durchaus unzuläßig und unpolitisch halte. Unzuläßig, insofern ich es der Stellung Ew. Königlichen Hoheit als Fürst und speziell als sächsischer Fürst nicht entsprechend erachten kann, einem Manne Beweiße spezieller Gnade zu geben, welcher dem regierenden Prinzip in der Person eines sächsischen Fürsten den Krieg gemacht hat; unpolitisch, insofern eine Regierung jeder Zeit, besonders aber in unseren Tagen, die Verbindung mit Revolutionsmännern vermeiden muß, wenn sie nicht ihre Zukunft dem Zufall Preiß geben will. Daß Seine Majestät der König von Sachsen, wie ich vernehme, eine sehr milde Antwort giebt,

kann in meiner Auffassung nichts ändern, denn in dergleichen Dingen soll man nach eigenen, nicht nach fremden Ansichten handeln. Vielleicht, daß meine Ansichten hierüber zu streng sind. Jeden Falles werden es Ew. Königliche Hoheit gewiß nur in Ordnung finden, wenn ich in so wichtiger Angelegenheit nur der eigenen Überzeugung folge. Ich würde außerdem dem Amte schlecht entsprechen, welches ich einzunehmen die Ehre habe. Im übrigen glaube ich, daß wir den bedenklichsten Complicationen nie näher gestanden haben als gerade jetzt. Ich fürchte dieselben nicht, aber nur dann nicht, wenn der rechte Weg nicht verlassen wird. Die Großherzogliche Regierung hat eine sehr schwierige Zeit durchlebt und dennoch, wie ich glaube, die Achtung aller Parteien bewahrt, gewiß nur dadurch, daß sie ihren Grundsätzen treu geblieben und nicht nach der einen, aber eben so wenig nach der anderen Seite abgewichen ist.

Ich spreche nicht für mich, wohl aber für Ew. Königliche Hoheit und für die Regierung dies Großherzogthums, wenn ich recht dringend empfehle, dieser Regel auch für die Zukunft treu zu bleiben. Das scheint mir Ew. Königlichen Hoheit erste und höchste Pflicht, d i e Pflichten, welche Ew. Königliche Hoheit sonst noch für Kunst und dergleichen auf Sich zu haben meinen, beruhen, wie mir scheint, auf unsicheren Annahmen und entbehren der festen Basis.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigstgehorsamster

von Watzdorf."

Ehe daraufhin eine persönliche Aussprache zwischen dem Großherzog und dem Minister stattfand, schrieb letzterer unter dem 11. Januar 1863 einen zweiten Brief, der den vorhergehenden gewissermaßen fortsetzt:

„Ew. Königlichen Hoheit halte ich mich, bei weiterer Erwägung der Wagnerschen Angelegenheit, doch verpflichtet, noch ausdrücklich zu erklären, daß wenn Wagner auf Höchstdero Veranlassung hierher kommen oder mit Vorbereitungen zur Aufführung seiner Oper hier beauftragt werden sollte, ich meine dienstlichen Functionen fortzubehalten mich behindert sehen würde. Kömmt Wagner als Fremder auf eigene Veranlassung hierher, so kann ich das zwar nicht ändern, aber ich kann ihn sofort, wenn es mir angemessen erscheint, wieder aus der Stadt entfernen lassen. In bedenklicher Zeit, wie die jetzige, muß ich als verantwortlicher Minister dieses Recht gegenüber jeder zweifelhaften fremden Persönlichkeit in Anspruch nehmen. Begreiflich habe ich dasselbe nicht, wenn obige Voraussetzungen eintreten.

Nehmen Ew. Königliche Hoheit diese unterthänigste Anzeige nicht als eine Anmaaßung. Von dieser bin ich weit entfernt. Aber Höchstdieselben wissen, daß ich nur ungern noch mein Amt verwalte und neben anderen Gründen

selbst die Rücksicht auf meine Gesundheit nur deßhalb unbeachtet gelassen habe, weil die schwierigen Zeitläufte mir zweifelhaft machen, ob ich meinen Wünschen nachgehen soll. Im obigen Falle würde mir dieß zur Pflicht werden, und da Ew. Königliche Hoheit dann in Verlegenheit kommen könnten, so habe ich es für meine Schuldigkeit gehalten, die gedachte Eventualität ausdrücklich zu bezeichnen.

In tiefster Ehrfurcht

Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigstgehorsamster

von Watzdorf."

Auf dieses Schreiben antwortete der Großherzog sofort, aber kurz und verzichtete auf seine Wünsche, wenn anders ein Brief ohne Tag, der nur den Kopfvermerk „Sonntag" — der 11. Januar 1863 war ein Sonntag — trägt, in diesen Zusammenhang gehört. Dieser Brief lautet:

„Unserer Besprechung gemäß bin ich bei dem rücksichtlich Wagners stehen geblieben, was ich schon gesagt hatte, nachdem wir das erste Mal die Sache behandelten, verstehe also nicht recht, mein bester, worauf sich die Anzeige gründet, die Sie mir vor ein Paar Stunden sanden. In jedem Fall scheint mir erstere Sache zu unbedeutend, um ihr einen andern Werth beizulegen als sie ihn verdient."

Dieser Verzicht bedeutete für den Großherzog gewiß einen schweren Entschluß, aber er ordnete sich willig der staatsmännischen Einsicht seines langjährigen, ihm persönlich innig vertrauten Ministers unter. Dieser betrachtete den Fall Wagner weder vom künstlerischen Standpunkte, noch von dem des fürstlichen Mäcens, sondern lediglich als einen Vorgang, der die staatliche Autorität als solche berührte und geeignet erschien, die an sich schon schwierige politische Lage des Großherzogtums gegenüber den Nachbarstaaten, wie sie die Stellung im und zum Deutschen Bunde mit sich brachte, noch mehr zu verwickeln. Es liegt nahe, Watzdorfs Bedenken mit der Begründung für übertrieben zu erklären, Wagners Berufung nach München 1864 habe ja auch keinerlei politisch ungünstige Wirkung gehabt. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß das süddeutsche stattliche Königreich Bayern in einer viel freieren Lage war und eine viel selbständigere Politik trieb als das mitteldeutsche kleine Großherzogtum Sachsen, und daß der Staatsmann, der mutig und zielbewußt das Staatsschifflein durch alle Fährnisse hindurchsteuerte, allen Anlaß hatte, die Störung seiner Kreise zu verhindern, wo er nur konnte. Nur diese Umstände tragen die Schuld daran, daß eine enge Verbindung zwischen Wagner und Weimar nicht zustande gekommen ist. Der Großherzog Karl Alexander hat für Wagners Person sich so weit eingesetzt, wie er als fürstlicher Kunstfreund es konnte und durfte, aber er hat willig diese seine persönlichen Neigungen den Pflichten untergeordnet, die dem Landesfürsten oblagen.

Bolschewismus und Geisteskultur

Von

Georg Wlassow

1.

Mit nicht nachlassender Spannung sind die Blicke aller Nachdenklichen noch immer nach dem Osten gerichtet. Sie möchten das wahre Antlitz des neuen Rußland erspähen, das hinter einem dichten Schleier von erstarrter Qual und undurchdringlicher Heuchelei verborgen ist. Dort ringen geistige und soziale Kräfte auf Leben und Tod miteinander, und nicht nur durch seine handgreiflichen Folgen, sondern mehr noch durch seine innere Dynamik ist der Ausgang dieses Kampfes von einschneidender Wichtigkeit nicht bloß für sein unmittelbares Opfer. Nicht allein darum geht die blutige Fehde, ob e i n e soziale Gruppe ihre angestammte Macht und Herrschaft einer anderen, bislang entrechteten und ausgebeuteten, abtreten soll. Hier scheint die grundsätzliche Frage empirisch entschieden zu werden, ob die Lebensgesetze der Vergangenheit überwindbar seien, ob es überhaupt möglich sei, die menschliche Gemeinschaft auf eine höhere Stufe zu bringen. Denn ebenso uralt wie der Traum von einem Reiche der Vernunft und der Gerechtigkeit sind auch die Zweifel an der Fähigkeit des Menschen, der eigene Schmied seines Schicksals zu sein, sein Leben mit seiner träumenden Sehnsucht in Einklang zu bringen. Je untragbarer die bestehenden Verhältnisse lasteten, je unruhiger das Verlangen nach einer sichtbaren Änderung wurde, desto eindringlicher ertönten die Kassandrastimmen, ja nicht mutwillig den altersschwachen Bau des Daseins zu stürzen, die geläufigen Pfade der Entwicklung nicht zu verlassen. Wie eine schaffensfreudige Herausforderung an diese Stimmen der Vergangenheit erschien so vielen der revolutionäre Wagemut des neuen Rußland. Schon heute darf man feststellen, daß diese Illusion sich als trügerisch erwies. Die Wirklichkeit hat die düstersten Vorhersagen bestätigt, ja katastrophal übertroffen. Der Versuch einer sozialen Neugestaltung endete mit einem beispiellosen Zusammenbruch. Die bolschewistische Revolution hat unübersehbar vieles sinnlos vernichtet, Unersetzliches zermalmt; aber statt ein höheres Leben zu zeugen, hat sie die Entwicklung verwirrt und verrammelt. Sie hat keine wahrhaft produktive Kraft befreit und ausgelöst, aber unzählige wertvolle erdrosselt.

Wohl eine ihrer schmerzlichsten Folgen ist die Enttäuschung und Entmutigung, die sich gerade der Besten und Tatdurstigen bemächtigt. Noch nie war der Drang zur „Buße und Bekehrung", die Stimmung reumütigen „Sichbesinnens", eines geistigen „Revisionismus" so stark und allgemein. Nicht nur die Verfechter der alten Götter, sondern die Verächter aller Ideale, die Bespötter aller Erneuerungszuversicht erheben das Haupt, ihren leichten Sieg bestaunend. In hartem Ringen eroberte Stellungen werden preisgegeben. Die schrankenlose Revolution versumpft in trüber Reaktion.

Denn nur zu leicht vergessen es die Enttäuschten, daß das Scheitern des bolschewistischen Experimentes den organisch fortschreitenden Zerfall der Vergangenheit nicht aufhalten kann. Die bisherigen Wege können nur abermals zu den gleichen Irrversuchen und Katastrophen führen. Dies Bewußtsein der gähnenden Ausweglosigkeit lähmt den Geist und dient nicht selten als letzter Antrieb zum Verharren bei der blinden Umsturzillusion. Wie in der berühmten indischen Fabel hängt der Kulturmensch von heute über einem Abgrund an den Zweigen eines Baumes, dessen Wurzeln schon längst gelockert und zernagt sind.

Gerade deshalb ist es dringend nötig, sich über die Ursachen klar zu werden, welche den Bolschewismus zum Scheitern brachten. Je deutlicher wir uns seine inneren Widersprüche und Irrgänge vor Augen führen, desto sicherer erkennen wir, daß es nicht sein kühner Bruch mit der Vergangenheit war, der ihn zur Ohnmacht verurteilte und zur Verkümmerung aller lebenswichtigen Kräfte führte, sondern es war einzig und allein die Primitivität seiner positiven Ziele und die Unzulänglichkeit seiner Aufbaumittel.

Einige flüchtig gesammelte Tatsachen und Zeugnisse mögen es uns verdeutlichen.

2.

Entscheidend für das Schicksal des Bolschewismus wurde die Tatsache, daß derselbe (als unentwegter Marxismus) von vornherein einer jeden zielbewußten, aktiv-schöpferischen Stellungnahme dem sozialen Geschehen gegenüber im tiefsten Grunde abhold war. Er vertraute blindlings auf den mechanischen Ablauf der historischen Entwicklung, auf die „Vernunft" und „Vorsehung" des von Marx verkündeten ökonomischen Weltgeistes, der alles zwangsläufig und schicksalhaft zum Besten wenden werde. So glaubte er sich der heiklen Aufgabe, die Gestalt und die Verwirklichungsmittel einer vollkommeneren Zukunft zu erfassen, enthoben, die er als Utopie und idealistische Schwärmerei belächelte. Als es daher so weit gekommen war, daß er auf dem Trümmerfelde des alten russischen Staates siegesstolz sein Panier aufpflanzen konnte, erkannte er, spät genug, daß er weder einen Bauplan besitze, noch die Gesetze des Bauens kenne. In seiner jüngst veröffentlichten Apologie Lenins schildert Trozki, wie der Schöpfer und Führer des Bolschewismus im entscheidenden Augenblick der Revolution seine marxistischen Doktrinen beiseite schieben mußte, um als „Autodidakt" die gewaltigen, ihm unversehens zugefallenen Aufgaben zu lösen. Dies hatte zwar eine gewisse Unabhängigkeit allen überkommenen Grundsätzen und Bindungen gegenüber zur Folge

und verstärkte die Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit des Bolschewismus, sowie seine beispiellose Rücksichtslosigkeit bei Verfolgung seiner nächsten Zwecke, es stellte ihn aber immer mehr vor eine gähnende Leere, welche er positiv auszufüllen nicht die Schöpferkraft hatte. Seine Energie reichte noch für den Klassen k a m p f aus, nicht aber auch für den fast durch Zufall errungenen Klassensieg. Seine einzige Direktive war: „Alles was bürgerlich ist, ist verdammenswert"; wie die neue proletarische Kultur inhaltlich beschaffen sein muß, die an Stelle jener zu treten hat, wußte niemand, und wurde der revolutionären, triebhaften Intuition der Masse und ihrer demagogischen Schmeichler einfach überlassen. Dies nannte man „revolutionäres Schaffen". Teils aus Mangel an schöpferischen Begabungen, teils aus Beargwöhnung jeder produktiven Tätigkeit, weil sie immer an das verhaßte Alte erinnerte, artete dieses „Schaffen" unweigerlich in das relativ leichte, blindwütige Zerstören aus. Der Terror erwies sich als einzige Lebensform des siegreichen Bolschewismus.

„Mir fällt der Petersburger Woronzow ein," schrieb z. B. kürzlich Trozki, „der in der ersten Revolutionszeit Lenin nahestand, ihm half und ihn schützte. Als wir mit der Evakuierung Petersburgs beschäftigt waren, erklärte Woronzow mit finsterer Miene: ‚Geschieht was, so werden s i e vieles erobern. Es wäre wohl besser, man schaffte nach Petersburg ordentlich viel Dynamit herbei und ließe das Ganze in die Luft fliegen.' ‚Wäre es Ihnen denn gar nicht schade um Petersburg, Genosse Woronzow?' fragte ich, diesen prachtvollen Petersburger Proletarier bewundernd. ‚Warum denn — sind wir einmal wieder da, bauen wir es noch besser auf . . .'" „Dies," meint Trozki, „ist richtige Einstellung zur Kultur. Da ist keine Spur von rührseliger Weinerlichkeit. Kultur wird durch Menschen erzeugt. Echte Kultur ist nicht in bemalten Töpfen der Geschichte, sondern in richtiger Organisierung menschlicher Köpfe und Hände. Stehen dieser Organisation Hindernisse im Wege, so müssen sie weggefegt werden. Und muß man dazu die Schätze der Vergangenheit zerstören, so werden wir sie ohne weinerliche Sentimentalität vernichten und kommen dann wieder und schaffen neue, unermeßlich wertvollere. So hat auch Lenin darüber gedacht" („Prawda" 228).

Fast mit Vergnügen erinnert sich Trozki hierbei daran, wie einst „revolutionäre" Soldaten Rembrandtsche Bilder zu Fußlappen verwendeten und brennende Zigaretten an herrlichen Gobelins löschten. . . . In der Tat: nicht nur Petersburg, sondern ganz Rußland, ja die ganze Welt waren die Bolschewisten bereit in die Luft fliegen zu lassen, um die eigene Macht zu behaupten. Dies ist ihnen ja auch zum großen Teil glänzend gelungen. Nur als es mit dem Wiederaufbau ernst wurde, so standen sie ratlos da und zerstörten weiter drauflos, oder mußten die alten Baumeister holen. . . .

Dieses beispiellose Versagen aller schöpferischen Neugestaltungsfähigkeit steht im innigen Zusammenhange mit dem Grundzug des bolschewistischen Denkens und Fühlens — seiner Mißachtung alles Seelischen. Er leugnet schlechtweg alle lebenswirkende Kraft des Geistes. Wie er den Einzelnen nur als einen an sich belanglosen Teil der Masse, als willen- und machtloses Werkzeug seiner Klasse auffaßt, so beachtet er im Einzelnen auch fast nur die typischen, vegetativen, unschöpferischen Merkmale und Kräfte. Seine Dok-

trinen und Handlungen sind derart, als ob der Mensch lediglich aus Leib bestünde. Da aber trotzdem der Mensch aus Leib und Seele zusammengesetzt ist, so ist es nicht zu verwundern, daß die meisten Erwartungen und Berechnungen, welche der Bolschewismus auf Grund seiner Fiktionen aufgestellt hatte, nicht in Erfüllung gingen. Das „Proletariat" ist zwar auf den Leim der verheißenen Diktatur gegangen; aber weder kam es dazu, die Früchte seiner Herrschaft zu genießen, die eine despotische Parteibürokratie für sich einheimste, noch aber auch leistete es der Forderung derselben Genüge, intensiver und produktiver zu arbeiten. Um die Bauernschaft für sich zu gewinnen, hatte der Bolschewismus gleich am ersten Tage sein höchstes Prinzip, die Aufhebung jeglichen Eigentums, preisgegeben; zu einem näheren „Zusammenschluß", den der Bolschewismus herbeisehnt, ist es aber bislang nicht gekommen. Die gefährlichste Klippe jedoch — um so gefährlicher, als sie zunächst ganz unscheinbar schien und kaum beachtet wurde —, an der der Bolschewismus scheitern mußte, war sein wahnsinniges Verhalten zur „Intelligenz", zu den Hauptkräften aller Fortentwicklung.

Der Bolschewismus beteuerte nachträglich, sein rücksichtsloser Feldzug wider die Intelligenz, also wider alle geistig Höherstehenden, Gebildeteren, Befähigteren auf sämtlichen Gebieten, sei durch deren Sabotage, deren Widerstand gegen das siegreiche Proletariat provoziert worden. Eigentlich müßte es unbegreiflich erscheinen, warum gerade die klassenlose geistige Schicht nicht einer Bewegung jubelnd zugeflogen war, die endgültige Abschaffung aller Klassenvorrechte und Standesvorurteile auf ihre Fahne schrieb. Aber so groß war die Geringschätzung des Bolschewismus für die „bloß" denkende, fühlende, dichtende und redende, also im Grunde „realitätslose" Intelligenz, daß er ihr gegenüber aus seinem Herzen keine Mördergrube machte. War er doch unerschütterlich überzeugt, daß das Bewußtsein durch das wirtschaftliche Sein vorherbestimmt werde; daß der Geist im Kräftespiel der Geschichte, als Überbau, fast nur als Spiegelbild, etwas rein Sekundäres, Nebensächliches, Wertloses darstelle, mithin den eigentlichen Faktoren des Geschehens als etwas Überflüssiges eher hindernd im Wege stehe. (Freilich wie eine Ironie der Geschichte mutet es an, daß der schärfsten Bekämpfung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsordnung ein Prinzip dienen mußte, welches im Grunde gerade der Lebensnerv der kapitalistischen Psyche ist, die ja ebenfalls das ökonomische Interesse über alles stellt und alles Geistige als nutzlos und unwirklich verachtet!) Diese Denkungsart mußte zur Verdächtigung und Anfeindung aller jener führen, die aus der Masse vorragend sich absonderten, die den Stoff zu beseelen, die Wirklichkeit den Gesetzen des Geistes untertan zu machen strebten. Ging es doch so weit, daß einer der einflußreichsten Erzieher des Bolschewismus, der angesehene Interpret des Marxismus Menger, in seiner namentlich in Rußland stark verbreiteten „Neuen Staatslehre" ausführte, daß im erträumten, vollkommen demokratischen Zukunftsstaate „Millionäre der Bildung" ebenso eine Gefahr bilden können wie „Millionäre des Kapitals". „Auf einige Genies mehr oder weniger kommt es nicht an, wenn nur die Massen gedeihen", meinte einmal ein führender sozialistischer Philosoph. Und Lunatscharski, der Begründer der „Proletarischen Kultur", stellte seinerzeit, völlig im Sinne Babeufs, die Behauptung auf, wo-

nach innerhalb einer kommunistischen Gesellschaft die Gleichheit der äußeren Entwicklungsbedingungen auch eine Ausgleichung aller Entwicklungsfähigkeiten herbeiführen werde. So war es nur natürlich, daß, als die Bolschewisten die äußere Macht an sich gerissen hatten und die Verwirklichung dieser lange erträumten vollkommenen Lebensordnung in Angriff nahmen, sie die Spitze ihres schonungslosen terroristischen Schwertes nicht nur gegen die Millionäre des Kapitals, sondern auch wider die Besitzer der höheren Geisteswerte richteten. Und da die Geistigen nicht in dem Maße wie die Kapitalisten sich „loskaufen“ oder flüchten konnten, geschah es auch, daß nicht so sehr die „Bourgeoisie“ als die „Intelligenz“ vorwiegend das Opfer des blutigen bolschewistischen Terrors geworden ist. Hat doch Trozki kürzlich entrüsteten Einspruch erhoben gegen die „verleumderischen“ und „ehrverletzenden“ Behauptungen Gorkis, nach dessen Darstellung Lenin stets bereit gewesen sein soll, sich für das bedrohte Leben angesehener Gelehrten einzusetzen, — ohne freilich immer den gewünschten Erfolg erzielt zu haben. Trozki erklärt demgegenüber aufs entschiedenste, daß diese scheinbare Nachsicht gegen die Feinde der Revolution lediglich ein klug erheucheltes Mittel gewesen sein soll, um die unangebrachten „sentimentalen Zudringlichkeiten“ Gorkis loszuwerden. . . .

Seine eigene Kulturauffassung brachte Lenin unverblümt zum Ausdruck, als er zu Beginn der Revolution verkündete: „. . . Eben deswegen bin ich so schonungslos feindselig gesinnt gegen allerlei Ausklügelungen, gegen alle proletarischen Kulturen. Das ABC der Organisation der Verteilung von Brot und Kohle soll man sich zu eigen machen. . . . Dies ist die höchste Aufgabe einer proletarischen Kultur“ („Journal für Volksaufklärung“, 1919, Nr. 35/36, S. 3). Freilich beinahe im gleichen Atem mußte er schon damals seinen Jüngern „in pfäffischer Weise“ predigen: Du sollst nicht stehlen; denn die Mißachtung dieses „moralischen“ Gebotes, das lange als bourgeoises Ausbeutungsmittel verschrien war, machte letzten Endes auch die Verteilung von Brot und Kohle unmöglich. Gleichfalls unter dem Druck der Verhältnisse mußte die Einsicht sich Bahn brechen, daß die Verwirklichung selbst dermaßen reduzierter Kulturaufgaben ohne die Mitarbeit und Leitung qualifizierter, entsprechend begabter und geschulter Kräfte nicht vonstatten gehen kann. Die Hausbesorger und Waschfrauen in den Krankenhäusern konnten auf die Dauer doch nicht, trotz proletarischer Echtheit, Ärzte und Professoren ersetzen, und ohne Chemiker und Ingenieure mußte die Wirtschaft zerfallen. Und je deutlicher es wurde, daß weder revolutionäre Phraseologie noch massenhafte Vertilgung der „Feinde der Revolution“ zu neuem Leben führe, desto offener und dringender ertönte der Ruf nach der halb ausgerotteten verwahrlosten Intelligenz. „Wir müssen uns die gesamte Wissenschaft und Kultur aneignen, die bürgerlichen Fachleute ausnutzen, bei ihnen in die Lehre gehen, sie für uns arbeiten lassen“, rief Lenin. Und je weiter je deutlicher: „Wir können nicht mehr um das Problem der Menschenauswahl herum“; „wir haben am anderen Ende begonnen, mit der politischen, mit der sozialen Revolution, jetzt sind wir bei der Kulturrevolution angelangt, und vor ihr stehen wir“.

Es ist kein Zufall, daß diese entschiedene Wendung (die übrigens auch der westeuropäische Sozialismus aufweist) zeitlich mit der Einführung der neuen ökonomischen Politik („Nep“) zusammenfällt. Der Nep besiegelte die

wirtschaftliche Kapitulation des Bolschewismus. Er bedeutete das Versagen der terroristischen Nivellierung in der allgemeinen Armut. Um aber neue Werte zu schaffen, dazu war die Intelligenz unerläßlich. Die „dritte Front", Probleme der Bildung, der Ideologie, der Kultur, begannen immer mehr die Bolschewisten zu beunruhigen. Nicht leichten Herzens hat der Bolschewismus diese Schwenkung vollzogen. Er hat seine Niederlage nicht verschmerzt, und träumt beständig von einer Revanche und vom endgültigen Sieg. Daher die steten Schwankungen, welche den geschwächten Organismus heftig erschüttern. Eine ebensolche Doppelsinnigkeit, Unsicherheit kennzeichnet auch sein Verhalten zur Intelligenz. Hier wenigstens hatte er gehofft, leichte Triumphe zu feiern, aber auch hier erschöpfte sich seine Aktivität in Zerstörung und Auflösung. So schwankt er hin und her zwischen erzwungener Abhängigkeit und mißtrauischer Rachsucht. Und deshalb ist das innere Leben in Rußland immer noch so schreckensreich und fiebernd.

3.

Während der letzten Session der regierenden kommunistischen Partei erklärte Bucharin folgendes: „Wir haben vorderhand keine Errungenschaften außer negativen zu verzeichnen. Aber wir haben dafür eine Errungenschaft, die alle anderen aufwiegt. Es ist die Erzeugung eines neuen Menschentypus, mit neuen Beziehungen, neuen Bestrebungen, einer neuen Psychologie und ideologischen Verfassung." Man kann verschiedener Meinung sein über die marxistische Rechtgläubigkeit dieser Behauptung; jedenfalls aber ist hier der Wunsch der Vater des Gedankens. Wir haben es zweifellos mit einem neuen Bluff dieser geschickten Meister der Regie zu tun — doch die Wahl des Gegenstandes ist überaus bezeichnend. Freilich ist seit Jahr und Tag von der Notwendigkeit einer solchen Errungenschaft immerfort die Rede. Ja selbst „Vereine der Freunde neuer Lebensformen" haben sich konstituiert, was Trozki, dem eigentlichen Wortführer dieser Bewegung, Gelegenheit gab, über die Freunde von etwas, das noch gar nicht existiert, sich lustig zu machen. Über großartige Diskussionen und revolutionäre Beschlüsse ist man noch nicht hinausgelangt, ausgenommen die Einführung neuer Namen, wie z. B. Ninel (umgekehrter Lenin), die gegenseitige Verpflichtung mancher Fabrikarbeiter nicht mehr so roh zu schimpfen und noch etwa den staatlich geförderten Leninkultus.

Freilich ist auch hier die Initiative keineswegs von den Bolschewisten ausgegangen. Vielmehr waren die Hüter der materialistischen Weltanschauung ziemlich überrascht, als sich plötzlich in den Massen des Volkes selbst Regungen bemerkbar machten, die bewiesen, daß weder Hunger noch Anarchie noch demagogische Betäubung das natürliche Verlangen nach geistiger Anregung und sittlicher Klärung zu erdrosseln vermocht hatten. Was konnte der Bolschewismus zur Stillung dieses geistigen Hungers bieten? Die revolutionären Manifeste und marxistischen Broschüren erwiesen sich als untaugliche Kost. „Die Agitatoren unserer Partei — schrieb die „Prawda" — werden buchstäblich überschüttet mit Forderungen nach Vorträgen über Fragen der Lebensführung, der Moral, der Familie und der Ehe. Der Mangel an berufenen

Genossen macht es oft schwierig, diesen Wünschen nachzukommen. Nicht selten zwingt der Mangel irgendwelcher Anleitung zu begeisterten Improvisationen, die aber statt sachlicher Klärung eher Verwirrung und Unzufriedenheit schaffen.“ In der chinesischen Mauer der Negation des Geistes, der rationalistischen Kritik, der materialistischen Banalitäten tat sich eine unvorhergesehene Lücke auf, durch welche die Wogen zurückgedrängten Geisteslebens hereinbrachen, und denen noch schwieriger beizukommen war als dem Hunger in der Periode des unentwegten Kommunismus.

Eine Weile lang hatten sich die Bolschewisten der Hoffnung hingegeben, der Rückzug vor der Intelligenz werde nur temporär sein, und eiferten das Proletariat an, binnen kürzester Frist den „bürgerlichen“ Fachleuten ihr Wissen und Können abzulauschen, um auf diese Weise die „feindlichen, fremdklassigen“ Forscher, Erfinder, Professoren, Dichter entbehrlich zu machen. Doch es kam anders. Durch die Erweiterung des Horizontes, Vermehrung des Wissens, durch Betätigung bislang verkümmerter geistiger Anlagen, wurde der „Proletarier“ unversehens zum „Intelligenten“ mit tatsächlich neuen Bedürfnissen, Reaktionen, Denkrichtungen, was aber in den meisten Fällen die Zerreißung der bolschewistischen Fesseln unweigerlich im Gefolge hatte. Eine Loslösung der besseren und begabteren Elemente von der Masse, oder vielmehr von der Parteischablone, griff in besorgniserregender Weise um sich. „Man muß sagen,“ mahnte Bucharin auf dem letzten Parteitag, „daß die Bedürfnisse sich derart entwickelt haben, die Interessen so kompliziert und die Arbeit dermaßen differenziert geworden ist, daß die Partei der Kompliziertheit der ihrer harrenden Aufgaben Rechnung tragen und dieser Seite ihr ernstes Augenmerk zuwenden müsse“ („Prawda“, 122, 1924).

Wie nun aber dieser bedrohlichen Entwicklung begegnen? Trozki empfahl dazu (in seinem Buche: „Probleme der Lebensgestaltung“, Moskau 1923), das religiöse Bedürfnis durch allgemeine Theatralisierung der Lebensformen und den Kirchenbesuch durch Theater- und Kinoattraktionen zu verdrängen. Der Erfolg jedoch blieb aus. Ebenso versagten die „proletarischen Taufen“, welche an Stelle der kirchlichen Sakramente zu treten hatten. Wie ungeheuer dringend und nicht mehr zu verschleiern die Gefahr und die Wirrnis sind, beweist die bemerkenswerte Tatsache, daß die letzte Tagung der Zentralen Kontrollkommission, d. i. der höchsten bolschewistischen Parteiinstanz, nichts Geringerem, als der Ausarbeitung einer allgemeinen P a r t e i e t h i k gewidmet war. Daß die Verhandlungen dieses eigenartigen materialistischen Konzils ein Bild kläglicher Ratlosigkeit, Ohnmacht und Banalität ergeben mußten, ist klar. Als höchstes und einziges Gebot wurde immer wieder gepredigt und eingeprägt, daß „für die Arbeiterklasse dasjenige moralisch ist, was zur Entwicklung der proletarischen Revolution beiträgt“, mit anderen Worten das, was die bolschewistische Partei vorschreibt. Im übrigen aber wurden die schlimmsten augenblicklichen Übel, die die Partei bedrohen, scharf verurteilt; so vor allem Vielweiberei, Vielmännerei, die erschreckend zunehmende Ausschweifung der kommunistischen Jugend, alsdann die Verschwendungssucht der neuen Parteikapitalisten und nicht zuletzt die sich häufenden Selbstmorde der Parteimitglieder aus Verzweiflung und Enttäuschung über den Entwicklungsgang der Revolution.

Als Totgeburt erwies sich auch der „Proletkult". Denn auch der Proletarier braucht für seine schöpferische Entwicklung Voraussetzungen, die mit dem Bolschewismus unvereinbar sind, vor allem Geistes- und Entwicklungsfreiheit. Stand es ja nicht etwa in einer Persiflage auf den Bolschewismus zu lesen, sondern im Hauptorgan der „Proletarischen Kultur", wie der leitende Kritiker Arbeiter-Dichtern eine scharfe Rüge erteilte, weil in ihrer Kollektiv-Erzählung der Held „nicht etwa durch die Rede eines Agitators oder durch Eindringen in die verwickelte Maschinerie der Fabrikausbeutung sich seelisch verjüngte und als Herr des Lebens zu empfinden begann, sondern es geschah durch die Wirkung des Sternenhimmels, der Natur, die in ihn einströmte und zu neuem Dasein erweckte"; hierin wurde nämlich eine Verdrängung rein proletarischen Wesens durch bürgerliche oder gar bäuerliche Stimmungen gewittert. . . . Daß diese Verhältnisse sich seither (d. h. seit 1921) kaum gewandelt haben, dies bestätigt uns eine soeben in der „Prawda" (233) erschienene Charakteristik der neuesten proletarischen Dichtung, die übrigens ganz ähnlich wie die bürgerliche und unter deren direktem Einfluß in das seichte Fahrwasser des Abenteuerromans geraten ist. Es heißt da u. a.: „Über unsere Zirkelzersplitterung, literarischen Streitigkeiten und Gehässigkeiten, über die Losgerissenheit unserer Literatur vom Leben der Arbeitermassen, über den Ersatz von künstlerischer Produktion durch Deklarationen wurde schon viel geschrieben und gesprochen, freilich ohne irgendwelchen Erfolg.... Häufig wird gefragt, weshalb unsere jungen Schriftsteller so vorzeitig verblühen. Der Ursachen sind mehrere: weil sie kulturlos sind und nicht ausdauernd an sich zu arbeiten verstehen; weil sie sich ausschließlich auf ihren Instinkt verlassen; weil die äußeren Verhältnisse so schwierig sind, ohne Wohnung, bei geringem Honorar; weil ihnen die richtige Umgebung fehlt, denn der Arbeitermasse sind die Verhältnisse fremd, in welche die meisten Schriftsteller geraten; und weil außerdem der Schriftsteller sinnlos gehetzt, gegängelt, gehöhnt und vergewaltigt wird. Namentlich in der Provinz ist das Los des Schriftstellers oft geradezu tragisch." Diese Einschnürung der lebendigsten Kräfte, diese gewaltsame und sinnlose „Proletarisierung" der freischöpferischen Seele kann nicht anders als Heuchelei, innere Zersetzung im Gefolge haben und unweigerlich entweder zur völligen Verrohung und geistigen Verödung, oder aber zum Selbstmord führen. So erzählt uns denn auch der gleiche Kritiker von dem jungen „proletarischen" Dichter Kusnezow, „der in frohlockenden Liedern von der Fabrik, von dem Radioturm, der in den Hungerjahren aufgebaut wurde, sang, und dann plötzlich seinem Leben ein Ende machte. Aus seinen Gedichten war absolut nicht zu sehen, daß der jugendliche Dichter mit einer schweren inneren Krise rang. Erst nach seinem Tode erfuhr man, daß er einige Gedichte hatte, die jene Stimmungen wiedergeben, welche ihn zum Selbstmord brachten."

Auch hier also blieben die „revolutionären" Verheißungen, Manifeste und terroristischen Gewaltmittel ebenso fruchtlos, wie etwa die gleichzeitigen Maßnahmen gegen den kommunistischen Hunger. Und wie der letztere schließlich die Nep-Konzessionen erzwungen hat, so kam es allmählich dahin, daß selbst Trozki sich für die Zulassung „bürgerlicher" Methoden in Kultur und Kunst einsetzte. Die Folge war eine zunehmende Verwirrung, in welcher aber trotz-

dem die eigentlich bolschewistische „kulturschöpferische“ Tendenz vorwaltet, und diese läuft unaufhaltsam auf eine Unterbindung aller geistigeren Regungen, aller freischöpferischen Kräfte, auf einen Kampf gegen den Geist hinaus.

Der Hauptstoß wurde bekanntlich gegen die Religion geführt. (Trotzdem ja vom materialistischen Standpunkte aus eine bestehende Geistesform gar nicht beseitigt oder verändert werden k a n n, solange die sie erzeugende und tragende Wirtschaftsordnung bestehen bleibt!) Selten wurde eine Glaubensverfolgung so planmäßig und großzügig betrieben, aber auch selten war sie innerlich so nichtig und demnach ergebnislos. Ein alteingewurzelter Aberglaube kann eben nur durch die innere Kraft vollkommenerer Erkenntnisse und Ideale wahrhaft überwunden werden. Die materialistische Metaphysik des Bolschewismus, selbst der kanonisierte Darwinismus reichen dazu nicht aus. Es ist ja wohl möglich, daß die intellektuell wie religiös gleich zurückgebliebenen Massen ihren halbheidnischen Glauben zeitweilig und unter dem Drucke äußerer „Aufklärungsmittel“, mit dem Aberglauben des materialistischen Atheismus vertauschen werden. Die entwickelteren, geistigeren Elemente aber, denen Religion wirklich eine lenkende und entscheidende Macht ist, mußten durch den unsäglich rohen und verständnislosen Angriff psychologisch blinder Agitatoren auf die tiefstverwurzelten Werte der Vergangenheit nur zu äußerstem inneren Widerstand aufgestachelt werden. So hat der Bolschewismus bekanntlich das Prawoslawentum gestärkt, statt es niederzuringen. Er führte der alten Kirche Verteidiger und Anhänger zu, die ihr geistig bereits entwachsen waren. Auch hier freilich sah er sich bald genötigt, die Segel zu streichen, und seinen Kleinkrieg etwas vorsichtiger, wenn auch nicht minder gehässig und primitiv, zu führen.

Die unheilvolle Primitivität der bolschewistischen „Erziehungsmethoden“, ihr völliges Mißachten aller organischen Wachstumsprozesse des Lebens wird grell beleuchtet durch die berüchtigte Zensurpolitik der neuen Kulturgestalter, ihren barbarischen Feldzug wider Presse und Bibliotheken. „Es gab hierorts eine recht gute kommunale Bücherei“, wird dem „Sozialistischen Boten“ geschrieben, „doch Anfang April (1924) wurde sie einer ‚politischen Säuberung‘ unterworfen. Im Verfolge derselben wurde eine Menge Bücher entfernt. Besonders hat man es auf die ‚philosophische‘ Rubrik abgesehen, die 80 bis 90 v. H. ihres Bestandes eingebüßt hat. Und doch sollte man meinen, daß ‚Revolutionäre‘, die jahrzehntelang im ‚unterirdischen‘ Dunkel und mit Hilfe verbotener Literatur ihr Zerstörungswerk getrieben hatten, die Sinnlosigkeit einer mechanischen Ideenbekämpfung einsehen sollten. Der zaristischen Zensur ist es nicht gelungen, durch Verbot den Namen des Sozialismus und der Freiheit zu erwähnen, dieselben niederzuringen; die Bolschewisten aber glauben, durch Beseitigung aller Bücher, wo der Name Gottes vorkommt, den Glauben zu entwurzeln und durch Verbot aller idealistischen Theorien den Geist zu ertöten. Augenscheinlich vertrauen die Bolschewisten nicht allzu zuversichtlich in die Lebenskraft ihrer revolutionären Neugestaltung, wenn sie solche Angst vor den Geistesheroen der Vergangenheit bekunden. Sonst würden sie nicht die Werke der größten Denker aller Zeiten, von Plato und Kant bis auf Schopenhauer und Holzapfel mit Bann belegen, würden nicht

die Romane eines Tolstoi und Dostojewski verbieten. Kein Wunder, daß nunmehr die offizielle ‚Prawda‘ feststellen muß, daß inzwischen „der katastrophale Zustand des Büchereiwesens sich eher verschlechtert denn gebessert hat.“

Nimmt man hinzu, daß die bolschewistische Inquisition sämtliche natur- und geisteswissenschaftlichen Theorien nicht auf ihre Erfahrungsgemäßheit, sondern ihre Übereinstimmung mit den materialistisch-marxistischen (resp. leninistischen) Dogmen hin prüft und verbietet; daß die bolschewistische Kunst die Maschinenarbeit zu ihrem höchsten Vorbild macht und sich grundsätzlich als Werkzeug politischer Machtziele betrachtet; daß der Bolschewismus alle höheren und geistigeren moralischen Regungen zum alten Eisen geworfen hat und einzig und allein die Rücksicht auf den Erfolg der eigenen Partei gelten läßt; daß die bolschewistische Erziehung nicht Befreiung und Veredlung aller wesentlichen Kräfte, sondern gewaltsame Heranzüchtung seelenloser Parteimarionetten erstrebt; — so leuchtet es ein, daß der Bolschewismus als Ganzes auf radikalste geistige Knebelung, Verarmung, Verkümmerung gerichtet ist. Kein Phrasenrausch, keine Selbsttäuschung vermag es zu verhüllen, daß er mit einer einzig dastehenden Offenheit und Zielbewußtheit dahin strebt, die seelische und schöpferische Entwicklung auf ein längst überwundenes Niveau zurückzuschrauben. Es ist keine nur vorübergehende Tendenz, durch äußeren Zwang aufgenötigt; sondern wesensgemäßer Ausdruck seines höchsten, antreibenden Idealbewußtseins. Was schwebt ihm denn als vollkommenster Lebensgehalt in seinen kühnsten Träumen vor? Im Grunde genommen, ist es die alte „Rehabilitation des Fleisches“, die Alleinherrschaft des Sinnlichen; es ist die Losung: Arbeit, Ruhe und Genuß, auf welche noch die Väter des russischen Nihilismus geschworen haben. Daß der Bolschewismus darüber noch keineswegs hinaus ist, bezeugen die „Zukunftsphantasien“ Trozkis: „Der Mensch,“ so schreibt er, „der es gelernt haben wird, Ströme und Berge zu versetzen, Volkspaläste auf dem Montblanc und dem Grunde des Atlantik zu errichten, wird natürlich auch seinem Dasein nicht nur Abwechslung, Glanz, Spannkraft, sondern auch höchste Dynamik zu verleihen wissen. . . . Er wird ernstlich daran gehen, sich selbst harmonisch auszubilden, in die Bewegung seiner Organe — im Gehen, Spielen, Arbeiten — höchste Ökonomie und Einfachheit einzuführen. Er wird trachten, die Herrschaft über seine kaum bewußten und unbewußten Vorgänge: Atmung, Blutkreislauf, Verdauung, Befruchtung, zu gewinnen und sie bis zu einem gewissen Grade der Kontrolle der Vernunft und des Willens zu unterwerfen. Das Leben, selbst das physiologische, wird kollektiv-experimentell werden. . . . Nicht dazu wird das Menschengeschlecht aufgehört haben, vor Gott, Kaiser und Kapital auf allen Vieren zu kriechen, um sich unter die dunklen Gesetze der Vererbung und der blinden geschlechtlichen Zuchtwahl zu beugen. . . . Der Mensch wird bestrebt sein, die eigenen Gefühle zu lenken, die Instinkte auf die Höhe der Bewußtheit zu bringen. Er wird stärker, klüger, feiner werden, sein Körper wird harmonischer sein, seine Bewegungen werden rhythmischer, die Stimme musikalischer, seine Lebensweise wird eine dynamische Theatralik erlangen.“

4.

Es ist klar, daß unter derartigen Verhältnissen das Los gerade der geistigen und produktiven Kräfte sich zur beispiellosen Tragödie gestalten mußte. Hervorragende Geisteskräfte, Neuerer, schöpferische Gestalter haben nie und in keiner bisherigen Kultur das besondere Wohlwollen und den Schutz der Gesellschaft genossen: dies zeigten uns mit erschütternder Klarheit die genialen psychologischen und kulturgeschichtlichen Forschungen R. M. Holzapfels, der in seinem großartigen „Panideal"-Werke sowohl die tiefverwurzelten und weitverzweigten seelischen und historischen Ursachen und die unübersehbar unheilvollen Folgewirkungen dieses durchgängigen Verhaltens aufgehellt, wie er auch die geistigen und praktischen Wege gewiesen hat, die zu einer Überwindung dieses Zustandes, der alle Höherentwicklung der Gesamtheit beeinträchtigt und hemmt, führen können. (Rudolf Maria Holzapfel, Panideal, Das Seelenleben und seine soziale Neugestaltung; Verlag E. Diederichs, Jena; s. namentlich den Schlußteil des „Panideal": „Vergangene und künftige Gewissensformen kulturhistorisch beleuchtet".) Zu einer hoffnungslosen Gefahr mußte sich dieses nivellierende Verhalten namentlich da steigern, wo die primitivsten Masseninstinkte, also Überlegenheitshaß, Nivellierungssucht, Neid und Mißgunst, zum Gewissen werden, wo die Herrschaft der Primitivsten und Minderwertigsten zum Ziel erhoben wird. All diese Giftstoffe der Vergangenheit finden wir im Bolschewismus aufs äußerste konzentriert.

Daß dem so ist, mögen einige, aus der Fülle herausgegriffene Tatsachen und Bekenntnisse, meist der allerjüngsten offiziellen Presse entnommen, belegen:

„Die Arbeiter der Hochschulen und wissenschaftlichen Institute — Professoren, Dozenten, technisches Personal — stehen, was Arbeitslohn anbelangt, an allerletzter Stelle. . . . Der Direktor eines großen Museums in Moskau bekommt im Monat 45 Rubel ausgezahlt; an vielen Orten erhalten Hausbesorger und Kuriere mehr. Die qualifiziertesten Arbeiter bekommen am allerwenigsten. . . ." „Etwa 300 wissenschaftliche Arbeiter in Moskau sind den Nicht-Werktätigen (also der vogelfreien Bourgeoisie) gleichgestellt; nunmehr droht ihnen auch die Aussicht, ihre bisherigen Wohnungen räumen zu müssen. Heute in Moskau eine Wohnung zu finden und dazu bei solchem Gehalte, ist rein unmöglich. Ohne Wohnung aber, ohne eigene Arbeitsstube, ist eine wissenschaftliche Tätigkeit undenkbar." („Prawda" 109.) In einem soeben veröffentlichten Aufruf einer Anzahl angesehener bolschewistischer Hochschullehrer heißt es: „Im Zusammenhang mit dem Bürgerkrieg und der Sabotage der Intelligenz ist ein Teil der Professoren ins Ausland gewandert, während infolge der Verarmung des Landes das Niveau vieler wissenschaftlicher Arbeiter gesunken ist. . . . Unter solchen Umständen muß die bereits bestehende Krise, welche durch das Absterben der vorhandenen Kräfte immer schärfer wird, zu einer Katastrophe heranwachsen." Die Gefahr muß in der Tat schon aufs Äußerste gediehen sein, wenn so echte Kommunisten sich zu der Forderung entschließen, die Not der höheren Schulen voranzustellen: „Deshalb muß die Vorbereitung der Erweiterung der Cadres der Hochschullehrer nicht nur in den allgemeinen Plan der Entfaltung der Volksbildung aufge-

nommen werden, sondern ihre Verwirklichung muß sogar eher in Angriff genommen werden, als die der anderen Teile des Planes." („Prawda" 226.)

Der Volkskommissar für Gesundheitswesen, Semaschko, hebt es hervor, daß „während der letzten Parteisäuberung keine zweite Gruppe so viele Mitglieder eingebüßt hat, wie die wissenschaftlich Tätigen. Bei uns ist immer noch die voreingenommene Überzeugung vorherrschend, daß jeder wissenschaftliche Arbeiter eo ipso ein Abtrünniger ist." (ib. 114.) Dies bestätigt auch Lazis, einer der Helden der Tscheka, der jetzt das Amt der Hochschulsäuberung versieht: „Überaus verbreitet in unseren Parteikreisen ist eine spöttische Einstellung der Intelligenz gegenüber." (ib. 125.) Er erzählt, daß mitunter Studenten lediglich auf Grund ihrer Angehörigkeit zu Intelligenzkreisen (z. B. ehemalige Lehrer) aus der Hochschule hinausgeworfen werden. „Unter dem Einfluß mißlicher Budgetverhältnisse", schreibt die „Prawda" (129) „und mancherorts auch infolge nicht genügend wohlwollenden Verhaltens zu den Nöten der Volksbildung, ist an dieser Front statt der erwarteten Aufheiterung ein neuerlicher Rückschlag eingetreten." Oder noch deutlicher: „Wir sollten so weit sein, daß der Abbau in der Volksbildungsverwaltung nicht größer ist als in den übrigen Ämtern. In Wirklichkeit jedoch sehen wir genau das Gegenteil." (102.) Die Lage der Volksschullehrer spottet in der Tat, nach Schilderungen der offiziellen Presse, immer noch aller Beschreibung.

Es sind längst vertraute Töne. Der Bolschewismus hält eben die letzten Überreste der russischen Intelligenz darnieder, die der zaristischen Ausrottung aller Andersgläubigen, Sektierer und Freidenker entronnen waren. Wie soll unter solchen Umständen die Kultur sich erneuern? „Das Kulturniveau der Bauernschaft ist gesunken", schreibt die „Prawda". Vom Leben und Aussterben des Studententums aber im heutigen Rußland entwirft Bucharin ein schauerlich düsteres Bild:

„Die normale Belegschaft der landwirtschaftlichen Akademie in Moskau beträgt 800; heute studieren da über 4000; nur eine verschwindend geringe Anzahl wird ein wenig unterstützt; von zweiundeinhalb Tausend weiß man nicht, wo sie die Nächte zubringen. Jetzt nächtigen viele in alten Landhäusern, im Winter aber — weiß Gott wo — in den Boulevards, oder sonst irgendwo. Der Großteil der Studierenden ist zu einer jeden Beschäftigung bereit. Die meisten repräsentieren aber etwas, das man wohl am besten als Lumpenstudenten bezeichnen mag, d. h. völlig zerlumpte Individuen, die weder Heim noch Obdach noch Einkommen haben, die wer weiß wo wohnen. . . . Es gibt nur einen Ausweg, und das ist — die Zahl der Studierenden verringern. Wird die Partei nicht entschieden eingreifen, so droht uns die Gefahr, daß wir durch und durch kranke, untaugliche, zerrüttete, abwegige Menschen bekommen; denn unter solchen Umständen ist es kaum möglich, nicht auf Abwege zu geraten."

Wir sehen: den Bolschewisten macht vorzüglich die Abwegigkeit, d. i. politische Unzufriedenheit Sorge. Im übrigen haben die Bolschewisten ausgerechnet, daß Rußland heute an einem Übermaß an geschulten Kräften leide. Und mit der ihnen eigenen unerschrockenen Konsequenz gingen sie nun daran, die Überschüssigen einfach über Bord zu werfen. 30 bis 40 Tausend Stu-

denten sind kurzerhand ausgestoßen worden. Unzählige Tragödien, Selbstmorde, vernichtete Begabungen, entwurzelte Existenzen hatte diese Aktion zur Folge. Zwar hatte es zu Beginn der Operation geheißen, daß die „Säuberung“ sich ausschließlich nach dem Grade der akademischen Fortschritte des Einzelnen richten würde. Doch recht bald mußte festgestellt werden, daß „gerade jene Studierenden am meisten zurückgeblieben sind, welche durch kommunistische Organisationen empfohlen und abgeordnet worden waren“ (von den Mitgliedern der kommunistischen Jugendorganisation rund 80 %, von solchen der kommunistischen Partei — 90 %), und dies trotz des von Bucharin offen zugegebenen Systems der „sozialen Pression“, die auf die Professoren ausgeübt wird, und die auch solchen kommunistischen Studierenden gute Zensuren ausstellen, die völlig unwissend sind. Da nun aber das eigentliche Ziel der Säuberungsaktion die Beseitigung unliebsamer, d. h. nichtproletarischer und nichtkommunistischer Elemente war, so mußte alsbald die beruhigende Erläuterung erfolgen, wonach „an Studierende von verschiedener Klassenherkunft ein verschiedenes Maß akademischen Fortschritts angewandt werden wird“ („Prawda“ 110). Für die Bolschewisten ist eben ein „proletarischer“ Kretin immer noch wertvoller denn ein „bürgerlicher“ Newton! So spielten sich denn auch während der Säuberung Geschichten ab, wie etwa folgende: Aus einer höheren Musikschule wird eine jugendliche Schülerin ausgeschlossen. Die Leitung weist zu deren Gunsten darauf hin, daß es eine der begabtesten und hoffnungsreichsten Elevinnen sei. Darauf der Bescheid der Prüfungskommission: „Schadet nichts; die ist noch jung, und wir wissen, daß sie zu Hause, in der Provinz, ein Klavier besitzen; da möge sie einstweilen allein üben, bis sie herangewachsen ist.“

Im laufenden Jahre sollten ca. 13000 neue Studenten aufgenommen werden (gegen 30000 im vorigen Jahr). Die Säuberung und Filtrierung war aber dermaßen radikal durchgeführt worden, daß, wie Lunatscharski ausdrücklich mitteilt, am Ende „zu unserer Verwunderung sich ein Fehlbetrag herausgestellt hat, der dadurch erklärlich ist, daß es an jungen Leuten fehlt, die dem Klassencharakter vollauf entsprechen“.

Dieser Klassengeist, welcher Qualität und schöpferische Begabung einer äußerlichen, zufälligen, geistfremden Bedingung unterordnet und bewußt aufopfert, ist wohl das furchtbarste Gift der Bolschewistenherrschaft, das die Zukunft der russischen Kultur am nachhaltigsten gefährdet. Es ist zugleich die nackte, brutalste Anwendung des Prinzips: Auge um Auge, eine sinnlose und perverse Befriedigung niedrigster Rachgier. Sinnlos, weil die Unterdrückung produktiver Kräfte der Gegenwart das Unrecht der Vergangenheit nicht gutmachen kann; pervers, weil der Bolschewismus dadurch seine eigene Existenz auf die Dauer untergräbt. Langsam beginnt es auch manchen Führern zu dämmern, wohin diese Klassenpolitik treibt. Doch sie können nicht mehr die bösen Geister loswerden, die sie geweckt hatten.[1])

1) Beinahe schon als Kuriosum mag hier die Tatsache verzeichnet werden, daß Kalinin, das offizielle Haupt der Sowjetregierung, seit kurzem („Prawda“ vom 16. November 1924) die These verficht, wonach der „wahre“ Kommunismus nichts mit „Gleichheitsbestrebungen“ zu tun habe, da die letzteren, infolge der Verschiedenheit der Charakteranlagen, unrealisierbar seien und weil selbst die ökonomische Ungleichheit einen unentbehrlichen Faktor des Fortschritts darstelle! . . .

Ist es da zu verwundern, daß die Überreste der intelligenten, qualifizierten Kräfte, die Fachleute, deren Mitwirkung die Bolschewisten beanspruchen müssen, sich in Sowjetrußland wie Ausgestoßene, und ihre Arbeit meist wie Fron empfinden? Daß unter solchen Umständen die Schaffensfreude und die Produktivität verkümmern müssen, beginnen allmählich selbst die Bolschewisten zu merken. Der Wirtschaftskommissar Lomow schildert folgendermaßen die Lage und die Arbeit der Fachleute im heutigen Rußland:

„Der Fachmann denkt nicht so sehr daran, einen bestimmten Betriebs- und Wirtschaftserfolg zu erzielen, als er bemüht ist, daß seine Schritte nicht von irgend jemandem (Feinde aber sieht er ringsumher und wittert sie hinter jeder Ecke) in ungünstigem Lichte gedeutet würden. Bitter und lächerlich berührt es, wenn wir bedeutende Männer mit großen Titeln Entlastungszeugnisse „für alle Fälle" sammeln sehen. In sämtlichen Zweigen unserer Wirtschaft beobachten wir das Überhandnehmen eines öden Formalismus und der Psychologie eines seelenlosen Bürokratismus. . . . Schuld daran ist die Menge kleinlicher Kontrolle, welche unsere Wirtschaft augenblicklich einschnürt, da sie durchweg auf Klatsch und Verleumdung aufgebaut ist, eine Menge wertvollster Zeit raubt und einen jeden Arbeiter auf seiner Hut sein läßt. Jede Bekundung von „Arbeitseifer" birgt in sich viele Gefahren für den Eifervollen, da sie leicht bei irgend jemandem Anstoß erregen, mißverstanden werden und verdächtig erscheinen kann. Eifer lenkt die Aufmerksamkeit auf sich, was die Kontrollorgane sofort veranlaßt, einzuschreiten, um den Eifer zu untersuchen, und wie oft geschieht es, daß sie, ohne erst das Ergebnis abzuwarten, ihre Schlüsse ziehen, denen häufig ganz schuldlose und gewissenhafte Arbeiter grundlos zum Opfer fallen. Dies alles ist ja bei uns ein allgemein bekanntes Übel."

Welche Folgen dieses Übel aber zeitigen kann, bezeugen Tatsachen, wie das Los des bekannten Ingenieurs Oldenburger, dem Moskau die Erhaltung seiner Wasserleitung zu verdanken hat, und den kleinliche Quälerei und Verfolgungen der Tscheka in den freiwilligen Tod getrieben haben; oder der Selbstmord Kutlers, der die Sowjetfinanzen saniert hat, und der aus dem gleichen Grunde in den Tod ging. Und wenn es so den Fachleuten ergeht, deren Tätigkeit den Bolschewisten wertvoll und wichtig erscheint, wie mag es da erst solchen ergehen, die auf Gebieten arbeiten, deren Wert über die Fassungskraft der „ökonomischen Materialisten" hinausragt. . . . Hören wir z. B. was uns Woronski über die Lage sogar der proletarischen, also staatlich anerkannten und privilegierten Dichter zu berichten weiß: „Gut, wenn sie einen Winkel haben, meist fehlt auch dieser. Vom frühen Morgen an beginnt die Wanderung in die Redaktionen auf der Suche nach Vorschüssen oder nach dem Groschenhonorar. Man wandert zuhauf; der Glückliche, der etwas bekam, muß den übrigen helfen. Nicht selten wird diese Hilfe in den Bierstuben erwiesen. Die Versuche, die Aufmerksamkeit der zuständigen Stellen auf diese Notlage zu lenken, bleiben gewöhnlich fruchtlos. So entstehen Gefühle der Vernachlässigung, der Verlassenheit, der Vereinsamung, der Unsicherheit und Aussichtslosigkeit. Und dies angesichts strotzender Schaufenster und Nep-Leute. . . ." („Prawda" 233.)

Es ist nur die Frage, ob die Bolschewisten eine Änderung dieser unhalt-

baren Zustände herbeiführen, ja auch nur aufrichtig herbeiwünschen können? „Eifer“ bildet eine Ausnahme, er verrät die Überlegenheit der begabteren, intelligenteren, liebevollen Arbeitskraft. Sie führt zur Differenzierung. Der Bolschewismus aber züchtete seit Jahr und Tag Überlegenheitshaß, Gleichheitswahn. Seine Devise lautete: Bei uns muß ein Jeglicher alles können. Und so wehrt sich denn die mißleitete Masse gegen die Ungleichheit, die ihre Ruhe stört. Diesem selbstgeschaffenen circulus vitiosus kann der Bolschewismus nicht mehr entrinnen. Hatte doch jüngst Kamenew offen bekannt: „Je mehr Produkte wir erzeugen, desto stärker werden wir, aber desto stärker und erfolgreicher wird zugleich auch das Kapital. Wir stehen hier vor einer noch ungelösten Aufgabe.“ Demnach muß der Bolschewismus entweder an der Scylla der Armut oder an der Charybdis des Reichtums scheitern. Genau das gleiche ist auch im Geistigen. Die Unterbindung der wichtigsten produktiven Geisteskräfte führt zur Verkümmerung des Lebens; einer wahrhaft freien Entfaltung und allseitigen Bereicherung desselben aber steht der Bolschewismus hoffnungslos im Wege. Und welchen Sinn hatte denn überhaupt diese blutigste aller Revolten, wie durfte man so unbesorgt die alte Ordnung zertrümmern, wenn die Überwindung ihrer tiefsten und gefährlichsten Antinomien für die Revolutionäre selbst noch eine ungelöste und wohl auch unlösbare Aufgabe ist? . . .

5.

Diese flüchtig gestreiften Züge — die grellsten sind geflissentlich fortgelassen — reden eine deutliche Sprache. Der Bolschewismus ist nicht nur ein soziales und nationales, sondern vorzugsweise ein geistiges Problem. Es geht um Sein oder Nichtsein aller höheren Geistigkeit, aller schöpferischen Entfaltung. Aus Lenins Kampfruf: „Raube das Geraubte!“ ist der Bolschewismus hervorgegangen. Während nun die materiellen Güter leicht expropriiert und unter den wenigen Glücklichen „verteilt“ werden konnten, so wurden die geistigen Reichtümer, die höheren Fähigkeiten, die beim Raube nicht mitgeschleppt werden konnten, in blinder Wut zerstampft, verwüstet, zernichtet. Zwischen Bolschewismus und Geisteskultur k a n n es daher keinen wirklichen Frieden und kein organisches Zusammenwirken geben. Was in Sowjetland heute nach Aufbau und Neugestaltung aussieht, besteht nur so weit, als die dem Terror entronnenen Kräfte der Vergangenheit sich regen und auswirken können. Der echte Bolschewismus klagt ja heute schon immer lauter über den eingetretenen Stillstand, die Erschlaffung des „revolutionären Geistes“. „Wie soll ich denn dein Dichter sein, o Geschlecht des Kommunismus, wenn unsere Zeit nicht mehr rotgefärbt, sondern gelbgetüncht ist?“ ruft ein bolschewistischer Dichter aus, der noch vor kurzem die „stählerne Nachtigall“ pries, die der lebendigen das Verderben bringt.

Deshalb verrät nichts so sehr die Abstumpfung und Verwirrung des Lebens- und Aufstiegsinnes, wenn geistig veranlagte, erneuerungsdurstende Menschen vom Experiment des Bolschewismus ihr Heil erwarten. Freilich wissen es die Geistesarbeiter aller Länder zur Genüge, daß es innerhalb der vergangenen Lebensordnungen auch für sie keine Rettung und Freiheit gibt.

Um so eindringlicher aber müssen sie es sich zu Bewußtsein führen, daß dem Chaos des Bolschewismus noch viel weniger ein neues Leben entkeimen kann, denn es stellt ja in Wahrheit nur die Zersetzung, die fieberhafte Agonie eben dieser alten sozialen und geistigen Ordnung dar.

Die Höhle

Erzählung

von

Jewgenij Samjatin[1])

Gletscher, Mammute, Eiswüsten. Im Dunkel der Nacht schwarze Felsen, die irgendwie an Häuser erinnern; in den Felsen—Höhlen. Irgend jemand trompetet in der Nacht auf dem steinigen Pfad zwischen den Felsen, schnuppert den Pfad ab und wirbelt weißen Pulverschnee auf: vielleicht ist es ein graurüsseliger Mammut, vielleicht der Wind; vielleicht aber ist der Wind das eisige Heulen eines Riesenmammuts. Eines ist klar: es ist Winter. Und man muß die Zähne fester aufeinander beißen, damit sie nicht klappern; man muß das Brennholz mit der Steinaxt spalten; man muß jede Nacht sein Lagerfeuer immer tiefer aus einer Höhle in die andere verlegen und sich immer mehr in zottige Tierfelle hüllen. . . .

Zwischen den Felsen, dort, wo in unvordenklichen Zeiten Petersburg gelegen hat, schritt des Nachts das graurüsselige Mammut einher. Und die in Felle, Mäntel, Decken und Lumpen gehüllten Höhlenbewohner zogen sich immer weiter aus einer Höhle in die andere zurück. Zu Mariä Schutz und Fürbitte vernagelten Martin Martinytsch und Mascha das Studierzimmer; am Festtage der Kasaner Muttergottes siedelten sie aus dem Speisezimmer in das Schlafzimmer über und richteten sich dort ein. Weiter konnten sie sich nicht zurückziehen: hier mußten sie die Belagerung aushalten oder sterben.

In dem Petersburger Höhlenschlafzimmer sah es ähnlich aus, wie einstmals vor gar nicht so langer Zeit in der Arche Noahs, in der reine und unreine Geschöpfe sintflutlich durcheinander gemischt waren. Martin Martinytschs Schreibtisch; Bücher; ein Paar winzig kleine, steinzeitliche, wie Lehm aussehende Fladen; Skrjabin, Opus 74; ein Bügeleisen; fünf Kartoffeln, liebevoll bis aufs Weiße gewaschen; vernickelte Bettgestelle; eine Axt; eine Chiffoniere; Brennholz. Und inmitten dieses Kosmos — der Gott. Der kurzbeinige, rostbraune, untersetzte, gierige Höhlengott: der eiserne Ofen.

Der Gott brummte gewaltig: ein großes feuriges Wunder inmitten der dunklen Höhle. Die Menschen — Martin Martinytsch und Mascha — streckten ehrfurchtsvoll, schweigend, dankbar die Hände nach ihm aus. In der

1) Aus dem Russischen übersetzt von Hans Ruoff.

Höhle war für eine Stunde Frühling; für eine Stunde wurden die Tierfelle, die Krallen, die Stoßzähne abgeschüttelt, und durch die vereiste Hirnrinde knospten grüne Triebe — Gedanken.

„Mart, du hast ja vergessen, daß morgen . . . Na, ich sehe ja, du hast es vergessen."

Im Oktober, wenn die Blätter bereits gelb, welk und zusammengeschrumpft sind, gibt es zuweilen Tage, die wie ein Paar blaue Augen sind; wenn man an einem solchen Tage den Kopf zurückwirft, um die Erde nicht zu sehen, so könnte man meinen, daß noch Freude herrsche, daß es noch Sommer sei. So war es auch mit Mascha: wenn man die Augen schloß und nur ihr zuhörte, so konnte man glauben, daß sie ganz die Frühere sei und gleich lachen würde, daß sie sich vom Bett erheben und einen umarmen würde, und daß noch vor einer Stunde jenes Geräusch, das so geklungen hatte, als wäre man mit einem Messer über Glas gefahren, nicht ihre Stimme, sondern jemand ganz anderes gewesen sei. . . .

„O Mart, Mart! Wie doch alles . . . Früher pflegtest du es nicht zu vergessen. Am neunundzwanzigsten haben wir Marientag. . . ."

Der eiserne Gott brummte noch. Licht gab es, wie immer, noch keines: es wird erst um zehn Uhr brennen. Zottige Schatten bewegten sich auf den dunklen Gewölben der Höhle hin und her. Martin Martinytsch hockte zusammengekauert am Boden — enger, immer enger zog sich die Schlinge zusammen —, er hatte den Kopf zurückgeworfen und blickte immer noch in den Oktoberhimmel, um die verblaßten, geschrumpften Lippen nicht zu sehen. Mascha aber — —

„Weißt du, Mart, wenn man doch morgen gleich früh am Morgen einheizen könnte, daß es den ganzen Tag so wäre wie jetzt! Was? Wieviel haben wir noch? Wird im Studierzimmer noch ein halbes Klafter sein?"

Mascha vermochte sich schon seit langem nicht mehr bis zu dem Studierzimmer hinzuschleppen, in dem polare Kälte herrschte, und wußte nicht, daß dort bereits . . . Enger, immer enger zog sich die Schlinge zusammen. . . .

„Ein halbes Klafter. Ich glaube, es ist noch mehr da . . ."

Plötzlich flammte das Licht auf: es war Punkt zehn Uhr. Martin Martinytsch hatte nicht zu Ende gesprochen, er drückte die Augen zu, wandte sich ab: bei Licht war es noch schwerer zu ertragen als im Dunkeln. Und bei Licht konnte man deutlich sehen, daß sein Gesicht geschrumpft und lehmgelb war; jetzt hatten viele solche lehmige Gesichter: zurück zu Adam. Und Mascha . . .

„Und weißt du, Mart, ich würde es versuchen — vielleicht werde ich aufstehen . . . wenn du gleich am Morgen einheiztest."

„Aber natürlich, Mascha. . . . An so einem Tage. . . . Selbstverständlich — gleich am Morgen."

Der Höhlengott wurde stiller, zog den Kopf zwischen die Schultern, war nicht mehr so stürmisch, knisterte nur noch leise. Man hörte, wie unten bei Objortyschews die knorrigen Bohlen eines Schleppkahnes mit der Steinaxt zerspalten wurden — Martin Martinytsch war es bei jedem Hieb, als hackte man ihn selbst in Stücke. Ein Stück des Martin Martinytsch lächelte Mascha mit lehmfarbenem Gesicht zu und mahlte in einer Kaffeemühle getrocknete

Kartoffelschalen zum Backen von Fladen — und ein anderes Stück des Martin Martinytsch schlug blind und unsinnig, wie ein Vogel, der sich aus dem Freien ins Zimmer verirrt hatte, gegen die Decke, die Fensterscheiben und die Wände: „Woher nehme ich Holz, woher nehme ich Holz?"

Martin Martinytsch zog den Mantel an; er schnallte einen Ledergürtel darüber (unter den Höhlenmenschen herrscht die Sage, daß es so wärmer sei); dann holte er aus der Ecke hinter der Chiffoniere polternd einen Eimer hervor.

„Wohin willst du, Mart?"

„Ich bin gleich wieder da. Hinunter zum Wasserholen."

Martin Martinytsch blieb auf der von Wasserspritzern vereisten dunklen Treppe eine Weile stehen, wiegte sich hin und her, seufzte auf und ging, mit dem Eimer wie mit einer Sträflingskette klirrend, zu Objortyschews hinunter: bei ihnen ging die Wasserleitung noch. Die Tür öffnete Objortyschew selbst, er hatte einen mit einem Strick zusammengehaltenen Mantel an, war schon seit langem unrasiert, sein Gesicht sah aus wie ein mit rotbraunem, vollständig verstaubtem Steppengras überwuchertes Stück Ödland. Aus dem Steppengras blickten gleich Steinen die Zähne hervor, und zwischen den Steinen huschte — wie ein flinker Eidechsenschwanz — ein Lächeln hin.

„Ah, Martin Martinytsch. Wohl etwas Wasser? Bitte, bitte, bitte."

In dem engen Raum zwischen Außen- und Innentür kann man sich mit dem Eimer in der Hand nicht umdrehen — dort liegt Objortyschews Brennholz aufgeschichtet. Martin Martinytsch, dessen Körper wie Lehm ist, stieß mit der Hüfte an das Holz — in dem Lehm blieb eine tiefe Delle zurück. . . . Und eine noch tiefere, als er im dunklen Korridor an die Ecke der Kommode stieß.

Er mußte durch das Speisezimmer — in dem Speisezimmer befand sich die Mutter Objortyschew mit ihren drei Jungen; die Mutter versteckte hastig eine Schüssel unter einer Serviette: ein Mensch aus einer fremden Höhle war gekommen — und wer weiß, vielleicht könnte er sich plötzlich darauf stürzen, es an sich reißen.

In der Küche öffnete Objortyschew den Wasserhahn und lächelte mit seinen steinernen Zähnen:

„Nun, wie geht's der Frau? Wie geht's ihr?"

„Was soll man da sagen, Alexej Iwanytsch, es ist immer das gleiche. Schlecht. Morgen hat sie Namenstag, ich aber habe . . ."

„So ist's bei allen, Martin Martinytsch, so ist's bei allen, bei allen, bei allen. . . ."

Martin Martinytsch war es wiederum, als flattere er wie ein verirrter Vogel in der Küche hin und her — und als schlüge er plötzlich verzweifelt mit aller Wucht mit der Brust gegen die Wand:

„Alexej Iwanytsch, ich wollte . . . Alexej Iwanytsch, könnte ich von Ihnen vielleicht nur fünf bis sechs Holzscheite bekommen? . . ."

Gelbe Zähne wie Steine inmitten von Steppengras, gelbe Zähne sogar im Blick, der ganze Objortyschew bestand aus Zähnen, aus lauter langen Zähnen.

„Wo denken Sie hin, Martin Martinytsch, wo denken Sie hin, wo denken

Sie hin. Wir haben ja selbst nur ... Sie wissen ja selbst, wie es jetzt mit allen steht, Sie wissen es selbst, Sie wissen es selbst. ..."

Noch enger zieht sich die Schlinge zusammen. Enger — noch enger. Martin Martinytsch kroch in sich zusammen, nahm den Eimer in die Hand — und ging durch die Küche, durch den dunklen Korridor, durch das Speisezimmer. An der Schwelle des Speisezimmers reichte ihm Objortyschew eidechsenartig schnell die Hand:

„Na, alles Gute. ... Vergessen Sie nur nicht, die Tür zuzuschlagen, Martin Martinytsch. Beide Türen, beide, beide — man kann nicht genug heizen."

Martin Martinytsch setzte auf dem dunklen vereisten Treppenabsatz den Eimer nieder, wandte sich um und schlug die Innentür fest zu. Er lauschte und vernahm nur das trockene, knochige Beben in seinem Innern und seinen zitternden, abgerissenen Atem. In dem engen Raum zwischen den zwei Türen streckte er die Hand aus, griff nach einem Holzscheit, nach einem zweiten, nach einem dritten. ... Nein. Er gab sich einen Ruck, trat auf den Treppenabsatz hinaus und lehnte die Tür an. Jetzt brauchte er sie nur noch etwas fester zuzuschlagen, damit sie ins Schloß fiel. ...

Und plötzlich fehlte ihm die Kraft dazu. Es fehlte ihm die Kraft, die Tür zu Maschas Morgen zuzuschlagen. Und auf der punktierten Linie seines kaum merklichen, abgerissenen Atems begann ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Martin Martinytschs: jenem aus alten Zeiten, dem Verehrer Skrjabins, der da wußte, daß er es nicht tun dürfte — und dem neuen, dem Höhlenmenschen, der da wußte, daß er es tun mußte. Der Höhlenmensch überwältigte und erdrosselte unter Zähneknirschen den anderen — und Martin Martinytsch öffnete, sich die Nägel abbrechend, wiederum die Tür, streckte die Hand nach dem Holz aus, nahm ein viertes, ein fünftes Holzscheit, steckte es unter den Mantel, hinter den Gürtel, in den Eimer, schlug die Türe zu und jagte mit riesigen Raubtiersprüngen nach oben. Mitten auf der Treppe, auf irgendeiner vereisten Stufe — blieb er plötzlich erstarrt stehen und drückte sich an die Wand: unten hatte von neuem die Tür geknackt — und Objortyschews seifige Stimme ertönte:

„Wer ist dort? Wer ist dort? Wer ist dort?"

„Das bin ich, Alexej Iwanytsch. Ich — ich hatte die Tür vergessen ... vergessen ... Ich wollte ... Ich war noch einmal umgekehrt, um die Tür fester zuzuschlagen. ..."

„Sie. Hm ... Wie konnten Sie aber auch. Man muß akkurat sein, muß akkurat sein. Heutzutage wird einem alles gestohlen, Sie wissen es ja selbst, wissen es ja selbst. Wie konnten Sie aber auch."

Es ist der neunundzwanzigste. Der Himmel — eine löchrige Watteschicht — hängt seit dem Morgen tief herab, und durch die Löcher weht ein eisiger Wind. Aber der Höhlengott hat sich schon am frühen Morgen seinen Wanst bis oben angefüllt und brummt gnädig — mögen im Himmel Löcher sein, mag der aus lauter Zähnen bestehende Objortyschew seine Holzscheite zählen — mögen sie, es ist alles gleich: O, nur heute! „Morgen" ist in der Höhle ein unverständlicher Begriff; erst nach Jahrhunderten wird man ein „Morgen", ein „Übermorgen" kennen.

Mascha ist aufgestanden und hat sich, von einem unsichtbaren Winde hin und her schwankend, nach der alten Art frisiert: die Ohren verdeckt, den Scheitel in der Mitte. Und das war — wie das letzte, an einem kahlen Baum hängende verschrumpfte Blatt. Martin Martinytsch holte aus dem mittleren Kasten des Schreibtisches Papiere, Briefe und ein Thermometer hervor (ein blaues Fläschchen stellte er hastig wieder zurück — damit Mascha es nicht sehe), — und schließlich langte er aus dem entferntesten Winkel ein schwarzes lackiertes Kästchen heraus: in diesem lag, ganz zu unterst, noch echter — ja, ja, ganz echter Tee. Sie tranken echten Tee. Martin Martinytsch hatte den Kopf zurückgeworfen und lauschte der Stimme, die jener früheren Stimme so ähnlich war:

„Mart, entsinnst du dich noch an mein leuchtend blaues Zimmerchen, an das mit einem Überzug bedeckte Klavier und das Holzpferdchen und den Aschenbecher auf dem Klavier, und ich spielte, und du tratst von hinten an mich heran . . .“

Ja, an jenem Abend war die Welt geschaffen worden, und der Mond hatte damals eine so erstaunlich kluge Fratze, und das Klingeln im Flur hatte wie das Trillern einer Nachtigall geklungen.

„Und entsinnst du dich noch, Mart: das Fenster stand offen, der Himmel war grün — und von unten herauf erklangen, wie aus einer anderen Welt, die Klänge eines Leierkastens.“

Du Leierkastenmann, du märchenhafter Leierkastenmann — wo bist du?

„Und am Quai . . . Die Zweige waren noch kahl, das Wasser war rosa, und an uns vorüber trieb die letzte, blaue Eisscholle, die wie ein Sarg aussah. Und der Sarg kam uns nur lächerlich vor — denn es war für uns klar, daß wir niemals sterben würden. Entsinnst du dich noch?“

Unten begann man mit der Steinaxt zu hacken. Plötzlich hörte das Hacken auf, man hörte jemanden hin und her laufen und schreien. Und der in zwei Hälften gespaltene Martin Martinytsch sah mit seiner einen Hälfte den unsterblichen Leierkastenmann, das unsterbliche Holzpferdchen, die unsterbliche Eisscholle, und mit der anderen zählte er — abgerissen atmend — gemeinsam mit Objortyschew die Holzscheite nach. Jetzt hatte Objortyschew sie gezählt, jetzt zog er den Mantel an, er bestand aus nichts anderem als aus lauter Zähnen, schlug wütend die Tür zu und — — —.

„Wart, Mascha, ich glaube — ich glaube, man hat bei uns geklopft.“

Nein. Es ist niemand da. Vorläufig ist noch niemand da. Man darf noch atmen, man darf noch mit zurückgelehntem Kopfe der Stimme lauschen — die jener Stimme, der früheren, so ähnlich ist.

Abenddämmerung. Der neunundzwanzigste Oktober ist alt geworden. Regungslose, trübe Greisenaugen — und alles duckt sich zusammen, schrumpft, krümmt sich unter dem unverwandten Blick. Die Zimmerdecke senkt sich wie ein Gewölbe herab, die Lehnstühle, der Schreibtisch, Martin Martinytsch, die Betten, sehen flachgedrückt aus — und auf dem einen Bett liegt — die ganz flache, papierne Mascha.

In der Dämmerung kam Selichow, der Vorsitzende des Mieterrates. Einstmals hatte er sechs Pud gewogen, jetzt aber war er bereits zur Hälfte dahin-

geschwunden und baumelte in seiner Rockhülle, wie eine Nuß in einer Kinderklapper. Aber er hatte noch nach wie vor sein dröhnendes Lachen.

„Nun, Martin Martinytsch, vor allem meinen herzlichsten Glückwunsch zum Namenstag Ihrer Gemahlin. Gewiß, gewiß. Obiortyschew hat es mir gesagt. . . .“

Martin Martinytsch schoß bei diesen Worten aus dem Lehnstuhl empor, eilte geschäftig hin und her, beeilte sich zu sprechen, irgend etwas zu sagen . . .

„Etwas Tee gefällig? . . . Ich werde sofort — nur ein Augenblickchen. Wir haben heute echten. Echten: ich habe eben erst . . .“

„Tee? Wissen Sie, ich würde Champagner vorziehen. Sie haben keinen? Was Sie sagen! Ha — ha — ha! Wissen Sie, ich habe vorgestern mit Freunden aus Hoffmannstropfen Spiritus destilliert. Das war ein Spaß! Da habe ich mich einmal sattgeschleckt! Sagt da einer von uns: ‚Ich bin Sinowjew: nieder auf die Knie vor mir!‘ Das war ein Spaß! Und als ich von dort nach Hause ging, begegnete mir auf dem Marsfeld ein Mann, der wahrhaftigen Gottes nichts als eine Weste anhatte. ‚Was ist denn mit Ihnen?‘ fragte ich ihn. ‚Gar nichts,‘ antwortete er, ‚man hat mich soeben ausgezogen, und jetzt laufe ich auf den Wassili Ostrow nach Hause.‘ Das ist einmal spaßig!“

Die flache, papierne Mascha auf dem Bett lachte. Martin Martinytsch zog jetzt selbst die Schlinge immer fester zusammen und lachte immer lauter und lauter, um auf diese Weise in Selichow das Feuer zu schüren, damit er nicht aufhöre, damit er ja nicht aufhöre, damit er nur noch etwas erzähle. . . .

Selichow sprach weniger, schnaufte nur noch leicht, verstummte. Er baumelte in seiner Rockkapsel hin und her und erhob sich.

„Gestatten Sie, daß ich dem Namenstagskind zum Abschied das Händchen küsse.“

Er polterte durch den Korridor, durch das Vorzimmer. Nur noch eine letzte Sekunde: gleich wird er fortgehen oder . . .

Der Boden unter Martin Martinytschs Füßen schwankte und kreiste leicht. Mit einem lehmigen Lächeln hielt er sich am Türpfosten fest. Selichow schnaufte, als er die Füße in seine riesigen hohen Gummischuhe hineinsteckte.

Als er die Überschuhe und den Pelzmantel anhatte, richtete er sich wie ein Mammut auf und holte tief Atem. Dann nahm er Martin Martinytsch schweigend am Arm, öffnete schweigend die Tür in das Polarkabinett, setzte sich schweigend auf den Diwan.

Der Fußboden im Kabinett war wie eine Eisscholle; die Eisscholle krachte kaum vernehmbar, riß sich vom Ufer los — und trieb wirbelnd mit Martin Martinytsch immer weiter und weiter fort, und von dort, vom fernen Diwanufer her konnte er Selichows Stimme gerade noch herüberklingen hören.

„Erstens und zweitens, mein Herr, muß ich Ihnen sagen: ich würde diesen Obiortyschew wahrhaftigen Gottes wie eine Laus . . . Aber Sie werden selbst begreifen: wenn er schon offiziell erklärt, wenn er schon sagt, daß er morgen in die Strafkammer gehen würde . . . So eine Laus. Ich kann Ihnen nur den einen Rat geben: gehen Sie noch heute, gehen Sie sofort zu ihm hin — und stopfen Sie ihm das Maul mit ebendiesen Holzscheiten.“

Die Eisscholle trieb immer schneller. Der winzig kleine, flachgedrückte, kaum noch sichtbare Martin Martinytsch — nur noch ein kleines Holzspänchen

war er — antwortete sich selbst; und er meinte damit gar nicht die Holzscheite — nein, etwas ganz anderes:

„Gut. Noch heute. Sofort . . .“

„Nun, vortrefflich. Ganz vortrefflich. Er ist eine solche Laus, eine solche Laus ist er, sag ich Ihnen . . .“

In der Höhle war es noch dunkel. Der kalte, blinde Martin Martinytsch mit dem Körper wie Lehm stieß sich gefühllos an den in der Höhle sintflutlich ungeordneten Gegenständen. Er fuhr zusammen: das war eine Stimme, die nicht mehr wie Maschas frühere Stimme klang:

„Wovon hast du dort mit Selichow gesprochen? Wie? Lebensmittelkarten? Ich habe die ganze Zeit dagelegen und nachgedacht, Mart: wenn wir uns doch aufraffen und irgendwohin nach dem Süden fahren würden . . . Ach, was du für einen Lärm machst. Es ist gerade, als wenn du es absichtlich tätest! Du weißt doch, — ich kann, ich kann, ich kann das nicht vertragen.“

Ihm war, als führe jemand mit einem Messer über Glas. Übrigens — jetzt war es ja einerlei. Seine Arme und Füße bewegten sich mechanisch. Sie ließen sich nur mit Ketten heben und senken, mit einer Winde, wie die Stützen eines Schiffes vor dem Stapellauf, und um diese Winde zu drehen, genügte ein Mensch nicht: man brauchte drei. Martin Martinytsch raffte alle seine Kräfte zusammen, spannte die Ketten an, setzte den Teekessel und einen Kochtopf auf den Ofen und warf die letzten Objortyschewschen Holzscheite ins Feuer.

„Du hörst doch, was ich zu dir sage? Warum schweigst du dann? hörst du?“

Das war natürlich nicht Mascha, nein, das war nicht ihre Stimme. Immer langsamer bewegte sich Martin Martinytsch, seine Füße schienen in lockerem Sande zu versinken, die Winde drehte sich immer schwerer. Plötzlich riß an irgendeiner Welle eine Kette, die Stütze — sein Arm — fiel wuchtig nieder, blieb ungeschickt an dem Teekessel und Kochtopf hängen, beides fiel polternd zu Boden, der Höhlengott zischte schlangenartig. Und von dort, von einem fernen Ufer, vom Bett — erklang eine fremde, durchdringende Stimme:

„Du tust das absichtlich. Geh fort. Aber sofort. Ich brauche niemanden, brauche nichts. Geh fort.“

Der neunundzwanzigste Oktober ist gestorben, gestorben ist auch der unsterbliche Leierkastenmann, gestorben die Eisscholle auf dem von den Strahlen der untergehenden Sonne rotleuchtenden Wasser, tot auch Mascha. Und das ist gut so. Es soll auch so sein, daß es kein ungewisses Morgen, keinen Objortyschew, keinen Selichow und keinen Martin Martinytsch mehr gibt, daß alles tot ist.

Der mechanische, in weiten Fernen schwebende Martin Martinytsch tat noch irgend Etwas. Vielleicht feuerte er von neuem den Ofen an, las den Inhalt des Kochtopfs vom Fußboden auf und setzte Wasser im Teekessel auf; vielleicht sagte auch Mascha irgend Etwas — er hörte es nicht: er hatte nur dumpf schmerzende Dellen in seinem Körper wie Lehm, von irgendwelchen Worten und von den Ecken der Chiffoniere, der Stühle, des Schreibtisches.

Martin Martinytsch holte aus dem Schreibtisch langsam Briefpäckchen, ein Thermometer, Siegellack, das Schächtelchen mit dem Tee und wieder Briefe

hervor. Und zu allerletzt langte er irgendwo ganz aus der Tiefe ein dunkelblaues Fläschchen heraus.

Zehn Uhr: das Licht flammt auf. Nackt, hart, einfach und kalt wie das Höhlenleben und der Höhlentod ist dieses elektrische Licht. Und ebenso einfach ist dies blaue Fläschchen, das hier neben dem Opus 74, dem Bügeleisen und den Fladen steht.

Der eiserne Gott begann gnädig zu brummen, als er das pergamentgelbe, bläuliche und weiße Papier der Briefe verzehrte. Der Teekessel brachte sich durch ein leises Klappern des Deckels in Erinnerung. Mascha wandte sich um:

„Hat der Tee aufgekocht? Mart, Lieber, gib mir etwas Tee."

Sie hatte es gesehen. Eine einzige, von dem klaren, nackten, harten elektrischen Licht durchleuchtete Sekunde: Martin Martinytsch vor dem Ofen zusammengekauert; auf den Briefen — ein roter Widerschein wie damals bei Sonnenuntergang auf dem Wasser; und dort — das blaue Fläschchen.

„Mart . . . Du . . . du willst schon jetzt . . ."

Stille. Der eiserne Gott schnurrte behaglich und verschlang gleichgültig die unsterblichen, bitteren, zarten, gelben, weißen und blauen Worte. Und Mascha sagte ebenso schlicht, wie sie um Tee gebeten hatte:

„Mart, Lieber, gibt auch mir."

Martin Martinytsch lächelte aus der Ferne:

„Aber du weißt ja doch, Mascha, daß das dort nur für Einen genügt."

„Mart, ich bin ja doch schon nicht mehr. Das bin ja doch nicht mehr ich — ich werde ja sowieso . . . Mart, du verstehst mich nicht — Mart."

Ach, es ist jene selbe Stimme, — es ist jene selbe Stimme . . . O, jetzt den Kopf zurückwerfen . . .

„Ich habe dich betrogen, Mascha: bei uns im Kabinett ist kein einziges Holzscheit mehr vorhanden. Und so ging ich zu Objortyschew und habe dort zwischen den Türen . . . Ich habe es gestohlen — verstehst du? Und Selichow hat mir soeben gesagt, ich müßte es sofort zurückbringen, ich aber habe alles verfeuert — alles."

Der eiserne Gott schlummerte gleichgültig ein. Im Scheine des verlöschenden Feuers erzitterten leicht die Gewölbe der Höhle, erzitterten leicht die Häuser, die Felsen, die Mammute, Mascha.

„Mart, wenn du mich noch liebst . . . So denke doch an das Vergangene zurück, Mart."

Das unsterbliche Holzpferdchen, der Leierkastenmann, die Eisscholle . . . Martin Martinytsch erhob sich langsam von den Knien. Langsam, nur mit Mühe die Winde drehend, nahm er das blaue Fläschchen vom Tisch und reichte es Mascha.

Sie warf die Bettdecke zurück, setzte sich im Bette auf — sie war rotwangig, lebendig und unsterblich, wie damals das Wasser bei Sonnenuntergang —, griff nach dem Fläschchen und lächelte.

„Nun, siehst du; nicht umsonst lag ich hier und dachte, wir sollten von hier fortfahren. Schalt noch eine Lampe ein — jene auf dem Tisch. So. Jetzt noch irgend Etwas in den Ofen."

Martin Martinytsch langte, ohne hinzusehen, irgendwelche Papiere aus dem Tischkasten und warf sie in den Ofen.

„Jetzt ... Geh du ein wenig spazieren. Ich glaube, draußen scheint der Mond — m e i n Mond: entsinnst du dich? Vergiß nicht den Schlüssel mitzunehmen, du wirst doch die Tür zuschlagen, öffnen aber — —"

Nein, der Mond schien nicht. Niedrige, dunkle, dumpfe Wolkengewölbe, und alles — eine riesige, einsame Höhle. Schmale, endlose Durchgänge zwischen den Wänden; und dunkle vereiste Felsen, die wie Häuser aussehen; und in den Felsen — tiefe, roterleuchtete Löcher; dort in den Löchern kauern rings um das Feuer Menschen. Ein leichter eisiger Zugwind fegt einem den weißen Schneestaub unter den Füßen fort, und über dies alles — über den weißen Staub, über die Felsblöcke, über die Höhen, über die kauernden Menschen hinweg schreitet unhörbar, gemessenen Schrittes, ein Riesenmammut.

Die Irredenta des Balkans

Von

E. von Massow

Der Balkan ist stets das typische Gebiet der irredentistischen Bewegungen gewesen, weil das osmanische Reich als langjähriger Gewalthaber es nicht verstanden hatte, die einzelnen Stämme zu zentralisieren. Schon Ende des 17. Jahrhunderts begann der Zerfall der osmanischen Macht im südöstlichen Europa und damit des Hervortreten der orientalischen Frage in ihrer Bedeutung für die europäischen Kabinette. 1829 verlor der Sultan die Souveränität über die Walachei, 1878 über die Moldau, Alt-Bulgarien, die Dobrudscha und den südlichen Teil Serbiens, 1908 über Bosnien, ganz Bulgarien mit Ostrumelien, 1912 über Albanien und schließlich 1913 über Mazedonien und den Rest seiner Länder westlich der Linie Enos-Midia.

Die Zeit der Türkenkriege ist vorbei. Die islamitische Bevölkerung hat sich mit der neuen Ordnung der Dinge abgefunden und bildet in Handel und Ackerbau fast ausnahmslos ein ruhiges Element, besonders dort, wo man ihr Freiheit des Glaubens gewährt.

Die Irredenta stützt sich heute nicht mehr auf Gegensätze des Glaubens, sondern auf den Widerstreit der aus dem osmanischen Erbe hervorgegangenen Nationalitäten. Die Friedensschlüsse von London und Bukarest sowie die aus dem Weltkriege sich ergebende Vergewaltigung des nahen Ostens nach Gutdünken der westeuropäischen Siegerstaaten hat ganz erheblich zu ihrer Verschärfung beigetragen. —

Tragisch ist das Schicksal Bulgariens. Seit den Zeiten des ersten bulgarischen Zarentums vor mehr als 700 Jahren bis zu den Kämpfen bei Slivnitza, Plevna und am Schipka-Paß ging sein Streben stets dahin, einen reinen bulgarischen Nationalstaat zu bilden. In dem Bündnisvertrage, der dem Balkankriege 1912/13 voranging, beanspruchte das Land nur Gebiete

Mazedoniens und Thraziens mit nachweisbar bulgarischer Bevölkerung. Der Friede von Bukarest wurde zur Enttäuschung, weil Rußland sich in weitestem Maße für eine Vergrößerung Serbiens einsetzte und der südliche, bisher bulgarische Teil der Dobrudscha mit Silistria an Rumänien fiel. Durch den Weltkrieg verlor Bulgarien weiterhin seine Gebiete am Littoral des Ägäischen Meeres und wurde damit nächst Albanien zum kleinsten Staat der Balkanhalbinsel. Der Streit der Rumänen und Bulgaren um die Dobrudscha ist alt, obschon es als erwiesen betrachtet werden kann, daß die rumänische Bevölkerung dort gegenüber der bulgarischen stark in der Minderheit ist — der Name des Landes sowie der meisten Ortschaften ist slawischen Ursprungs. Rumänien hat durch Bau der Eisenbahn von Bukarest über Tscherna-Voda nach Konstanza und durch Ausbau der Hafenanlagen eine unmittelbare Verbindung nach Konstantinopel gewonnen und war daher stets bemüht, die südliche Grenze der Dobrudscha gegen einen Zugriff der Bulgaren nahe an Varna heranzulegen. Während der Verhandlungen in Bukarest im Jahre 1918 machten die damals siegreichen Bulgaren in dringlichster Form ihre Ansprüche auf die ganze Dobrudscha bis zur Donaumündung geltend. Die augenblickliche Grenze liegt strategisch für die Bulgaren so ungünstig wie nur möglich, daher haben sie sich „vorläufig“ mit der Lage abgefunden.

Anders liegt es in Mazedonien, dem Brennpunkt der Irredenta des Balkans, dem Land, das seiner ganzen Eigenart nach einem dauernd arbeitenden Vulkan gleicht. Das Land Alexanders von Mazedonien, über das soundso viele Völkerwanderungen dahingebraust sind, weist einen selbstbewußten und harten Menschenstamm auf, der an seinen schwarzen Bergen hängt und auf seine Geschichte stolz ist. Diese erinnert in mancher Hinsicht an die Kämpfe der schweizerischen Eidgenossenschaften um ihre Unabhängigkeit. Meiner Ansicht nach haben wir der Bedeutung der Mazedonier innerhalb der nationalen Kämpfe des Balkans während der verflossenen Zeitperiode nicht genügend Rechnung getragen und werden gut tun, ihr für die Zukunft mehr Beachtung zu schenken. Der Schwerpunkt der mazedonischen Unabhängigkeitsbestrebungen lag während der letzten Zeit der Türkenherrschaft auf bulgarischem Boden. Dieses erklärt sich daraus, daß die ethnologisch schwer zu analysierende Bevölkerung Mazedoniens einen starken, vielleicht den stärksten Einschlag durch bulgarische Zuwanderung erhalten hat, daß die bulgarische Propaganda durch Kirchen und Schulen dort am festesten Boden faßte, und daß — last not least — die hervorragendsten Führer der nationalen Bewegung zu Bulgarien hinneigten. Ich erinnere nur an Protogerow, Totschkow und den leider zu früh verstorbenen Todor Alexandrow, einen Mann, der sich noch im Aufstieg seiner geschichtlichen Laufbahn befand. Hervortretend war der Einfluß der Mazedonier auf die fortgesetzten Kämpfe gegen die türkische Herrschaft bis zu den Tagen der Befreiung, entscheidend wurde er auch im Sommer 1915, als Bulgarien sich an unsere Seite stellte, und man wird ihn wieder spüren, wenn auf dem ruhelosen Balkan ein neuer Sturm losbricht und die durch willkürliche Machtpolitik künstlich geschaffenen Grenzen beseitigt. Und dieser Tag wird kommen, denn die Weisheit unserer Feinde hat es gewollt, daß der größere Teil Mazedoniens bis Bitolia im Süden dem bunt zusammengewürfelten jugoslawischen Staat zugeteilt wurde, dem auseinanderstrebende Bewegungen heute schon anhaften.

Damit der Ring sich schließe, hat man endlich noch eine bulgarische Irredenta auf griechischem Boden geschaffen, um Kavalla, Serres und Drama, wo bei einem Überwiegen der bulgarischen Landbevölkerung alte Gegensätze klaffen, die von der mazedonischen Bewegung nicht zu trennen sind.

Der jugoslawische Staat hat noch andere Sorgen auf dem Balkan zu erwarten. Wer die montenegrinische Geschichte verfolgt hat, weiß, daß trotz naher verwandtschaftlicher Beziehungen der Karageorgewitsch und Petrowitsch zwischen Belgrad und Cettinje nicht immer Freundlichkeiten gewechselt wurden. Das scheint sich in dem „mediatisierten“ Montenegro nicht geändert zu haben und erklärt neuerdings seine Bemühungen, sich mit Albanien zu verständigen.

Rumänien rechnet sich ungern zu den Balkanstaaten, dennoch läßt es sich in diesem Zusammenhang, schon der Dobrudscha wegen, von ihnen nicht trennen. Als „Siegerstaat“ hat es unverhältnismäßig viel am „Kriegsgeschäft“ verdient — es konnte nicht genug haben. Ob ihm seine billig erworbene Beute, Bessarabien und Siebenbürgen, auf die Dauer einen ruhigen Schlaf garantieren wird, erscheint fraglich; denn es sind irredentistische Gebiete im wahrsten Sinne des Wortes, wenn auch die Rumänen in Paris nachgewiesen haben werden, daß dort ihre Urväter gewohnt haben, was nur bedingt und teilweise zutrifft. Bessarabien wurde 1878 den Rumänen vorenthalten, obschon es die Russen ihnen vorher versprochen hatten. So wie Sowjet-Rußland sich zu dieser Frage stellt, ist zu erwarten, daß sie über kurz oder lang zu einem „Elsaß-Lothringen“ wird. Vorbereitung hierfür haben die rührigen Moskowiter bereits getroffen, indem sie das Land mit bolschewistischen Keimzellen durchsetzen und hiermit eine Methode anwenden, die der rumänische Magen auf die Dauer kaum vertragen wird. In Siebenbürgen und den übrigen an Rumänien gefallenen ungewissen Komitaten wird vorläufig noch einseitige Gewaltpolitik getrieben, wahrlich kein Heldenstück gegenüber dem ins Duodezformat zusammengeschrumpften armen Ungarn. Diese Politik läßt sich nur fortsetzen, solange als sie durch militärische Machtmittel gestützt wird und die Bukarester Regierung in der Lage ist, sie zu vertreten. Allem Anschein nach profitieren hiervon in erster Linie ganz bestimmte Kreise der Hauptstadt, eine Erscheinung, die in Rumänien nicht ungewöhnlich ist. Druck erzeugt aber schließlich Gegendruck, und deshalb ist nicht zu erwarten, daß die von Bukarest aus betriebenen Methoden der Romanisierung reibungslos bleiben werden. Heute müssen sich die Minoritäten in Transsylvanien in ihr Schicksal ergeben. Rumänien sollte jedoch beherzigen, daß auch dort, trotz einer seit Jahren in den Grenzgebieten ansässigen rumänischen Bevölkerung, Gegensätze großgezogen werden, die ihm eines Tages über den Kopf wachsen können — wenn von anderer Seite ein Funke in sein Haus fällt. Ich meine die bolschewistische Gefahr! Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Boden hierfür, trotz allem Ableugnen, in Rumänien systematisch vorbereitet wird. Rumänien kennt von früher her Bauernerhebungen und Meutereien, das Land weist große wirtschaftliche Kontraste auf, üppiger Reichtum neben elendester Armut. Der Dnjestr wird die Gefahr auf die Dauer nicht bannen können.

Irredentistische Gebiete sind leicht geneigt, sich der Führung anzuschließen,

die ihnen schnelle Erfolge verspricht. Früher einigte sie das nationale Banner und das Heldentum. Heute sind andere Kräfte am Werke, die nicht immer klar zutage liegen. Politische und wirtschaftliche Belange neuer Art sind in den Vordergrund getreten. Es ist nicht erwiesen, ob der Mazedonier Alexandrow einem serbischen Dolch oder einer bolschewistischen Handgranate zum Opfer fiel. Soviel steht jedoch fest, daß heute im „nahen Orient“ die Emissäre Sowjet-Rußlands ihre Hand im Spiele haben, wo früher russische Agenten den Willen des Zaren diktierten und die Fäden zu europäischen Verwicklungen knüpften. Die Irredenta ist der geeignete Boden hierfür!

Südamerikanische Zukunftsfragen

Von

Albrecht Haushofer

Auf einer Fläche von rund 10 Millionen qkm müssen in Europa rund 450 Millionen Menschen leben. Auf der fast doppelt so großen Fläche Südamerikas von 18 Millionen qkm leben heute rund 70 Millionen Menschen: also die Einwohnerzahl Deutschlands auf einer Fläche, 40 mal so groß wie das Deutschland von heute, 32 mal so groß wie das Deutschland von 1914. Das bedeutet, daß dem Europäer Südamerika unendlich raumweit und unendlich menschenleer erscheinen muß.

Mit dem Begriff weiten Raumes verbindet man leicht den Begriff weiter Möglichkeiten. Man hat für Nordamerika den Ausdruck geprägt: „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.“ Südamerika ist ebenso raumweit und in der Entwicklung noch längst nicht so weit fortgeschritten wie der nördliche Schwesterkontinent. Die Aussicht unendlicher Möglichkeiten wäre also auch hier geboten! . . . Da aber weigern sich Erfahrung und Beobachtung, mitzugehen — und die folgenden Blätter sind nichts anderes als ein Versuch, den Strom der Eindrücke um die beiden, scheinbar paradox gelagerten Pole zu gliedern: Raumweite — und doch: begrenzte Möglichkeiten!

Freilich, die rein wirtschaftlichen Aussichten Südamerikas sind günstig genug, wenn man die Grundlagen betrachtet, die sich an Fruchtbarkeit des Bodens, an Mineralschätzen, an natürlich vorkommenden pflanzlichen und tierischen Produkten der menschlichen Wirtschaft bieten. Vielleicht wird der Reichtum an Bodenschätzen heute überwertet: die Salpeterlager von Nordchile gehen einer Erschöpfung in nicht allzu ferner Zeit entgegen; die Silber-Ausbeute von Peru, die Gold-Ausbeute, auch der Diamanten-Ertrag mancher Teile Brasiliens ist erheblich zurückgegangen. Aber weite Lager ungehobener Schätze, vor allem an Kupfer, Eisen und Mangan, ruhen noch in jungfräulichem oder kaum berührtem Boden; neue Funde an Gold, Platin und Edelsteinen werden das Bild der Bodenschatzverteilung noch mannigfach ändern; weite Flächen Südamerikas endlich sind geologisch auch noch nicht annähernd genau genug untersucht, um auf die Frage nach der bergbaulichen Zukunft Antwort geben zu können. Etwas Feststehendes scheint ein gewisser Mangel

an Kohle zu sein — eine Tatsache, die wirtschaftlich bedenklich ist, um so mehr, als Wasserkräfte nur streckenweise (dann allerdings in überreichem Maße) zur Verfügung stehen. Daran, sowie an den technischen Schwierigkeiten bei ihrer Erfassung (tropischer Reichtum im Amazonas-Gebiet, Periodizität mit enormen Wasserstandsschwankungen im mittleren Inneren, im Nordosten und an der Westküste) leiden auch vielfach die industriellen Anfänge, die sonst an manchen Stellen, besonders in der Nähe der Küsten, aussichtsreich genug wären und teilweise sind.

Um so besser steht es mit der Landwirtschaft, der gemäßigten, wie der subtropischen und tropischen. Vielleicht sind der Weizenbau Argentiniens, die Viehzucht Argentiniens und Uruguays nicht mehr fähig, ihre Ausdehnung in demselben Maße zu vervielfältigen wie bisher — bedeutend genug werden sie immer bleiben —, besonders wenn man bedenkt, daß bisher ja zur Ackerkultur fast nur die besten, selten auch nur die guten Böden herangezogen worden sind!

Noch größer aber erscheinen die Möglichkeiten tropischer Bodenkultur. Der Kaffeebaum hat noch längst nicht allen Boden erobert, der (hauptsächlich in Brasilien und Kolumbien) für ihn geeignet ist; der brasilianische Reisbau ist — weltwirtschaftlich gesehen — noch völlig in den Anfängen; mit der Kultur des chinesischen Tees werden eben erst in Mittelbrasilien die ersten vielversprechenden Versuche gemacht. Kakao endlich, Rohrzucker und Gummi könnte das Amazonas-Gebiet allein mehr produzieren, als die ganze Welt in der Lage wäre, aufzunehmen! Hält man dazu noch die großen Möglichkeiten für Baumwollanbau, den Holzreichtum Brasiliens und Südchiles, die reichen Aussichten des Obstbaues, so genügt das, um ein Bild zu geben von der Unerschöpflichkeit rein wirtschaftlicher Zukunftsmöglichkeiten.

Blickt man aber auf die wirtschaftliche Gegenwart, so ergeben sich, nachdem die Periode der Kriegsgewinne wieder verebbt ist, ganz andere Bilder: Chile taumelt von einer Salpeterkrise zur anderen, Uruguay hat ernsthafte Viehzuchtsorgen, das Amazonas-Gebiet bleibt unerschlossen und unverwertet. Auch wenn man rein weltwirtschaftliche Ursachen ausschaltet, wie sie der Zuckerkatastrophe der napoleonischen Zeit zugrunde lagen und heute bei der chilenischen Salpeterkrise oder den Absatzschwierigkeiten Argentiniens und Uruguays zum Teil wieder im Hintergrund stehen, sind die Ursachen mannigfach und nicht leicht auf einen Nenner zu bringen; aber man dringt zum Kern aller südamerikanischen Probleme vor, wenn man sie untersucht.

Im Zentrum des Manganerzbaues von Minas Geraes (wo die größten bisher bekannten Manganerzlager der Welt liegen), in Lafayette-Queluz, sagte mir nach einem Ritt durch das Bergwerksgebiet und einer Besichtigung der Gruben auf meine Frage nach der Erweiterungsfähigkeit des Betriebes der Direktor: „Wir könnten jeden Tag, sofort, das Dreifache produzieren, wenn die Bahn es abtransportieren würde, und — wenn wir Arbeiter bekommen könnten.“ Eine Antwort, die für den, der mit Brasilien zuerst den Begriff des Einwanderungslandes verbindet, zunächst in ihrem zweiten Teil völlig verblüffend erscheint. Und doch ist es so: das Verkehrsproblem und die Frage nach geeigneter Bevölkerung (solche, die nicht an der Großstadt klebt!) erharren Lösung und Antwort, ehe an die Verwirklichung der vielen wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten gedacht werden kann.

Beide Probleme sind voneinander abhängig; aber doch so, daß die Lösung des Bevölkerungsproblems mehr von der des Verkehrsproblems abhängt, als umgekehrt. Die Verkehrsverhältnisse sind in weiten Teilen Süd-

amerikas völlig ungenügend. Über ein einigermaßen genügendes Eisenbahnnetz verfügen höchstens Mittel-Argentinien, Mittel-Chile und die brasilianischen Staaten Sao Paulo und Rio de Janeiro. Der Bahnbetrieb ist auf einzelnen großen Linien (Buenos Aires—Santiago—Valparaiso, Santos—Sao Paulo, Rio de Janeiro—Sao Paulo) ausgezeichnet, was den Personenverkehr betrifft, mittelmäßig bis schlecht, soweit es sich um den für die Erschließung der Länder sehr viel wichtigeren Güterverkehr handelt; auf der weitaus überwiegenden Zahl der Linien ist er in jeglicher Hinsicht durchweg mäßig. Dabei kann nirgends von einem einheitlichen Bahnnetz gesprochen werden: Staats- und Privatunternehmen teilen sich in den Besitz der Linien, zum großen Teil ausländisches Kapital kontrolliert sie. Dabei herrscht ein wildes Durcheinander der Spurweiten — und der Tarife! —

Etwas besser steht es mit der Flußschiffahrt: hier ist der Betrieb einheitlicher als bei den Bahnen, und die Hoffnungen für die Erschließung des Amazonas-Gebietes noch mehr als der Paraguay-Paraná-Landschaften hängen viel mehr an der weiteren Ausgestaltung der Flußschiffahrt auf den Riesenströmen, als an der der Bahnen in den betreffenden Gebieten.

Woher kommt nun die mangelnde Verkehrserschließung? Verschiedenes wirkt da zusammen. Zunächst liegen beträchtliche Schwierigkeiten in der zu überwindenden Natur: weder die Anden noch die Urwaldgebiete des nördlichen Südamerika stellen leichte technische Probleme! Wichtiger ist aber, daß die ganze Verkehrserschließung des großzügigen Schauens auf die Zukunft entbehrt hat und meist heute noch entbehrt. Der Grund dafür liegt vor allem auf politischem Gebiet: man wollte rasche Gewinne haben, ehe eine neue politische Konstellation alle Konzessionen und alle Pläne wieder über den Haufen warf (wie anders verlief die Entwicklung in Nordamerika!). Und noch einmal: man war zur Verkehrserschließung auf fremdes Kapital angewiesen, und ist es großenteils heute noch. Nicht etwa, weil Länder wie Argentinien und Brasilien heute nicht reich genug wären, um selbst Eisenbahnanleihen zu zeichnen! Nein: man will nicht, weil man Kapitalsanlagen in sicherer Entfernung von dem Zugriff der eigenen Regierungen vorzieht und weiß, daß ausländisches Kapital sich gegen deren Praktiken besser schützen kann als inländisches. So bezieht man für die eigene Wirtschaft ein fremdes Rückgrat — was gewisse unliebsame Folgen hat. Daß dabei der angelsächsische Einfluß New Yorker wie Londoner Spielart bei weitem überwiegt, braucht kaum gesagt zu werden. — Trotz aller bewußten Hebung der nationalen Industrie während des Weltkrieges — diese Tatsachen sind stärker als der menschlich verständliche Wunsch, Herr im eigenen Hause zu sein, zu dessen Erfüllung auch nicht engstirnige Demagogie helfen kann, sondern nur gründliche Reorganisation am eigenen Volkskörper! Aus einem geordneten Haus kann man sogar Zwangsmieter allenfalls herauswerfen — aber nie aus einem ungeordneten, dessen Verwaltung sich selbst mißtraut!

Damit aber kommt man zum Kernproblem: Können die Menschen, die heute Südamerika bewohnen, den Kontinent weiter, über den heutigen Stand hinaus, erschließen? Wenn nicht — wo sind die Menschen, die es können?

Südamerika ist im Jahre 1498 „entdeckt" worden. $4^1/_4$ Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und es wäre sehr ungerecht, wollte man verkennen, daß riesige Arbeit in dieser knappen Spanne Zeit geleistet worden ist. Das Land ist in großen abenteuerlichen Zügen aufgeschlossen worden; weite Gebiete sind kultiviert worden. Aber nicht allein mit spanisch-portugiesischer Kraft! Eine weitgehende Mischung mit Indianern hat stattgefunden; und auf der Ostseite

des Kontinents hat man Heere von Negern zur Plantagenarbeit eingeführt. Brasilien hat vor 100 Jahren sehr viel mehr Neger und Mulatten zu Bewohnern gehabt als Weiße. Nur das Spaniertum Argentiniens und Chiles hat sich als Ganzes verhältnismäßig rein erhalten. In den ganzen übrigen spanisch sprechenden Staaten, außer vielleicht Uruguay, sowie in Brasilien, hat nur eine zahlenmäßig verschwindende Oberschicht die Tradition reinen weißen Blutes bewahrt, und auch diese nur mangelhaft. Die Folge ist: Rassenchaos, mit allem, was sich kulturell, sozial und politisch daraus ergibt.

Brasilien hat bis zum Jahre 1888 die Institution der Sklaverei gehabt. Seit ihrer Aufhebung sind weite Gebiete wirtschaftlich zurückgegangen, und die Lebenshaltung der davon betroffenen Neger- und Mulattenschichten hat sich eher gesenkt, als gehoben. Der durchschnittliche Neger arbeitet nicht mehr als er braucht, um die allerprimitivsten Bedürfnisse zu befriedigen. Auch die wirtschaftliche Brauchbarkeit des Indianers ist beschränkt, immerhin noch größer in den Gebieten, in denen die Spanier nicht alle Reste alter, allerdings schon absterbender Kultur vernichten konnten (Peru, Ecuador), als etwa in Brasilien, wo sich nur eine weiß-indianische Mischlingsbevölkerung zu wirtschaftlicher Zähigkeit und Klimahärte aufgeschwungen hat: die Cearenser des Nordostens.

Aber auch die Rassenkraft der alteingewanderten Weißen ist nicht auf alter Höhe geblieben, was sich in den Fortpflanzungszahlen der alten Familien ausspricht; aber auch z. B. in einer geradezu erschreckenden Syphilisierung der Gesamtbevölkerung (für Argentinien auf 70—75 % der Gesamtbevölkerung geschätzt!). Diese Erschöpfung des Blutes, die durch ganz Amerika geht, durch das angelsächsische noch mehr als durch das romanische, spottet heute noch der Erklärung; und es bleibt der bescheiden gewordenen Wissenschaft einstweilen nichts als die Feststellung, daß hier ein dunkles Fragezeichen die Zukunft des ganzen Doppelkontinents bedroht. — Aber wenn man auch die Tatsache nicht erklären kann — rechnen muß man sicherlich mit ihr. Hält man zu diesen Hemmungen noch die kulturellen (Analphabetentum, religiöse Herabwürdigung des Christentums im Rassenchaos u. a. m.) und die politischen, die später noch gestreift werden, so kann man sich ein Bild von der Tatsache machen, daß eine Entwicklung Südamerikas über den gegenwärtigen Stand hinaus mit den eingeborenen indianischen, negroiden und spanisch-portugiesischen Kräften unwahrscheinlich scheint — mag auch das Rassenchaos zahlenmäßig nach Menge und Mischung sich vervielfachen!

Um so wichtiger wird die Einwanderung.

Schwarze Einwanderung wird nirgends gewünscht und gefördert, seit man aufgehört hat, die Sklaverei als eine nützliche Einrichtung anzusehen; die gelbe ist heute numerisch zu gering, um ins Gewicht zu fallen, und um in ihrer Zukunftsmöglichkeit wirtschaftlich hebender wie rassenmäßig gefährlicher Art einstweilen erkannt zu werden. So bleibt also die weiße.

Damit sind schon gewisse Einschränkungen gegeben: rein klimatisch kommt für weiße Arbeit das eigentliche äquatoriale Tiefland (also große Teile von Nordbrasilien, Guayana, Venezuela, Columbia, Peru, Ecuador und Bolivia) ebensowenig in Betracht, wie weite Gebiete der Anden und der äußerste Süden von Chile und Argentinien. Damit ist schon mehr ausgesprochen, als zuerst scheinen mag: da das Amazonas-Gebiet tropisches Regenwald-Tiefland ist und weiße Arbeit nicht zuläßt, eine eingeborene, arbeitszähe Bevölkerung aber so gut wie nicht vorhanden ist — ergibt sich die Unerschließbarkeit der fruchtbarsten Tropengebiete unter den gegebenen Verhältnissen.

So bleiben als Haupt-Einwanderungsgebiete das brasilianische Bergland, die La Plata-Tiefländer und ein Teil des pazifischen Küstensaumes. Für diese Gebiete bringt der weiße Einwanderer zweifellos die klimatische Eignung auch zu intensiver körperlicher Arbeit mit — freilich auch hier mit nationalen Abstufungen. So verläuft die Grenze, nördlich derer der Deutsche sich im allgemeinen nicht mehr als Siedler oder Arbeiter eignet, etwa in der Linie Paraguay—Sao Paulo (also außerhalb der Tropen, auch des tropischen Hochlandes); dieselbe Linie für den Italiener läuft bedeutend nördlicher und umschließt noch weite Teile von Minas Geraes; für den Portugiesen liegt sie noch näher den rein äquatorialen Tiefländern. So haben sich bestimmte Gebiete entwickelt als bevorzugte Flächen für die Einwanderung bestimmter Nationalitäten (für die Deutschen z. B. Santa Catharina, Rio Grande do Sul, Mittelchile; für die Italiener Mittel-Argentinien und Sao Paulo). Dabei hat sich für ansehnliche Landesteile aus den Deutschen eine tüchtige Bauern-, aus den Italienern eine fleißige Arbeiter- und Mittelstandsschicht entwickelt.

Diese Einwanderung und Kolonisation ist von der ansässigen spanischen oder portugiesischen Bevölkerung (die ja auch stets frischen Zuzug aus der iberischen Halbinsel erhielt) nicht ungern gesehen worden, da die Neueinwanderer sich meist schnell den sozialen und politischen Verhältnissen angepaßt haben.

Das fängt nun an, wesentlich anders zu werden. Einmal beginnt sich ein in seinen Äußerungen unkontrollierter und unsicherer Nationalismus in den spanisch und portugiesisch sprechenden gebildeten Schichten der beteiligten Staaten zu regen; trotzdem man die Existenz eines einheitlichen „Volkes“, auf das sich der Nationalismus stützen könnte, höchstens für den einen oder anderen der Andenstaaten bejahen kann. Und dann: das Auswanderermaterial, das Europa schickt, hat sich aufs stärkste im Laufe der letzten Jahre gewandelt. Die große Welle der Auswanderung im vorigen Jahrhundert kam aus einem großenteils agrarisch übervölkerten Europa — die heutige kommt aus einem industriell übervölkerten. Sandte man früher meist Kolonisten, so sendet man heute meist Proletariat — der Herkunft wie der Gesinnung nach. Gingen die Einwanderer früher fast ausnahmslos aufs „Land“, so bleibt heute ein Großteil in den Groß- und Hafenstädten hängen. Daß dabei die politischen Entwicklungen eingewirkt haben und weiter einwirken, bedarf keiner Erläuterung; aber die Tatsache wird noch unterstrichen durch die Gruppierung der Länder, aus denen sich die Auswanderer sammeln.

Im Gegensatz zu Nordamerika kommt für Südamerika eine englisch-skandinavische Auswanderung größeren Stils nicht in Betracht. Frankreich hat seit langem aufgehört, Menschenströme auszusenden. So ergeben sich drei Gruppen für die Einwanderung nach Südamerika: eine deutsche, eine iberisch-italienische und eine (heute noch schwächste) slawisch-orientalische. Alle drei Einwandererströme kommen aus den augenblicklich politisch wie sozial am meisten vulkanischen Gebieten Europas — und bringen vielfach Anschauungen, Absichten und Forderungen mit, von denen man in Südamerika nichts wissen will — und vielfach mit Recht nichts wissen will. Denn es liegt ein Graben, sehr viel tiefer als der Atlantische Ozean, zwischen den faszistischen oder syndikalistischen Italienern, den mehr oder weniger „bolschewistisch verseuchten“ „Östlichen“, den Scheidemann- oder Hitler-Deutschen und den sozialen Zuständen Südamerikas. So wenig es gut täte, die heutige europäische Jugend mit ihren Gesinnungen in eine halb patriarchalische, halb früh-kapitalistische Ordnung zu versetzen, so wenig paßt sie in das Südamerika, wie es wirklich ist!

Denn welche politische und soziale Ordnung herrscht eigentlich in diesen zehn „demokratischen Republiken"? Das ist nicht leicht zusammenzufassen, auch im einzelnen recht verschieden. Überzeugend läßt sich von vornherein sicher nur das eine sagen: sicher nicht das, was man in Europa unter republikanischer und sozialer Demokratie versteht.

Demokratische, republikanische Verfassungen mit Parlament, mehr oder weniger allgemeinem Wahlrecht, auf bestimmte Zeit gewählten Präsidenten bestehen allerdings überall. Für die nordwestlichen Staaten, Columbia, Ecuador, Peru stehen sie freilich ebenso wie für die mittelamerikanischen zum allergrößten Teil lediglich auf dem Papier; in Wirklichkeit entscheiden Militärputsche und andere Gewaltsamkeiten über die tatsächliche Machtverteilung. In Venezuela und in Bolivia (wo augenblicklich ein deutscher Militärinstrukteur die beherrschende politische Gewalt ist) steht es nicht viel anders. In Chile hat die parlamentarische Verfassung zwar seit dem Sturz des Präsidenten Balmaceda 1891 bis zum September 1924 — also ein volles Menschenalter! — ohne erheblichen Zwischenfall funktioniert („erheblicher Zwischenfall" auf südamerikanisch verstanden, wo man Staatsgerichtshöfe und ähnliche Einrichtungen zwar häufiger, aber mit weniger Bewunderung, vor allem aber mit weniger philosophisch-politischer Überzeugung betrachtet und benutzt, als anderswo) — aber ob der chilenische „Zwischenfall" vom letzten Herbst nicht sogar für die anerkannte Lebenszähigkeit neuweltlicher Verfassungen zu viel der Zumutung sein wird, bleibt doch abzuwarten. So bleiben nur die beiden größten Staaten Argentinien und Brasilien, in denen lange Zeit hindurch wenigstens äußerlich verfassungsmäßig regiert worden ist. Aber auch hier ist der Geist der Politik ein anderer, als der Geist, der den Verfassungen nach herrschen sollte. Die Staatsgrundgesetze sind fast überall der nordamerikanischen Verfassung nachgebildet — sie sind nicht aus den Gegebenheiten gewachsen, sondern von außen aufgeklebt. So darf man sich beim Aufsuchen der Grundtatsachen des politischen Lebens auch nicht vom Fassadenwerk der Verfassungen täuschen lassen.

Die wirklichen Träger der politischen Willensbildung in den südamerikanischen Großstaaten sind nicht die breiten Massen oder demokratisch gesinnte Führer der breiten Massen, sondern die Angehörigen zahlenmäßig schwacher, aber zusammenhaltender aristokratischer Schichten, die zudem meist reich sind, vor allem aber lesen und schreiben können und über den Großteil von Grund und Boden verfügen. Darin liegt ihre Hauptstärke; und die Wirksamkeit ihrer Stellung läßt sich ohne weiteres nicht mit mitteleuropäischen Verhältnissen vergleichen, auch nicht mit der sozialen und politischen Stellung des so viel geschmähten preußischen Landadels. Erst weiter östlich in Europa beginnen die Ähnlichkeiten: die Stellung eines polnischen oder ungarischen Magnaten läßt sich am ehesten mit der des großen südamerikanischen Grundbesitzers vergleichen. Sie schließt eine große Machtfülle aller Art in sich: der große Estanciero oder Fazendeiro ist tatsächlich, heute noch, ein kleiner König, ein Herrscher über weites Land und viele Menschen, die großenteils völlig von ihm abhängig sind, sei es im Pacht-, Halbpacht- oder Lohnverhältnis. Der selbständige kleinere Grundbesitz ist seltener als man zuerst annehmen möchte: zu wenigen gehört auch das Land, das sie bebauen und bearbeiten.

Hält man dazu die Tatsache, daß etwas, das man Sozialgesetzgebung nennen könnte, nicht vorhanden ist (auch Chile und Argentinien sind über höchst umstrittene Anfänge nicht hinausgekommen), so gewinnt man ein Bild von der Machtstellung des einzelnen Grundherren und der gesamten Grund-

besitzer-Aristokratie, gegenüber einer Bevölkerung, die zum großen Teil nicht lesen und schreiben kann (Analphabeten-Prozentsatz für Brasilien etwa 70 Prozent)!

Es würde von völliger Verkennung der Wirklichkeit und von einem engen menschlichen und politischen Horizont zeugen, wenn man hier mit der bekannten Wertskala von „Fortschritt“ und „Rückständigkeit“ auftreten wollte. Die geschilderten sozialen Verhältnisse sind den gegebenen rassenmäßigen und wirtschaftlichen Voraussetzungen angepaßt.

Eine wirtschaftliche und soziale Selbstbestimmung des „Volkes“, d. h. vielmehr des Rassenchaos, das noch nicht Volk geworden ist, ist eine Unmöglichkeit angesichts der Bildungs- und Kulturverhältnisse, wie auch der, heute meist noch latenten, Rassenspannungen. Dem gegenüber ist die Aristokratie rassemäßig und kulturell eine Einheit; damit aber (am wenigsten in Brasilien, wo die Durchmischung überhaupt am gründlichsten ist, am meisten wohl in Argentinien) aus den unteren Mischlingsschichten bedeutsam herausgehoben.

Die Wirkungen, die sich aus alledem für das Staatsleben ergeben, liegen klar. Der Staat ist nicht Sache der Allgemeinheit, sondern einer Kaste mit verhältnismäßig schmaler Basis; die Folge ist häufig genug, daß er auch nicht im Interesse der Allgemeinheit, sondern nur im Interesse jener Schicht verwaltet wird. Das kann im Guten wie im Schlechten geschehen: im Guten, wenn eine kluge Führung eine einheitliche Gefolgschaft weit über das Niveau der Gesamtheit hinaus zu wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung führt (Beispiel: die Paulistaner Aristokratie gegenüber der Gesamt-Brasiliens); im Schlechten, wenn Cliquenwirtschaft und Korruption die Herrschaft an sich reißen. Wie weit die Dinge dann getrieben werden können, zeigen z. B. die Vorgänge im Staat Amazonas in den letzten vier Jahren: wo ein Gouverneur (d. i. verfassungsgemäß etwa: Staatspräsident) den ganzen Staat als Familien-Versorgungsinstitut betrachtet, seinen Schwiegersohn zum stellvertretenden Governador, zwei Söhne zu Ministern, den dritten zum Polizeipräsidenten der Hauptstadt Manaos, den vierten zum Vertreter des Staates bei der Zentenar-Ausstellung in Rio (finanziell sehr einträglicher Posten!) gemacht, und endlich den Staat bankrott erklärt hat, um keine Beamtengehälter zahlen zu müssen und den Staat besser selbst ausplündern zu können. Die Beamten haben seit Monaten, ja Jahren kein Gehalt mehr gesehen, und sind somit den Wucherern in die Hände gefallen, soweit sie nicht, wie die Justiz- und Steuerbeamten, in der glücklichen Lage waren, von zurückbehaltenen Steuern oder verkauften Prozeßausgängen zu leben. — Die Dinge sind schließlich so weit gediehen, daß die Bundesregierung in Rio de Janeiro einschreiten mußte; und das Familienidyll von Amazonas ist jetzt vor kurzem gestört worden. Aber das ist nicht das Wesentliche daran: wichtig ist, daß solche Dinge überhaupt vorkommen und mindestens in halb Südamerika jederzeit vorkommen können. Ob sich solche „Staatsverwaltungen“ dann unter parlamentarischen oder militärdiktatorischen Formen abspielen, ist ziemlich nebensächlich, zwar nicht für die Parteidemagogen, aber für die „Untertanen“. Das Volk als Ganzes bleibt dabei im allgemeinen ziemlich gleichgültig, leidet auch unter solcher Mißwirtschaft viel weniger, als man zunächst anzunehmen geneigt ist. Der Cliquenkampf und die zugehörigen Parteischikanen treffen eben meist auch nur die oberen Schichten.

Aber man darf neben diesen schwarzen Bildern auch nie vergessen, wie viel gute und tüchtige politische Arbeit vielfach von der herrschenden Aristo-

kratie geleistet worden ist. Die Schwäche aber auch guter Verwaltungen ist die Finanz- und Steuerpolitik: hier liegt es denn auch fast in allen südamerikanischen Staaten im argen (acht von den zehn in Betracht kommenden Valuten sind gegenüber dem Dollar mehr oder weniger entwertet). Die Scheu vor energischen Steuern ist in Theorie und Praxis ebenso groß, wie die Geschwindigkeit, mit der der Hydra der Korruption neue Köpfe wachsen — und neun gute Präsidenten haben zu tun, um das auszugleichen, was ein gründlich schlechter mit einem willfährigen Parlament finanziell anrichten kann. Und welcher Staat — nicht nur in Südamerika — hat neun gute Präsidenten auf einen schlechten?

In diese selbständig gewordenen spanisch-portugiesischen Kolonialverhältnisse hinein, zu denen man als Ergänzung immer die Weite des Raumes und damit ein verhältnismäßiges Freiheitsgefühl auch für den Abhängigen auf vorgeschobenem Posten halten muß, sickert nun seit ein paar Jahrzehnten von den Küsten her der Strom europäischer und nordamerikanischer Einflüsse: Kapitalismus, „Zivilisation", Industrie, Proletariat. In eine Welt voll patriarchalischer Verhältnisse, voll Analphabeten, voll Naivität in Politik und Wirtschaft, voll Naturverwurzelung im Leben des Freien wie des Abhängigen kommen Millionenstädte, Autos, Kinos, Generaldirektoren, Gewerkschaftssekretäre!

Vor hundert Jahren sind Rio de Janeiro und Buenos Aires primitive Kleinstädte gewesen. Heute hat Rio de Janeiro 1 Million, Buenos Aires 2 Millionen Einwohner, Sao Paulo hat die halbe Million weit überschritten, Santiago und Montevideo sind ihr nahe. Damit tritt das Problem der Großstadt vor Länder, die ihm noch nicht gewachsen sein können. Ein knappes Viertel der Bevölkerung von ganz Argentinien lebt in Buenos Aires! Mit den Großstädten ist auch der Reichtum zwar nicht erst gekommen, aber sichtbarer und damit sozial gefährlicher geworden. Der Grundbesitzer alten Stils war zwar reich, hatte aber gar keine Möglichkeit, seinen Reichtum in besonderen Luxus umzusetzen. Der Grundherr neuer Art, der gleichzeitig Großkaufmann und Spekulant ist, der Bankmann, der von keiner Sozialgesetzgebung eingeschränkte Industrielle kann Luxus in der Großstadt treiben — und er tut es. So entstanden Bank- und Klubpaläste, Villen und Bade- und Spielhotels von der üppigsten Art — daneben aber blieb die primitive, schmutzige Armut, vor allem die Wohnungsmisere der unteren Schichten, wie sie war; und ebenso das primitive Leben auf den weiten Flächen des Landes. Denn man darf nicht vergessen: die Flächen, auf denen sich die sozialen Spannungen so riesig gesteigert haben, sind winzig im Verhältnis zu dem Gesamtraum von Südamerika — aber, und das ist das Gefährliche, allmählich so dicht bevölkert, daß sie anfangen, für weiteste, dünn bevölkerte Landstrecken politisch ausschlaggebend zu werden.

Freilich unterscheiden sich die sozialen Großstadtspannungen Südamerikas von denen Europas dadurch, daß sie in den unteren Schichten sehr viel weniger bewußt leben oder lebten — so lange die europäischen Einwanderer nicht die Führer stellten. Gewiß wohnt auch ein dumpfes Haßgefühl in den untersten Schichten Ecuadors, Perus oder Bolivias gegen die meist rein weiße Herrenschicht, und Bolivia hat erst vor kurzem einen gefährlichen Indianeraufstand gehabt; aber es fehlt in diesen, von der Einwanderung kaum betroffenen Ländern an Führern, die von unten her die gegebenen Verhältnisse planmäßig untergraben könnten. In Chile, Argentinien, Uruguay und Brasilien aber kombinieren sich der ungeformte Instinkt einer kulturlosen Misch-

bevölkerung mit der intellektuellen Führerschaft der eingewanderten europäischen Arbeiterbevölkerung zu einem höchst gefährlichen sozialen Gärungsmittel.

Es ist vom Standpunkt der einwandernden Europäer, die aus Ländern mit Betriebsrätegesetz, Sozialversicherungen und sozialistischen oder faszistischen Gewerkschaften kommen, ganz begreiflich, daß sie sozialpolitische Forderungen stellen. Es ist ebenso begreiflich vom Standpunkt der herrschenden einheimischen Schichten, daß sie diese Forderungen nicht befriedigen wollen und können — weil sie mit dem Arbeits- und Bildungsstandard der einheimischen Rassen- und Volksmasse einfach nicht in Übereinstimmung zu bringen sind. Diesem Gegensatz mehr noch als dem Gefühl der Überfremdung der eigenen Wirtschaft durch auswärtige Finanzmächte entspringt auch der junge südamerikanische Nationalismus. Man sucht instinktiv Scheidewände zwischen den Neu-Einwanderern und der eigenen Masse.

Damit ist der Punkt erreicht, von dem sich die Grundlagen der heutigen Politik in den „fortgeschritteneren“ Staaten Südamerikas erst verstehen lassen, von dem aus ihre ganze Problematik für die Zukunft des ganzen Kontinents verstanden werden kann. Denn wenn auch heute Argentinien und Chile in all diesen Entwicklungen vorangehen, und auch Uruguay und Brasilien (wenigstens der brasilianische Norden) hinter ihnen dreinfolgen: — mit Ausnahme vielleicht der reinen äquatorialen Tiefländer, deren Entwicklungs-Problematik mehr in ihrem Klima als in ihren Menschen liegt, wird der ganze Kontinent früher oder später den selben Weg gehen.

Heute hat erst in Brasilien, Argentinien und Chile der oben verfolgte Gegensatz mit seiner Folge, dem Bewußtwerden der sozialen Gegensätze durch Einwirkung europäischer Ideen und dem Bedürfnis nach politischen Reformen, zu krisenhaften Erscheinungen geführt. Regional natürlich verschieden, in Brasilien vor allem, wo überhaupt nur zwei oder drei von den zwanzig Staaten das Entwicklungstempo Argentiniens in dieser Frage mitgemacht haben, föderalistisch abgewandelt und gebrochen, hat sich doch die Folge der Ereignisse in Chile und Argentinien bis zum Sommer dieses Jahres mit verblüffender Ähnlichkeit abgewickelt.

In beiden Ländern haben sich soziale Reform-Parteien gebildet; und in beiden Ländern wurden sie geführt von Überläufern aus dem Lager der Aristokratie, denen gegenüber sich diese zu erbitterter Abwehr zusammenschloß. Das hat sich natürlich in den äußeren taktischen Formen sehr verschieden abgespielt: die Grundlinien sind dieselben. Beide Führer der Reform-Linken, Alvear in Argentinien, Alessandri in Chile, sind zur Präsidentschaft gewählt worden. Beide haben die Leidenschaften von unten geschürt, beide haben ihr Regierungsprogramm nicht ausführen können. Der Erfolg ist der gewesen, den die Geschichte lehren würde, wenn die Menschen geruhten, aus ihr lernen zu wollen. Die Reformer haben sich zwischen zwei Stühle gesetzt; die revolutionären Leidenschaften von unten sind nicht durch halbe Zugeständnisse und Versprechungen besänftigt, sondern gereizt worden; und die konservativen Kräfte haben sich zu aktiver Gegenwehr gesammelt. Bis hierher geht die argentinische und die chilenische Entwicklung parallel: weiter geht, da die konservative Seite in Buenos Aires noch nicht zum Gegenschlag ausgeholt hat, nur die chilenische. Dort ist in einem unblutigen Staatsstreich der Reform-Präsident gestürzt worden, der Militärchef Altamirano ist an die Spitze des Staates getreten. Das spanische Vorbild Primo de Riveras wird in dieser ganzen Revolution deutlich. Auch in der Ideologie der jüngsten brasiliani-

schen Revolution haben faszistische Gedankengänge eine bemerkenswerte Rolle gespielt. Und die Gegenseite, die revolutionär sozialistisch beeinflußte, die zurzeit damit beschäftigt ist, in Buenos Aires einen Streik nach dem anderen anzuzetteln, ist erst recht von europäischen Nachkriegs-Gedankengängen abhängig.

Wie die Dinge weitergehen werden, kann natürlich nicht vorausgesagt werden. Sicher ist, daß jeder einzelne Neu-Einwanderer die Spannung des Dampfkessels erhöht, nicht vermindert, und somit zu einer Gefahr für den Staatskörper wird, in den er sich einfügen sollte. Und damit kehren wir noch einmal von den Symptomen zu den Ursachen zurück: die Einwanderung, wirtschaftlich unbedingt notwendig, ist sozial und politisch Gift für die betroffenen Staaten.

Und damit ist in wenigen Sätzen der Ausgangspunkt dieser ganzen Gedankenreihen erreicht.

Der ganze Kontinent ist menschenarm: die 70 Millionen Menschen, die ihn heute bewohnen, sind zahlenmäßig zu schwach und rassenmäßig zu wenig einheitlich, um ihn wesentlich über den heutigen Stand hinaus wirtschaftlich zu entwickeln. So wirkt er als Menschen-Sauggebiet auf die übervölkerten Teile der Erde, aus denen er, für klimatisch begünstigte weite Strecken, die Menschen holen könnte, die zur weiteren Erschließung beitragen könnten. Diese Menschen aber, welche die Wirtschaft stärken würden, die „unbegrenzte Möglichkeiten“ einer Erfüllung näherbringen könnten — sie zerstören die Grundlage, auf der sie bauen müßten: die soziale und politische Struktur der Länder, zu deren Gedeihen sie beitragen sollen. Damit ist für den heutigen Betrachter der Zirkelschluß erreicht, über den er nicht mehr mit einiger Sicherheit hinauskommen kann. Aber die Geschichte steht nicht still, wie der ein Augenblicksbild der Entwicklung festhaltende Beobachter. Das Schwergewicht der neue Kräfte suchenden Wirtschaft wird immer neue Menschen in „die Länder der Zukunft“ locken; die Gegensätze werden nicht milder, eher schärfer werden. Aber kein in die Zukunft schauendes Forscher- oder Politikerauge mag ermessen, wie lange die allzuschmale Grundbesitzbasis der herrschenden Aristokratie in den südlichen Staaten das Unterspültwerden durch die Kräfte von unten, eine aufs Land übergreifende Großstadt - Revolution aushalten kann; ob und wann einmal in den nördlichen Staaten soziale Gegensätze in fanatischem Rassenkampf auflodern werden. Ob die Entwicklung stehen bleibt, was man kaum annehmen darf, ob doch noch Ausgleiche gefunden werden, was noch unwahrscheinlicher ist, oder ob der ganze Kontinent durch eine langwährende Periode schwerster Krise durchgehen muß, um zu neuen Formen zu gelangen, kann nur die Zeit lehren. Und diese größte Macht der Geschichte wird auch darüber entscheiden, ob aus dem Unorganischen Organisches wird, ob sich aus dem Rassenchaos Völkerpersönlichkeiten bauen lassen werden. Für die nahe Zukunft mag man mit Recht dunkel sehen. Für die ferne verschleiert sich der Blick des menschlichen Urteils.

Modewarengeschäft der Frau Laura Nägeli

Erzählung

von

Regina Ullman

Es war ein kleiner, dunkler Modistenladen. Zwischen zwei Fenstern war der Spiegel angebracht. Mit Verstand, daß man von ihm halb das hatte, was einem ein großer Spiegel gewährte. Man brauchte ihn eben nur schräg zu hängen und den nötigen Abstand davon nehmen oder aber ganz nahe unter ihm zu stehen.

Aber die Platanen gegenüber auf dem Platze gaben ein Schattengrün dazu, als seien die Hüte aus Moosstoff, die man in diesem Geschäftchen kaufen wollte. Dazu war eine große Auswahl da und ein Vorrat an Seidenbändern und Blumen und anderen Modeartikeln, daß in einem Notfall immer noch genug übrig blieb, was man bei einiger Bereitwilligkeit nicht wohl ausschlagen konnte.

Wie man in einem Gasthaus zumeist nur die Leute trifft, die zu dem Gasthaus passen, so ist es auch um die kleinen Geschäfte in kleinen Städten bestellt. Jeder Mensch scheint schon von Natur so bescheiden zu sein, nur da einzukaufen, wo er auch einkaufen darf, wo er das vorfindet, was sowohl auf seinen Hut sich schickt wie zu seiner Person. Und in den Hutladen der verwitweten Frau Laura Nägeli kamen in der Mehrzahl Haushälterinnen und langjährige, ehrsame Dienstmägde. Es suchten sie zuweilen aber auch Kinderfräulein auf und Beamtenfrauen. Nicht selten kauften auch Lehrersfrauen hier ein, oder was noch wahrer ist: ließen hier umgarnieren. Ein Hut war schon zum zehntenmal „gestempt" worden, „umfaçoniert", auf frauenwelsch gesagt. Man sollte nicht glauben wollen, daß ein Hut das aushält und daß ihm nicht die Kraft dabei ausgeht. Ja, daß man es ihm nicht einmal ankennt, wie viele Farben er schon annehmen mußte. Die Rechnung lautete: für Färben, Umfaçonieren und Aufgarnieren 70 Rappen. (Schier zu billig.) Und dabei schickte man doch oft auf geheimen Wegen, ehe man das niederschrieb, zur Konkurrenz. Denn man wollte sich nicht durch Überforderung beschämen lassen, noch fadenscheinig wirken, indem man um ein Nichts

arbeitete. Man glaubte noch an eine gewisse Wohlanständigkeit und vermeinte hierin das Rezept gefunden zu haben, sich seine Achtung zu erhalten. Überhaupt war diese Art der Vorsicht ein Bestandteil der kleinen Firma.

Frau Laura Nägeli trug eine Perücke, was ihr etwas Geheimnisvolles und Heimtückisches gab. (Sie hatte einmal alle ihre echten Haare im Typhus verloren, und es liefen von ihrem Jahrgang noch drei Exemplare herum, welche ebenfalls Perücken trugen.) Aber auch die Haut war von dieser Krankheit wie verwischt worden. Und nur die Zähne, welche künstlich waren, und die Augen, die ohne Absicht wie schwarzer Chett glänzten, oder wie ein ins Dunkel gehängter Spiegel, hoben sich hervor und ließen den Käufer nicht einschlafen, während er wählte und nicht so recht wählen wollte.

Frau Laura Nägeli war Witwe seit zwölf Jahren und hätte noch gut heiraten können. Ab und zu sagte ihr das ein Geschäftsfreund. Aber von der ersten Stunde ihres Witwenstandes an hatte sie begriffen, worauf es ankam, um allein bleiben zu können und dennoch sein Brot in Ehren zu essen.

(Die Ehre war ihr vielleicht nicht das Zarte nach unserem Sinne, es war ihr ein Laib Hausbrot, wohlbezahlt), aber sie mußte sich, dem Erfolg nach, den sie dabei erntete, doch nicht ganz darüber in einem Irrtum befinden. Das Geschäftlein trug Einiges ab. Es ernährte sie genau, wie sie es brauchte.

Ihr einziges Kind war um die Zeit des Witwenstandes drei Jahre alt geworden. Es hieß Lisabethli und war so still und bescheiden, als sei es nicht bei seiner Mutter, sondern in einem Waisenhaus erzogen worden. Dabei war es aber ganz glücklich und seine Natur hätte sich's immer so zubereitet, wo sie auch hingestellt worden wäre. Die Mutter pflegte zu den Leuten zu sagen, wenn sie von ihrem Kinde sprach: „Es macht mir keine Mühe." Schon damals rollte es mit seinen Fingerlein Bänder auf und tat sie in eine Schachtel, wo sie gesehen hatte, daß die Mutter sie hintat. Und die Roten zusammen und die Blauen für sich, die Großen besonders und die Kleinen. Später wurde das ein Rätselspiel, solange Lisabethli nicht lesen konnte. „Gäll, Müatti, da sind die blauen Bänder drinnen?" frug sie. Oder aber, um einem Bandrestchen den Respekt zu bezeigen, der ihm gebührte und doch so schmerzlich ihn's dünkte, weil es das Band gern gehabt hätte: „Müatti, gäll dieses gehört ‚zum Geschäft'?" (Manchmal durfte man noch nicht essen, „weil das Geschäft es verlangte". Und dann blieben sie.)

Es gibt Persönlichkeiten, die ihren Untergebenen so etwas befehlen dürfen. Das sind die Könige und Kaiser. Aber in ihrem Lande gab es die nicht. Doch ihr eigenes Daheim hatte etwas Unnahbares durch die Achtung, welche die beiden Wesen ihrem Broterwerb, dem kleinen Modistenladen, erwiesen.

Lisabethli konnte mit fünf Jahren schon kleine Schlüpfli (Mäschchen) binden, welche große Leute nur mittels einer Häkelnadel fertig bringen. Es hatte die ganze Weichheit und Niedlichkeit, die diese Arbeit erforderte, in

seinen Fingern; sie schien wie dazu geschaffen, einzig solche „Schlüpfli“ zu machen. (Rüschen säumen sah man es mit sieben Jahren; nicht etwa zum Spiel. . . . Es war eine ganze Trauerfamilie, für die man damals schnell Hüte herstellen mußte. Und dabei half Lisabethli zum erstenmal in seinem Leben.)

Der Mutter wollte das nicht gefallen. Sie war bei gewissen Anlässen etwas abergläubisch. Und die erste Lehrlingsarbeit ist ein solcher Anlaß. Aber das Geschäft forderte es eben. Darum war nichts daran zu ändern. Und man konnte sich nicht von Todesanmutungen bestimmen lassen, wenn man für die Trauerkleidung seiner Kunden sorgen mußte. Die Zeit dafür war so kurz bemessen, daß sie kaum für das Nachtgebet reichte. Und den Worten, welche man hierfür hätte sprechen sollen, fielen sozusagen die Augen zu.

Der Frühling und Sommer zog in jedem Jahre durch die Zweige der Platanen draußen auf dem Platze. Herbst- und Winterstürme brausten durch das riesige Geäst. Das Leben im Geschäft Laura Nägelis wußte nichts vom Wechsel und Wandel, der Geschäftston erfüllte die stillen Räume des kleinen Hauses. Auch dann, wenn man öfter wiederkam als alle übrigen Leute und noch durch eine Gefälligkeit etwas wie befremdet wurde: auch dann verblieb alles in dieser Vorbühne des Geschäftstones.

Die Frau Laura Nägeli war nämlich immer gleich, zu ihren Kunden, wie ohne diese. Und dennoch berücksichtigte sie unter diesen manche, aber mit einer Geschäftsglätte, daß ein eigens guter Blick für diese Wahrnehmung gehörte. Und das Lisabethli trat dabei an eine eigne Stelle. (Für Fremde sah es aus, als habe sie es eher „daneben“ gestellt, oder tiefer als andere.) Aber Frau Laura Nägeli isolierte ihr Kind nur. Sie gab ihm seinen kleinen Rang, welchen es einmal als Besitzerin des Modistengeschäftes tragen sollte. (Außerdem besaß Lisabethli von sich aus die Würde eines durchaus reinen Kindes, eine Art Gottesgnade, welche hie und da sichtbar wurde, so wie das Weiß der Schwimmvögel nur plötzlich eigens ins Auge fällt. Und Lisabethli war so anspruchslos, daß ein Herz von Stein dazu gehörte, seine Kinderwünsche unerfüllt zu lassen.)

Aber auch dafür besaß Frau Laura Nägeli eine Art und Weise, aus der sie nicht hinaustrat.

Für Ostern galten die kleinen Aussprüche über Krokuszwiebeln. (Sie hatten Hütchen auf.) Ferner gab es dafür in einem Glasschrein ein auf Atlas gebettetes Lämmchen. Dieses Tierlein bewahrte alle Jahre auf Ostern seinen Schmerz auf für das Kind, als etwas Schönes (gleichsam als seine einzige Süßigkeit, die es besaß . . .).

Lisabethchen konnte stundenlang davor sein. Aber Frau Laura erwartete allemal mit einiger Ungeduld das Ende der drei Ostertage ab, in denen sie einzig dieses „heimwehkranke Lamm“ zur Schau stellte, nämlich einem Gebrauch ihres Ehemannes zufolge, der katholisch gewesen sein mochte.

überhaupt liebte sie nur einen nüchtern eingehaltenen Sonntag. Der hatte auch seine Berechtigung. Er galt dem Sand auf der Diele und der Reinlichkeit in allen Schubladen und erzeugte einen Gegensatz, der sehr wohl daneben bestand und das Heimwesen aus Ererbtem gleichsam belehrte und immerfort ermahnte. . .

Selber den Christbaum versagte sich die Frau. Und die Puppe ihres Maideli hatte nie mehr als zwei Kleider und stammte von der Großmutter her. Gleich alt war der Puppenwagen und ein Kaufgewölbe. Nur etwa selbstgestrickte Fäustlinge schenkte die Mutter dazu und ein Paar gefütterte Lederschuhe. Denn Lisabethli fror leicht . . . Unvergeßlich blieb diesem der Anstrich seines Schlittchens . . . „Gesellschaft“ ließ die Mutter nur gerne ins Haus, wenn es sein mußte! Und dabei tat sie dem Kinde nicht eigentlich weh. Denn war es auch von Schulanfang an so zur Gefälligkeit geneigt, daß es einem Wunsch sich unterzog, ohne daß er ausgesprochen worden war, so ging es doch immer allein nach Hause und war mit Bestimmtheit so weit vorausgelaufen, als habe es ein schönes Ding erinnert, ein Bildchen oder was es sonst besaß und es müsse darum eilig auf seinen Füßen sein. Das war das Lisabethli und jene, seine Mutter, die Frau Laura Nägeli.

Als Lisabethli 15 Jahre geworden, meinte man, es ins Welschland schicken zu müssen. Wer zuerst diese Notwendigkeit an den Tag gebracht, ist mir nie zur Kenntnis gelangt. Sie war ja mehr als nur Mode, war eine Landessitte. Aber mit diesem bescheidenen Modeladen hatte sie dennoch absolut nichts zu tun. Nie war eine welsch redende Person da dauernde Kundin geworden. Und die Leute, welche in ihn eintraten, bemühten sich, so vaterländisch wie nur möglich zu sein. Nicht einmal „hochdeutsch“ zu sprechen hatten ihre Käuferinnen in der Gewohnheit, sondern die Mundart, welche wie Nahrung wirkt und in Fleisch und Blut übergeht. Lisabethli selber vor allem hatte keinen Dunst vom Französischen. Es war in der Volksschule gewesen. Und es hatte dort gelernt, was man es recht und schlecht gelehrt hatte, nicht ein bißchen mehr. „Aber eben gerade darum“, kalkulierte seine Mutter. „Lisabethli war genau das, was andere Mädchen sein wollten, die auch welsch gelernt hatten, ohne es je gebraucht zu haben. Wenn es sich auch noch so anspruchslos tat.“ „Ja“, redete der Elternstolz aus Frau Nägeli weiter: „und ist es nie und nimmer auf sich bedacht auf diese Weise“, (nach außen hin meinte sie wohl,) „so muß ich es eben für es sein.“ So war es einmal.

Nun kam aber etwas hinzu, was Frau Nägeli die eigene Zähigkeit ihres Willens schwer machte und ihr auch zum erstenmal es erschwerte, den Willen ihres Lisabethli zu sich hinzuleiten. Die beiden Menschen liebten nämlich unausgesprochen ihre Heimat. Aber Lisabethli noch einziger als ihre Mutter. Es hatte eben noch durchaus kein Herz für etwas anderes gehabt und würde das wohl auch nie bekommen. Für Einzelheiten in dem Sinne besaß es nicht das Zeug. Zwar anerkannte es alles, was über seinen Horizont ging und trug einen weiten von ferne sehenden Respekt dafür. Aber alles in allem

liebte es nur seine kleine Heimatstadt und wußte doch nicht genau zu deuten: warum. (Lisabethli besaß Einfalt, aber keine Kraft.)

Immer wich es aus, wenn von der Welschreise die Rede war. Und das mit etwa dem Einfältigsten, was es gab. So sagte es einmal: „warum denn?“ Und wieder: „das versteh ich nicht.“ Oder aber: „es bangt mir schon, wenn du redest . . .“ In seiner sichtlichsten Hilflosigkeit aber nur das: „ich kann nicht . . .“ Als das aber eher die Mutter dazu zu bestimmen schien, ihren Willen durchzusetzen, verlegte es sich etwas mehr auf Ausflüchte. Dieses Manövrieren haben schon Kindlein von zwei und drei Jahren im Brauch. Aber die Mutter des Lisabethli ging nicht in dem Sinne darauf ein, sondern in jenem, welcher ihr eigen war. Und ein Zwiegespräch dieser Gattung, dem ich beiwohnte, war dieses: „Müatti, jetzt ist ein Kurs im Blumenmachen, der gefiele mir grusam wohl. Da könnten wir viel Geld sparen . . .“ Aber die Mutter sah sich das Zeug an und meinte: „es sei gut unter den Glassturz, aber nicht auf Hüte . . . Das könne man auf viel praktischere Art eben im Welschland erlernen . . .“

So hatte sich das arme Lisabethli mit seiner eigenen Redeausflucht gefangen und selber in das Garn gelockt. Es wurde daraufhin nach einem Modistengeschäft gesucht, in welchem eine Haustochter sich für den eigenen Betrieb vervollkommnen und daneben Welsch erlernen könnte.

Mein Gott, wie schnell ist so etwas gefunden, wenn man nur nicht will. . . . Nach drei Tagen hatte man schon etwas. Ein Seidenherr hatte die Adresse für dieses hilflose Kind verliehen. (Wie eine bescheidene Auszeichnung, etwa den 3. Preis für ein hübsches Kälbchen . . .) Wer hätte da sie ausgeschlagen. . . . Mutter Laura gewiß nicht. Zwar ging sie mit dem Brief zu dem Lisabethli. Und dieses sagte wie ehemals, indem es sogar sein Schmerz-Gesichtlein vor der ihm spiegelnden Fensterscheibe verbarg: „wenn ich eben muß. . . .“

Da kam die Mutter aber ins Temperament. Und wenn auch nur, wie wenn man ein Band anbietet, um einen langwierigen kleinen Handel dabei endlich zum Schluß zu bringen. Und als dabei die Tochter gar nicht aufzumerken schien, sondern noch eher zerstreuter wurde, (wie es auch manche Käufer werden in ihrem eigenen Falle,) verlief das Ganze schließlich mit der Milde, welche man nicht wohl mit Anstand ablehnen kann: „Es kann mir doch wahrlich Angst werden um dich, mein Lisabethli, wenn du das nicht einzusehen imstand bist . . .“ (Man mußte dabei doch immer noch an einen bescheidenen „Handel“ denken, etwa um ein Moireeband . . .)

Ja, den Wert eines Moireebandes hätte Lisabethli wohl verstanden, aber den Wert, den für es das Welschland haben sollte . . . Da wurde die Mutter jedoch abermals um etwas lauter. Und entgegnete ihm als dem allerdümmsten Tröpfli, das es auf der Welt gab: „das Welschland gehört doch auch zur Heimat . . .“

So wären sie bald schweigend zur Ruh gegangen. Und das wäre das Grab selber gewesen. So etwas kannte das Kind nicht. Und als der Rolladen ins Schloß fiel, erhielt die Mutter etwas wie seine Zustimmung. —

Aber nun wurde auch dieser ganz lind ums Gemüt. Sie dankte dem Kinde nahezu. Sie wußte nicht für was. Mit etwas Zittern in der Stimme. Und das Ganze mutete mich zum Schluß lächerlich an. Denn die Frau genierte sich jetzt nicht mehr vor ihren eiteln Regungen. „Denk, wenn ich gestorben bin," sagte sie zu Lisabethli, „dann kannst du auch Welsch . . ." Das war wie ein schöner Gedenkstein, der das Kind dann nichts mehr kosten sollte.

O doch, Lisabethli sollte ihn bezahlen. (Das fühlte es damals schon mit der unbeachteten Weisheit der Kinder.) Es wehrte sich nur ein wenig. Aber „ein wenig" heißt „viel" bei den Schwachen und Kleinen. Sie sagen: „wenn ich halt muß . . ." Sie erkennen damit den Stärkeren an, jenen, welcher die Macht besitzt. Sie legen sich auf die Seite, wie die Lämmer vor der Schur. Ihr Gehorsam besitzet kaum eine Stimme. Wenn aber einer durchaus meint, „die Wolle müsse herunter . . . In den warmen Jahreszeiten plage sie es nur . . ." Wenn ferner jener, welcher dieses ausspricht, erfahrener ist, klüger im allgemeinen, dann muß der Schwache sich ihm in die Hände geben. Es gibt nichts anderes mehr für ihn. Er fühlt, sein Wunsch ist ein Nichts, ist machtlos, besitzet nicht die Beweiskraft, wie ein wirksamer Wille sie hat.

Ohne „das Welsch" hätte nun einmal das Lisabethli der Mutter das nicht gegolten, was sie wünschte, daß Lisabethli ihr gelten solle. Schließlich würde das Kind in seiner Weltfremdheit und Wunderlichkeit das Kränkeln angekommen haben und die Mutter Laura würde so auf jeden Fall recht behalten haben. Denn in der Schöpfung scheint es so eingerichtet zu sein, daß der Starke im Recht bleibt. Ja, noch mehr: er kann sich kaum irren: die Schwachen und Kleinen sorgen schon dafür. . . .

Und auch dann, wenn sie nicht im Recht bleiben und selber „bedauern" und „klein beigeben . . .", ist schon der Heiligenschein ihres starken Willens in Kraft getreten. Er strahlt geradezu, ohne sie selber mehr darum zu fragen. Von fremden Händen aber, etwa in Unmut und in Aufwallung, läßt er sich nicht mehr herunternehmen, lostrennen. Er ist bereits verwachsen mit der Person.

So war es nun gewiß, daß Lisabethli reisen würde.

Die Mutter hatte aber noch einen Grund außer dem „Welschlernen", „der Geschäftserfahrung" und „der Fremde": sie wollte eine Bekanntschaft anbahnen, wie man „auf politisch" sagt. Es war da ein Hutmachergeselle, ebenfalls der Sohn eines Witwers . . . Wie Frau Laura Nägeli dabei die Rollen verteilte, soweit noch welche übrig blieben, will ich aber nicht grobschlächtig vorandeuten . . . Doch scheute sich die gute Frau nicht, mir auch diesen Brief zu zeigen . . . War sie etwa der Meinung, wir seien alle blind? Nämlich es handelte sich dabei um einen Tausch . . . „Lisabethli", hieß es recht vertraut in dem Brief, „soll bei uns sein, und unser Konrad, (da Euch

dann ja eine Hilfe mangelt,) unsere Hutmacherei bei Euch einführen und sonst noch dem Geschäft nachgehen. Mit einem Jüngling ist man ja immer besser gestellt. Aber in unserer Branche hat auch ein Mädchen seine Vorzüge... Es soll ihm an nichts mangeln. Wir werden sie als unsere Tochter halten." Das „uns" galt einer ehrenhaften Köchin von nahezu 70 Jahren. Einer Person, die um vier Uhr in der Früh schon auf saß in ihrem grobleinenen Hemd und an den Fingern sich das Geld abzählte, welches ihr dieser kommende Tag kosten würde. Dazu brauchte sie aber durchaus kein Licht. Nicht einmal das elendeste Stümpfchen. Und noch sehr lange brauchte sie keines. Sie kannte sich genugsam aus in Küche, Kammern und Stuben. Und bis sie eines brauchte, war es Tag. Dieser Magd galt das „uns". Eine krittelige Person war sie, wenn man Geld oder Dinge nicht vor ihr estimierte. Aber ich bezweifle nicht, daß sie das Herz eines Lisabethli unter den gegebenen Umständen noch zu trösten vermocht hätte. Wenn es etwa aber dennoch nicht langen wollte für so ein Maideli, so besaß sie noch auf deutschem Schweizerboden eine Zwillingsschwester, die ihr nach außen hin auf und nieder gleich sah (wie etwa ein fester Zwirn auf zwei Spulen gleichmäßig verteilt).

Zwar brauchte selbige nur alle Jubeljahre einmal in Frau Nägelis Modewarengeschäft, denn ihre daselbst gekauften Hüte verloren ihr Sonntagsgepräge nicht. Dennoch gehörte sie zu dem ältesten Bestand der Kundschaft. Und Lisabethli kannte ihre Schuh und ihren Rocksaum und wie die Brosche so ernsthaft unter dem Kinn saß. Sie kannte das faltige Gesicht, braun und unbewegt. Und wenn Kathrin die Zweite sprach, war das fast, als ob sie mit sich selbst redete, nicht mit anderen Menschen, denen sie etwas Neues zu erzählen hätte. Nein, wenn sie sprach, war es, als ob sie altbekannte Dinge sagt, Dinge, die selbstverständlich sind, weil jeder sie doch schon lange weiß, so wie ihre Zwillingsschwester aus dem Welschland auch gesprochen haben würde, wenn sie an ihrer Stelle gestanden hätte, so wie Kathrin es sah.

Solches alles aber wächst am Schicksalsbaum. Und ein Windschauer löst es, und ein schweigender Tag läßt es an seinen Ästen hängen. Man sieht zu Zeiten aber auch, daß es noch unentschieden sein kann. . . . Wie hätte Lisabethli, sofern es überhaupt dahin gelangt wäre, von Süße belastet, sich in der Fremde an diese Kost gemacht! Wie hätte ihm das wundersam gedünkt! Aber weder es noch seine Mutter ahnte von der Kundin bis zu dieser Stunde die Art von Schwesternschaft im Welschland. Und beide ahnten auch nicht, wie sie es dem Hutmacher in Genf zuließ, die längste Zeit schon ganz ungeniert und vergnügt „in ihre Fenster zu schauen". (Er hatte nicht gern Mittelspersonen, auch wenn es die bewährtesten sein mochten. . . .) Und Kathrin die Erste und Kathrin die Zweite standen ihm darin in nichts nach. Aber aus ihrem eigenen Grund: aus dem verhärtetsten Standesbewußtsein. „Sie hatten einmal keinen Auftrag", wie sie sich bei diesem Anlaß brieflich zueinander ausdrückten. Und ohne einen solchen schickte es sich nicht für sie. Sie wären sich wie die übelsten „Zwischenträgerinnen" vorgekommen.

Aber auch von früher her hätte die alte Köchin der Frau Laura ums Leben nicht ein überflüssiges Wort veräußert. (Es hätte ihr danach zu sehr gemangelt.)

Sie schaute nur stumm sich den Laden an, „mit anderen Augen" sozusagen. Und das lange und eingehend, bis sie wieder dachte, warum sie hergekommen war. (Wegen des Hutes eben!)

Da trat das Mitleid herzu, es hatte immer schon gewartet und legte seine Hand, ein wenig zitternd, an den Gottesbaum; daß es in dem Geäste flüsterte, aber auf seine Weise und so, daß weder Lisabethli noch seine Mutter die Sprache verstanden.

Nämlich die alte Kathrin „bekam einen Begriff von der Sache" und wie es um das Maidschi und um Frau Laura Nägeli stand. Und dieser Begriff war für sie entscheidend. Sie meinte nämlich, es stehe so damit, „daß die ganze Reise keinen Wert habe". Und wenn sie es auch direkt der Frau Nägeli nicht äußern dürfe, sondern „nur von fern her", so sei ihr doch nicht erlaubt, dem Herrn ihrer Zwillingsschwester so etwas zu verschweigen.

Und dieses ging ganz einfach und folgendermaßen vor sich: nämlich während die alte Köchin mit ihrem Sonntagshut in den Spiegel sah, saß das Lisabethli und häkelte. Und man mußte Ohren haben, wie Tiere sie haben mögen, um überhaupt zu ahnen, daß es gegenwärtig sei. (Es kannte aber, wie wiederholt gesagt, durchaus nicht den Zusammenhang, der zwischen dieser braven Kathrin und dem Welschland vorhanden war. Und Frau Laura Nägeli ahnte das auch nicht. Es ist dann schon manchmal so, daß einem etwas entgeht. . . .) Aber daß jeder, der in den Laden trat, mit dem Maidschi von dem Abschied reden wollte, damit mußte es rechnen. Und solches tat ihm furchtbar weh. Darum war es so still; fast nicht mehr gegenwärtig. Und das machte, daß es einen in dem Spiegel so erschrecken machte. Kathrin konnte, als sie Lisabethli solchermaßen beaugenscheint hatte, lange kein Wort finden. Sie kehrte sich noch einmal um. Sie meinte, es müsse in Wirklichkeit anders um sie beschaffen sein. Aber Kathrin sah nur wieder dasselbe Lisabethli.

Ich habe nun keine Ahnung davon, ob die erstere jemals (und das um Ostern herum) in das Innere der Räume von Frau Nägeli gelangt war, ob ihr ansonst aber ein Wort von ihr im Ohr geblieben, und wenn das auch nicht sein konnte: wie ihr der Ausspruch ebenfalls auf ihre Weise geläufig war.

In der Tat nahm sie sich nämlich vor, noch vor dem Spiegel wörtlich vor, „mit Feder und Tinte", (wenn sie sie nur schon habe,) „dies heimwehkranke Lämmchen dem Herrn ihrer Zwillingsschwester wortgetreu zu schildern."

Das war ein außergewöhnlicher Entschluß und mußte von einem außergewöhnlichen Eindruck herstammen. Und doch wie wunderlich: sie sahen beide in den Spiegel: die alte Köchin und Frau Laura Nägeli. (Frau Nägeli garnierte gerne vor dem Spiegel.) Da ergibt sich nämlich „das Bild der

Straße", wie sie in der Berufssprache sich auszudrücken beliebte. Da sah sie die Person nur flüchtig an, vielmehr im Gegensatz dazu den Spiegel. Und sie hielt eine „Kluse" zwischen den weißen Zähnen fest und meinte, dabei ihr Werk fixierend, mit der Schere ein Band beschneidend: „nun mache es sich schon."

Ein frühlingenes Blättchen lag auf dem Fenstergesimse. Mit aller Zartheit. Der Raum hatte seine gute Stunde erreicht. Bis zu den Knien war man im Licht. Aber an der Decke war schon wieder der Mooston, der auch zu diesem Raum gehörte. Und darum mußte man immer alles an Tatsächlichem einsetzen, wenn man hier wollte, daß ein Wort seine Geltung behalte. Und darum hatten Frau Laura Nägeli und ihr Töchterlein sich auch noch eine besonders nüchterne Art zu sprechen angeeignet. Und darum wies auch jetzt Kathrin mit ihrem Halbhandschuh recht augenscheinlich auf das Lisabethli und sagte dazu: „Es wird wohl nichts sein können mit der Welschreise. Es hielte es das nicht aus, das arme Lisabethli. Solch ein Maidli, wie es ist, gehört nun einmal nicht in die Fremde." Darauf begab sich aber immer noch nichts.

Und obgleich das Dinglein unendlich dankbar war für das erkenntnisreiche Gesätzlein, schluckte es doch nur daran und drehte es rund im Kröpfchen herum, wie die Tauben es mit ihren Körnern machen. Keinen Laut brachte es dabei heraus.

Und Frau Laura, welche, wie schon gesagt, nichts von dem Einfluß wußte, den Kathrin etwa in diesem Lebensplan haben mochte, gab nur mechanisch Lisabethlis eigne Worte zurück: „Wenn es halt sein muß . . ." O, wenn sie geahnt haben würde. Das wäre ein Geschäft für sie gewesen, da zu reden. Aber sie meinte, daß es sei wie schon viele Male in diesem Maimonat. Es müsse auch vorübergehen. Nicht, daß sie das Lisabethli etwa fort haben wollte. Sie wollte es mit jedem Tag, der es der Reise nahebrachte, um etwas weniger fort haben. Von ihrem Eigenwillen schien bald nichts mehr zu bleiben. Aber zu stolz vor sich selber, ein etwas Verfügtes zu ändern, arbeitete sie nun nur noch einsilbig an den Gegenständen, welche dazu gebraucht wurden, um reisen zu können. Denn das Maidschi brachte absolut nichts fertig. Sie ließ es gar nicht mehr daran an die Dinge. Es schadete ihnen eher oder faßte sie dumm an.

Einmal behauptete es sogar, daß es nicht in den neuen Schuh hineinkomme. Und er hatte doch seine Größe. Somit nahm denn seine Mutter etwas derb den Kinderfuß und drückte ihn sozusagen in das niegel-neue Schuhfutteral und stampfte hierauf das Ganze dreimal auf den Fußboden. O ja, mit Lisabethlis Schuhen ließ sich sogar „auftreten" und „stampfen". Aber Lisabethli allein, ohne die Mutter, vermochte es nicht. Es hatte nur die Schwäche, welche auch andere schwach macht, als Ersatz für diese Kraft bekommen. Mit dieser führte es seinen kleinen Kampf auf. Das heißt: die Natur in ihm machte es so. Es selber lebte seine Tage ohne Berechnung und

ohne Hoffnung auf eine Änderung. Kein Tag verlief anders, als man es gewohnt war. Wenigstens nur um ein Unbedeutendes. Das Kind ging gar nicht mehr aus. Es war, als müsse es bei allem dabei bleiben. Die Dinge „hüten“, die um es waren und als sei das am besten, was am nächsten sei. Ja, es machte nicht nur seine Mutter müde, sondern sich selber vor allem. Wenn es reglos dasaß, war es, als sei es eingeschlafen. Heimweh macht müde. Aber dabei zehrte es von seinen Gegenständen mit dem Herzen auf eine langsame Weise, als nehme das Leben kein Ende und man habe immer diese Zeit, die nicht mehr besteht. . . . „Lisabethli“, rief dann die Mutter. (Sie erschrak.) Aber auch Lisabethli zuckte in sich zusammen, denn es meinte, man habe es nun „gesehen“. Das Dumme, das es war. Man sah es doch an einem Schächtlein Spitzen schon, das es liegen gelassen, und an einem Stuhl sogar, den es fortgerückt. Es war nicht mehr zu verschweigen. Und sogar zu der Nüchternheit seiner Mutter gelangten die Dinge in dieser Art. Sie wurden zu einer Art Anklage, welche man ihnen nie beigelegt und die man ihnen von selber nie gewährt haben würde.

Jedoch davon ein andermal. —

Das Maidschi hielt sich zu Hause. Denn schätzte es auch die Stadt ein mit einer Art Andacht, seine Kommode, deren Politur mit dem Brunnen gleichbedeutend schien, indem immer ein Licht in ihr wässerte, nämlich der Himmel mit den Platanen, zudem ein Bild mit Rosen, Nelken, Lilien und einer Weintraube ferner, die allzu schmale, weißbezogene Bettstatt, (ein wenig nach außen geschweift); der Tisch mit dem Körbchen darauf, die drei ledergepolsterten Stühle, das Kanapee und die Nähmaschinen. . . . O, es gab noch vieles dazu; die Küche, der Hausflur, der Mutter Schlafzimmer, welches auch als Warenlager diente, als träume es sich da besser mit Vorräten. . . . Ihr Schreibpult . . . es konnte nicht mehr diese Dinge verlassen. Liebe ist etwas Wunderbares; das Verlassenste zuweilen, was es gibt. Sie wird von der Luft gespeist, von der Zeit erfüllt, und was ewig zu bleiben scheint, hält sich für seinen Inhalt. (Dieses war um diese Stube geworden, den Modistenladen und die Leute, die in ihn eintraten.) Nur das Kind schien irgendwie entkörpert und zu verschwinden . . . (wohl gar, um ihnen diese Bedeutung zu belassen und sie „an ihnen wachsen zu machen“. Ich weiß es nicht . . . Es kann auch „gar nichts“ gewesen sein . . .) Der Genesende scheint mit dem Liebenden noch am meisten Gemeinsames zu haben, aber zuweilen gleichet ihm auch ein Sterbender.

Liebe wohnt bei den braven Bürgern auf der linken Seite: dem Herzen. Aber sie kann eine Zersetzung werden: und plötzlich ist überall das Herz, sogar in einem Löcklein. Wenn man einen Karton schließt und an seinen Platz zurücktut, dann ist die Liebe in dem Karton. Kurzum, es ist eine weinerliche-lächerige Angelegenheit. Bewahre euch Gott davor. Und was machen die Dinge? Was machen dann die Dinge mit dieser Liebe? Ich habe es schon vorhin angedeutet. Sie scheinen mir von da ab ein wenig gefährlich. Denn

in der Wirkung sind sie nur sanft, solange der Scheidende zugegen ist. Geht dieser von der Welt oder nur von dem Orte fort, dann scheinen sie nur noch dafür da zu sein, den Zurückbleibenden zu erinnern und zu quälen. Sie brauchen ja, um ihren Zweck zu erfüllen, nicht einmal von ihrem Platze, aus ihrem Fache genommen zu werden: ein Blick auf die Platanen und den Brunnen, ein Berühren mittels dieses Blickes über die Politur der Kommode genügt schon. —

Und während das Herz, welches dann nicht mehr gegenwärtig sein kann, dennoch in seiner Zartheit diese Grausamkeiten abzuwehren scheint und man deutlich zu hören glaubt: „nicht, nicht doch . . .“, ist das Heimweh, ist diese Sehnsucht schon eine Macht geworden, hat sich verwandelt und nennt sich bereits Reue. . . .

So pflegen gemeiniglich solche Geschehnisse zu endigen. . . .

Jedoch erspart mir eine Verallgemeinerung nicht den wirklichen Verlauf. . . .

Es waren noch vier Tage bis zur Abfahrt. Ein Lehrer hatte Lisabethli eine malerische Ansicht von der Stadt verehrt, auf welcher man noch nach der Richtung zeigen konnte, in der das Haus nicht mehr hatte Platz finden können. Der Lehrer kannte das Kind wohl von der Schulbank her und würde es nie haben verreisen lassen. „Sag' der Mutter“, meinte er. Aber dann verstummte er plötzlich. Zwei Tage erwog er aber noch, ob er Frau Laura Nägeli nicht selber seine Meinung über die Reise ihres Kindes sagen müsse. (Daß das Lisabethli seinen Auftrag nicht anzubringen wußte, schien ihm ziemlich sicher zu sein.) Aber dann stellte er sich die ganze Haltung dieser Frau vor: durchaus achtungsvoll und doch uneinnehmbar, sobald es sich um „seine fremde Einmischung“ in ihre Angelegenheiten und Verfügungen handelte.

„Das Leben ist,“ meinte er aufseufzend, „nicht für Geschöpfe von solcher Empfindsamkeit und Zärte geschaffen. Man muß die Dinge gehen lassen, wie sie gehen.“ Zu Hause aber hielt der gute Mann über Tisch seiner Familie eine Rede. Es kam dabei aber nur das heraus, daß er Frau Laura Nägeli durchaus nicht für unverständig hielt. Er meinte, daß sie viel aus diesem Lisabethli gemacht habe. Aber eine Welschreise sei eben doch zu stark für es. Dafür reiche es nicht aus. Und was für hundert andere Kinder zum Segen wurde: solch eine Welschreise bedeute für dieses vielleicht das Ende. Er vergesse nie, wie es das Blatt genommen habe. . . . Und er machte ihm nach, wie nur ein fleißiger Beobachter dessen fähig ist. Die Lehrersfrau mischte sich ein, die Kinder. Eines nach dem andern sagte beim Fortgehen: „es Lisabethli . . .“ Wie etwa, wenn ein kleiner, hübscher Gegenstand, welchen man in der Hand wiegt, als noch leichter sich herausstellt, als man zuvor geglaubt hat. . . .

Eben darum ist verwunderlich, daß man es dennoch nicht für gering hielt und daß, wiederum, wenn man das nicht tat, seine Mutter darüber doch

ebensowenig tadelte. Es muß an diesen beiden Geschöpfen selber gelegen haben. Die Menschen neigen sonst sehr zu einem Urteil. Und es war auch nicht anders: über dieses unbehilfliche Kind mußte man verfügen. Das gibt es. Aber nicht von ihm fort, sondern zu ihm hin. Und auch dieses war wahr: Frau Nägeli, die ihm Ordnung und innerhalb derer sein eigener Halt bedeutete, fing an, indem sie sich plötzlich allzusehr um es kümmerte, sich geradezu gar nicht mehr um es zu kümmern. Man konnte sich aufregen, wenn man das bedachte. Und man hatte oft genug Gelegenheit dazu. Einmal weinte das Maidschi. Das schien ihm ganz neu zu sein, eine Art von Geheimnis. Es ging daraufhin ins Haus zurück. Aber nach drei Minütlein war es schon wieder da, wie erquickt. Der Schmerz schien ihm eine Art Tau zu sein. Ich habe Blümlein manchmal so am Morgen gesehen. Aber auch seine Mutter hatte es nicht wie immer. Sie hatte es mit einer Art Schnupfen zu tun, welcher zu den Augen herauskam. „Wie unbiegsam die menschliche Natur sein kann“, hätte man jammern mögen. „So lassen Sie eben das Töchterlein an seinem Platze, in seiner eigensten Heimat, da, wo es hingehört. Nirgends anders kann es wachsen und sich kräftigen. Heimat ist Habermus, ist Schrotbrot, Heimat ist Alpenmilch. Und diese Milch kann nicht in jedem Häfeli gewärmt werden und die Schüssel voll Mus nicht auf einen beliebigen Tisch in der Welt gestellt werden. Heimat ist ein einziger Ort. Und wächst ein solches Kind von Lisabethlis Schlag an ihrem Herzen auf, dann ist sie nicht anders als eine Mutter mit ihm. Sie bläst den warmen Bissen, wenn er ihm wirklich zu heiß ist. Und ist er es aber nicht, dann sagt sie kraft ihrer Mutterschaft: „iß nur.“ Und das Kind ißt, wird größer, ein halbwüchsig Mädchen, eine Jungfrau, und endlich selber aber eine Mutter, die, hält sie einmal späterhin selber ein Kind auf dem Schoße, an ihm tut, wie auch an ihr getan wurde. Hat sie doch noch gesunde Kinder außer diesem einen; starke, denen man nicht gar so behutsam blasen muß.

Aber nun geriet auch anderseits Frau Nägeli, für so wert man sie auch halten möchte, immer noch nicht zu einer Landesmutter. Ja, es wurde ihr plötzlich hasenangst. Sie schüttelte wirklich ihr Junges etwas ab. Denn sie meinte in ihm das Wichtigste übersehen zu haben. Sie erkannte in drei, vier Tagen, was sie immer schon hätte wahrnehmen können: das Lisabethli war eben ein Nesthöckerli geworden. „Dem müsse man, solange noch Zeit dazu sei, abhelfen. Auch solle diese kleine Firma fortbestehen. Für was habe man denn immerzu dafür gearbeitet. Ihr Kind solle vor allem einmal nicht etwa einen Zuckerbäcker bekommen oder einen Gemischtwarenhändler. Es sei in eine Modenwarenhandlung hineingewachsen.“ (Ganz recht!) „Nun, sei sie ja kein Sklavenhändler,“ (man merkte, sie ahnte einiges von ihrer eigenen tyrannischen Naturveranlagung) „ihr Kind komme keineswegs vor seinem einundzwanzigsten Jahre zum Heiraten. Aber in dieser Zeit konnten sich zwei junge Personen aneinanderschließen. Und dann komme so leicht nicht mehr ein Dritter, Ungebetener dazwischen.“ (Damit hatte sie auch recht.) Zudem

schauten oft junge Leute durch das Schaufenster zu dem Maidschi hin. Es kam ihnen wohl mancherlei durch den Sinn, wenn sie es sahen; ohne daß sie vielleicht es sich selber geradezu gewünscht hätten. . . . Und trat einer ein, so blieb er stehen. Und wußte nicht mehr, was er gewollt hatte; es war gerade so, als sei er nur eigens hereingekommen, um da sein glimmendes Zigarettenstümpfchen heimlich zwischen den Fingern auszudrücken, Frau Laura Nägeli aber hatte ihn angesehen und vollends unsicher gemacht. . . .

Das Mädchen seinerseits holte eine Fadenrolle, die ihm in der Schürze lag und ließ den Zwirn ein wenig zwischen seinen Fingern „singen". Wie es den Kunden auffaßte? Ob er ihm gar noch gefiel? Ich weiß es nicht. Aus einer Heirat wäre jedenfalls nichts geworden. Das haben wir schon gehört. Aber bei Kindern aus der einfachen Volksschicht kommt diese Frage bälder zur Sprache als bei denen der gebildeten; noch lange wenigstens, ehe sie reif dafür geworden sind.

Um jene Zeit gerade kam noch einmal ein Brief. „Der Jüngling reise ab. Elisabeth solle warten, bis er bei ihnen sei. Sie könne dann gleich Ware von dort mitbringen." (Wahrscheinlich hatte der Mann noch anderswo ein Geschäft abzuschließen.) Jedenfalls reizte er aber das Ehrgefühl der künftigen Prinzipalin seines Sohnes etwas zu merklich, indem er einfach „anordnete". Sie ließ sich über den Konrad aus. „Wie man höre, sei er auch nicht anders als ihr Lisabethli." (Damit konnte sie recht haben. Energische Väter und Mütter ziehen sich oftmals die willensschwächsten, zaghaftesten Söhne und Töchter heran. . . .) Aber das hatte sie nicht eben damit bedeuten wollen. Ihr Lisabethli war schließlich ein Mädchen und noch dazu ein Kind. Hingegen der Konrad . . . Frau Laura Nägeli hatte noch nie ein Geschäft rückgängig gemacht. Dieses war der Grund, warum sie auch jetzt noch nicht abschrieb. Man konnte ja zusehen. Wenn es dem Lisabethli dort nicht gefiel, mochte es immer noch ändern. . . .

(Auch das würde sie vor Monatsfrist nicht zugegeben haben. Ein Jahr Lehrzeit war das allerwenigste bei ihren Grundsätzen!)

Aber wenn man so weit ging und behauptete, daß Konrad ihrem Lisabethli ähnlich sei, dann durfte man auch zugeben, daß Frau Laura Nägeli viel mit dem alten Hutmachermeister gemeinsam habe. Seine Art, etwas anzuordnen, war ordentlich von ihrem Schlag. Sie hätte es gerade so gemacht. Dann die Enthaltsamkeit in Worten und Versprechungen, die niemals das Gefühl streiften. Einfach nicht auf es Bezug nahmen. . . . So daß sie in ihren Briefen oft Ärger erregten (beide!), während ihre Person so viel Achtung und Vertrauen einflößte, daß sie schon dadurch alles wieder gutzumachen imstande war. Und darum diese Sicherheit und Unbedenklichkeit, welche die ganze Geschäftsabmachung eingeleitet hatte und bis dahin gebracht auf beiden Seiten, bis sie sozusagen aneinanderstieß.

Dieser Sohn, dieser brave Konrad. . . . Ich will nachher mit ein paar Worten von ihm sprechen. . . .

Es war gerade noch ein einziger Tag vor der Reise. Das Köfferlein war schon offen, aber noch leer. Sonst glich die häusliche Ordnung in nichts einer Vorbereitung. Auf dem Tische aber duftete etwas: die warme Schokolade! Und auf einem Napfkuchen wehten sechs, sieben weiße Wachslichterchen, (ein Reisepräsent . . .). Auch Blumen gab es verschiedentliche und in dem gemütvollsten Gebinde, wie es nur Kinder einander darbieten und einfache Personen. Duft war dadurch nicht vermengt, denn es waren nur drei Röslein verwendet worden und Gänseblümlein und Vergißmeinnicht. Der Sonnenschein war wie ein unruhig lustig Kanarienvögelchen: verließ die Gegenstände und kam wieder darauf zurück, schaukelte ein wenig mit den Mullgardinen und spreizte sich darauf auf eine einzige Stelle des Fußbodens mit seinen Flügeln aus. „Warum machten sich die Leute so viel Geschichten“, dachte über den Tisch sehend Frau Laura. Zufällig streifte ihr Umschauen auch die schmale Bettstatt des Lisabethli. Da hatte es sich hingelegt. Die Reisegeldtasche, welche die Mutter ihm anprobiert hatte, lastete förmlich auf seinen schmalen Schultern. An der Stirn aber sah man schon, daß das Kind schlief. Zwei Schulgenossinnen hatten ihm ein immergrünes Kränzchen gewunden und ein rotes und ein weißes Band dazu gekauft ... und um die Blätter geschlungen. Das sollte auch ein Sinnbild sein und die Abreise von der Heimat versüßen und verbittern. Nun hielt das Kind die Gabe mit beiden Händen und schlief.

Das beides zusammen war das Beste von allem und das Einzige, was es noch empfunden haben mochte. Tiere atmen unter dem Flaum so. Und horchen wohl auch mit den Nerven. Dieser Schlaf hier war gewißlich ein solch horchender. Denn als draußen auf dem offenen Platze ein Kind zu singen anfing: „Mein Müatti . . .“, da gab Lisabethli ein Nein zurück. Nicht mit dem Munde nur, sondern indem es feierlich das Haupt wendete. (Solches hätte es nie im Wachen zustande gebracht.) Aber im Schlaf sah man es. Die Mutter sah es mit allem Instinkt. Sie wartete darauf, daß noch mehr folge. Aber es rührte sich nichts mehr.

Eine Uhr schlug nur, in einem Nachbarhause, eine Weile danach. Daran merkte die Frau, wie lange sie dagestanden haben mußte.

Dieses unschuldige Sich-Abwenden, „dieses Verneinen“ eines mütterlichen Schutzes tief aus dem Traume, traf sie mehr, als jede höhere Stimme es vermocht hätte. Es war das Kind und war doch nicht das Kind. Es war die Mutter gemeint und doch nicht die Mutter. Die Frau fühlte bei dieser Erkenntnis einen Schmerz, der keinem andern glich. „Lisabethli!“ wollte sie laut aussprechen. Aber sie konnte nicht. Sie wußte, daß es ihr untersagt war, in diesem Augenblick die Hilfe ihres Kindes anzurufen, wo dasselbe eben noch der seinigen so hart und bitter hatte entbehren müssen.

Sie war ja gerecht. Das Ladenglöcklein kam wieder zu sich. Es mußten mehrere Personen im Geschäft sich befinden. Aber Frau Laura stand immer noch und frug sich, womit sie all das „Unsinnig-Gezwungene der Reisevor-

bereitung“ wieder aussöhnen könne. Sie fand nichts. Nur vor Erkenntnis, die vielleicht etwas wie einen Schrecken an sich hatte, ahnte ihr Unheilbares. Das Kind lag da wie . . . „Nein,“ sagte Frau Laura Nägeli plötzlich ganz laut vor sich hin: „es reist mir nicht. Es hielte das nicht aus.“ Sie wollte damit wohl noch gröberen Befürchtungen zuvorkommen. Und sie war schier erleichtert dadurch. Und bereits sah man sie wieder bei ihrer Sache und im Laden. Und während der Meterstab mechanisch einen Meter, zwei Meter, dreiviertel ihr abnahm, ordnete sie schon im Kopfe, was sie mit dem Konrad anfangen sollte. Der kam nun doch! Wurde vielleicht schon in einer Stunde erwartet. Oder noch bälder, war gar schon auf dem Wege zu ihnen. Sie war schon bereit, diesen Sohn „abzugeben“. Eine andere kleine Firma, welche drei Töchter im Vorrat besaß, würde ihn nur zu gerne aufnehmen. Man mußte da eben den Dingen ihren Lauf lassen. (Daneben konnte man immer noch nicht wissen . . .) Dazu lächelte sie und schnitt etwas zu viel ab.

In diesem Augenblick suchte wieder ein Antlitz, wie des öfteren jene jungen Burschen getan hatten, durch das Schaufenster.

Der Frau ging es ganz durch die Glieder. Nicht gleich vermochte sie sich Rechenschaft darüber zu geben, woran das lag. Es tat ihr nur weh in ihr selber. Der Anblick betraf sie eher unsichtbar als sichtbar. Denn solchen Dingen glaubt man nicht.

Der Bube nämlich, welcher von der Straße hereinzu sie solchermaßen beäugte, war auf und nieder ihr Lisabethli. Das heißt, wenn man sie in ein Höschen geschlupft hätte. . . . War es nicht schon zu spät. . . . Die Frau besann sich, besann sich in der nüchternen Helligkeit ihres Schreckens. Dabei verglich sie das eben Geschaute mit dem Schlaf ihres Töchterchens. (Als ob das etwas miteinander zu tun gehabt hätte. . . .) „Nein, es ließ sich nichts erzwingen“, gestand sie sich ein, großmütig, geradezu erlöst von ihrer Ehrlichkeit. Und doch peinigte sie eine Angst noch. Sie fühlte es, als sei sie etwas für sich. Sie zählte darauf Geld heraus: drei Franken und fünfzehn Rappen. (Die Kunden machten ihr den Boden heiß unter den Füßen mit ihrem teilnahmslosen Zögern. . . .)

Da ging die Tür auf, und der Jüngling, welcher die längste Zeit durch das Schaufenster geäugt hatte, (er mochte 17 Jahre zählen, zwei mehr als Lisabethli), trat ein und verneigte sich und sagte im saubersten Französisch: „Madam Laura Nägeli?“ Sich selber aber unterbrechend, weil er annahm, daß die etwas starr aussehende Frau des Welsch nicht mächtig sei, in gebrochenem Deutsch: „Ich bin der Konrad . . . aus Genf . . .“

In diesem Augenblick drehte sich der Frau der schräg hängende Spiegel. Und sie drehte sich mit ihm. Sie sah die ganzen Platanen und den Brunnen dazu auf dem Kopfe stehen. (Erst da merkte sie, daß er sein Wasser so recht eigentlich ausleerte. . . .) Personen gewahrte sie nicht mehr. Aber in der Angst bilden auch drei Leute schon eine Gruppe. Und diese folgte der Witwe, als sie mechanisch ihrer Privatwohnung sich zuwandte. (Die Frau war indes

die einzige, die in die Stube hineintrat.) Aber auch sie nur, „um sich von der Wahrheit zu überzeugen“. Denn es war in Wirklichkeit schon zu spät.

(Lisabethli mochte im Traume nicht nur jenes Lied von der Gasse her vernommen haben, sondern auch den unverhofften Entschluß der Mutter, „nicht reisen zu müssen“, und an seinem Glücke gestorben sein.)

Das Mündschi und die kleine, unbedeutende Nase waren schon wie in Wachs gegossen. Die Hände völlig erkaltet.

Es ist nicht schön, die Aufräumungsarbeit des Todes zu schildern. Die Mutter beteiligte sich nicht dabei. Es war, als müsse sie aber „von dem Zusehen“ an Schwärze in den Augen zunehmen. Dafür war dieser wunderliche Chettglanz wohl dagewesen, der darin vor Glätte schimmerte.

Sie sah es nicht einmal, als sie den Sarg aufhoben. Vier Mädchen konnten ihn leicht tragen. Ein Chor folgte, Große und Kleine folgten, Blumen, als mache es dem Frühling keine Mühe für ein Begräbnis da zu sein. Der Lehrer wollte reden. Aber er schnaubte immer in sein Taschentuch. Da mußte der Pastor für ihn eintreten.

„Warum so viel Gepränge“, sagten viele Leute. Und beinah mit Recht. Es war doch nur für ein Kind und dazu noch für ein ganz zaghaftes und unbedeutsames Kind. Aber es war an einer Krankheit gestorben, die dazulande, obgleich oft wiederkehrend, doch legendär, nur mit dem Tode endiget: an dem Heimweh. —

Den Konrad mußte aber all das am trübsinnigsten gemacht haben. Vielleicht war es die schnelle Folge der Ereignisse und die Langsamkeit seines Wesens, welches ihn in die Fußstapfen des Lisabethli treten hießen. Er war von Frau Laura Nägeli gar nicht mehr wegzubringen, obgleich nun die Mädchen durch die Fensterscheibe zu dem Jüngling äugten, wie ehemals zu dem Maideli die Burschen. Frau Nägeli selber aber war betroffen von Konrads Anhänglichkeit, indessen auch irgendwie dankbar für die erste Zeit. Bis der Hutmachermeister selber kam und ihr wieder zu ihrem alten Wesen verhalf. Er war nicht für Halbheiten. Er gestand ihr das gleich. Und um ein Kurzes darüber ging ein lustiges Konkurrenzverfahren an in ein und demselben Geschäft. Der Mann formte Hüte. Die Frau garnierte sie, jeder zu seinem eigenen Nutzen und Schaden, in seine eigene Tasche. So wurden sie eine behäbige Firma, aber ohne zu wissen für wen.

Denn der junge Bube hielt leider nichts von dem Gelde. „Er war immer ein weichherziges Kind, ohne die rechte Erkenntnis“, wie sich der Mann über ihn ausdrückte. (Vielleicht hatte er, durch Frau Laura belehrt, Sorge, das nicht rechtzeitig genug bekannt zu haben.) Und nur einmal warf er dem Konrad einen wirklich bösen Blick zu. Als nämlich jener der Witwe zur Hand ging und ein Myrthenkränzlein schlang und die Frau darauf zu ihm hin meinte, wehmütig, wie ihr nun einmal noch zumute war, und zerstreut und vergessen:

„Jawohl, Lisabethli . . .“

Literatur auf Bestellung

Von

Paul Fechter

Die Wortverbindung des Titels hat zunächst etwas Befremdendes. Die Begriffe Bestellung und Literatur wollen beim besten Willen nicht zusammengehen; die freieste Betätigung des menschlichen Geistes wehrt sich gegen die Forderung, die in dem Begriff bestellen ohne weiteres mit enthalten ist. Trotzdem aber wird man sich vielleicht doch an diese Kombination gewöhnen müssen; sie ist nicht nur sinnvoll, sondern darüber hinaus mehr als zeitgemäß. In ihr verfestigen sich eine Vorstellung und eine Tendenz, die heute zukunftshaltiger denn je in der Luft zu liegen scheinen.

Wir sind durch die Gewohnheit eines Jahrhunderts darauf eingestellt, Literatur wie alle Kunst als das freieste, selbstherrlichste, unbeeinflußbarste Wirkungsgebiet des menschlichen Geistes zu betrachten. Diese Betrachtungsweise ist zum mindesten einseitig. Man braucht gar nicht so sehr weit zurückzugehen, nämlich nur bis ins 18. Jahrhundert, um den Begriff der Bestellung genau so selbstverständlich neben dem der Literatur, der Musik, der Malerei zu finden wie den der Freiheit. Und geht man noch etwas weiter zurück, so ergibt sich das merkwürdige Phänomen, daß der Begriff der Freiheit nicht mehr ganz von selbst mit dem der Kunst zusammenschwingt, sondern daß es ihm so ergeht wie heute noch dem der Bestellung. Die Vorstellung, daß Michelangelo die Medici-Gräber, das Julius-Grabmal, die Bilder der Sixtinischen Kapelle in Freiheit aus der Tiefe seines Gemüts und ohne Bestellung geschaffen hätte, hat bereits etwas ebenso leise Groteskes wie heute die Annahme, der Faust sei auf Bestellung gearbeitet. Aber selbst wenn man nur bis Mozart und Beethoven, bis zum 18. Jahrhundert zurückgeht — man begegnet immer wieder der Tatsache, daß Kunstwerke, die wir ohne weiteres auf freie Inspiration und Selbstherrlichkeit des schöpferischen Menschen zurückzuführen geneigt sind, genau so einer Bestellung ihr Dasein verdanken wie ein Porträt, ein Grabmal oder eine Trauerode.

Das 19. Jahrhundert war es, das mit dem zweischneidigen Begriff des geistigen Eigentums (gegen den sich das normale Bewußtsein immer noch instinktiv zur Wehr setzt, worauf z. B. zuletzt das Gefühl des inneren Rechts zum Bücherleihen beruht) den Wandel in der wertenden Betrachtung des Schaffensvorgangs heraufgebracht hat. Der bürgerliche Individualismus des liberalen Zeitalters verlangte auch auf diesem Gebiet die absolute Produktionsfreiheit für alle und jeden. Es ergab sich im Grunde damit der gleiche

Zustand wie in der Industrie: man begann nicht erst zu produzieren, wenn Bestellungen in genügender Menge auf einen bestimmten Gegenstand vorlagen, sondern man produzierte und versuchte dann, ein Bedürfnis für die Ergebnisse dieser Produktion zu schaffen, d. h. ein Publikum, und Käufer zu suchen, oder geistig ausgedrückt, Verständnis für einen Dichter und sein Werk zu schaffen.

Über Recht oder Unrecht dieser Betrachtungsweisen soll hier nicht gestritten werden. Es gilt nur festzustellen, daß gefühlsmäßig das 19. Jahrhundert von der Wertung der Kunst als Paradies der Freiheit erfüllt ist, und es gilt ferner festzustellen, daß jetzt eine Gegenbewegung einzusetzen beginnt, und zwar zunächst im Theater.

Sie steckt erst in den Anfängen, verbirgt sich vorläufig noch hinter etwas anders gearteten Bewegungen. Sieht man aber näher zu, so heben sich die ersten Umrisse des Neuen bereits ziemlich deutlich heraus. Träger des Wandels, an denen er sich bisher am deutlichsten darstellt, sind die beiden großen Publikumsorganisationen der Volksbühne und des Bühnenvolksbundes. Die Volksbühne hat als erste das Verhältnis von Theater und Publikum umgekehrt. Sie schuf zuerst das Publikum, dann Bühne und Spielplan für dieses Publikum. Sie ging vom Bedürfnis aus und versuchte dann erst, Objekte zur Befriedigung dieses Bedürfnisses zu schaffen. D. h. sie sammelte sozusagen die unbewußten Besteller, die Menschen, die wohl etwas kaufen wollen, aber nicht recht wissen was. Die Volksbühne übernahm es, ihnen das Bedürfnis und die Dinge, die es befriedigen konnten, zum Bewußtsein zu bringen, und übernahm gleichzeitig die Lieferung des Gesuchten. Sie war sozusagen gleichzeitig Sammelstelle für Bestellungen und Fabrik, womit nicht nur unzart auf die Tätigkeit der Volksbühne innerhalb der Parteiorganisation des Sozialismus und ihre Einwirkung auf die politische Meinung oder das politische Gefühl ihrer Besucher verwiesen, sondern eine Wirklichkeit anschaulich verdeutlicht werden soll.

Ein Gegenstück zu dieser Organisation der mehr oder weniger sozialistisch bestimmten Theaterbesucher ist der später entstandene Bühnenvolksbund, der gegenüber dem Sozialismus das Christlich-nationale betont, die konservativen Elemente der Masse zu fassen sucht. Zum Unterschied von der Volksbühne hat er bisher auf die Schaffung eigener Theater, soweit ich unterrichtet bin, verzichtet, obwohl meines Wissens, z. B. bei der Ortsgruppe Dresden, die Absicht bestand, ein Theater in eigene Regie zu übernehmen.[1]) Der Bühnenvolksbund kauft nur für seine Mitglieder, ebenso wie es die Volksbühne neben ihren eigenen Vorstellungen tut, bestimmte Aufführungen in anderen Theatern, denen er damit ein volles Haus und eine sichere Einnahme garantiert.

Hier liegt der Punkt, wo der Bühnenvolksbund fast noch konsequenter als die Volksbühnenvereine zum Besteller wird. Er sucht sich selbstverständlich aus dem Spielplan der Geschäftstheater diejenigen Werke aus, die seinen Tendenzen entsprechen, und bestellt nur solche. D. h. er legt den Geschäftstheatern bewußt oder unbewußt nahe, bei der Gestaltung ihres Spielplans bereits auf ihn und seine Möglichkeiten der Stellung von Publikum Rücksicht zu nehmen. Und in einem Falle ist er sogar bereits dazu übergegangen, direkt auf den Spielplan einzuwirken, in dem vielbesprochenen Fall des

1) Inzwischen ist der Versuch des Bühnenvolksbundes, in dem Dramatischen Theater eine Berliner Bühne in die Hand zu bekommen, mit starken finanziellen Verlusten gescheitert.

Columbus-Dramas von Weinrich. Das brachte der Intendant des Berliner Staatstheaters in seiner Filiale im Schillertheater ausgesprochen für den Bühnenvolksbund und seine Leute zur Aufführung. Wir wollen ganz dahingestellt sein lassen, ob Herr Jeßner dieses Drama auch von sich aus aufgeführt hätte; das Entscheidende ist die Tatsache, daß er es de facto sozusagen auf Bestellung des Bühnenvolksbundes herausbrachte.

Man könnte hier einwenden: Dieses alles ist vielleicht bestelltes Theater; aber es handelt sich doch nur um bestellte oder gemietete Vorstellungen von Dramen, die an sich ohne jede Bestellung frei wie immer entstanden und aufgeführt wurden, und nur weil sie den bestimmten Bedürfnissen eines bestimmten Publikumsteils besonders entsprachen, von den Organisationen eben dieses Publikums gemietet wurden. Demgegenüber ist zu sagen, daß dieser Prozeß hier auch durchaus nur als Vorstufe betrachtet wird, sozusagen als der erste Schritt zur Verwirklichung des Titelbegriffs von der bestellten Literatur.

*

Die Unterschiede gegen frühere Jahrhunderte liegen auf der Hand. Die Leute, die von Michelangelo, von Rafael, von Mozart oder Beethoven Werke nach ihren Wünschen und Absichten forderten, waren Einzelne; heute ist die Masse Besteller geworden, wenn auch auf dem Umwege über die Führer, die zuletzt nur noch äußerlich als Einzelne zu werten sind. Denn sie werden sich hüten, die zu wählenden Werke etwa nach ihren persönlichen Wünschen und ihrem besonderen Geschmack herauszugreifen: sie horchen sehr vorsichtig auf die Instinkte und Wünsche der Massenteile, die sie vertreten, und lassen höchstens einmal ihren persönlichen politischen Propagandabedürfnissen etwas die Zügel schießen. Das Verhältnis von Einzelnem und Vielheit hat sich seltsamerweise gerade im Jahrhundert des liberalen Individualismus vollkommen umgekehrt. Man kann das bedauern, die Tatsache bleibt bestehen. Und es ist mit ihr wie mit allen Tatsachen: weil sie wirklich ist, ist sie zuletzt auch vernünftig. Noch im 18. Jahrhundert waren Einzelne sowohl Träger wie Schöpfer der sogenannten Kultur; heute ist nicht mehr das Volk, sondern die Masse Trägerin eben dieser Phänomene der Kultur, vielleicht allerdings mehr der Unkultur geworden.

Idealisten werden hier einwenden: dieses als richtig vorausgesetzt bezeichnet einen unerträglichen Zustand. Denn damit wird Masse in ihrem Gefühls- und Geisteszustand als etwas Gegebenes genommen, statt als etwas, das erzogen, veredelt, gehoben werden muß. Das klingt sehr schön: ich glaube indessen nicht an die Möglichkeit einer solchen Hebung, Veredelung, Erziehung. Ich habe das Gefühl, daß Masse (die keineswegs identisch mit Volk ist) sich immer gleichbleibt und allen Hebungsabsichten unbeirrbar ihre eingeborene vis inertiae, ihre Trägheitskraft (zu der sie übrigens metaphysisch als zu ihrem Sinn verpflichtet ist) entgegensetzt. Zu erziehen, zu veredeln ist immer nur eine dünne Schicht, die schon von dem Massendasein abgesplittert und ins Individuelle entkräftet ist, so daß sie fremden Einwirkungen von außen her zugänglich wird. Diese isolierten Massenteilchen, die nichts mehr von der tragenden, breiten Instinktsicherheit der eigentlichen Masse haben, nehmen gierig auf, was ihnen von oben her als Geist- und Gemütswert zufließt, ohne die Verfälschung zu bemerken, die dieser Erziehungsprozeß

mit ihnen vornimmt. Von dieser dünnen, unsicher gewordenen, verfälschten Oberschicht, aus der sich die Führer der Masse rekrutieren, vollzieht sich wiederum in verdünntem Zustand das allmähliche Absinken des Geistigen in die immer breiteren Schichten, in denen es dann, da es inzwischen ziemlich ungefährlich geworden ist, auch bereitwillig aufgenommen wird, und nun entweder versandet oder sinnvoll zur unbewußten Auflockerung und Vorbereitung der Seele für eine eventuelle kleine Veränderung an der nächsten Generation verwendet wird.

Hier ist nebenbei bemerkt der Punkt, wo die ganzen geistigen Massenorganisationen und Massenerziehungsversuche ihren Sinn bekommen. Kultur und Geist sind nämlich keine persönlichen, sondern Generationsangelegenheiten, und wer da glaubt, beide für seine Person auf einmal erwerben zu können, erlebt gewöhnlich die merkwürdigsten Überraschungen. Das Überspringen von Zwischenschichten, die Versuche, sofort vom Elementaren zum ganz Abgelösten, zum Geist, vom Instinkt zur Kultur, d. h. zur Form, überzugehen, pflegen höchstens in der Theorie, aber nie in der Praxis gut auszugehen. Es ist, als ob Seele und Geist erst allmählich vorbereitet, sozusagen aufgelockert werden müssen, bevor in einem späteren Geschlecht einmal einer den Weg von der organischen Allgemeinheit des Massendaseins über alle menschliche Kultur hinweg in die neue Gemeinsamkeit des Geistigen oder gar des Seelischen wagen darf.

Von hier aus gesehen bekommt das Theater der Masse, wie es Volksbühne und Bühnenvolksbund vertreten, seine Daseinsberechtigung, und die Masse als Besteller eigentlich ebenfalls. Es ist, als ob die unbewußte Vielheit sich hier auf dem Umweg über das Theater das zuzuführen sucht, was für ihre Aufnahmeorgane bereits geeignet ist und die Wirkung hat, einer möglichen Geistigkeit der nächsten Generation vorzuarbeiten. Zugleich aber werden hier die Gefahren sichtbar, die von diesem Bestellertheater in der anderen Richtung, nämlich nach oben hin, liegen. Es besteht die Möglichkeit, und stellenweise ist sie sogar bereits Wirklichkeit geworden, daß diese Publikumsorganisationen an Stellen, wo sie eigentlich nichts zu suchen haben, nämlich im Theater, über dem schon der Begriff des Individuums steht, negativ, hemmend und herabziehend im Sinne ihrer Strebungen eingreifen.

Ich meine so: diese großen Verbände, Volksbühne oder Bühnenvolksbund, mieten für ihre Mitglieder eine Aufführung in einem, sagen wir bürgerlichen, Theater. An dieser Aufführung mißfällt ihnen etwas, der Volksbühne z. B. irgend etwas ihrer Meinung nach Militaristisches, wie es beim „Zigeunerbaron“ im Großen Schauspielhaus der Fall war, dem Bühnenvolksbund etwas Unchristliches, Antikatholisches. Sie gehen zur Direktion und verlangen Beseitigung der für ihr Publikum ihrer Meinung nach anstößigen Stellen: widrigenfalls wird weder diese Aufführung weiter „bestellt“, noch erfolgt überhaupt eine weitere Bestellung anderer Vorstellungen in diesem Theater. Es wird wenig Direktoren in diesen schlechten Zeiten geben, die charaktervoll genug sind, sich hier zur Wehr zu setzen. Die Folge könnte somit sein, daß das Publikum der Volksbühne zum Exempel einen gereinigten „Prinzen von Homburg“ vorgesetzt bekäme, etwa ohne den berühmten Schlußruf von den Feinden Brandenburgs, oder daß sich der Bühnenvolksbund einen „Carlos“ ohne Gedankenfreiheit vorführen ließe und was dergleichen mehr ist. Das Individuelle wird hier beseitigt, weil es der vorausgesetzten Gesinnung der Masse nicht entspricht, oder aber weil es nicht in die

bewußten oder unbewußten Absichten der jeweiligen Massenorganisation und ihrer Führer hineinpaßt. Der Besteller bzw. sein Führer wird zum Zensor — auf einem Gebiet, wo er überhaupt nichts zu suchen hat.

*

Dieses alles ist, wie gesagt, Vorstufe. Die Bestellung, von der hier die Rede ist, ist sozusagen zweiten Grades, mehr Auswahl als direkt produktionsbestimmende Forderung. Es bedarf aber nur eines kleinen weiteren Schrittes, um nun von hier aus zur wirklichen, direkten Bestellung zu gelangen. Heute suchen sich diese Verbände aus dem schon Vorhandenen die ihnen genehmen Werke zu Aufführungen aus; morgen werden sie vielleicht dazu übergehen, selbst ihrerseits bei Autoren, die ihren Kreisen nahestehen, für ihre Zwecke geeignete Werke zu bestellen. Der Bühnenvolksbund verfügt bereits über einen größeren Stab meist katholisch orientierter Schriftsteller, die ausgesprochen seine Tendenzen teilen und vertreten; er verfügt über Verleger, die die Auswahl ihrer Veröffentlichungen in seinem Sinne und von seinen Gesichtspunkten aus treffen. Es kann kaum ausbleiben, daß der letzte Schritt auch noch getan wird, der eben dahin führt, daß durch Besprechungen zwischen den Führern der einzelnen Verbände und den jeweiligen Autoren bestimmte Vereinbarungen getroffen werden, deren Ziel die dramatische Bearbeitung eines bestimmten, von dem Verbande vorgeschlagenen Stoffes eben für die Zwecke des Bundes und seine Gesinnungsziele ist. Der Dichter sucht sich nicht mehr frei seinen Stoff, sondern einigt sich mit seinen Abnehmern, die jetzt eher da sind als das Werk, vorher über die Wahl seines Themas: er arbeitet nicht mehr nur aus sich, sondern von vornherein in Berührung mit dem Publikum, für das sein Werk bestimmt ist. Das Gesinnungstheater, wie man mit einem treffenden Ausdruck die Bühnen der sozialistischen und der christlichen Verbände genannt hat, führt fast von selbst zu diesen Folgerungen: am Ende seines Weges steht die bestellte Literatur, und zwar nicht mehr die von einem Einzelnen, sondern die sozusagen von der Masse durch Vermittlung ihrer Führer bestellte, das Drama auf Verabredung, das vollendete Gegenstück zur Stegreifkomödie, das von vornherein einem bestimmten, außerdichterischen Zweck dient und seinen Freiheitsanteil nur noch in seiner Form hat.

Für Menschen von heute hat diese Vorstellung etwas Groteskes, etwas, wogegen sich nicht nur unsere traditionsbedingten Kunstinstinkte auflehnen, sondern fast noch mehr unser eingeborenes Freiheitsgefühl. Sieht man indessen näher zu, so wird man zugeben müssen, daß trotz allem Ungewohnten und heute noch Unbehaglichen in diesen Vorgängen, in dieser Umstellung der Beziehung zwischen Autor und Publikum auch etwas ganz Sinnvolles liegt. Denn diese Literatur auf Bestellung würde gegenüber der freien rein aus der Vorstellung und den seelischen Bedürfnissen eines Einzelnen, nämlich des Dichters entstandenen, den ungeheuren Vorsprung haben, daß sie von vornherein wieder in einer bestimmten Verbindung mit einem mehr oder minder großen Teil der Allgemeinheit stände. Es würde damit wenigstens der Anfang gemacht zu einer Rückkehr zu dem sinnvollen Zustand, daß Werk und Publikum in das Verhältnis einander mehr oder weniger bedingender Faktoren gestellt werden, daß die Isolierung, in der heute nicht nur die Werke der Dichtung, sondern die Dichter selbst gegenüber der sie zuletzt doch tragenden Nation

leben, wenigstens teilweise aufgehoben wird. Heute hängt jedes in Freiheit entstandene Werk der Dichtung, der Malerei, der Musik (soweit sie über die Zweckmusik der Operette hinausgeht) in der Luft, hat vielleicht in der Vorstellung des Autors ein ideales, vielleicht auch ein zukünftiges, in der Wirklichkeit aber zunächst meist gar kein Publikum. Nimmt man die oben geschilderten Voraussetzungen an und läßt die Beziehungen zwischen Autor und Publikum im Sinne der Bestellung umkehren, so würde für jedes Werk von vornherein das ihm entsprechende Publikum mit gegeben sein. Es würde in der Produktion und ihrem Ergebnis nicht mehr nur ein einzelnes persönliches Bedürfnis, das des Verfassers, befriedigt, sondern ein allgemeines — und das Werk und damit auch die ihm übergeordnete Wesenheit der Kunst, gesetzt den Fall, sie bleibt auch bei dieser Form des Ablaufs beteiligt, bekämen wieder ihre volle, dem Leben und nicht nur einem kleinen Kreise berufsmäßig Interessierter verbundene Wirklichkeit.

Auf der anderen Seite liegen die Gefahren, die diese Entwicklungsmöglichkeit in sich birgt, ebenfalls auf der Hand. Sie sind mit dem Wort Gesinnungstheater gegeben. Indem ein Autor nicht mehr nur die Bedürfnisse seiner Seele, sondern die seiner Zuhörer in den Schaffensvorgang hineinbezieht, ergibt sich nur zu leicht, daß er seine Aufrichtigkeit, die wesentlichste Voraussetzung aller wahrhaften Schöpfung, mehr oder weniger bewußt vergewaltigt zugunsten des Zweckgedankens, daß er seinen unmittelbar gefühlten Glauben ersetzt durch den mittelbaren, den angenommenen seines präsumptiven, mit bestimmten Aufnahmevoraussetzungen abgegrenzten Hörerkreises. Es kann sich damit ergeben, daß nicht mehr seine persönlichen Strebungen und das Bekenntnis seiner Seele entscheiden, sondern die wenn auch vielleicht unformulierten Wünsche des aufnehmenden Kreises — daß die Tendenz, gegen die an sich nichts einzuwenden ist, weil sie zuletzt der Sinn auch des objektivsten Kunstwerks ist, von außen und nicht, wie es allein sinnvoll wäre, von innen her aus dem sie gefühlsmäßig tragenden und ihr Berechtigung gebenden Grund der Seele bestimmt wird.

Diese Gefahr liegt vor; sie wird um so kleiner, je näher der Verfasser innerlich mit seinem Denken und seinem Gefühl dem Kreise steht, für den zu schaffen er sich entschlossen hat, und sie wird, von einem höheren Standpunkt betrachtet, fast belanglos, weil am Ende diese ganzen Vorgänge trotz der ungeheuren Mitgliederzahlen der jeweiligen Publikumsorganisationen doch nur einen Ausschnitt und nicht das Ganze beherrschen. Diese Verbände sind äußerlich vielleicht sehr mächtig; sie sind, gemessen am wahrhaft lebendigen Leben des Geistes und der Zeitseele der Nation, zuletzt unwesentlich. Denn neben diesem Theater der Gesinnung muß und wird selbstverständlich das freie Theater, das Geschäftstheater im guten Sinne als Medium der Auswahl eines neuen Publikums für neue tastende Versuche der Abenteurer des Geistes und der Seele bestehen bleiben, dieses Theater, das auf das Zufallsglück einer vor einem neuen Werk sich neu bildenden Hörergemeinde, in der für Augenblicke die Zeit selbst lebendig wird, nicht verzichten will. Neben der Masse und ihren an sich durchaus berechtigten Forderungen lebt und fordert das Individuum weiter, durch das allein der Geist und die Seele ihren langsamen Weg zu sich selber und zur Allgemeinheit zu gehen vermögen. Neben den Werken der bestellten Literatur werden nach wie vor die Werke der Freiheit wachsen, die Werke der eigentlichen Dichtung. Sie hängen vielleicht zunächst in der Luft, weil sie ihren Boden nur im Kreis der schon von der Masse abgelösten, Individuum gewordenen Menschen haben können, und diese Ein-

zelnen erst durch die werbende Kraft ihres neuen inneren Lebens sammeln müssen. Auf diese schon zur Freiheit Wandernden vermögen sie allein zu wirken; auf sie aber wirken sie unendlich viel stärker als alle Gesinnungsdichtung je auf die Masse wirken kann. Und von diesen Einzelnen und auf dem Wege über sie sinken diese Werke der Freiheit und das, was an gelebtem Leben und lebendigem Geist in ihnen wirkt, im Lauf der Jahrzehnte abwärts in langsam sich verbreiternde, neue Geschlechter neuer, aber schon leicht vom Geistigen aus beeinflußter, für das Geistige vorbereiteter Menschen, über die sie ganz zuletzt erst und allmählich in das Theater der Masse geraten, das unterste in der Rangordnung der Schaubühnen des Geistes. Der langsame Aufnahmevorgang der Werke Ibsens und Hauptmanns, die in den letzten Jahren vor unseren Augen allmählich vom reinen Literaturtheater in die Volksbühnen und die Theater der Masse abgesunken sind, zeigt sehr deutlich diesen Weg und Übergang vom Persönlichen ins Allgemeine, zugleich allerdings auch die Beziehungslosigkeit zwischen dem Theater des zeitgemäßen Geistes und dem der Masse. Womit dann der bestellten Literatur ungewollt eine nicht eben sehr günstige Voraussage in bezug auf die Möglichkeit ihrer lebendigen Beziehung zum Geistigen der jeweiligen Zeit gestellt wird.

Einen wirklichen Gefahrenpunkt freilich gibt es, und der liegt dort, wo die Arbeit dieser Bestellerorganisationen unkontrollierbar und konkurrenzlos wird, nämlich abseits der großen Städte in der Stille der Provinz und des Landes. Dort werden sie mit den reichen Mitteln ihrer großstädtischen Organisationen und mit der Unterstützung des in solchen Fällen immer naiven Staates arbeitend in der Tat so etwas wie der Vormund des Volkes. Hier sind sie in der Lage, auf dem Umweg über ihre Zweigvereine zu verhindern, daß Dinge, die ihnen nicht genehm sind, überhaupt mit den Menschen ihrer Bezirke in Berührung kommen. Hier wird das Arbeiten mit bestellter Literatur, weil die Möglichkeit des Gegengewichts der freien Dichtung nicht gegeben ist, in der Tat zu einer völligen Fälschung des geistigen Zeitbildes, die vor allem dem jüngeren Geschlecht schwere und überflüssige Arbeit bereiten kann, insofern als diese Jugend all das, was sie in der Frühe aufgenommen hat, nachher mühsam wieder ausscheiden und in seinen hemmenden Wirkungen beseitigen muß. Hier wird man sowohl der Volksbühne wie dem Bühnenvolksbund scharf auf die Finger sehen und ganz bewußt alle Bestrebungen bekämpfen müssen, die dahin gehen, aus einem Volk mit der bunten Mannigfaltigkeit seiner seelischen und geistigen Möglichkeiten Masse mit der langweiligen Uniform bestimmter Parteigesinnungen zu machen. Hier wird man acht geben müssen; auf der anderen Seite ist zu sagen, daß es trotz allem nicht allzu schwer sein dürfte, einzugreifen. Man braucht nur die Groteske des Konkurrenzkampfes der einzelnen Parteigesinnungstheater und ihren Kampf um die Volksseele, hinter dem sie den Parteikampf um die Macht im Lande zu verbergen suchen, aufzuzeigen, um die Menschen, auf die es auch draußen allein ankommt, als Lacher auf seine Seite zu bringen. Aber das ist ein Kapitel für sich.

*

Aus alledem ergibt sich, daß der Begriff der bestellten Literatur innerhalb des Betriebs der Theater mit gebundenem Publikum bereits zum Teil Wirklichkeit geworden, zum Teil auf dem besten Wege dazu ist. Ob diese Entwicklung sinnvoll ist, bleibe dahingestellt; sie läßt sich als Wirklichkeit jedenfalls nicht mehr verkennen. Es gibt aber ein zweites Gebiet, auf dem diese

Linien sich zwar noch nicht so deutlich abzeichnen wie drüben, wo nun aber dafür nachzuweisen ist, daß hier der Begriff der bestellten Literatur in ganz anderer Weise sinnvoll und zukunftshaltig werden kann als innerhalb des Bühnenbetriebs. Ich meine das Gebiet des Zeitungsromans.

Es gehört zum guten Ton, den Zeitungsroman als etwas Nebensächliches, ein bißchen Komisches oder gar Minderwertiges zu behandeln. Der gebildete Leser zuckt die Achseln, selbst wenn er ihn liest, die Kreise der Literatur rümpfen die Nasen, teils über die Barbarei der Zerlegung in Fortsetzungen, teils darüber, daß man überhaupt einen Roman für eine Zeitung schreibt (als positiv empfinden sie nur das Honorar, das sie selbst für derartige Romane erhalten). Die Redaktionen leiden unter der Aufgabe seiner Beschaffung, den Verleger ärgert sein Preis; draußen aber, wo die Welt namenlos wird, sitzt eine stumme, unendliche Masse, der einzig der Zeitungsroman eine Beziehung mit Kunst, Literatur, Phantasie und Leben vermittelt. Mißachtet und scheel angesehen, ist der Zeitungsroman vielleicht das ungeheuerlichste Instrument zur Einwirkung auf Seelen, an die man mit den geschärfteren Mitteln der direkten Beeinflussung auf dem Umweg über Aufsätze, Leitartikel und dergleichen beim besten Willen nicht herankommen kann.

Der Zeitungsroman ist die bisher am falschesten und unüberlegtesten behandelte Rubrik in den deutschen Zeitungen. Einzig die ausgeprägten Parteiblätter der äußersten Linken, also in den Jahren vor dem Kriege die Blätter der Sozialdemokratie, hatten eine dunkle Ahnung, daß ihnen mit dem Roman, mit dieser fortgesetzten täglichen Bearbeitung der Vorstellungswelt in den ihnen ausgelieferten Lesern ein Mittel in die Hand gegeben war, Seelen in einer Weise zu beeinflussen, daß damit nicht einmal ein Pfarrer wetteifern konnte. Wer sich einmal die Mühe macht, die Romane durchzusehen, die diese Blätter der Linken bis zum Kriege veröffentlicht haben, wird mit Staunen erkennen, wir stark auch die belletristische Zugabe in den Dienst des Parteigedankens oder besser noch des Parteigefühls gestellt worden ist. Und wenn er dann von da zu den bürgerlichen Blättern übergeht, wird er erleben, daß hier von einer Erkenntnis dieser Wirkungsmöglichkeiten nicht mehr die leiseste Rede ist. Die Organe der bürgerlichen Linken legen noch Wert auf literarische Haltung, gemildert durch einen Zusatz von Spannung, der gelegentlich auch einmal Sensation werden darf; die Blätter des Zentrums und der Rechten legen überhaupt nichts mehr. Einzig die Tägliche Rundschau hat wenigstens den Versuch gemacht, zugleich ein gewisses Niveau zu halten und auch den Roman mehr oder weniger bewußt in die gleiche Richtung einzustellen wie die übrigen Teile des Blattes. Wer sich aber einmal die Mühe macht, die Romanlisten etwa der Kreuzzeitung, der Post, der Germania oder auch der ehemaligen Freisinnigen Zeitung durchzusehen, der erlebt Grotesken, von denen er sich nichts hat träumen lassen. Gerade die Blätter der Rechten, die bewußt das Nationale betonten und die deutsche Neigung für alles Ausländische scharf und bitter kritisierten, brachten in ihrem Romanteil zuweilen bis 50 % Beiträge aus fremden Sprachen, teils aus dem Englischen, teils aus dem Französischen, ohne daß der literarische Wert der betreffenden Werke auch nur die Arbeit des Übersetzens gerechtfertigt hätte. Man vergleiche einmal, was die Germania und was die Freisinnige Zeitung ihren Lesern vorsetzten; man wird mit vergnügtem Staunen feststellen, daß diese politisch einander so feindlichen Blätter unter dem Strich im Roman ohne Bedenken häufig dasselbe brachten, obwohl der eine für katholische, der andere für freisinnige Leser zu sorgen hatte. Auf die Idee, daß gerade der Roman ein Mittel

ist, auf die Seelen der Leser ähnlich stark bestimmend zu wirken, wie es das Theater auf dem Umweg über die Szene vermag, kam niemand.

Hier aber müßte für mein Gefühl gerade heute eine bewußte Korrektur einsetzen. Denn auf dem Umweg über den Zeitungsroman ließe sich, sobald dieses indirekte Mittel seelischer Beeinflussung richtig gehandhabt würde, eine solche Summe wertvollster Arbeit an der Nation leisten (sogar ohne daß die Nation es merkte), daß die sinn- und gedankenlose Behandlung dieses Instrumentes eigentlich kaum mehr zu verantworten ist. Wir können uns heute den Luxus nicht mehr leisten, Zeit und seelische Kraft von Millionen von Menschen in der Lektüre sinn- und wertlosen Geredes vergeuden zu lassen; gerade auf diesem Gebiet liegt eine fast absolute moralische Verpflichtung zur Arbeit mit größtmöglichem positivem Ergebnis für alle Beteiligten.

Um Irrtümer zu vermeiden: ich trete hier nicht etwa gegen den sogenannten Zeitungsroman und für die hohe Literatur in Fortsetzungen ein. Im Gegenteil. Sobald ich die Wahl habe zwischen Literatur und Zeitungsroman, bin ich für Zeitungsroman und gegen Literatur. Denn in den verhältnismäßig harmlosen Produkten der reinen Romanfabrikanten steckt fast immer irgendwo ein Stückchen Phantasie und ein bißchen Gefühl, ein Stückchen Wirklichkeit und vielleicht sogar ein wenig Sehnsucht — lauter Dinge, die innerhalb der Literatur aus literarischen Ängsten heraus sorgfältig vermieden und falls sie sich doch einschleichen, nachträglich hinausbefördert werden. Den Wert einer solchen Lektüre, die ohne Kontrolle in die Hände von Tausenden gerät, bestimmen aber nicht die kümmerlichen Rücksichten auf die Regeln des Handwerks oder die mehr oder weniger künstliche Haltung des Autors zum Leben; die Frage nach der Berechtigung einer solchen Geschichte kann lediglich danach entschieden werden, ob sie für den Leser nahrhaft ist oder nicht. Das heißt, ob sie seiner Seele irgend etwas zuführt, das ihn lachen oder weinen, vor dem Abglanz der Welt ein wenig reicher leben läßt, oder ob sie seinem sogenannten Geist irgendeine wenn auch noch so geringe Bereicherung und Erweiterung bringt, seiner Kenntnis des Lebens und der Welt ein Stückchen hinzufügt. Das Literarische kann als Berufsangelegenheit eines kleinen Kreises dabei vollkommen außerhalb der Rechnung bleiben.

Und hier ist nun die Stelle, wo die Bestellung in einer ganz anderen Weise sinnvoll werden könnte als vorher beim Theater. Denn hier ist der Punkt, wo es möglich wäre, das schon eingangs berührte Verhältnis zwischen Autoren und Abnehmern des Zufälligen zu entkleiden und auf eine Grundlage zu stellen, die zwar weniger romantisch aussieht als die gewohnte, auf der sich aber für das Ganze erheblich bessere Arbeit leisten ließe. Es würde sich bei dieser Umstellung im wesentlichen darum handeln, ob wie bisher bei der Entstehung von Romanen Zufall und Laune des Autors, also Bedürfnisse eines Einzelnen entscheidend sein dürfen, oder ob man das Bedürfnis der Vielen, nämlich der Abnehmer, nicht ebenfalls in die Rechnung einzusetzen hätte. Heute entscheidet sich ein Schriftsteller für die Wahl eines Themas, schreibt in heißem Bemühen seine vier-, fünfhundert Seiten herunter und sucht nun eine Stelle, wo für gerade diese seelischen Ergüsse das entsprechende seelische Bedürfnis vorliegt. Hat er Glück, so findet er nach langem Suchen solch einen Platz; hat er keins, so kann er seine Arbeit als vorläufig wertlos in die Lade legen.

Auf der anderen Seite sitzen die unglücklichen Redaktionen und schreiben in der Welt umher an Autoren und Verleger, ob sie nicht Romane zum Vor-

abdruck hätten. Sie bekommen natürlich Dutzende von Manuskripten, aber die meisten müssen zurückwandern, nicht weil sie schlecht wären, sondern weil sie nicht das sind, was die Zeitung braucht. Die ist nicht ein Instrument für Kunst und Literatur, sondern ein Instrument des Lebens und hat infolgedessen von einer ganz anderen Verantwortlichkeit aus zu denken als der Mann, der am Schreibtisch sein Werk aus der Tiefe des Gemüts heraufholt. Das Endergebnis ist: auf jeder Seite sitzt ein unbefriedigtes Bedürfnis, hier ein Produzent, der etwas produziert, was er nicht verkaufen kann, dort ein Abnehmer, der das, was er gern haben möchte, nicht bekommen kann.

Im gewöhnlichen Leben würde sich dieser Widerstreit sehr einfach lösen; der Konsument ginge zum Produzenten, setzte ihm seine Wünsche auseinander und bestellte. Der andere äußerte seine Einwände und Bedenken, man einigte sich, und der Produzent lieferte. Dieser sinnvolle menschliche Verkehr hört aber sofort auf, sobald man aus dem Gegenständlichen ins Geistige kommt. Schon der Maler bockt meistens, wenn der Besteller etwa eines Porträts Wünsche äußert, und der Dichter lächelt nur noch mitleidig.

Obwohl die Rückkehr zu diesen Verhältnissen früherer Zeit auf einer neuen Ebene der einzige Ausweg aus der Kraftvergeudung von heute wäre, und zugleich der einzige Weg, auf dem man dazu gelangen könnte, das ungeheure Instrument der seelischen Beeinflussung, das die periodische Belletristik der Tageszeitungen darstellt, sinnvoll und in bewußter Richtung auszunutzen. Es müßte ein Zusammenhang geschaffen werden zwischen Verlag und Redaktion auf der einen, den Autoren auf der anderen Seite, aus welchem in gemeinsamer Überlegung sich Bestellung und Form der gewünschten Arbeit in großen Umrissen ergebe.

Um Mißverständnisse auszuschalten: ich stelle mir nicht etwa vor, daß man Dichter wie Hauptmann oder Stehr in dieser Weise durch Bestellungen einspannte (obwohl auch das bei einiger Vor- und Rücksicht durchaus denkbar wäre). Ich denke überhaupt nicht so sehr an die Dichter als an die Schriftsteller, d. h. an die vielen literarisch begabten Leute, die fähig sind, sachlich und sauber, anständig und unterhaltend ein Stück innerer oder äußerer Welt hinzustellen, einen Roman im guten Wortsinn zu schreiben. Zwischen ihnen und den Redaktionen könnte sehr wohl ein Zusammenhang geschaffen werden, der das Schreiben ins Blaue aufhebt und die Arbeit auf Bestellung an seine Stelle setzt. Der gewohnheitsmäßige Hochmut der Autoren, den man fälschlich Idealismus nennt, wird sich natürlich zunächst dagegen sträuben: sobald die Leute das Sinnvollere und auch für sie erheblich Ersprießlichere einer solchen Regelung eingesehen haben, werden sie ohne weiteres einverstanden sein und das Gute dieser Zusammenarbeit erkennen.

Denn diese hat durchaus gute Seiten. Insofern nämlich, als der Mann am Redaktionstisch schon von Berufs wegen häufig viel mehr Fingerspitzengefühl für Wesen und Bedürfnisse der Zeit hat als der Autor auf seinem Isolierschemel am Schreibtisch. Das Werdenwollende wird an diesen merkwürdigen Durchschnittspunkten von Wirklichkeit und erster primitiv schneller Geistigkeit, wie sie die Zeitungen darstellen, viel schneller fühlbar als in den abgelegenen Gegenden dichterischer Geistigkeit — und aus dem Gegeneinander der verschiedenen Weltaspekte, wie sie der Schaffende und der Vermittler haben, ergibt sich leicht Fruchtbareres als aus noch so tiefsinnigen Gesprächen gleich Weltunberührter.

Anfänge zu dieser bestellten Literatur sind übrigens längst gemacht worden; manch ein bekanntes Buch der letzten Jahrzehnte verdankt einem

Verlegerwort sein Entstehen. Was fehlte, war die Rücksicht auf das Publikum, die Bestellung im Hinblick auf die bewußte Haltung der gesamten Zeitung. Die Ansätze zu einer gewissen Zusammenarbeit aber sind, wenn auch unausgesprochen, bereits gegeben: es handelt sich nur darum, sie auszubauen und im Sinne einer wirklich fruchtbaren Bestellung für beide Teile weiter zu entwickeln.

Dieser Ausbau kann in mehreren Richtungen geschehen. Zunächst einfach so, daß zwischen Autor und Zeitung vor der Entstehung des Werkes ein gewisses Übereinkommen getroffen, Haltung und Möglichkeiten des zu schreibenden Romans im Umriß besprochen und vereinbart werden. Der Weg wäre dabei so: entweder der Autor, der einen Plan hat, trägt, bevor er beginnt, seine Absicht irgendeiner Redaktion vor, die nun ja oder nein sagt, und ihrerseits Wünsche äußert — oder die Redaktion trägt umgekehrt ihre Wünsche einem Autor vor, der nun seinerseits zu der Frage, ob er den Auftrag übernehmen will, ja oder nein zu sagen hätte.

Der zweite Weg ist der richtigere. Bei dem ersten Verfahren bleibt die Initiative beim Autor; erst im zweiten kommt sie zu der wirklich aktiven und wirklich wollenden Stelle. Beim ersten bleiben Laune und Zufall bestimmend, beim zweiten fallen sie fort. Und überdies führt dieser zweite Weg von selbst zu wirklich fruchtbarer Ausgestaltung des ganzen Verhältnisses zwischen Schriftsteller und Besteller.

Konsequenz dieser zweiten Methode ist nämlich, was zunächst grotesk klingen mag, die feste Anstellung des Romanschriftstellers durch den Verlag der Zeitung. Jedes große Blatt muß sich heute einen Kunstkritiker, ein bis zwei Theaterkritiker halten, Männer, die nur zum Überwachen der Einwirkungen des Schaffens künstlerischer Menschen auf die Masse berufen sind. Auf die Idee aber, sich selbst zu einer solchen Produktionsquelle zu machen, und damit diesen Einwirkungsprozeß von vornherein viel bewußter zu regeln, als es heute der Fall ist, ist die Zeitung bis heute noch nicht gekommen. Obwohl nichts näher läge, als daß ein großes Zeitungsunternehmen geeignete Schriftsteller durch Vertrag an sich bindet, die verpflichtet sind wie die anderen für den Kunst- und Theaterteil, so für den Romanteil im Sinne der gesamten kulturellen Wirkungsabsichten des Blattes tätig zu sein.

Es gab einmal einen Verleger, der dies bereits erkannt hatte. Reimar Hobbing ging in einem Gespräch sehr begierig auf diese Idee ein und verband sie mit einem Gedanken, der ihn während des Krieges in ähnlicher Richtung beschäftigt hatte. Er wollte junge Leute verpflichten, die sehen und schreiben konnten, und wollte sie nach Friedensschluß in die für uns dann besonders wichtigen Länder schicken. Nach dem Balkan, nach Kleinasien, Mesopotamien, und zwar ohne oder mit sehr wenig Geld. Sie sollten nicht die üblichen Hotel- und Kommissionsreisen machen, sondern Reisen in der Unterschicht. Reisen mit Abenteuern. Sie sollten sehen und mitleben, wie das Land war, und wie seine Menschen, nicht wie die fremden Gäste seiner Hotels lebten. Von diesen Erfahrungen sollten sie erzählen, und Deutschland sollte aus diesen Berichten seinen Nutzen haben.

Von hier bis zum Abenteurerroman, zu dem man jemand auf Reisen schickt, war nur noch ein Schritt, und Hobbing war durchaus geneigt, ihn zu gehen. Er sah durchaus ein, wieviel stärker die Wirkung des romanhaft Aufgemachten gegenüber dem bloßen Bericht ist. Und der Abenteurerroman mit wirklichem Untergrund, geschrieben auf Bestellung des Verlegers, spukte immer wieder durch die Pläne dieses rastlosen Gehirns.

Zieht man aus alledem die praktischen Konsequenzen, so würde sich ergeben, daß der Verleger, der bewußt die Möglichkeiten zu Wirkungen in bestimmter Richtung, die hier ungehoben liegen, nutzen will, daß der ein paar junge, nicht dichterisch-literarisch, sondern lebendig-schriftstellerisch begabte Männer engagiert, mit der Verpflichtung, in Fühlung mit der Redaktion und in Übereinstimmung mit ihr bestimmte Gebiete, Probleme, Wirklichkeitskreise zu studieren und in Romanform von einem bestimmten Blickpunkt aus für sein Publikum zu behandeln. Das heißt nicht die freie Arbeit des freien Schriftstellers ausschalten und den Künstler zum Lohnsklaven des Kapitals machen, es heißt auch nicht, neben der Gefahr des Gesinnungstheaters auch noch die des Gesinnungsromans heraufbeschwören. Die liegt natürlich vor und ist möglich, aber sie liegt, seit es sozialistische, katholische, völkische oder sonstwie bestimmte Verleger gibt, auch ohnedies schon lange ebenso vor. Vor allem aber, die zwei oder drei angestellten Leute, die auch ein großer Verlag sich nur leisten könnte, können den ganzen Bedarf einer Zeitung an Romanen doch nicht decken, und das freie Angebot wäre durch diese Einrichtung keineswegs aufgehoben. Die Dinge liegen vielmehr ganz ähnlich wie beim Theater. Der Roman auf Bestellung deckt die Bedürfnisse eines gewissen Massenteils der Leser, während der in Freiheit entstandene, in irgendeiner Weise zur Dichtung in Beziehung stehende Roman für die nicht mehr an die Masse gebundenen, schon abgespaltenen Einzelnen unter den Lesern erforderlich ist. Jede Redaktion einer großen Zeitung würde infolgedessen gerne nach wie vor die guten, brauchbaren, von außen kommenden Romane annehmen, schon weil diese nach wie vor die Ausnahme bleiben werden. Sie wird es sich aber auch nicht nehmen lassen, auch dem Romanteil der Zeitung ihr Gesicht, das Abbild des gesamten Willens der Zeitung, aufzuprägen — eben auf dem Wege der Bestellung.

*

Die Gefahren, die sich von hier aus genau so ergeben können wie beim Theater durch die Organisationen der Masse und die Bestellung von Stücken mit Rücksicht auf die Bedürfnisse dieser Masse, stehen hier nicht zur Diskussion. Es war die Absicht, lediglich einmal die latente Umwandlung und Veränderung in den Beziehungen zwischen Autor, Vermittler und Publikum aufzuzeigen. Der Prozeß liegt in der Luft und will Wirklichkeit werden, ist es teils schon geworden. Man kann das beklagen, bekämpfen oder bejahen und unterstützen: jedenfalls muß man zunächst einmal das Faktum sehen, feststellen und klarlegen. Dieses zu versuchen war der Zweck dieses Aufsatzes.

Finnische Dichtung

Von

Karl Tiander

Wer einmal Finnland besucht und dabei die eigenartige Natur seiner tausend Seen und tausend Inseln in Augenschein genommen hat, der wird zugeben, daß auf dem ganzen Erdenrund sich kein Gegenstück zu diesem eigentümlichen Landschaftsbilde findet. Und ebenso ist auch die finnische Dichtung einzig in ihrer Art. Mit irgendwelchen internationalen „ismen“ ist ihr nicht beizukommen. Sie muß aus sich selbst heraus verstanden und gewertet werden.

Obwohl eine der jüngsten in der Welt geht die finnische Dichtung auf uralte Klänge zurück. Die Runengesänge, die im urfinnischen Heidentum ihren Anfang nehmen, bilden die Grundlage für die finnische Kunstdichtung, ja für die künstlerischen Bestrebungen der Finnen überhaupt. Die finnischen Runenlieder sind der Urkern, um den sich die Kunstgebilde der finnischen Dichtung, Musik, Malerei und Skulptur kristallisieren.

Elias Lönnrot (1802—1883) heißt Finnlands Homer. Er begnügte sich nicht bloß mit der gewissenhaften Aufzeichnung der Runengesänge, wie sie zu seiner Zeit noch im Munde des Volkes fortlebten, sondern folgte dem Beispiel der Sänger, die oft zwei oder mehrere Lieder zu einem größeren Ganzen vereinigten. Lönnrot betrachtete sich als einen Rhapsoden, der über die Gesamtheit der überlieferten Lieder verfügte, und fühlte sich daher berufen, die Einzelgesänge zu einem großen Epos zusammenzufügen. So erschien 1836 „Kalevala“, das in seiner endgültigen Fassung 50 Runen mit 22795 Versen umfaßt.

Eine andere Quelle der finnischen Kunstdichtung war die christliche Religion, die teils durch die kirchliche Predigt und den biblischen Unterricht die Phantasie befruchtete, noch mehr aber in Form von pietistischen Bewegungen die Gemüter des einfachen Volkes auf dem Lande ergriff. Noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die finnische Kunstdichtung zu keimen begann und auch die finnische Zeitungsliteratur ihren Anfang nahm, bildeten die Volkslieder einerseits und die religiösen Predigten andererseits die einzige geistige Speise des finnischen Volkes.

Neben diesen beiden Quellen schöpfte die finnische Kunstdichtung ihre Anregungen aus Finnlands herrlicher Natur, die mit ihren grellen Kontrasten von Licht und Finsternis, von Wärme und Kälte, von blühendem Leben und eisiger Starre so recht dazu angetan ist, die schöpferische Einbildungskraft

anzuregen. Schon die Runensänger gaben einander den Rat: „Lausch' dem Rauschen jener Tanne, die dein Häuschen überschattet." Aber nicht bloß die rauschende Tanne, auch die rieselnden Waldbäche und tosenden Stromschnellen, die brandenden Meereswogen und die heulende Windsbraut, die Pracht der Sterne und die jagenden Wolken — sie alle hatten dem finnischen Dichtergemüt, das noch die Sprache der Natur nicht verlernt hatte, wie es bei manchen überkultivierten Völkern der Fall ist, so vieles zu erzählen.

Nur mit Mühe läßt der Boden Finnlands sich die Ernte abringen, und oft, wenn die Saat gut aufgegangen und gereift ist, kann eine Frostnacht den Bauer um den Ertrag seines Ackers bringen. Und dann folgen Not und Entbehrungen! Es ist keine leichte Arbeit, den Urwald aufzuroden, die Moore zu entwässern und unterm Polarkreis Ackerbau zu treiben. Wir verstehen das Bekenntnis der Volkssänger: „Sorge war des Liedes Mutter — aus dem Lied entstand die Freude."

In der finnischen Volksdichtung suchen wir vergebens nach Liebesabenteuern, ritterlichen Heldentaten und Schlachtenlärm — Motiven, die der mittelalterlichen Dichtung Westeuropas eigen sind. Die finnische Poesie ist von vornherein auf das Alltagsleben und den Kampf ums tägliche Brot eingestellt. Ein derb realistischer Zug geht durch die finnische Kunstdichtung. Es ist dies eine gewisse Gebundenheit an die einheimische Scholle, eine fest eingewurzelte Bodenständigkeit, die „den Ritt in das alte romantische Land" vereitelt. Daher die organische Abgeneigtheit der finnischen Dichtung, sich fremden Einflüssen unterzuordnen. So bewahrte die finnische Kunstdichtung in weit größerem Maße als die Literatur der meisten Völker ihre nationale Eigenart. Und hierin liegt ihr wunderbarer Reiz.

* * *

Lange bevor es in Finnland eine finnische Kunstdichtung gab, hatte man daselbst den Musen in schwedischer Sprache gehuldigt. Da Finnland von Schweden aus seine Rechtsordnung erhalten hatte und auch das Verwaltungswesen Finnlands sich in Stockholm konzentrierte, so war die Sprache der Behörden und Gerichte schwedisch. Auch der höhere Unterricht fand in schwedischer Sprache statt und erst 1858 wurde in Jyväskylä die erste höhere Schule mit finnischer Unterrichtssprache gegründet. Noch bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts behauptete die schwedische Sprache ihre Vorherrschaft in der Administration und Rechtspflege und im höheren Unterricht Finnlands.

Aber selbst die schwedischen Dichter Finnlands konnten sich den obengenannten Faktoren der finnländischen Natur und der harten Lebenserfahrung nicht entziehen und bereiteten auf diese Weise der finnischen Kunstdichtung den Weg. Eine Ausnahme bilden nur diejenigen Dichter, die den größten Teil ihres Lebens nicht in Finnland, sondern in Stockholm verbracht haben. Sie haben ihre finnländische Eigenart eingebüßt und sind den internationalen Geschmacksrichtungen anheimgefallen.

Graf Gustav Philip Creutz (1731—1785) verfiel in die leichte spielende Art des Rokoko und verfaßte die bukolische Idylle „Atis und Camilla". Der liebenswürdige und heitere Naturpoet Frans Mikael Franzén (1772—1842) vergaß seinen herzlichen Ton und begann im Stile der akademischen Schule zu moralisieren. So gingen hervorragende Dichterbegabungen für die Entwicklung der Kunstdichtung in Finnland verloren.

Aber diejenigen Finnländer, die ihrer Heimat treu blieben, haben die Interessen der finnischen Geisteskultur gefördert, obwohl sie in schwedischer Sprache wirkten und dichteten. Die erste Anregung ging von Henrik Gabriel Porthan (1739—1804), dem Professor der Universität zu Abo, aus, der den Grund zum wissenschaftlichen Studium der finnischen Geschichte, Sprache, Mythologie und Volkspoesie legte. Unter seiner Ägide entstand die erste literarische Vereinigung — die Aurora-Gesellschaft — in Finnland. Porthan war es auch, der die erste Zeitung in Finnland begründete. Porthan hat die Bedeutung der finnischen Volkspoesie vorausgeahnt, noch bevor größere Sammlungen vorlagen, und verfaßte eine Abhandlung „Dissertation de poesi fennica".

In die Fußspuren Porthans traten der obenerwähnte Elias Lönnrot und der große Sprachforscher Mathias Alexander Castrén (1813 bis 1852), der mühsame Reisen in den hohen Norden und nach Sibirien unternahm, um die den Finnen sprachverwandten Völker kennen zu lernen und die Urheimat der Finnen zu entdecken. Aus dieser von Porthan angeregten Stimmung heraus schöpfte auch Johan Ludwig Runeberg (1804—1877) seine Begeisterung, als er seine „Elchjäger" und „Hanna" (zwei epische Dichtungen) und die „Erzählungen FähnrichStåls" (eine Sammlung episch-lyrischer Gedichte) verfaßte. Bei Runeberg ist beides bemerkenswert: sowohl die Form als auch der Inhalt. Während in ganz Europa und auch in Schweden der gezierte, verschnörkelte Stil der nachklassizistischen Epoche zum guten Ton gehört, drückt sich Runeberg einfach und sachlich aus. Seine Sprache ist klar und erfrischend, wie Quellwasser, und wird durch die Gegenständlichkeit seiner Schilderung bedingt. Denn in den genannten Dichtungen berichtet Runeberg über das Leben und Leiden des finnischen Volkes. Es sind gewöhnliche, stille, anspruchslose Menschen, die er vorführt; es sind alltägliche, für die Außenwelt unbemerkbare, für die Innenwelt erschütternde Ereignisse, die er schildert; dazu braucht Runeberg nicht der großen Worte.

Statt in carrarischem Marmor, hat Runeberg in finnischem Granit gearbeitet. Aus diesem groben Material schuf er Gestalten, in denen die wesentlichen Züge des finnischen Volkes ausgeprägt sind. Diese der Wirklichkeit treu abgelauschten Züge lassen aber auch die wahre Menschlichkeit hervorleuchten. So gewinnt das Alltägliche eine monumentale Größe. Das tief Nationale wird zur Offenbarung der reinen Humanität.

Es ist kein Zufall, daß eins von Runebergs Gedichten zum Nationalhymnus Finnlands und ein anderes „Der Björneborgische Marsch" zum Honneursmarsch der finnländischen Armee geworden ist. Das Grundthema der Dichtung Runebergs ist die Liebe zur Heimat. Diese Liebe ist nicht mit irgendwelchen Vorteilen verbunden, im Gegenteil, „unser Land" — singt Runeberg — „ist arm und wird so bleiben, für den, der Gold begehrt, doch" — setzt der Dichter unmotiviert hinzu — „wir lieben dieses Land". Die Liebe zur Heimat ist bei Runeberg etwas Selbstverständliches. Selbstverständlich ist die Geduld, mit der der Finne Frost, Mißernte und Hunger erträgt; selbstverständlich ist die Opferfreudigkeit, mit welcher der Finne sein Leben für die Heimat hingibt. Als das Kötnermädchen ihren Geliebten nicht unter den Gefallenen auf dem Felde der Ehre findet, so meint sie: warum ist er nicht fürs Vaterland gestorben? In einem anderen Gedicht erzählt Runeberg von einer Mutter, die jeden Abend vor dem Schlafengehen eine andachtsvolle Stunde vor den Bildnissen ihrer beiden Söhne verbringt, die den Heldentod fürs Vaterland

gestorben sind. Die erhabene Stille des Schlachtfeldes, das Andenken an die toten Helden, die Ehrung von Kriegsinvaliden — das sind Motive, bei denen Runebergs Muse am häufigsten verweilt.

Durch Runebergs Dichtungen kam das Nationalgefühl dem finnischen Volke zum klaren Bewußtsein. Nicht nur durch seine positiven Schilderungen des finnischen Volkscharakters, sondern auch durch die Kontrastgestalten der Russen, in denen Runeberg die Wesensungleichheit des finnischen und russischen Volkes aufdeckte. Die intuitiven Schilderungen der russischen Kaufleute in den „Elchjägern", des Kosakengenerals Kulnev in „FähnrichStåls Erzählungen" und des Fürsten Potjomkin im Epos „Nadjeschda" mahnten die Finnen an die Notwendigkeit, vor den fremdrassigen Nachbarn auf der Hut zu sein.

In seinen schönsten Gedichten ließ sich Runeberg von den Erinnerungen an den Krieg mit Rußland 1808—1809 begeistern, als das frierende und hungernde schwedisch-finnische Heer Schritt für Schritt vor der russischen Übermacht weichen mußte. Aber Runebergs Dichtung entflammte im finnischen Volke eine patriotische Begeisterung, welche die Niederlage von 1809 mit einem zähen Kampf für die staatliche Selbständigkeit Finnlands quittierte. „Runebergs Gestalten gehen wieder" — hieß es, als die Nachrichten über die Erfolge der weißen Armee im Befreiungskriege Finnlands 1918 bekannt wurden.

* * *

Die patriotische Hochwelle, die einstweilen ihren Ausdruck in der schwedischen Dichtung Runebergs gefunden hatte, trieb aber auch die finnische Jugend an, sich in ihrer eigenen Sprache Gehör zu verschaffen. Aus niedrigen Hütten wanderten die zukünftigen Pioniere der finnischen Bildung in die Städte ein, und nach unsäglichem Darben und mühseligen Studien in den schwedischen Schulen erlangten sie endlich das Reifezeugnis für die Universität, sofern sie nicht, was freilich bei vielen der Fall war, aus Mangel an Existenzmitteln den Schulbesuch hatten unterbrechen müssen. Aber auch der weitere gradus ad Parnassum war diesen Söhnen aus dem finnischen Volke, die durchaus „studierte Herren" werden wollten, keineswegs mit Rosen bestreut.

Unter diesen Burschen, die durch ihren Bildungsdrang aus dem heimatlichen Dorfe und der elterlichen Hütte in die Hauptstadt geführt wurden, befand sich auch A l e k s i s K i v i (1834—1873), der Sohn eines Dorfschneiders, der als erster gottbegnadeter finnischer Dichter seinen Ehrenplatz in der Entwicklungsgeschichte von Finnlands Geistesleben behauptet. Als der Knabe im Spiele mit den Dorfkindern ihnen Predigten hielt und dabei die Höllenqualen in derben Zügen ausmalte, da mögen wohl die pietistischen Eltern den frommen Wunsch gehegt haben, ihren Sohn zur geistlichen Laufbahn heranzubilden. Nach vielen Unterbrechungen im Schulbesuch, die durch Mittellosigkeit hervorgerufen wurden, kam Kivi im Alter von 23 Jahren auf die Universität. Aber Geistlicher ist er trotzdem nicht geworden: einmal verhinderte ihn die drückende Not, sich mit Leib und Seele seinen Studien hinzugeben, zweitens aber haben Runeberg und „Kalevala" seinen Sinn für das literarische Schaffen erweckt. Bei einem Ferienbesuch eröffnete Kivi seinen Eltern, daß er die Absicht, Geistlicher zu werden, aufgegeben habe und „ein Dichter wie Runeberg" werden wolle.

Kivis erste bedeutende literarische Schöpfung war sein Trauerspiel „K u l l e r v o", das 1859 vollendet, 1864 gänzlich umgearbeitet wurde. Den

Stoff entnahm Kivi dem „Kalevala“ und hob damit einen künstlerischen Schatz, der auch Sibelius zu einer symphonischen Tondichtung und Gallén-Kallela zu einem wirkungsvollen Gemälde begeistert hat. Der finnische Sprachforscher Setälä hat eine Parallele zwischen Kullervo und Hamlet gezogen und vermutete sogar eine innere Verwandtschaft dieser beiden Sagen. Eins steht aber fest, daß Kullervo zu den tragischsten Menschenschicksalen gehört, welche die schöpferische Phantasie erfaßt und verinnerlicht hat, und in dieser Hinsicht ungesucht neben Ödipus und Hamlet gestellt zu werden verdient.

Ein anderer Gipfel in Kivis literarischer Tätigkeit ist sein Lustspiel „Die Heideschuster“ (1864, deutsch im Verlag von Heinrich Minden), das mit großem Erfolg neulich auch im Stadttheater in Lübeck aufgeführt worden ist. In epischer Breite wird hier die Werbungsfahrt eines Schustersohnes geschildert, der aber vor seinem Rivalen, dem Sohne eines armseligen Flickschusters, zurücktreten muß. Dabei gerät er gänzlich aus der Fassung, beginnt eine Prügelei im Hause der Braut und muß es beschämt verlassen. Folgt dann die Rückfahrt, die Begegnung im Walde mit dem vergnügten Schneiderlein und die Ankunft im Elternhause.

Wir heben aus Kivis dramatischen Schriften noch den biblischen Einakter Lea (1869) hervor, von dessen Aufführung am 10. April 1869 die Geburt des finnischen Theaters gerechnet wird. Damals gab es noch keine finnische Schauspielerin, welche die Hauptrolle übernehmen konnte. Da erklärte die vortreffliche schwedische Schauspielerin Hedwig Charlotte Raa sich bereit, die Titelrolle auswendig zu lernen. Obwohl sie kein Wort Finnisch verstand, soll Frau Raa doch mit großem Erfolge und zu allgemeiner Zufriedenheit gespielt haben.

Kivis Hauptwerk ist aber sein Roman „Die sieben Brüder“ (1869, deutsch im Verlag von Heinrich Minden 1921). Die Handlung dieses Romans spielt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die Urwälder noch in die südlicheren Gegenden Finnlands reichten, als die Bärenjagd eine beliebte Beschäftigung der Bewohner war, als große Rinderherden gehalten wurden und als die Bevölkerung sich nur unwillig einer höheren Kultur und Gesittung fügen wollte. Die sieben Brüder, deren Vater während einer Bärenjagd umgekommen ist, können sich mit dem Lesenlernen nicht abfinden und von ihrer Rauflust mit der übrigen Dorfjugend nicht ablassen; da ziehen sie es vor, in eine öde Gegend auszuwandern. Hier leben sie ein freies Jägerleben zusammen mit ihrem Pferd, Hund und Hahn. Die langen Winterabende werden durch Diskussionen und Sportspiele verkürzt. Aber schließlich zieht es die Brüder doch zur menschlichen Gesellschaft und ein jeder von ihnen findet den seinen Fähigkeiten entsprechenden Platz. Das Leben in der Einöde hat läuternd und beruhigend auf ihr Gemüt gewirkt.

Kivis Größe und Bedeutung vom Standpunkte der Weltliteratur werden schon dadurch bedingt, daß er einzig in seiner Art ist und sowohl stofflich als auch der Form nach mit keinem anderen Dichter verglichen werden kann. Der Einfluß fremdländischer Dichter, z. B. Shakespeares und Cervantes', ist nur in Kivis nebensächlichen Werken bemerkbar und keineswegs ausschlaggebend für die Hauptwerke. Eigentlich schöpft Kivi seine Stoffe nur aus dem Leben des finnischen Volkes, seinem Denken und Fühlen, von dem wir Kalevala und die Bibel nicht ausschließen dürfen. In jedem seiner „Brüder“ hat Kivi es verstanden, irgendeinen Sondertypus des finnischen Volkes zu schaffen. Gerade in diesen Tagen, wo Finnland nach schweren Prüfungen sich die politische Freiheit errungen und durch seine Sportleistungen die Welt in

Erstaunen versetzt hat, müssen wir zugeben, wie richtig Kivi verfuhr, als er den Freiheitsdrang seiner „Brüder“ und ihre Freude an Körperspielen betonte. Der Grundzug ihres Wesens ist die überquellende Kraft, die sie häufig aus dem Gleichgewicht bringt, die manchmal auch verschwenderisch vergeudet wird, schließlich aber eine allgemein nützliche Verwendung findet. Diese urwüchsigen Menschen stehen aber auch einer ungezähmten Natur gegenüber, wodurch das Schrankenlose an ihnen seine harmonische Berechtigung findet.

Der eigenartige stoffliche Inhalt erfordert aber auch seine besondere Form: in den dramatischen Werken die epische, gemächlich ausmalende Breite, im Roman die dramatisch sich zuspitzende Gesprächsform. Auch dieses gemütliche Reden über Gott und die Sterne und den Weltenbau ist ein charakteristischer Zug des finnischen Volkes, und Kivi trug keine Bedenken, diese Redeseligkeit zum Ausdruck zu bringen, auch wenn dadurch die traditionelle Form des Dramas und Romans durchbrochen wurde. Kivi fühlt sich als wahrhaft großer schöpferischer Geist völlig selbständig und unabhängig: er wandelt seine eigenen Wege, die seine innere Stimme — die Stimme seines Volkstums — ihm vorzeichnet.

* * *

Aleksis Kivi entstammte einer Zeit, wo es infolge der Rückständigkeit des finnischen Schulwesens noch keine finnische Intelligenzschicht gab: er ist deshalb eine einsame, wenn auch hoch emporragende Erscheinung. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts traten aber die Jünglinge, die in den neugegründeten finnischen Mittelschulen erzogen waren, ins Leben hinaus. Das finnische Volkstum wurde nicht nur von einzelnen Pionieren, sondern von einer sich immer verdichtenden Schar intelligenter Kräfte vertreten. Ein Jungwald von Dichtern wuchs empor, von einigen mächtigeren Stämmen überragt.

Durch die Vielseitigkeit seiner Produktion wie auch durch die künstlerische Durchdringung seiner Stoffe steht aus dieser Epoche, die zwischen dem Auftauchen der finnischen Intelligenz und dem Beginn des Weltkrieges liegt, Juhani Aho (1861—1921). Er ist ein Meister der Kleinkunst — der kurzen, knappen Erzählung, der Skizze, des Stimmungsbildes. Er ist der Dichter der „Spähne“, wie er seine Erzählungen nennt. Er ist der Träumer des Sommernachtstraums, der Schwärmer der ersten Liebe, der Schilderer des idyllischen Pfarrhauses am einsamen Strande. Aber er singt auch begeisterte Prosahymnen auf die finnische Badestube und erinnert sich an die Zeiten, als die Landbevölkerung die erste Eisenbahn wie ein Ungeheuer anstaunte und als der Bauer die erste Petroleumlampe kaufte. Aho vereinigte die feine Empfindsamkeit des Kulturmenschen mit dem Sinn für das Eigentümliche des derben Volkslebens.

Daher blieb Aho bei der novellenartigen Form nicht stehen, sondern ging im reiferen Alter zum großen kulturhistorischen Roman über. „Panu“ spielt in der Zeit des untergehenden Heidentums und ist auf Kalevalamotiven aufgebaut. „Frühling und Nachwinter“ schildert die Entwicklung des Pietismus und seine Auswirkung auf die Jugend. „Juho“ hat eine Gegenüberstellung von finnischer und russischer Sinnesart, wie schon Runeberg es versucht hatte, zur Grundlage.

Die politisch bewegten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts konnten an einer so rührigen Persönlichkeit wie Aho nicht spurlos vorübergehen. Das

Vorgehen des russischen Nationalismus geißelte Aho in satirischen Novellen, die unter dem Titel „Das Wacholdervolk“ gesammelt wurden. Mit dieser Bezeichnung charakterisierte Aho die Zähigkeit und Genügsamkeit des finnischen Volkes. — Der Weltkrieg veranlaßte Aho, zu den allgemeinen Menschheitsproblemen Stellung zu nehmen: so entstanden seine Romane „Das Gewissen“ und „Der Friedenseremit“, in denen er auf seine mehr passive Art gegen das schreckliche Weltgeschehen protestiert.

Aho ist durch den normalen Gang seiner Entwicklung gekennzeichnet. Scharf unterscheidet er sich in dieser Hinsicht von Kivi, der wegen seines gehemmten Bildungsganges als auch infolge ständiger Not einem tragischen Schicksal anheimfiel. Aho gleicht einer gesunden, gerade aufwärtsstrebenden Tanne: jedes Jahr setzt ihr Stamm neue Ringe an; jedes Jahr reckt sich die Krone um ein Stück höher der Sonne entgegen; jedes Jahr weitet sich der Erdkreis, der von ihren Ästen beschattet wird.

Der künstlerischen Vollendung und der Popularität Ahos ist nur noch ein Dichter jener Epoche nahegekommen, nämlich Johannes Linnankoski (1869—1913). Er unterscheidet sich von Aho durch sein heißeres Temperament, das in seinem vorherrschenden Interesse für rein seelische Vorgänge und in dem rascheren Tempo der Schilderung zum Ausdruck gelangt. Gemeinsam aber sowohl für Aho wie auch für Linnankoski ist sein objektives Lebensgefühl und die von jedem Nebenzwecke freie Schaffenslust. Linnankoskis Romane aus dem finnischen Volksleben sind „Das Lied von der glutroten Blume“ und „Die Flüchtlinge“. Der Held des ersten Werkes erinnert wieder an Kivis „Brüder“: seine überschäumende Kraft, die ihn zum übermütigen Spiel treibt, sein Trotz, sein Freiheitsdrang und seine schließliche Einstellung in den Kampf mit Finnlands karger Natur — das sind die typischen Züge in beiden Fällen. Wieder haben wir einen Naturmenschen vor uns, der frei wie der Vogel in der Luft durchs Land zieht und dem es in der Hütte zu eng wird, bis der Drang zur Heimatflur erwacht und den Umherirrenden zur bodenständigen Arbeit zurückführt. Diesem Motiv hat Linnankoski dadurch einen besonderen Reiz abzugewinnen gewußt, daß er die Liebesabenteuer seines Helden in den Vordergrund rückte. In Kivis „Brüder“ ist die Liebe ein Nebenmotiv, bei Linnankoski — die Hauptsache. Kivis herbe Epik wird durch Linnankoskis glühende Lyrik verinnerlicht. Aho ist in der finnischen Dichtung der erste Schilderer des Liebeslebens, aber die Glut seiner Empfindung ist bei Linnankoski um das Hundertfache gesteigert.

Das Dreigestirn Kivi, Aho und Linnankoski hat der finnischen Dichtung Eingang in die Weltliteratur verschafft und bei den großen Kulturvölkern, nicht zum mindesten in Deutschland Anerkennung gefunden. Ihre Werke sind in fremde Sprachen übersetzt worden und haben in weiten Kreisen außerhalb Finnlands das Interesse für finnische Literaturerzeugnisse erweckt.

* * *

Zu der jüngsten Generation der finnischen Schriftsteller gehört Simo Eeronen, der dem Leser der „Deutschen Rundschau“ durch die Proben seiner Kunst vertraut ist. Es ist bezeichnend, wie auch Eeronen, trotzdem er aus der Epoche des Weltkrieges und der revolutionären Umwälzungen hervorgegangen ist, an dem Grundthema der finnischen Dichtung festhält. In der

Erzählung „Das entsprungene Kaffeefeuer des Schnaps-Wassilij aus Lupasalmi“ schildert er einen jener verheerenden Waldbrände, wie sie so häufig in den menschenleeren Waldöden Ost- und Nordfinnlands vorkommen. Allmählich sieht der Bauer Jere, der sich mit Weib und Kind an einem See in der einsamen Gegend angesiedelt hat, das Feuer heranziehen. Machtlos steht er dem gewaltigen Naturereignis gegenüber. Er rettet seine Familie, seine Kuh und einen Teil seiner Habe auf eine Insel im See, an die das Feuer nicht heranreicht. Vor seinen Augen brennt seine Hütte nieder und die ganze Gegend wird versengt, bis schließlich ein Regenbruch die Flammen und den Rauch niederschlägt. Jere und seine Familie sind zwar gerettet, aber sein Haus und Garten und Feld sind in einen Aschenhaufen verwandelt. Seine Frau beschwört ihn, das verödete Land zu verlassen. Auch der Geschäftsmann, bei dem er das Land gepachtet, schlägt ihm vor, den Kontrakt zu brechen und eine wohnlichere Gegend aufzusuchen. Aber Jere ist ob dieser Zumutungen erbost. Er will nicht zum Schuster von Jerusalem werden. In der Asche des verbrannten Urwaldes legt er gleich ein Rübenland an und beginnt den Bau einer neuen Wohnung.

Diese standhafte Ausdauer im Kampf mit den Elementen, die „das Gebild von Menschenhand“ geradezu zu hassen scheinen, und dieses zähe Festhalten an der Scholle ist ein bezeichnender Charakterzug des finnischen Volkes — des Wachholdervolkes, wie Aho es genannt hat. Noch deutlicher tritt dieser Zug in Erscheinung, wenn wir den Finnen mit dem Benehmen des russischen Bauers vergleichen. Nach der Mißernte 1921 verließ der russische Bauer in endlosen Scharen seine Heimat und zog aufs Geratewohl in die Ferne. Der russische Schriftsteller A. Jakowlev hat in seiner Erzählung „Sie kommen“ (deutsch im Frenkel-Verlag, Berlin) die Wanderung und das Elend eines ganzen Dorfes, das freiwillig die Heimat aufgegeben hat, geschildert. In zwei Gouvernements: Saratov und Samara sind 700 000 Hektar Ackerland von ihren früheren Bebauern preisgegeben worden und die russische Regierung hat sich vergebens bemüht, die verlassenen Gegenden wieder zu besiedeln. Der Bauer, der seine Scholle verläßt, wird tatsächlich zum Schuster von Jerusalem und geht für die Landwirtschaft verloren. Die preisgegebenen Äcker aber verwildern und werden wieder zur Steppe.

Die Vorgänge in Rußland geben dem Verhalten des finnischen Bauers das nötige Relief. Der Kampf mit den feindlichen Naturgewalten und das Festhalten an der heimatlichen Scholle ist auch das Ur- und Grundthema der finnischen Dichtung — von Runeberg bis auf Eeronen. Der Urtypus dieser dichterischen Darstellung ist Runebergs „Bauer Paavo“. Als der Hagelschauer und der Frost seinen Acker verheeren, da jammert auch seine Gattin:

„Paavo, Paavo, alter Unglücksvogel!
Greif zum Stab, denn Gott hat uns verstoßen!
Schwer ist betteln, schlimmer noch verhungern!“

Aber gleichwie Eeronens Held sich nicht durch die Klagen seines Weibes beirren läßt, erwidert auch Paavo:

„Sieh, der Herr prüft nur, doch er verstößt nicht.
Misch zur Hälfte Mehl mit Fichtenrinde.
Ich will doppelt so viel Rinnen graben
und von unserm Herrgott Wachstum hoffen!“

Nach schwerer Mühe und noch schwereren Prüfungen gewinnt Paavo seinem Acker eine erträgliche Ernte ab. Die Frau ist voll Freude und schickt sich an, Brot aus reinem Roggen zu backen. Aber Paavo hält sie davon ab:

„Weib, nur der verträgt geprüft zu werden,
der nicht in der Not verstößt den Nächsten!
Misch zur Hälfte in das Brot die Rinde;
denn erfroren steht des Nachbars Acker!" [1])

Runebergs Paavo hat eine vorbildliche Bedeutung in der finnischen Dichtung erhalten. Kivis „sieben Brüder" durchleben dasselbe Drama, wie Paavo, in mannigfaltiger Gestalt. Wenn ihr Häuschen in der Wildnis niederbrennt und sie halbnackt und obdachlos dastehen, so denken wir wiederum an Eeronens Waldbrand. Bei Kivi und Linnankoski bäumt sich der Jugendübermut ihrer Helden gegen das alte Naturgesetz, das das finnische Volk zum Kampf gegen die Wildnis und zum Festhalten an der kargen Scholle bestimmt hat; aber das Naturgesetz siegt und die unruhigen Jünglinge kehren zu ihrer Scholle zurück. Runebergs Paavo und Eeronens Jere aber haben sich das Naturgesetz zu eigen gemacht, und darin besteht die moralische Größe dieser scheinbar geringen Gestalten. Zu ihnen gesellt sich auch Eino Leinos „Waldbauer", der von sich selbst berichtet:

„Fort von der Kirche zog ich in den Wald,
weit draußen meine Axt am Seestrand schallt,
beschloß ich doch nach eignem Maß zu bauen,
ganz ohne Hilfe, nur mir selbst zu trauen.
Selbst fällte ich und hieb die Bäume zu,
ich hob das Moos, da stand der Stall im Nu,
den ganzen Sommer sprach das Beil sein Wort,
im Herbst erhob sich auch mein Häuschen dort . . .[2])

Dasselbe hätte auch Eeronens Jere und die meisten Helden der finnischen Dichtung von sich sagen können. Diese vergleichende Betrachtung der Lieblingsgestalten von Runeberg an bis auf Eino Leino und Eeronen zeigen die Konzentriertheit der finnischen Dichtung, die immer wieder zu demselben Grundthema zurückkehrt — zum Kampf mit der wilden und kargen Natur und zum Festhalten an der heimatlichen Scholle.

* * *

Die bereits genannten finnischen Schriftsteller hatten sich jeder Tendenz ferngehalten und sich naiv der Darstellung der Menschen und der Natur um ihrer selbst willen befleißigt. Aber auch die Ideenrichtungen des neunzehnten Jahrhunderts drangen nach Finnland und fanden ihren Niederschlag in der finnischen Dichtung. Auf die ursprüngliche Grundlage, die durch das finnische Volkstum, das Kalevala und die Bibel geschaffen wurde, legte sich eine neue Schicht der sozialen Ideen der Neuzeit. Der hervorragendste Dichter dieser Art ist Arvid Järnefelt (geb. 1861), der sich die Lebensanschauung Tolstois zu eigen gemacht hat. Auch Järnefelt hat eine innere Krise durchlebt,

1) Nach Ernst Brausewetters Übersetzung in Johannes Oehquists Sammlung: „Aus der Versdichtung Finnlands".
2) Friedrich Israel, Gedichte aus Finnland, 1920.

in der er mit den Traditionen seiner Familie und seiner Beamtenkarriere gebrochen, um ein einfaches Leben erst als Dorfschmied, dann als Landmann zu führen. Järnefelt haßt die Stadt und ihre für das Glück des Einzelnen verderbliche Kultur. Sein Ideal ist der Kleinbauer, der von den Erträgnissen des Bodens und den Früchten seines Fleißes sein Dasein fristet. Dieser Kleinbauer ist sich selbst genug — er braucht weder die Kirche noch den Staat. Der Kleinbauer ist zufrieden und glücklich.

Hinter dieser kulturnihilistischen Weltanschauung lauert aber etwas Tieferes, das auch Järnefelt und die anderen tendenziösen Schriftsteller mit Kivi, Aho und Linnankoski verbindet: die Sehnsucht nach der heimatlichen Scholle, das Band, das den Menschen organisch an seine Erde bindet und das nicht zerrissen werden darf, ohne daß der Mensch, wie eine entwurzelte Pflanze, welkt und dahinschwindet. Das ist der Grundgedanke in Järnefelts Romanen und Erzählungen, von denen wir „Das Land der Väter“ und „Helene“ hervorheben.

Auch in Dramen hat Järnefelt seine Ansichten zum Ausdruck gebracht. Im Trauerspiel „Titus“ hat Järnefelt einen klassischen Stoff in neuer Auffassung wiedergegeben und die Tragödie des Menschen dargestellt, der sich unterfängt, über seine Mitmenschen zu herrschen. Man könnte eine Parallele zwischen Schillers „König Philipp“ und Järnefelts „Titus“ ziehen, mit dem Unterschiede freilich, daß der letztere alle Konsequenzen aus seiner Einsicht zieht und der Macht entsagt und freiwillig in den Tod geht.

Auch wenn man die Ansichten Järnefelts nicht billigen kann, so muß man doch die Großzügigkeit seiner Geistesrichtung anerkennen und zugeben, daß die finnische Dichtung in seiner Person einen utopistischen Ideendichter größeren Stils besitzt.

Obwohl auch bei anderen finnischen Dichtern das Interesse für die sozialen Unterschichten zum Vorschein kommt, so besitzt doch niemand von ihnen die Wucht und Schärfe Järnefelts. Ja, manche von ihnen werden durch ihre Muse auf ein Spezialgebiet geführt, in dem sie Hervorragendes leisten. Teuvo Pakkala (geb. 1862) hat seine Eindrücke aus Nordfinnland gesammelt, wo das Leben, abgesehen von den sozialen Mißständen, wegen des Klimas und kargen Bodens doppelt schwer wie in den südlichen Gegenden des Landes zu ertragen ist. Daneben ist aber Pakkala durch seine Erzählungen aus dem Leben der Kinder berühmt, in denen er ein zartes Nachfühlen der Seele des Kindes an den Tag legt.

Kauppis-Heikki (geb. 1862) entstammt den östlichen Gegenden Finnlands und entwirft erschütternde Bilder von dem Leben des Volkes in Savolax. Dabei aber hat auch er seine Spezialität — Frauenschicksale, die ihn über seine Heimatkunst zu allgemeinerer Bedeutung emporheben. Santeri Alkio (geb. 1862), der sich auch im finnischen Reichstag als Führer der Kleinbauernpartei einen geachteten Namen erworben hat, zeichnet sich durch die Schilderungen aus Österbotten aus. Alkio hat seine bestimmten sozialen Fragen, in die er sich verbissen hat und die er mit fanatischem Eifer verficht, so z. B. die Volksnüchternheit, die er in der totalen Trockenlegung Finnlands verwirklicht schaut.

Auch aus Österbotten, wenn auch ohne das scharf betonte politische Interesse Alkios, schöpft seine Stoffe Väinö Kataja (1867—1914), während Kalle Kajander (geb. 1862) mit Tavastland eng verwachsen ist. Die Sympathien, welche die geschilderte Gruppe von finnischen Schriftstellern den unteren Schichten, sagen wir dem dörflichen Proletariat entgegenbrachten,

knüpften sie an ihre engere Heimat und benahmen ihrer Einbildungskraft die dichterische Freizügigkeit. Jeder hat seine Provinz, in der er geboren ist und die er dichterisch ausbeutet, ohne in das Nachbargebiet zu schauen. So entwickelt sich unter dem Einfluß sozialer Ideen eine weit verzweite und eifrig gepflegte Heimatkunst.

Eine besondere Gruppe bilden die Schriftsteller, die dem dörflichen Proletariat selbst angehören, also nicht bloß mit ihm sympathisieren und sich zu ihm hingezogen fühlen, sondern aus ihm hervorgegangen sind und niemals den Zusammenhang mit ihm gebrochen haben. Der hervorragendste unter diesen Schriftstellern aus dem einfachen Volke ist Pietari Päivärinta (1827 bis 1913), dessen kunstlose, aber deshalb gerade ergreifende und überzeugende Aufzeichnungen auch außerhalb Finnlands Beachtung gefunden haben.

Der historische Roman fand in Finnland seine besondere Pflege durch Santeri Ivalo (geb. 1866), der namentlich durch sein Werk „Der Kampf um die Einöde" einen großen Erfolg erzielte. Neben ihm steht der Vertreter einer jüngeren Generation, Kyösti Vilkuna (geb. 1879), dessen historischer Roman „Das Schwert und das Wort" ebenfalls eine allgemeine Anerkennung gefunden hat. Ivalo und Vilkuna sind somit die Vertreter des historischen Romans in der finnischen Dichtung.

* * *

Finnland war eins der ersten Länder, in dem die Frau, sowohl was die Schulbildung anbetrifft, als auch im wirtschaftlichen und politischen Leben die gleichen Rechte, wie der Mann erwarb. Schon im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gab es in Finnland eine Menge Schulen, nicht nur Elementarschulen, sondern auch Mittelschulen, in denen Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet wurden, und durch die Landtagsreform von 1906 erhielten die Frauen politisches Wahlrecht in Finnland. Unter diesen Umständen ist es natürlich, daß wir bei der Übersicht der finnischen Dichtung auch auf eine Reihe schriftstellernder Frauen stoßen.

An der Spitze dieser Gruppe steht Minna Canth (1844—1897), die in ihren Erzählungen und Dramen die Seelenkonflikte und unterdrückte soziale Stellung der Frau schilderte. Die speziellen Frauenfragen werden noch durch die Milieuschilderung des Proletariats besonders verschärft. Minna Canth weilt nicht nur bei der Landbevölkerung, wie die meisten finnischen Dichter, sondern führt auch die Fabrikarbeiterfrage in den Kreis der finnischen Dichtung. Ihre Dramen „Die Arbeiterfrau", „Die Unglückskinder" u. a. wirkten ihrer Zeit wie eine Offenbarung. Niemand wird auch heute ohne Rührung die Erzählungen „Anna-Liisa", „Die Pfarrersfamilie" u. a. lesen. Minna Canth ist nicht nur die erste finnische Frau, die in der Dichtung ihre Stimme zur Anklage gegen die Ungerechtigkeiten der sozialen Gesellschaft erhob, sondern auch die schöpferisch begabteste Dichterin, die die schriftstellernden Frauen der folgenden Generation kopfhoch überragt.

Minna Canths Losungen hat Maila Talvio (geb. 1871) übernommen. Außer Erzählungen und Schauspielen, in denen sie gewisse Schattenseiten des finnischen Lebens aufdeckte und geißelte, beherrscht Maila Talvio auch die Form des großen gesellschaftlichen Romans. Wir nennen ihre Werke „Ninives Kinder" und „Lebensblüten", in denen grelle sati-

rische Streiflichter auf die gesellschaftlichen Zustände, namentlich der städtischen Bevölkerung, fallen.

Die Schriftstellerin Aino Kallas (geb. 1878) hat durch Heirat in Estland eine zweite Heimat gefunden und verlegt ihre Schilderungen gern an den südlichen Strand des Finnischen Meerbusens. Eine Sammlung ihrer Erzählungen heißt auch „Hinterm Meere“, ein Roman trägt als Titel den Namen des estnischen Helden „Ants Raudjalg“. — Eine zweite finnische Schriftstellerin, die ihr eigentümliches Gebiet pflegt, ist Helmi Krohn, die sich auf die biographische Erzählung verlegt hat, wobei sie etwas ganz besonders Reizvolles in dem Buche „Als die Großen klein waren“ geboten hat. Ihrer Feder entstammt auch die Sammlung „Finnlands große Männer“.

Während wir bei den genannten Dichterinnen ein vorwiegendes Interesse für gesellschaftliche Zustände und Probleme finden, ist das Subjektive bei Maria Jotuni (geb. 1880) und L. Onerva (geb. 1882) mehr betont. Beide haben ihr Augenmerk auf psychologische Rätsel und Verwickelungen gerichtet, die in naturalistischer Schärfe beleuchtet werden. Jotunis Novellensammlung „Liebende“ und Onervas Sammlung „Mann und Weib“ sind typische Belege dieser eigenen Richtung. Jotunis dramatische Dichtung gipfelt in dem Drama „Das alte Haus“.

L. Onerva ist entschieden die vielseitigste und fruchtbarste finnische Dichterin der Gegenwart. Obwohl sie Verfasserin ist zweier psychologischer Romane „Mirdja“ und „Inari“, obwohl das finnische Theater fast jährlich eine neue Komödie von ihr aufführt, so kommt ihr Talent doch am hellsten in ihrer trüben, wehmütigen Lyrik zur Geltung. Sie übersetzt gern Musset — eine gewisse Geistesverwandtschaft zieht sie zu dem Dichter der Nacht und des einsamen Mondes hin. Eine ihrer lyrischen Sammlungen heißt „Lieder einer Straßenlaterne“: auch Onervas Dichterfackel leuchtet nur auf zur Nacht. Sie apostrophiert gewöhnlich die Nacht, sie ist die einsam Wandernde — durch die Nacht, sie sehnt sich nach der Nacht und betet:

Mildherz'ge Klotho,
Weg aus den Gluten
will ich ins Dunkel;
leg auf ein anderes
Haupt nun des Lebens
Kronengefunkel!

Ihre Seele lebt in den Stimmungen der Nacht, wie es auch eins ihrer schönsten Gedichte offenbart:

Jedwede Nacht seh ich der Sterne Pracht,
anklagend pocht mein Herz jedwede Nacht.
Ich kenn euch wohl, ihr hohen, himmlischen Lichter;
über dem Menschen hängt ihr als Henker und Richter.
Wer zu euch strebt, den straft ihr mit Verderben,
laßt seinen Schönheitstraum erstarren und sterben.[3])

* * *

3) Die Verszitate sind aus dem Buche Johannes Öhqvist, Aus der Versdichtung Finnlands (1918) entnommen.

Ebenso wie wir bei den schriftstellernden Frauen einen Gegensatz zwischen den sozial Interessierten und den Dichterinnen mit subjektiver Betonung feststellen konnten, so haben wir auch eine Gruppe finnischer Dichter, die lieber den Blick in ihre eigene Seele versenken, als auf der Umgebung ruhen lassen. Sie sind ihrem ganzen Wesen nach Lyriker. Ihren Dramen und Erzählungen liegt ein lyrischer Ton zugrunde. Sie geben der Versform vor der Prosa den Vorzug, und manche unter ihnen sind Meister des Verses geworden. Ihre lyrische Natur befreit sie auch von den Fesseln der Bodenständigkeit, der die episch angelegten Dichterbrüder anheimgefallen sind. Nicht so zu verstehen, als ob diese Gruppe von finnischen Dichtern heimatlose Gesellen sind. Nein, auch sie pflegen gern die heimatlichen Motive, aber nebenbei ist ihnen auch ein kosmopolitischer Zug eigen. Die meisten von ihnen haben auch die finnische Dichtung mit vortrefflichen Übersetzungen bereichert.

Eingeleitet wird diese Richtung in der finnischen Dichtung von Juhana Henrik Erkko (1849—1906). Aus seiner großen und mannigfaltigen Produktion heben wir zuerst seine Versdramen hervor, die alle auf Kalevalamotive zurückgehen: „Aino“, „Kullervo“ und „Die Hochzeit in Tohjola“. Erkko schloß sich der pietistischen Bewegung an und aus diesem verzückten Geiste heraus verfaßte er sein Ideendrama „Der Wissende“ und seine Erzählung „Der Gläubige“. Erkko war auch der erste finnische Dichter, der in seiner Lyrik einen subjektiven Ton anschlug.

Eine Weiterentwicklung namentlich in der Verstechnik erfuhr die finnische Lyrik bei Kasimir Leino (geb. 1866), der seine Gedichte unter dem Titel „25 Jahre“ gesammelt hat. Er hat auch ein großangelegtes Versdrama verfaßt: „Jaakko Ilkka und Klaus Fleming“, dessen Stoff der finnischen Geschichte entnommen ist.

In Larin Kyösti (geb. 1873) besitzt Finnland seinen größten Balladendichter. Dabei versteht er sowohl die Volkssagen und abergläubischen Vorstellungen seines Volkes, aber auch konkrete Beobachtungen der Wirklichkeit dichterisch auszubeuten: auf diesen zwiefachen Ursprung deuten schon die Titel seiner Sammlungen — „Brot und Gesang“, „Die Lieder aus einer alten Stadt“, „Die Bilder des Fensterspiegels“ u. a. Größere episch-lyrische Dichtungen sind „Das schwarze Pferd“ und „Aslak Hetta“. Larin Kyösti hat auch nach dem Beispiel seiner Vorgänger Dramen verfaßt: „Lemminkäinen“ nach einem Kalevalamotiv und die Märchenkomödie „Tuhkimo und die Königstochter“. Einige vortreffliche Proben von Larin Kyöstis Balladenpoesie finden sich bei Johannes Öhqvist: „Aus der Versdichtung Finnlands“.

Der König aber unter Finnlands jetzt lebenden Dichtern ist Eino Leino (geb. 1878). Seine Produktivität ist geradezu erstaunlich, wobei er seine glänzende Begabung auf den verschiedensten Gebieten betätigt. Er hat Runeberg, Goethes „Iphigenie“, Racine und Dantes „Göttliche Komödie“ ins Finnische übersetzt. Unter seinen Dramen finden wir klassische und märchenhafte Stoffe, doch verzeichnete er die größten Erfolge mit den Schauspielen aus der vaterländischen Geschichte: „Lalli“, „Der Bischof Tuomas“ und „Maunu Tavast“. Leino hat auch lesenswerte und lesbare Romane verfaßt, z. B. „Olli Suurpää“ und „Jana Könty“. Und doch stellt sich kein finnischer Leser Eino Leino als Dramatiker oder Romanschriftsteller vor, denn er ist der Lyriker Finnlands par excellence. Von den flüchtigsten Erscheinungen und Stimmungen zu den erhabensten Hymnen pendelt Eino

Leinos schöpferische Einbildungskraft. Er besingt den bleichen Mond und Heimchens Hochzeitsreise mit derselben Innigkeit wie „Wäinä Möinens Gesang“, in dem er die tiefsten Probleme des Lebens streift. An Zierlichkeit, an poetischem Duft kommt Eino Leino den größten Lyrikern aller Zeiten gleich. Eine kleine Probe genügt:

Wer war sie? Ein Flüstern im Mondeslicht,
ein Elflein im Taugras gefunden,
oder bloß ein Traum, eines Sängers Gedicht,
ein Einfall nächtlicher Stunden?
Ich weiß nicht. Doch war's einer Elfe Gesang,
so laß mich die Zauberkraft preisen.
Und war es ein Ton, der in mir klang,
so sang ich die zartesten Weisen.

Herrliche Gedichte hat Eino Leino auch den Deutschen gewidmet, die während des finnländischen Befreiungskampfes nach Finnland gekommen waren, um den Sieg der gerechten Sache herbeizuführen. Zur Eröffnung der deutschen Schauspiele im Sommer 1918 verfaßte Eino Leino einen schwungvollen Prolog. Besonders aber stimmungsvoll ist sein Hymnus über das deutsche Heldengrab in Helsingfors:

Wipfel mit weichem Laub, unter denen die Helden jetzt ruhen,
stehen als stumme Wacht still mit den Wäldern und Seen.
Flammet ihr Himmel ringsum! Du Sonne, versinke in Bränden!
Schimmernde Nacht ohne Grau ruht über Wasser und Land .....[4])

Während Eino Leino der anerkannte Dichterfürst Finnlands ist, werden gegenwärtig große Erwartungen an Joel Lehtonen (geb. 1882) geknüpft. Nachdem er in romantischen Visionen geschwelgt und auch seine Reiseeindrücke poetisch verwertet hat, wobei seine Sammlung „Myrte und Alpenrose“ entstand, wandte Lehtonen sich dem Volksleben zu. Diese Umwandlung bestätigt seine Gedichtsammlung: „Von den Jahrmärkten“. Hand in Hand mit diesem Wechsel der Motive wird auch die Form abgeklärter und sicherer. Lehtonen ist auf dem Wege, ein großer Dichter zu werden.

Ein ganz hervorragender Nachdichter ist Otto Manninen (geb. 1872). Er hat Homer der finnischen Dichtung geschenkt — eine Tat, die alle anderen Übersetzungen in den Schatten zu stellen droht. Durch seinen Anschluß an klassische Vorbilder zeichnet sich der formgewandte Lyriker Koskenniemi (geb. 1885) aus. Neben der Antike hat Koskenniemi noch eine große Liebe — Deutschland. In den Tagen der schwersten Not des deutschen Volkes sang Koskenniemi zuversichtlich:

Der deutsche Tag ist auch der Tag der Erde
und Deutschlands Nacht ist auch der Erde Nacht.
O Deutschland, dessen Nacht viel Sterne schmücken,
dein Weg ist schon von Morgenglanz erhellt,
und neu wird deinem Fleiß die Ernte glücken,
du größter Sämann auf dem Erdenfeld.[5])

* * *

4) Friedrich Israel, Gedichte aus Finnland, 1920.
5) Ebenda.

Wir müssen unsere Wanderung durch den Garten der finnischen Dichtung an der Stelle unterbrechen, wo höchstwahrscheinlich eine prächtige Blütezeit einsetzt. Die politische Befreiung und staatliche Selbständigkeit des finnischen Volkes hat auf allen Kulturgebieten fördernd und anregend gewirkt, also muß auch die finnische Dichtung unserer Zeit einen mächtigen Aufschwung erleben. Aber der Historiker kann sich in diesen Neuerscheinungen aus Mangel an Perspektive noch nicht zurechtfinden und muß es einer späteren Zeit überlassen, die Pfade durch die finnische Literatur nach 1918 aufzufinden und zu ebnen. Vorläufig wird man sich mit Mutmaßungen, Ahnungen und Hoffnungen begnügen müssen.

Die Liebe zur Heimat ist der bezeichnendste Zug der finnischen Dichtung. Mit rührender Zähigkeit hängt der Finne an seiner Natur, an seinem Volk, an seinen Einrichtungen. Man könnte ein ganzes Buch darüber schreiben, wie die finnischen Dichter von Kivi und Aho bis auf Eino Leino die finnische Badstube besingen. Aber das Bewußtsein der politischen Freiheit muß diesem Heimatgefühl einen höheren Schwung und tieferen Gehalt verleihen. Zugleich aber wird das von fremder Vormundschaft befreite Finnland sich in weit größerem Maße als bisher als Mitglied der Völkerfamilie fühlen und in noch engeren Kontakt mit den großen Weltproblemen treten. Das kosmopolitische Gefühl, das den älteren Dichtern fremd war, sich aber namentlich bei den jüngeren Generationen zu entwickeln begann, wird in der finnischen Dichtung hinfort immer mehr zur Geltung kommen, ohne dabei dem Heimatgefühl Abbruch zu tun. Gerade in der gegenseitigen Durchdringung dieser beiden psychischen Faktoren dürfte die finnische Dichtung in Zukunft ihre größte Bereicherung erfahren.

Es ist kaum zu erwarten, daß die finnische Dichtung sich von den Grundlagen, die wir aufgedeckt haben, entfernt. Damit hängen aber nicht nur die vorhandenen Züge der finnischen Dichtung zusammen, sondern auch das, was die finnische Dichtung nicht besitzt und wodurch sie sich von den westeuropäischen Literaturen unterscheidet. Wir werden in der finnischen Dichtung vergebens nach verblichenen überkultivierten Typen suchen, wie sie das Großstadtleben Europas erzeugt. Die finnischen Dichter wandeln nicht auf Asphalt, sondern in Wald und Flur. Durch die finnische Dichtung weht die Salzluft des Meeres oder der Harzduft der Kiefern. Die seelische Gebrochenheit ist ein Motiv, das in der finnischen Dichtung niemals heimisch geworden ist. Im Gegenteil ist die finnische Dichtung ein ununterbrochenes Loblied der Kraft, der kämpfenden und sich zum Siege durchringenden Kraft. Von Kivis „Brüdern" bis zu Eino Leinos „Waldbauer" bleibt in der finnischen Dichtung das Hauptmotiv bestehen: der Kampf des Menschen mit der harten Natur — die Ausrodung des Urwalds, die Trockenlegung der Sümpfe, die Urbarmachung der Wildmark.

Im Bewußtsein dieses eigentümlichen Zuges der finnischen Dichtung läßt auch Eino Leino den Kalevalahelden Wäinämöinen singen:

Sang gibt es mancherlei, ebenso Sänger.
Doch einer ist bloß
Gesang der Gesänge:
des Lebens und der Schöpfung Hohes Lied.
Völker vergehen,
die Kraft nur ist ewig,
Widerhall des Sangs, der den Edelsten entströmte.

Kriegsministerium und ungenügende Rüstung im Jahre 1914 *)

von

Privatdozent Dr. Herzfeld

Die Frage, aus welchen Gründen die im Vergleich zu den Gegnerstaaten, besonders Frankreich und Rußland, allgemein anerkannte Unzulänglichkeit unserer militärischen Rüstungen im Jahre 1914 entstanden ist, wurde in den ersten Jahren nach 1918 überwiegend unter zu enger Verknüpfung mit dem Ausgange der Marneschlacht behandelt. Sie ist in ihrer Bedeutung aber nicht gegenstandslos geworden durch den heute gegebenen Nachweis, daß diese Schlacht bei anderer Disposition der vorhandenen Kräfte im Sinne des Schlieffen-Planes hätte gewonnen werden können, bildet vielmehr einen grundlegenden Teil des Problems, ob die Ursachen des Kriegsausganges nicht doch schon tief im Frieden verwurzelt liegen, in der mangelnden Energie politischer Gesinnung bei deutscher Regierung und Nation. Die Gefahren, die Deutschland aus der Tatsache der Einkreisung drohten, waren seit 1905 steigend zu erkennen, der Entschluß, ihnen besonders durch rechtzeitige Entwicklung der Armee zu begegnen, hat gefehlt. Wo lagen die Gründe? Keinem Zweifel unterliegt die Schuld der politischen Leitung, insbesondere das klägliche Versagen Bethmann-Hollwegs. Trotz der Warnung Schlieffens schon im Jahre 1905 haben auch Kriegsministerium und Generalstab bis 1910 nichts getan, um rechtzeitig für die tatsächliche Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht zu sorgen. 1911, 1912 und 1913 überstürzen sich dann als Folge der bisherigen Versäumnisse drei Heeresgesetze, in denen die Lücken der Vergangenheit geschlossen werden sollten.

General v. Zwehl hat nun in einem Aufsatze dieser Zeitschrift (November 1924) sehr scharf gegen die Kritik protestiert, die in meinem Buche über „Die deutsche Rüstungspolitik vor dem Weltkriege“ an dem Verhalten des Kriegsministeriums in den Jahren 1912/13 geübt ist und ihr eine Darstellung gegenübergestellt, die sich statt auf Aktenstudium auf „Mitteilungen genau unterrichteter Offiziere“ aufbaut. Leider stellt sich nun doch heraus, daß nach zehn Jahren voll größter Ereignisse die in den Akten niedergelegten Zeugnisse über

*) Im Einverständnis mit Herrn General von Zwehl, der zwar in den Ausführungen von Herrn Dr. Herzfeld keine Widerlegung seiner Ansichten zu erblicken vermag, und der im besonderen die Meinung Herzfelds: Kriegsminister von Heeringen hätte in Gemeinschaft mit Großadmiral von Tirpitz einen, schließlich auf Beseitigung des Reichskanzlers abzielenden Kampf aufnehmen sollen — bei Lage der Dinge als abwegig bezeichnet, schließen wir die Erörterung dieser Frage in der „Deutschen Rundschau“ ab. Wir glauben uns mit unseren Lesern darin einig, daß wir bei der brennenden Not unseres Volkes nicht mehr als unbedingt notwendig rückwärts, sondern nur mehr vorwärts blicken wollen. Die Schriftleitung.

Entstehung und Geschichte dieser Gesetze mehr sagen als das Gedächtnis auch der Beteiligten, ein Verhältnis, das im Grunde weder den Historiker, noch den Psychologen wundern wird.

Nach der Angabe Zwehls und seiner Gewährsmänner sind zunächst die Heeresvorlagen 1911—1913 sämtlich aus der Initiative des Kriegsministeriums hervorgegangen. Dies trifft nur zu für die Vorlage 1911, an die Heeringen, noch neu in seinem Amt und noch nicht abgeschreckt durch die Hemmungen, die ihm 1911 Reichskanzler und Reichsschatzsekretär bereiteten, allerdings mit dem Wunsche heranging, eine erhebliche Verstärkung zu erreichen (dritte Bataillone für alle Infanterieregimenter). Ungenügend unterstützt vom Chef des Generalstabes wich er schließlich zurück, ohne daß ich zuzugeben vermag, daß bei den verfassungsmäßigen Verhältnissen jetzt wie später das Versagen des Generals von Moltke ihm seine Verantwortung hätte abnehmen können, auch er wäre ebenso wie dieser zu der Stellung der Kabinettsfrage berechtigt und verpflichtet gewesen. Im Jahre 1913 hat er gegen den Generalstabschef mit großer Schärfe für sich ressortmäßig die Entscheidung beansprucht, welche Forderungen Regierung und Reichstag vorzulegen seien, also selbst sich damit eine selbständige Verantwortung vindiziert, die ihm auch vor der Geschichte nicht abzunehmen ist.

Die Folge des Versagens von 1911 war, daß schon 1912 eine neue Vorlage notwendig wurde (Vorarbeiten seit Oktober 1911). Hier macht sich nun schon eine durch die ungünstigen Erfahrungen des Vorjahres begreifliche innere Unsicherheit des Kriegsministers geltend. Die erste Anregung zur Vorlage stammt nicht von ihm, sondern von seinem sonst erbitterten Feinde, dem Schatzsekretär, der damit im Sinne Bethmanns die von Tirpitz geforderte Marinenovelle bekämpfen wollte (Tirpitz: Politische Dokumente Bd. 1, S. 266). Dem entspricht es, daß noch am 10. Oktober das Kriegsministerium dem Reichskanzler Vorschläge für eine erst 1916—1921 eintretende Verstärkung unterbreitete, am 12. Oktober die Kosten von 223 Millionen für eine Aufstellung der schon 1911 als nötig erachteten dritten Bataillone, als ganz untragbar ansah. Das Kriegsministerium besaß nicht einmal mehr den Mut des Vorjahres (Verfügung des K.-M., 12. Okt. 1911). Im gleichen Sinne wich Heeringen dem Vorschlag Tirpitz' aus, mit ihm gemeinsam Front gegen das Widerstreben des Reichskanzlers gegen jede wirklich durchgreifende Rüstungsmaßnahme zu machen. Während der Generalstab (s. Der Weltkrieg 1914 bis 1918, bearbeitet im Reichsarchiv, Bd. 1, S. 11 ff.) angesichts der in ihrer vollen Größe erkannten Bedrohung durch Rußland, Frankreich und England eine gleichzeitige Verstärkung von Heer und Flotte forderte, die finanziell bei dem Friedenswohlstand des deutschen Volkes doch auch zweifellos hätte ertragen werden können, wenn eben Reichskanzler und Schatzsekretär gewollt hätten, nahm der Kriegsminister in seiner Denkschrift vom 19. November 1911 Stellung gegen die Vermehrung der Flotte und blieb doch in seinen Anforderungen für das Heer hinter dem zurück, was der Generalstab jetzt für nötig hielt. Insbesondere wagte er sich nicht an eine Erhöhung der Infanterieetats, die Moltke persönlich und seine Vertreter in einer Konferenz vom 5. Dezember verlangten. Zwehl meint, der Generalstab habe erst ein Jahr später über die Unzulänglichkeit der Vorlage geklagt; selbst das vom Kriegsministerium geführte Protokoll der Konferenz, das später von dem Generalstab wegen ungenügender Wiedergabe seines Standpunktes angefochten ist (Stein, Ludendorff vgl. Rüstungspolitik S. 53 ff.), enthält den das Gegenteil beweisenden Satz: „Der Generalstab legt den größten Wert auf die Etatserhöhungen, dem-

nächst auf die dritten Bataillone (Heeringens eigene Forderung von 1911)." Beides brachte die Vorlage nicht.[1]) Wenn der Generalstab schwieg, als man ihn vor eine causa judicata stellte, war das allerdings eine schwer zu rechtfertigende Nachgiebigkeit, aber wieder deckte doch auch Heeringen mit seiner ministeriellen Verantwortlichkeit eine ungenügende Vorlage, über deren Charakter er sich nicht im unklaren gewesen sein kann, da sie nicht einmal seinen eigenen, schon vor den Erfahrungen der Agadirkrise erhobenen Forderungen genügte.

Ganz irreführend ist es, als Ausgangspunkt der Heeresvorlage 1913 das kriegsministerielle Schreiben vom 2. Dezember 1912 anzusehen. Der Beginn ihrer Geschichte ist eine Konferenz von Kaiser, Kanzler, Kriegsminister, Generalstabschef, Staatssekretär des Auswärtigen und Chef des Militärkabinetts in Hubertusstock am 13. Oktober 1912, in der Wilhelm II. auf Grund der ersten kriegerischen Ereignisse auf dem Balkan die Frage einer neuen Heeresvermehrung anregte. Der Kriegsminister hat hier sofort rundweg Einspruch erhoben, Moltke hat nur schwächlich zugestanden, daß die militärpolitische Lage seit dem letzten Gesetz unverändert sei. Aber schon am folgenden Tage, dem 14., verlangte der Generalstab, hiermit zur zweifellosen Initiative übergehend, die Schließung der Lücken der Heeresorganisation, vornehmlich die 1912 versäumte Erhöhung der Etats (Chef des Gen.-St., Berlin, 14. Okt. 1912). Bezeichnend ist es, daß die gleichzeitig gestellte Anfrage des Generalstabes nach der Tauglichkeitsziffer, auf die man rechnen konnte, erst am 29. November ausweichend beantwortet und angegeben wurde, ohne Herabsetzung der Ansprüche könne beim preußischen Kontingent nur auf ein Mehr von 35400 Mann gerechnet werden (K.-M. an Gen.-St., 20. Nov. 1912). Nachdem das Gesetz schließlich eine Verstärkung von 116000 Mann gebracht hatte, sind 1913 wieder 38000 Waffenfähige ohne Milderung der Ersatzvorschriften nicht eingestellt worden. Die Forderung des Generalstabes schloß aber die Desavouierung der Haltung des Kriegsministers von 1912 ein und konnte von ihm darum gar nicht anders als ein „ärgerlicher Vorstoß" empfunden werden.[2]) Beweisend dafür, daß er von vornherein die Vorlage in viel engeren Grenzen halten wollte, als sie schließlich durch die Bemühungen des Generalstabes erhielt, sind schon die Vorschläge, die er in den verschiedenen Stadien der Verhandlung bearbeiten ließ. Ende Oktober dachte er an nur 44672 Mann. Ende November, nachdem inzwischen der Generalstab Verhandlungen über die Ostfestungen zu starkem Drängen benutzt hatte, versicherte Heeringen dem Generalstabschef, er sei in den Grundlinien mit ihm einig. Dabei forderte dieser (Ludendorff-Denkschrift vom 21. Dez. 1912) jetzt eine Verstärkung von 300000 Mann, 150000 pro Jahrgang. Am 9. Januar 1913 bezeichnet dagegen das Kriegsministerium (Konferenz K.-M. mit Gen.-St. 9. Jan. 1913) 90000 Mann als die Grenze des Erreichbaren. Man hatte

1) Damit ergibt sich, daß schon 1912 ein sachlicher Gegensatz zwischen Generalstab und Kriegsministerium bestand, der sich 1913 verschärfte und auch 1914 nicht aufhörte. Nur dieser sachliche, in der entscheidenden Aufgabe beider Ressorts beruhende Gegensatz hat historisches Interesse. Von einem anderen habe ich auch in meinem Buche nicht gesprochen.

2) Zwehl nimmt an diesem Ausdruck Anstoß, den er in ganz unzutreffender Weise als eine Anzweiflung der Arbeitsfreudigkeit der Beamten des Kriegsministeriums bezeichnet. Dies ist mir nie in den Sinn gekommen, hat auch mit der Fragestellung des Historikers rein gar nichts zu tun. Ich bezweifle nicht, daß diese Herren als Soldaten die Beseitigung der langen Stockung des Heeresausbaues mit Freude begrüßt haben. Die leitenden Personen, Heeringen und Wandel, waren aber durch ihre Haltung 1912 festgelegt und in einer Lage, die ihrem guten Willen Zügel anlegen mußte.

sich schon zu dem Doppelten der Ausgangsziffer bequemt und begründete diese Grenze vornehmlich als das Maximum der zur Verfügung stehenden Rekruten. Der Generalstab verlangte 30 000 bis 40 000 Mann mehr. Außerdem blieb die Formation von drei neuen Armeekorps streitig. Nachdem diese durch kaiserliche Entscheidung Ende Januar gefallen waren, hat der Generalstab durch den paradoxen Weg eines Appells an den Reichskanzler (Gen.-St. an R.-K. 30. Jan. 1913) die schließliche Heraufsetzung auf 116 000 Mann (25 000 Rekruten mehr) durchgesetzt. Das Kriegsministerium ist also nur durch den stetigen Einspruch des Generalstabes zu einer stufenweisen Ausdehnung seiner Pläne genötigt worden.

In der Frage der Neuaufstellung von 3 Korps hat seine Ablehnung dagegen Erfolg gehabt, da Moltke das Äußerste, die Bitte um Enthebung von seiner Stelle, nicht gewagt hat. Er hat nachgegeben, nicht aber sich einverstanden erklärt. Am 25. Januar 1913 (Kaiser an K.-M. 25. Jan. 1913) hat der Generalstabschef den Kaiser gerade mit Hinweis auf die weiter bestehende Überlegenheit der Gegner wegen des Fallenlassens der 3 Korps bedenklich gestimmt: „Ihrem Wunsche entsprechend habe ich über die größere Neuformierung von Kadres für mehrere Armeekorps den Vortrag des Chefs des Generalstabes entgegengenommen. Es hat sich dabei ergeben, daß der Grund dieses Verlangens in einer Unterlegenheit des deutschen Heeres im Mobilmachungsfalle dem französischen gegenüber von rund 100 Bataillonen liegt, dieselben fehlen durch Ausfall von Armeekorps und 2 Kavalleriedivisionen der Italiener. Das ist eine ernste Lage zumal im Lichte der einseitigen Kampagne 1870, in der eine starke deutsche Überlegenheit vorhanden war; im Falle einer Kampagne nach zwei Fronten, daß sie unbedingt wettgemacht werden muß. Zumal wenn man erwägt, daß Frankreich über 20 Millionen Einwohner weniger hat als Deutschland, wo zahlreiche Menschen herumlaufen, die nicht ausgebildet sind."

„Der Chef des Generalstabes hat ausdrücklich erklärt, daß er nicht das Verlangen gestellt habe, die Kadresvermehrung für 3 Armeekorps schon jetzt in die diesjährige Vorlage einzustellen. Sondern sie möge im Auge behalten werden als zu erreichendes Ziel und sukzessive nach Maßgabe der Bereitstellung der Mittel und Chargen durchgeführt werden!"

Dem Kriegsministerium direkt gegenüber hat der Generalstab schriftlich festgestellt, daß die Vorlage nur einen Teil seines Programms umfasse, dessen Durchführung und gesetzliche Vorlegung er für eine Notwendigkeit erachte. Zwehl meint, der Reichstag würde niemals eine Bindung auf eine weitere Zukunft bewilligt haben. Der ganze Aufbau der Marine hat auf einer solchen programmatischen Bindung beruht. Weiter hat der Generalstab schon am 1. und 5. März wieder unter Hinweis auf russische und französische Rüstungen gegen die Streichung der Korps protestiert. Sein letzter Versuch dieser Art fällt noch in den Juli 1914. Auch damals hat Falkenhayn jede einschneidende neue Vermehrung mindestens bis 1916 verschieben wollen. Es kann keine Rede davon sein, daß — trotz der schwächlichen Haltung Moltkes, die alle diese Auseinandersetzungen durchzieht — das Kriegsministerium sich je in einer Täuschung über die Forderungen des Generalstabes befinden konnte.

Zwehl wie vor ihm Heeringen, Wandel und Wrisberg rechtfertigt die Stellung des Kriegsministeriums mit der These der Verwässerung der Armee durch eine überstürzte Vermehrung und sucht andere Ansichten als Dilettantismus abzutun. Dem steht zunächst das doch nicht so einfach abzutuende Urteil

des Generalstabes gegenüber. Nicht nur Ludendorff, auch Moltke, Waldersee und Tappen haben sich die Forderung der 3 Korps zu eigen gemacht. Daß die von Zwehl besonders betonte Schwierigkeit des Offiziers- und Unteroffiziersersatzes bestand, ist von keiner Seite geleugnet worden. Aber Deutschland besaß damals doch ein weitaus stärkeres Personal an Chargen als Frankreich: bei ziemlich gleicher Offizierszahl (beide gegen 30 000), hatte es ein fast doppelt so starkes Unteroffizierkorps (deutsch: 92 000 gegen französisch: 42 000, allerdings ohne Kolonialkorps), hierin also doch eine sehr wesentliche Überlegenheit für eine kräftige Ausnutzung seines größeren Menschenreichtums. Frankreich aber hob 1913 468 000 Mann zum Dienst mit der Waffe aus, Deutschland nur 359 000! Der Generalstab hat seine Forderung unter Anspannung aller Kräfte für durchführbar gehalten; Moltke hat sich darauf berufen, daß das Militärkabinett in der Offiziersfrage keinen entscheidenden Gegengrund sah; bei der Rundfrage an die Generalkommandos haben doch auch einige Kompagnieetats von 200 Mann als durchführbar bezeichnet (Frankreich zum Teil 218!). Auch Zwehl zieht sich letzten Endes darauf zurück, daß der Reichskanzler Sparsamkeit gepredigt, keine unmittelbare Gefahr des Zweifrontenkrieges anerkannt habe. Aber das ist ja gerade der historische Gehalt des Momentes und des Vorwurfes gegen das Kriegsministerium, daß es zu einer Zeit, wo man über Bethmann klar sehen konnte, diesem die Last des Kampfes gegen den Generalstab durch seinen eigenen Widerspruch abnahm, daß es mit seinen Bedenken der militärischen Stelle in den Rücken fiel, die die politische und militärische Gefahr der Lage, wie sie die Geschichte bestätigt hat, erkannt hatte. Das Allgemeine Kriegsdepartement des Kriegsministeriums hat sich in einem Gutachten vom 14. Januar 1913 denn auch dahin ausgesprochen, daß alle Bedenken eventuell zu schweigen hätten, wenn die Ansichten des Generalstabes über die allgemeine Lage zuträfen. Bezeichnenderweise sind im Konzept dieses Schreibens zwei Sätze gestrichen, die eine noch stärkere Divergenz zu Heeringens Standpunkt verraten: „für unmöglich hält Armeedepartement . . . die Errichtung nicht." „Trotzdem läßt sich eine politische Lage denken, die die Errichtung der 3 Korps unvermeidbar macht. Der Eindruck nach außen wird jedenfalls größer sein, als der einer Heereserhöhung, die sich auf Etatserhöhungen beschränkt." Danach bleibt wohl kein Zweifel, daß selbst im Kriegsministerium sich Stimmen fanden, die ihre Durchführbarkeit nicht bestritten, wenn man die Notwendigkeit äußerster Anstrengung zugab. Das allerdings hat der Generalstab mit allem Nachdruck und mit Recht für geboten erklärt.

Es soll hier so wenig wie in meinem Buche bestritten werden, daß Heeringen und seine Berater subjektiv überzeugt waren, das sachlich Beste zu tun, durch Bewilligung einer stärkeren Heeresvermehrung die Kräfte der Armee zu überspannen. Aber es läßt sich nicht verkennen, daß die Sorge vor parlamentarischen Schwierigkeiten ihre Entschlüsse mit des Gedankens Blässe angekränkelt hat. Heeringen hat das eben erwähnte Gutachten mit der Randbemerkung versehen: „Ich kann der Neubildung von 3 Korps, d. h. ihre sofortige Ankündigung aus politischen, militärischen und schließlich auch aus persönlichen Gründen nicht zustimmen. — Ein Kriegsminister, der drei Jahre hintereinander eine Heeresvorlage vorlegt, kann nicht, ohne sich lächerlich zu machen, behaupten, die jetzige Vorlage wäre auf absehbare Zeit genügend. Das glaubt ihm doch niemand, und zwar mit Recht nicht, denn es ist tatsächlich auch falsch. Was die Zukunft bringt, kann kein Irdischer sicher wissen." In einem ausführlichen persönlichen Schreiben an Moltke machte er diesem

— nicht mit Unrecht — den bitteren Vorwurf, daß er ihn durch den Widerspruch seiner bisherigen Schwäche und seiner jetzigen Forderungen in eine unhaltbare Lage bringe. Die scharfe Forderung, daß er als Kriegsminister vor Moltke zu urteilen habe, „was unter den augenblicklichen Verhältnissen gegenüber den gesetzgebenden Körperschaften vertreten werden könne und in welchen Formen eine bezügliche Gesetzesvorlage einzubringen ist“, zeigt ebenso wie die Randbemerkung oben den Druck, mit dem seine Vertretung des Gesetzes von 1912 auf ihm lastete. Er betonte, daß eine programmatische Inaussichtnahme der Bildung der 3 Korps „den Widerstand aller der Verstärkung unserer Armee halb oder ganz abgeneigten Elemente sehr verstärken, nicht an das Ausführbare, für das die Mittel zunächst bewilligt werden sollen, würde sich die Opposition halten, sondern an das Endziel und die dadurch hervorgerufene finanzielle Belastung des Reiches. Ich brauche nicht zu betonen, wie sehr der politische Kampf hierdurch erschwert würde.“ In einem Zeitpunkt, wo breiteste Schichten der deutschen Öffentlichkeit mit Sorge auf das zahlenmäßige Zurückbleiben der deutschen Armee blickten, verzweifelt er an der Möglichkeit eindrucksvoller Begründung der Vorlage: „Die Vorlage muß sich annähernd in den Grenzen einer Ergänzung des jetzt Gültigen halten. Es darf kein weitausschauendes Programm sein. Dafür fehlen ausreichende Motive, die dem deutschen Volke in packender Weise erklären könnten, warum man nicht schon im Frühjahr 1912 mit einem Plan hervortrat, wie ihn E. E. jetzt befürworten.“ Gewiß ist es tragisch, daß Heeringen in diese Lage zum Teil mit durch Verschulden des Generalstabschefs gekommen war, aber daß ihn die parlamentarische Schwierigkeit mit beeinflußt hat, sollte man danach doch nicht bestreiten. Es liegt in der menschlichen Natur, daß ihm selbst und seinen Mitarbeitern die Qualitätsbedenken damals und mehr noch jetzt als allein ausschlaggebend erschienen, aber der Historiker wird sich der psychologischen Beweiskraft solcher Äußerungen, die ihren Hintergrund in der sachlichen Lage haben, nicht entziehen können und zu dem Urteil kommen, daß der Kriegsminister zu schwach gewesen ist, mit seiner Vergangenheit zu brechen, daß dies Motiv, die Sorge vor innerpolitischen Kämpfen lähmend auf ihn eingewirkt hat. Für dies Urteil ist es belanglos, daß vielleicht technisch bis 1914 die Aufstellung aller 3 Korps schwierig gewesen wäre, der Generalstab hätte auch einen Teil freudig angenommen, der Kriegsminister jedoch konnte 1913 nicht wissen, daß 1914 der Krieg bereits ausbrechen würde, wohl aber, daß Frankreich und Rußland alles aufboten, um ihren Vorsprung zunächst noch zu vergrößern. Der Akzent liegt darauf, daß der Generalstab alle Kräfte anspannen wollte, der Kriegsminister nach seiner Überzeugung glaubte dies auch zu tun, aber innerlich gelähmt war. Gewiß war das eigentliche Übel durch die Versäumnisse der Jahre bis 1912 erst geschaffen, aber das beseitigt nicht, daß man sich nicht in letzter Stunde zu äußersten Anstrengungen aufraffte. Vielleicht hätte auch bei einem Zusammengehen Moltkes und Heeringens Bethmann sich ihnen versagt, aber Heeringen hat die Forderungen des Generalstabes direkt bekämpft. Die einzige Stelle der Armee, die dem zersetzenden Einfluß dieser politischen Leitung zugänglich war, hat in entscheidender Stunde ihr Spiel mitgespielt. Das läßt sich aus dem geschichtlichen Bilde der letzten Vorkriegsjahre nicht streichen.

Zwehl erstrebt schließlich eine heute doch wohl mehr stimmungsmäßige Entwertung dieser Resultate, indem er mir vorwirft, unter einseitigem Einfluß Ludendorffs zu ihnen gekommen zu sein. Er vergißt dabei, daß Heeringen seinen Standpunkt 1919 ausführlich in der Kreuzzeitung dargelegt

hat; von Wandel konnte ich einen eingehenden Brief an Fester benutzen, der ebenfalls die auch von Zwehl wiederholten, stets gleichen Argumente des Kriegsministeriums ausführt. Dessen Standpunkt war mir also durchaus bekannt. Im übrigen sind die Darlegungen meines Buches wie die heutigen selbständig aus dem Aktenstudium vor jeder Zeugenbefragung entstanden und begründet worden. Wenn Zwehl meint, ich habe den Anteil Ludendorffs überschätzt, so widerspricht dem der gesamte Quellenbefund, wie ich ihn in meinem Buche ausgebreitet habe und hier nicht wiederholen kann. Ludendorff ist unermüdlich die Seele des Drängens des Generalstabes gewesen, der Warner, der unerbittlich auf die Gefahren der militärischen Lage hingewiesen hat. Wenn sein scharfes Drängen unangenehm wirkte, so kann ihm das nur als historisches Verdienst angerechnet werden. Das mag heute manchem sonderbar klingen, aber der Historiker hat die Aufgabe, den von ihm gefundenen Tatbestand mit voller Wahrhaftigkeit auszusprechen. Es hat kein zweiter Mann mit gleicher Entschiedenheit seine Person für die Ausfüllung der Lücken unserer Rüstung eingesetzt wie der Sieger von Tannenberg. Wenn mein Buch darüber als eine „Verherrlichung Ludendorffs“ empfunden werden sollte, so ist das nicht zu ändern. Das Beispiel Moltkes zeigt, wohin konziliantes Nachgeben führt. Sein Urteil über Ludendorff, das kompetente Urteil des Vorgesetzten, sprach sich darin aus, daß er ihn im August 1914 als Stabschef der 8. Armee nach Ostpreußen sandte, um eine Lage zu retten, die einen Mann von erbarmungsloser Energie und stählernem Mute verlangte.

Zur Psychologie der französischen Militärjustiz

Wer heute den Haushalt deutscher Offiziere, die im Weltkriege gekämpft haben, oder der Witwen dort gefallener Offiziere mustert, wird sehr schnell die Armut dieser Schicht erkennen. Ärmlichkeit in den unbegüterten Familien, äußerste Schlichtheit in den Familien ererbten Grundbesitzes. Man darf getrost behaupten, daß — mit ganz verschwindenden Ausnahmen — es in diesen Häusern kein Stück gibt oder je gegeben hat, dessen einwandfreier Erwerb nicht sofort festzustellen wäre. Niemals haben wir gehört, daß aus diesem Milieu ein kostbares Stück bedenklicher Herkunft seinen Weg ins neutrale Ausland oder nach Amerika angetreten hätte oder auch nur dorthin angeboten wäre. Das aber hätte bei der bitteren deutschen Finanznot geschehen müssen, wenn solche Stücke vorhanden gewesen wären. Haben doch *deutsche* Kunstschätze und altvererbte Familienpreziosen aus Patrizier-, Adels- und Fürstenbesitz in Mengen verkauft werden müssen, Berliner Antiquitätenhändler haben sie angeboten, offen und unverhüllt, und amerikanische Häuser schmücken sich damit, was deutsches Kunstgewerbe und deutsche Frauenhand in alter Zeit für den deutschen Hausgebrauch und Hausschmuck hergestellt hatten.

Wer diese Tragödie der Verarmung kennt, sollte meinen, daß schon die Ehrfurcht den feindlichen Standesgenossen zur höchsten Achtung dieser Opfer des Krieges bewegen müßte. Weit gefehlt: Der französische militärische Machthaber — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — gefällt sich noch heute darin, den deutschen Offizier als Typ eines ehrlosen Diebes und Plünderers auszuschreien.

Es geht damit nicht anders wie mit der Kriegsschuldlüge, die der größte Teil des französischen Volkes noch heute dem Deutschen aufbürdet, obwohl das Gegenteil durch unzweideutige Urkunden längst feststeht. —

Nicht genug damit: Französische Richter, Männer, denen der Abglanz göttlicher Gerechtigkeit innewohnen, deren Zunge verdorren müßte, ehe der Mund sich zum vorsätzlichen

Fehlsprüche auftäte, verurteilen den unantastbaren Ehrenmann — als deutschen Offizier — für Taten, die er nie begangen hat, so einen General wegen einer Tat, die fast 3 Jahre später geschehen sein soll, nachdem er den Ort der Tat verlassen hatte, einen Elsässer, der früher deutscher Offizier war, jetzt französischer Beamter ist, zunächst in seiner Abwesenheit, wegen eines Altweibergeklatsches, das bei der ersten ernsten Beleuchtung in nichts zerrinnt, einen deutschen General, der ein Muster von Einfachheit und peinlicher Uneigennützigkeit ist, wegen Diebstahls an Porzellan, das die Ortskommandantur regelrecht für Speisungszwecke requiriert hatte, u. a. m. Diese Tatsachen, wie es geschieht, rein aus dem Volkshaß zu erklären, geht schwerlich an. Heutzutage reicht der stärkste Rassenhaß nicht aus, um den Rechtsbruch für den zu motivieren, der ihn begeht. Aus Rassenhaß allein werden weder der Jude verbrannt, noch der Deutsche. Die Psychologie der französischen Militärjustiz ist nur zum kleinen Teil auf die durch den Krieg zurückgebliebene Haßlust zurückführbar.

Sie liegt auch nicht im Wesen der Militärjustiz als solcher, wenigstens nicht vorzüglich. — Allerdings ist das Vorwiegen der Willenssphäre, die Befehlsgewohnheit, gegenüber der reinen Abwägungseinstellung (Weisheitssphäre) — wie der Verfasser einmal in fachwissenschaftlicher Untersuchung ausgeführt hat — ein der Rechtsprechung ungünstiges psychologisches Moment. Darunter leidet jede Militärjustiz mehr oder weniger.

Sic volo sic jubeo,
Stat pro ratione voluntas.

hat der römische Satiriker dem Cäsaren in den Mund gelegt, und ein cäsaristisches Element wohnt in einer verborgenen Herzensfalte jedes kräftigen Offiziers. Aber in der normalen Militärjustiz bildet doch das nicht minder wirksame Ehrgefühl des Militärrichters der Gefahr übertriebener Energetik gegenüber ein ausreichendes Gegengewicht. Es ist vielleicht das schwerste Rätsel an der französischen Militärjustiz, wie wir uns die Ehrverlassenheit ihrer Richter erklären sollen. Worauf beruht diese Infamie? Wie kann man als Mann von Ehre so tief sinken, wie etwa die Menschen, die den General v. Nathusius verurteilt haben?

Um es vorwegzunehmen, die Psychologie der gallischen Militärjustiz ist durch Eigenschaften der Volksseele erklärlich, und zwar durch solche Eigenschaften, die ohne ihre Mißleitung seit der französischen großen Revolution zu den allerschönsten und nachahmungswürdigen zu zählen wären. — Schon vor dem Übertritt Chlodwigs zum Katholizismus gab es in Gallien eine mystische Gestaltung des Heimatgefühls. Wer etwa das Ende des Vervingetorix bei Gajus Julius Cäsar liest und dazu die lebendige Charakteristik, die Theodor Mommsen der keltischen Seele gewidmet hat, empfindet die Heimatliebe der Kelten als Gottbegnadung. Gallien ist Götterland, seine Berge, Wälder, Äcker, Häuser und Menschen sind Götterkinder. Sie sind als solche sakrosankt. Ihre Taten sind Göttertaten. Ein Angriff auf ihr Eigentum, ein Anfassen ihres Körpers ist Gotteslästerung. — Der Katholizismus hat diese Auffassung keineswegs geändert, sondern sie in gewissem Sinne verstärkt. „Gesta Dei per Frankos!“ Diese Soldaten mögen Schmutzfinken sein, denen die Badewanne ein unbekanntes Etwas ist, sie sind und bleiben: „Soldats de Dieu et de la culture.“ Ihr grenzenloser Subjektivismus wird durch dieses Bewußtsein in den Besten zum bahnbrechenden Idealismus. Es war ein großer französischer Weltweiser, der in französischer Offiziersuniform im Schützengraben des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland 1621 mit dem Worte dem Ausdruck gab:

„Cogito, ergo sum!“

Göttlicher Selbstschöpfer ist der französische Geist in seiner göttlichen französischen Heimat. Das saugt der Franzose mit der Muttermilch ein, das wird dem Kinde in Haus und Schule und Kirche gepredigt. Das gibt ihm Kraft und Ausdauer in Todesgefahr. Sei mir armem, elenden Deutschen gegrüßt, du vorbildliche Vaterlandsmystik Frankreichs! Wehe den Deutschen, die sich an solchem Vorbild nicht mehr erheben können! Der Franzose kann kaum anders die echte Vaterlandsliebe begreifen als in dieser Weise. So hat er unser „Deutschland, Deutschland über alles!“ auszulegen gesucht und den echten Sinn dieses Liedes deshalb verfehlt. Die Heiligkeit Frankreichs und seiner Kinder verletzen, ist ein Verbrechen gegen Gott, „l'invasion c'est le crime des contempteurs de Dieu.“

Aber auch das allein genügt noch nicht, um das Wüten der Militärgerichte gegen den unschuldigen einzelnen Feind zu erklären. In einem rheinischen Kriegsgerichtsstrafprozesse rief der französische Ankläger unschuldiger Deutscher den Richtern zu:

„Erinnert euch, daß diese Menschen singend und triumphierend, die Waffen tragend und brauchend durch die blühenden Fluren Frankreichs gezogen sind. Erinnert euch und seid streng!"

Es wird hier das uralte Element der Haftung angerufen, in welchem nicht die legaler Strafe verfallene Tat, sondern die „Asebie" an Stelle der Tat Strafe finden soll. Unser deutscher Strafrechtssinn mit seinem strengen Grundsatz: „keine Strafe ohne gesetzlichen Tatbestand" kann sich dergleichen gar nicht vorstellen. Dem französischen Militärrichter ist es selbstverständlich. Es würde hier zu weit führen, die geschichtliche Entwicklung der französischen Strafrechtspflege in dieser Beziehung eingehender darzustellen. Es mag aber an die Rolle gedacht werden, die gerade die Kirchenstrafe des Interdiktes gegenüber von „Häresie verseuchten" Landschaften in der Praxis des französischen spätmittelalterlichen brachium saeculare gespielt hat. Die gotteslästerliche Gegend, mindestens die gotteslästerliche Sippe, wurde auch in der Person derjenigen gestraft, die ihrerseits nichts begangen hatten. Wahre Auswüchse von Unverstand und Grausamkeit wies nach dieser Richtung das Vorgehen gegen Waldenser und Hugenotten auf. Noch zu Voltaires Zeiten ereigneten sich furchtbare Fehlgriffe der französischen Justiz, die nur durch „Asebie-Ideen" erklärlich sind.

Indem nun das französische Vaterlandsgefühl den Krieg gegen Frankreich und ganz besonders den auf französischem Boden geführten Krieg als Religionsverbrechen empfindet, wird auch die passive Solidarität aller feindlichen Offiziere für dieses Verbrechen als zu Recht bestehend angesehen und danach verfahren. Das ist althergebrachtes Recht gegen gottlose Völker.

Können wir Deutschen dergleichen atavistische Strafrechtsanschauungen auch nicht mitmachen, so wären sie doch uns einigermaßen verständlich, wenn sie nur auf dem Grunde reiner und echter Vaterlandsliebe, dem sie einst entsprungen sind, gewachsen wären. Wir könnten sie dann wohl als Fehler verstehen, die von einem hohen und vorzüglichen Volkscharakter eben untrennbar sind. Leider ist das seit mehr als 150 Jahren nicht mehr der Fall. Der ritterliche Kelte, dem seine Heimat heilig war, der sich als Göttersohn empfand, dem Feudalismus und ständisches Wesen zugleich chevaleresque Art war, ist entartet. Die feudale Gesellschaft wurde zur volkswirtschaftlichen, diese wurde zur industriellen und die industrielle zur geldkapitalistischen Gesellschaft, wie dies Lorenz v. Stein in der Geschichte des sozialen Lebens in Frankreich in unvergleichlicher Darstellung uns gezeigt hat. So ist aus dem ritterlichen Franzosen der skrupellose Wirtschafts- und Geldmensch geworden. Dadurch aber ist jene geheiligte Heimatsliebe brüchig geworden. Sie ist heute advokatorischer, um nicht zu sagen schauspielerischer Art. Mit finanziellem wie überhaupt mit jeglichem Materialismus ist heilige Liebe zum eignen Lande und Volke unvereinbar. Wer es fühlend besingt:

„Isaut m'amie, Isaut ma drue,
Tu es ma mort. Tu es ma vie!"

der kann nicht ins Bordell gehen, und wer sein Land liebt, kann nicht nur sein Kali und seine Erze meinen. Diese ekelhafte Verquickung rein materialistischer Triebe mit der heimatsidealen Phrase ist es, die dem Deutschen, der doch alles Fremde, auch das Feindliche zu erfassen sucht, heute erschwert, irgendwelche wirkliche Herzensberührung zum französischen Wesen zu finden. Diese Verquickung trägt auch ein gerütteltes Maß von Schuld an der Vergiftung der Reparations- und Kriegsverbrecherfragen. Die französischen Reparationsrechnungen sind — es kann nicht scharf genug gesagt werden — fast durchweg wissentlich falsch. Frankreich hat in Wirklichkeit vielleicht nur $^1/_5$ von dem eingebüßt, was es in Rechnung stellt. Es hat die Rechnungsobjekte niemals besessen. Was dafür herauskommen würde, soll auch gar nicht den angeblichen Geschädigten zugute kommen, sondern politischen Geldspekulanten, die sich in patriotische Phrasenkleider hüllen. Das ist die Wahrheit, zu deren Nachweis es schon jetzt an urkundlichen Belegen nicht fehlt. Wir leugnen nicht das unendliche Elend, das der von uns auf französisches Gebiet getragene Krieg über Frankreich gebracht hat. Obwohl die Kriegsschuldigen nicht bei uns, sondern in Paris saßen, sind wir — nicht gezwungen — sondern von Herzen, aus Menschlichkeit — bereit, im Rahmen des sogenannten Versailler „Friedens" an der Beseitigung dieses Elends mitzuwirken. Aber diese Gesinnung wird uns durch die französische Militärjustiz fast unmöglich gemacht. Sie erscheint uns als Helfershelferin der verlogenen Finanzcliquen mit ihren falschen Schadens-

rechnungen und Spekulationen in die eigene Tasche auf Kosten der wirklich durch den Krieg geschädigten Franzosen. Diese psychologische Erfahrung nimmt durchaus jede Möglichkeit des Verständnisses. Was wir dem ritterlichen gallischen Patrioten zugestehen, und zwar ungezwungen, verweigert unser Herz dem skrupellosen Spekulanten. Eugen Meyer.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Das Deutschtum in Ungarn

vom

Ungar. Oberregierungsrat J. von Szörtsey,
Vizepräsident des Ungarischen Nationalverbandes

Aus dem Bestreben der „Deutschen Rundschau" heraus, durch ruhige und sachliche Erörterung bestehender Schwierigkeiten und Unklarheiten an ihrer Behebung mitzuhelfen, habe ich den Aufsatz von Herrn v. Szörtsey aufgenommen und Herrn Dr. v. Loesch, den Vorsitzenden des Deutschen Schutzbundes, als Kenner des ungarländischen Deutschtums gebeten, zu seinen Ausführungen Stellung zu nehmen. Der Herausgeber.

In letzter Zeit sind in der deutschen Presse verschiedene Aufsätze erschienen, welche die Lage des Deutschtums in Ungarn recht einseitig beleuchten und in vieler Hinsicht eine weitgehende Unkenntnis der Verhältnisse in Ungarn bekunden. Da es für Ungarn, das dem deutschen Volke ungeteilte Sympathien entgegenbringt, nicht gleichgültig sein kann, wie die deutsche Öffentlichkeit über den ehemaligen Freund und Waffenbruder denkt, möchte ich in dieser Frage hier auch den ungarischen Standpunkt zur Sprache bringen. Ich bin überzeugt, daß viele, welche die Angriffe gegen Ungarn bisher kritiklos sich zu eigen gemacht hatten, mindestens zum Nachdenken über die Stichhaltigkeit ihrer Auffassung bewogen werden dürften.

Ich bin nicht Politiker und wünsche die Frage nicht vom politischen Standpunkt aus anzuschneiden. Zu meiner Rechtfertigung will ich nur erwähnen, daß ich in Siebenbürgen, im Mittelpunkt des ungarischen Nationalitätenlebens geboren wurde, daß ich meine Schulen in einer sächsischen Stadt Siebenbürgens absolvierte, in der ungarische, deutsche und rumänische Schulen, mit gleichen Rechten ausgestattet, in voller Eintracht ihrer kulturellen Bestimmung nachkamen. Wiederholt lebte ich während meiner Studienzeit im Hause siebenbürgisch-sächsischer Familien und auch später, als ich in amtlicher Stellung unter den Sachsen weilte, wurde mein Verkehr mit diesem tüchtigen, fleißigen Volke niemals getrübt. Ich hatte Gelegenheit, seine Sitten, Gebräuche, Veranlagung und Denkungsart kennen zu lernen, und glaube, behaupten zu können, daß ich es zu verstehen fähig bin. Meine Bemerkungen stammen daher aus eigener Erfahrung und nicht aus Mitteilungen anderer.

Ich halte es für das größte Übel, daß man uns Ungarn in Deutschland zu wenig kennt. Die bekannte Wiener Politik, die zur Schwächung des Ungartums die Nationalitätenfrage überhaupt erst ins Leben gerufen hat, errichtete an der Lejtha eine wahre chinesische Mauer zwischen Ungarn und dem Deutschen Reich. Und das sonst so gründliche deutsche Volk machte bei dieser chinesischen Mauer in seiner überwiegenden Mehrheit halt und wagte sich nicht über Wien hinaus, weil es der Meinung war, daß ihm jenseits der Grenzen allmögliche Gefahren drohten. Ich betone, daß ich selber oft Gelegenheit hatte, festzustellen, wie wenig die Deutschen uns kennen, und mit welch unglaublicher Unorientiertheit sie Urteile über uns fällen.

Doch ich möchte nun auf meinen eigentlichen Gegenstand übergehen.

Vor allem möchte ich der Meinung Ausdruck verleihen, daß es in Ungarn in der Vergangenheit eine im wahren Sinne des Wortes genommene deutsche Nationalitätenfrage eigentlich nicht gab. Eine solche wurde höchstens künstlich geschaffen. Was man gewöhnlich unter dem Namen Nationalitätenfrage bezeichnet hat, war eigentlich nur ein Verwaltungsproblem. Die Gleichberechtigung der Staatsbürger war vielleicht nirgend in der Welt so weitgehend gesichert wie in Ungarn. Ich muß anerkennen, daß die Vollzugsorgane und Verwaltungsfaktoren nicht überall einwandfrei fungierten. Dies ist aber keine Nationalitätenfrage. Denn wo die Verwaltung schlecht war, dort war sie ebenso schlecht der ungarischen Bevölkerung wie den Deutschen gegenüber. Und das ist doch allgemein bekannt, daß die Frage der Verwaltungsreform seit einem halben Jahrhundert fast in jedem Regierungsprogramm enthalten war, und daß sie nur infolge der komplizierten innerpolitischen Lage des Landes und besonders infolge der verschiedenen staatsrechtlichen Bindungen nicht zur Durchführung gelangte.

Und doch war schon vor dem Kriege durch künstliche Propaganda ein deutsches Nationalitätenproblem geschaffen worden. Diese Propaganda wurde von seiten der Siebenbürger Sachsen eingeleitet, wobei sie Budapest ängstlich zu vermeiden suchten und direkt in Wien Verbindungen anknüpften. Daß auch die eigentlichen Triebkräfte in Wien zu suchen waren, wird jetzt auch schon in deutschen Publikationen offen zugegeben. Über die Berechtigung der nach Wien und Berlin gerichteten Klagen der Siebenbürger Sachsen wünsche ich mich nicht näher zu äußern. Ich berufe mich nur auf die Feststellung eines Werkes, das im Verlag des Vereins für das Deutschtum im Auslande unter dem Titel „Jahrbuch des V. D. A. für das Jahr 1922“ herauskam. Dort lese ich S. 78 folgende Erklärung: „Vordem genossen die Siebenbürger in Ungarn als regierungsfreundliche Partei weitgehende Selbständigkeit in der Organisation von Kirche und Schule und bezogen für die kulturellen Aufgaben derselben vom ungarischen Staate namhafte Subventionen.“ Und dann wird S. 79 festgelegt, daß das Deutschtum in Siebenbürgen „bei 225 000 Seelen durch eigene Kraft außer zahlreichen Volksschulen bis in jüngste Zeit zehn höhere Volksschulen, fünf Bürgerschulen, fünf Lyzeen, zwei Gymnasien, eine Ober- und eine Unterrealschule zu erhalten verstand“. Ich glaube, daß beide Stellen dafür zeugen, daß die Sachsen keinen Grund hatten, sich über kulturelle Unterdrückung zu beklagen. In wirtschaftlicher Beziehung aber waren sie in einer Lage, die sie günstiger auch im Mutterlande nicht hätten erreichen können.

Charakteristisch ist, daß mir von deutscher Seite und auch in Berlin auf dieses Argument mehrmals schon die Antwort zuteil wurde, daß wir uns auf die Siebenbürger Sachsen nicht berufen dürften, weil diese für uns nur eine Reklamenationalität waren, mit denen wir unsere eigentliche Unterdrückungspolitik vor der Welt verschleiern wollten.

Es ist also in Deutschland zweifellos bekannt, daß Ungarn den Siebenbürger Sachsen, die selber einen Wert auf ihre kulturelle Sonderstellung legten und ihr eigenes Volksbewußtsein sich bewahrt hatten, die weitest gehenden Zugeständnisse machte und ihrer kulturellen und völkischen Entwicklung keineswegs hinderlich war. Trotz dieser Erkenntnis hören die Angriffe gegen Ungarn noch immer nicht auf. Ich berufe mich nur auf das schon angeführte Jahrbuch, in dem die alten Kläger die alten Anklagen wiederholen mit der einzigen Änderung, daß jetzt nicht mehr die Zustände in Siebenbürgen, sondern die in der Batschka und in der Baranya einer gehässigen Kritik unterzogen werden. Auf Grund meiner obigen Feststellung glaube ich aussprechen zu dürfen, daß Ungarn von seinem ehemaligen Verbündeten eine vorsichtigere Beurteilung und nach dem vierjährigen gemeinschaftlichen Kampf ein klein wenig Nachsicht verdient hätte.

Im vergangenen Jahre ist unter dem Titel „Deutsche im Ausland“ ein Buch erschienen, das die Lage der Deutschen in Ungarn, Rumänien und Jugoslawien behandelt. Ich möchte vor allem, abgesehen von dem Inhalt, darauf aufmerksam machen, wie verschieden selbst der Stil der einzelnen Abschnitte des Buches ist. Während den Nachfolgestaaten gegenüber die weiteitgehende Loyalität zum Ausdruck gelangt, wird Ungarn in einem geradezu gehässigen Tone behandelt. Was den Inhalt der einzelnen Abschnitte anbelangt, fühle ich mich zu einer allgemeinen Kritik nicht berufen. Doch muß ich bemerken, daß darin einige Irrtümer enthalten sind, die in einem als Quellenwerk auftretenden Buche nicht vorkommen dürften. Ich will keine Worte auf die Kritik des dako-romanischen Ursprungs der Rumänen verlieren, den der Verfasser sich in überaus loyaler Weise zu eigen macht. Auch ist es historisch erwiesen, daß Stefan der Heilige eben darum die Krone vom Papste erbat, weil er sie vom

deutsch-römischen Kaiser nicht annehmen wollte. Ich will nicht behaupten, daß in dem Katholizismus, den Stefan der Heilige in Ungarn eingeführt hat, der Begriff des deutsch-römischen Christentums unbekannt war. Doch muß ich feststellen, daß die in der Verbreitung des Christentums tätigen Geistlichen zum größten Teile Italiener und Slawen waren. Unzutreffend ist auch die Behauptung, daß Stefan der Heilige von seinem dankbaren Volke seiner politischen Verdienste wegen heilig gesprochen wurde, obgleich allgemein bekannt ist, daß die Heiligsprechung nur von Rom ausgehen kann, und zwar nur für Verdienste um das allgemeine Christentum usw. usw. Interessant ist die einseitige Auslegung von statistischen Angaben S. 102. Hier hebt der Verfasser den Umstand, daß zwischen 1900 und 1910 in absoluten Zahlen bei jeder Nationalität Ungarns mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen ein Zuwachs zu verzeichnen ist, gar nicht hervor, sondern betont nur den relativen Zuwachs des Ungartums, und, um die Ungarn des Chauvinismus zeihen zu können, läßt er sich zu der unwahren Behauptung verleiten, daß die ungarische Rasse kinderarm sei. Es ist mir ganz unverständlich, warum der seine Rasse liebende Verfasser nicht das Einkindersystem der Siebenbürger Sachsen geißelt. Übrigens ist es eine alte Feststellung, daß die Sachsen in Siebenbürgen nur den Rumänen gegenüber an Boden verloren haben, während dem Ungartum gegenüber sogar ein geringer Zuwachs stattgefunden hat.

Entschieden eigentümlich muß aber berühren, daß das erwähnte Werk die Nationalitätenpolitik der Nachfolgestaaten auf Kosten der Ungarn herausstreicht und die Rumänen und Serben als Erlöser des Deutschtums behandelt. Es ist meine Überzeugung, daß ein Standpunkt, der uns gegenüber die Nationalitätenpolitik der Nachfolgestaaten verherrlicht und sie auf Grund einiger Scheinargumente zur Verurteilung des ungarischen Vorgehens auszunützen versucht, nicht aufrichtig sein kann. Ich möchte nämlich voraussetzen, daß jeder, der sich mit der Frage der nationalen Minderheiten befaßt, die zentralistische Unterdrückungspolitik der Nachfolgestaaten ebenso kennen müßte, wie ich selbst. Und wenn dies der Fall ist, so müssen alle ähnlichen Argumente hinfällig sein. Auf die Verherrlichung der Zustände in den Nachfolgestaaten habe ich nur die Antwort, daß ich ein viel zu aufrichtiger Freund der Deutschen bin, als daß ich die Beständigkeit der gegenwärtigen Lage ihnen wünschen könnte.

Und wie richtig meine Auffassung ist, und wie rasch die Ernüchterung erfolgt ist, dafür will ich mich wieder nur auf deutsche Quellen berufen und will meinen Standpunkt nicht auch noch mit meinen eigenen Argumenten unterstützen.

In der Zeitschrift „Die Deutsche Nation" (Nr. 5, 1923) finde ich einen Aufsatz über die neue rumänische Verfassung. Unter anderem schreibt hier der Verfasser: „Die Kirchengemeinschaften der Minderheiten sind fernerhin — als klassisches Beispiel seien die Siebenbürger Sachsen erwähnt — die Träger des Schulwesens. Diese zerschlagen zu können, war mit ein Hauptzweck des Verfassungsentwurfes." Und weiter: „Unwillkürlich wendet sich heute der Blick der Deutschen Großrumäniens zurück und überblickt die Geschichte, in der es mit Ungarn verbunden war. Es gibt auch hier viele trübe Momente. Kein einziger läßt sich aber auch nur annähernd mit dem vom 29. März 1923 (Sanktionierung der neuen rumänischen Verfassung) vergleichen."

In Deutschland dürfte auch der Verlauf des am 19. August 1923 stattgefundenen Kongresses der Banater Schwaben nicht unbekannt sein, auf welchem man gegen zwei Schulverordnungen der Regierung Stellung nahm. Ich möchte nur auf einige dabei erklungene Feststellungen verweisen. „Beide Verordnungen", sagt Prälat Blaschkowitsch, „bedrohen das Minderheitsschulwesen mit dem Ruin, unsere zukünftige Intelligenz mit der Entnationalisierung, Lehrer und Professoren mit Amtsverlust und Brotlosigkeit." „Alle Verordnungen," sagt Redakteur Beller, „sind darauf gerichtet, unsere heiligsten Rechte, die deutsche Schule, zu rauben." . . . „Wir bemerken täglich," erzählt Senator Möller, „irgendwo an unserem Leibe ein Stück Entrechtung." Und weiter derselbe: „Die Wahrheit ist, daß man in Bukarest seiner Pflicht uns gegenüber nicht genügt, daß man das Ehrenwort der Karlsburger Beschlüsse unter den Tisch geschmissen hat, daß man den Friedensvertrag nicht einhält, daß man die zahlreichen Versicherungen rumänischer Politiker und Staatsmänner zu Worten in den Wind erniedrigt hat. Es ist soweit gekommen, daß die Völker auch den heiligsten Versicherungen der Regierungsleute nicht mehr glauben." Und endlich Senator Kopony: „Wir vertrauten auf unser Naturrecht und auf die Karlsburger Beschlüsse und müssen nun sehen, wie dieselben mit Füßen getreten werden."

jeder, der die Rumänen nur einigermaßen kennt, mußte dies im voraus wissen: Ende 1923, als das Werk „Deutsche im Ausland“ herauskam, war all dies schon durch konkrete Fälle erwiesen, und es ist kaum anzunehmen, daß die stets gut informierte deutsche Presse von den Ereignissen und Entrechtungen der Minderheiten in den Nachfolgestaaten keine Kenntnisse hätte. Und wenn dies der Fall war, so taucht die Frage auf, wie eigentlich der loyale Ton den ehemaligen Feinden gegenüber zu rechtfertigen ist, während gegen den einstigen Verbündeten man so scharf ins Gericht geht. Mißverständnisse sind wohl auch zwischen Deutschen und Ungarn vorgekommen. Doch sind Mißverständnisse auch zwischen Brüdern eine häufige Erscheinung. Es genügt vielleicht, auf die Kämpfe hinzuweisen, die in der Vergangenheit zwischen den einzelnen deutschen Brüderstaaten, besonders zwischen Preußen und Bayern geführt wurden.

Jetzt nachträglich wird die Frage, wie ich höre, auch in Siebenbürger sächsischen Kreisen schon ganz anders beurteilt. Einer der Führer der Siebenbürger Sachsen erklärte im vergangenen Jahre auf die Frage, ob die Sachsen sich in ihrer jetzigen Lage nicht enttäuscht fühlten, daß sie nicht enttäuscht werden konnten, weil sie, als sie sich freiwillig den Rumänen anschlossen, nur die Wahl zwischen dem sofortigen Tod oder dem allmählichen Vergehen hatten. Wenn sie sich bei dem Zusammenbruch von 1918 an die Seite des Ungartums gestellt hätten, so wären sie von den Rumänen sofort vernichtet worden. So aber blieb ihnen doch noch ein langsameres Vergehen. Und . . . quis habet tempus . . . Man kann nicht wissen.

Diese Erklärung ist für die ganze Minderheitspolitik der Sachsen charakteristisch. Und wenn sie aufrichtig gemeint ist, so frage ich, woher dann der scharfe Ton den Ungarn gegenüber, die dem Deutschtum allein noch Freundschaftsgefühle entgegenbringen. Ich habe mit meinen deutschen Freunden oft über diese Fragen gesprochen und oft gehört, daß man in Deutschland die schwere Lage der ungarischen Regierung in der Minderheitsfrage wohl zu würdigen versteht. Diese Erkenntnis ist durchaus gerechtfertigt. Denn man muß immer befürchten, daß die Minderheitsverfügungen der Regierung bei der ungarischen Bevölkerung eine gewisse Beunruhigung hervorrufen werden. Ich meinerseits halte z. B. die Ernennung eines eigenen Regierungskommissärs für die deutsche Bevölkerung für unrichtig. Denn bei der vollständigen Gleichberechtigung der Staatsbürger ist wohl eine eigene Interessenvertretung für einzelne Bevölkerungsgruppen ganz überflüssig. Die Erfahrung lehrt, daß die Angehörigen der Minderheiten bei den Besuchen des Regierungskommissärs persönliche Forderungen und Wünsche stellen, die aber nicht kultureller Natur sind, sondern sich auf wirtschaftliche Fragen beziehen. Die Regierungskommissäre versuchen dann, solchen Wünschen bei der Regierung Geltung zu verschaffen, und so entsteht eine von der übrigen Bevölkerung mit Recht beanstandete Lage, in welcher die Minderheitsbevölkerung auf Kosten des Staatsvolkes als besonders bevorzugt erscheint. Wenn aber das System der Regierungskommissäre aus irgendeinem Grund dennoch als wünschenswert erschiene, so wäre zur Vermeidung von Zwistigkeiten innerhalb des Deutschtums ein Nichtdeutscher für diesen Posten geeigneter gewesen. Nun wurde aber ein ungarländischer Schwabe zum Regierungskommissär ernannt, der seitens der Deutschen abgelehnt worden ist.

Hier taucht nun eine Frage auf, die mir noch niemand klar beantworten konnte. Wo beginnt und wo hört nach reichsdeutscher Auffassung der Auslandsdeutsche auf, der als berufener Vertreter seines Volkes gelten kann. Was sind die Kriterien, die jemanden zum e c h t e n Auslandsdeutschen stempeln? Es ist mir immer unverständlich gewesen, wenn einzelne Männer in Ungarn, die als Deutsche geboren sind und sich trotz ihrer staatlichen oder öffentlichen Stellung immer als Deutsche bekannten, von reichsdeutscher Seite nicht als vollwertig anerkannt wurden. Muß die Verleugnung des Mutterlandes für diese braven deutschen Männer, unter denen sich die tüchtigsten Kräfte Ungarns befinden, nicht geradezu beschämend sein?

Die Frage, wer eigentlich als Deutscher zu bewerten ist, gewinnt besonders vom Standpunkt der Zusammensetzung der Nationalversammlung Bedeutung. In Wirklichkeit befindet sich unter den Reichstagsabgeordneten eine ganze Reihe von deutschen Männern, doch behauptet man in Deutschland immer wieder, daß diese nicht das ungarländische Deutschtum vertreten, weil die Namen, die man dort zu sehen wünsche, in der Liste der Abgeordneten nicht vorkommen. Und doch ist bei den Wahlen der Wille der deutschen Bevölkerung Ungarns zum Ausdruck gelangt, und daß diese sich nicht für diejenigen ent-

schieden hat, die auch in Deutschland als vollwertig angesehen werden, dafür kann weder das Ungartum noch die ungarische Regierung verantwortlich gemacht werden.

Und trotzdem in Ungarn nach reichsdeutscher Auffassung die deutsche Minderheit keine parlamentarische Vertretung hat wie in den Nachfolgestaaten, ist bei uns zum Schutze der Minderheiten viel mehr geschehen als anderswo. Die im vorigen Jahre erschienenen Minderheitsverordnungen und die seither erfolgte gesetzliche Regelung des Sprachgebrauches bei den Gerichten sichern den kulturellen Bestand des ungarländischen Deutschtums viel weitergehend, als dies in den Nachfolgestaaten der Fall ist, wo geradezu in den Verfassungsgesetzen die Entrechtung der Minderheiten sanktioniert wird. Zwar hat die „Schwäbische Volkspresse" in Temesvar nach Erscheinen der ungarischen Minderheitsverordnung sich einen Angriff auf das Ungartum leisten zu müssen geglaubt, zur selben Zeit, als der erwähnte Kongreß in Temesvar zusammentrat, wobei sie nicht unterließ, ihrer Freude darüber Ausdruck zu geben, daß das Banater Schwabentum durch den vierjährigen Weltkrieg aus der ungarischen Unterdrückung der rumänischen Freiheit zugeführt wurde. Seither aber hat sich auch die „Schwäbische Volkspresse" eines Besseren besonnen und hat in verschiedenen Artikeln gegen die Segnungen der rumänischen Erlösung Stellung genommen.

Eine überaus wichtige Frage ist die der deutschen Schule in der Batschka und in der Baranya. Es wurde behauptet, daß während der serbischen Besetzung mehrere deutsche Schulen errichtet wurden, die dann unter der ungarischen Herrschaft wieder aufhörten. Um diese Fragen richtig beurteilen zu können, muß man in Betracht ziehen, daß der Volksschulunterricht in Ungarn in erster Linie in den Wirkungskreis der Konfessionen und an zweiter in den der Gemeinden fällt. Nur wo die konfessionellen und Gemeindeschulen für den Bedarf nicht genügen, wurden staatliche Schulen errichtet. So ist es möglich, daß die staatlichen Schulen nur 15 Prozent sämtlicher Volksschulen in Ungarn ausmachen. Wiederholt ist der Gedanke der Verstaatlichung des Volksschulwesens aufgetaucht. Doch haben die Konfessionen, die besonders in den deutschen Gemeinden die Träger des Volksschulunterrichtes sind, gegen diese Entrechtung immer energisch Einspruch erhoben. Dies ist vom Standpunkt des Minderheitsschulwesens sehr wichtig, weil die schulerhaltende Konfession oder Gemeinde die Sprache des Unterrichts im eigenen Wirkungskreis festzustellen hat. Wo daher die Bevölkerung die Einführung der deutschen Unterrichtssprache für notwendig hielt, dort stand es ihr frei, entweder als Glaubensgemeinde oder als Verwaltungsgemeinde eine Schule zu erhalten. Natürlich hatte sie auch die Lasten der Schule zu tragen, abgerechnet gewisse staatliche Gehaltszuschüsse. Die Gemeinden der oberen Batschka und des Komitates Baranya schienen die Aufrechterhaltung der deutschen Schulen unter der ungarischen Herrschaft unter besonderen Opfern nicht für nötig gehalten zu haben. Doch machten sie von ihren gesetzlichen Rechten sofort Gebrauch, als sie unter die kulturell minderwertige serbische Herrschaft gelangten. Daß sie dann nach Wiederherstellung der ungarischen Herrschaft aus eigenem Antrieb die konfessionellen Schulen wieder aufgegeben haben, ist eine natürliche Folge der schwäbischen Denkungsart, die jedes überflüssige Opfer scheut und deshalb, als die ihren Kulturansprüchen entsprechenden ungarischen Schulen wieder eröffnet wurden, die auf eigene Kosten errichteten konfessionellen Schulen eingehen ließ.

Ich möchte hier besonders betonen, daß der Mangel an deutschen konfessionellen Schulen in den meisten Gegenden Ungarns nicht eine politische, sondern eine wirtschaftliche Frage ist. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung verweise ich auf das hochstehende Schulwesen der Siebenbürger Sachsen, das unter denselben Gesetzen und Verordnungen entstanden ist und bis auf unsere Tage erhalten blieb. Doch berufe ich mich diesbezüglich auch auf einen Führer des Banater Schwabentums, auf Dr. Kaspar Muth, der auf dem schwäbischen Kongreß in Temesvar sich folgendermaßen geäußert hat: „Es hieße Vogelstraußpolitik betreiben, wenn wir unsere eigenen Fehler nicht erkennen und bekämpfen würden. Daß wir mit unserem Schulwesen so manchen Mißerfolg erlitten, ist zum Teil auch die Folge unserer Engherzigkeit. Die Opferwilligkeit unseres Volkes ist bei weitem noch nicht dort, wo sie sein sollte. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit Vertretern fast aller deutschen Minderheiten zu sprechen und mußte mit Bedauern feststellen, daß fast überall eine wesentlich größere Opferwilligkeit der Deutschen vorhanden ist als gerade bei uns."

Nach dieser Feststellung muß ich erwähnen, daß die vorjährige Schulverordnung auch

in dieser Hinsicht eine bedeutende Änderung brachte. Schon im ersten Jahre wurde die deutsche Sprache in einer ganzen Reihe von Schulen eingeführt. Um so ungerechter ist der Angriff der „Deutschen Zeitung" vom 15. Juli, der unter vollständiger Außerachtlassung konkreter Tatsachen die ungarische Regierung der Nichteinhaltung ihrer eigenen Verordnungen beschuldigt, obgleich der Verfasser des betreffenden Artikels sich leicht hätte überzeugen können, daß die auf die Unterrichtssprache bezügliche Schulreform bereits in zwei Dritteln der in Betracht kommenden Gemeinden in geringerem oder weiterem Maße durchgeführt worden ist, und daß sich die weitere Durchführung in Vorbereitung befindet.[1]) Und dann muß man doch in Betracht ziehen, daß eingreifende Reformen von heute auf morgen nicht vollständig verwirklicht werden können, weil die nötigen Lehrkräfte fehlen und auch finanzielle Schwierigkeiten bestehen.

Endlich möchte ich auch noch dem Vorwurf des Chauvinismus begegnen, der in der deutschen Presse so oft gegen Ungarn erhoben wird. Ich meinerseits erblicke in dem Vorwurf des Chauvinismus keine Beleidigung, sondern eine Tugend, und bedauere vom ungarischen Standpunkt nur, daß das Ungartum nicht einen so großen Chauvinismus aufzubringen vermag, wie ich ihn bei den meisten Deutschen angetroffen habe. Mir imponiert geradezu das chauvinistische Selbstbewußtsein, das aus allen deutschen Veröffentlichungen über das Auslandsdeutschtum zum Ausdruck gelangt, und es wäre eine große Aufgabe, wenn man den deutschen und den ungarischen Chauvinismus im Dienste der gemeinsamen Interessen miteinander in Einklang bringen könnte, da ja der deutsche Chauvinismus eben von dem ungarischen Chauvinismus am wenigsten zu befürchten und mit ihm die meisten gemeinsamen Interessen hat.

Es erübrigt sich wohl, die gemeinsamen politischen und wirtschaftlichen Interessen nach den Erfahrungen des Weltkrieges näher zu behandeln. Die gemeinsamen Kämpfe und die beide Staaten bedrohende slawische Gefahr bedingen für beide Völker ein gemeinsames Vorgehen. Auch bei diesem Punkte möchte ich mich auf einen deutschen Zeugen berufen. Kein geringerer als Bismarck war es, der öfters ausgeführt hat, daß die Selbständigkeit der österreichisch-ungarischen Monarchie ein ganz besonderes Interesse des Deutschen Reiches sei. Und auch diesbezüglich ließ Bismarck keinen Zweifel übrig, daß er diese selbständige Monarchie mit einem starken und selbständigen Ungarn und mit Budapest als Schwerpunkt bedacht hat. In diesem Sinne äußerte er sich Ende der sechziger Jahre dem damaligen Berliner österreichisch-ungarischen Gesandten Graf Karolyi gegenüber. Auf das Gespräch Bismarcks mit Karolyi berief sich Graf Beust in der Sitzung der österreichischen Delegation am 19. August 1869. Es ist eigentümlich, daß dieses politische Vermächtnis keine Anhänger unter den gegenwärtig führenden deutschen Politikern gefunden hat, denn es wäre eine dankbare Aufgabe für jeden Politiker, die das Verhältnis der beiden Staaten trübenden Momente auszuschalten und einer gefühlsmäßigen Annäherung die Wege zu ebnen. Die Staaten der Entente haben die Blöße der deutschen Politik bereits erkannt und sind bestrebt, durch eine überaus geschickte Propagandatätigkeit eine zukünftige Verständigung von vornherein zu erschweren. Wie sehr die französische Propaganda, über welche die „Germania" in ihrer Nummer vom 11. Juni interessante Enthüllungen bringt, die deutschen Interessen in Ungarn gefährdet, scheint man in Berlin nicht genügend einzuschätzen.

Wenn auch die weiteren Kreise für politische Erwägungen weniger empfänglich sind, muß es entschieden befremden, daß auch die wirtschaftlichen Interessen ganz außer acht gelassen werden. Bei dem nach dem Weltkriege so sehr eingeschränkten Seehandel dürfte

1) Als Nachsatz eines Artikels von Werner von Heimburg „Ein deutscher Volksbildungsverein in Ungarn" schreibt Dr. A. Weber im „Tag" (Nr. 192) vom 10. August 1924 folgendes: „Über die Durchführung der Schulverordnungen wird uns von ungarischer Seite geschrieben: Die Durchführung der Schulverordnungen wurde schon in dem vergangenen Schuljahr eingeleitet. Von den 375 Gemeinden, in denen die Deutschen in der Mehrheit sind, oder in denen es 40 schulpflichtige deutsche Kinder gibt, ist der Unterricht der Muttersprache im vergangenen Jahre schon in 282 Gemeinden eingeführt worden. Davon erfolgt der Unterricht ausschließlich in deutscher Sprache in 52 Schulen, während in 68 Schulen ein gemischtsprachiger Unterricht stattfindet und in 162 Schulen das Deutsche als Unterrichtsgegenstand unterrichtet wird. In sämtlichen Schulen wird der Religionsunterricht in deutscher Sprache erteilt. Für das im September beginnende nächste Schuljahr ist eine weitere Ausgestaltung des deutschen Schulwesens geplant."



es für die deutschen Industrieinteressen nicht gleichgültig sein, daß der Landweg von Deutschland nach Bagdad über Budapest führt. Und sollte man nicht auch daran denken, daß ein wirtschaftlich starkes Ungarn zahlreiche deutsche Industrieerzeugnisse gegen Agrarprodukte aufnehmen könnte?

Man braucht keine besondere politische Scharfsichtigkeit, um zu erkennen, daß der aggressive Ton, der in Deutschland Ungarn gegenüber fast üblich geworden ist, der Sache, in deren Interesse der Angriff erfolgt, nur schaden muß. Dadurch wird die Nationalitätenpolitik der ungarischen Regierung zweifellos erschwert und die deutschfeindliche Propaganda der Entente nur befördert. Die Angriffe der Deutschen können Ungarn in seiner heutigen Lage nicht schaden, doch müssen sie selbst bei den aufrichtigsten Freunden in Ungarn eine Erbitterung hervorrufen, die leicht eine Neuorientierung der ungarischen öffentlichen Meinung zu Folge haben könnte, und dies kann doch keinesfalls im Interesse des Deutschtums sein.

Vom Deutschtum in Ungarn und im Reiche

von

Karl C. von Loesch

Daß die „Deutsche Rundschau" dem Aufsatz des Herrn Oberregierungsrats von Szörtsey Raum gegeben hat, freut mich sehr, obwohl ich nicht den Vorzug habe, Herrn von Szörtsey persönlich zu kennen. Aber ich kenne die große Bedeutung des Ungarischen Nationalverbandes, die derjenigen unserer ersten Vereine entspricht. Dazu kommt, daß ich die geistvollen und warmherzigen Ausführungen des Verfassers voll würdige, wenn ich ihm auch nicht in allem, wie ich noch ausführen werde, beizupflichten vermag. Um so mehr begrüße ich aber die Gelegenheit zu einer offenen Aussprache und wünsche nur, daß sie nicht nur deutsche, sondern auch ungarische Leser finden möge. Die Wesensart der „Deutschen Rundschau" bringt es mit sich, daß ich jede Polemik vermeide und es auch den Verfassern der von Herrn von Szörtsey bemängelten Aufsätze überlasse, ihre Darstellungen zu belegen. Hier kann es nur um wesentliche Tatsachen und Grundgedanken gehen; eine erschöpfende Behandlung erlaubt der Raum nicht.

Der Verfasser hat mit Recht hervorgehoben, daß Ungarn und Deutsche zwei Völker sind, die verhältnismäßig wenige Reibungspunkte haben. Ihre Vergangenheit und ihre Zukunft weisen sie aufeinander hin. Ihre Eigenschaften ergänzen sich in vielem. Die Ententepropaganda in Ungarn arbeitet fleißig und hat gerade in jüngster Zeit Fortschritte gemacht. Aus Reichsdeutschland geschieht dagegen so gut wie nichts, und so müssen wir befürchten, daß das Kapital an guter Meinung für das Deutsche Reich und die deutsche Kultur allmählich aufgezehrt wird. Wenn der Aufsatz Herrn von Szörtseys dazu beitragen sollte, hierin Abhilfe zu schaffen, so wäre viel gebessert.

Aber nicht nur der verlorene Krieg, die drückenden Zwangsverträge, die Revolutionen, die Aufstände und die Geldverschlechterungsnöte haben sich hindernd zwischen beide Völker gestellt, sondern auch die von Monat zu Monat an Bedeutung gewinnende Frage des Deutschtums in Ungarn. Herr von Szörtsey hat über den unfreundlichen Ton reichsdeutscher Aufsätze, die noch dazu an Ungarn strengere Maßstäbe als an die Nachfolgestaaten legen, Beschwerde geführt und auf die Folgen hingewiesen. Darin gebe ich ihm durchaus recht. Jede unnötige Schärfe ist vom Übel. Der Ungar steht uns viel näher als der Slawe oder der Romane. Was wir einander zu sagen haben, wollen wir in anständigem und freundschaftlichem Tone aussprechen. Andererseits besteht aber kein Zweifel, daß es heute eine deutsche Frage auch in dem verstümmelten Ungarn gibt, in dem immerhin nach der letzten ungarischen Erhebung 550 000 Deutsche in 375 Gemeinden leben, und daß sie nicht künstlich gemacht ist. Diese Frage ist nicht nur eine deutsche und ungarische, sondern mit Hinsicht auf die Verträge in den Pariser Vororten und die von Ungarn abgetrennten Gebiete

eine europäische. Sie geht das gesamte Deutschtum an, im Reiche und außerhalb seiner Grenzen, von Reval und der Wolga bis zur Dobrudscha und bis nach Salurn. Aller Augen sind auf Ungarn gerichtet. Denn da Ungarn und Deutsche das gleiche Schicksal erlitten, haben sie das gleiche Interesse am gesetzlichen Schutze der heute unter Fremdherrschaft lebenden Volksgenossen. Für solche auf Gegenseitigkeit beruhenden Schutzbestimmungen ist ja auch die ungarische Regierung mehr als einmal öffentlich eingetreten, und sie hat auch in weiser Erkenntnis begonnen, Schutzverordnungen und -gesetze herauszubringen. Denn: charity begins at home. Sogar noch mehr Vorschriften, als der Herr Verfasser genannt hat, zuletzt am 5. November 1924 die sehr wichtige Ergänzungsverordnung zu dem im März des Jahres erlassenen Gesetze über „die Sicherstellung der Kenntnis der Minderheitensprachen bei öffentlichen Beamten".

Ein wesentlicher Teil der Aufsätze, über die Herr von Szörtsey Klage führt, sind aber vordem geschrieben worden, in einer Zeit, als tatsächlich noch die Rechtslage in Ungarns Nachfolgestaaten günstiger war als in Ungarn selbst. Das ist den Deutschen in diesen Nachfolgestaaten gründlich von ihren Regierungen und deren Presse vorgehalten worden. Heute besteht kein Zweifel, daß diese Gesetze der Nachfolgestaaten in der Praxis vielfach nicht gehalten oder verschlechtert worden sind. Als besonders wichtig hervorzuheben ist (was Herr von Szörtsey wohl unterlassen hat, weil es selbstverständlich schien), daß Ungarn seine Deutschen im Gegensatz zu den Nachfolgestaaten niemals wirtschaftlich geschädigt hat. Sie gediehen materiell. Seelisch litten sie dagegen Mangel, und es ist unleugbar, daß wenigstens noch bis vor ganz kurzem — die Tageslage von heute kenne ich nicht — die tatsächliche Beschulung der Deutschen in den Nachfolgestaaten günstiger war als in Restungarn. Auch dies wird auf jedem Minderheitenkongreß den Deutschen vorgehalten, und sie werden dort gefragt, warum sie von Ungarn, mit dem sie gemeinsam in Minderheitenfragen vorgehen, nicht das gleiche wie von den Nachfolgestaaten verlangen.

Der Darstellung der Minderheitenpraxis der letzten Jahrzehnte vermag ich nicht zu folgen und verweise auf eine kleine, aber aufschlußreiche Schrift eines ungarländischen Deutschen, Alfred von Schwartz: „Die Zukunft der Deutschen in Ungarn", Oedenburg 1922, welche dieser nach seinem Eintreten für den Verbleib Oedenburgs bei Ungarn schrieb. Sie ist also ein unverdächtiges Zeugnis. Dies erschütternde Seelengemälde zeigt die Tragik des ungarländischen Deutschtums, der Intelligenz und des städtischen Bürgertums, welche beide in den letzten fünfzig Jahren entdeutscht wurden. Sie fielen nach Schwartz ihrem ungarländischen Patriotismus und der allgemeinen Forderung: „um ein guter Ungar zu sein, müsse man auch magyarisch sprechen und denken", zum Opfer. Das gleiche galt bis vor kurzem fast ausnahmslos für die aus dem Bauerntum aufsteigende Intelligenz, während der Bauer selbst ethnologisch deutsch blieb. Aber auch er verlor seine deutschen Schulen. Das einst blühende, fast 200 Jahre alte, ja an manchen Orten noch ältere deutsche Schulwesen war 1914 tot. Herr von Szörtsey hat recht, wenn er sagt, der Schwabe sei mit „schuld" daran, und alle donauschwäbischen Führer werden dies zugeben, nicht nur Kaspar Muth. Mitschuld ist aber nicht Alleinschuld, und jene klug ausgedachten Schulgesetze, welche den Geiz der Bauern in Rechnung setzten, sind — mögen sie auch korrekt eingebracht und durchgeführt sein — doch tatsächlich die Totengräber des deutschen Schulwesens der zwei Millionen ungarländischen Schwaben und Heinzen gewesen. Zu den dankenswerten Ausführungen Herrn von Szörtseys über Schulrecht und Praxis bemerke ich: Immer wieder machen auch wir die Erfahrung, daß man aus der Entfernung die feinen Nuancen einer Schulpolitik, die Interna einer Schulgesetzgebung nicht wahrnehmen kann, sondern sich mit den nackten Tatsachen begnügen muß. Ich stelle mit Vergnügen fest, daß jetzt mehr Deutsch in ungarischen Schulen gelehrt wird als 1914, wenn auch dazu wiederum zu sagen ist, daß Schultypen, in denen die Staatssprache Unterrichtssprache ist, neben welcher auch in der Minderheitssprache unterrichtet wird, nirgendwo als Minderheitenschulen gelten außer in Ungarn. Ferner begrüße ich, daß (seit 60 Jahren zum ersten Male wieder) 1924 ein donauschwäbischer Verein die staatliche Genehmigung erhalten hat. Alle weiteren Fortschritte wird hoffentlich die reichsdeutsche Presse begrüßen, wie dies in letzter Zeit bereits geschehen ist. Immerhin ist, wie schon Herr von Szörtsey schrieb, der Weg bis zur vollen Durchführung aller Schulgesetze und Verordnungen noch lang.

Noch eine Frage erheischt Antwort. Ich schmeichle mir nicht, diese endgültig und eindeutig geben zu können, und glaube, daß sie Andere noch beschäftigen wird. Wer ist

eigentlich ein Deutscher? Wer ist nicht als solcher anzuerkennen? „Welches sind," fragt Herr von Szörtsey, „die Kriterien, die jemanden zum e ch t e n Auslandsdeutschen stempeln?" Mit dieser Frage ist ein Kernproblem angeschnitten. Definitionen, wie sie ein Gesetz oder eine naturwissenschaftliche Speziesaufstellung gibt, sind unmöglich. In dem demnächst erscheinenden „Jahrbuch des Deutschen Schutzbundes" gehe ich in einem Aufsatz „Entdeutschte und Renegaten" näher auf sie ein. In Kürze mag folgendes genügen: weder Abstammung noch Name sind als Anhaltspunkte geeignet. Wer etwa die Männer deutscher Abstammung oder mit deutschen Namen in den Parlamenten von Paris, London, Rom, Warschau, Prag oder Budapest zusammenzählen und daraus etwas über die völkische Zusammensetzung folgern wollte, würde ebenso in die Irre gehen, wie wenn er etwa auch die Reichstagsabgeordneten in Berlin mit französischen oder slawischen Namen für Franzosen oder Polen ansprechen wollte. Aber selbst die Kenntnis, der Besitz deutscher Kultur ist keineswegs ausschlaggebend. Denn es gibt in Ungarn mehr Magyaren und Juden, welche die deutsche Schriftsprache einwandfrei beherrschen und gründlich die deutsche Literatur und Kunst kennen als Deutsche. Abgesehen von den in Rumpfungarn lebenden Siebenbürger Sachsen kann sich nur ein verschwindend kleiner Teil von Deutschen fehlerfrei mündlich und schriftlich in Schriftdeutsch ausdrücken. Daß auch die Muttersprache kein allein entscheidendes Merkmal ist, ist allbekannt. Was bleibt dann noch übrig? Das Herz, das Gefühl, das Wollen (dazu natürlich auch Sprache und Abstammung, wenigstens von einer Elternseite her). Diese Erklärung ist zwar nicht eindeutig, aber brauchbar. Sie wird vor allem der Beobachtung gerecht, daß Menschen ihre Volkszugehörigkeit aufgeben (Renegaten) oder verlieren (Entdeutschte), daß sie aber auch erweckt werden können. Ganze Volksstämme können in Schlummer oder in Lethargie versinken. Dabei bleiben sie (besonders Bauern, die wenig von der fremdvölkischen Umwelt sehen) objektiv nach Sprache, Sitte und Kultur in ihrem Volke. Aber langsam schwindet das Bewußtsein der Volkseinheit. Die Fäden zum Gesamtvolke lockern sich. Dies volkhafte Sein hat mit der Treue zum Staate, mit der Liebe zum Vaterlande, mit den freundlichen Gesinnungen zum fremdsprachigen Staatsvolke, mit dem es womöglich stolze Erinnerungen an geschichtliche oder soziale Geschehnisse verknüpfen, nichts zu tun. Alle diese Komplexe vertragen sich — wenn nicht Störungen eintreten — gut miteinander. Ein so beschaffener Bauer, dessen Fühlen unbewußt, dessen Denken ungeschult ist, ist objektiv ein Deutscher. Für den — sei es durch Schulung, sei es durch das Erwerbsleben — Aufgestiegenen liegen aber die Dinge anders. Sein Horizont wird erweitert. Ihm werden Ideale eingepflanzt, und sein erwachendes geistiges Leben erhält ein neues Zentrum. Das ist der kritische Augenblick. In gleichvölkischer Umwelt ändert sich nichts, er wächst nur in eine andere Schicht seines Volkes hinein. In fremdvölkischer Umwelt dagegen wird er durch Schule und Gesellschaft entvolkt und umgevolkt, wenn ihm nicht das Elternhaus etwas vom bewußten Volkstumswillen mitgeben konnte oder wenn nicht irgendwelche sonstigen Eindrücke auf ihn einstürmten, die ihn sein Volkstum erkennen ließen. Dieser Entdeutschungsvorgang ist tausendfach belegt: gerade die Entdeutschten selbst trifft dabei zumeist kein Vorwurf. Man kann als ungarländischer Deutscher staatstreu, vaterlandsliebend usw. sein, ganz gleich, ob man sein Volkstum auch als gebildeter Mensch bewahrt hat oder nicht. Doch bleibt für den, der es verlor, meist doch noch ein Stachel, ein peinlicher Rest, an den man sich ungern erinnert. So wird er, aus dem Gefühl, noch nicht voll im neuen Volkstum zu stehen und doch seine Ganzheit erweisen zu wollen, ganz von selbst Überchauvinist. Manche legen aus diesem Gefühl sogar den Namen der Väter ab, andere aus Nachgiebigkeit gegen die Forderungen der Gesellschaft, noch andere, um als „Helden" an der Landzuweisung teilnehmen zu können usw.

Praktisch ist die Unterscheidung zwischen Deutschen und ganz oder halb Entdeutschten meist einfach. Wer sich um sein ungarländisch-deutsches Volk kümmert, für sein materielles und für sein geistiges Wohlergehen sorgt, unter Opferung eigener Bequemlichkeit und Interessen, wem das Volk Liebe und Dankbarkeit erzeigt, ist im Sinne der Frage des Herrn von Szörtsey ein berufener Vertreter.[1]) Wer (unter den sozial Gehobenen) mithilft an

1) Wahlen geben nicht immer das wahre Bild der Volksmeinung wieder. So ist über die letzte Wahl mehr als einmal in der Presse berichtet worden, daß der Wahlbewerber eines ungarländisch-deutschen Führers in der Baranya — ein biederer, allgemeinbekannter

dieser Arbeit, ist ein echter Auslandsdeutscher. Die Unterscheidung fällt dem sorgsamen Beobachter, der nicht nur einmal flüchtig ein Land bereist, nicht schwer und ist praktisch fast untrüglich. Schwer sind nur jene problematischen Menschen zu beurteilen, die zwischen zwei Völkern (nicht Ländern, nicht Staatsideen!) stehen, ferner diejenigen, die gerade neue Entwicklungen durchmachen oder wieder durchmachen. Darin, daß die Besetzung des Minderheitenkommissariats durch einen „Deutschen" unglücklich war, stimme ich mit Herrn von Szörtsey überein, vielleicht aus anderen Gründen, die in diesem Zusammenhange klar werden. Man lese darum nach, was der deutsche Minderheitenkommissar in seiner Zeitung, dem „Neuen Volksblatte", schrieb. Dort heißt es unter anderem, man müsse unter den Ungarländischen ungarische Kulturpolitik treiben. Der Staat sei in Europa noch nicht geboren, der in den von ihm erhaltenen Schulen nicht die Staatssprache als Unterrichtssprache eingeführt hätte. Wozu brauche man deutsche Volksschulen, da man ja zu Hause Deutsch lerne. Kann man jemanden, der also schreibt, trotz objektiver Merkmale (Abstammung, Sprache) als Deutschen, als berufenen Führer ansprechen? Daß die Behauptung, kein Staat in Europa lasse in Staatsschulen in einer anderen als der Staatssprache unterrichten, objektiv falsch ist, interessiert uns in diesem Zusammenhange nicht.

Solche Gedanken hätte sich ein Reichsdeutscher vor dem Weltkriege schwerlich gemacht. Heute sind sie Allgemeingut derer, die Volkstumsfragen untersuchen. Es ist durch den Zusammenbruch eine Wandlung in der gesamtdeutschen Mentalität eingetreten, die immer weitere Kreise ergreift. Vor dem Kriege dachte man im Reiche staatlich, von Staat zu Staat. Heute denkt und fühlt man außerdem noch volksmäßig, von Volk zu Volk, nicht aber von der Reichsbürgerschaft zur Summe der Staatsbürger fremder Staaten. Wir wurden gezwungen, umzulernen: aus Klugheit, um die seelische Verbindung mit den abgetrennten Brüdern nicht zu verlieren, und aus einem mächtig emporquellenden Gefühl der Volkheit heraus. Ich glaube, daß das ungarische Volk, das ich hochschätze, etwa gleiche Wege gehen wird. Ist seine Lage doch ähnlich, wenn auch nicht gleich, da es erst seit dem Vertrage von Trianon Konnationale im Auslande kennt, und da es nicht jene weit entfernten völkischen Inseln aufzuweisen hat wie wir. Inseln, die niemals politisch ein Teil des Deutschen Reiches werden können und mit denen wir nur durch völkische Bande verbunden sind.

Wir müssen unserer Öffentlichkeit noch vieles lehren, sie schulen und erziehen. Herr von Szörtsey deutete an, daß die ungarische Regierung behutsam vorgehen müsse, weil die ungarische öffentliche Meinung auf die weitschauenden Gedankengänge der ungarischen Regierung noch nicht eingestellt sei. Beide Völker stehen also vor analogen Aufgaben, die mit Takt, aber auch mit Nachdruck im Interesse der abgetrennten Brüder zu lösen sind. Hoffentlich bedeutet diese Aussprache hierzu einen Anfang.

Die französische Literatur der Gegenwart

Soziologie, Religionsgeschichte

Als das Ereignis wird in den Kreisen der Wissenschaft das bevorstehende Wiedererscheinen der „Année Sociologique" angesehen, die seit dem Kriege und dem Tod Emile Durkheims nicht mehr erschien. Die „Année Sociologique" wurde im Jahre 1897 von Emile Durkheim begründet, zu dem Zeitpunkte, da er, zu voller Reife gelangt, nach langen Arbeiten und eingehenden Überlegungen vollständig die ihm eignen Gedankengänge beherrschte.

donauländischer Schwabe — nach seinem ersten Auftreten als angeblicher Erzberger-Mörder in Haft genommen und erst nach der Wahl freigelassen worden. Aus den Ofener Bergen wurde berichtet, daß Wahl und Nachwahl unter Druck stattfanden.

Ich weiß nicht, ob die wissenschaftlich gebildeten Kreise in Deutschland mit seinen Gedanken und seinen Werken sehr vertraut sind; in Frankreich haben sie einen bedeutenden Einfluß gehabt, der auch jetzt noch andauert, und haben die Soziologie neu befruchtet. Seine ersten Arbeiten hatten zum Gegenstande, die Aufgaben der Soziologie zu erläutern und ihre Methoden zu bestimmen. Denn das, was an den Ausführungen dieses bedeutenden Kopfes bemerkenswert ist, ist gerade die Ordnung und vollendete Logik seiner Auseinandersetzungen.

Seinem ersten soziologischen Werk „la Division du travail“ aus dem Jahre 1885 war zwei Jahre später ein kleines Büchlein gefolgt, in dem er unter dem Titel „Règles de la méthode sociologique“ die Ergebnisse seiner methodologischen Untersuchungen veröffentlichte, und die zu einem Zeitpunkte erschienen, in dem man, wie der Verfasser schrieb, kaum gewöhnt war, die sozialen Tatsachen wissenschaftlich zu behandeln, d. h. nach einer klaren bestimmten Methode.

Ich habe hier die Regeln der Methode, die Emile Durkheim einführte, weder zu erläutern noch anzuführen. Es wird mir genügen, an das große Prinzip zu erinnern, aus dem sie hervorgewachsen sind.

Schon Auguste Comte hatte die Behauptung aufgestellt, daß die sozialen Erscheinungen natürliche Gegebenheiten und den Naturgesetzen unterworfen sind. Durkheim lehrt, daß die sozialen Tatsachen „Dinge“ sind, die entsprechend behandelt und untersucht werden müßten. Ein Ding ist etwas, was man von außen erfaßt, durch Beobachtung, während eine Idee das ist, was man im Innern erkennt, durch Gedankenanalyse. Und Durkheim erkennt den sozialen Erscheinungen, gewissermaßen als den äußeren Erscheinungsformen der Einzelwesen, ebensoviel Wirklichkeit zu, als den physischen.

Diese Doppellehre rief im Jahre 1885 lebhaften Widerspruch hervor. Man fand es paradox, ja sogar empörend, daß die Wirklichkeit der sozialen Welt den Wirklichkeitserscheinungen der äußeren Welt gleichgesetzt würde. Man war nicht weniger empört, die sozialen Erscheinungsformen wie die der Einzelwesen dargestellt zu sehen. Man gab sich darüber nicht Rechenschaft, daß in der physischen Welt z. B. „die lebende Zelle nichts enthält als mineralische Bestandteile, wie die Gemeinschaft nichts umfaßt außer Einzelwesen, und dennoch ist es bei aller Augenscheinlichkeit nicht möglich, daß die wesentlichen Erscheinungsformen des Lebens in den Wasserstoff- oder Sauerstoff-, in den Kohlenstoff- und Stickstoffatomen liegen“. „Das Leben,“ sagt Durkheim, „ist im Ganzen, nicht in den Teilen.“

Nachdem dieser Grundsatz festgelegt war, war es nötig, ihn in Anwendung zu bringen, und das unternahmen Emile Durkheim und seine Anhänger in der „Année Sociologique“.

Die „Année Sociologique“ hatte sich tatsächlich zu allererst die Aufgabe gesetzt, den Stand der Forschungen aufzuzeigen und das Material zu sammeln, aus dem sich die Soziologie aufbaute, unter Zuhilfenahme der historischen und ethnographischen Arbeiten deutscher, englischer und amerikanischer Forscher. Sie hatte weiterhin die Aufgabe, solche Originalbeiträge zu veröffentlichen, die Beispiele geben sollten von der Art und Weise, wie diese Materialien für die Forschung verwandt werden könnten. Gleichzeitig mit der ersten Nummer veröffentlichte Durkheim seine meisterhaften Ausführungen über das Verbot der Blutschande und seinen Ursprung, und im folgenden Jahre sein berühmtes Werk, „Der Selbstmord“ betitelt, in dem er im engen Verfolg der Untersuchungen über die eigentlichen Tatsachen des Selbstmordes bestimmt wurde, seine Theorien über den Ursprung und die Einrichtungen der ganzen Gesellschaft aufzustellen.

Von dieser Zeit an machte sich der Wille geltend, von dem die soziologische Schule niemals abgewichen ist: zu zeigen, was die geschichtlichen Einrichtungen an Notwendigkeiten, im wesentlichen freilich an Willkürlichem aufzuweisen hatten und noch aufweisen. Sie behandelten sie mit Achtung, aber ohne Götzendienerei, so wie sie nun einmal sind.

Die religiösen Probleme mußten notwendig den ersten Platz einnehmen unter den Vorurteilen Emile Durkheims, wohlverstanden unter der Voraussetzung, daß sie untersucht

würden, so weit sie soziale Erscheinungen, aber nicht, insofern sie individuelle Äußerungen sind, und um es gleich alles vorweg zu nehmen, so weit sie die eigentliche Grundlage der Gemeinschaft bilden.

Und dieser Voraussetzung verdankt Emile Durkheim seine bedeutendsten und aufsehenerregendsten Entdeckungen. Das möchte ich den philosophischen Teil seines Systems nennen.

Durkheim ging hauptsächlich von dem französischen Philosophen Auguste Comte aus und dem englischen Anthropologen Robertson Smith.

Der große Grundsatz, der von A. Comte aufgestellt wurde, war der: Der Mensch habe das Gefühl, ein Teil einer Gruppe zu sein, bevor er sich seiner Individualität bewußt würde — das will sagen: er sei sozial, bevor er individuell ist. Der Mensch ist ursprünglich ein Glied einer Gemeinschaft und nichts weiter, allmählich verpersönlicht er sich, und immer bewußter setzt sich das Einzel-Ich in Gegensatz zur Allgemeinheit.

Andererseits hatte Robertson Smith später gefunden, als er die Forschungen der englisch-anthropologischen Richtung fortsetzte, daß die Religion der eigentliche Ursprung der Gemeinschaft wäre, und daß alle sozialen Einrichtungen damit begonnen hätten, eine religiöse Form zu sein — anders ausgedrückt: daß die Religion den Keim bilde, aus dem alle heute so unterschiedlichen Erscheinungsformen des Gemeinschaftslebens durch Verästelung hervorsprossen.

Von diesen Voraussetzungen ausgehend kam Emile Durkheim zu der sich überschneidenden Formel, welche die Zusammenfassung seiner Lehre ist: die Gleichsetzung des Sozialen und des Heiligen. Das Heilige ist vollkommen das, was das Soziale umschließt; das Weltliche, Unheilige alles das, was das Individuum ausmacht.

Die Religion bezieht sich auf das Heilige, das heißt auf das Soziale. Ich habe das Gefühl, daß der Tag, an dem Durkheim diesen Satz aufstellte: „Das Heilige ist das Soziale", ebenso bedeutend und folgenreich ist als der, an dem Descartes sein „cogito ergo sum" verkündete.

Die höhere Macht, von welcher der Mensch sich abhängig fühlt, die befiehlt und beschützt, ist die Gemeinschaft. Aber er wird allmählich fähig, zu einem so abstrakten Begriffsvermögen zu gelangen, durch das er beginnt, diese höhere Macht Gott zu nennen. So ist Gott in jeder Gemeinschaft die angenommene Form, unter der sie sich ihrer selbst bewußt wird. Die Symbole verändern sich, indem sie dem jeweiligen Stand der Zivilisation folgen. Solange es der Stamm ist, leitet die Gemeinschaft ihre Herkunft von einem namengebenden Tier ab, später gleichermaßen sagenhaft von einem menschlichen Vorfahren, dann erscheint der große einige Gott, der Schöpfer und Herr der Welt, und endlich der große metaphysische Gott, unbedingt und unendlich.

Das Einzelwesen schafft sich so von seiner Abhängigkeit gegenüber der Gemeinschaft durch die Religion eine symbolische Auslegung, in dem Glauben, daß man durch die wissenschaftliche Erkenntnis zu einer übereinstimmenden Vorstellung käme. Aber vom Ursprung der Dinge an ist das Wesen der heilig-sozialen Dinge ein kategorischer Imperativ, weil es von der Gesamtheit ausgeht und sich dem Einzel-Ich aufzwingt ohne irgendwelche logisch bedingten Gründe. Der Ritus als erster Ausdruck sozialer Ordnung hat seine Begründung nur in mystischer Bedingtheit.

In einer stark einheitlichen Gemeinschaft stehen alle Einzelwesen unter ihrer Abhängigkeit. Wird sie uneinheitlich, so entfernt sich das Individuum vom sozialen Leben und stellt seine Persönlichkeit über die der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft ist die einzige Kraft, ob sie sich Gott nennt oder moralisches Gesetz — die dem Ausdehnungswillen des Einzelwesens eine regelnde Begrenzung entgegenzusetzen vermag. Das ist der Grund für den Menschen, sich diesem Gesetz zu unterwerfen, das aus dem sozialen Sein herauswächst.

Ich komme hier zu dem dritten Teil von Durkheims Werk, das eine Untersuchung über die ersten Formen religiösen Lebens — und damit auch des sozialen Lebens — ist. Be-

kanntlich sieht er im Totemismus (Stammgottestum) diese früheste Form in der vollen Erkenntnis, daß sie sich nur so offenbart, wie es der Stand der Wissenschaft zurzeit ermöglicht, und unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß neue Entdeckungen dazu führen könnten, eine noch ursprünglichere Formel zu finden. Das behandelt das Buch, das als sein Hauptwerk gelten kann, die „Formes élémentaires de la vie religieuse".

Man hat auf seinen konstruktiven Charakter hingewiesen und macht ihm den zum Vorwurf. Es ist klar, daß eine Wissenschaft, die reine Synthese wäre, nicht bestehen könnte. Aber es ist manchmal schön, diese kühnen Konstruktionen aufsteigen zu sehen. Und selbst, wenn der Stand der Wissenschaft sie überholt hat, bleiben sie die edelsten Denkmäler menschlichen Vorwärtsdranges. So wird es auch mit dem Werk Durkheims sein.

Durkheim starb während des Krieges, aber er hatte um sich ein Siebengestirn von Gelehrten geschart, die sein Werk fortsetzen sollten. Selbst während der zehnjährigen Unterbrechung der „Année sociologique" waren Sonderarbeiten erschienen, namentlich im Jahre 1922, die „Mentalité primitive" des hervorragenden Professors Lévy-Bruhl, das seinen vorhergehenden Studien über die „Fonctions mentales dans les sociétés inférieures" gefolgt war.

Folgende aber sind die Schüler des Meisters, die dem großen Manne getreu, gerade am Werke sind, die „Année sociologique" wieder zu erwecken: Bouglé, der an der Sorbonne volkswirtschaftliche Vorlesungen hält; Fauconnet, der dort mit dem Lehrstuhl der Pädagogik beauftragt ist, und dessen Untersuchungen über die Verantwortlichkeit lebhaften Beifall fanden; Simiand, Professor der Staatswirtschaftslehre an der Kunstgewerbeschule; endlich Hubert und Mauß, von denen der eine über die primitiven Religionen Europas liest und der andere in der Ecole des Hautes Etudes über die Religionen der unzivilisierten Völker. Seine Beiträge über das Opfer waren Marksteine in der Geschichte der französischen Soziologie. Zu den fünf Redaktören haben sich zahlreiche Gelehrte gesellt, unter denen Lévy-Bruhl selbst und M. Meillet, der Meister der französischen Sprachforschung, zu nennen wären.

Neben der Soziologie hat sich die Religionsgeschichte in Paris seit einigen Jahren lebhaft entwickelt, und zwar unter dem Einfluß der deutschen Forschung. Es treten mehrere Richtungen zutage: erstens eine Schule, die hauptsächlich aus dem liberalen Protestantismus hervorgewachsen ist und die wohl vorwiegend Harnack zum Führer hat. Maurice Goguel ist einer ihrer bedeutendsten Vertreter. Von Eugène de Faye erscheint gerade der erste Band einer äußerst sorgfältig ausgearbeiteten Studie über Origenes, in der die seltsame Welt des 3. Jahrhunderts wieder lebendig wird.

Die katholische Wissenschaft wird glänzend von der „Revue biblique" vertreten, die von dem Dominikanerkolleg in Jerusalem veröffentlicht, von R. P. Lagrange herausgegeben wird, von dem nach und nach die Übersetzungen und Kommentare der drei synoptischen Evangelien erscheinen werden.

Da ich Ehre habe, Herrn R. P. Lagrange persönlich zu kennen, ist es mir ein Bedürfnis nicht nur meiner hohen Achtung, sondern auch meiner tiefen Bewunderung für das Leben dieses Greises Ausdruck zu geben, der einen leidenschaftlichen Mönchsglauben mit einer nicht weniger leidenschaftlichen Gewissenhaftigkeit des Gelehrten verbindet, und der unter dem Himmel Judäas in seiner hellen Klosterzelle von Saint-Etienne seinen Mitmenschen das rührende Beispiel eines Lebens gibt, das aufs strengste den beiden Glaubensbekenntnissen geweiht ist: der Kirche und der Wissenschaft.

Man darf tatsächlich behaupten, daß eine Veröffentlichung wie die der „Revue biblique" einer der schönsten Ruhmestitel französischer Wissenschaft ist. Augenscheinlich bleibt sie immer und vollständig der Orthodoxie des katholischen Dogmas unterworfen, und

es ergibt sich daraus mitunter eine Lage, die einer unabhängigen Kritik schwer annehmbar erscheint. Jedoch ist es, auch wenn die Orthodoxie nicht mit im Spiel ist, unmöglich, mehr Wissen und Geistesschärfe an den Tag zu legen als R. P. Lagrange und seine Mitarbeiter, z. B. R. P. Vincent in der Archäologie, wie R. P. Abel in der Geographie Palästinas oder R. P. Dhorne in der Assyriologie. Soviel ich von anderer Seite gehört habe, wird die „Revue biblique" von den deutschen Theologen als eine Zeitschrift erster Ordnung angesehen, und ihre Rezensionen gelten als Richtschnur.

Um zu den israelitischen Gelehrten überzugehen, nenne ich von denen, die kürzlich gerade etwas veröffentlicht haben, Raymond Weill, ebenfalls bekannt durch seine Forschungen in Jerusalem. Sein letztes Buch: „L'Installation des Israélites en Palestine et la Légende des Patriarches", geht von den Arbeiten Ihres berühmten Eduard Meyer aus und bringt persönliche Einblicke von äußerster Scharfsinnigkeit, unter denen ich zu meiner Freude einige Gedanken wiederfand, deren Urheber ich bin.

Die Übersetzung der großen Geschichte des Altertums, von Eduard Meyer, ist von der orientalischen Buchhandlung Geuthner unternommen worden. Dieselbe Firma hat gleichfalls die Übersetzung der Werke des berühmten Frazer vorgenommen. Sie war es auch, die eines der Werke herausgab, das am meisten der französischen Gelehrsamkeit Ehre macht: die „Civilisation pré-hellénique", von René Dussaud, und die Ergebnisse der wunderbaren Entdeckungen der Mission Pelliot in Zentralasien. Es wären gleichfalls noch die bedeutenden Untersuchungen von Charles Jean über das „Milieu biblique avant Jesus-Christ" und die Arbeit des gleichen Verfassers über die „Littérature des Babyloniens et des Assuriens" zu nennen.

Unter den Gelehrten, die sich der Geschichte des Christentums gewidmet haben, sind die bekanntesten Charles Guignebert und Alfred Loisy. Ich begrüße es, daß ein neues Buch des ersteren mir Gelegenheit gibt, von seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit zu sprechen. Bekanntlich lehrt Charles Guignebert an der Sorbonne die Geschichte des Christentums und hat sich besonders eingehend dem frühen Christentum gewidmet, worüber seine Vorlesungen mit die tiefstgreifenden und fruchtbarsten an unserer Universität sind.

Was Alfred Loisy betrifft, hat er gerade eine Übersetzung der Bücher des Neuen Testaments gemacht, mit Einführungen und Anmerkungen, die ein Ereignis für die religiöse kritische Forschung sind.

Bekanntlich ist Alfred Loisy vor etwa 20 Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Seitdem ist er Professor am Collège de France und hat einen der ersten Plätze unter den freien Wissenschaftlern eingenommen. Auf dem anderen Ufer des Flusses, im Sinne R. P. Lagranges, kann man nur mit derselben Hochachtung einem Leben gegenüberstehen, das gleichermaßen vor dem Lärm der Menge zurückgezogen, vollständig seinen Idealen und der Wissenschaft hingegeben ist. Alfred Loisy geht unzweifelhaft von der deutschen Wissenschaft aus, und zwar hauptsächlich von den Arbeiten Nordens und Reitzensteins. Die Untersuchungen dieser sind teilweise der Ausgangspunkt der Forschungen von Loisy über die heidnischen Mysterien und das Opfer.

In der „Revue d'Histoire et de Littérature religieuse", die leider seit zwei Jahren ihr Erscheinen einstellen mußte, hat er Rechenschaft über alles das abgelegt, was in Deutschland über diese Fragen erschienen ist, und die gesammelten Hefte dieser Zeitschrift geben über dieses Gebiet eine genaueste Zusammenstellung.

Die Stellung Alfred Loisys in der heute so vielbesprochenen Frage über die Erdenlaufbahn Jesu ist merkwürdig. Liest man seine Bücher, so scheinen die mythischen Theorien jeden Augenblick die letzten ihm annehmbaren Schlußfolgerungen zu sein, und plötzlich, wenn man die Seite umwendet, findet man eine schroffe Rückkehr zu rationalistischen Grundsätzen, nicht ohne Ironie gegen die Gemeinplätze der Mythologie. Man fragt sich, was die letzte Entwicklungsstufe des Gelehrten und tiefsinnigen Professors sein wird.

M. Couchoud ist zurzeit in Frankreich der auffallendste Vertreter der mythischen Leitsätze. Sein Buch „le Mystère de Jésus" bildet dafür den ebenso lebendigen wie gelehrten Beweis. Das Problem des Daseins Jesu wird in den französischen Gelehrtenkreisen mehr und mehr zur Tagesfrage. Es ist seit langem in Deutschland behandelt worden, aber ich weiß nicht, ob es noch der Gegenstand tiefgründiger systematischer Studien ist, die man erwartet. Die Gelehrten der Ecole Sociologique française sind ihm auch noch nicht näher gekommen, abgesehen von einigen gelegentlichen Arbeiten. Doch das soziologische Prinzip allein ermöglicht es — wenn auch das Problem nicht zu lösen, so doch wenigstens es systematisch zu untersuchen, indem man von dem Gesichtspunkt ausgeht, daß die großen Ereignisse der Menschheitsgeschichte von Massenbewegungen hervorgerufen wurden und nicht das Werk Einzelner sind, und gerade das ist damit gemeint, wenn man sagt, daß Jesus nicht das Christentum begründet hat, sondern das Christentum Jesus geschaffen hat. Die kleine Schrift von M. Couchoud wird das große Verdienst in Anspruch nehmen können, die Tore geöffnet zu haben.

Ich möchte nicht schließen, ohne noch einige der letzten Arbeiten über Folklore und Ethnographie hervorzuheben. Nach den Essays, die bemerkenswerterweise die Wunderberichte der Bibel im Zusammenhang mit den heidnischen Religionen verwerteten, hat Saintyves in den „Contes de Perrault et les Récits parallèles" die Volkserzählungen des Ritter Blaubart, Aschenbrödel, des gestiefelten Katers, des Däumlings und andere Dichtungen erläutert, mit denen unsere Kinder in Frankreich großgezogen wurden, und die den Ausgangspunkt gebildet haben für eine Menge von Kunstwerken jeder Art. Das Buch von Saintyves ist gleichzeitig ein Werk von starker Gelehrsamkeit und bemerkenswerter literarischer Kritik. Besonders ist es reizvoll, zu sehen, mit welchem Scharfsinn und welcher Gründlichkeit er an Hand dieser alten Erzählungen den Gedanken entwickelt, daß die Sagen und Märchen nichts sind als die Auslegung der Riten.

Unter den berufenen Ethnographen hat jeder sein Sondergebiet: die Arbeiten von van Gennep, besonders seine These über „L'Etat actuel du problème totémibue", haben ihn als einen Kopf gezeigt, der zu verallgemeinern versteht. Selbstverständlich sind die spezialisierten Arbeiten unbedingt notwendige Ausgangspunkte, aber diese Beiträge bekommen nur Sinn, wenn man sie in den Rahmen des allgemeinen Wissens einordnet. Indem van Gennep das tat, hat er sich an die Spitze der ethnographischen Forschung in Frankreich gesetzt.

Ich erinnere nur an sein kleines gemeinverständliches Buch über „Folklore français", das, wie er selbst sagt, eine Propagandaschrift zugunsten einer Wissenschaft ist, die im allgemeinen Unterrichtswesen nicht den Platz einnimmt, der ihr zusteht. Es ist klar, daß Volksglaube und Volkssitten noch lange nicht gründlich und methodisch genug behandelt worden sind. Hier liegt noch ein Arbeitsfeld für Forscher, die wissenschaftlich vorgehen wollen. Wir haben diesen Beitrag mit einer Darstellung des äußerst einflußreichen Systems der Ecole Sociologique begonnen; die Gegnerschaft van Genneps kann uns nicht bestimmen, seine eigentliche Bedeutung zu verkennen. Wird der Fortschritt doch aus dem Widerstreit der Geister geboren, wenn sie nur vom heiligen Feuer der Vernunft durchdrungen sind.

Edouard Dujardin.

Weihnachtsrundschau

Geschichte

Hier sind wieder bedeutende Leistungen zu verzeichnen. Von der „Geschichte der römischen Kaiserzeit" von Hermann Dessau ist der 1. Band erschienen (Berlin, Weidmann). Er umfaßt auf seinen 585 großen Seiten ausschließlich die Zeit von den An-

fängen bis zum Tode des Augustus. Wir müssen uns in diesem Rahmen auf den Hinweis beschränken, daß hier ein grundlegendes Werk in bewunderungswürdiger Arbeitsleistung geschaffen ist, für dessen Wert der Name des angesehenen Historikers volle Bürgschaft leistet. — Als Ergänzungsband zum „Geschichtswerk für höhere Schulen" hat U. Wilcken eine „Griechische Geschichte" geschrieben (München, R. Oldenbourg), die sich die Aufgabe stellt, Liebe und Verständnis für die weltgeschichtliche Rolle der Hellenen bei der Jugend und breiten Bildungsschichten zu wecken, was ihr in ihrer knappen Fassung gelungen sein dürfte. — Der IV. Band der hier beim Erscheinen jedes neuen Bandes gewürdigten „Geschichte Europas von 1848—1871" von Alfred Stern (Stuttgart, Cotta) umfaßt auf 585 Seiten die Jahre 1866—1871. Die sorgsame Hand, die auch das entlegendste Quellenmaterial ergreift, ist, wie in den früheren Teilen, auch hier spürbar und gewährleistet dem großen Werk den Wert der Genauigkeit und Lückenlosigkeit, die es unentbehrlich machen. — C. Brinkmanns „Englische Geschichte 1815—1914" (Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte) ist ausgezeichnet durch den klaren Blick für das Wesen der großen englischen Politik und durch die soziologische Betrachtungsweise, die sich von den überkommenen Phrasen ganz freihält und deshalb die wahren Zusammenhänge herausarbeitet. — In den von der Bayerischen Akademie herausgegebenen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, in denen eine unentbehrliche Arbeit von höchstem Wert geleistet wird, ist als neuer starker Band erschienen: Aktenstücke und Aufzeichnungen zur Geschichte der Frankfurter Nationalversammlung aus dem Nachlaß von J. G. Droysen, herausgegeben von R. Hübner (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die gerade zu der uns besonders bewegenden Frage der Geschichte des großdeutschen Gedankens bemerkenswerte Beiträge enthält. —

Verse.

Von Richard Schaukal liegt in besonders sorgfältiger Ausstattung eine Sammlung ausgewählter Gedichte (Wien, Österreichische Staatsdruckerei) vor, die erlesene Stücke des gepflegten Dichters in ihrer Innerlichkeit und Musikalität stark zum Ausdruck bringt.

Alfons Paquets „Drei Balladen" (München, Dreimaskenverlag), enthaltend Botschaft des Rheins, Chicago, George Fock, wirken in dem ihm eigenen Stil des dichterischen Reporters sehr stark.

Von inniger Eigenart sind Eduard Reinachers „Elsässer Idyllen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), die wie nur irgend etwas ganz klar die Zugehörigkeit des deutschen Elsaß zum deutschen Kulturkreis durch ein bewußtes Zeugnis erneut bekräftigen.

Als ein weiteres Ergebnis von Th. Däublers griechischem Aufenthalt, von dem wir gewichtige Zeugnisse bringen konnten und weiter bringen werden, gibt der Inselverlag, Leipzig, seine „Attischen Sonette" heraus.

Tief von lebendigem deutschen Geist durchdrungen ist das „Heroische Vorspiel", von Hans Schwarz (Berlin, Ringverlag), mit ihm und seiner Art wird sich die „Deutsche Rundschau" später näher befassen.

Allzu anspruchsvoll erscheint Wilhelm Wendlandts Büchlein „Galerie der Größten", die er selber Künstlerporträts nennt, „In Worten gemalt, in Sprache gemeißelt". D. R.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

VI

Der Jahresanfang 1915 fand die Kampffronten West wie Ost im Stellungskriege erstarrt. Nicht freiwillig hatte einer der Kämpfenden diese die Nerven zerrüttende, die Kräfte verzehrende Art der Kriegführung gewählt, sondern durch die harte Not dazu gezwungen, weil ein gewisses Gleichgewicht



in der Leistungsfähigkeit der Parteien bestand, keiner imstande war, den Gegner von dort wo er stand zu vertreiben, aber auch keiner willens war, das, was er besaß, freiwillig aufzugeben.

Dem damals dreiundeinenhalben Monat im Amt befindlichen deutschen Generalstabschef, General v. Falkenhayn, ist der Vorwurf gemacht, bei Ypern ohne Aussicht auf Erfolg die neu aufgestellten Truppen eingesetzt, und bei Lodz dem Osten nicht rechtzeitig die nötigen Kräfte zugeführt zu haben. Die Vorwürfe sind unbegründet, Falkenhayn konnte nicht anders handeln als er tat. Aber die Nachteile des entstandenen Stellungskrieges waren so groß, daß sich gegen Falkenhayn Anfang Januar ein, man kann fast sagen, Feldzug mit dem Ziele, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, entwickelte, wobei der ehemalige Generalstabschef Generaloberst v. Moltke die Führung übernahm.

Die Witwe Moltkes hat die in dieser Angelegenheit von ihrem Mann an den Reichskanzler v. Bethmann-Holweg und an den Kaiser gerichteten Briefe mit einer an Naivität grenzenden Offenheit, weil sie ihren Mann in einem etwas merkwürdigen Lichte zeigen, der Nachwelt überliefert.[1]) Bei der eminenten Bedeutung, die gerade in allen militärischen Dingen die Personenfrage hat, werden diejenigen, welche die Meinung vertreten, daß schon damals eine Beseitigung Falkenhayns ein Glück für den Ausgang des Krieges gewesen wäre, bedauern, daß Moltke nicht durchgedrungen ist, während diejenigen, welche von der weisen Mäßigung Falkenhayns ein Vermeiden der großen Katastrophe erwarteten, anderer Meinung sind. — Sicher hat Moltke geglaubt, dem Vaterlande ohne selbstsüchtige Nebenabsichten zu dienen, wenn er den körperlich schon recht hinfälligen Generaloberst v. Bülow, bald darauf in erster Linie den General Ludendorff, an den Feldmarschall v. Hindenburg scheint er nicht gedacht zu haben, als Nachfolger Falkenhayns im Auge hatte, auch darf man in so kritischen Zeiten nicht jeden Schritt mit dem Maßstabe einfacher Friedenskameradschaft messen. Trotzdem berührt Moltkes Verhalten peinlich. — Übrigens sind solche Rivalitäten und Quertreibereien etwas in der Kriegsgeschichte häufig Wiederkehrendes: Friedrich der Große und Prinz Heinrich, York und Gneisenau, die sich leidenschaftlich haßten, Napoleon und der befähigste seiner Marschälle Marmont, Benedek und Krismanic. Selbst der ältere Moltke in seiner olympischen Ruhe kam nicht an dem scharfen Gegensatz zu dem General v. Blumenthal vorbei.

Trotz vieler örtlicher Kämpfe auf den beiden großen Kampffronten trat monatelang keine wesentliche Änderung der Lage ein. Im Osten spielten die Bewegungsschwierigkeiten in der winterlichen Jahreszeit dabei eine Rolle, es sollte sich aber bald zeigen, daß deutsche Tatkraft sie zu überwinden wußte. — Die kämpfenden Parteien waren eifrig bemüht, ihre Kräfte für das Frühjahr zu stärken. Frankreich betrieb emsig die Vermehrung seines Kriegsmaterials, England stellte die neuen sogenannten Kitchener-Armeen auf, Amerika unterstützte die Ententemächte durch großartige Munitionslieferungen. Italien wartete den günstigen Augenblick für sein Eingreifen noch weiter ab. Unter dem Schutze des Dreibundes hatte es die Aufwendungen für seine militärischen Kräfte auf ein Minimum beschränken können, jetzt mußte es das Versäumte nachholen. Rußlands Wehrmacht hatte in den Sommer- und Herbstkämpfen empfindliche Aderlasse erhalten, es galt neue Soldaten an die Front zu bringen, deren Bewaffnung und Ausrüstung schwierig war. Bei den Mittelmächten waren die Ergänzungen der Streitkräfte ungleichmäßig. Deutschland tat sein Möglichstes. Es wurde neben der Neuaufstellung zahlreicher Spezialtruppen der Munitionsersatz mit größtem Nachdruck betrieben, vor allem aber vier neue Korps gebildet und mit besonderer Sorgfalt ausgebildet und ausgerüstet. Österreich konnte mit den deutschen Anstrengungen nicht gleichen Schritt halten, die Türkei noch weniger. Immerhin ergab sich, allerdings hauptsächlich in Deutschland, die Möglichkeit, daß Wissenschaft und Technik die Kampfmittel vervollständigten, auch neue schufen. Die hochentwickelte chemische Industrie Deutschlands hat damals immer neue Wege gesucht und gefunden, der kämpfenden Front Hilfsmittel zuzuführen. Veranlaßt durch die französischen Maßnahmen, wurde im Herbst 1914 von der deutschen Obersten Heeresleitung gefordert, daß auch deutscherseits das Kampfgas weiter

1) Generaloberst Helmuth v. Moltke. Erinnerungen, Briefe, Dokumente 1877—1916; herausgegeben von Eliza v. Moltke, geb. Gräfin Moltke-Huitfeld (Der kommende Tag, A.-G., Verlag, Stuttgart).

entwickelt werden müsse. — Geradezu verhängnisvoll in den Folgen wurde es, daß die wirtschaftliche Vorbereitung des Krieges in Deutschland fast ganz fehlte, die Friedensbemühungen des preußischen Kriegsministeriums, für die Verpflegung von Bevölkerung und Heer vorzusorgen, bei den Reichsbehörden nicht durchgedrungen waren. Übertriebene Besorgnisse des Reichskanzlers, dadurch die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen des Auslandes zu erregen, hatten die Anträge der Heeresverwaltung immer wieder zu Fall gebracht. Das Versäumte ließ sich auch jetzt, wo mit einer längeren Dauer des Krieges gerechnet wurde, nicht mehr nachholen.

Aber trotz aller Schwierigkeiten trat Deutschland mit vollem Mut und der besten Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang in das neue Kriegsjahr ein.

General v. Zwehl.

Wirtschaftliche Rundschau

Das Interesse aller Wirtschaftskreise ist besonders von dem Ergebnis der Wahlen und der Bildung der neuen Regierung in Anspruch genommen. Das deutsche Volk hat begriffen, daß dem neu gewählten Reichstag für die Außen- und Innenpolitik, im besonderen Maße aber für die letztere, und hier wieder in erster Linie auf dem Gebiet der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturpolitik, Aufgaben bevorstehen, von deren Lösung das Schicksal der ganzen derzeitigen Generation abhängen wird. Schon diese Erkenntnis allein hätte genügen müssen, um dem Wahlkampf den Charakter des Ernstes und der Würde zu geben. Heute kann man feststellen, daß dem Kampfe selbst, wie er von der politischen Linken geführt wurde und wie wir ihn in der letzten Wirtschaftsrundschau geschildert haben, dieser Inhalt allerdings erheblich gefehlt hat. Es kann mit darauf zurückzuführen sein, daß im allgemeinen Wahlversammlungen und Wahlpropaganden keinen allzu tiefen Eindruck hinterließen. Das Ergebnis dieser wirtschaftspolitischsten aller deutschen Reichstagswahlen hat die innere Festigung in den bürgerlichen Parteien gebracht, hat vor allem diejenigen Parteien gestärkt, die sich für den Kampf der Wahrheit gegen die Schlagworte der Linken eingesetzt haben. So ist an sich für den außerpolitischen Beschauer der Lage die Hoffnung begründet, daß sich in der Tat eine Regierung mit tragfähiger Mehrheit bilden läßt, die entschlossen ist, in der deutschen Innenpolitik mit aller Energie und mit ebensolcher Gerechtigkeit die Konsequenzen aus unserer Lage und aus dem im vorhergehenden Reichstag angenommenen Londoner Abkommen zu ziehen.

Die Aufgabe ist nicht leicht, denn außen- wie innenpolitisch ist dieses Problem mit dem Fluch des inneren Widerspruchs belastet. Wir haben den Widerspruch erkannt, der das ganze Versailler Diktat beherrscht und der in der Stellung des Auslandes zum Dawes-Abkommen deutlich in Erscheinung tritt, der Widerspruch nämlich, daß man ein durch zehnjährige Not niedergedrücktes Volk zur Höchstleistung in der Produktion und im Export seiner Güter zwingen will, um Gold für unsinnige Reparationslasten aufzubringen, und daß man auf der anderen Seite gleichzeitig nichts unterläßt, um jede Exportmöglichkeit dieses Volkes zu drosseln, da man Angst vor deutscher Tüchtigkeit und vor deutscher Arbeit und Konkurrenz hat, da man befürchtet, das mit Niederdrückung, ja zum Teil mit Ausschaltung der deutschen Konkurrenz im Weltmarkt erreichte Kriegsziel wieder aus den Händen gleiten zu sehen. Zu diesem Widerspruch, den zu erkennen an sich schon genügen sollte, um das deutsche Volk wirtschafts- und sozialpolitisch zu einigen, tritt der Widerspruch in unseren eigenen Reihen, der sich in dem mit echt deutscher Uneinigkeit und Halsstarrigkeit geführten Kampf um die gerechte Verteilung der Lasten innerhalb des deutschen Volkes und Wirtschaftskörpers selbst bewegt. Das unselige Bemühen der linkseingestellten Parteien und Pressepropaganda, die Bildung einer bürgerlichen, nach Möglichkeit überparteilichen Regierung mit einer ungerechten Verteilung der Lasten zum Schaden der arbeitenden und besitzlosen Klassen gleichzustellen, kann von jedem besonnenen, um die Wiederaufrichtung von Volk und Vaterland besorgten Deutschen nicht deutlich genug zurück-

gewiesen werden. Nie ist mit falschen Zahlen, mit Verschweigen überzeugenden Tatsachenmaterials und mit bewußten Entstellungen mehr Mißbrauch getrieben worden, als bei dieser Frage. Immer wieder findet man in den Äußerungen der Sozialisten und Kommunisten die Behauptung, die deutschen Wirtschaftsträger, das deutsche Kapital, habe sich bewußt um die Erfüllung seiner Pflichten gegenüber dem Staat in der Inflationszeit gedrückt, ja diese Inflation zu seinem Zweck künstlich gefördert, um Steuern und Schulden mit entwertetem Geld und künstlichem Verzug zahlen zu können, während die Lohn- und Gehaltsempfänger in ihrer breiten Masse mit dem Einkommensteuerabzug immer die gleiche Valuta hätten zahlen müssen, die sie selbst empfingen. Immer kehren auch heute noch die Behauptungen wieder, es seien dadurch bis zu 90 % die Kosten der Staatsverwaltung in den letzten 5 Jahren nur von den Arbeitnehmern aufgebracht. Sollte man die Vertreter dieser Arbeitnehmerschaft, die Gewerkschaften, nicht einmal daran erinnern, daß ja auch sie vor dem Kriege im Besitz von 100 Millionen Goldmark Vermögen waren, die ihnen in der Hand zerronnen sind? Soll man nicht immer wieder darauf hinweisen, daß die aus dem finanziellen Zusammenbruch entstandene Krisis der Gewerkschaften doch durchaus der aus gleichen Gründen entstandenen Krisis in der Wirtschaft und in den einzelnen Betrieben entspricht, und daß auch die verantwortlichen Gewerkschaftsführer in dieser ihrer Eigenschaft als Träger eines Kapitals von 100 Millionen Goldmark sich vergeblich gegen den finanziellen Zusammenbruch des Arbeiterfolgs von Jahrzehnten zur Wehr gesetzt haben. Sollten sie deshalb nicht Verständnis für den Fabrikanten aufbringen, der seine eigene produktive Arbeitskraft selbst in dem unproduktiven Kampf gegen die Inflation hat verzehren müssen? Wenn man heute die Frage nach der gerechten Verteilung der im Londoner Pakt übernommenen Lasten stellt, sollten diese Betrachtungen immer wieder der Ausgangspunkt sein, und sie sollten namentlich bei den Erörterungen im Reichstag nicht unberücksichtigt bleiben. Denn nur so kann man erkennen, daß eine Belastung auf den eigentlichen Besitz, d. h. auf ein leicht erworbenes, mit einer Rente ein beschauliches Dasein gebendes Kapital gar nicht mehr möglich, daß als Träger auch auf der Kapitalseite vielmehr nur das von jedem Einzelnen durch eigenste persönliche Arbeit zum Ertrag kommende Kapital angesehen werden kann. Muß denn immer wieder daran erinnert werden, welche Vermögensverluste uns der Krieg und das Versailler Diktat gebracht haben, daß unsere Auslandsguthaben, die uns allein vor dem Kriege 2 Milliarden alljährlich aus dem Auslande einbrachten, verloren sind, daß das deutsche Sparkapital heute knapp 1/20 des Vorkriegsstandes ausmacht, und daß wir statt 10 Milliarden Goldmark Jahresausfuhr heute bestenfalls 6 Milliarden erreichen können? Diese Zahlen für sich allein schon können als Beweis dafür genügen, daß wir heute nicht mehr von einem Besitz im Sinne der Vorkriegszeit reden können, wie er dem Schlagwortarsenal des Sozialismus und Marxismus geläufig ist.

Deshalb sollte man auch bei der neuerlich einsetzenden Kritik an der Goldbilanzpraxis nicht demagogisch werden und behaupten, es würden hier bewußte Verschleierungen, namentlich auf dem Gebiet der stillen Reserven gemacht, um eine gar nicht in dem behaupteten Umfang vorhandene Armut der deutschen Wirtschaft zu beweisen. Für diese Armut liegen ganz andere und leider überzeugendere Symptome vor, die in den zunehmenden Konkursen, Betriebsstillegungen und in den schweren Erschütterungen der einzelnen Betriebe selbst durch mäßige Lohnbewegungen erwiesen sind. Wir erinnern hier besonders an die außerordentlich schwierige Lage unseres Ruhrbergbaues, die man nun wohl auch im Reichsarbeitsministerium in vollem Umfange einzusehen scheint, da sonst der Reichsarbeitsminister mit der Verbindlichkeitserklärung des letzten Schiedsspruches im Kohlenbergbau zugunsten seiner Lieblinge, der Bergarbeiter, gewiß nicht so kargen würde. Kohle und Eisen sind immer in ihrer Betriebs- und Wirtschaftsverfassung ein besonders deutliches Barometer für die Lage einer Wirtschaft gewesen. Bedenkt man dann weiter noch, daß wir heute das fünffache an Arbeitslosen haben gegenüber der Vorkriegszeit, ohne Berücksichtigung der Hunderttausenden von Kurzarbeitern, und begreift man endlich, daß der um sein eigenes Selbst ringende Arbeitgeber doch gewiß kein Interesse hat, Betriebseinstellungen, Kurzarbeit und Erwerbslosigkeit künstlich und eigennützig zu fördern, so sollten mit dieser Erkenntnis die verhetzenden Schlagworte über die Steuerflucht des Besitzes doch endlich ihre Wirkung verlieren. Auch für die deutsche

Unternehmerschaft gilt heute mehr denn je wieder der Satz: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Auch die Unternehmerschaft gehört deshalb nicht minder dem Kreis des deutschen „Arbeiters" an, wenn sie sich mit aller Energie, aber auch mit jeder sentimentalsfremden Entschlossenheit für die Erhaltung der Wirtschaft einsetzt.

Der objektive Beurteiler wird auch mit Recht Wert darauf legen, wieder einmal daran zu erinnern, daß die deutsche Industrie ja schon vor Jahr und Tag sich mit Reparationsangeboten, in denen sie sich erheblich belastete, an die Regierung und an die Öffentlichkeit gewandt hat. Dieselben Führer, die die ersten Exponenten in dem gegen die Industrie gerichteten Vorwurf der Steuerscheu sind, hatten bekanntlich damals sich schwerste Vorwürfe wegen dieser Bereitwilligkeit gefallen lassen müssen, und auch heute noch macht man ihnen zum Vorwurf, daß sie übereilt und unüberlegt den Dawis-Plan als annehmbar bezeichnet hätten. Der Kenner der Dinge weiß, daß diese Vorgänge sich zu einer schweren Krisis in der wirtschaftspolitischen Spitzenorganisation der deutschen Industrie verdichtet hatten. Der Wert dieser, wenn auch mit schwerem Herzen gegebenen Zustimmung zu der Industriebelastung im Staats- und Reparationsinteresse kann nicht dadurch herabgedrückt werden, daß die deutsche Industrieführung von vornherein die Voraussetzungen klar umrissen hat, ohne die die Belastung für die Industrie unter allen Umständen untragbar sein müßte. Um diese Voraussetzungen geht ja auch heute noch der Kampf. Sie hatte die parteipolitische Linke im Auge, als sie den Wahlkampf unter dem Schlagwort der „Abwehr der rücksichtslosesten Reaktion" glaubte führen zu dürfen. Bei der deutschen Industrie liegt keine Reaktion der Staats- und Volksgesinnung vor. Wenn hier etwas gegen die schweren Fehler der letzten 5 Jahre reagiert, so ist es nicht die Gesinnung des Einzelnen, sondern der Wirtschaftskörper in seiner Gesamtheit. Der Dawes-Bericht baut auf der Behauptung auf, der deutsche Wirtschaftskörper sei intakt geblieben und leistungsfähiger als zuvor. Die Industrie behauptet, diese Auffassung sei ein Irrtum, sie übersehe die Folgen einer überstürzten, auf sumpfiger Unterlage aufgebauten Sozialpolitik mit ihren Momenten der Produktionshemmung und -verteuerung, und sie übersehe vor allem die Auszehrung des Wirtschaftskörpers durch die Inflation. Hat sich die deutsche Industrie mit den gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches bereit erklärt, auf der Voraussetzung einer intakt gebliebenen und voll leistungsfähigen Wirtschaft Lasten zu tragen, so darf man dieser Industrie keinen Vorwurf machen, wenn sie mit allen Mitteln dahin strebt, daß diese Intaktheit und Volleistungsfähigkeit tatsächlich geschaffen wird. So stellt sich für den objektiv denkenden Politiker der Sinn des Wahlkampfes und die Aufgabe der neuen Regierung dar.

Man kann im einzelnen die Aufgabe der neuen Regierung kurz dahin umschreiben, daß ihr die Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Produktionsfähigkeit des deutschen Wirtschaftskörpers auferlegt ist. Diese Aufgabe und diese Verantwortung darf sich nicht einseitig nur auf das Gebiet der Wirtschafts-, Finanz- und Handelspolitik beschränken, ebensowenig darf sie aber auch einseitig nur die Sozialpolitik im Auge haben. Wirtschaft und Sozialpolitik können nur Unterteile der gesamten deutschen Innenpolitik sein, sie sollen aber auch vor allem die innerpolitischen Zwecke und Notwendigkeiten in erster Linie im Auge haben. Weigert sich die Sozialdemokratie, der von der deutschen Industrie so nachdrücklich verlangten Steuer- und Frachtenreform zuzustimmen, so wird eine weitere Aushöhlung der Wirtschaft durch zunehmende Produktionsverteuerung und Absatzkrisen die Folge sein. Dieselben Folgen können nicht ausbleiben, wenn die Sozialdemokratie darauf beharrt, daß wir uns international an den schematischen Achtstundentag binden. Die Arbeitszeitfrage in Deutschland, die an dieser Stelle ja schon mehrfach erörtert wurde, sollte für die kommende Regierung eine innerdeutsche Frage, keine Frage internationaler Verbindungen sein, in denen Deutschland als der politisch Schwächere auch der wirtschaftlich Schwächere bleiben müßte. Lehnen die Gewerkschaften, wie sie dies in öffentlichen Kundgebungen getan haben, eine Zusammenarbeit mit der Unternehmerschaft auf diesem Gebiete ab und wollen sie, wie in der Inflationszeit, ihre gewerkschaftliche Aufgabe nur in dem stetigen Drängen nach höheren Löhnen sehen, so kann auch hier die weitere Aushöhlung unserer industriellen Leistungsfähigkeit nicht ausbleiben. Die Grundlage der Lohnpolitik ist die Produktionsmöglichkeit. Die Höhe des Lohnes wird bedingt durch die

Höhe der Produktion. Macht sich die neue Regierung diese Gedanken zu eigen und sucht sie sie in der Öffentlichkeit mit Nachdruck zu vertreten und zu rechtfertigen, so wird sie sich ein unvergängliches Verdienst um die Erhaltung des deutschen Wirtschaftskörpers erwerben, zudem im kommenden Frühjahr neue schwere Krisen befürchtet werden.

Schafft so eine zielsichere Innenpolitik die Grundlage für eine Entfaltungsmöglichkeit der deutschen Wirtschaft, so ist es nicht weniger wichtig, diese Wirtschaft auch durch die Handelsvertragspolitik tatsächlich zur neuen Entfaltung zu bringen. Die Schwierigkeiten hierfür sind gewiß nicht gering, denn über ihnen steht der Widerspruch des Reparationsproblems, das uns zur höchsten Produktion und Ausfuhr zwingt, indem es gleichzeitig die Schutzzollpolitik des Auslandes fördert, das seine eigene Wirtschaft nicht unter der Überflutung des Weltmarktes durch den deutschen Export zugrunde gehen lassen will. Denn auch das Ausland leidet nicht minder als wir unter Arbeitslosigkeit. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die deutsche Position bei den Handelsververtragsverhandlungen gerade deshalb taktisch nicht schlecht ist, weil das Ausland an der Wiederaufnahmefähigkeit des deutschen Inlandsmarktes für Auslandswaren natürlich kein geringeres Interesse hat, wie eben an unserem Export. Der Import ausländischer Waren nach Deutschland liegt immerhin noch annähernd 4 Milliarden Goldmark, d. h. fast um ⅓ hinter dem Vorkriegsstand zurück. Der Ausfall verteilt sich auf die verschiedensten Staaten; nicht zuletzt ist hier England und Frankreich interessiert. Auf der anderen Seite aber darf nicht übersehen werden, daß unser Export bestenfalls 6 Milliarden im Jahre beträgt, d. h. etwas mehr als 50 % des Vorkriegsstandes, und daß wir ihn nach vorliegenden Schätzungen auf 14 Milliarden im Jahre, d. h. annähernd um 150 % steigern müssen, wenn wir in der Tat neben unseren inneren Bedürfnissen auch noch den Dawes-Plan durchführen wollen. In dem Verhältnis dieser Zahlen verkörpert sich deshalb deutlich die Bedeutung sowohl wie die Schwierigkeiten unserer Handelsvertragsverhandlungen, für deren erfolgreiche Durchführung später das deutsche Volk seinen Vertretern nicht dankbar genug sein könnte.

Als eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg betrachten wir die Einigkeit der deutschen Wirtschaft. Die Krisis, die durch die Annahme des Dawes-Planes in der deutschen Industrie-Spitzenorganisation entstanden ist, kann heute wohl als behoben gelten. Leider aber scheint sie abgelöst zu werden von einer neuen Krisis, die in den handelspolitischen Sonderinteressen der einzelnen Industrien und Gewerbegruppen ihren Ausgangspunkt nimmt und die deutsche Industrie im besonderen wie vor dem Kriege wieder in Schwerindustrie und Verarbeitungsindustrie zu zerreißen und gegeneinander zu stellen droht. Es scheint nicht, als habe die Verschachtelung der Rohstoff- und Verarbeitungsbetriebe in den Gruppenkonzernen hier zu einer Bereinigung der Zwiespältigkeiten beigetragen. Man erzählt sich — es wäre dies selbst als Anekdote typisch — daß bei den innerdeutschen Beratungen über die Handelsvertrags- und die Zollpolitik-Konzernvertreter als Sachverständige am Vormittag sich entschieden schutzzöllnerisch (im Interesse ihrer Rohstoffbetriebe), am Nachmittag aber nicht minder entschieden freihändlerisch im Interesse der verarbeitenden Tochter- und Konzernbetriebe gebärdet hätten. Sollte das Bild dieser Zwiespältigkeit nicht schon für jeden politisch denkenden Deutschen den Weg dahin weisen, daß hier nur ein Ausgleich, niemals aber ein einseitiges pro oder contra helfen kann? Auch über dem großen Konzern steht die deutsche Volkswirtschaft und der deutsche Nationalstaat als Ganzes.

Dies scheint uns vor allem wichtig in Verbindung mit den besonderen Verwicklungen, die die d e u t s c h - f r a n z ö s i s c h e n H a n d e l s v e r t r a g s v e r h a n d l u n g e n in sich bergen. Frankreich kann wirtschaftspolitisch Elsaß-Lothringen nicht mehr verdauen, denn vor allem das Lothringer Gebiet ist in seiner inneren Struktur nicht mehr dasselbe wie vor 1870. Das Lothringische Wirtschaftsgebiet hat sich zwar, solange es noch innerhalb der deutschen Grenzen war, zu einem modernsten Industriebecken entwickelt, ist aber in seinem Absatz wie in seinen Produktionsbedingungen mit Deutschland engstens verknüpft. Die nationalistische Liebe des altfranzösischen Industriellen zu Lothringen findet seine Grenzen in selbstsüchtigen Konkurrenzerwägungen. Kann Elsaß-Lothringen nicht nach Deutschland wie bisher zollfrei absetzen, so muß es seinen Absatz im Westen, d. h. in Altfrankreich suchen. Dort kommt es der altfranzösischen Industrie ins Gehege, zumal es für den Export über See

frachtlich außerordentlich ungünstig liegt. Diese Beobachtungen dürften allen Deutschen, denen das Schicksal der entrissenen Gebiete und der Auslandsdeutschen besonders am Herzen liegt, stets von neuem Interesse sein. Ein bedeutungsvolles Gegenstück finden wir im Saargebiet. Das Saargebiet soll nach dem Versailler Diktat am 10. Januar in das französische Zollgebiet einbezogen werden. Offenbar hofften die Männer von Versailles, das Saargebiet dadurch wirtschaftlich dem deutschen Mutterlande entfremden zu können. Frankreich will ab 10. Januar den Export der Saarwirtschaft nach Deutschland, d. h. also auch hier nach dem natürlichen Absatzgebiet (besonders Süddeutschland) mit eigenen und deutschen Zöllen belastet wissen. Aber auch hier fliegt der Pfeil auf den Schützen zurück. Denn gerade besonders wichtige Wirtschaftsgruppen im Saargebiet, wie die keramische und Glasindustrie, produzieren in ihren wenigen, auf großer Höhe stehenden Betrieben mehr als die gesamte Erzeugung der französischen Konkurrenzbetriebe ausmacht. Man sollte deshalb meinen, daß die altfranzösische Industrie sich selbst mit äußerster Energie gegen eine solche Störung ihrer Produktions- und Absatzmöglichkeiten wehren sollte. Deshalb sehen wir unsere Brüder an der Saar heute mehr denn je als Objekt französischen Schacherns um nationalistische und wirtschaftliche Belange. So sehr wir ein nationales Interesse daran haben, das Saargebiet in unserer Zollgrenze zu behalten, so sehr müssen wir uns dagegen wehren, daß ein Niederreißen der Zollgrenze hier ein neues „Loch im Westen“ öffnet, durch das die gesamte deutsche Zollpolitik und unsere Zolleinkünfte, eine der wichtigsten Quellen für unsere Reparationsleistungen, geschädigt werden.

Um den Weg aus diesem Dilemma zu finden, scheint uns auch hier die Einigkeit zwischen der Schwer- und Verarbeitungsindustrie in Deutschland wie im Saargebiet von größter Bedeutung. Auf den Männern der deutschen Industrie und vor allem auch der Schwerindustrie, die jetzt in Paris vertrauliche und private Verhandlungen mit den interessierten französischen industriellen Kreisen führen, lastet deshalb auch vom Standpunkt des gesamten Deutschtums aus betrachtet eine schwere Verantwortung. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, welche wichtigen Fäden gerade in dem Industriebecken links und rechts des Rhein- und Moselgebietes die politische Grenze überspannen. Wie sehr sich auch starrer Nationalismus dagegen sträuben mag, es wäre ein Verhängnis, wenn die an sich natürliche Verschiedenheit der handelspolitischen Interessen reiner Schwer- oder reiner Verarbeitungsindustrie hier zu Schwierigkeiten unserer amtlichen und privaten Vertretungen in Paris führen würde, Schwierigkeiten, die der Franzose gewiß auch seinerseits sofort erkennen und in seinem eigensten Interesse sich dienstbar machen könnte. Wir dürfen bei aller Notwendigkeit des Wiederaufbaues unserer westlichen Industrie unsere politische und wirtschaftliche Zusammengehörigkeit mit dem Saargebiet und die in 10 Jahren vorzunehmende Volksabstimmung über das Saarland nicht vergessen, so wenig wir ein Interesse daran haben, die für Frankreich selbst durch die Annexion Elsaß-Lothringens entstandenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu verringern und damit auch den Elsaß-Lothringern zu zeigen, wo ihre natürliche, politische, wirtschaftliche und völkische Heimat eigentlich ist.

Wir haben in dieser Rundschau versucht, die Bilanz aus der Wirtschaftslage und aus den Wahlen zu ziehen und auf das Programm einer künftigen Regierung hinzuweisen. Dieses Programm wäre nicht nationalistisch, nicht ausschließlich wirtschaftlich, nicht reaktionär und unsozial, es wäre aber auch nicht sozialistisch-international. Von der Sozialdemokratie aber wäre es, wenn Programm und Wahlkämpfe hier zu Schlüssen berechtigten, unter keinen Umständen durchzuführen. Möge das deutsche Volk, dem man jetzt vor einer Bürgerblocksregierung Angst machen will, dies rechtzeitig erkennen.

Solon.

Politische Rundschau

Die Jahreswende bedeutet für uns wiederum eine Zeit stärksten Druckes. Im Inneren scheinen wir durch die entscheidende Krise hindurchzugehen, ob es zur Bildung einer einheitlichen Linken aus der Sozialdemokratie, Demokratie und dem Zentrum kommen wird. Die Entwicklung weist seit spätestens 1917 in diese Richtung. Sie hat

mit erheblichen Widerständen zu schaffen, weil die ganze Eigenart unseres Parteiwesens sie mehr zu einem mittelparteilichen Verhalten als zu grundsätzlicher Stellungnahme drängt und weil auf dem Gebiete der Kulturpolitik der Gegensatz zwischen dem Zentrum und den beiden anderen Parteien tief ist. Aber es rächt sich heute die nachlässige oder verkehrte Behandlung des katholischen Problems im vergangenen Jahrhundert vom Reichsdeputationshauptschlusse an. Ein Volksteil, der ungefähr die Hälfte der Volkszahl ausmacht, wurde gerade in seiner beweglichen Gruppe den Rhein entlang, ohne daß man sie befragte, evangelischen Dynastien untergeordnet und große Strecken des 19. Jahrhunderts hindurch wesentlich als Objekt der Verwaltung angesehen. So viel Förderung er auch mit allen Deutschen gemeinsam in seinen wirtschaftlichen und Bildungsanliegen von der Bürokratie empfing, so stark auch von dem nationalen Erleben in Mitleidenschaft gezogen wurde, ein Stachel ist doch in ihm zurückgeblieben. So droht er uns nun auf die falsche Seite hinüberzufallen. Der Wahlkampf zeigte überall die Kampftruppen des Zentrums gesinnungsmäßig auf der Seite der Sozialdemokraten und Demokraten. Das Reichsbanner umfaßt, worüber eine Täuschung nicht mehr möglich ist, die Leute des Zentrums ebensogut wie die der Demokraten und Sozialdemokraten. Was vom Zentrum an Köpfen und Willenskräften in den Reichstag gewählt worden ist, gehört der Schar um Wirth an. Das Wahlergebnis hat das Ergebnis der Wahlen vom 4. Mai bestätigt. Im Juniheft wurde das Ergebnis vom 4. Mai an dieser Stelle dahin zusammengefaßt, daß das Volk langsam, aber stetig sich selbst besinnt. Es ist den Herren Marx und Ebert nicht gelungen, den seelischen Vorgang in unserem Volke zu unterbrechen und rückläufig zu machen. Gerade dadurch aber wird das Zentrum nunmehr zur Entscheidung zwischen rechts und links gedrängt. Erst wenn seine Entscheidung gefallen ist, wird unsere Selbstgesundung weitere Fortschrite machen können. Gegenwärtig dreht sich alles darum, daß durch die Fortschritte, die sie in den vergangenen Jahren machte, die verhängnisvolle Neigung unseres Parteiwesens zur mittelparteilichen Einstellung, unterbrochen worden ist und nun sich ausweisen muß, ob das Zentrum, wenn es nach links hinüberfällt, die Linke mit Hilfe des katholischen Volksteils bis zur Unmöglichkeit eines sieghaften Gegendrucks kräftigt und damit unseren völkischen Aufstiegswillen lähmt. Für die Deutsche Volkspartei dürfte die Stunde ihrer endgültigen Stellungnahme zu rechts und links erst kommen, wenn das Zentrum gewählt hat. Zugunsten der Rechten wirkt sich jetzt aus, daß sich die bayrischen Katholiken schon vor 5 Jahren vom Zentrum getrennt haben und daß sich auch die neugegründete Wirtschaftspartei wohl oder übel an keiner den Sozialismus fördernden und wieder in den Sattel hebenden Politik beteiligen kann. Die Bayrische Volkspartei ist eine der festesten Stützen der Rechtsentwicklung in Deutschland und als solche um so höher einzuschätzen, als sie durch gute Beziehungen einigen Einfluß auf die Deutsche Volkspartei hat.

Der Deutschen Volkspartei wird das Leben in den nächsten Monaten dadurch sehr erschwert werden, daß zur selben Zeit, da die mittelparteiliche Innenpolitik des Kanzlers Marx zusammenbricht, auch die mittelparteiliche Außenpolitik Stresemanns dasselbe Los erleidet. Darin liegt die eigentliche Gefahr für ihre künftige politische Einstellung. Sie kann durch ihre außenpolitischen Mißerfolge genau so endgültig zur Weltdemokratie hinübergedrängt werden wie das Zentrum durch seine innenpolitischen Mißerfolge am 4. Mai und 7. Dezember zur Entscheidung für die Linke gezwungen wird. Zum Glück hat die Deutsche Volkspartei ihre Wählerschaft nicht so fest in den Händen wie das Zentrum. Es bleibt also im Fall eines Abgedrängtwerdens der Fraktion zu Frankreich und damit zur Großen Koalition die Aussicht, daß ihr die Wähler der Partei zum größeren Teil nicht folgen. Die Stresemannsche Außenpolitik war ein Wetten auf den Gewinn der Franzosen gegenüber den Engländern. Es hätte Herrn Stresemann alle Zeit nachdenklich stimmen können, daß die Engländer ihm keine Schwierigkeiten bereiteten und sich über seine Staatskunst niemals sonderlich aufregten. Vielleicht wird er sich nunmehr endlich selbst überzeugen, daß er das Mühlrad zwar mächtig gedreht, aber kein Mehl für uns gemahlen hat. Die anerkennenswerte Entschlossenheit, womit das konservative Ministerium in England sofort zum Handeln großen Stils übergegangen ist, ist nur ein weiterer Beleg dafür, daß die Konservativen die Monate ihrer Verdrängung aus der Macht ununterbrochen in Bereitschaft gelegen haben. Während der Wahl-

zeit haben sie sich in nichts festgelegt. Unsere demokratischen Zeitungen triumphieren über die Weisheit, die darin zum Ausdruck gelangt sei. Der Eintritt Churchills in das Ministerium war ihr der zwingende Beweis dafür, daß der Freihandel über den Schutzzoll in der konservativen Partei gesiegt habe. In allem habe sich Baldwin für die Fortsetzung der Völkerbundspolitik Macdonalds ausgesprochen. Seit der Wahltag vorüber ist, hat jede Woche unserer Demokratie eine Enttäuschung beigebracht. Die beiden Ereignisse, um die sich alle Erörterungen bewegten, welche uns Aufschluß über die Absichten des Ministeriums Baldwin zu geben vermögen, waren die Debatten über die Thronrede und die Adresse, durch die sie beantwortet werden soll, und die Tagung des Völkerbundsrates in Rom.

Die Tagung des Völkerbundsrates hatte zum Hauptgegenstande die englische Stellungnahme zum Genfer Protokoll von Anfang Oktober. Über dieses Protokoll wird in einem der kommenden Monate noch einmal ausführlicher zu sprechen sein. Die Zeitungsberichte waren zu oberflächlich, als daß seine Bestimmungen und seine Tragweite sofort richtig wiedergegeben und gewertet werden konnten. Für uns ist doch wohl erst durch die Aussprache in Rom das rechte Licht auf das Protokoll geworfen worden, Frankreich hat sich zum unbedingten Verfechter des Protokolls erklärt, nachdem Macdonald von der Bühne der Weltpolitik abgetreten ist. Mit all ihrer Gewandtheit bezeichnen die Franzosen das Protokoll als Sieg ihrer Auffassung und verteidigen es mit eindringlicher Beredtsamkeit. Der englische Außenminister Austin Chamberlain hat sich dadurch nicht einfangen und nicht einschüchtern lassen. Ohne grundsätzlich die Arbeit zu verleugnen, die sein sozialistischer Vorgänger im September mit den Franzosen gemeinsam in Genf leistete, operiert er sichtlich doch auf einer völlig anderen Grundlage. Er hat auf den Vorschlag Curzons vom Winter 1922 zurückgegriffen, daß eine allgemeine Verständigung zwischen England und Frankreich der Einigung über den Frankreich zu verbürgenden Schutz uns gegenüber vorausgehen müsse. Damals lehnte Poincaré ab. Herriot und Briand haben sich dagegen dem englischen Wunsche gefügt. Es ist um die französische Politik in Ostasien und in Syrien merkwürdig still geworden. Auch in der Frage ihrer Beziehungen zu den Vereinigten Staaten scheinen die Franzosen dem englischen Druck Rechnung zu tragen. Dafür erhalten sie ihren Lohn — vorerst befristet auf einige Monate — am Rhein. Köln wird am 10. Januar nicht geräumt, und zwar wird das Verbleiben der Engländer dort nicht mit der uns schließlich erträglichen Rücksicht auf die noch andauernde Besetzung der Ruhr, sondern mit unseren Verfehlungen gegen die Versailler Abrüstungsbestimmungen begründet. Den Vorsitz des beim Völkerbund tätigen Ausschusses zur dauernden Überwachung der Abrüstung in den 1918 zusammengebrochenen Ländern erhält für Deutschland ein Franzose, genau so wie ein Franzose Kommissar bei unserer Reichsbahn-Gesellschaft geworden ist. In voller Erwägung befindet sich, was für ein „Regime" der endlichen Räumung des Rheinlandes folgen soll. Daß sich der Völkerbund der Form nach im Rheinland festsetzen soll, darüber dürfte man sich einig sein oder tut wenigstens so. Er wird gewisse „stabile" Elemente in die völkerrechtliche Aufsicht einfügen, die man ihm an unserem Strome zu übertragen gedenkt. Nach wie vor ist nur von einer Entmilitarisierung der beiden Rheinufer und nicht etwa auch der französisch-belgischen Ostgrenze die Rede. Wir verzeichnen, was aus den römischen Berichten zu verzeichnen ist. Die Leser werden die Augen offenhalten, um festzuhalten, was zu alledem in den nächsten Wochen noch hinzukommen mag. Unverkennbar haben die englischen Konservativen ihr volles ursprüngliches Selbstgefühl Frankreich gegenüber wiedergewonnen. Sie sehen in ihm keine ernstliche Bedrohung mehr für ihre eigene Macht. Frankreich ist für sie der seit den Tagen Ludwigs XIV. und Napoleons sinkende, abwärts gleitende Staat, den das englische Weltreich mit der Zeit in sich aufnehmen wird. 1898—1904 kapselte man den französischen Kolonialbesitz auf afrikanischem Boden in die englische Weltmacht ein, unter dem Anschein, als wenn man ihn zu einem schönen großen Reiche durch die Einfügung Marokkos abrundete. So versucht man heute auch das europäische Frankreich, das sich nach dem Weltkriege der englischen Umarmung wieder zu entwinden drohte, einzukapseln, unter dem Anschein, als wenn man Frankreich die Vorherrschaft am Rhein uns gegenüber zuteilen und ihm dadurch zu seiner von je erstrebten kontinentalen Geltung verhelfe. Es ist schon sehr lehrreich, wie England dabei am Leibe Frankreichs immer auch noch eine Wunde offenhält, die ihm Möglichkeiten läßt, selbst dem in der

Weltpolitik ausgeschalteten, auf sich zurückgeworfenen Frankreich Schwierigkeiten zu bereiten, wenn es wider den Stachel löckt. Anfang des Jahrhunderts bot England uns Marokko an. Als wir Marokko nicht nahmen und Frankreich nicht mehr von Marokko fernzuhalten war, sicherte England den Spaniern ihren alten Besitz an der Küste Marokkos und bezog sie zur selben Zeit durch die Verheiratung des Königs Alfons mit einer englischen Prinzessin in seine Ententepläne ein. Spanien versagte sich der Entente und versagt anscheinend auch in Marokko. Nun soll Italien dort an Spaniens Statt eingeschaltet werden. Italien hat alte Absichten auf Marokko. Sie haben vor 40 Jahren zu ernsten Meinungsverschiedenheiten zwischen seiner Regierung und Bismarck geführt, der damals nicht wollte, daß jemand in Marokko den Franzosen dazwischenkäme. Mussolini glaubt zur Zeit des Widerstandes seiner Gegner in der Kammer wieder für eine Weile insoweit mächtig geworden zu sein, daß er schüchtern Außenpolitik treiben kann. Die Tagung des Völkerbundsrates in Rom war deshalb für die Engländer eine ausgezeichnete Gelegenheit, die Italiener in der Mittelmeerpolitik zu einer beschränkten Wiederaufnahme ihrer früheren Ansprüche zu bewegen und sie dadurch von der Seite der Franzosen ein neues Mal, seit 1915 das wievielte Mal? weg und zu sich hinüberzuziehen. Steht es aber am Rhein anders? Man ist gegenwärtig daran, unsere Ruhrwirtschaft zu „marokkanisieren“, unter die Herrschaft einer internationalen Abmachung zu bringen. Das ist die Frucht, die zuletzt aus dem deutsch-französischen Ringen um die Ruhr reifen soll. England selbst hat sich beeilt, seine Verhandlungen mit uns über einen Handelsvertrag zu beendigen, ehe der Schwerpunkt all unserer Vertragsverhandlungen nach Paris fallen mußte. An einigen Stellen, die für uns nicht unwesentlich sind, trug es unseren Wünschen Rechnung, an anderen gab man zu, daß eine scheinbare Änderung des bisherigen, auf dem Wege der Gewalt geschaffenen Zustandes eintritt. Die 26prozentige Abgabe wird nach wie vor erhoben und von unserer Regierung bei der Bank von England bezahlt werden, aber auf Rechnung des Generalagenten des Sachverständigenplans, der die Summe der englischen Regierung gutschreibt. Irgendwelche Vorteile in dem britischen Kolonialreich sind uns nicht eingeräumt worden, wir sollen selbst sehen, was wir dort für uns herausholen können. Der Vertrag erregt ernste Bedenken. Aber die politische Absicht, die mit seinem raschen Abschlusse verbunden wurde, ist schon erreicht. England hat die Hände frei, um nach seinem Belieben auf die Regelung des deutsch-französischen Wirtschaftsverhältnisses einzuwirken, über das zur Stunde noch verhandelt wird. Im Grunde geht es bei diesen Verhandlungen seit Ende November nicht mehr um einen Handelsvertrag, sondern um die Bildung eines Trustes der deutsch-französischen Eisen- und Kohlenindustrie, um ihre Zusammenlegung. Dabei ist vorgesehen, daß die Industrie der anderen Länder, vor allem Englands an das Abkommen mit angeschlossen und ihr die Möglichkeit gegeben wird, ihr Interesse zu wahren. Einer der wichtigsten Abschnitte der Weltwirtschaftsgeschichte wird in Paris eben überlegt und gestaltet. Auf jeden Fall wird auch hier England nicht beiseite und außerhalb stehen, so wenig wie in Marokko.

In allem, was das englische Ministerium außenpolitisch tut, ist das Gesicht, die politische Anschauungsweise Lord Curzons wahrzunehmen. Nur spüren wir in der Durchführung mehr Nerv, mehr Schwung, mehr Härte als damals, da Curzon noch selbst die auswärtigen Geschäfte leitete. Auch wird die mangelnde Rücksicht auf uns, das schonungslose Hinweggehen über den Schwachen und vor allem den unfähig geleiteten Staat schärfer betont, als das früher der Fall war, wobei wir noch dahingestellt sein lassen müssen, ob es die Folge des durch die Frankophilen und Stresemann verschuldeten abermaligen traurigen Versagens der deutschen Außenpolitik im Sommer 1923 ist oder ob die Änderung von dem Wechsel der Personen über dem Kanal herrührt.

Mit voller Wucht hat sich England auf den Orient geworfen. Die Tatzen des englischen Löwen mochten das unruhige Ägypten zerdrücken. Aber nicht bloß von dort aus wird getan, was mit bloßer Gewalt zur Deckung des Suez-Kanals getan werden kann. Auf der anderen Seite des Kanals, in Palästina, muß der von England bestellte jüdische Oberkommissar weichen, und ein englischer General, der durch die Schule der irischen Kämpfe gegangen ist, übernimmt die Leitung. Nicht bloß Jerusalem, auch Mekka ist das offenbare Ziel der Maßnahmen. — Kemal Pascha wird nach dem alten britischen Grundsatz des Teilens und Herrschens unterdessen geschont. England unterstreicht seine Großmut, mit der es den Schiedsspruch

Brantings in der Mossulfrage annimmt. Kemal hat genug mit inneren Schwierigkeiten zu tun. Der Kaltstellung Jsmed Paschas ist die äußerste Umbildung des Ministeriums gefolgt. Als die Engländer das nach ihrer Meinung gegen die nationale Bewegung Ägyptens noch zu nachgiebige Ministerium Zaghlul Pascha beseitigten und die Bildung eines ihm willfährigen Ministeriums erzwangen, hatte das ägyptische Parlament den Völkerbund angerufen. Die gleiche Absicht hegen die Jren. Die englische Regierung hat in Genf und Rom keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie die Berufung nicht zuläßt.

Die Engländer wollen freien Weg nach Ostasien haben. Das neue Ministerium hat sofort die Arbeiten zum Ausbau Singapores wieder aufgenommen, und in China sind die hadernden Generäle und Staatsmänner plötzlich einander wieder freundschaftlich nahegekommen. Der Mann, der dem Kampf durch seinen unerwarteten Marsch nach Peking die Wendung gab, der General Feng, ist nicht in China geblieben, sondern vorerst ins Ausland gegangen. Die anderen haben sich die Hand gereicht, nicht nur Tschan-tso-Lin und Wupeifu, sondern auch Sun-Yat-Sen. Er ist von Cantos über Tokio nach Peking gereist und hat dort sowohl das Vorbild gefeiert, das Japan für alle Ostasiaten bedeute, wie die Notwendigkeit des Zusammengehens von Japan und China. Jn Peking hat der russische Botschafter offenbar mehr als je seine Hände mit im Spiel. China für die Chinesen! Mit der Wirkung dieser Losung verbindet sich eine unheimliche Wühlerei des Bolschewismus. Das Zusammenwirken Japans, Rußlands und Chinas, das in den letzten Jahren immer wieder in Sicht kam, ist im Augenblick so entschieden wie bisher noch nie. Der Franzose erscheint wieder herausgedrückt. Das Zusammenwirken richtet sich wie von Anfang an gegen die Angelsachsen. Curzon weiß, um was es hier geht, während Macdonald das Unverständnis des Marxismus für alle weltgeschichtlichen Zusammenhänge an den Tag legte und kaum weiter als bis Berlin, Paris und Genf sah.

Der andere Pulsschlag der englischen Außenpolitik, wird er auch bei dem Wechsel des Völkerbundkommissars in Danzig sichtbar werden? Polen hat seit Monaten einen Außenminister, der als anglophil bekannt ist. Aber in seinen ministeriellen Kundgebungen zog er vor, Frankreich über alle Maßen zu preisen. Benesch konnte es nicht gründlicher besorgen. Daran hat sich noch nichts geändert. Wollen die Angelsachsen mit den Russen in Ostasien ringen, so werden sie den Randstaaten wieder erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Frankreich möchte seine Rhein- und die ostmitteleuropäische Politik als ein System auffassen, dessen Teile sich gegensätzlich bedingen und ergänzen. Druck vom Rhein her auf uns und Druck von Prag und Warschau her. England hat an dem System schon im vorigen Jahre gerüttelt, und inzwischen hat sich das Verhältnis der Randstaaten zu den Bolschewisten nicht verbessert. Zwischen Polen und Rußland herrscht ein latenter Krisenzustand. Reval wurde kürzlich von dem Kommunistenputsche überrascht, dessen Zündfaden nach Moskau reichte. Wir sollten dort, mit dem Blick auf die großen deutschen Minderheiten aller Randstaaten außer Litauens zur Stelle sein und begreifen, daß die zunehmende Verschärfung der ostasiatischen Krisis diplomatische und eines Tages gewiß auch kriegerische Rückwirkung in den Randstaaten zeitigen muß.

Tief verschlingt sich die diplomatische und allgemein politische Entwicklung mit der wirtschaftlichen. Die Anbahnung der wirtschaftspolitischen Einheit Großbritanniens, zunächst durch einen gemeinsam, mit den Dominions gebildeten, nur mit beratender Stimme ausgestatteten Reichswirtschaftsrat, wie ihn im vorigen Jahre die Reichskonferenz in Aussicht nahm, auf der anderen Seite des Kanals, auf dieser Seite unsere im übrigen noch meist recht unfertigen Handelsvertragsverhandlungen mit allen festländischen Staaten: nach außen hin gibt die Wirtschaft auf diese Weise der Lage der Gegenwart mehr das Gepräge als die politischen Vorgänge. Aber wenn sie dafür im Hintergrunde verlaufen oder durch den Lärm der wirtschaftlichen Forderungen und Begierden fast unhörbar werden, so nimmt ihnen nichts ihre Bedeutung. Das ostasiatische Problem und der Schwung, den sich nach der vorjährigen Niederlage seiner Konservativen England wieder gibt, welche Atome haben beide Vorgänge! welche Tragweite werden sie sich verschaffen können!

Pertinacior.

Literarische Notizen

Anton Bruckner. Von Max Auer. Zürich. Amalthea-Verlag.

Wenn das Anwachsen der Literatur über einen Meister ein Zeichen wachsender Popularität ist, so wird Anton Bruckner sicherlich bald zu den allerpopulärsten gehören. Das Werk und der Mensch, für sich und in ihren Wechselbeziehungen — bei keinem seit Beethoven bieten sie dem tiefer Schürfenden eine so reiche Fülle von Problemen, wie bei Bruckner. Als Mensch ein guter lieber Kerl, ohne den leisesten Anflug von Größe, ohne das geringste Heldische in seinem Wesen, ja ohne eine Spur jener opferfreudigen Menschenliebe, die ein so triebkräftiges Element im Leben und Schaffen Beethovens bildete, ein Mensch, von dem nicht ein einziges schriftliches oder mündliches Wort erhalten ist, das auf ein besonderes geistiges oder seelisches Eigenleben schließen ließe, ein Mensch von engbegrenztem geistigen Horizont, von lakaienhaftem Abhängigkeitsgefühl Höhergestellten gegenüber, von einer verzehrenden Sehnsucht nach Ehren und Ruhm. Und als Künstler von einer trotzig rücksichtslosen Selbständigkeit, die keine Erwägung von dem Weg, den sein Dämon ihm weist, abzubringen vermag, von einer titanenhaften Größe des Wollens, erfüllt von jener Urkraft, die auch Tiefen menschlichen Empfindens, die weitab liegen von allem persönlichen Erleben, zu ergründen vermag. Im Leben ein Herdenmensch, in seiner Kunst einer von jenen nicht zu häufigen Abseitigen, die allmählich als Marksteine auf dem Entwicklungswege ihrer Kunst anerkannt werden.

Das eigenartige Problem, das sich in diesen Gegensätzen bietet, hat auch Max Auer in seiner eben erschienenen Bruckner-Biographie nicht zu lösen vermocht, ja kaum zu lösen versucht. Trotzdem — oder vielleicht gerade, weil er nicht eine Lösung unternahm, die auch im besten Falle nur eine Hypothese bleiben müßte, kann das Buch nicht angelegentlich genug allen ans Herz gelegt werden, denen es ernstlich um den Meister zu tun ist. Liebe und Verständnis haben dem Verfasser die Feder geführt und ein Buch entstehen lassen, das wie wenige berufen scheint, Liebe und Verständnis auch bei vielen von denen, die Bruckner bisher ablehnend gegenüberstanden, zu erwecken. Dabei berührt es ungemein sympathisch, daß bei aller Verehrung, die Auer seinem Idol entgegenbringt, er sich nicht dazu hinreißen läßt, ihm einen Altar aus den zertrümmerten Bildwerken anderer Großer zu errichten. Schon ist kritikloser Parteigeist am Werk, Bruckner ebenso zu schädigen, wie es seinerzeit jene blindwütigen Anhänger Wagners taten, die da glaubten, für ihn zu kämpfen, wenn sie alles, was die Musik seiner Zeit an Schönem und Bedeutendem hervorgebracht, mit Kot bewarfen. Schon hat man angefangen, Beethoven höflich, aber entschieden zu ersuchen, von seinem stolzen Piedestal herabzusteigen und Platz zu machen für Bruckner, schon hat man entdeckt, daß Schumann und Brahms, weil sie in ihren Symphonien nichts anderes zu geben vermochten als sich selbst, während Bruckner, über sich hinauswachsend, letzte Dinge zu ergründen unternahm, an ihm gemessen zu bloßen Epigonen zusammenschrumpfen. Als ob all das unsagbar Schöne, was diese Meister auf anderen, Bruckner ganz unzugänglichen Gebieten der Tonkunst geleistet, nichts sei, als ob die alles seelische Erleben der Menschheit umspannende Vielgestaltigkeit des Beethovenschen Genius ihn nicht der viel enger umgrenzten Ausdruckssphäre Bruckners gegenüber als den unbedingt Begnadeteren erscheinen lasse!

Ob Bruckners Werke je im Herzen der Massen Wurzel schlagen werden in dem Sinne, wie es Beethovens „Fünfte“ oder Wagners „Meistersinger“ getan, oder ob sie ihr ein geheimnistiefes Rätsel wie die letzten Quartette oder der Tristan bleiben werden, darüber kann die Zeit nur entscheiden. Aber daran kann kein Zweifel sein, daß die Kunstgeschichte Bruckner stets als denjenigen feiern wird, der als erster seit Beethoven der symphonischen Form neue Möglichkeiten einer organischen Entwicklung erschlossen hat. Wie in den unsterblichen „Neun“ Beethovens die Symphonie Mozarts aus dem Geist der Romantik heraus neu geboren erscheint, so in denen Bruckners die Symphonie Beethovens aus dem Geist seiner eigenen Zeit heraus. Und um des einen willen schon wird der Name Bruckners unvergänglich fortleben. Gustav Ernest.

Der Heimkehrer. Roman von Ernst Schmitt. Jena 1924, Eugen Diederichs.

Man ist mißtrauisch geworden gegen Dichtungen, die sich auf dem Kriegs- oder gar dem Revolutionserlebnis aufbauen; meist sind es mehr oder weniger parteipolitisch getrübte Betrachtungen, ohne tiefere künstlerische Einsicht in das ungeheuere Geschehen, das die Welt, insbesonders uns Deutsche traf. Das beste haben bisher auf diesem Gebiet noch die Franzosen mit Barbusses „Le Feu“ gebracht. Doch solch bloßes Aneinanderreihen von — allerdings echt gespürten — Impressionen im Sinne eines Zolaschen Naturalismus liegt den Deutschen

nicht: sie kommen ohne Weltanschauung nicht aus. Und ihr Bemühen, den Krieg und das, was nach ihm kam, geistig in der Totalität zu fassen und seinen Sinn für die Welt und die Nation zu ergründen, mag vielleicht einmal zu einem wahrhaft großen national-deutschen Epos führen.

Davon ist Ernst Schmitt's Roman noch weit entfernt. Aber immerhin: hier hat doch ein künstlerischer Mensch, der allem Anschein nach den Krieg als ehrlicher Frontsoldat mitmachte, anschaulich geschildert, wie der Heimkehrer aus Feindesland Heimat und Volk neu begreifen lernte in dem heißen Streben, die Brücke zwischen Offizier und Mann, die dort draußen Seite an Seite kämpften, und weiter zwischen den Klassen im Volke zu finden. Auch das ist wertvoll. Manchem, der wie der Held des Buches im Sturm des Zusammenbruchs um neue Offenbarung rang, wird dieses Buch Ausdruck und Selbsterkenntnis eigener Not sein können — auf dem Wege zum kommenden Reiche. Werner Wirths.

Englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Von Felix Salomon. Leipzig 1923, K. F. Koehler.

Dem starken Bedürfnis unserer Zeit nach knapp zusammengefaßten Übersichten über das Werden und die Entwicklung der uns umgebenden Gewalten kommt auch dies treffliche Buch entgegen. Das Hauptgewicht wird mit Recht auf die Entstehung des britischen Reichs und auf die Ausgestaltung seiner Staatsverfassung als des wichtigsten Bollwerks englischer Macht gelegt. Jedes Urteil zeigt allerbeste Kenntnis der einschlägigen Quellen und Literatur und doch möchte man ein ganz klein wenig stärkere Anklänge auch an die uns geläufige Literatur und Kultur der verschiedenen Zeiten finden. Zustimmend oder ablehnend vermittelt doch die Erinnerung, z. B. an die Helden der Shakespeare-Dramen, auch klugen Laien sofort ein ganz anderes Verständnis für die Probleme der Staats- und Rechtsgeschichte, die uns hier auf wissenschaftlicher Grundlage erneuert wird. Besonders bemerkenswert erscheint die ruhig-ernste Betrachtung auch der allerjüngsten Vergangenheit, in der Greys merkwürdig zwiespältiges Verhalten in der unmittelbaren Vorgeschichte des Weltkriegs mit sicheren Strichen gezeichnet wird. Alle die „Bündnismöglichkeiten“, die sich uns um die Wende des Jahrhunderts zu bieten schienen, werden auf ihr richtiges Maß vom britischen Standpunkte aus zurückgeführt. Dem ernsthaften Beobachter unserer Außenpolitik sei das Werk zu erster Übersicht dringend empfohlen. Paul Wentzcke.

Alt-Weimars Abend. Briefe und Aufzeichnungen aus dem Nachlasse der Gräfinnen Egloffstein. Herausgegeben von Herrmann Freiherrn von Egloffstein. München 1923, C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Unter diesem Titel veröffentlicht Freiherr von Egloffstein einen Band familiengeschichtlicher Aufzeichnungen, die in so engem Zusammenhange stehen mit dem Weimar der klassischen Zeit, daß sie auch in ihren persönlichen Partien noch als ein Ausklang jener Periode bezeichnet werden können. Die Frauen, die sich hier mitteilen, sind nicht nur als Miterlebende dem weimarischen Kreise Verbundene, auch ihre geistig-seelische Entwicklung wurzelt auf diesem Lebensboden. Wie in den Briefen der Goeschhausen, so auch hier eine Widerspiegelung unserer klassischen Dichterzeit in Frauenbriefen, aber an Stelle der scharfe Umrisse zeichnenden Morgenbeleuchtung dort, umflutet hier gedämpftes, mildes Abendlicht die Gestalten unserer Großen, und teilt sich auch hier und da den Seelen der Schreibenden als stille Resignation mit. Diese Schreibenden selbst, fast alle Angehörige des Egloffsteinschen Familienkreises, sind für die Leser der „Deutschen Rundschau“ keine Fremden. Die Aufzeichnungen Henriettes von Egloffstein dürfen als Quellenmaterial für die Beurteilung jener Epoche angesprochen werden, als „großartiges Dokument“ bezeichnet sie Goethe, wie die Verfasserin in einem ihrer Briefe erwähnt. Sie lassen ihre geistig überaus empfängliche, seelisch feingestimmte, ihr eigenes Urteil wahrende und sittlich strenge Natur durchaus nicht immer in vollem Einklang mit den Äußerungen des weimarischen Geisteslebens erkennen. Allein ihr feines Verständnis für geistige Werte bezeugt die Goethesche Bemerkung über Henriettes Aufnahme des von dem größeren Teil der Zeitgenossen abgelehnten Stückes „Die natürliche Tochter“, „die von ihr bewiesene Feinheit und Liebe werde ihm nie aus dem Sinne kommen, für solche zarte Seelen zu schreiben, freue den Dichter“. In dem vorliegenden Bande ersteht nun aus ihren Briefen ihre anziehende jugendliche Erscheinung und das nicht minder sympathische Bild der durch herbe Lebenserfahrungen gereiften Frau. Ihr bewegtes Geschick versagte ihr, auf weimarischem Boden heimisch zu werden, allein sie blieb auch noch, als sie in einer zweiten Ehe mit dem Freiherrn von Beaulieu-Marconnay ein volles Lebensglück gefunden, mit den dort ansässig gewordenen Familiengliedern und den dortigen Freunden in reger Verbindung, und bald schon treten neben die Mutter ihre Töchter als Fortführerinnen der überkommenen Beziehungen. Von Kindheit an durch häufigen Aufenthalt in den Verwandtenhäusern mit der Dichterstadt verwachsen, gehörte die älteste, Karoline, von

1809 ab dort heimisch, bald zu den Bevorzugten des Hof- und Goethe-Kreises. Angezogen durch ihre feinsinnige, sympathische Persönlichkeit, wählte Maria Paulowna sie zu ihrer Hofdame. Neben ihr, durchaus anders geartet, Julie, wohl die bedeutendste der Schwestern, eine Künstlernatur. Schon als Kind hatte sie durch ihre Schönheit und ungewöhnliche Begabung, die sie, noch ehe sie lesen und schreiben konnte, Erzählungen erfinden und originelle Bleistiftzeichnungen anfertigen ließ, Anna Amaliens Interesse erregt. Als sie 1816 ungefähr, zweiundzwanzigjährig, nach Weimar kam, fand sie sich in der von buntem, geistigem Leben erfüllten Dichterstadt recht eigentlich in der ihr zusagenden, natürlichen Lebensatmosphäre. Der Verkehr mit Goethe, der die Töchter Henriettens allmählich in den Kreis der Auserwählten zog, mußte für die geistig so empfänglichen Schwestern bald zu einem Brennpunkt werden, in dessen Licht ihre inneren Anlagen kenntlich werden. „Die närrischen Kinder", bemerkte Goethe, als Karoline ihm einmal ihr Reisetagebuch von einer Reise zu ihren Eltern zugehen ließ, „wenn man sie hier um sich hat, sind sie taciturn und zurückhaltend und albern bescheiden mit ihren Talenten, und wenn sie weg sind, vernimmt man erst, was sie für allerliebste Federn führen; das hat ja ordentlich Humor, Komposition, naive Benutzung der Motive, Anfang und Ende, das hebt ja die Objekte klar, lebendig, anschaulich hervor in unserm Sinn und Stil, gerade wie wir es selbst gern machen möchten. Fort damit, der alte Merlin könnte fast eine Anwandlung von Sehnsucht bekommen, die Line hielte noch etwas auf seinen alten Kopf. — Goethes Worte gelten hier Line, allein sein Verhältnis zu Julie war nicht minder herzlich. Juliens künstlerische Entwicklung beschäftigt ihn dauernd. Von jenem Anfangsstadium an, als er sie durch die Zuweisung eines Lehrers der Perspektive zu diesem Studium nötigte, begleitet er die verschiedenen Abschnitte ihres künstlerischen Fortschreitens mit seinen fördernden Ratschlägen, wohlwollend bemüht, seinen jungen Schützling von bloßem Dilettantismus zu wirklich künstlerischem Können hinzuleiten. Wie reich und belebend sich auch der persönliche Verkehr der Schwestern mit Goethe gestaltete, lassen erst die vorliegenden Veröffentlichungen erkennen, die des Dichters gelegentlichen Freundschaftsgrüßen, seinen verstreuten Äußerungen über die Schwestern inneren Zusammenhang und frische Farbe geben. Julie hatte schon früh begonnen, die Zeit für ihr künstlerisches Studium dem Weltleben abzuringen und war nicht selten in feierlichster Hofkleidung vor ihrer Staffelei anzutreffen. Je höher sie sich ihre künstlerischen Ziele steckte, um so drückender empfand sie die Ansprüche einer im Grunde genommen doch unbedeutenden und oberflächlichen Geselligkeit; der Ausdruck ihrer Mißstimmung und Auflehnung darüber kehrt häufig wieder in ihren Briefen. In den in vollster Unbefangenheit festgehaltenen Eindrücken und Erlebnissen der Schwestern ersteht die kleine und doch so große Welt des damaligen Weimar. Wie ein goldenes Band zieht sich durch ihre Mitteilungen das lebendige Bewußtsein einer Bevorzugung des Geschicks, sich hineingezogen zu finden in die Lebenskreise großer und edler Menschen. Voll und tief empfanden die Schwestern Egloffstein die Werte einer Lebensatmosphäre, wie sie von Goethe, von Karl August, von der Herzogin Luise als eine geheime Macht ausging. Nicht mehr der Zauber jenes Jugendglanzes, in welchem sie einst Henriette geschaut hatte, aber seine Vergeistigung, die aus Kampf- und Pflichtbewußtsein in unermüdeter Arbeit als Lebensergebnis erwächst. Es war Abend geworden, und die Jugend, von diesem Abendstrahl berührt, erkennt in stiller Wehmut diese Größe als ein Geschenk der Vergänglichkeit. Werden sie uns erhalten bleiben? Wie oft kehrt diese Frage, sobald eine Krankheit eines dieser heiligen Häupter bedroht, in den Briefen Karolinens und Juliens wieder, und solche liebevolle, ehrfürchtige Verehrung läßt sie mit feinem Verständnis die Wesenszüge der Alternden festhalten. Hier eben liegt der Wert und der Zauber dieses Buches; es vertieft und belebt das uns längst vertraute rein menschliche Bild, indem es individuell wie seelisch überaus bezeichnende Einzelheiten übermittelt, noch ergänzt und abgerundet durch die eingestreuten Briefe Sorels und des Kanzlers von Müller an die Egloffsteinsche Familie.

Hatte sich das Fürstenpaar stets wohlwollend bereit gezeigt, Juliens Künstlertum durch eine verständnisvolle Rücksichtnahme auf die sich daraus ergebenden Ansprüche zu fördern, so sollte diese die künstlerische Genugtuung haben, durch ihre Porträts der Nachwelt die Züge Karl Augusts und Luisens in ihrem Alter in ebenso lebensvoller wie ihrer Wesensart gerecht werdender Auffassung zu übermitteln. Besonders darf das Bild der Fürstin als eine sehr verdienstvolle Leistung angesprochen werden, ist es der Malerin doch gelungen, obwohl Luise, bei ihrer immer wieder ausgesprochenen Abneigung gegen eine bildliche Wiedergabe ihrer Person, nie dazu gesessen hatte, in der fürstlichen Haltung, dem edlen, vom Alter nur eben gestreiften Antlitz die für ihre Eigenart so bezeichnende Würde und Güte zum Ausdruck zu bringen, und so recht eigentlich das von ihr künstlerisch wie menschlich erfaßte „Bild" der verehrten Fürstin zu schaffen. Ihre Bildnisse Karl Augusts und Goethes zeigen sie, trotz einer feinen Individualisierung, nicht ganz auf der gleichen Höhe, besonders das

des letzteren leidet unter einer etwas süßlichen Farbengebung und Auffassung. Ohne diese, von dem alten Weimar nicht zu trennenden Porträts würde die Nachwelt an Juliens künstlerischer Bedeutung vorübergegangen sein. Denn ihre späteren Lebenspfade sollten sie, trotz zweimaliger Italienreisen und mehrfachen, mit Opfern der Familie erkauftem Studienaufenthalt in Kunststädten, wie München und Düsseldorf, nicht der von ihr erträumten künstlerischen Vollendung entgegenführen. Weimar sollte, wie einst in dem Leben der Mutter, so auch in dem ihrer Töchter ein Höhepunkt bleiben. Als sich die Schwestern in den dreißiger Jahren, von diesem Boden gelöst, wieder dem Familienleben auf ihrem hannöverschen Landsitze zuwandten, bedeutete dies doch eigentlich nur eine räumliche Trennung von den so schmerzlich veränderten Weimarer Lebenskreisen. In ihren Korrespondenzen mit den alten Freunden, von denen sich als der treueste einer lebenslang der spätere Großherzog Karl Alexander bewährte, klang der Ton fort, von dem ihre Jugend die innere Färbung empfangen hatte.

Doch über das Persönliche hinaus erschließt sich in diesem Band ein wertvolles Zeit- und Kulturbild. Gewiß, bei der Menge des Materials mangelt es auch an kleinen, menschlichen, mitunter beinahe trivial erscheinenden Alltäglichkeiten nicht. Allein der Verfasser wußte bei seiner Auswahl sehr wohl, daß eben diese anscheinenden Kleinlichkeiten dazu beitragen, einen Ausschnitt des täglichen Lebens zu übermitteln, und das Geistige überwiegt bei eingehender Prüfung bei weitem.

Freiherr von Egloffstein hat sich bereits durch seine Veröffentlichungen, teils biographische Würdigungen von Persönlichkeiten des weimarischen Fürstenhauses aus der Jetztzeit, teils politisch-historische Darstellungen aus dem Zeitabschnitt Karl Augusts, als feinsinniger Weimarkundiger bewährt; so mußte es ihm zur Befriedigung gereichen, in dem vorliegenden Band die mannigfaltigen Fäden darzulegen, die seine Familie durch einen so langen Zeitraum mit Weimar und seinem Fürstenhause verknüpfen. Warmer Dank sei dem Verfasser gesagt für dies Buch, das aus der unruhig bewegten Gegenwart hinführt zu den Trägern eines edlen Menschentums, mit dem er dem vollen Kranz der Weimarveröffentlichungen ein neues wertvolles Blatt hinzugefügt hat.

Eleonore von Bojanowski.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Seidenfaden. — Das Haupt des Laurentius von Theodor Seidenfaden. 61 S. Frankfurt/Main 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. (1,25 Gm.)

Stehr. — Peter Brindeissener. Roman von Herm. Stehr. 291 S. Trier 1924, Friedrich Link Verlag.

Trützschler. — Bismarck und die Kriegsgefahr des Jahres 1887. Mit Benutzung unveröffentlichter Akten des Auswärtigen Amtes und des Reichsarchivs dargestellt von Heinz Trützschler von Falkenstein. 155 S. Berlin 1924, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik u. Geschichte.

Verweyen. — Deutschlands geistige Erneuerung von Verweyen. Leipzig, Quelle & Meyer. (4,60 Gm.)

Vigener. — Ein deutsches Bischofsleben des 19. Jahrhunderts, herausgegeben von Fritz Vigener. 736 S. München 1924, R. Oldenbourg.

Waldecker. — Deutsches Steuerrecht von Ludwig Waldecker. 88 S. Breslau 1924, Ferdinand Hirt. (2,50 Gm.)

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Archivdirektor Dr. Armin Tille, Weimar. — Dr. Georg Wlassow, zurzeit Berlin. — Jewgenij Samjatin, Petersburg. — Generalmajor a. D. von Massow, Berlin. — Dr. Albrecht Haushofer, München. — Regina Ullman, Planegg in Bayern. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Professor Dr. Karl Tiander, Berlin. — Privatdozent Dr. Herzfeld, Halle. — Landgerichtsdirektor Dr. Eugen Meyer, Berlin. — Ungar. Oberregierungsrat Dr. E. von Szörtsey, Budapest. — Dr. Karl C. von Loesch, Berlin. — Professor Edouard Dujardin, Paris.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



51. Jahrgang Februar 1925

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau"

begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau", Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis



Zur Bilanz des Ruhrabwehrkampfes

Von

Rhenanus[1])

Ruhrgebiet, im Januar 1924.

Jahrestage rufen Erinnerungen an die Vergangenheit wach. So kommt man jetzt, wo sich der Einbruch ins Ruhrgebiet zum zweiten Male jährt, unwillkürlich dazu, in dem Buch der deutschen Geschichte zurückzublättern und noch einmal die Seiten zu überdenken, deren schicksalsschweren Inhalt man selbst mit durchlebt hat. Wir stehen in den Ereignissen noch mitten darin, noch lagert der Feind an den Stätten unserer friedlichen Arbeit. Es ist jetzt noch nicht möglich, eine wissenschaftliche, objektive Kritik über die deutsche Ruhrpolitik niederzuschreiben. Das muß den Chronisten späterer Jahre vorbehalten bleiben. Man kann aber heute kritische Betrachtungen über jene bedeutsame Zeit anstellen, die manches klären, was Journalisten und Parteifanatiker inzwischen verdunkelt und unter Ausnutzung für ihre Zwecke den Tatsachen widersprechend in Wahlreden und Leitartikeln geschildert, so den großen nationalpolitischen Gewinn jener harten Zeit gefährdend. Im Zeitalter des Rundfunk wird rasch vergessen. Gerade das Einbruchsgebiet aber hat ein Interesse an der Wahrheit. Deshalb möchte ich manchem engeren Landsmann, der auch die Freuden der Einquartierung genießt, noch einmal die große Linie der Reichspolitik seit Ende 1922 aufzeigen, damit er sieht, daß unsere Arbeit und unsere Opfer durchaus nicht umsonst gewesen sind.

Daß über unseren stolzen Werken einstmals die Trikolore wehen würde, war uns im Ruhrgebiet klar geworden, als immer mehr auch im geschäftlichen Leben die französische Tendenz sichtbar wurde, mit der an sich rein wirtschaftlichen und finanziellen Reparationsfrage politischen Unfug zu treiben. Das Problem des Austausches von Kohle und Erzen, die Frage der Koksversorgung

1) Eine führende Persönlichkeit der westdeutschen Wirtschaftskreise, der im Ruhrkampfe eine bedeutsame, der öffentlichen Kenntnis entzogene Rolle zugefallen ist, stellt uns diese Betrachtungen zur Verfügung. Der Verfasser erscheint zum Urteil um so berufener, als er sowohl der Politik, die zum Franzoseneinbruch führte, als der Abwicklung des Ruhrkampfes mit herber Kritik gegenübersteht. Wir hoffen, in naher Zeit eine um bemerkenswerte Einzelheiten erweiterte Fassung des Aufsatzes als Broschüre herausgeben zu können.

Die Schriftleitung.

der französischen Hüttenindustrie war uns zu geläufig, als daß wir übersehen hätten, welche Absichten die imperialistische französische Politik verfolgte. In Berlin sah man allmählich auch ein, was kommen würde, das Ausland, vor allem England, hatte erkannt, welches Ziel sich Frankreich gesetzt hatte. Seit dem Scheitern der Konferenz von Cannes, dem unsicheren Ausgang der Konferenz von Genua und den Machinationen Poincarés auf dem Gebiet der Reparationen stand die Wirthsche Erfüllungspolitik unter dem Druck des drohenden Ruhreinfalles. Damals hätte man in Berlin statt versuchter Anbiederung die Parole ausgeben müssen, daß man sich nicht beugen wird, wenn Frankreich weiter vordringt. Aber während Generalstab und Auswärtiges Amt in Paris die Pläne für den Einfall militärisch und politisch durcharbeiteten und vorbereiteten, Dariac an Ort und Stelle seine Berichte für die Gewinnung von Kammer und Senat verfaßte, schmetterten in Berlin die Parteifanfaren ihre Melodien. „Der Feind steht rechts", rief man dem Volke zu, während er in Wirklichkeit an der Grenze des altbesetzten Gebietes schon die Vorbereitungen traf, dem innerlich zerrissenen, in Parteihader verstrickten deutschen Volk den Todesstoß zu versetzen. Die französische Politik war Machtpolitik, sie ist es mit Nuancen heute noch. Nur energischer Wille zur Gegenwehr hätte ihr Einhalt gebieten können. Hätte Frankreich und die übrige Welt im Jahre 1922 nicht ein so klägliches Bild der deutschen Verhältnisse erhalten, hätte Poincaré vielmehr gemerkt, daß ihm ein mannhafter Widerstand entgegengesetzt werden würde, er hätte es sich wohl überlegt, den Sprung ins Ungewisse zu wagen.

Als die Dinge schon bis zum Höhepunkt getrieben waren, stürzte die Regierung Wirth, das Kabinett Cuno kam ans Ruder. Sein Weg war durch die bekannte Novembernote Wirths zunächst vorgeschrieben. Es wurde Poincaré durch Vermittlung einer fremden Macht mitgeteilt, der Reichskanzler sei der Auffassung, ein alsbaldiger persönlicher Meinungsaustausch über die Reparationsfrage würde viel dazu beitragen, diese in einer für beide Teile befriedigenden Weise zu regeln. Dem französischen Ministerpräsidenten, dem es ja auf Reparationen nicht ankam, gab der damalige Zwischenfall bei der Kontrolle in Passau und Ingolstadt den erwünschten Vorwand, die angesponnenen Fäden wie immer glatt zu zerreißen. Bei der dann folgenden Londoner Konferenz begann Poincaré sich zu decouvrieren. Dem englischen Premierminister Bonar Law war ein deutscher Vorschlag zugänglich gemacht worden, der eine Regelung der Reparationsleistungen für die nächsten Jahre zur Erörterung stellte. Poincaré bezeichnete die deutsche Initiative bekanntlich als Perfidie und brach die Konferenz ab. Einige weitere Fetzen seiner heuchlerischen Maske fielen, als ihm von Berlin aus der Vorschlag gemacht wurde, einige prominente Führer der Schwerindustrie zu empfangen, um ein gewisses Zusammenarbeiten auf industriellem Gebiet anzubahnen, und er kalt ablehnte. Nun wußten wir, woran wir waren. Die Reichsregierung wandte sich in ihrem diplomatischen Spiel nun einer neuen Partie zu, indem sie die Sicherheitsfrage anschnitt, die Poincaré ja immer in den Vordergrund schob, wenn man von Reparationen sprach. Die deutsche Regierung hatte den glücklichen Gedanken, der französischen Regierung durch fremde Vermittlung einen sogenannten Gottesfrieden anbieten zu lassen, ein Gedanke, der ja auch jetzt

wieder aufgegriffen worden ist. Alle am Rhein interessierten Staaten sollten sich bekanntlich verpflichten, für das nächste Menschenalter keinen Angriffskrieg zu beginnen, ohne daß vorher das Volk um sein Votum gefragt worden sei. Diese Verpflichtung sollte gegenüber den Vereinigten Staaten als Treuhändern ausgesprochen werden. Hohnlachend lehnte Poincaré ab und demaskierte sich damit ganz. Er bemerkte nicht die Isolierung, in die er geriet, übersah vor allem auch, daß sich die anderen Mächte anschickten, seine Pläne zu durchkreuzen. Die Vereinigten Staaten nahmen zum erstenmal zu der Reparationsfrage Stellung, indem Mr. Hughes in seiner bekannten Rede in Newhaven (28. Dezember 1922) den Gedanken eines Sachverständigen-Gutachtens zur Lösung der Reparationsfrage in der Form proklamierte, daß Sachverständige aller beteiligten Staaten — einschließlich Deutschlands — unter Hinzuziehung von neutralen Sachverständigen die Frage der Reparationszahlungen begutachten sollten. Mr. Hughes war dabei der Ansicht, daß ein solches Gutachten — wir haben es heute in ganz veränderter Form in dem Dawes-Plan — kraft des moralischen Schwergewichtes der beteiligten Sachverständigen von allen Ländern gutgeheißen werden müsse.

Daß Poincaré, der nur nach seinen territorialen Pfändern im Ruhrgebiet blickte, diese hochbedeutsame Anregung — die, wenn sie auch erst viel später und in veränderter Form in die Praxis umgesetzt wurde, für die französische Politik von einschneidender Bedeutung werden sollte — übersah, konnte man nicht anders erwarten. Er hatte taube Ohren dafür, daß der Reichskanzler sie in seiner bekannten Hamburger Rede am 31. Dezember 1922 aufgriff und zugleich bekannt gab, daß ein endgültiger deutscher Vorschlag für die für den 2. Januar 1923 angesetzte Pariser Konferenz bereitgehalten und von einem deutschen Beauftragten in Paris auf Anfordern der Konferenz vorgelegt werden würde.[2])

Wäre der französische Ministerpräsident ein Diplomat mit Fingerspitzengefühl gewesen, er hätte merken müssen, daß die deutsche Regierung zugleich mit den ehrlichen Versuchen, zu Verhandlungen zu kommen, die Absicht verband, sich starke moralische Waffen für einen von Frankreich heraufbeschworenen Ruhrkampf zu schmieden. Daß sie Frankreich dem Ausland gegenüber in grelle Beleuchtung setzte, die seine wahren Absichten deutlich erkennen ließ, daß sie aber auch dem bis dahin uneinigen deutschen Volk vor Augen führte, wo sein wahrer Feind stand. So waren die Rollen vertauscht worden: nicht Paris hatte den Ruhreinfall politisch geschickt vorbereitet, sondern Berlin seine Abwehr.

Als Poincaré dann nach dem Zerplatzen der Pariser Konferenz vor nunmehr zwei Jahren am 11. Januar mit Belgien zusammen seine Kolonnen marschieren ließ, kam für die Einbruchsmächte die Überraschung: der passive Widerstand.

Einmütig wie bei dem Überfall im Jahre 1914 stand das ganze deutsche Volk zusammen. In dieser Zusammenfassung des ganzen Volkes zur Einheit

2) Inhaltlich enthielt der Vorschlag, wie später bekannt wurde, ein bestimmtes ziffernmäßiges Angebot an Zahlungen, deren Höhe von der Aufnahmefähigkeit des Anleihemarktes abhängen sollte, ferner einen Ausgleich der deutschen und französischen industriellen Interessen und schließlich den Plan des weiter oben erwähnten Gottesfriedens.

liegt die große historische Bedeutung des Reichskanzlers Cuno, der damit der Welt klar gemacht hat, daß Saar, Rhein und Ruhr deutsch sind, daß das ganze Volk sich aufbäumt, wenn ein Eindringling sich vermißt, sich daran zu vergreifen, daß Deutschland bereit ist, bis zum Weißbluten, wenn auch in passivem Widerstand, zu kämpfen, wenn man seine Westmark angreifen will.

Diese Tatsache müssen wir uns heute, wo Ränkespiel des internationalen Tauschgeschäftes unser Schicksal im Westen erneut beeinflussen will, mit aller Deutlichkeit vor Augen halten. Und wenn wir heute eine stabile Währung und eine halbwegs geregelte Reparationsfrage haben, so dürfen wir, vor allem wir im Westen, nicht vergessen, daß wir es dem Abwehrkampfe um unsere Rechte an Ruhr und Rhein in erster Linie verdanken.

Erfreulicherweise sind diese Tatsachen von dem Außenminister Stresemann im letzten Wahlkampf klar anerkannt worden. Wir haben im Ruhrgebiet alle Veranlassung, dies zu unterstreichen, denn nur zu leicht vergessen die Herren Parlamentarier linker Richtung, daß ohne unseren schweren Kampf nicht zu erreichen gewesen wäre, was heute schon beinahe als selbstverständlich hingenommen wird. Es gibt ja heute noch Abgeordnete der Linken, die da meinen, der Ruhrkampf sei zu vermeiden, der passive Widerstand ein Unding gewesen. Daß der Ruhrkampf zu vermeiden gewesen wäre, ja sogar hätte vermieden werden müssen, kann nur ein Deutscher behaupten, dem Parteifanatismus oder die Eigenschaften eines Kirchturmpolitikers den Blick für die Realitäten trüben. Hätten wir ohne Kampf die Basis der Londoner Abmachungen vom Sommer vorigen Jahres erreicht? Hätten wir ohne Widerstand der Welt zeigen können, daß Frankreich Unrecht tut? Hätten wir ohne Gegenwehr den Separatismus totgetreten? So könnte man noch ungezählte andere Fragen stellen, auf die unsere jetzige Lage die klare Antwort gibt. Gewiß, der Kampf hat Opfer an Gut und Blut gefordert. Wir wissen es hier im Westen besser als anderswo im Reiche. Aber wir können heute das stolze Gefühl haben, daß unser Ringen uns moralisch den Sieg gebracht hat. Das Ausland hat deutlich gemerkt, daß Deutschland noch besteht, noch ein Faktor ist, mit dem man rechnen muß. Und noch eins: Der Widerstand gegen den Vertragsbruch hat uns erst politisch wieder kreditfähig gemacht.

Hatte man schon an dem Widerstand als solchem in den politischen Klubs weitab von der Gefahrenzone zu kritisieren, so war es natürlich die Kampfform, die den Kritikastern immer wieder Anlaß zu Beanstandungen gab. In den ersten Wochen ging freilich alles glatt und ohne Nörgelei, aber bald regte sich wieder die Uneinigkeit. Anstatt alle Kräfte in den Dienst der Abwehr zu stellen, fiel man den Handelnden in den Arm. Gewiß bot der Abwehrkampf Schwächen, die man kritisieren konnte. Aber er war eben improvisiert, spontan brach er los.

In der großen Linie hatte die Kampfparole gelautet: keine Kohle, keinen Koks an die Feinde. Diese Parole war richtig, denn die Verweigerung der Rohstoffe, die man unter den fadenscheinigen Vorwänden des deutschen Leistungsverzuges von ein paar Waggons Kohle und einigen lumpigen Telegraphenstangen sich endgültig aneignen wollte, zwang die Gegner, ihren Raub nun offen zu betreiben. Damit aber fiel das Mäntelchen der scheinbaren Berechtigung, und die Einbruchsmächte setzten sich ins Unrecht. Da aber nicht

nur die Kohlenförderung, sondern auch der Transport verweigert werden mußte, kam sofort die ganze Eisenbahnerschaft in den Abwehrkampf. Sollten diese Beamten und Angestellten des Reiches dem Feind den Dienst verweigern, so konnten andere Gruppen nicht mit ihm zusammenarbeiten. Man mußte also eine Einheitsfront schaffen, kam so zu der sogenannten starren Form des Widerstandes.

Ausgehend von der stabilen Form des Widerstandes wurden dessen Formen unter allmählichem Übergang zu einer beweglichen Gestaltung den jeweiligen Gewaltmaßnahmen des Feindes in unablässiger Arbeit angepaßt und dabei darauf Bedacht genommen, die Weiterführung des Wirtschaftslebens und die Interessen der Bevölkerung so wenig wie möglich zu beeinträchtigen. Wesentlich war hierbei die Ausgleichung der verschiedenen Interessengruppen des Einbruchgebietes: Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Industrie und Handel, Beamtenschaft der verschiedensten Ressorts. Je weiter die Feinde sich in ruchlosen Gewalttaten im Einbruchgebiet verirrten, und je mehr sie dazu übergingen, den Bereich des Einbruchgebietes jeder wie immer gearteten Einflußnahme durch die Reichsregierung zu entziehen (die Absetzung und Ausweisung nahezu des gesamten Beamtenpersonals), um so mehr sah sich diese genötigt, auch die Formen preiszugeben, unter denen die Besetzung der sogenannten altbesetzten Gebiete stattgefunden hatte. Die zahlreichen Rechtsbeugungen, die das Rheinlandabkommen erfuhr, führten auch schrittweise im Rheinland selbst Zustände herbei, die wegen des Mangels jeden Rechtsgrundes und wegen der Gewalttaten, die dort die Bevölkerung zu erleiden hatte, denen im Ruhrgebiet vergleichbar waren. Dem mußte sich die Abwehr anpassen, so daß schließlich das gesamte Gebiet an Rhein und Ruhr nach einheitlichen Grundsätzen vom passiven Widerstand beherrscht wurde.

Die Nörgler im Hinterlande hätten damals sicher keine andere Taktik einschlagen können, denn es ging eben das Hin und Her des Kampfes in zwangsläufiger Wechselfolge vor sich. Hierher gehört auch die direkte Sabotage, über die sich die Linksparteien nicht genug aufregen konnten. Die Herren, die so laut klagten, wußten offenbar nicht, daß in den Kreisen der Eisenbahner selbst die besten Ideen für Strecken- und Wagenzerstörung entstanden. Ich erinnere mich noch mit Freuden der guten Gedanken, die ein Gewerkschaftsführer auf diesem Gebiete hatte. Dieser ehrliche Mann arbeitete ungeachtet seiner parteipolitischen Gesinnung mit den jungen Leuten zusammen, die den Franzosen das Leben sauer machten. Anstatt sie im unbesetzten Gebiet zu fördern, sperrte man sie ein. Warum Schlageter in die Hände seiner Mörder fiel, ist ja heute noch nicht ganz aufgeklärt.

Nun einige Worte zu der diplomatischen Arbeit, die von der Reichsregierung, während der Kampf tobte, geleistet wurde.

Wir haben im Ruhrgebiet mit großem Interesse, aber auch mit banger Sorge die einzelnen Schritte beobachtet, die das Berliner Kabinett bald nach Beginn des Ruhreinfalles im Ausland unternahm. Im April schon drängte man im unbesetzten Gebiet stark auf Verhandlungen, zu laut wurde der Ruf nach Verständigung, er wurde von den Gegnern nicht überhört, die ihren Druck dann nur verstärkten und die Blütenlese der Berliner Journale uns dann in ihren Organen vorsetzten, um uns mürbe zu machen. Es sei hier

daran erinnert, daß der französische Propagandadienst in jeder Nummer Ausführungen des Herrn von Gerlach in der „Welt am Montag“ brachte und die „Vossische Zeitung“ die zweifelhafte Ehre genoß, in dem Sprachrohr des Herrn Degoutte den größten Platz einzunehmen. Heute spricht man davon nicht mehr, aber es darf nicht vergessen werden, daß auch beim Ruhrkampf die Unterhöhlung unserer Position von rückwärts stärker betrieben wurde, als es der Gegner je vermocht hätte. Hierher gehört auch die damalige Rede des jetzt im Gefängnis sitzenden, in jenen Tagen noch amtierenden sozialistischen Ministerpräsidenten von Sachsen, Zeigner, in der er die Notwendigkeit sofortiger Verhandlungen mit Frankreich betonte. Die Regierung lehnte den Gedanken an ein förmliches Angebot aber bekanntlich durch eine Rede des Außenministers von Rosenberg im Reichstag ab und präzisierte ihren Standpunkt zur Reparationsfrage in allen Punkten in Übereinstimmung mit dem Vorschlage, der zur Pariser Konferenz bereitgestellt worden war.

Nicht lange, nachdem dies geschehen, forderte der englische Außenminister Lord Curzon in seiner bekannten Rede unter Billigung des passiven Widerstandes die Reichsregierung zu einem förmlichen Angebot auf. Dies gab den Kreisen, die schon vorher auf ein solches Angebot hingearbeitet hatten, genügende Nahrung, um das Verlangen danach so stark werden zu lassen, daß bei seiner Ablehnung für die Regierung die Gefahr bestand, die Einheitsfront im Kampfe um Ruhr und Rhein in der Heimat zu zerbrechen. Damit begründete sie uns gegenüber ihr bekanntes Angebot vom 2. Mai 1923 an sämtliche alliierten Mächte, das in seinen Einzelheiten wiederum im wesentlichen dem Pariser Angebot entsprach. Es fand die Ablehnung bei sämtlichen Mächten, zugleich mit der Aufforderung zur Erweiterung und Konkretisierung des Reparationsangebots, insbesondere in der Richtung auf die gebotenen Sicherheiten.

Es war für die Kämpfer im besetzten Gebiet kein erfreulicher Anblick, als sie mitansehen mußten, wie man die Regierung dazu drängen wollte, nun das erste Angebot zu erweitern. Sie ließ sich Gott sei Dank nicht dazu verleiten, denn eine solche Erweiterung hätte der deutschen Politik einen unermeßlichen Schaden zufügen müssen. Es würde Poincaré in seiner Neigung, durch stärkeren Druck erhöhte Angebote aus Deutschland herauszupressen, bestärkt und das sich überall in der Welt bemerkbar machende Vertrauen zu der deutschen Politik geschwächt haben, weil bei einer Erweiterung des ersten Angebots dieses als nicht aufrichtig angesprochen worden wäre. Die Regierung wählte folgerichtig den Weg der Ergänzung des ersten Angebots durch ein Memorandum, das Einzelheiten klarstellte und konkretisierte. Die Elemente, die zur Sicherstellung der Forderungen geeignet erschienen, lagen ja klar zutage. Eisenbahn- und Reichseinnahmen waren bereits durch den Versailler Vertrag für die Alliierten mit einer Hypothek belegt, unsere Industrie fand sich bereit, von sich aus eine Sicherheit anzubieten und leider auch bekanntzugeben, noch bevor die Reichsregierung ihre Stellungnahme präzisiert hatte. So kam das Memorandum vom 7. Juni zustande, dessen Inhalt als bekannt vorausgesetzt werden darf.[3])

3) Das Memorandum der Regierung Cuno vom 7. Juni 1923 hat aus Anlaß des Dawes-Gutachtens zu wiederholten, auch von amtlicher Seite ausgesprochenen Irrtümern

Das Memorandum fand im Ausland mit Ausnahme von Frankreich und Belgien eine gute Aufnahme, es schien sich durch einen Meinungsaustausch London-Paris eine Konferenz vorzubereiten. Im besetzten Gebiet ging der Widerstand trotz aller Erschwerungen weiter, aber im Hinterland zeigten sich, durch die innere Wühlarbeit hervorgerufen, Risse, die natürlich Frankreich nicht verborgen blieben, das hoffte, uns in kurzer Zeit niederzuringen. Es rechnete dabei wohl auch mit den schwachen Mitteln, die zur Finanzierung des Kampfes zur Verfügung standen.

Man hat auf finanziellem Gebiet der Regierung Cuno schwere Vorwürfe gemacht. Es verlohnt sich, einmal objektiv zu prüfen, wie die Dinge wirklich lagen, und dann zu urteilen. Allerdings kann man vorher schon eins ruhig aussprechen: daß der Reichskanzler sich frühzeitig von seinem Finanzminister Hermes hätte trennen sollen.

Untersucht man die Finanzlage des Reiches zu Beginn des Jahres 1923, so kann man nur sagen, daß sie hoffnungslos war. Die sogenannte Pariser Morgan-Konferenz hatte schon im Sommer 1922, nicht lange nachher die Reparations-Kommission selbst und endlich im Herbst 1922 die von der damaligen Regierung zu Rate gezogenen unabhängigen Finanzsachverständigen des Auslandes nach eingehender Prüfung der Finanzlage des Reiches die Feststellung getroffen, daß die deutsche Regierung zu irgend welchen Reparationszahlungen außerstande sei. Sie hatten zu gleicher Zeit keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Stabilisierung der Mark nicht in Angriff genommen werden könne ohne vorherige endgültige Lösung der Reparationsfrage. Die Richtigkeit dieser Feststellung liegt auf der Hand, denn die Währung als Zahlungs-

Anlaß gegeben, indem Regierung und die ihr nahestehenden Parteien die Empfehlung des Dawes-Gutachtens gegenüber den Rechtsparteien damit zu rechtfertigen versuchten, daß das letztere eigentlich nichts anderes sei als das von der Regierung Cuno angebotene Memorandum vom 7. Juni. Diese Auffassung ist irreführend. Das Memorandum enthält in Ergänzung der Note vom 2. Mai lediglich die Sicherheiten, die bereitgestellt werden sollten, um die Erfüllung des Anerbietens vom 2. Mai zu gewährleisten. Das Inkrafttreten des Memorandums war von der Gewährung eines vierjährigen Moratoriums abhängig und umfaßt die drei Elemente, die allein für eine Sicherstellung in Frage kommen konnten, und die allerdings auch im Dawes-Gutachten die Grundlage bilden: Eisenbahn, Wirtschaft und bestimmte Reichseinnahmen.

Der grundsätzliche Unterschied des Memorandums vom 7. Juni und des Dawes-Planes besteht darin, daß in dem Memorandum die Verwaltung und Nutzbarmachung der Sicherheiten absolut in deutsche Hand gegeben waren und nicht im geringsten eine Beeinträchtigung der deutschen Souveränität in Betracht kam, während dies bei der bekannten Konstruktion der für die Ausführung des Dawes-Gutachtens notwendigen Organisationen bekanntlich nicht der Fall ist. Es kann auch nicht eingewendet werden, daß im Memorandum vom 7. Juni die Bereitwilligkeit ausgesprochen worden ist, die Beschlüsse eines Sachverständigen-Komitees anzunehmen, denn das Sachverständigen-Komitee des Dawes-Gutachtens bestand lediglich aus Angehörigen der alliierten und assoziierten Mächte, während der Grundgedanke der Lösung der Reparationsfrage durch Sachverständige, wie er von Hughes ausgesprochen und von der deutschen Regierung angenommen war, ein wirkliches Sachverständigen-Gremium ins Auge faßte, das neben den vorgenannten Mächten einen deutschen Vertreter mit gleicher Berechtigung und Angehörige neutraler Mächte als Mitglieder umfaßte. Es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß die maßgebenden Stellen des Reiches diesen Unterschied erkannt, und daß auch die Parteien danach gehandelt haben, denn sonst wäre die Frage, ob man das Dawes-Gutachten annehmen sollte oder nicht, überhaupt nicht in Diskussion getreten. Die Schriftleitung.

mittel im internationalen Verkehr hat nur so lange Bestand und Geltung, wie sie als gleichwertiges Ausgleichsmittel zu den Währungen anderer Länder genommen und gegeben werden kann. Die finanzielle Notlage und die Bedrückung durch drohende und noch nicht festgestellte Reparationsforderungen mußte diese Gleichstellung erschüttern, und je mehr trotz finanzieller Unfähigkeit durch die Erfüllungspolitik dem Reiche und seiner Wirtschaft die Mittel entzogen wurden, um so mehr mußte das Vertrauen erschüttert werden zur Zahlungsfähigkeit Deutschlands und damit zu dem inneren Werte seiner Währung. In den ersten Wochen der Regierung Cuno war daher lediglich dafür Sorge getragen worden, daß die Zahlungen der Steuern von dem Stande der Währung unabhängig gemacht wurden, indem dem Reichstage ein Gesetzentwurf vorgelegt wurde über die Aufwertung der Steuern. Dieser Gesetzentwurf ist erst nach langen Wochen vom Reichstage mit wesentlichen Verschlechterungen verabschiedet worden. Wie sehr die Währung von dem Vertrauen des Auslandes abhängt, zeigte sich in diesen Wochen. Das bloße Gerücht, daß die Regierung in Washington einen Schritt zur Regelung der Reparationsfrage erwäge, hatte zur Folge, daß der Dollar von 8000 zunächst auf 4000 und dann auf 5000 zur Mark zurückgedrückt wurde. Indessen dieser Rückgang sollte nicht lange dauern. Der Einfall in das Ruhrgebiet brach der Mark das Rückgrat; sie fiel in wenigen Tagen von 8000 auf 40 000 zum Dollar. Mit diesem katastrophalen Rückgang der deutschen Währung traf durch die Invasion in das Ruhrgebiet der Einnahmeausfall aus Ruhr und Rheinland in Steuern und Erträgnissen der Eisenbahn und Post fast automatisch zusammen, ohne daß auf der Ausgabeseite eine andere Erleichterung eintrat als die durch die Unterbrechung der Kohle- und Kokslieferung an Frankreich und Belgien. Bei dieser doppelseitigen nachteiligen Einwirkung auf die Reichsfinanzen und insbesondere dem schnellen Abgleiten der Währung war von vornherein nicht daran zu denken, die alsbald einsetzenden Ausgaben für die Ruhrabwehr durch Steuern zu finanzieren. Selbst die höchsten Steuern hätten keinen Nutzen gebracht; denn der Ertrag hätte beim Fallen der Währung in keinem Verhältnis zu der aus ihr sich ergebenden Beunruhigung und Belastung der Wirtschaft gestanden, und sie hätten — im Gegenteil — das Abgleiten der Währung nur noch beschleunigt, weil naturgemäß jeder Steuerzahler dann an dem Fallen der Mark noch ein besonderes Interesse gehabt hätte. So kam alles darauf an, für die Finanzierung des Kampfes eine Methode zu finden, die dem Fallen der Mark möglichst lange und wirksam Einhalt gebot. Da eine endgültige Stabilisierung, wie schon erwähnt, nach sachverständigem Urteil überhaupt erst nach Lösung des Reparationsproblems in Frage kommen konnte, so konnte nur an eine vorläufige Stützung gedacht werden. Es gelang mehrere Monate hindurch, die Mark auf einem Stande von 20 000 zum Dollar zu halten, allerdings ohne daß dadurch ausreichende Deckung für die Ausgaben des Kampfes und irgend welcher Ersatz für die von der Reichsbank hergegebenen Goldbestände für die Stützungsaktion geschaffen werden konnten. Um in der letzteren Beziehung einen Ausgleich herbeizuführen und gleichsam den Atem der Reichsbank für die Stützungsaktion zu verlängern, wurde eine Anleihe in Dollar-Schatzanweisungen emittiert in einem Gesamtbetrage von 200 Millionen Goldmark,

die gegen Einzahlung in Devisen herausgegeben werden sollte. Auf diese Weise sollten der Reichsbank als Ersatz für herausgegebene Goldbeträge Devisen zugeführt und die Basis für die Stützungsaktion verbreitert werden. Es gelang nur 50 Millionen Goldmark zu plazieren. Dies war das nicht mißzuverstehende Zeichen dafür, daß dem mangelnden Vertrauen des Auslandes zu unserer Währung sich die inländische Wirtschaft, Bankwelt und Industrie hinzugesellte, und es war eine notwendige Folge dieses fehlenden Vertrauens des Inlandes, daß nunmehr in verstärktem Maße Auslands- und Inlands-Spekulation zu einem gemeinsamen Angriff gegen die nur mühsam gestützte Mark übergingen. Damit war der Beweis erbracht, daß für eine Finanzierung weder durch Stützung noch durch Herausgabe von Anleihen etwas zu erreichen sei. Es blieb nun nur noch der alleinige, aber auch nicht aussichtversprechende Weg der Steuererhebung übrig. Um diesen erfolgreich zu machen, mußte die Wirtschaft von der Papiermark auf die Goldmark überführt werden. Das war nicht von einem Tag zum andern möglich und auch nicht dadurch zu erreichen, daß man die für die Ruhrabwehr zur Verfügung gestellten Kredite an die Industrie wertbeständig machte; denn diese bildeten nur ein Glied in der Kette der wirtschaftlichen Finanzvorgänge und waren nur zu vertreten und aufrechtzuerhalten, wenn die ganze Wirtschaft in ihrem Gesamtumlauf auf Gold umgestellt wurde. Die vorbereitenden Maßnahmen hierfür wurden zunächst bei den Steuern in Angriff genommen. Die Verkehrs- und Verbrauchssteuern wurden auf eine wertbeständige Basis gebracht. Die für die Aufhebung der Zwangswirtschaft beim Brotgetreide bereitgestellten und durch eine besondere Abgabe aufzubringenden Mittel wurden in ihrer Höhe abhängig gemacht von dem Roggenpreis der der Fälligkeit vorhergehenden Wochen. Dabei ist für die zustimmende Haltung der Parteien zur Finanzpolitik des Kabinetts bezeichnend, daß dieser Antrag von allen Parteien, von den Sozialdemokraten bis zu den Deutschnationalen, gemeinsam eingebracht wurde. Die Umstellung der Einkommensteuer und der neu vorgesehenen Ruhrsteuer auf wertbeständige Basis wurde in den dem Reichstag im August vorgelegten Entwürfen durch Einfügung eines Multiplikators sichergestellt. Auch diese Vorlage wurde noch wenige Tage vor Rücktritt des Kabinetts von allen Parteien — Sozialdemokraten bis Deutschnationalen — gebilligt. Vorher hatte sich allerdings der Stand der Mark sprunghaft von Tag zu Tag verschlechtert. Er wurde namentlich dadurch erhöht, daß jede Kontrolle der Westgrenze der deutschen Regierung aus der Hand genommen und damit ein Loch entstand, durch das ungezählte Beträge von Papiermark an ausländischen Plätzen angeboten werden konnten, die den Kurs verschlechterten. Diese Beträge waren um so größer, als leider nicht nur weite Kreise des Volkes ohne Unterschied des Standes und der politischen Gesinnung von dem Bestreben, aus der Mark zu flüchten, ergriffen wurden, sondern auch die Feinde die in Reichsbankfilialen und Bahntransporten regelrecht gestohlenen Summen massenweise auf den Auslandsmarkt warfen. Unter diesen Umständen konnte auch eine erneute Stützungsaktion, welche die Mark auf 160 000 zum Dollar hielt, nur vorübergehende Wirkung haben. Um der Spekulation wenigstens etwas entgegenzutreten, wurde der amtliche Einheitskurs eingeführt, der aber wiederum zur Folge hatte, daß die Zuteilung von

Devisen an die lebensnotwendigen Importfirmen so gering wurde, daß die Versorgung des Inlandes mit Lebensmitteln aus dem Auslande versagte. Es kam hinzu, daß die um 3 bis 4 Wochen verspätete Ernte und die aus der Geldlage sich ergebende Unmöglichkeit, Ersatzlebensmittel aus dem Auslande zu beschaffen, vorübergehend zu einer Notlage in der Ernährung der Großstädte, namentlich bezüglich der Frühkartoffeln führte, die in die großstädtische Bevölkerung noch größere Unruhe hineintrug, als dies schon durch das tägliche Fallen des Geldes der Fall war. Unter dem Druck dieser von politisch linksgerichteten Kreisen ausgenutzten Beunruhigung mußte namentlich auf Drängen hanseatischer Kreise der Einheitskurs aufgehoben werden, was zur Folge hatte, daß nunmehr die bis dahin zurückgehaltene Spekulation sich in ungehindertem Maße der Mark annehmen und diese von Tag zu Tag um 100 % bis auf ca. 4 Millionen zum Dollar herabsetzen konnte. Es gelang, diese Bewegung noch in den letzten Tagen vor Rücktritt der Regierung Cuno aufzuhalten und die Mark auf 1,5 Millionen nach der letzten New Yorker Notierung zurückzudrängen.

So stellt sich im allgemeinen das Bild der Vorgänge dar, wie sie sich damals ereignet haben. Die Regierung ist diesem Vorgange gegenüber, so wenig wirksame Hilfe überhaupt möglich erschien, nicht untätig geblieben. Sie hat ein Programm der Umstellung der Wirtschaft von Papier auf Gold in der vollen Erkenntnis vorbereitet, daß die Papiermarkwährung nicht mehr länger Bestand haben und durch eine neue Währung ersetzt werden müsse, was wiederum naturgemäß der Schwierigkeit begegnete, die allen finanziellen Maßnahmen entgegenstand, nämlich der Tatsache, daß 10 Millionen Einwohner der Einflußnahme durch die Regierung vollständig entzogen waren und es einer gewissenhaften Regierung nicht zugemutet werden konnte, in diesem Stadium mit der Rücksichtslosigkeit in der Erfassung der Steuerquellen vorzugehen, mit der es sonst hätte geschehen können und müssen. Der Kernpunkt des Regierungsprogramms war, eine wertbeständige Anleihe herauszugeben, die auf den gesamten steuerpflichtigen Vermögensstand des deutschen Volkes ratifiziert und von der Umsatzsteuer befreit, in kleinen Stücken dem Warenaustausch dienen und durch Einrichtung von Konten bei Banken und Sparkassen zugleich als Anleihe verwendbar sein sollte. Diese Anleihe sollte in ihrer ersten Emission bis zu 500 Millionen Goldmark betragen. Es waren alle Vorbereitungen getroffen, damit die Stücke alsbald bezogen werden konnten. Auf diese Weise sollte erreicht werden, daß die durch die Geldentwertung entstandene Stockung des Güterverkehrs beseitigt würde und damit wieder Leben in die Wirtschaft hineinkäme, daß ferner jeder in der Lage war, Papiermarkbeträge sofort sich wertbeständig durch Umtausch in Anleihestücke zu sichern. Hand in Hand mit der Anleihe sollte eine wesentliche Erhöhung und Neueinführung von Steuern gehen, die der Deckung der Ruhrabwehr in erster Linie dienen sollte. Zugleich waren die Vorarbeiten für eine neue Währung in Angriff genommen. Als solche sollte der von Helfferich vorgeschlagene Plan einer Roggenmark, die im wesentlichen in ihren Grundsätzen der Rentenmark vergleichbar ist, dienen. Die auf die Anleihe und Steuern sich beziehenden Maßnahmen wurden, wie erwähnt, einmütig von den Parteien des Reichstages, von den Deutschnationalen bis zu den

Sozialdemokraten einschließlich, angenommen. Dies konnten und sollten nur Übergangsmaßnahmen sein, die in der demnächstigen Umstellung der gesamten Wirtschaft auf Gold und Schaffung einer neuen Währung ihre endgültige Formulierung finden sollten.

Es war wirklich keine Kleinigkeit und sicher kein Zeichen von Inaktivität, alle diese finanziellen Kombinationen bei leeren Reichskassen und einem ständig blutenden Wirtschaftskörper in die Tat umzusetzen. Die Regierung hatte damit den großen Erfolg, über die schweren Monate hinwegzukommen, in denen Frankreich uns noch vor einer Auflichtung des politischen Himmels auf die Knie zwingen wollte.

Man hatte inzwischen auch daran gedacht, mit der Regierung zusammen Vorschläge auszuarbeiten, wie bei einer weiteren langen Dauer des Kampfes bis in den Winter hinein die Lage im Kampfgebiet erträglicher gestaltet werden konnte. Leider hat die preußische Verwaltung hier zum Teil ganz versagt. Noch bevor die Franzosen an die Kohlenhalden gingen und den Abtransport verboten, war auf Anregung vom Revier aus vorgeschlagen worden, mit Hilfe einer Reichskreditaktion die Kohlen in die Keller der Bevölkerung zu bringen. Im März wurden die Mittel dafür bereitgestellt, aber zu praktischen Maßnahmen kam die preußische Verwaltung erst, als es zu spät war. Ebenso können ihr Vorwürfe auf dem Gebiet der produktiven Erwerbslosenfürsorge nicht erspart bleiben. Es lagen Pläne und Projekte genügend vor, das Reichsarbeitsministerium hat sie gefördert, aber die Verwaltung kam nicht weiter. Damals zeigte es sich zum erstenmal mit aller Deutlichkeit, daß Parteigesinnung allein zur Bewältigung schwerster Aufgaben für die Beamtenschaft nicht ausreicht.

Trotz allem war die Front intakt geblieben, bis das erste große politische Kampfziel erreicht war, daß nämlich England von Frankreich abrückte und in der denkwürdigen Note vom 11. August 1923 den Ruhreinfall als dem Versailler Vertrage widersprechend bezeichnete. Es war die Tragik der Regierung Cuno, daß sie am gleichen Tage zurücktreten zu müssen glaubte, an dem der englische Schritt bekannt wurde, und es war die unvergleichlich größere, weil unverschuldete Tragik des deutschen Volkes, daß infolge des Kabinettswechsels die englische Note nicht diejenige Beachtung und Auswertung fand, die sie zum Besten unserer Lage hätte finden sollen und müssen. Während Londoner Zeitungen die Note mit der Überschrift „Sieg der deutschen Diplomatie über die französische“ kommentierten, wurde die Note bei uns so gut wie totgeschwiegen. Das ist um so bedauerlicher, als mit dieser englischen Stellungnahme bei richtiger außenpolitischer Verwertung unserer Politik eine Richtung und Entwicklung zu geben gewesen wäre, die uns die heutige Lage erspart hätte; denn mit ihr wurde die Isolierung Frankreichs und als Ausgangspunkt für weitere Verhandlungen die Forderung unanfechtbar, daß Frankreich die Ruhr zu räumen und die Kosten des Ruhreinfalls zu tragen habe. Um so mehr erscheint heute die Frage berechtigt, warum das Kabinett sang- und klanglos zurücktrat, nachdem noch tags zuvor die Steuer und Anleihe von allen Parteien mit Ausnahme der Kommunisten und der Deutschvölkischen bewilligt waren, anstatt gestützt hierauf und auf die englische Note vom 11. August mit der Vertrauensfrage vor den Reichstag zu

treten. Die Erklärung kann man wohl nur in der innerpolitischen und wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Wochen suchen. Nachdem schon wenige Tage nach Amtsantritt der Regierung Cuno dessen Vorgänger in fühlbarer Weise das Vertrauen zum Kabinett zu beeinträchtigen versucht hatte, setzte der Kampf gegen die Stellung der Regierung im Volke aus Sorge vor einer allzu nationalen Politik alsbald nach dem Ruhreinfall von linksradikaler Seite ein und erfaßte die mit den Mehrheitssozialisten in unglücklicher Ehe zusammengeschlossenen früheren Teile der Unabhängigen. Von dort übertrug er sich leicht auf die dem Pazifismus und Internationalismus zuneigenden Kreise der Demokratie und verdichtete sich namentlich in den linksdemokratischen Kreisen zu dem immer lauter werdenden Vorwurf der Inaktivität. Auch Äußerungen von führender Stelle der Deutschen Volkspartei, die in immer deutlicherer Weise Verhandlungsbereitschaft erkennen ließen und mit wachsendem Wohlgefallen in der französischen Presse kommentiert wurden, waren nicht dazu angetan, die Lage der Regierung zu befestigen. Die wirtschaftliche Entwicklung auf dem Gebiete der Währung und verminderten Arbeitsmöglichkeit gab dem im Volke gesäten Mißtrauen neue Nahrung und vereinigte sich mit der Knappheit an Nahrungsmitteln, die durch die drei Wochen verspätete Ernte und den Wegfall italienischer Einfuhr gewiß nicht von der Regierung veranlaßt war, in Berlin zu einer Katastrophenstimmung, die in dem berüchtigten „Germania"-Artikel „In höchster Not" erkennbaren Ausdruck fand und damit, so wenig vielleicht dieser Artikel der Auffassung der offiziellen Zentrumsleitung entsprochen haben mag, weitere Kreise dieser Partei gegen die Reichsregierung stellte. Unter dem Einfluß dieser in die Erscheinung tretenden Zersetzung der Einheitsfront der Heimat und einer gewissenlosen Spekulation, die in vermindertem Vertrauen der Auslandsbörsen ihr Echo fand, nahm die Geldentwertung ihren Fortgang, und so erlebten wir es, daß gerade in den Tagen, in denen die Regierung vor dem Reichstag ihr Programm vertreten sollte, der Kurs von Tag zu Tag sprungweise bis auf 4 Millionen zum Dollar sank. Zwar gelang es, wie schon erwähnt, diesen durch geeignete Maßnahmen bis zum Ende der Woche auf eine New Yorker Notierung von 1,5 Millionen zurückzubringen. Indessen, unter dem Einfluß dieser Zustände fand wohl das Programm der Regierung wirtschaftlich und innenpolitisch weniger noch als außenpolitisch die Unterstützung, die erforderlich erschien, um unter Aufrechterhaltung des passiven Widerstandes diejenigen Maßnahmen durchzuführen, die zur Wiederherstellung erträglicher Wirtschaftsverhältnisse erforderlich waren. Nur aus einem feinen Gefühl hierfür ist meines Erachtens die am Ende der letzten Reichstagsrede abgegebene Erklärung des Reichskanzlers zu verstehen, daß er zur Weiterführung der Geschäfte eines Vertrauens bedürfe, das nicht in einem zahlenmäßigen Votum, sondern in der inneren Einstellung der Parteien des Parlaments in bereitwilliger Mitarbeit seinen Ausdruck finde. Die nächsten Tage mußten ihm allerdings den unzweideutigen Beweis erbringen, daß diese Voraussetzung nicht gegeben war. Die Kommunisten sandten ihren Anhang auf die Straßen, forderten zum Generalstreik auf und brachten ein förmliches Mißtrauensvotum ein. Die Sozialdemokraten, deren Parteileitung sich anfangs jenem Vorgehen fernhielt, wich dem Druck der Fraktion aus

Sorge vor Verlust an Einfluß und Anhang an die Kommunisten und forderte gleichfalls in einem modifizierten Mißtrauensvotum die Ersetzung der damaligen Regierung durch eine andere, stärkere. Von den Mittelparteien hatte namentlich das Zentrum alsbald nach der letzten Reichstagsrede, wie wir heute wissen, an der Erklärung des Reichskanzlers: „Mit Frankreich kann man nicht unterhandeln und von England erwarten wir nichts", Anstoß genommen, weil dadurch die Tür nach Frankreich verschlossen und nach England zugeschlagen und Baldwin die Brücke von London nach Paris gebaut würde, während man sich angesichts der Gesamtlage mit dem Gedanken befreunden müsse, mit Frankreich zu verhandeln, wenn England nicht rechtzeitig eingreife. Jener Ausspruch des Reichskanzlers ist noch heute aufrechtzuerhalten, denn die vorhin erwähnte und für die Regierung erkennbare Entwicklung in England ließ schon am Tage jener Rede einen uns günstigen Schritt Englands erwarten. Gerade angesichts eines solchen konnten von ihm unsere Beziehungen zu England nicht anders gekennzeichnet werden, als dies geschehen ist, wenn nicht der Schritt Englands von vornherein diskreditiert werden sollte, während allerdings damals und auch heute noch kein Zweifel darüber sein kann, daß Verhandlungen mit Frankreich allein nie und nimmer zum Ziel führen werden. Hierüber und über die wirtschaftlichen Maßnahmen, sowie über den Ernst der Lage und das unerträgliche Maß der Verantwortung, das ein Regierungswechsel für die neue Regierung mit sich bringen müßte, konnten die Führer der Mittelparteien schon nach den aus der Presse bekanntgewordenen vorbereitenden Schritten der Regierung nicht im Zweifel sein. Indessen mußte allerdings das Schicksal eines Vertrauensvotums, das nach Unterbringung der beiden erwähnten Anträge unbedingt gefordert werden mußte, schon nach der vorerwähnten außenpolitischen Einstellung des Zentrums mehr als zweifelhaft sein und damit der Versuch, ein solches zu erlangen, die Einheit der Front gefährden. Das mag wohl beim Reichskanzler die Überzeugung wachgerufen haben, daß sein Kabinett nicht mehr die tragfähige Basis im Parlament habe.

Wer im Einbruchgebiet den Lauf der Dinge beobachtete, mußte den Eindruck haben, daß die innerpolitische Krisenstimmung, die seit dem 12. August herrschte, den Widerstandswillen der Bevölkerung endgültig zerschlug. Das konnte auch der Regierung nicht verborgen bleiben. Da der Systemwechsel außerdem zur Folge hatte, daß der politische Erfolg der Regierung Cuno nicht ausgenutzt werden konnte, vielmehr England in gänzliche Passivität zurückwich, mußte die Regierung spätestens Ende September den Kampf abbrechen. Der innere Streit hat eine so klare Entscheidung wohl verhindert. Wäre sie gefallen, wir hätten manches Opfer und den schweren finanziellen Zusammenbruch, der nun kam, vermieden. Es hat keinen Zweck, hier noch Einzelheiten zu erwähnen, die große Linie war abgebogen, damit der Kampf praktisch verloren.

Die Regisseure dieses typisch deutschen Dramas haben sich bald nach dem Zusammenbruch bemüht, seine wahren Ursachen zu verschleiern. Aber die Wahrheit kommt ans Tageslicht, und die Geschichte der letzten Phase des Ruhrkampfes wird bald geschrieben werden. Lassen wir uns bis dahin den klaren Blick für das Vergangene nicht trüben und vor allem dafür nicht ver-

wirren, daß uns der Abwehrkampf an Ruhr und Rhein, wie immer seine Bilanz sonst aussehen mag, den unschätzbaren Aktivposten eingebracht hat, Ruhr und Rhein dem deutschen Vaterlande zu erhalten und die außerfranzösische Welt von den ehrlichen Absichten der deutschen Regierung und den unehrlichen Machenschaften Frankreichs zu überzeugen. Vielleicht könnten wir noch mehr auf der Aktivseite verbuchen, wenn sich nicht die Etappe erneut als ebenso widerstandsunfähig gegenüber ihren im Vergleich mit der Front kleinen Leiden erwiesen hätte wie im Weltkriege.

Aus den Nordamerikanischen Briefen von Kurd von Schlözer an seinen Bruder

Von

L. von Schlözer

Nachdem die Briefe von Kurd v. Schlözer aus der Jugendzeit — Lübeck, das Studium unter Ranke und Ritter, Paris zur Zeit des „Bürgerkönigs", Frankfurt a. M. 1848, Eintritt ins Ministerium des Auswärtigen — aus Petersburg unter dem Gesandten v. Bismarck, aus Rom, damals noch Hauptstadt des Kirchenstaats und aus Mexiko — Juarez, Präsident nach der Erschießung des Kaisers Maximilian — veröffentlicht wurden, schloß diese Reihe mit den „Letzten Römischen Briefen" ab, die das Ende des Kulturkampfes, das Rom Leos des Dreizehnten und die jähe Verabschiedung des Gesandten — Ära Caprivi, Holstein, Marschall — schildern.

Eine Lücke bestand noch in dieser Brieffolge: die Gesandtschaftszeit bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Sie wird jetzt geschlossen, da die Briefe aus Washington und Neu York demnächst erscheinen.[1])

In Mexiko war für einen Mann wie Schlözer nach Erfüllung seiner Aufträge kein Arbeitsboden mehr. Das erkannte Bismarck, teilte ihm mit, Washington sei für ihn bestimmt und rief ihn nach Berlin durch das lakonische Telegramm: „Please come over for instructions without waiting any further communication." Schlözer erlebte in Berlin noch den Einzug des aus Frankreich siegreich heimkehrenden Heeres, dann schiffte er sich nach Neu York ein.

Das Verhältnis des großen Kanzlers zu diesem seinem Untergebenen war überraschend und nur bei solchen Männern möglich.

In Petersburg schroffstes Zerwürfnis. Trotzdem wünscht der „Ministerpräsident" Bismarck seinen ehemaligen Legationssekretär als Adjutanten zu haben. Liebeswerben. Ablehnung. Schlözer äußert sich sogar freimütigst über Bismarcks Politik. Folge: Verbannung nach — Rom. Aber nicht etwa Kaltstellung. Nein! Wo schwierige Aufgaben zu lösen sind, dorthin wird Schlözer, der aus einem Saulus ein Paulus geworden war, entsandt: nach

1) Ebenfalls Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Mexiko, zur Anknüpfung von Handelsverbindungen mit der neuen blutbefleckten Republik, nach Washington und schließlich nach Rom, um den Kulturkampf zu einem befriedigenden Ende zu führen.

Durch die Aufnahme engerer politischer und wirtschaftlicher Verbindungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika folgte Bismarck den Spuren Friedrichs des Großen. Schlözer aber erschien ihm für solche Aufgabe die geeignetste Persönlichkeit.

Dieser welt- und menschenkundige Diplomat besaß „staatsmännisches Urteil im höchsten Sinne des Wortes“, daneben aber eine rein sachliche Pflichttreue und jenen Zauber der Persönlichkeit, dem sich niemand entziehen konnte und den keine Feder wiederzugeben vermag.

So gewann er denn auch in Nordamerika bald die leitenden Persönlichkeiten, unter denen Karl Schurz in den Vordergrund trat, und weitere Kreise für sich und damit für das neue Reich, dessen Vertreter er war. Die Schattenseiten der großen Republik, die besonders unter dem Präsidenten Ulysses Grant hervortretende Korruption berührte er in seinen Berichten — im Einverständnis mit Bismarck — nur, soweit es unbedingt notwendig erschien.

Allerdings — welcher Gegensatz: Rom und Washington! Tiber und Potomac!

Das merkt man den kurzen Briefen an! Aber auch aus ihnen tritt der seinem Beruf, trotz manchen Ärgers, frisch und fröhlich lebende Patriot, der den Freunden gegenüber warmherzige, treue Mensch in seinem liebenswürdigen, oft jovialen Humor hervor, weht uns die große Zeit Deutschlands entgegen. Mit Recht ist von Schlözer gesagt worden[2]: „Es kann von ihm nie zu viel veröffentlicht werden. Er hat eine Feder, die sich niemals ausschreibt.“

*

Washington, 23. 2. 72.

Mein guter Bruder, beifolgende Einladung nötigte mich vorige Woche nach Neu York. Ball brillant: etwa 15 000 Gäste. Ich blieb bis Sonntag Abend. Nachmittags Diner auf Staten Island. Während dessen fuhren an unserem Diner-Pavillon 2 Bremer Steamer vorüber, so nahe, daß man fast die einzelnen Passagiere erkennen konnte. Ich sagte mir: Einer der Steamer bringt Briefe für mich. So war es auch!

Der sechswöchentliche Carneval war sehr amüsant, weil die hiesigen Damen wirklich höchst anziehend sind und in geschmackvoll-excentrischen Kostümen Wundervolles leisteten. Zahllose Routs und Bälle. Auch die geschäftlichen Verhältnisse haben sich sehr angenehm gestaltet. Staatssekretär Hamilton Fish ist von fabelhaftem Entgegenkommen, sodaß sich Alles bis jetzt sehr glatt abwickelt.

Karl Schurz tritt mehr und mehr in den Vordergrund — gegen den Präsidenten.

Ich hatte kürzlich Urlaubspläne — da erscheint nun vor 6 Tagen Kablogramm von Delbrück, daß ich mit Hamilton Fish einen Auswanderungsvertrag machen solle — eine interessante Aufgabe, die mich für den Urlaub entschädigen wird.

2) „Preußische Jahrbücher“, Oktober 1921.

Kürzlich gab ich dem General Sheridan, der teils für Bismarck teils für Rauentaler schwärmt, ein größeres Diner, ein anderes für Mrs. Lilli Moulton, eine ganz reizende Amerikanerin, mit herrlichen dunklen Augen, voller Charm und Geist, die engelhaft singt, bei Paris ein Schloß besitzt und zur Glanzzeit Eugenies mit der Fürstin Metternich an der Seine Regen und Sonnenschein machte.[3]) Sie war mit ihrer Mutter bei mir. Unter den Gästen befanden sich auch 5 exquisit-musikalische Diplomaten. Es war ein reizender Abend. Lilli Moulton vokalisirte z. B. den Anfang zur Sommernachts-Ouvertüre. Nach Liszt ist sie für mich das musikalischste Wesen auf der Welt. Sie und Madame Kalergis.[4])

28. 3. 72.

Diesmal eine spanische Geschichte, mein guter Schlözer! Herr Lopez Roberts, seit 3 Jahren spanischer Gesandter in Washington, wurde vor drei Wochen plötzlich abberufen. Er machte hier ein sehr angenehmes Haus, da er die Repräsentation liebt und über reiche Mittel verfügt. Ich sah ihn häufig; wir dinirten manchmal zusammen, hatten aber zu geschäftlichen Beziehungen nicht den geringsten Anlaß. Bei seiner Abberufung kündigte er mir an, daß er in Erinnerung an unser Zusammenleben mir ein Andenken zu hinterlassen wünsche. Er habe deshalb an seine Regierung ein Telegramm abgesandt und das Großkreuz des Ordens Karls III. für mich erbeten.

Es ist gewiß sehr ehrenvoll, einen vaterländischen Orden zu besitzen, eine fremde Dekoration jedoch vermag mich in der Tat nur wenig zu interessieren. Daß mir eine solche einmal als Erinnerung an sociale und kulinarische Leistungen zufallen und zu diesem Zwecke das oceanische Kabel in Bewegung gesetzt würde, hätte ich nicht für möglich gehalten.

Inzwischen hat die spanische Regierung — wie Roberts mir gestern mitteilte — mich bereits der Verleihung jenes Kreuzes telegraphisch für würdig erachtet und da er, als pomphafter Hidalgo, dieser Ordenssache den ganzen Ernst und die Feierlichkeit einer großen Staatsaffaire verliehen und sie überdies ohne mein Wissen eingeleitet hatte, vermochte ich meine eigentlichen Ideen über derartige Auszeichnungen nicht mehr rechtzeitig mitzuteilen, sondern mußte seine Güte mit internationaler Höflichkeit hinnehmen.

Dienstag. 1872.

Dieses Jahr werde ich nicht nach Europa kommen. Verschiedene geschäftliche Angelegenheiten u. a. die Albamafrage halten mich hier fest.

Also Anno 73!

Meine liebenswürdige Schwägerin, die sich so reizend dafür interessiert, mich in das zarte Joch der Ehe zu bringen, werden die Sirenen des Potomac amüsieren, die ich ihr anbei übersende.

(Anlage aus der in Washington erscheinenden „Columbia“:)

„Nur wenigen unserer Leser dürfte es bekannt sein, daß der hier resi-

3) Mrs. Charles Moulton (Lillie Greenougt, aus Cambridge, Massachusetts) vermählte sich nach dem Tode ihres Gatten mit dem dänischen Gesandten v. Hegermann-Lindencrone, der mit Schlözer in Washington und dann in Rom zusammen war. Ihre Schwägerin Helene war seit 1863 mit dem späteren Botschafter Grafen Paul Hatzfeldt vermählt. In „Harpers Magazine“ erzählt sie von Kurd v. Schlözer und „his memorable dinners, followed by musik“.

4) Nichte des Kanzlers Graf Nesselrode.

dierende Gesandte des Deutschen Reiches nicht nur ein heiterer Lebemann, sondern auch ein Gelehrter und Schriftsteller ist. . . .

Herr v. Schlözer hat es verstanden, in kurzer Zeit durch sein, aller aristokratischen Überhebung fernes, schlichtes und biederes Wesen, die hiesige deutsche Kolonie sehr für sich einzunehmen. Seinen Vorgängern schien wenig daran gelegen zu sein, mit den Washingtoner Landsleuten freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen, und während sie nur in höheren amerikanischen Kreisen sich bewegten, haßten und hielten sie fern den bürgerlichen deutschen Haufen. Herr v. Schlözer ist zu sehr deutscher Denker und deutscher Patriot, um sich nicht zu seinen Landsleuten hingezogen zu fühlen. Noch ist unser Gesandter, obschon er keineswegs zu den Verächtern des schönen Geschlechts zählt, ein Junggeselle, aber es wollen bereits mehrere bezaubernde Belles der hiesigen eleganten Welt ihr Auge auf ihn geworfen haben, mit dem festen Vorsatz, ihn zu kapern. Es wäre nicht der erste fremde Gesandte, der den Sirenen vom Potomac vergebens Widerstand geleistet hätte."

*

Montag, Dezember 1872.

Das nächste Jahr bringt uns, darauf rechne ich sicher mein guter Schlözer, ein Wiedersehen in Lübeck und auf Deinem schönen Rodensande.[5])

Hier ist die Präsidentenwahl beendigt. Das Volk hat gesprochen! Mit Hilfe der tollsten Reklame und jeder Frechheit haben einige Männer die Wiederwahl durchgesetzt.

Gott bewahre uns vor solchem „Swindel"!

Anlage. An den Personalienrat v. Bülow

Washington, 5. Dezember 1872.

Hochgeehrter Herr von Bülow!

auf Ihr freundliches Schreiben vom 14. v. Mts., welches mir soeben im Depeschensack zugeht, beeile ich mich Folgendes ganz ergebenst zu erwidern.

In den Jahren 1854—58 wandten sich meine historischen Arbeiten der Zeit Friedrich des Großen zu.

Wir standen damals in der Epoche des Manteuffel'schen (!) Ministeriums.

Um jene Zeit sagte ich mir oft: Hätten wir doch einen Staatslenker wie jener König! Wie würde ich dem mit ganzer Kraft zu dienen suchen.

Nun, ein solcher Stern ist seitdem leuchtend über Deutschland aufgegangen, und ich bin mir bewußt, daß ich dem Fürsten Bismarck seit dem Jahre 1864 so diene, wie es mir zehn Jahre früher als Ideal einer Thätigkeit vorgeschwebt hatte.

Daran halte ich fest.

Durch einen glänzenden Sprung hat der Fürst mich von Mexico nach Washington gelangen lassen. Hier widme ich der mir gestellten Aufgabe meine ganze Kraft, bis der Fürst mich einmal anders zu verwenden bestimmt.

Persönliche Wünsche habe ich während meiner Dienstzeit dem Ministerium gegenüber niemals laut werden lassen.

5) Das Gut des Bruders in Holstein am Kellersee.

Stets habe ich das Schicksal walten lassen, nur selten und leise in dasselbe eingegriffen und mich bei dieser Sorglosigkeit, in der ich durch meine Ehelosigkeit und gute Gesundheit unterstützt würde, sehr wohl befunden.

Wünsche auszusprechen in Bezug auf Carriere — dritte Personen zu meinen Gunsten in Bewegung setzen — die dienstliche Stellung von Privat-Interessen abhängig machen — das alles sind Dinge, für die ich gar kein Geschick besitze, die mir gewissermaßen unheimlich erscheinen und die mir jetzt noch fremder als zuvor sind, jetzt, seitdem wir unter der Leitung eines Fürsten Bismarck stehen.

Wohin der Fürst mich stellt, da suche ich nach Kräften meine Schuldigkeit zu erfüllen.

Mit bestem Gruße Ihr aufrichtig ergebener

Schlözer.

*

Dienstag, Juli 1874.[6])

Lieber Schlözer!

Otto hat ans Staatsministerium geschrieben: „Es geht mir gut, denn der Verdummungsprozeß, welchen die Ärzte als notwendig für meine Kur betrachten, hat begonnen."

An dem verhängnisvollen Tage fuhr der Fürst wie gewöhnlich zum Bade; allein mit seinem Sultan und Diener Heinrich.

Der Wagen fährt immer hinten im Hofe vor, dann durch kleine Straßen hinaus. An der Ecke stand ein unterer Geistlicher, sich scheinbar vor dem Fürsten verbeugend. War seine Absicht, dem Attentäter das Zielen zu erleichtern? Jedenfalls hielt er den Wagen einen Augenblick auf, und der Kutscher schlug schon ärgerlich auf die Pferde. Da knallte an der Ecke ein Schuß, in dem Augenblick als Otto, die Menge begrüßend, seinen Hut abnahm. An der Handwurzel, unterhalb des rechten Daumens, sind Kontusionen durch das Streifen der Kugel; ganz ungefährlich.

Volksmenge schrie wütend: „Durchlaucht! Das soll schrecklich gerächt werden!" und ähnlich. Sie wollten den Kerl niederhauen. Zwei Berliner Schutzleute hielten ihn fest. Einem Schauspieler aus Berlin biß er die Hand so, daß sie schwer verletzt ist.

Otto ist gar nicht alteriert. Der Enthusiasmus über seine Rettung war groß. Ganz Kissingen auf den Beinen.

Motive? Anstifter? Tausend Vermutungen. . . .

Wer denkt nicht an Henry IV. und Ravaillac. —

Meinen Platz auf der „Pommerania" habe ich zum 29. d. M. genommen.

In Eile.

*

Neu York, 27. 4. 75.

Bin wieder einmal hier, diesmal, um nach Kräften unsern guten Schwensen[7]) zu feiern, der zum hundertsten Male die Überfahrt nach der Neuen

6) Nach dem Attentat von Kullmann auf den Fürsten Bismarck in Kissingen am 13. Juli 1874.

7) Kapitän Schwensen (Hapag).

Welt zurückgelegt hat und dem zu Ehren gestern ein großes Bankett stattfand. Ich lege den Zeitungsbericht bei, der Euch interessieren wird.

(Anlage.)

H. F. Schwensen, seit 1848 im Dienste der „Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft“, kommandierte damals den Dampfer „Pommerania“. An dem, seiner hundertsten Ankunft in New York zu Ehren veranstalteten Fest, am 26. April, beteiligten sich gegen 200 Personen. Darunter der deutsche Gesandte v. Schlözer, der Generalkonsul Dr. Schumacher [8]), der amerikanische Schriftsteller Bayard Taylor [9]), Vertreter der deutschen und englischen Presse und zahlreiche deutsche Kaufleute und Banquiers.

Der Toast auf die Deutsche Flagge wurde von Herrn v. Schlözer folgendermaßen beantwortet: „Als ich vorhin den Saal betrat und neben der Amerikanischen unsere schöne schwarz-weiß-rote Flagge bemerkte, wurde ich an Zeiten erinnert, die gar nicht so fern liegen, in denen es aber doch unmöglich gewesen wäre, neben dem Sternenbanner der Union die Flagge des einigen Deutschen Reiches aufzupflanzen. Die Zerrissenheit und Verworrenheit, an welcher unser schönes, unvergeßliches Vaterland so lange krankte, ist zu Grabe getragen, und wir wollen hoffen, daß sie nie wieder auferstehen möge.“ Nach einem Hinweis auf die Kriegsjahre 1866 und 1870 und auf die Ausrufung des neudeutschen Kaiserreichs unter Wilhelm I., dem Hohenzollern-Fürsten, fuhr der Redner fort: „Die Flagge, durch Blut und Eisen zur Welt gebracht, repräsentiert eine Macht, die tonangebend ist, und der Ton, den Deutschland angibt im Völker-Concert, ist ein guter Ton! Möge die Flagge sich friedfertig über die Welt ausbreiten: möge das Rot uns die Liebe zum Vaterlande bedeuten, das Weiß die deutsche Einfachheit und gute Sitte und das Schwarz die Deutsche Treue bis in den Tod! Und wenn Sie mit dieser Deutung einverstanden sind, so mögen Sie mit mir anstoßen auf das Gedeihen des Deutschen Vaterlandes!“

Unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ wurde dieser Aufforderung entsprochen. Dann ergriff der Deutsche Gesandte nochmals das Wort: „Meine verehrten Herren! Ich muß Ihre Geduld nochmals in Anspruch nehmen. Ich habe ein lautes Zwiegespräch mit meinem Freunde Schwensen zu führen. Mein lieber Capitain, daß ich dem heutigen Feste nicht fern bleiben würde, das wußten Sie sehr gut. Ich habe das Atlantische Meer fünf Mal mit Schwensen gekreuzt, er hat mir also fünf Mal das Leben gerettet. Daß ich meinen Gefühlen für die fünfmalige Lebensrettung dankbaren Ausdruck geben mußte, das versteht sich von selbst. Ich bin aber von Kaiser Wilhelm ausdrücklich beauftragt worden, an dem Feste teilzunehmen und Ihnen seinen herzlichen Glückwunsch auszusprechen. Sie wissen, mein lieber Schwensen, Kaiser Wilhelm hat ein hartes, tätiges Leben hinter sich und deshalb fühlt er stets ein lebhaftes Interesse für jeden, der ein Leben voll Kampf

8) Starb 1890 als Ministerresident. Sein einer Sohn der Stadtbaudirektor von Hamburg, der andere Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin.

9) Der amerikanische Schriftsteller, Dichter und Staatsmann war kurze Zeit Gesandter in Berlin und starb dann 1878.

und Arbeit gelebt hat, und da er von diesem Feste gehört hat, so hat er mich beauftragt, Ihnen ein kleines Andenken zu überreichen, einen roten Adler-orden."

Nachdem der Deutsche Gesandte ein dreimaliges Hoch auf Kaiser Wilhelm ausgebracht hatte, erhob sich, von langem Beifall begrüßt, Herr Bayard Taylor, um den Toast auf Amerika in Deutscher Sprache wie folgt zu beantworten:

„Als Amerikaner macht es mir Freude, an diesem Fest teilzunehmen, da ich Deutschland und das Deutsche Volk kenne und schätze und eine Verbindung des Amerikanischen Volkes mit den Deutschen wünschenswert halte; in politischer Beziehung behufs Förderung freier Entwickelung, in geschäftlicher Beziehung behufs Hebung des Handels-Verkehrs und in gesellschaftlicher Beziehung behufs Pflege des heiteren Lebensgenusses, wie wir uns dessen hier erfreuen. Es gibt Ähnlichkeiten zwischen beiden Völkern, die aus der Verwandtschaft des Blutes, und Verschiedenheiten, die aus dem Temperament und den geistigen Anlagen, sowie den verschiedenen Bedingungen der Entwickelung folgen. Mancher Deutsche will dies nicht einsehen; der Deutsche muß seine Theorie haben, sonst wäre er kein Deutscher. Er verteilt wie Zeus die Welt und weist jeder Nation ihre besonderen Eigenschaften zu. Dem Amerikaner hat er das Materielle zugewiesen. Aber die Götter verteilen die Gaben nicht so ungleich. Es gibt kein civilisirtes Volk, das bestehen kann, ohne auch die Ansprüche des Geistes zu befriedigen. Ich behaupte, daß Anfänge einer höheren Cultur überall in Amerika sichtbar sind, daß Kunst, Literatur und Wissenschaft auf einer höheren Stufe stehen, als man in Deutschland annimmt. Je mehr wir vorwärts kommen auf diesem Wege, desto inniger wird die Vereinigung mit dem Deutschen Volke werden. Wir werden dann finden, daß die Deutsche Cultur ein Factor ist, der bei unserer Ausbildung nicht entbehrt werden kann. Ich vertraue der Zukunft meines Vaterlandes; ich erwarte eine hohe Blüte der menschlichen Bildung auf diesem Boden. Die Kraft, die wir gezeigt haben, deutet nicht notwendiger Weise auf Rohheit. Göthe sagt:

„Nur aus vollendeter Kraft blühet die Anmuth hervor"

und deshalb wird aus unserer Kraft Anmut hervorgehen. Unsere Deutschen Bürger haben Viel dazu beigetragen, unser Leben anmutig zu gestalten. Mögen sie so fortfahren. Nur durch gesunden Fortschritt kann die Freiheit bestehen und nur durch gegenseitige Annäherung der Nationen werden sie zum Frieden gelangen."

Im weiteren Verlauf des Festes erwähnte Bayard Taylor, daß es indirect Capitain Schwensen gewesen, welcher ihn zu seinem ersten Versuch, ein Gedicht in Deutscher Sprache zu verfassen, veranlaßt habe. Gelegentlich einer im September 1872 unternommenen Reise habe ihm ein von Capitain Schwensen an jedem Morgen aus drei Liqueuren eigenhändig gebrauter Magenbitter, dessen Zubereitung der Capitain Schwensen in das tiefste Geheimnis hülle, in eine so poetische Stimmung versetzt, daß er seinen Gefühlen in deutschen Reimen Ausdruck verliehen und das so entstandene Gedicht dem Capitain Schwensen gewidmet habe.

Dezember 1876.

Unter einer Republik, mein guter Schlözer, dachte ich mir als Schüler, wenn uns die Tugenden des antiken Republikaners vorgetragen wurden, doch etwas anderes als das, was man heute erlebt. Schwindel über Schwindel bei der Präsidentenwahl; in der Regierung Bestechung, Betrügerei, Diebstahl von Seiten der höchsten Beamten.

Die Parteimaschine arbeitet mit Hochdruck. Das Wohl des Landes steht im Hintergrund.

„L'Union c'est la république tempérée par la corruption".

Wären nicht Männer da wie Karl Schurz, wäre wenig Hoffnung. Aber — dieser (vorübergehenden?) Korruption der politischen Zustände steht die Kraft des Einzelnen gegenüber. Der Amerikaner ist in bezug auf Selbständigkeit der geborene Republikaner. Und hier merkt man, was dem Deutschen noch fehlt! Der Deutsche ist politisch unreif. Er will und muß gegängelt werden. In Amerika bildet sich unter den günstigsten klimatischen Bedingungen ein neuer Mensch heraus. Der Deutsche muß noch gerüttelt und geschüttelt werden, ehe er das wird, was Bismarck von ihm erwartet. Unpolitisch ein famoser Kerl, ebenso militärisch — politisch ein Esel. Das nimmt er natürlich höllisch übel.

Die Glut unter der Asche

Eine Geschichte aus den irischen Freiheitskämpfen

von

Daniel Corkery[1])

1.

Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges wurde ich nach der Grafschaft Cork geschickt, um eine Hundertschaft Freiwilliger aufzustellen, und kam nach dem verlorenen Dörfchen Monera, einer Handvoll Häuser, die rauh und dunkel gegen Heide und Felsen auf einem Berghange stehen, wo kein Baum oder Strauch wächst, wo alles hart und herausfordernd ist. Für meine Absicht fand ich den Boden wenig aufnahmebereit, und doch waren die Leute dort stolz auf die Kämpfe, die Anfang der achtziger Jahre für die Freiheit des Landes in jener Gegend sich abgespielt hatten. Sie hatten auch den trotzigen Feuergeist in die Kämpfe des Landbundes herübergenommen, die nicht minder furchtbar waren, dann in die politischen Kämpfe einer weniger unruhigen Zeit, und der alte Gegensatz zwischen Iren und Engländern war auf jenem

1) Berechtigte Verdeutschung von Joseph Grabisch.

windigen Berghange niemals zur Ruhe gekommen. Alte Liedverse kamen als Kraftworte manchmal unvermutet auf die Lippen irgendeines Alten während eines Handels auf dem Jahrmarkt, und sie besaßen jene beständige hellhörige Bereitschaft, die sie der ununterbrochene Kampf gelehrt hatte.

In einer Schulstube sprach ich über den Freiwilligengedanken als den einzigen Weg zur Freiheit Irlands. Doch alle Worte schienen wie auf steinigen Grund zu fallen, und ihre Anzüge aus steifem, ungefärbtem Homespun waren das Abbild ihrer unbewegten Gesichter — müde und verzweifelt hörte ich bald auf zu sprechen. Ich hatte einen Begleiter mitgebracht, der eine andere Ortschaft bearbeiten sollte, und er legte mit all der Begeisterung eines Anfängers los: er sprach von dem drohenden Angriff von seiten der Ulsterleute, falls Homerule kommen würde — dagegen müßten wir uns wehren, müßten unsere Freiheit verteidigen, auch mit Einsetzung des Lebens. Von seiner zündenden Ansprache hatte ich den Ausbruch eines wilden Beifalls, einen Ansturm auf unsere primitive Rednerbühne erwartet, aber es folgte nur ein dumpfes Vorsichhinstarren und Schweigen. Und inmitten dieses Schweigens erhob sich mit bewußter Bestimmtheit eine hohe verwitterte Gestalt mit eckigen Knochen und scharf gekantetem Gesicht, sah uns einen Augenblick fest an, warf die rechte Schulter herum und stieß dann wegwerfend hervor: „Homerule — ach was — W i s c h a —"

Eine Lachwelle ging durch die Versammelten. Mein Gehilfe war ganz niedergeschlagen: der verächtliche Ausbruch des hakennasigen Alten hatte ihn ganz unfähig gemacht, sich zu zusammenhängenden Worten aufzuraffen, und mir war nicht viel besser zumute. Die dicht aneinander gedrängten Männer da vor uns steckten scheu die Köpfe zusammen und fingen an leise miteinander zu tuscheln. Ich stand auf. In demselben Augenblicke erhob sich einer in der gegenüberliegenden Ecke und kam mit einem wilden Ausdruck auf mich zu, während er seine große, hartschwielige Hand in die Luft streckte. Das Lampenlicht beschien nur sein Kinn, und ich sah, wie er Anstrengungen machte zu sprechen.

„Mein Junge," schnappte er, „das ist nicht, was der alte Muirisch will, du bist auf dem Holzwege!" Und die Bewegung seiner geöffneten Hand bezeichnete uns sehr deutlich als einfältige Tröpfe.

„Und was will denn der Muirisch sonst noch?" rief ich ärgerlich.

Ich hatte einen Löwen gereizt: „Was wir wollen? Du weißt recht gut, was wir wollen, du weißt es recht gut!"

Seine Augen starrten auf mich, wie wenn sie sich nicht mehr bewegen könnten. Alle standen auf, faßten seine Hand, riefen ihm zu und wandten sich von uns ab, wie wenn ein Abgrund zwischen ihnen und uns wäre. Einer stapfte in den Bereich des Lampenlichts. Hunderte von Stimmen hinter ihm zischelten: „So, jetzt sag's ihm!" Es war ein prächtiges Mannsbild, meine Augen maßen ihn.

„Ihr mögt's wohl gut meinen," sagte er, „wir können nicht anders sagen, aber Muirisch und wir sind in diesem Stücke alle einig, da ist kein Unterschied, wir sind alle einig —"

Seine Rede wurde unzusammenhängend, wir erfuhren nur, daß Muirisch die Meinung aller zum Ausdruck gebracht hatte, dann ging einer nach dem andern hinaus, und wir blieben allein zurück in dem leeren Raume mit der Lachwelle in unseren Ohren. Ich sah auf meinen Begleiter, der so weiß vor Aufregung war, daß ich es für das beste hielt zu schweigen. Nachdem wir absichtlich noch etwas zurückgeblieben waren, zündeten wir die Laternen an und fuhren auf unseren Rädern in die Dunkelheit hinaus, in unseren Ohren noch immer das Lachen. Ich mußte daran denken, wieviel befriedigender es ist für einen, der eine frohe Botschaft nach Irland bringt, den Platz seiner Wirksamkeit unter einem Hagel von Torfstücken zu verlassen als auf solche Weise, denn er würde dann beim Wiederkommen eher gehört werden. Ich wußte keine andere Erklärung, als daß jede neue Bewegung immer auf Trümmer eines geschlagenen alten Heeres stößt: auf einen alten Arbeiter in einer Stadt oder einen alten Schuhmacher in einem Dorf oder einen alten Schäfer wie Muirisch in einer Berghütte, die mit ihrem alten Glauben bis in die nächste, manchmal bis in die übernächste Generation hineinragen wie die Glut eines Feuers, das längst niedergebrannt schien, dessen Asche schon kalt und grau ist. Sie träumen noch immer von den großen Taten, die lange hinter ihnen sind, aber sie bringen nichts mehr zuwege, außer ein Lachen zu erzeugen und dadurch einen steinigen Grund für einen neuen Samen zu bereiten.

2.

Als ich wieder nach Monera kam, war die Welt schon lange in dem großen Kriege, und die Arbeit an den Freiwilligen war gefährlich, der alte Kampf war wieder ausgebrochen. Die hartgemeißelten, wolfskühnen Gesänge der irischen Dichter klangen wieder, sie hetzten uns, sie sahen uns aus dem Dunkel an mit wilden Augen. Wir mußten daran denken, was ihnen diese Lieder abgepreßt hatten. Ein Vers kam mir auf die Lippen wie ein Kreuzzugsruf, als ich eines Nachts zu dem verlorenen Weiler auf dem Hügelhange kam:

„Lebend'ges Leben wandelt sich in stetig neuem Werden,
den Griechen ward ihr Ruhm, den Römern ihre Macht genommen,
auf Trojas Trümmern weiden heute Schäfer ihre Herden,
und einmal wird der Tod auch über England kommen!"

Monera hatte beim ersten Kriegslärm zu den Waffen gegriffen, hatte alle alten Muirische beiseite geschoben. Eine Hundertschaft gut ausgebildeter Freiwilliger, wie ich sie nirgend gefunden, erwartete mich. Ihr Anführer Felix Mac Swiney war stolz auf den mutigen Geist seiner Leute, kaum konnte er

sie fest in der Hand halten. Wir wollten ein wenig Abwechslung in die Ausbildung bringen und eine Feldübung in dem Bergland machen.

Es war eine mondhelle Augustnacht. Die weite Fernsicht, die hohen Felsen, die lange Schatten warfen, das Heidekraut, welches das Mondlicht nicht zurückwarf, der Bach, der unablässig rauschte, und dazu die Männer, die in einer solchen Natur gewachsen waren — ich werde niemals wieder jene Nacht vergessen. Junge Füllen konnten nicht so gestrafft, so lebendig, so voller Drang, so hellhörig für das Kommende sein. Ihre großen Augen glänzten in drohendem Feuer.

Wir schwärmten aus und griffen halbkreisförmig ein schwer zugängliches Felsmassiv, das der Priesterturm genannt wird, an. Auf einer schmalen Grashalde zwischen dem Felsen und dem gähnenden Abhang flüchteten mit furchtsamem Blöken vor unserer Einkreisung die Bergschafe nach schützenden Deckungen. Über uns, beglänzt vom Mondlicht, hing der wuchtige Turm herüber und erschien in der Tat nicht unähnlich einem Priester aus der Vorzeit, unter uns lag es wie eine dunkle Masse, in der nur hie und da im Mondlicht eine Felsspitze durchbrach, und noch tiefer der Bergbach, dessen Rauschen beständig ins Ohr klang und das in dem Schweigen um uns unterging. Aber nicht lange blieben die Burschen in diesem Schweigen: sie fingen an, Kompagnien anmarschierender Soldaten zu sehen, sie beschrieben ihre Bewegungen und richteten die Feldgläser auf sie. Dann riefen sie diesen Ausgeburten ihrer fiebernden Einbildung Kommandoworte zu, hundert Schreie hallten, und die Felsen riefen, vom Schlafe aufgeschreckt, die Rufe wieder zurück.

Am Ende der Übung hielt ich eine kurze Ansprache, und Felix Mac Swiney entließ seine Leute. Durch einen engen Durchgang zwängten wir uns nach dem anderen Abhang des Höhenzuges. Nach dem Stimmgewirr waren wir nicht mehr so gefangen von dem Zauber der Nacht. Wir kamen auf einen schmalen Pfad, der sich weitete, und fanden eine Wegspur. Etwas höher hinauf stand mit deutlicher Abzeichnung gegen den Himmel eine Hütte, deren Strohdach fast bis auf den Boden stieß. Ein winziges, schwach erleuchtetes Fenster blinkte unter dem Strohdach hervor. Wir stapften darauf zu.

„Darin haust der alte Muirisch mit seinen Hunden“, sagte Felix Mac Swiney.

Wir gingen schweigend näher und waren bald im Schatten der Hütte. Meine Augen suchten durch das kleine Fenster zu dringen, das nur eine einzige Scheibe hatte. Ich sah eine Koppel starker Hunde schlafend um ein glimmendes Torffeuer liegen, sonst schien niemand in dem Raume zu sein. Ein grauer Schäferhund hob langsam seinen Kopf, ließ ihn aber wieder zwischen die Schulterknochen zurückfallen. Ich flüsterte: „Muirisch scheint nicht zu Hause zu sein, obschon das Licht brennt.“

Mac Swiney meinte: „Er ist dort, wo wir waren!“

Das war mir nicht lieb, und ich sagte kein Wort, als wir weitergingen. Wir waren eben aus dem Schatten der Hütte in den hellen Mondschein getreten, als Felix anhielt: „Sieh, da ist er!"

Da stand Muirisch vor uns, unbeweglich wie eine Steinsäule, den Rücken uns zugekehrt, einen langen Stab in der Hand: er sah aus wie der Priesterturm, der ihm gerade gegenüber aufragte. Ein Wolfshund stand neben ihm, die Nase in die Luft gereckt, ebenso still und auf etwas gespannt wie sein Herr, sie schienen Nachtwache zu halten bei den Felsen, dem Wasser und dem Schatten. Der Schäfer schien mehr auf etwas zu horchen als auszuspähen, darum verhielten wir uns ganz still. Er lehnte seinen Kopf schwer auf den Stab und stieg dann von seinem Beobachterstand herab. Ganz nahe ging er an uns vorüber seinem Hause zu und schloß die Tür hinter sich. Der Hund ging mit ihm.

„Er hat uns beobachtet bei unserer Nachtübung", sagte ich zu Felix und konnte der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal durch die erleuchtete Scheibe zu sehen. Er saß auf der Lagerstatt starr und ganz mit seinen Gedanken beschäftigt, sein Schäferstab lag neben ihm, mit seinen zwei Fäusten preßte er seinen abgeschabten Filzhut gegen seine Brust. Er sah nicht aus, wie wenn er sich ausruhen wollte, sondern wie einer, der noch stundenlang so sitzen würde. Seine Gedanken waren weitab, ob in der Vergangenheit oder in der Zukunft, vermochte niemand zu sagen, vielleicht betete er.

3.

Ich will nun von meiner dritten Begegnung mit Muirisch erzählen. Es war im Spätsommer des denkwürdigen Jahres 1916. Ich war flüchtig oder wie der jahrhundertalte ständige Ausdruck hieß: ich mußte acht auf mich geben. Ich war bei der Verteidigung des Dubliner Postgebäudes während der ganzen Osterwoche dabei gewesen, hatte den Feuerring um uns herum gesehen, wie die Katzen aus den brennenden Häusern vorsichtig herauskrochen und wie ein Freund über all dem Grausen den Verstand verlor. Nun hetzte mich die Polizei, wie noch viele andere, von einem Orte zum andern, und immer war es mir geglückt, ihnen zu entkommen. Aber man wird es endlich satt, in seiner eigenen Heimat von Ort zu Ort gehetzt zu werden, und der Gedanke, daß sie einen endlich doch erwischen werden, wird immer drückender und raubt einem den letzten Rest von Besinnung.

Plötzlich kam mir der Gedanke, nach den abgelegenen Hügeln von Monera zu gehen und dort auszuruhen. Vielleicht hatte ich noch den boshaften Wunsch, den alten Muirisch aufzusuchen und ihm nach all dem, was wir ausgestanden, sein wegwerfendes Wischa an seinen gedankenlosen Kopf zurückzuschleudern.

Mac'Swiney und die Seinen hatten keine Nachrichten von mir gehabt, sie hatten mich unter den vielen ungenannten Toten geglaubt, nachdem sie

meinen Namen nicht unter denen gelesen hatten, die nach dem Frongoch-gefängnis gebracht und vor dem Kriegsgericht abgeurteilt wurden. Der Willkomm war herzlich, sie nahmen mich auf wie einen ihres Clans, sie sorgten für mich mit all der hingebenden Liebe, die unbewußt ist. So hatten ihre Voreltern getan viele Jahrhunderte hindurch an den verfolgten gälischen Brüdern, an all den Helden und Dichtern, die niemand mehr nennt, an den Kriegern und Landstreichern, die außerhalb des Gesetzes standen, an den Geheimbündlern und Feniern, die jetzt alle ungerufen wieder gegenwärtig wurden, zusammen mit dem stolzen Aufleuchten auf dem Gesicht eines Bauernjungen oder dem Racheflud eines mißhandelten Weibes.

Ich war todmüde, aber die Nacht schien mir zu schön, um zu schlafen, ich saß mit Felix in der offenen Tür, an die Steinpfeiler gelehnt, die das Haus stützten, wir sprachen ohne Leidenschaft, fast ohne Traurigkeit über den zusammengebrochenen Aufstand. Der Mond schien über den Priesterturm herüber, mit verwundertem Gesicht wie ein Kind. Wir schwiegen, wie um etwas vorübergehen zu lassen.

„Und was macht Muirisch — ist er immer noch der alte querköpfige, verschrobene alte Fenier — sieht er in uns noch immer nur Theatermacher?"

Felix stand auf. Er ließ einen Augenblick vergehen, ehe er antwortete. Ein Gedanke schien ihn zu überkommen. Er erhob sich langsam, streckte lächelnd seine Hand aus nach einer Schnecke, die quer über die mondbeschienene Wand kroch, und ohne sie anzusehen, warf er sie hinter sich ins Gras, dann wischte er sich die Finger an den Hosen ab. Und da er keine Miene machte, sich wieder hinzusetzen, stand auch ich auf, und wir gingen hinein.

Er überließ mir sein Bett, um selber auf der Bank zu schlafen. Als er das Licht auf den Tisch gestellt hatte, blieb er noch eine Weile stehen und sagte: „Muirisch ist nur zu alt, um sich in Neues hineinzufinden, er ist treu wie Stahl, aber er ist immer allein, wir wollen morgen zu ihm gehen."

Als ich das Licht auslöschte, sah ich vor meinen Augen noch lange den Lichtkern, bis er hinter den dunklen Balken in dem Strohdach verglomm. Und mit einer Aufwallung von Wollust sah ich einen Hügel nach dem andern vor mir vorüberziehen, beschienen von dem friedlichen Mond, und darüber die kalten Sterne. Wie eine Liebkosung hauchte ich den Namen Monera hervor. Und als ich kosend den Namen aussprach, stieg die kräftige Gestalt des alten Muirisch vor mir auf, wie er wachend und wartend über das Tal sah, und Monera und Muirisch waren dasselbe geworden. Ich stützte mich auf meine Ellbogen und sah durch das kleine Fenster, auf dem der Schein des ausbrennenden Torffeuers seltsam gegen das Mondlicht draußen spielte.

Beim Frühstück sagte ich zu Felix: „Als ich durch die Dörfer kam, sah ich, daß die Freiwilligen sich wieder rühren."

Er griff den Gedanken auf wie eine Hoffnung: „Ich fürchtete, du würdest

nur kalten Spott dafür haben, nachdem du den Kampf und die Übergabe mitgemacht."

An diesem Tage ging Felix durch die Täler, und in der Nacht hielten wir wieder eine Übung ab. Die Burschen waren mit einem solchen Ernst bei der Sache, wie ich ihn bei früheren Übungen nie bemerkt hatte. Ich dachte ganz kühl an den nächsten Kampf, der geführt werden würde mit einem Racheschrei. Fast ohne ein Wort entließ ich die Mannschaft, und wir gingen allein den Weg nach der einsamen Hütte.

Plötzlich schreckte uns eine Stimme: „Wollt ihr nicht zu mir hereinkommen?"

Muirisch kam mit hastigen Bewegungen auf uns zu.

Felix antwortete rasch: „Wir waren auf dem Wege zu Euch, Muirisch!"

„Ihr habt geübt — hab's gehört — hab's gehört — war's das?" stieß er ruckweise und erregt hervor.

„Ja, das war's", gab ich zurück.

„Dachte, ich hätt' mich getäuscht, hätt' mir's bloß eingebildet," sagte er und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, „kommt herein, kommt herein, hab' euch was zu sagen."

Wir gingen hinter ihm her in seine Hütte.

„Felix, ist das derselbe?" und er sah bald auf Felix, bald auf mich.

„Ja, es ist derselbe," antwortete Felix, „er war in Dublin dabei, und jetzt sind sie hinter ihm her!"

„Setz dich hierhin, Junge!" Er fuhr streichelnd über meine Hand.

„Felix, du kannst mich vielleicht mit diesem jungen Manne eine Weile allein lassen!" sagte er dann.

Felix sprang auf. Es war Verstehen und eine scheue Achtung vor Muirisch in ihm. Als die Tür sich hinter Felix geschlossen hatte, sagte der Alte: „Er ist ein tüchtiger Junge!"

In der Stube war alles so, wie ich es das erstemal gesehen, die Hunde lagen schlafend am Herd, nur der Alte war ein gut Teil mehr zusammengefallen, und jener angreifende Trotz war nicht mehr in ihm.

„Warte ein wenig", sagte er, und ich konnte die Anstrengung sehen, ehe er zu sagen vermochte, was in seinem Kopfe arbeitete. Sie war deutlich sichtbar in dem gewaltsamen Schweigen und auf den zusammengekrampften Augenbrauen. Nach einer langen, für mich aufregenden Stille, sagte er: „Ihr habt's nur eine Woche lang aushalten können?" Er sprach natürlich von der Dubliner Osterwoche. Darauf folgte ein noch tieferes Schweigen als zuvor. Dann hob er sein Gesicht gegen das meinige, und seine Augen sahen glühend auf mich: „War's deswegen, daß das Pulver ausging und alle Kugeln verschossen waren?"

Ich wollte ihn beruhigen und sagte: „Nein, das war es nicht — ja an einigen Punkten vielleicht — aber auch da — —"

„Was war da — was sagst du?“

Ich fühlte seine Schulter an der meinigen zittern und fuhr fort: „Ja, an einer Stelle, wo der junge Heuston war, da soll die Munition ausgegangen sein, sagt man — —“

Seine Hand fiel herab, und er saß da vor mir wie eine Steinsäule. Ich fühlte, daß er weder etwas sah noch dachte, ich fing an, mich vor etwas zu fürchten.

„Aber das hätte auch nichts zu bedeuten gehabt,“ setzte ich rasch hinzu, „in jedem Falle hätte er sich bei der allgemeinen Übergabe doch ergeben müssen — nein, Muirisch, es war nicht Mangel an Munition — —“

„Weißt du das ganz gewiß?“

„Ja, das weiß ich ganz gewiß!“

„Du bist noch jung, wie willst du das so genau wissen?“ Seine Hand lag wieder über mir, wie wenn er die Wahrheit von mir fortscheuchen wollte.

„Ich weiß das so gewiß, wie ich jetzt hier sitze“, sagte ich.

Die Kraft seines Griffes ließ nach, aber nicht die Kraft seiner Stimme: „Und woran hat es denn gefehlt?“

„An — — allem — — an Leuten und — nun eben an allem!“

„Ich hab' mir's gedacht,“ sagte er nun ganz ruhig, — „das hatte ich nur wissen wollen!“

Er wandte sein Gesicht von mir ab, und ich fühlte mich erleichtert.

Dann öffneten sich seine gepreßten Lippen wieder, und als er sprach, schien es mir, als spräche er nicht zu mir allein: „Die großen Geschütze, die jene haben, da müßte man eine Goldgrube haben, um solche zu kaufen —“ Er dachte noch eine Weile nach und fuhr fort: „Ich gehe jetzt da nach der Kammer,“ sagte er und zeigte auf einen kleinen Verschlag, der in einer Ecke gemacht war, „warte so lange, bis ich wiederkomme!“

Seine Stimme klang ganz alt. Er ging langsam über den Lehmestrich, und ich hörte, wie er nach etwas suchte. Dann kam er zurück und hielt mir einen Beutel hin.

„Da, nimm das!“ sagte er. Es waren Geldstücke darin und Banknoten.

„Nein, nein, das sollte mir einfallen, Ihr braucht es selbst, alles ist so teuer — und —“

„Und wenn ich's auch nötig brauchte,“ lächelte er, „ich würde es doch nicht anrühren — es ist nicht meins — sie haben's mir damals anvertraut — jetzt sind sie schon lange tot — und für mich haben sie mir's nicht gegeben — nimm's, junger Mann — und schade, daß ich dir's nicht damals gab, als du hier warst!“

„Das ist Feniergeld?“ fragte ich.

„Ja, das ist's, und fünfzig Jahre lang hab' ich's aufgehoben!“

„Ich werde es zu den richtigen Leuten bringen,“ sagte ich, „da braucht Ihr Euch nicht zu sorgen.“

Er lächelte in sich hinein und sagte dann ganz leise: „'s ist doch merk-

würdig, hab' oft zu dem Geldbeutel gesprochen, wie wenn's ein Christenmensch wär: Du bist ganz unnütz, ich möchte dich ins Wasser werfen — wenn ich dich den heutigen jungen Burschen gebe, so würden sie's nur vertun, da könnte ich dich ebensogut vor die Hunde oder nach einem Baum werfen — ja, das hab' ich zu dem Geldsack gesagt und hab's doch nicht getan. — Es sind dieselben Burschen, die jetzt zu Dublin gekämpft haben, wie zu meiner Zeit, hat man mir gesagt, aber dieser alte Schädel wollte es nicht glauben."

„Es wird jetzt bessere Dienste tun als vorher", sagte ich.

Das schien ihm zu gefallen. „Das willst du mir bloß einreden, gelt, oder hat es wirklich nichts geschadet, daß ich es dir nicht eher gab?"

„Nein, es hat gar nichts ausgemacht!"

„Es ist ein großer Trost, den du mir da gibst, es hat mich fast umgebracht, wenn ich daran dachte. Ich will dir was sagen: ein Mann kann auch allzu klug, allzu vorsichtig und allzu mißtrauisch sein, und ich bin ein solcher, aber ich werde heute meinen alten Kopf ruhig hinlegen können. Nun kannst du gehen, gute Nacht!"

Er kam langsam mit mir bis vor die Tür. Plötzlich fiel mir ein, was ich ihm noch sagen könnte. Ich wollte sein Herz hoffnungsfroh machen und sprach ihm die paar Zeilen des Verses vor, der mir niemals aus dem Kopfe kam, daß für England ebenso gewiß der Zusammenbruch kommen würde, wie er für Troja und Rom gekommen ist.

Er sog die Verse ein mit offenem Munde: „Noch einmal, noch einmal!" sagte er wie im Rausch, und ich sah, wie er sie sich einprägte. Ich hatte ihm die ganze Bürde und Last seiner Gedanken abgenommen, als er wieder in seine Hütte ging.

Die deutschen Arbeiter-Gewerkschaften

Von

Alphons Nobel

I.

Träger der sozialen Arbeiterbewegung sind heute einzig und allein die Gewerkschaften; keine Partei, nicht die sozialdemokratische, nicht einmal die kommunistische kann ihnen das bestreiten. Jene ist in die Tagespolitik, diese in die literarisch-revolutionäre Atmosphäre gezogen. Das ist ein seltsames Resultat der Entwicklung, wenn man die Reden, die Wünsche, die Ziele und Methoden der Menschen betrachtet, welche die deutsche Arbeiterbewegung ins Leben gerufen haben. Kaum einer von ihnen wollte im Ernst Gewerkschaften,

manche von ihnen widersetzten sich ausdrücklich der Bildung von Gewerkschaften.

Das wird verständlich, wenn man den Gegensatz der inneren Struktur, der politischen und der wirtschaftlichen Organisationen sich vor Augen hält. Die gewerkschaftliche Bewegung ist im wahrsten Sinne eine Arbeiterbewegung. Ihre Träger sind fast ausnahmslos Arbeiter bzw. gewesene Arbeiter. Von der politischen Arbeiterbewegung gilt dies nicht. Ein Blick auf die Führer der sozialdemokratischen und der kommunistischen Partei belehrt uns eines Besseren.

Die politische Arbeiterbewegung ist nicht von Arbeitern gegründet; auch keine der die Bewegung begründenden Ideen ist in der Arbeiterschaft selbst entstanden. Nicht besser ist es mit den großen Führern. Allesamt, Gründer und Führer, sind in überwiegender Mehrzahl aus dem Bürgertum, aus der so verhaßten Bourgeoisie hervorgegangen, großenteils sind es verkrachte Bürger oder solche, die aus Ressentiment gegen ihre Umgebung sich der feindlichen Bewegung in die Arme warfen. Dadurch wurde von vornherein ein Radikalismus in die Arbeitermassen getragen, der aus ihnen heraus schwerlich entstanden wäre. Denn radikal sein bedeutet ja schließlich nichts anderes als ein feindliches Verhältnis zum Leben (oft aus eigener Unzulänglichkeit!) haben und diese Lebensstimmung dann ins Politische übertragen. So war es bei Marx, bei Engels, bei Lassalle, so auch bei Liebknecht und bei Rosa Luxemburg. Mit der Gewerkschaftsbewegung verhält es sich anders. Der Gewerkschaftsführer kann nicht so viel versprechen wie der parteipolitische Demagoge. Es ist, um mit Sombart zu reden, ein Wechsel auf die nächste Zukunft, den er ausstellt. In der Gewerkschaftsbewegung gilt der praktische Erfolg, der fast immer auf den Arbeitsvertrag, meist auf den Lohn, zum mindesten auf den Reallohn abzielt.

Dieser praktische Kampf um den Arbeitsvertrag ist aus keiner der sozialen Ideen, welche die sozialistische Bewegung begründet haben, abzuleiten. Der Marxismus insonderheit ist ein ungünstiger ideeller Boden für eine Gewerkschaftsbewegung. Vom Arbeitsvertrag oder gar von der Methode, den Arbeitsvertrag zu verbessern, indem man Einfluß auf ihn nimmt, kein Wort! Eher ist aus der Lehre die Blödsinnigkeit solcher „Illusionen“ (den Arbeitsvertrag überhaupt verbessern zu können) herauszulesen! Die Verelendungstheorie ist geradezu dem Gewerkschaftsgedanken feindlich. Auch Lassalles Ideen widersprechen der Gewerkschaftsidee. Ob Lassalle die Entwicklung und Bedeutung der englischen Trade Unions gekannt hat? Schwerlich, Brentano hatte sie noch nicht für die deutsche Wissenschaft, Dr. Max Hirsch noch nicht für die deutsche Praxis entdeckt. Beides geschah erst ein Jahrzehnt nach Lassalle. Dieser aber schrieb noch: „Aus dieser gesellschaftlichen Lage gibt es auf gesellschaftlichem Wege keinen Ausweg. Die vergeblichen Anstrengungen der Sache, sich als Mensch gebärden zu wollen — sind die englischen Streiks, deren trauriger Ausgang bekannt genug ist. Der einzige Ausweg für die Arbeiter kann daher nur durch die Sphäre gehen, innerhalb derer sie noch als Mensch gelten, d. h. durch den Staat.“ Nach Lassalle gilt also für die Arbeiterschaft: Erst einmal den Staat erobern, alles andere wird sich dann schon finden. Jedes andere Beginnen verzögert nur die Eroberung des

Staates. Ähnlich liegen die Dinge auf der christlichen Seite. Auch die christlich-sozialen und die konfessionellen Arbeitervereine haben nur die Bedeutung einer vorläufigen, nicht endgültigen Berufsbewegung. Selbst die Christlich-Sozialen haben nur sehr mittelbare Beziehungen zu den späteren christlichen Gewerkschaften.

Man kann also sagen: Die Männer, welche die deutsche Arbeiterbewegung angekurbelt haben, sind nur mittelbar Schöpfer der deutschen Gewerkschaftsbewegung; sie sind es durchaus nicht bewußt, ja eigentlich sind sie es wider Willen. Denn meist überzeugten sich erst ihre Nachfolger, daß die Gewerkschaften notwendige Übel oder gute Mittel für andere Ziele seien. Die einzige Gewerkschaft aber, die von vornherein von ihrem Gründer als Gewerkschaft und nur Gewerkschaft gedacht und geplant war, die „Hirsch-Dunckersche" blieb (o Ironie des Schicksals!) die schwächste.

Wenig gewerkschaftliche Organisationen sind als das geplant, was sie dann im Laufe der Zeit wurden. Selten war die Absicht der Gründer und Gönner eine rein gewerkschaftliche. Andere Absichten überwogen. Parteipolitische, religiöse, agitatorische. Legien hat das einmal für die sozialistische Seite sehr deutlich gesagt: Die Gewerkschaften könnten „insbesondere diejenigen Schichten der Arbeiterbevölkerung gewinnen, die dem politischen Leben und der politischen Tätigkeit verständnislos gegenüberstehen". Und auf der anderen Seite bemühten sich die katholischen und evangelischen Geistlichen um gewerkschaftliche Zusammenschlüsse, um die Arbeiter vor dem Sozialismus zu retten. Auf der einen wie auf der anderen Seite war die Gewerkschaft in der ersten Zeit mehr Mittel zum Zweck als Selbstzweck, d. h. das rein gewerkschaftliche Ziel, nämlich die Gestaltung des Arbeitsvertrages, stand nicht im Vordergrund.

II.

Die politische Bewegung hat die Bildung von Gewerkschaften nicht verhindern können. Der Gewerkschaftsgedanke ist im kapitalistischen Zeitalter selbstverständlich. Historisch erzwang übrigens das englische Beispiel der Trade Unions auch in Deutschland Berufsverbände der Arbeiter. Nachdem Dr. Hirsch mit der Gründung den Anfang gemacht hatte, mußten die Lassalleaner schon aus Gründen der Konkurrenz ebenfalls Gewerkschaftsbünde gründen, und als es Lassalleanische Gewerkschaften gab, konnten auch die Marxisten nicht zurückstehen, und als es schließlich eine sozialistische Gewerkschaftsbewegung gab, waren auch die christlichen Arbeiter nicht mit politischer Organisation zufrieden. Sie wollten ebenfalls Gewerkschaften und schufen sie sich. Und diese sich von der politischen Bewegung loslösende Gewerkschaftsbewegung wurde schließlich die eigentliche Arbeiterbewegung. Hier dominieren die Arbeiterführer. Dennoch aber kann man auch von der Gewerkschaftsbewegung nicht sagen, daß die Arbeiter von Anfang an sich ausschließlich selbst geführt hätten. Bei sehr vielen Gewerkschaften ist es so gewesen: sie sind gegründet mit fremder Hilfe, haben sich dann von dieser fremden Führung befreit, sich gleichsam emanzipiert und ihre eigene Führerauslese gehalten; dann aber emanzipierte sich diese Führerschicht wieder selbst von dem Beruf, eine Gewerkschaftsbürokratie entstand, und die Gewerkschaften wur-

den ebenso wie anfänglich nicht mehr von Arbeitern, sondern höchstens von gewesenen Arbeitern geführt.

Auf beiden Seiten ist die Gewerkschaftsbewegung mit Hilfe von „Nichtarbeitern", und zwar auf der christlichen von der Geistlichkeit beider Konfessionen, bei den Sozialisten von Literaten, ins Leben gerufen worden. Wohl treten bei einigen Gewerkvereinen gleich sehr starke Persönlichkeiten aus dem Arbeiterstande selbst mit eigener Initiative hervor, doch hatten sie die Hilfe (und bedurften ihrer auch) anderer Stände. Erst nach gewissen Kinderjahren, in einem vorgeschrittenen Stadium sind die Arbeiter selbständig und haben das Bewußtsein der Selbständigkeit. Selbstbewußt nehmen sie die Führung in eigene Hände. Und in der Folge lebt und wächst ein gewisses Mißtrauen gegen jede aus anderen Ständen kommende Mitarbeit, hinter der man, wie eine Gefahr, fremde Führung wittert. Es ist, als ob man sich schäme, daß Nichtarbeiter Geburtshilfe bei der sich gründenden Bewegung geleistet haben und wie ein Bemühen, diese (das Selbstbewußtsein des Arbeiterführers verletzende) Schwäche, als sei sie ein Fehler, durch prononzierte Selbständigkeit nachträglich zu korrigieren. In dem späteren Stadium, als die Gewerkschaftsbewegung in die politische Bewegung, in die wirtschaftliche Gestaltung einmündet, sich an der politischen Führung, gesetzgeberisch und selbst regierend, beteiligt, wesentlicher Bestandteil der verschiedensten Parteien, Parlamente und Körperschaften geworden ist — da verhindert die beschriebene Ängstlichkeit und Ausschließlichkeit, diese Selbstbeschränkung und dieser grundsätzliche Verzicht auf fremde Hilfe ein volles Ausnutzen der vielen politischen, wirtschaftlichen und sozialpolitischen Möglichkeiten. Nur an wenigen Stellen, wo der Arbeiterführer einem technisch nicht mehr zu meisternden Aufgabenkreis, der Gesetzesvorbereitung, gegenübersteht, läßt er sich von fachmännischen Spezialisten vertreten. Daß dies wenigstens dort (aber nur an den Zentralen) geschah, setzte weiterblickende Arbeiterführer voraus, die nicht immer vorhanden waren. Die Gewerkschaftsbewegung unterscheidet sich hier grundsätzlich von den anderen Interessentengruppen, am schärfsten von der gegnerischen der Arbeitgeber. Die Unternehmer lassen sich in dem Kampf mit den Arbeitnehmern beraten und vertreten von einem ausgebildeten Spezialistentum: den Syndici. Der Syndikus, wirtschaftlich (und ideell) abhängig vom Arbeitgebertum, widmet seine ganze Kraft, seine juristische und praktische Ausbildung der einzigen Aufgabe, die Interessen seines Brotherrn im Kampf mit den Arbeitnehmern wahrzunehmen. Die Überlegenheit dieses Systems springt in die Augen; sie auszugleichen, steht nun freilich nicht in der Macht der Gewerkschaften, nicht im finanziellen Vermögen der Arbeiterverbände, die sich ja immer nur eine sehr beschränkte Anzahl von Gewerkschaftssekretären halten können. Diese Gewerkschaftssekretäre aber haben mehr Funktionen, mehr Obliegenheiten zu erfüllen als die Syndici. In dem Maße, wie die Gewerkschaften in die Politik, in die Sozialpolitik, in die berufsständische Selbstverwaltung, in die kulturelle Arbeit hineinwuchsen, in dem Maße wuchs auch der Aufgabenkreis der Gewerkschaftsbürokratie. Es ist aber eine Selbsttäuschung der heutigen Gewerkschaftsbewegung, wenn sie stolz darauf ist, daß diese Arbeit von Arbeitern getan wird; sie wird ja gar nicht von Arbeitern getan. Die Gewerkschaftssekretäre sind gewesene Arbeiter — und das ist

etwas ganz anderes. Das Problem, das hier liegt, blieb natürlich auch den Führern nicht verborgen. Bei den sozialistischen Metallarbeitern ist die Frage besonders leidenschaftlich erwogen worden, ob und wieweit die Verbandsangestellten an den Generalversammlungen berechtigte Mitwirker sein dürfen. Aber auch durch ausgeklügelte Bestimmungen ist das Problem nicht in dem gewünschten Sinne zu lösen. Da hilft kein Aufsichtsrat aus den Kreisen der nichtbesoldeten Vertrauensleute; auch diese wachsen bei einer großen Gesellschaft in die Bürokratie hinein. Diese Bürokratie wächst natürlich besonders in den Hauptquartieren. Die Zentralen, die Spitzenverbände sind heute gewaltige Bürohäuser: der Berliner Sitz des A. D. G. B. an der Inselbrücke sowohl, wie der des D. G. B. in der Wilmersdorfer Kaiserallee.

III.

Aus der Zeit ihrer Entstehung haben die Gewerkschaften aller Richtungen eine gegensätzliche Einstellung zur Parteipolitik und zur politischen Bewegung mit auf den Weg genommen. Dieselben Parteien und dieselben politischen Gruppen, die sich der Entstehung der Gewerkschaften widersetzten bzw. ihre nicht zu umgehende Gründung wie ein notwendiges Übel abtaten, haben das Wachsen der Gewerkschaften mit scheelen Augen beobachtet. Zunächst versuchte man, die Gewerkschaften in Abhängigkeit zu halten. Auch das Zentrum versuchte zunächst, die christliche Gewerkschaftsbewegung in seine parteipolitische Abhängigkeit zu bekommen. Der Aachener Verleger Immelen machte sich in den neunziger Jahren zum Träger dieser Bestrebungen.

Aber auf jener wie dieser Seite wurden solche Bestrebungen mit Erfolg bekämpft. Die Arbeiterbewegung emanzipierte sich in den Gewerkschaften von den Parteien. Der Prozeß dieser Loslösung hat die bekanntesten Gewerkschaftsführer geschaffen. Legien sowohl wie Stegerwald sind im Kampf um die Selbständigkeit der Arbeiterbewegung zu Führern geworden.

Stegerwald mußte den Kampf gegen die „Fachabteilungen“ führen, nachdem Immelens Bestrebungen gescheitert waren. Eine neue gefährliche Fragestellung tauchte auf: gebührt die Führung der Gewerkschaften nicht dem Klerus? Dies war der Kern, obwohl die Frage nie so offen gestellt, sondern vorsichtiger in die Formulierung: „katholische oder christliche Gewerkschaften?“ eingekleidet war. Will man diese Umschreibung verstehen, so braucht man nur an den damals noch nicht allzuweit zurück liegenden Kulturkampf, überhaupt an den scharfen Kampf der Konfessionen zu denken. Man hatte ja noch nicht erkannt (vielleicht war es auch noch nicht so deutlich), daß die weltanschauliche Spaltung des deutschen Volkes sich gar nicht mehr um Konfessionen, sondern bereits um das Christentum selbst drehte. Will man aber den Kern der gestellten Frage verstehen, so bedenke man, daß niemand gern eine Macht aufgibt, eine Position kampflos verläßt, die er besitzt und sich erarbeitet hat. Das aber war die Lage der katholischen Geistlichkeit. Sie hatte sich des Arbeiters angenommen, ihn organisiert; die Arbeitervereine hatten geistliche Führer. Wollte man sie und damit die Kirche herausdrängen, eigene Führer haben und eigene (interkonfessionelle) Wege gehen? — Doch nur ein Teil der Geistlichen stellte so engherzige und egoistische Fragen. Ein anderer verstand den sich „emanzipierenden“ Arbeiter der christlichen Gewerk-

schaften besser und sah in dem christlichen Gewerkschaftsgedanken schon die Kampfesgruppierung der Zukunft. Zu diesem einsichtigeren, weitsichtigeren Teil gehörte vor allem die soziale Zentrale des katholischen Deutschland: der katholische Volksverein. Nicht so einfach lagen die Verhältnisse in Nord- und Ostdeutschland. Kardinal Kopp in Breslau begönnerte die katholischen Gewerkschaften. Denn diese waren mittlerweile tatsächlich geschaffen worden: als Fachabteilungen in den katholischen Arbeitervereinen, die gewerkschaftliche Funktion erfüllen sollten. Sie waren ihrer ganzen Struktur nach dazu untauglich, aber der Einfluß des Klerus, besonders des höheren und höchsten, sollte ersetzen, was der Organisation fehlte.

Adam Stegerwald hat den Kampf mit den Fachabteilungen gewonnen. Der Gegensatz Berlin—Köln wühlte mehr als ein Jahrzehnt lang die katholische Öffentlichkeit auf. „Germania" stand gegen „Kölnische Volkszeitung", Zentrumspolitiker gegen Zentrumspolitiker, Bischöfe gegen Bischöfe. Doch die christlichen Gewerkschaften setzten sich durch. Die Fachabteilungen führten nur ein Scheindasein. Im Kriege schrumpften sie vollends zusammen. Stegerwald ward der Repräsentant der siegreichen Richtung, die das Feld behauptete. Wie die sozialistischen Gewerkschaftler gegen die Parteidiktatur sich verwahrten, so die christlichen gegen das Protektorat des Klerus. Beide Male stand im Mittelpunkt ein Führer, um den eine angegriffene, oft geradezu verfemte Schar sich sammeln konnte. Denn, bei aller Skepsis gegen den Massenführer als solchen, diesen beiden Führern müssen außergewöhnliche Eigenschaften zugebilligt werden: Überblick, Weitsichtigkeit, der Idee von vornherein am zugänglichsten, die sich als die gesündeste und lebensfähigste erweisen wird.

Daß Stegerwald von engen Vorurteilen seiner Umgebung und Mitführer frei war, stellte ihn an die Spitze einer Bewegung; daß er die richtige Idee gegen alle Autoritäten durchfocht, schuf ihm innerhalb der Bewegung den Ruf des bewährten Arbeiterführers. —

Auch die Zusammenfassung der freien Gewerkschaften verdankt ihren Ursprung dem Gegensatz zur Partei. Die Parteiführer wollten die Gewerkschaften nur als Vorschule der Partei gelten lassen. Legien wurde der entschiedenste Träger des Selbständigkeitsgedankens. Mißtrauisch von der Partei beobachtet ging er daran, sich durch Bildung einer Zentrale, eines eigenen Generalstabes, unabhängig zu machen. Daraus wurde die Generalkommission. Natürlich hatten aber diejenigen in der sozialdemokratischen Partei, welche von der Generalkommission eine Art Nebenregierung befürchteten, recht: eine weltanschaulich gleichartige Arbeiterbewegung konnte nur von einer Stelle aus geleitet werden, und es war unmöglich, einen praktischen Unterschied zwischen „rein" gewerkschaftlichen und „rein" politischen Aufgaben zu machen. Die Massen werden immer nur einer Führung folgen. Bestand also erst einmal eine zusammenfassende Verbindung der einzelnen Gewerkschaften, ein Hauptquartier der verschiedenen Berufe, so mußte ein stiller Kampf der Macht zwischen ihnen und der Partei sich herausbilden. Die Partei verwarf die rein gewerkschaftlichen Ziele Legiens, und Legien beschuldigte die Parteiführer der prinzipiellen Gegnerschaft. Legien wurde Größenwahnsinn vorgeworfen. Und es half ihm nichts, daß er auf die (im sozialistischen Sinn) propagandistische Rolle der Gewerkschaften hinwies (die gleichsam eine Vorschule der Partei

seien). Doch Legien mußte besser als die Parteiführer die Entwicklung der Arbeiterbewegung zu deuten. Legien hielt durch und behielt recht.

Seine Überlegenheit über die großen Redner der Partei bestand in seiner Arbeitsfähigkeit. So war er ja auch an die Spitze der deutschen Gewerkschaftsbewegung gekommen. Damals, bei der Gründungsvertagung der Generalkommission in Berlin, hatten die Delegierten drei Tage lang geredet, Legien aber gearbeitet. Zu Beginn des zweiten Tages sagte er fast nebensächlich, er habe ein Statut für die zu schaffende Zentrale ausgearbeitet, das er verteilen wolle. Die Genossen möchten es sich einmal ansehen. Die Genossen redeten auch den zweiten Tag. Als sie aber am dritten wiederkamen, hatten sie das Legiensche Statut gelesen, und als es notwendig wurde zu wählen, da wählten sie Legien, der weder Einberufer noch Leiter der Tagung war, in die Generalkommission. Hier war er der einzige der sieben Mitglieder, der etwas tat. In einer Organisation gehört aber dem die Macht, der sich um die Dinge wirklich bemüht (was freilich immer mit der meisten Arbeit verbunden ist!). Legien tat die meiste Arbeit. Sein Fleiß schuf die gewaltigste Arbeiterorganisation der Welt, mächtiger, geschlossener als irgendeine Partei.

IV.

Die Eigenart der deutschen Gewerkschaftsbewegung erhellt am besten durch einen Vergleich mit dem Auslande. Die erste englische Gewerkschaft, der 1851 gegründete Gewerkverein der vereinigten Maschinenbauer, war ein nüchterner, weltanschaulich neutraler Zusammenschluß der Arbeitnehmer einer gewissen Industriebranche, mit zwei sehr praktischen Zielen: einmal das Unterstützungswesen der kranken und arbeitslosen Mitglieder zu regeln und ferner eine Streikkasse anzusammeln. Die nach dieser Trade Union sich bildenden Gewerkvereine wollten ebenso die übrigen Berufe organisieren — keiner aber dem gegründeten Konkurrenz machen. Der Organisationsanfang, die Initiative zum Zusammenschluß, ging von den Arbeitern selbst aus; die Führer waren Arbeiter, und kein politischer Agitator, kein Geistlicher, kein „Gönner“ bemühte sich um den Arbeiter. So kämpfte auch kein Politiker um die Seele des Arbeiters. Der Zusammenschluß war nicht Mittel zum politischen oder weltanschaulichen Zweck: die Gewerkschaft bzw. die berufliche Aufgabe der Gewerkschaft blieb Selbstzweck.

Und bei uns in Deutschland? Gewerkschaften, d. h. lohnpolitische Zusammenschlüsse der Arbeiter, entstanden teils auf die Initiative der politischen Arbeiterbewegung, teils gegründet von „Gönnern“, teils wirklich spontan, als Selbsthilfe der Arbeiter. Aber auch im letzteren Fall mußte eine wechselseitige Wirkung zwischen diesen Verbänden und der einzigen politischen Arbeiterpartei entstehen. Zumal diese zunächst allein über eine soziale Theorie, über eine Presse, eine Arbeiterliteratur und geschulte Agitatoren verfügte. So geriet denn bald jeder als neutral gegründete Verband entweder in sozialdemokratisches Fahrwasser oder er mußte grundsätzlich gegen die Sozialdemokratie Stellung nehmen — immer aber mußte er sich für oder gegen entscheiden.

In England ist diese Entscheidung von der Gewerkschaftsbewegung nicht gefordert worden, denn dort waren die Gewerkschaften primär und das Ge-

werkschaftswesen war älter als der doktrinäre Sozialismus; die politische Labour Party war ein sekundäres, späteres und von den Gewerkschaften abhängiges Produkt der Arbeiterbewegung. In England ist also umgekehrt der Sozialismus von den Gewerkschaften, will heißen von der praktischen Gewerkschaftspolitik, abhängig gewesen.

Die englischen Trade Unions unterscheiden sich also von den deutschen Gewerkschaften durch ihre allgemeine weltanschauliche Neutralität; aber die deutschen Gewerkschaften unterscheiden sich wieder von den Gewerkschaften anderer Länder durch ihre wenigstens formal festgehaltene parteipolitische Neutralität. In Belgien beispielsweise, ähnlich wie in Italien, sind die Gewerkschaften nichts anderes wie Abteilungen der politischen Parteien.

Übrigens wurde auch in Deutschland versucht, einen weltanschaulich neutralen Verband zu schaffen. Hue, der bekannte sozialistische Führer des alten Bergarbeiterverbandes, schuf das Schlagwort der neutralen Gewerkschaft. Freilich ist schwer zu entscheiden, ob dieser Neutralitätsgedanke auch für Huë Selbstzweck blieb, ja: ob er überhaupt ehrlich gemeint oder ob es ihm nicht vielmehr zunächst auf die Verschmelzung seiner mit der Christlichen Gewerkschaft ankam. Daß dieser Einheitsverband (der nie zustande gekommen ist) wirklich neutral geblieben wäre, ist gerade unter Führung eines Hue kaum wahrscheinlich. Jedenfalls aber schrieb Hue 1901: „Ich stehe auf dem Standpunkt, daß die wirtschaftliche Bergarbeiterorganisation streng geschieden bleiben soll von jeder politischen Partei unbeschadet der politischen Überzeugung der Führer."

Der Gedanke war verlockend: Die Bergarbeiterbewegung jeder Partei und damit dem innerpolitischen, konfessionellen und weltanschaulichen Hader zu entreißen, eine Gewerkschaft und nichts als eine Gewerkschaft zu schaffen. Der Christliche Gewerkverein der Bergarbeiter hat die Bildung des neutralen Verbands Huës verhindert. Er tat es in vollem Bewußtsein der Tragweite. Die christlichen Bergarbeiter hatten sich (das gilt von den gesamten christlich organisierten Gewerkschaften) im Gegensatz zu den Sozialisten organisiert. Ihr Motiv war die Weltanschauung gewesen. Man bedenke die deutsche Situation:

Die kapitalistisch organisierte Industrie holte immer neue Menschen von den Feldern in die Fabriken und Bergwerke. Das Menschenreservoir der bäuerlichen Bevölkerung reichte bald nicht mehr aus. Die unter dem Namen „Landflucht" bekannte Erscheinung wirkte sich zwar ununterbrochen mit all ihren schlimmen Folgen aus. Aber es blieb nicht dabei. Ebenso wie der landwirtschaftliche Großbetrieb, der Menschen suchte und sie nicht fand, mußte auch die Industrie, besonders der Bergbau, Menschen jenseits der deutschen Sprachgrenze anwerben. 1893 zählte man von 160 000 Mann der gesamten Belegschaft der Ruhrbergwerke etwa 35 000 aus dem Osten, 1907 war die Zahl auf 130 000 bei einer Gesamtbelegschaft von 312 000 angewachsen. Die Folgeerscheinung war die weitere Radikalisierung der Arbeiterschaft. Hatte schon die Landflucht in die Industriegebiete entwurzelte Massen geworfen, die sozial in scharfem Gegensatz zu der eingesessenen Arbeiterschaft standen, so wurde die Bevölkerung nun durch Elemente verstärkt, deren Zusammenhanglosigkeit noch schlimmer war. Die organischen Zusammenhänge der Bevölke-

rung wurden immer mehr zerstört, immer bunter wurde die zusammengewürfelte Menschenmasse. Es gibt Stufen der Proletarisierung und Gradunterschiede der Traditionslosigkeit. Die Proletarisiertesten wurden die Radikalsten. Das innerhalb der Sozialdemokratie mit großem Fleiß, emsiger Arbeit und dem ganzen Aufwand deutschen abstrakten Denkens herausgearbeitete Klassenbewußtsein des „Proletariers“ war etwas ganz anderes als das dumpfe revolutionäre Wollen des Proletariats außerhalb der Verbände. Die ersten syndikalistischen und anarchistischen Regungen wurden spürbar. Die Reaktion bei den Christlichen war ein um so entschiedeneres Festhalten an der christlichen Tradition, an der Kirche, an der Heimat, an der Nation — war eine um so schärfere Kampfeinstellung gegen alles Feindliche und gegen den sichtbarsten Repräsentanten dieses Feindlichen, gegen die Sozialisten. —

Es bestehen also wesentliche, charakteristische Unterschiede weltanschaulicher, besser lebensanschaulicher Natur. Die Stellung zum Christentum und — schon in geringerer Intensität — die Stellung zur Nation, sowie endlich — abermals weniger intensiv — die Stellung zur Wirtschaft.

Die Stellung zum Christentum: Der würde die deutsche Gewerkschaftsbewegung und die Einstellung ihrer Führer falsch darstellen, der nicht diese erste und wirksamste Ursache ihrer Scheidung, ihrer Gestalt und Entwicklung hervorhebt.

Die Führer der freien Gewerkschaften sind samt und sonders Sozialisten, immer waren sie der sozialistischen Idee, wenn auch nicht gerade der sozialdemokratischen Parteileitung, dienstbar und ergeben; alle waren und sind sie (wenn auch oft recht eigenwillige) Schüler von Karl Marx. Das bedeutet ihre Festlegung auf eine bestimmte, nämlich die materialistische Weltanschauung; sie sehen das Leben, den Staat, die Gesellschaft und auch die Wirtschaft mechanistisch. Ihr Ideal ist — ganz im Sinne des Liberalismus — ein möglichst allgemeiner Wohlstand, ein Wohlstand der Menschheit. Der „Internationalismus“ wird als Weg dorthin, als Symbol aber auch, gepflegt. „Im Dienste der Menschheit“ — so wird die idealistische Formulierung lauten. Und die Führer der deutschen freien Gewerkschaften haben dafür in selbstloser Arbeit, oft und besonders im Anfang, unter gewaltigen Opfern, ihre Lebensarbeit eingesetzt und sich dem materiellen Wohl der Massen gewidmet — nicht ohne Erfolg.

Aber eine weite Kluft trennt sie von den christlichen Führern. Lassen wir einen von ihnen, Bernhard Otte (im Vorstand des D. G. B.) selbst sprechen:

„Die Gründer der Bewegung (der christlichen) sahen blutenden Herzens, wie die sozialistische Bewegung auf Grund dieser Verhältnisse reiche Ernte halten konnte. Sie aber wollten eine Bewegung, die sich nicht gegen das Christentum wandte, sondern im Gegenteil die Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes, die Herbeiführung der Gleichberechtigung und die soziale Gerechtigkeit mit und durch das Christentum verwirklichen sollte. Sie hielten die sozialistische Bewegung, die auf der Grundlage materialistischer Weltanschauung, der Verneinung ewig gültiger Sittengesetze und dem Klassenkampfgedanken beruht, letzten Endes für schädlich, sowohl im Interesse der Gesamtheit wie auch der Arbeiterschaft selbst. So ging ihr Bestreben dahin, auf dem Boden des Christentums und unter Verneinung des Umsturz- und

Klassenkampfgedankens die Einordnung des Arbeiterstandes herbeizuführen und seine Lage zu verbessern. Aus innerster Überzeugung christlich und staatsbejahend eingestellt, drückten sie diesen Stempel auch der Bewegung auf."

„Staatsbejahend" — damit kommen wir zur Stellung der Gewerkschaftler zur Nation. Der internationale Klassenkampfgedanke verneint die Nation als Wert an sich, verneint die „Nähe" des eigenen Volkes, die Verwachsenheit, das organische Gemeinschaftsgefühl des Arbeiterstandes mit dem Volksganzen, mit der Nation. Freilich nur in der Theorie. Der Krieg, oder besser der Kriegsanfang, bewies, daß es mit der Festigkeit dieser Weltanschauung nicht weit her war. Nicht nur ein Legien verlor seinen Klassenkampf gegen sich selbst. Man kann es auch umgekehrt sagen: die ungeheure Enttäuschung (Schwenkung der ausländischen Sozialisten) bewies die Nichtigkeit dieser Idee, ihres Ideals. Die Mitarbeit am Staat, gemeinsam mit den klassenkämpferischen Gegnern, entsprang einer Revision der klassenkämpferischen Einstellung. Die Umstellung ist aber bislang nur in der Praxis vollzogen, noch nicht in der Theorie.

Bei den christlichen Führern ist wenigstens der Versuch zu einer theoretischen Begründung der Stellung zum Staat, vornehmlich zum Staat der Nachkriegszeit, gemacht worden. Stegerwalds Essener Programm kann hier als bekannt vorausgesetzt werden. Es war dies der Versuch, die organische Einordnung der Arbeitnehmer in den Staat theoretisch zu begründen. Und darüber hinaus auch noch der politische Versuch, diese Eingliederung durch eine Weiterentwicklung der starren Parteiformen in der Praxis zu fördern und zu verwirklichen.

Waffenbrüder

Novelle

von

Max Krell

In Poggibonsi nahmen wir Pferde und ritten langsam durch ein sehr schönes Tal. San Giminiano war schon in Sicht über den Ölbäumen. Wir sprachen sogleich von diesen dreizehn grauen Türmen und dann darüber, wie so unbeirrt sie aus dem Mittelalter noch herüberragten. Roger meinte: das vor allem sei schön an diesen Städten, die zusammengerückt und zugespitzt auf den Hügeln Mittelitaliens säßen, daß sie kaum verändert seien durch Winde und die Launen der Menschen; gewiß, es hause heute in den Salvuccetürmen ein Metzger, in anderen habe man Dielen eingebaut, Fenster gebrochen, und es gäbe wohl auch hier keine Silhouette, die nicht von den Einfällen der Mode und vom Ausnutzungsdrang eingeschlagen worden wäre. Aber es sei doch

noch nicht so schlimm wie drüben in Perugia oder in Orvieto; dort käme hinzu, daß die Menschen so überaus modern und uniform herumliefen, während hier, in San Giminiano, die Leute einem, wenn sie vom Auto redeten oder von den Zinsen industrieller Unternehmungen, immer ein wenig wie aus ihrer Haut gekrochen erschienen, aus einer Haut von Stein, die sie neben sich gestellt hätten und als Reliquie gern ein wenig gönnerhaft und doch auch stolz betasteten. Wenn wir erst diesen Gürtel fülliger Wiesen und Weingelände, durch den wir soeben ritten, hinter uns hätten, würden wir mit einem Schlag in eine pflasterschwere mittelalterliche kleine Stadt geraten: hier schnarre kein Motor, man fände noch Scholarchen, die Leute schwatzten nicht viel zur Politik, die Welt läge weit draußen; und eigentlich müsse man sich wundern, nicht noch die Speere einer Waffenübung an eine dicke Mauer gelehnt zu finden. Im Grunde lebe man da sehr versonnen, und es komme wohl vor, daß sich Begebenheiten zutrügen, die noch ganz den Charakter einer vergangenen Zeit hätten.

„Sie wissen also eine Geschichte", sagte eine der Damen und zügelte das Pferd.

„Ja, und diese Geschichte liegt etwa zehn, zwölf Jahre zurück und hing mit einer der Revolten von Ancona zusammen. Der Aufstand bedrohte das Marinearsenal, die Führer waren ihrer Sache sehr sicher. Aber da erschienen auf der Reede zwei Panzerkreuzer aus Livorno, die nicht im Komplott waren. Es gab ein paar Schüsse, Soldaten rückten in lockeren Schwärmen gleichmäßig durch die Stadt vor: ein Rechen, in dessen Zähnen sehr viele Flüchtende hängen blieben. Von den Führern entkamen immerhin einige in die Macchia; und der Student Enrico Farina hielt sich unter den Fischern am Monte Guasco etliche Tage lang verborgen. Dann querte er Italien. Im Spätsommer erreichte er San Giminiano; und obwohl sein Signalement überallhin weitergegeben worden war, konnte er sich doch unbehelligt in einem der Salvuccetürme verkriechen. Dort ging es ihm anfangs ausgezeichnet.

In der dritten Woche schlugen Wind und Regen durch die Fensterscharten, die kein Glas hatten; da war es nicht mehr zum Aushalten. Farina rückte die Strohhaufen dichter zusammen, er lag dann stundenlang auf dem Bauch und spähte hinüber nach den vielen alten Türmen, diesen gefährlichen Helmen über den Palazzi, von denen jeder Trotz, Härte, Verachtung zeigte für eine Menschheit, die sich in Generationen schwankend und unbeständig fortpflanzt. Immer, wenn Farina sich rührte, fuhren rauschend und mit Geschrei die Dohlen aus dem Gebälk. Zuerst hatte er sich geärgert und gefürchtet, sie könnten ihn verraten; schließlich wurde es ihm gleichgültig.

Abends kam regelmäßig der Advokat Cirillo mit Wein, kaltem Fleisch und einem Bündel Trabucos zu ihm hinauf. Sie setzten sich ganz dicht an den Vorsprung, zu dem die Gassen den Geruch uralter Gemäuer hochschickten. Verschworen aus Begeisterung für eine politische Sache lauschten sie auf Zeichen, die doch nie kamen, und Farina entlud sich in heißen Erinnerungen an die Kämpfe von Ancona, er wurde zu einem Fachmann in jenen militärischen Dingen, die gerade er fanatisch angegriffen hatte, und er beherrschte sie gründlich aus dieser Gegnerschaft heraus. Sein Hingerissensein durchbrach alle Vorsicht, er konnte mitten in der Nacht anfangen zu singen, und sein Tenor ging

über die Dächer hin als eine Stimme aus dem Himmel; die Mädchen lagen wach in ihren Betten und gaben sich der Inbrunst dieser Musik hin, die kein Tremolo und keine Sprödigkeit zerriß. Farina spürte es geradezu leibhaftig, wie die Stadt unten sich ausfüllte mit ihm, von dem niemand recht etwas wußte. Vor allem aber machte ihn die Sehnsucht nach draußen rebellisch, sie steigerte den Krampf seiner revolutionären Geste; im Grunde lockte ihn ganz ebenso ein richtiges Bett, das Bocciaspiel, die Frauen, endlich eine Segelfahrt auf dem sehr geliebten Meer und ein Bummel auf dem Korso.

Unvermittelt blieb Cirillo zwei Tage aus, und die geringen Vorräte zerschmolzen. Farina, der auf Lauer lag, sah, wie ein Mann die neuen Lottonummern an die Türe seines Ladens schrieb. Da packte es ihn, er mußte unbedingt wissen, welche Zahlen wohl heute überall in Italien angeschrieben würden; und er kletterte hinunter. Die Piazza lag prall in einer weißen Sonne, die herbstlich, aber gut war. Vor dem Café schnarchte der Wirt neben leeren Syphons; die Hände auf den Kugelbauch gelegt, repräsentierte er den Frieden von dreitausend Bürgern.

Ein Carabinieri, der im Wachtlokal Fliegen fing, beobachtete den Mann, der zögernd über die Piazza kam; er ließ eine Mandarine aus dem Fenster rollen, Farina drehte ihm voll das Gesicht zu. Also doch, dachte der Carabinieri, während er sich den Säbel umschnallte, die Spur war richtig gewesen, und einmal hatte ja der Augenblick kommen müssen, in dem die letzte Vorsicht nachließ und der feinste Schlupfwinkel sich auftat. Er trat hinaus; da erwachte doch der Argwohn in Farina; aber der Carabinieri lachte schallend: „Widerstand ist zwecklos, lieber Freund!“ Und er pfiff nach einem Kameraden. Da ließ Farina die erhobene Hand sinken; er wurde plötzlich ganz schlapp.

Im Gefängnis traf er Cirillo.

Die Richter in Siena waren geneigt, über beide — den Verschworenen und den Hehler — ein hartes Urteil zu fällen. Aber die tapfere Art, in der einer für den anderen eintrat, rührte sehr: man sprach eine milde Haft aus und gönnte ihnen, sie gemeinsam in einer Zelle abzubüßen.

Diese Gemeinschaft machte sie stark, und sie belächelten ein Geschick, das ihnen die Süßigkeit der Freundschaft mit in den Kerker gab. Nun erst lernten sie einander wirklich kennen, während sie zuvor allein aus politischem Eifer zusammengehalten hatten. Ihre Temperamente waren verschieden wie ihre Gestalt. Cirillo berauschte sich am üppigen Lebenssinn des Farina, er horchte gespannt in den Grund seiner Worte hinunter. Dieser Revolutionär aus Ancona war ein blühender Mensch, der leidenschaftlich die Welt auf seine breiten Schultern nahm, sie in eine neue, glühende Lage zu versetzen; er war vom Blut jener Condottiere, mit denen die Renaissance ihre Schlachten geschlagen hat, kein Führer im geistigen Sinne, aber ein Stück beseeltes Eisen, bis in die letzten Zuckungen hinreißend und hingerissen. Die Zivilisation von heute liebt ihre Robustheit nicht, sie kämpft nur bei geschlossenem Visier. Cirillo, versonnen, aber brennend unter dem Feuer einer großen Seele, hatte diesen Condottieri erkannt und öffnete sich ihm in fast schwärmerischer Liebe. Mit einem Sinn für alles Dichterische verglich er Farina dem Pandolfo Petrucci, der vierhundert Jahre zuvor in Siena und hier eine prächtige, gewalttätige Rolle gespielt hatte; dabei übertrieb er leicht und machte den Freund zum

Halbgott, stieß die Zeiten durcheinander, ließ Pferde satteln und formte die fernen Geräusche der Gasse zu Schlachtrufen, es gab Trommeln und Vormarsch — und ihre begeisterten Gedanken wurden schließlich Gesang. Sie sangen im Gefängnis, das davon dröhnte wie aus dumpfem Herzschlag. Der Raum zwischen ihnen wurde schmäler, weil sie meinten, nur sie seien noch da auf der Welt, ein Ideal wahrhaft durchzuhalten. Alles Knabenhafte, das in ihnen steckte, brach jetzt wieder hervor, bei dem einen war es verbildet vom Studium, und dennoch gelockert von politischer Tat, bei dem andern vegetierte es als Sehnsucht in einem zarten Körper.

Zwei Jahre lang störte nichts diese Schwärmerei, denn es kam nichts Gemeines an sie heran, kein fremder Blick, der sie kritisierte oder zum Kritisieren einlud. Und was ihnen aneinander mißfiel, wurde rasch entschuldigt durch die Kümmernisse des Zwangs und entkleidet durch die Größe der bewiesenen Freundschaft. Sie erzählten sich die großen Beispiele von Treue im Gefängnis, von Confalonieri und Andryane, von Castiglia und Borsieri, die auf dem Spielberg gelitten hatten, auf die noch heute das Sprichwort in Piemont zielt: treu wie die Leute vom Spielberg. Darüber merkten sie nicht, daß sie schrumpften, Falten bekamen, schmale Lippen und Krähenfüße um die Augen hatten und in eine Bleichheit hinein zerfielen, die alles zerstörte, was jung, strahlend und ein Ausdruck sprühender Begeisterung in ihnen gewesen war. Und dann bedeutete dieses Zusammensein für Cirillo eine Weitung der Horizonte: er war nie gereist, aber Farina kannte das Mittelmeer von Oran bis Triest, er war einmal als Trimmer in Buenos Aires gewesen, hatte in Cattaro die Hafenarbeiter aufgeputscht und auf dem Pincio einer königlichen Prinzessin dennoch Blumen überreicht.

Da kam — sie hatten nichts gewußt und nichts erwartet — eine Amnestie. An einem Vormittag gegen elf Uhr fielen die Schlösser ihrer Zelle, sie schritten die Treppe hinunter, die Jahrhunderte knarrten aus den Stufen, keiner wußte, wohin dieser Weg sie jetzt führen würde, denn man hatte ihnen noch nichts gesagt, und sie fürchteten nun doch in die schaurige Kühle eines Kellers gestoßen zu werden. Da schlug durch einen Torbogen Sonne gelb und schwer herein, es war schmal auf der letzten Stiege, sie schwankten leise, aber es kam doch von der Schwäche ihrer Leiber, von der plötzlichen Luft und der lichten Weite, die sich öffnete. Der starke Farina war einer Ohnmacht nahe, Cirillo murmelte etwas in sich hinein und kaute auf den Lippen herum. —

Cirillo ging in seinen Beruf zurück, das machte ihn glücklich. Als ein Klang verschollener Clairons blieb ihm das Heroische, was zwei Jahre lang um sie gemeinsam gewesen war, in Hirn und Ohr. Die alten Gewohnheiten schlichen an ihn heran und fanden verschwiegene Eingänge; er sprach, lachte, spielte mit den Kleinbürgern. Das eine Antlitz, das in all der Zeit für ihn Spiegel und Wetter, Geschichte und Evangelium gewesen war, verlor seinen besonderen Ausdruck. Er fing an, das ganz Gewöhnliche dahinter zu sehen. Manchmal stieg aus dunklem Bewußtsein etwas hoch, seine Hand fegte über die Leute hinweg, wollte irgendwo hinaus, das Zucken erstarb aber. Es hatte nur einer schwindenden Laune gegolten. Jetzt setzte er Fett an.

Und es war noch etwas anderes: es ging Cirillo wie einem Reisenden in der Eisenbahn: da waren Menschen von anziehender Natur, entzückende

Plauderer, hinter deren tiefere Wesensart man nicht schauen konnte, weil man nur sie und keinen Vergleich hatte, um die Stärke ihrer Leidenschaft und Laune zu prüfen. Und plötzlich stehen sie auf dem Perron, eine Fülle Menschen wogt vorüber, der Einzelzug wird Allgemeinheit, und man ärgert sich, in einem nüchternen Burschen mehr gesehen zu haben, als er in Wirklichkeit herzugeben hatte.

Farina tat gar nichts, der Student fand sich nicht zurecht, einen theoretischen Leitfaden wieder aufzuschlagen, von dem er durch Pistolenschüsse weggerufen worden war. Er verharrte nun vollends im Schlagwort Politik; seine Träume marschierten vom Ätna bis zum Brenner mit einer glücklichen meerweiten Sehnsucht. Er hätte gleichwohl nicht zu sagen vermocht, mit welchem Inhalt er ein neuer Garibaldi hätte sein sollen. Aber das Nichts in ihm war so schwer, daß es ihn an den Ort festnagelte; es hielt ihn zäh, er kam nicht einmal in den Wiesengürtel hinunter, wo die jungen Leute Ball und Boccia spielten, auf der Stadtmauer erwartete er die Nacht. Warum zählte niemand auf ihn? Das Heroische einer Tat — die er eigentlich selbst kaum zu definieren wußte — wurde nirgends mehr bewundert. Cirillo dienerte nach rechts und links und war glücklich über die Ehrerbietung seiner Klientel. Ein wenig schämte er sich für Farina, der immer schäbiger wurde und zum Gelächter herabsank. Sie sahen sich oft wochenlang nicht. Doch in den dunklen Stunden vor dem ersten Schlaf kam zuweilen übermächtig die Erinnerung der Turmnächte über beide und lag mit Schlagschatten über Bett und Brust. Sie waren sich selber Schatten geworden. Farina sah einen flauen Bürger nach Wohlstand schleichen, Cirillo einen Faulenzer hinter Mädchen herjagen; aber groß stand noch immer ihre Freundschaft im Hintergrund, und sie seufzten und wußten, daß sie über die Häuser und die Einsamkeit hinweg sich gepackt hielten mit einem liebenden Haß, es machte sie zornig, daß der jenen Weg ginge und weit weg vom andern, und daß dieses schmerzliche Verknüpftsein jeden von ihnen ein Stück weit auf eine fremde und unmögliche Straße mitzerre. Und Farina, dessen Leidenschaft sich an keine Arbeit mehr band, und der doch nicht wußte, wohin er mit sich selber sollte, er, der Starke, blutete wie ein angeschossenes Tier, während der zarte Cirillo in der behaglichen Arbeit aufging und sich mit materiellen Dingen beschwichtigte. Aber einmal, als er länger in den Nachmittag hineinsaß — die Schreiber waren schon fort —, stand Farina plötzlich neben seinem Schreibtisch, ohne Hut, der Kragen war losgerissen, ah, wie er verkam, dachte Cirillo, man müßte dafür sorgen, daß er entfernt würde oder in die Tretmaschine käme; sein Kinn saß im Wulst von Stoppeln, er wühlte mit den Fingern in den Hosentaschen herum, und sein Auge zeigte Gemisch aus Müdigkeit und Zorn.

„Du hast zu jemandem gesagt, ich sei ein Strolch! Hast du alles vergessen? Waren wir nicht Brüder, und mehr als das — und nun wirst du fett und gehörst den alten Frauen und Pfaffen? Du schneidest mich auf der Straße oder passest schon hinter diesen Fensterläden auf, ob ich über den Platz komme, wenn du ausgehen willst. Ach rede doch nicht dagegen, du hast mich beleidigt, und ich glaube auch nicht, daß früher etwas Echtes an dir war!“

Cirillo erblaßte, dies war zuviel, und der ganze große und heilige Gehalt zweier Jahre zerbrach mitsamt der Schale, die ihn getragen hatte. Sie sahen sich einen Augenblick voll an, die Pupillen flossen ineinander, aber sie rissen sich sogleich wieder los.

„Ich hasse dich mit meiner Liebe," sagte Farina, „doch ich komme nicht los, wir müssen die Vergangenheit zerschneiden, wenn wir weiterleben wollen, oder die Gegenwart töten, wenn wir zur Vergangenheit zurückfinden wollen."

Er zog die Hände aus den Hosentaschen.

„Wir wollen deine Säbel ausprobieren. Gleich hier, zwischen deinen Büchern, Gipsfiguren, Efeutöpfen. Pack an! Ich will dich wieder lieben, Cirillo, wenn ich von dir verblute; ich will zurück in den Käfig, wenn ich dich töte. In irgendeiner Weise müssen wir heimkehren in unseren Kreis, aber wir müssen hinweg über uns selbst."

In Cirillos Gesicht fielen die Züge zusammen, als habe jemand eine ungeheuerliche Verwüstung in ihm angerichtet. Er hätte am liebsten geschrien! Was wußte er noch vom Fechten! Es war ruchlos, ihn in eine Klinge hineinzujagen. Sein Phlegma rebellierte.

Aber Farina hatte die gekreuzten Rapiere von der Wand gehoben und reichte ihm das eine hinüber. Da gab es gar kein Nachdenken weiter. Sie legten schweigend die Röcke ab, rückten die Tische beiseite, sperrten Fenster und Türe. Die Schelle vom Flur rief aufdringlich herein, aber sie überhörten geflissentlich diesen Ruf des Lebens. Während Cirillo die Abstände maß, markierte Farina mit einem Rotstift die Stellungen auf dem Fußboden. Dann salutierte er, und auch Cirillo hob die Waffe. Sie legten Klinge neben Klinge, die Knie leicht gewinkelt, die Arme auf den Rücken gebogen.

Es ist infam, gurgelte es in Cirillos Kehle, und er hätte am liebsten noch die Waffe hingeschleudert — da fuhr Farina schon durch die Luft, und mechanisch parierte der Advokat. Eine kleine Weile klangen die Schläge kurz, scharf, fast leise und rhythmisch. Beide hatten das Gefühl, es sei noch nicht recht ernst, aber im Hintergrund lauere schon die Wut.

Einen Augenblick der Erschöpfung hielten sie inne, die Lider auf die Hände gesenkt, auf diese rosagelben lebendigen Instrumente, die ein Leben zertrümmern sollten. Jeder war ein Kosmos für sich, aber bereit: hinüberzubluten in den anderen. In Cirillo zuckte die Verzweiflung in einer Flamme hoch, er würde sich seiner Haut wehren, und Farina, der zu sterben wünschte, durchmaß Leben und Nähe des Todes in rasendem Fall durch einen Schacht geheimer Ängste.

Als sie den zweiten Gang aufnahmen, war etwas Sonne durch die Läden eingedrungen, und es gab Blitze aus den Waffen, zu denen das Pfeifen der Klingen als Hagelschauer fiel. Jetzt erbitterten sie sich, es wurde vollster Ernst, und sie spähten nach Blöße und Kniff, suchten im Bruchteil von Sekunden eine Erinnerung zusammen an frühere Waffengänge.

So gerieten sie in Eifer und Schweiß, aber auch zu sehr schnellem Blick und einer geschmeidigen Parade. Der Zorn schwoll ab. Sie sahen sich noch immer nicht an, ihre Augen waren im Gegenteil mit merkwürdiger Starrheit auf ein Geradeaus gerichtet, wo etwa der Schnittpunkt ihres Kampfes liegen

mußte. Ehe ein Hieb ausging oder aufgefangen wurde, ahnte jede Flechse der Arme schon den Angriff. So muß es wohl sein, hier aber geschah auf mystische Weise eine neue Vereinigung, indem Gedanke, Ziel, Hieb sich aus dem Willen um einander ordneten. Sie hatten zu tief ineinander gelebt diese beiden Jahre lang und sich voreinander mit allen Geweben ihres Fühlens aufgelöst.

Farina war überlegen, Cirillo spürte es sofort. Aber die offene Hingabe, mit der er selbst sich in den Kampf legte, machte seine Schwäche wett; er würde nicht mit ihm fertig werden, hierin gab es so wenig ein Überlegensein wie in der Gemeinschaft des Kerkers. Da befiel ihn jene Weichheit und Güte, mit der er stets nachgegeben hatte. Die Waffe klirrte auf den Boden. Farina begriff, als er in das aufgerissene Gesicht des Freundes sah, diese Heiligung, aber es war schon zu spät, um die Wucht seines eigenen Armes noch zu bremsen, der Blitz fiel schneidend über Cirillo her. Er wurde so schwer und so heftig geschlagen, daß ihm sofort die Stimme versagte. Er sah noch das Blut, das auf den Teppich hüpfte, sah Farina, der ihn auffing, sah noch diesen einen Blick, der aus Dunkelheiten des Schmerzes sich in Tränen auflöste. Das Blut floß nun stärker über seine Lider, drückte sie zu, verwischte die Höhlen. Er sagte noch: „Unser Turm . . .“, doch konnte Farina das Weitere nicht verstehen. Und plötzlich glitt der Körper schlapp aus seinen Händen auf den Teppich.

Delos

Den Manen der Ahnen

von

Theodor Däubler

O LUMEN, O NUMEN

Ein kleines Eiland, Delos, zwischen den Kykladen, ward von den Hellenen, als sie den Archipelagus durchschifften, seine Inseln eroberten, zum Sitz für den Gott ihrer eigenen Heiligung erwählt. Seitdem Apollo hier zur Welt kam, konnte bloß Delos Mitte des Jonier-Reiches sein: die Geburt des Sohnes der Leto nehmen wir als geheimnisvoll fortwährend, weil kulthaft, an, sprechen daher in der Mitvergangenheit von ihr: die Eingrenzung zu einem Begriff, wie Jonier, wird durch Kultur, die ein bestimmtes Gebiet hervorbrachte, berechtigt; politisch hat ein Jonien nicht bestanden. Gar ferne Erinnerungen an erste Landungen auf den Inseln verwolken: zuerst mögen wohl Leleger, aus Westen, übers Meer heraufgezogen sein, Täler urbar gemacht, Fruchtbarkeit gebracht haben. Dann kam der Oststoß der geharnischten Karer; obschon sie Göttinnen gehorchten, gar früh dem Weibe huldigten, blieben sie doch ein

hartnäckiges Kriegsvolk, das unwirsch über die unterjochten Inselbewohner gebot. Schon damals sammelten wahrscheinlich die Karerkönige alle Macht ihrer Stämme vorzüglich auf Syros, Mitte der Kykladen: aus Asien herüber geborgene Furcht vor kosmischen Kräften, die sich in unserem Wesen verschlossen halten, um als Schicksal eines Menschen zu walten, mag dort eine bewehrte Höhe, mit Blick über eroberte Bezirke, zu geweihter Beherrschung botmäßiger, doch oft eigenmächtiger Eilandhäuptlinge und Fürsten, bis fern auf dem Festland, errichtet haben! An Delos wird der Karer achtlos vorbeigesegelt sein. Auch als der Tag des Minos, Hörigkeit für Knossos, anbrach, strebten die Männer des Archipelagos Syros, einer größeren Insel zu. Welchem hellenischen Volk gelang dann die herrliche Besiedelung von Eiland zu Eiland? Vielleicht nannte man es Dryoper. Hehre Götter wurden auf dem Meer zwischen Attika und Kreta geboren: Keos blühte bald als Gestade der Bienenpflege empor; Aristaios, Sohn des Apollo, oder auch keuscher Freund des Zeus, der seine Gewitterergüsse als silberne Bäche über der Menschen Gelände führte, vereinte sorglich der goldenen Honigsammlerinnen Schwärme in ergiebigen Körben. So ward Keos zur lieblichsten Insel und dazu Segen der meerumblauten Schwestern; brachte doch Aristaios auf ihren Bergen dem Hundsgestirn mit Erfolg Opfer, damit, bei zu hohem Sommer, wochenlang Wind auf unsere Welt herabwehe! Auf Naxos war Ariadne, eine unterirdische Gottheit, voll zauberischer Schönheit, unter uns, in Sonnigkeit Sterblichen, erwacht. Von Theseus verlassen, der sie hold berauscht hatte, erwartete sie, übers Meer gebückt, die Ankunft des Dionysos. Später wurde auch Naxos seine heilige Insel; in tauerfrischter Täler beglückenden Reben glutete dann des trunken auf und ab wallenden, hinweg schweifend oder herbeikreisend, besonnenen Gottes Blut ewig zu geplagten Menschen. Zu herstem Heil aber berief Delos die Hellenen! Apollo sollte kommen. Er ward der Gott, dem man in Ehrfurcht, ohne Grauen, naht: Sonne im Menschen. Vor ihm aber ängstigten sich entmannte Giganten: alle Inseln in der Runde — zerschmetterte Riesen — krampften, um einer Weigerung willen, letzte Kraft zusammen: keine mochte Leto, zur Geburt des Sohnes, beherbergen. Da sah des Hellenen Seelensonne klar ein: des eigenen Herzens Größe möge das unscheinbare Eiland wählen! Vor der Unendlichkeit im Geist ist Delos nicht klein, weil heilig, das langhingezackte Kreta hingegen unrein, denn Telchinen böse zaubernden Blicks, hatten es eingenommen. Schwimmt, fragte sich das blaue Auge, die schimmernde Insel? Halte sie fest! Befahl sich der erobernde Heldensinn: Laß Leto Delos' Palme umklammern, daß sie Apollo, nach Artemis, aus ihrem Schoß in für uns bezwingbare Welt stemmen kann. Nicht im Osten gehe nunmehr die Sonne auf, noch westlich der Mond unter, sondern auf winzigem Gebiet, wo der Mensch, durch Weissagung, Bestimmung offenbart, ereigne sich göttliches Emporstrahlen zu eigener Höhe, Erleuchtung unter menschlicher Tiefe. Seitdem ist Delos Nabel einer Welt.

Als der Hellene sich von eigener Gottsicht überwältigt wußte, konnte ihn keine irdische Größe berücken: er verweigerte die Gefühle jeder Furcht durch Umfremdung. Seine Liebe zu Dingen und erwählbaren Wesen war entdeckt: in abgeschlossenen Bezirken feierte das Herz seiner Inbrunst Weihen. So entstand ein Tempel auf wogendem Meer — das heilige Eiland. Bloß Auserlesenes ward groß: nimmer nannte es ein Geistiger klein. Was unsere Sinne zugleich, drum rasch, begreifen konnten, hütete sich das Gemüt; Menschen bemühten sich, daß es in Sorgfalt gedeihe, aus Zartheit vollkommen werde. Das ist ein Geheimnis des Joniers! Apollo erglühte jedoch auch dem

Dorer; der Gott aus dem fernen Himmel, der Hyperboräer, schien ihm sogar besonders gewogen: unter seiner Huld sollte ihm das Werk einfachster Ablösung von Bedingtheiten gar natürlich gelingen. Auch er beschränkte seinen Aufblick zum hohen Gott auf wenig Boden: Doris hieß dann der Apollo beschiedene Strich um Delphi. Niemals maßlos erbauten die Hellenen, vor allem die sonst gewalttätigen Dorer, ihre übermenschlichen Heiligtümer; bescheiden krönten sie Griechenlands Gipfel mit unscheinbaren Altären, entschieden aber siegten sie, aus ihrer geborgenen Gebirgswildnis, gerade dadurch im Geist.

Auf dem winzigen Delos erhob sich der große Gott zu seiner erhebenden Reinigung. Ist denn nicht Vergeistigung Reinheit, Reinigung Geist? Kaum etwas Fels, unendliches Wogen beherbergte, ein Aon durch, den Herrn unserer Sonnenhaftigkeit im Blut. Unaufhörliches wollte endlich erreicht sein: wie die Sonne, voll Freudigkeit, über dem Morgenmeer aufknospt, so sollte des frühen Apollos Lächeln der Ewigkeit, mit Marmorlippen, wie seit ureinst über Delos blühen. Damit die hin und her schwimmende Insel verweile, durch die unsere Erde feststehe, mag Polykrates von Samos ihr eine Kette geschmiedet, sie an Rheneia, die größere Schwester, gebunden haben. Einziger Gebieter ward der Gott unserer Heiligung: alle Toten verbannte Athen, als der Tag seiner Besorgung des Opfers für Apollo auf Delos gekommen war, aus dem Boden herrlicher Gesundung. Hier starb kein Mensch mehr, niemand kam auf dem Eiland zur Welt; Hunde durften seine geweihte Erde nicht betreten. Solche Reinigung führte das Herz des Persers, als er die Insel im Bereich seiner Gewalt auffand; sein Ahnen erkannte Apollos Herkunft aus Iran, voll Ehrfurcht verschonte er den heiligen Bezirk. Die höchste Tat der Atmung, die unser Geschlecht in Klarheit vollbracht hat, ist der hellenische Mythos; besonders Apollos Wesen sei des Gemütes heiligende Wahrsagung! Über Delos reinen Fluten, wo wenig Erde heil erhalten bleiben konnte, ereignete sich zuerst kristallhafte Spiegelung des Geistigen; unermüdlichen Flüchtigkeiten der Lüfte verkündete des Wassers rastloses Unterwaschen hartnäckiger Gestade, gereinigte Erwertungen durch Wahrnehmung selig-klarer Einbildungen: in der Gestalt Apollos erfaßte damals der Mensch eigenes Erwachen als Richter zur Sonne. Seine Leidenschaft ward Flamme: pure Glut auf unscheinbarem Altare prustete beim heiligen See, wo Apollo, der in Züchtigkeit Fruchtbare, Artemis, die keusche, Lichter der Welt wurden. Ein kahler Felsenring trennte sogar vom Salz gesäubertes Wasser des nunmehr beschlossenen Teiches vom immer Reinigung besorgenden Meere. Aus Menschenhand gab dort der Geist die zu seiner Einverleibung erborgte Sonne — auf winzigem Eiland — dem göttlichen Schöpfer wieder. Soviel Stolz im Mann gebot er sich vor geheiligten Stätten des Genesers Phoibos Apollon! Furchtlose Erglutung im Blut, ein wogendes Meer innerster Beseeltheiten beflügelten das goldigste Werk: in den Hüllen der Feuerflüsse unseres Gemütes geschah die wahrhafte Sonne.

Steinerne Löwen, Sinnbilder der Adlung im Leib des Joniers, brüllten, als Hüter der Heiligung, über den geweihten Weiher, zu dem der Schwan im Geiste, aus den Wolken wohl um Apollos Hyperboräer-Heimat, durchbrechen sollte, um der ewigen Gesetztwerdung zuvor unerlangbarer Vorkommnisse dieses Alls beizusein. Wenig Erde bloß berührte ein Gott mit beschwingtem Gang bei den Hellenen: beinahe wogend naht Apollo, Sohn von Delos; fast spitz Hermes, Kind des Kyllenegipfels.

Wenn Platon im Staat das Sonnenlicht Gottes Sohn nennt, so ist Apollo Ursache der einzigen Idee. Er, Frucht der lange tragenden weitest schweifen-

den Leto, nicht Hermes, Verkörperung von Zeus in der Maja, blüht klare Eingebung zu solcher Erkenntnis: Hermes, ein Bote, bekundet sich vom Urvater auf Weltwanderung — für Hellas — vorläufig weniger unterscheidbar: in diesem Sinne spricht auch Tacitus von Merkur, als dem Großgott der Germanen. Aus dem Lande der Hyperboräer kam Apollo, in eigene Gestaltung beim bildensten Volk, geflogen: hier ward er besonderer Sohn, gesetzgebender Mittler. Um den Nabel der Welt zu finden, schwebten Zeus' Aare von Osten und Westen auf: in Delphis Stille, nicht beim donnernd auf und ab rollenden Olympier, ward er herrlich erreicht. Solche Deutlichkeit sei gemerkt! Es dreht sich für uns um Klarheit im Geist; nicht auf einen sonnenhaften Gewitterer, fruchtbaren Schöpfer besambarer Schollen kommt es an!

Apollos Geburt! Er reicht aus hellster Tiefe zu uns: über das Blut des Lichtgottes beruft ihn Hesiod in den Schoß der Leto: Homer verheißt uns, nachdem alle Inseln ablehnen, Sonne zu sein, daß Delos doch ermittelt wird! Des Blonden zur Welt Erwachen in Lykiens Xanthostal wird umgestürzt: die Nachricht davon versinkt im Abgrund verdunkelnder Gerüchte: bald schwimmt bloß das taghelle Delos oben. Selig das Riff, auf dem uns der Spender entirdischter Künste, leichtschwellender, sacht zu Sang gedachter Laute beschert ward! Zu wenig Erde sollte die Sonne im Geist verkünden: im Lied hat die Gemeinschaft der Götter ihren Kern empfangen!

Also war der Heiliger des Himmels, mit goldener Kithara zwischen Muscheln und Robben, aus verachteter Klippe, die er strahlend geweiht hat, emporgestiegen. Locken und Pfeile erstrahlten, denn der Tag, als Tat des Mannes, war da. Das Land der Hyperboräer bleibt Herkunft und Hingang Apollos; ist er doch Sonne, die nicht untergeht. Ob drüben oder oben, lieblich umlächelt den Gott ewiger Zauber seiner Vollkommenheit. Singende Schwäne erscheinen über Hellas: sie haben an den Ufern des Eridanos genistet. Wenige vernahmen, einige sehen sie: Fabel oder Farbe erhalten ihre Wahngestalten für Hellas. Doch da Apollo wahrhaftigster Gott ist, so fordert seine Gestalt Erfülltheit im Bildwerk. So sonnte er denn bald, aus holdem Erz, seine Glieder, wo der Opfernde vor ihn hintrat. Fast aber in erhabener Unnahbarkeit stand er, in der Meere Mitte, auf Delos, seinem Eiland, aus behutsam gebräuntem Marmor, in vollster Nacktheit: ein Weihgeschenk von Naxos. Durchsichtig jedoch wie Bernstein, sollte des Gottes Fleisch in der Sage aufleuchten: oft umwölkten ihn, dem Nordlicht gleich, ergoldende Flechten.

Apollo ist reinstes Gesetz, bloß in seinem erleuchteten Gesicht wird den Göttern Freiheit geboten. Vor des Deliers Daherschreiten gelingt wohl die vielfach verschollene Welt. Alle Idee aber wirkt seine Göttlichkeit: er als erster überwindet die eigene Natur, da nicht Apollo aus ihr, sie aber durch ihn besteht. Hier sind Gestirne Triebe von Gottheiten, drum Geschicke im Menschen. Sein Mittlertum versucht, auch uns mit Freiheit zu bedenken. In Hellas sind Sterne zum erstenmal überwindbare, keine durchaus bösen oder bloß begütigten Mächte. Götter werden Götter, in dem Sinne, wie wir seitdem Unsterbliche auffassen; nicht als Sonne und Mond oder Gewitter verblitzend, flimmern sie nunmehr über den Häuptern der Menschen hinweg. Ihrer Herrlichkeit Kälte erscheint als Spiegelung einer harter Eigenmächtigkeit entsagenden Sachlichkeit: nirgends ist das Ich gedichteter als in Apollo; aus solcher Festigung begabt er, ein Schritte sicher wagender Gott, seine Priesterschaft sogar mit Zweifel des Verantwortlichen. Letos Frucht war es

Bestimmung, sich rein in Weib und Mann zu scheiden; als Pythios aber hat der Sohn zu Delphi einen männlich-weiblich gemengten Unhold erlegt; seitdem befindet er sich in Gewalt über weibliche Wesentlichkeiten. So bleibt denn seine vollkommene Mitte — Ermöglicherin zu Freiheit — heldisch erworben. Deshalb stieg er höher als Artemis; eigentlich waren ja Göttinnen urmächtiger.

Zu Apollo erglüht die urselige Liebe des Hellenen und der Hellenin: sie ist die erste, heimliche, weil himmlisch: sonst wandte man sich in Inbrunst offenkundig bloß an Götter; und auch das kam, ohne vom Blut getriebenes Verlangen, kaum vor. Wen aber Phöbos heiligt, der kennt keine Gier. Die früheste Liebe, die Sachlichkeit gebiert, daß sie aber wieder von der Liebe übersprungen werde, ereignete sich zuerst in Hellas. Vornehmlich durch das Gymnasium. Ihr kam es nicht auf Fortpflanzung, sondern Geburt der Sonne im Geist an. Apollo ist Gott des Wettspieles, statt des Krieges, um ihn drehte sich Feindschaft in Freundschaft, die von aller Brunst abgekehrte Liebe werden konnte. Nicht der Hang zum Knaben beseelt Apollo, sondern seine Eroberung. Wo die Liebe siegreich, doch anspruchslos erglimmt, wird sie Idee: als solche bekundet, kann Hinneigung in Keuschheit bestehen. Die Liebe, von der wir heute unter geadelten Menschen sprechen, galt damals dem Knaben, bald aber beglückte ihre Sonnigkeit auch Mann und Weib, bevor sie ihre Geschicke in geheiligter Ehe aneinander knüpfen sollten. Nur wer entirdischte Liebe zur Hut im Herzen empfangen hatte, sollte sie der Scholle, durch eigene Fruchtbarkeit des Leibes, wieder gestatten. Der Vorsprung der Knabenliebe in der Palästra beruht auf der Abgewandtheit vom Zweck der Zeugung: darum fordert aber auch ihr Wesen Erhöhung bis zur urreinsten Seligkeit; somit obliegt eigentlich jedem, den sie erfaßt hat, Entsagung auf Genuß. So edle Vorstellungen ereignen sich bloß beim Aufgehen der Sonnigkeit eines Triebes: das aber bescherte uns frühes Emporblühen Apollos bei den Hellenen! Im rastlosen Hader befanden sich die Gestirne über den Köpfen der Menschen aus Zweistromland, oder sie jagten, eigentlich für immer einander unhaschbar, von einem Aon Asiens zum andern: das bleibt ein Fluch aller Flucht im Sternenglauben. Begierde, bestenfalls Sehnsucht, mit darauffolgender Enttäuschung, bestürmte den Priester im Herzen, bestürzte ihn am Himmel: doch seiner Weisung folgten Völker. Niemals unterlag ein Gestirn, also, folgerte ein Weiser, gibt es Unsterbliche. Zwischen sie, als Götter der Griechen, die Giganten überwunden hatten, war Hera, die Eifersüchtige, getreten; als ihr Leib Ares gebar, ward sie bloß Mutter des unverwüstlichen Wüters: auch Hephaistos zuckte auf, entfuhr ihrem Blut, doch das hohe, vom Feuer wohl gesonderte, aber ernstest leidenschaftliche Weib in ihr vermochte keine Mitte zu sein: erst Leto, die Irrende, Unwissende, sollte Apollo, den Dichter über den Gesetzen, zur Welt bringen; um seine Sonnenhaftigkeit kehrten sich dann alle Gewaltigen. Als Gott des Wettkampfes, Hochgestalt unter der Jugend, spielte er Unsterblichkeit der Götter auch in die Künste freier Leibesgeübter. Das Ringen ist heilig, weil es bloß Ehre beim Sieg, folglich Ablösung von den Vorteilen durch Entledigung vom Unterlegenen, heischt: es beraumt somit Taten an, die nicht zur Bändigung des Schwächeren, sondern zu göttlicher Gegnerschaft im Geist, die den Tod überwinden kann, hinanführt. Wir können das Gymnasium sakral auffassen: edler Ehrgeiz, nicht Herrschsucht bestand auf Sieg, stellte den Wert in die Mitte von eigenem Treiben und Trachten. In den Balgereien von Knaben, in der Palästra schwirrten Sterne hin und her: ein hartes, aber heißes Spiel, Abglanz himmlischer Unsterblichkeit, hatte sich

in Raschheit, nahe vor den Sinnen des Menschen, aufgetan. Unendliche Epik war im Gange: wechselnde Leiber, wenngleich Träger eines Gedankens, waren gleichgültig, denn ob der gewann oder jener unterlag: Sterne stürzten ab. Die Idee ging auf. Apollo lächelte: er fühlte seine Ewigkeit durch Lyrik des Herzens. Eine Stille ward zur Stelle. In seinem Päan loderte Lob für einen siegreichen Liebling: Pindar verkündete den Jüngling. Doch bewahrt uns auch ein herrlicher Mythos eine entzückende Nachricht über frühe Liebe, die in unserm sonnigen Sinn Sterbliche erreichen durfte. Hyakinthos, schon als Knabe ein zielsicherer Jäger aus Sparta, hatte Apollo in Liebe an sich geschlungen. Zu Mittag, wenn der schlankerhabene Gott unserer Erleuchtung, siegreiches Lächeln im All, also Vollkommenheit der Sonne, wird, begab sich ein herzzerreißendes Geschehen. Hyakinthos griff nach dem goldenen Diskos, den sein Herrlicher geworfen hatte, verletzte sich und starb. Doch leiblos lebt im Liede seine Seele fort. Töne der Lyra des Gottes vermählen ihn seiner eigenen Ewigkeit. Amiklä, wo Hyakinthos seinen Wunden erlag, wurde seitdem zu Feiern des Sterbens und der Wiedererweckung auserlesen: man setzte Hyakinthos' Tag fest. Musik verströmte die Stelle zu Stille. Das Saitenspiel des Trauernden um seinen Toten klagte so zart, daß des Blutes früheres Glühen zum Erblühen der Blume Hyazinthe ward. Ai, ai! stöhnte der Gott. Und Buchstaben zu diesen sachte versäuselnden Seufzern prägten sich lesbar in den Blättern der Pflanze ein.

Das All ist, insoweit wir es als Natur kennen, brüchig, mißraten: bloß unsere apollinische Höhe leiht ihm Schönheit. Götter haben den Menschen begnadet, die Welt durch sein Werk, als Wert zu vollenden. Das All beruht also, über die Kunst, auf seiner raumlosen Schwebe im Geist. Die Klärung sämtlicher erhebenden Kräfte, die in der Natur Geheimnis bleiben, vollbringt der Dichter: als Gott, der uns nicht zur Deutung, sondern Erfüllung verborgener Gesetze den Gesang verleiht, erscheint dem Menschen Phöbos. Griechenlands strahlender Apollo, der bloß von wenig Fels herrührt, erscheint Jünglingen und Jungfrauen, die sein Herz an sich zieht; sonst weilt er höchstens über adligen Knaben im Gymnasium und vollstreckt seine eigene Wesentlichkeit, bei Ausgestaltung menschlicher Leiber. Jeder Freie verwirkliche, was die Natur in ihm veranlagt! lautet ein Gebot von Apollo.

Richtigkeit im Geistigen, nicht Richtung auf gesetzte Ziele, Einheitlichkeit bei Durchbildung des Körpers, keine Einseitigkeiten zwecks Erlangung besonderer Vortrefflichkeiten der Jünglinge, wurde in den Palästren durch apollinische Zucht erreicht. Das Pentathlon schreibt fünf Übungen, wohl in der Reihenfolge: Sprung, Wettlauf, Diskoswurf, Speerwurf, Ringkampf vor. Dabei ist es selbst bloß ein Teil der vorzunehmenden Leibesbildung. Kurz: im Gymnasium sollte die ganze Natur im Kind leibhaftig zu ihrer menschlichen Vollendung gebracht werden. Die erste Kunst des Hellenen bewährte sich also an ihm selber: erkühnte er sich doch, auf Grund seines vorzüglich Abrundungen in Rechnung bringenden Gefühls für Unbrüchigkeit, Plastiker in der Palästra zu sein. Der Hellenist fand freilich später vorwiegend Geschmack an Leistungen des Einzelnen: da trat Hermes' Macht über die Palästra tatsächlicher in Erscheinung. Kaum war, auf apollinische Weise, die Idee in den Dingen geschaut und sogar klar zur Geltung gebracht worden, so verlangte ihr Wesen Dauer. Da entstand das Dorische Standbild hinter dem Altar, bald darauf der Tempel. Die Dorer, als männlichster Stamm unter den übrigen Hellenen, spannten alle Kraft zur Erlangung des Gesetzgemäßen und ihre eigene Haltung darin an: mag ihr Stil in der Kunst auch vom Bau mit dem

Baum herrühren, so ist das kaum von Belang; wir wagen zu behaupten; auf die tatsächlichen Maße im Geist, Gesetze, die sich von der Herrschaft über das von ihnen Bedingte gereinigt haben, kommt es an. Darum ist ein klares Werk göttlich: der Schöpfer fällt darin, sowie es einen ergreift, auf; welcher Mensch für ihn die Leistung vollbracht hat, bleibt gleichgültig. Wir bekennen in Freimut: die Welt wird von Säulen — deren Belastung nach ihnen gerichteten Maßen entspricht, und auf denen wir als eine Leichtigkeit in Schwebe gehalten werden — durch den Raum getragen. Das offenbart der wuchtige dorische Tempel: groß an ihm bleibt vor allem, daß Unbändigkeit gegenüber einem Fremden sich selbst beherrscht; bloß das reine Gesetz, also sein Geist, wird furchtbar. Das dorische Heiligtum drängt sich nirgends auf (erstaunt nicht als monumental, könnte man einfügen), es will kein Ding mehr beseitigen; es beruht, oft durch Mauern, oft auch unsichtbar abgeschlossen, auf eigener Einhelligkeit. Delos leuchtet zwischen Inseln der Ionier: seinen Gott Apollo hatten überragender die Dorer erfaßt, doch unendliche Sehnsucht trug auch die Seele der anderen Hellenen um ihr heiliges Eiland. Dort stand, wir sagten es, der große Apollo von Naxos, Insel der Ariadne und des Dionysos. Ein Wetteifern des Gottes, der berauschende Weine beschert, mit Aristaios auf Keos, Erteiler des Honigs, ward vom Delier zugunsten des Unsterblichen auf Naxos entschieden. Viel konnte man auf den Inseln von seinem Standbild aus bebuntetem Marmor reden: hochbeinig, in erbarmungsloser Aufgerecktheit, richtete er, kurzarmig, ein Adliger — so hieß es — unweigerliche Blicke übers Meer. Er lächle, meinten seine Priester, aus bluthafter Gesundheit, den Wellen am Mittag zu. War nicht Asklepios Apollos Sohn? In seinen Weihestätten auf Rhodos und Kos geschahen Wunder an Genesenden, nach Epidauros pilgerten Gebrechliche, um, aus innerster Sonnenhaftigkeit, wenn sie aufgerufen und fromm erweckt ward, heil zu werden. Sogar Apollo erschien Betretenen, die er vielleicht zwecks selbständiger Aufrichtung heimgesucht hatte. Zwischen behutsam duftendem Lorbeergebüsch: in manchem angulus ridens — wie sich Horaz wohl für die Stelle einer solchen Zusammenkunft ausgedrückt hat — begegnete mancher Betroffene dem Gott seiner eigenen Urbesonnenheit. Leise verkündete dann der Herr der Hyperboräer aller Herkunft Heiterkeit. Ist es gestattet, begonnene, doch unfertig zurückgebliebene Monolythe, die aus den Marmorbrüchen auf Naxos sollten emporgerichtet werden, um als Apollo über Delos oder anderen Inseln zu gipfeln, für eine Hindeutung auf Tragik bei dionysischen Joniern in Anspruch zu nehmen? Blieb Apollo, der Asiat, drum Verteidiger Trojas, den östlicheren Hellenen unerreichbar? Er war auch Gott im Wachstum der Pflanzen, doch tiefer ordnend als der begeisterte Rankenschlinger Dionysos: in seiner Hut hofften die leichtblütigen Jonier einst gesichert zu sein: doch sie, die rascher zufallenden, begriffen ihn erst spät, dann freilich kaum weniger bedeutsam als die Dorer. Kein Gott schien so abgekernt von hüllenden Weltbegebenheiten, deren Schale menschliche Begreifungsweise bleibt, über uns da zu sein; darum ließen sich die weniger nachdenklichen Dorer von seiner geheimnisreichen Herrlichkeit leichter beherrschen und lenken. Apollo, Verkünder von Wahrsagung unter den Menschen, blieb in seinem Wesen vielleicht sogar Göttern unerklärlich, obwohl sie ihre eigene Herrlichkeit aus seinem Leierspiel erkannten. In ihm ereigneten sich die Widersprüche des Mittlers: er, der Geisterfülltest-Strahlende, war nicht der höchste Gott, denn ewige Besonnenheit verschmäht die Naturgewalt; obschon Verleiher von Stolz, ließ Phöbos sich von Herakles, bloß einem Halbgott, im eigenen Delphi, den Dreifuß entreißen. Wie die

Sonne über einem heißeren Süden Gedeihen und Verderben birgt und bringt, so erachtet man auch seine, des Hyperboräers, Beschlüsse und Vollzüge für befruchtend und furchtbar zugleich. Wagen wir es nun, unsere Vermutung über Phöbos' Dunkel auszusprechen: er vernichtete die Nacht, bloß die Sonne sollte lodern. Empor aus dem Geist! Apollo entthront Gestirne, begabt zur Freiheit. Götter wurden Menschen verwandt, wir zu ihnen erhoben: vom Dichter und Seher, nicht von ihrer Ursprünglichkeit aus dem Himmel, hingen sie nunmehr ab. Das Sternenzelt hatte bloß Deuter und Diener besessen und alle freigemuten Schöpfer auf Erden, bevor auf ihrem Eiland der Sonnenspender erschienen war, zermalmt.

Des Joniers weichere Gesinnung machte ihn der Weiblichkeit geneigt — gelobte Apollo dem Volk Eroberung großer Gebiete, was die Dorer als Gebot auffaßten, um sofort ferne Striche zu besiedeln — so galt ein Beutezug über entlegene Küsten, und zwar besonders dem ionischen Kleinasiern, für einen Befehl des Dionysos: oblag ihm doch das Abenteuerliche in unserm Wesen! Berauschung bei Befruchtung eines ergebenen Weibes ging Trunkenheit durch des Gottes Rebenglut vor: o welches Glück umgöttlicht den Krieger bei Besamung einer gefreiten Frau in fast noch unbewohnter Gegend! Der Widerstand, der in der Bezeichnung G e g e n d (das gleiche im Französischen bei contrée) liegt, gibt Vollverzücktheit, wird am herrlichsten bei Umarmung der Tochter eines Unterjochten, durch den Jubel des Fühlens, einen ergiebigen Erfolg errungen zu haben, voll Göttlichkeit, gebrochen. Tödlich und trächtigend zugleich taktete auch in Dionysos solcher Taumel auf. Der Stil des Joniers entfaltete sich — wenn er, beim Tempelgründen, den Dorer, der ihm vorausgeschritten war, überholen wollte — der Natur seines Begründers entsprechend, voll weiblicher Reize. Schon Vitruv hatte das festgestellt; er sagt: „Als die Jonier der Diana einen Tempel errichten wollten, wählten sie die Maße der weiblichen Gestalt; gegenüber der kraftvoll männlichen Erscheinung des dorischen Tempels sollte hier ein schlanker Bau die zarteren Formen weiblicher Bildung verkörpern. Die schneckenförmigen Windungen des Kapitells gleichen den gekräuselten Locken des Haupthaares zur Rechten und Linken, die Blüten an der Stirnseite dem Schmuck. Am Stamme deuteten Streifen das faltige Frauengewand an.“ Diese Behauptungen des römischen Baukünstlers sind für seine Zeit rühmenswert umsichtig: unter anderem bleiben sie ein Beleg dafür, daß man schon damals mehr weibliche, von ausgesprochenen männlichen Stämmen unterschied; manches ließe sich für und wider den Naturalismus, der in diesen paar Sätzen hervorgehoben wird, sagen, doch dazu fehlt hier die Veranlassung. Eher möchten wir im Sinne Schopenhauers, der das Weib das kurzbeinige Geschlecht nennt, mit halbem Einwand ausführen: keine Erscheinung ist so schlank wie Apollo, der sich — als Mittag — im Zenit erreicht; nicht eine Niederkunft vom Gotte, sondern Hochkunft ihm zu, kündet sich in der leiblichen Weiblichkeit ionischer Wesensart, wo ihr Gestaltungsgewalt verliehen ist, an. Der ionische Tempel ist glückliche, oft urwuchtige Offenbarung des apollinischen Wesens aus weiblicher Geartung; er gelang, weil ein jüngerer Bruder des dorischen, zu dessen Selbstmäßigkeit er emporstrebte, noch schlanker. Jonischer Umbildungsschwung verjüngte — wir erleben es an Werken des Iktinos, beim Parthenon oder Apollo-Epikureios-Tempel über Phigalia — nach den Perserkriegen, den dorischen Stil: auf der Akropolis tragen Kariatyden, ruhigen Schrittes, den Jahrtausende nicht ermüden können, das Erechtheion dem, in göttlichem Stolz, auf seiner Entbundenheit von unseren Zwecken bestehenden Parthenon, zu; um die

adlige Beharrlichkeit des Athenaheiligtums bekundet sich — ein Wunder an Leisigkeit — unerhörter Frohsinn weiblich-keuscher Holdgestalten; doch fühlt gar bald, wer dem Tempel naht: im Innern erstrahlt die Herrlichkeit der sieg-verheißenden Jungfrau Pallas Athena, wie sie dem Haupte des Zeus entsprungen ist. Im Erechtheion leuchtet hochwogend ionischer Wagemut, zum apollinischen Kristall erstarrt: des delischen Gottes Vieldeutigkeit bezaubert uns auch in diesem Tempel durch einfache Erhabenheit; eine der weiten Mauern des Heiligtums sollte etwas bewegt werden: Säulen, zu einer Halle versammelt, wären an dieser Stelle zu stumm und dabei auffallend gewesen, so kam man auf den Gedanken, das Gleichnis von Erechtheus' Grab in Marmor zu schöpfen: nun tragen denn stämmige Mädchen den erhobenen Sargdeckel; begegnen dabei, als beherzte Kariatyden in ernsthafter Urwüchsigkeit, der Überschlankheit steilerer, bis zur Göttlichkeit, erhobener Säulen. Durchaus weibliches Wesen in der Baukunst finden wir aber in anderen Werken ionischer Gefilde, und eigentlich sonst nirgends, seitdem es eine Geschichte des Geistes gibt, derart unverfälscht ausgesprochen: entspricht das dorische Heiligtum göttlichen Gesetzen, deren Dasein angemessen, der Mensch bloß bestehen darf, weil Einsicht in die Unregsamkeit ewiger Geistigkeit unser Vorzug ist, so kann man sagen, ionische Anschauung ist pflanzlich; sie bleibt beim Schein, umrundet dabei Gefühle der Fortdauer; verwendet Erfahrungen, die wir beim Wachsen und Gedeihen wesentlicher Dinge beobachten durften, vermutet vielleicht sogar Gesetzbarkeiten, um Entwicklung deuten zu können: Beharren wird, nach dieser Art, in Beständigkeiten verschmiegt. Delos' Palme, die Apollo vorgeburtlich bleiben möge, hat ionische Gebärkraft, in geweihter Kunst, über emporgestufte Blätterfolgen hinaus, bis zur lieblichen Entfaltung weiblicher Leiber, als Blütenpracht und Fülle, gesteigert. Wir meinen die prachtvolle Akanthus-Säule in Delphi, sie ist wohl eines der großartigsten Gebilde, die uns bis heute von überverwegener Schöpfungslust Zeugnis geben. Die Fruchtbarkeit dieser ionisch-weiblichen Wesenheit — wir möchten sie mit Semele vergleichen — gewährte sich seitdem immer, wenn des zeugenden Zeus Blitz sie treffen mochte: sie ersprühte am üppigsten, lange nach Joniens Untergang, als die Gotik emporwuchten sollte, weil der Osten nochmals Morgen ward; aus der Sonne des Weltgedächtnisses hervorgelockt, bald wie durch Zauberhauch zu großartigem Wachstum gebracht, entfaltete sich damals nämlich die Asiatin im Europäer, zu vielfältigsten Möglichkeiten emporgedeutet, in tausend Verfeinerungen hineingespitzt, nochmals gar herrlich. In Neandrias' ionischen Heiligtümern in Kleinasien bleibt irdische Treibkraft, viel freier als in ägyptischen oder assyrisch-babylonischen und persischen Bauwerken aus dem Kunstkern geholt, beinahe wie ein Baum, der sich selbst auszweigt, daher in der Verströmung nach oben ungebrochen. So eine Fülle zart zueinander geästelter Einfälle, wurde erst in der Alhambra und anderen maurischen Denkmälern überboten. Auf Lockerungen unseres Schwerstandes auf Erden, nicht Klärung eigener Bedingtheiten, kommt es diesem Stil, in seinem Reichtum an herumgeknüpften Beziehungen über sich selbst hinaus, womöglich an: die Veranlassungen zu ihm, als ein in Jonien Gegebenes, sind vielfach seine üppigen Entladungen in Fernen, die bis dahin kaum anberaumt worden waren. Der Jonierinnen Kleid wird in der Bildhauerei als Blatt bei Blatt betrachtet: jeder Kopf knospt als eine bestimmbare Jungfrau (wir denken an die Koren der Akropolis) hervor: spätere Faltengewandungen nach Mengung der Stile entsprechen mehr den Kannelierungen einer Säule, die schon die Dorer selbständig eingeführt hatten. Apollinische Göttlichkeit

wurde erreicht, als man das Hervortretende eines Besonderen der Stichhaltigkeit im allgemeinen opferte: da wir uns soeben noch mit ionisch verkräuselten Launigkeiten befaßten, sei uns ein Spiel mit Worten, das aber Verantwortlichkeit vor Phöbos birgt, erlaubt: große Kunst ist ausdrücklicher Wirklichkeit als Eigenes, dabei aber auch bestimmter Eigenheit als Wirkliches.

Aus dem, was wir bisher feststellten, ergibt sich wohl, daß die Sage von der Geburt des Zwillingspaares Apollo und Artemis die strahlendste der Menschheit ist: Delos, ein unwirtliches Riff, wurde in ihr zu unglaublichster Fruchtbarkeit im Geist erweckt. Die Urweiblichkeit der Artemis verstrahlte — wir erleben es — in herrlicher Schwesterliebe, von Joniens Boden aus, ewige Werte einer Welt der Weihe, die jungfräulicher Herkunft sind. Artemis führte aber auch, abgesondert wie der Mond von der Sonne, ein geheimnisreiches Dasein, ist ihr Wesen doch viel erschreckender, weil noch unbegreiflich voller an Widersprüchen, als das des Bruders. Apollo, der Mann, fand gerade dadurch die eigene Beherrschtheit. Artemis, ein Weib, bezähmte niemals die Unbändigkeit. Möglicherweise trachtete sie deshalb Gewalt über Schwächere auszuüben und führte Ziegen, Hunde, Haustiere überhaupt, in die Botmäßigkeit der Menschen, forderte aber dafür einige von ihnen als Schlachtopfer. Wenn jedoch der Mond hervorguckt, Bäume anglimmt, silberne Dinge vor unsere Sinne schleiert, als wollte er mit einer stilleren Welt zauberhaft Ernst machen, regen sich behutsamen Schrittes leise Tiere, denn der Artemis' Walten, voll wachsamer Sanftheit, beginnt: als πότνια θηρῶν schützt sie die Wildbrut; das Stöhnen ferner Mütter in Geburtsnot erreicht bei Stille ihre Seele, von Selene erborgt sie das leitende Licht, und als Leleithia steht sie sogleich dem schmerzzerwühlten Weib, das gebären muß, bei. — Plötzlich verlangt sie Iphigeniens Blut; nach Taurien, wo ihre Hand vielleicht zuerst den Stier in den Stall gebracht hatte, entführt sie, im Gewölk des Geheimnisses, die Tochter Agamemnons. Helena hatte Artemis dereinst die Pflege der Gärten ans Herz gelegt, sie selbst aber verbreitet, aus ungestümer Laune, häufig Sturm, den kein Wesen vorausgewähnt hat: dann jagt sie, den Hirsch ereilend, Bären aufstöbernd, mit heulender Meute, durch Schluchten und über unwirsche Gebirge. Apollo erlegt, als λύκειος, ihre Wölfe, wehrt die Hunde der Schwester, weil sie ihm den Hirsch gehetzt haben, ab: keiner darf auf Delos, das Geburts-Eiland, gesetzt werden.

Woher der Aufruhr? Empedokles spricht von einem goldenen Zeitalter — im Glauben an Apollo, dauert es bei den Hyperboräern fort — da es weder einen Kriegsgott, noch Zeus, Kronos oder Poseidon, als Herrscher gab: damals herrschte eine Königin der Liebe. Keinen Altar besudelte man an solchem Morgen mit Stierblut, denn Leben zu töten, galt als große Untat! Empedokles glaubte auch sonst vor allem an Göttinnen: „da war die Erdmutter, lebte die Sonnenjungfrau, die blutende Zwietracht und die ernstschauende Harmonie". Durch ihn erfahren wir von einer vormenschlichen Ahnung vom Sündensturz: „O der uralte Spruch des Schicksals, ewiger Beschluß der Götter, unendliche Schwüre halten ihn gesiegelt: wenn einer, von Sünde ergriffen, die Hände durch Mord beblutet, wenn einer, in Verwicklung mit der Streitsucht, falsch schwört, so muß er aus der Unzahl der bösen Geister, die ein unaufhörliches Leben erlost haben — dreimal zehntausend Jahre unselig dahinschwärmen, immer seine schwierigen Wege wechseln, endlos in andere entstellende Hüllen hinfälliger Geschöpfe schlüpfen." Wenn wir bedenken, daß besonders Kleinasien, woher die Philosophie stammt, doch eigentlich Hellas überhaupt, Göttinnen voraus, wenn nicht zu höchst setzte, während

man das Weib in Hellas keineswegs neben den Mann stellte, so scheint uns der Schluß berechtigt: den verschiedenen Griechen wurde recht früh, wenn auch fast dunkel, das Geschlechtliche anrüchig: sie trachteten nach dem Ungemengten, dem Sachlichen; eine Rückkehr in die „gespaltenen Auen der Aphrodite" hält freilich auch Empedokles nicht für gangbar. Zufällige Mischung meidet er, sie ist eine Folge des Urzwistes; richtige Verbindung aber besorgt erst erwachende Liebe. Sanglos sind Empedokles die samenreichen Fische, ihre Kälte — sie bekundet sich auch darin, daß Männchen und Weibchen, wo sie sich fortpflanzen, einander nicht kennen —, und das ist ihm widrig. Er setzt auch den Fisch, freilich besonders als Metapher, ins Trübe, wenn er zu erzählen anfängt: „Ich war einmal Knabe, Mädchen, Busch, Vogel, in Fluten getauchter, stummer Fisch." Kein Dichter vermochte ein Bild heilloser Öde eindringlicher zu formen als Empedokles, mit dem Satz: „Vereinzelte Glieder irrten umher, suchten Verbindung." — Oder wenn er an anderer Stelle sagt: „Der Ursprung der menschlichen Glieder ist geschieden, ein Ding liegt im männlichen, das andere im weiblichen Samen verborgen." Aphrodite ist ihm heilig, sie allein mag durch Erlesung, wenigstens von Paar zu Paar, stufenweise Erlösung aus dem getierten Gemisch von Erde, Wasser, Luft und Feuer schaffen! Durch das Auge, er lobt es hoch, ergreift es einen zur Liebessehnsucht, umrankt uns, daß wir gefesselt (befestigt?) bleiben. Aphrodite ist ihm warm, sonst das Weib kühl, weil die Mutter es in kaltem Schoß, den Mann im feurigen empfängt; von der Göttin weiß er, daß sie die ins Naß getränkte Erde heiß anhauchte und dadurch dem gefestigten Feuer anheim gab. Ja, die milde Flamme erhielt, als das Auge sich auftat — für ihn — kaum Beimengung von Erde. Die nie ermüdenden Augen jedoch schenkte uns Aphrodite. Die geschlechtliche Liebe aber war ihm — trotzdem er Liebe verklärt, als eine ewig jungschöpfende Weiblichkeit aus goldener Vergangen- oder hyperboräischer Entlegenheit geschaut hatte — hier doch mehr eine gewaltige Machthaberin über Menschen, die mit Liebesnägeln Verbindungen herstellt, als ein eschatologisches Gelöstsein von jedem makelbehafteten Schicksal, wie nachher Erkenntnis und ein Bekenntnis begreifen und künden sollten.

Plato schwebte später ein königlicher Gott vor, Empedokles aber hatte bereits Königlichkeit geschaut. Mehr als der Weise an ihm davon wußte, tat er durch adlige Haltung, hochgesonnene Tat. „Die Charis," aber sprach er, „haßt die unerträgliche Notwendigkeit." Sie zieht mit Phöbos! Vom Genuß der Apollo geweihten Lorbeerblätter befahl Empedokles sich zu enthalten; dafür wurden, meinte er, Menschen zu Sehern, Sängern, Ärzten und Fürsten, um zu den geehrtesten Göttern emporzureichen. Also sollen uns bloß Eingebungen durch Apollo geboten sein! Das Gesetz selbst sah er im Feueräther, weithin flügelnd, in unüberschaubarem Glanz.

Feuer, das für ihn Blut schuf, strebt diesem himmlischen Feuer, weil es ihm verwandt ist, zu. Alle Götter hält er für vergänglich; um aber, die böse wurden, wieder loben zu dürfen, ruft er Kaliope aus der Schar des Apollo an; Zeus und Hera doch bleiben ihm Gottheiten des Volkes. Als Gipflung stellt seine Durchsicht der Dinge die eigene Dichtung, Geschenk Apollos, nicht aber den Wahn (Eingebung des Dionysos) auf. Das Sterben des Empedokles geschieht aus sonnegebender Leidenschaft zur Klarheit; denn er weiß sich Meister des Meisten: durch sein „viele Feuer aber brennen unter dem Boden!" legt er, mit züngelnden Worten, für Zukünftiges Zeugnis ab. Sein Sprung durch den Flammenkelch des Ätna ist ein Satz aus Nacht der Nichtigkeit vermengter Numen, in die jüngste Sonne, die wieder zur Blüte kommt.

Wenig liegt ihm an der Erde, einer zappeligen Kugel, deren Schwurgreifer verrenkt, gierig vorgekrümmt sind; auch Helios, den scharfen Schützen, der schnellgliedrig unser Feuer mit Hurtigkeit begünstigt, verschmäht er: doch das Urrund, in Einsamkeit durch Menschen verwahrt, hat ihn ergriffen. Empedokles will, nach dem apollinischen Grundsatz: „Denn muß man etwas sagen, so darf man es auch zweimal!“ der aus ihm emporstrahlt, eine andere Sonne. Das gilt nämlich vom Logos, der sich zuerst im Empedokles kundtut. Wie Feuer sich beruhigt auf die blauäugige Selene legt, so möchte er nun, es könnte sich, durch seinen flammenden Entschluß, Befriedigung des Kosmos, bei Erleuchtung des Menschen, ereignen! Apollo ist für Empedokles, wie noch heute — ungewußt — der Gott aller Urgebildeten. Das ahnt auch Platon, wenn er seinen sechsten Brief an Perdikas schließt: „Diesen Brief müßt ihr alle drei lesen, am liebsten im Verein miteinander, wo nicht, zu zweien, nach Möglichkeit gemeinschaftlich, so oft es sich machen läßt. Ihr müßt ein Übereinkommen treffen und euch an ein bindendes Gesetz als rechtliche Norm halten, es beschwörend mit ernstem Sinne, der den strengen Musen nicht abhold ist, zugleich aber auch mit jener heiterspielenden Freude, welche verschwistert ist mit dem Ernste. Und der Schwur soll geleistet werden bei dem das All und das Gegenwärtige und Zukünftige leitenden Gott, sowie bei dem Vater und Schöpfer dieses Leiters und Urhebers, zu dessen klarer Erkenntnis wir, wenn wir im wahren Sinne der Philosophie obliegen, gelangen werden, soweit es gottbegünstigten Menschen möglich ist“ (übertragen von Otto Apelt). Wir wissen aus der Republik — wie bereits angeführt — daß Leiter der Welt die Sonne ist; sollte Platon ihren Urheber nicht im Geist gesehen haben? Wo anders läßt er sich, außer durch den Menschen, begreifen? Wir sind also Schöpfer der Sonne und Sonne als Geschöpf: in Apollo gelangt die herrlichste Dichtung im Kosmos. Kunst ist richtige Wieder- und Wider-Holung: vereinfachte Doppelheiten. Was man zweimal sagen darf, bleibt heilig. Slowacki äußerte: kommen zwei Menschen, unabhängig voneinander, zum gleichen Schluß, so trifft er zu. Empedokles fällt es auch auf, daß wir zwei Sonnen und einen Blick haben. Ein Auge entspricht der Sonne; und das zweite? doch gewiß nicht dem Mond! Freilich nennt Dante Sonne und Mond die beiden Augen des Himmels, Kinder der Latona, die auf Delos geboren wurden, doch für Empedokles ist die Nacht blind: jedenfalls birgt sie als eine ihrer Eigenschaften auch den Neumond im Wesen.

Wenden wir uns vom Helden von Akragas nach Jonien, das Delos als Mitte seiner Sonnenuhr erkor: der Schatten des Zeigers fiel für uns schon einmal auf Keos und Naxos; nun streift er — es ist etwas später geworden — die Küste von Kleinasien! Empedokles kennt in der Weinrebe ein verborgenes Feuer, das durch die Beeren hervorreifen will: viel Feuer zeitigt rasches Gedeihen. Dionysos ist der starke Gott der Keimkraft — wir sprachen von dieser Geartung seines Wesens, vielleicht in zu freizügiger Darstellung, als wir sein Erscheinen auf Naxos erwähnten — doch zieht er auch, wie ein unergreiflicher Geist, durch alle Gärung. Bevor der thrakische Dionysos Weingott wurde, erkannte ihn der Mensch durch Begeisterung im eigenen Blute: er und seine Mutter Semele sind im Grunde bereits Apollo und Artemis, dem Zwillingspaar, verwandt: sowohl der göttliche Ursprung in die leuchtende Gestalt bei Apollo, wie der zu leuchtender Gewalt in Dionysos, ereignen sich aus dem Schoß der Kybele, Allmutter über Kleinasien. Dionysos bleibt nämlich — als Zagreus, einem Jagdgott, der Artemis von allen Gottheiten am meisten ähnelt — vorläufig Apollos Schwester am nächsten: seine

Mänaden folgen ihm aus den Schluchten der, um Atys, den grausam umgekommenen Geliebten, schluchzenden Kybele: in seiner weicheren Gelassenheit — hin zu Apollo — ermahnt sie ihn, in eigener Mark, als die auf Kreta burggekrönte Urmutter Rhea, zu gewaltiger Haltung. Die Widersprüche in ihm, die sein allgemeines Wesen ausmachen, daher eigentlich nicht vorhanden sein können, verrät trotzdem ein heiliger Wunsch nach Bändigung: Dionysos, sich selbst überantwortet, ist Eingeber κατ' ἐξοχήν des Lustspieles, in dem er sich, wie in den Fröschen des Aristophanes, selbst erbärmlich und jämmerlich ausnehmen kann. Die Heimat des Dionysos, Herodot, unter anderen, behauptet sie uns, bleibe Thrakien! Die Verfeinerung menschlicher Triebe aber, damit sie zur Gewahrwerdung seines Daseins ausreichen sollten, hatte besonders im kleinasiatischen Jonien zugenommen; frühe Verweichlichung, durch die der Mensch, bei riesenhafter Leibesfülle, den Beschwerden des Lebens nicht mehr gewachsen blieb, war Grundbedingung zum Auftreten des Thyrsosschwingers: er ist Berauschung des Gequälten, die Begeisterung ionischer Weisen, die das Leid der Welt anerkannten, um die Herrlichkeit vom Schmerz unberührter Götter, schließlich eines Daseins in Bruchteilen Jneinanderklang zur Jdee, dem All zu künden. Das aber begab sich allerdings vollausdrücklich als Ergebnis erst nach der Tragödie, besonders in Athen: die Stromgewalt der Gefühle und Gesichte, bei den kleinasiatischen Denkern, verläuft sich ja noch grundwesentlich pessimistisch: sie bleiben unvermuteterweise Priester der Gebirgsgöttin Kybele Dindyméne, deren Vereinsamung und Traurigkeit freilich auch schon Gefühle der Allversöhnung hegte. Große Sehnsucht zur Vertiefung dionysischer Mysterien mußte im Volk der Hellenen, das seinen Beruf zum Jajubel in Jakchos und Bakchos aufgetan hatte, nach seiner Belehrung durch ionische Philosophen, ebenfalls bald kund werden!

Hier seien auch einige Worte über die der Artemis sich weihenden Amazonen eingefügt: wahrscheinlich ritten sie in Kleinasien wirklich auf; ihre Geartung entspringt der Auflehnung des Weibes, das leicht des Kriegers Beute, G e g e n stand (auf griechisch ἀντικείμενον) seines Grausigseins wurde. Der Braus dieser Frauen ist von einer Begeisterung eingegebener Widerstand gegen Qual. „Es gibt unvollkommene Elemente", weiß Empedokles: „zwischen ihnen leben wir im Weltzerwürfnis." Die Amazonen werden von gedichteten Gottheiten, Herakles oder Theseus, überboten. Die gesamte attische Tragödie offenbart Dionysos am eindringlichsten; nach Burkhardt, hat Nietzsche darin ganz recht, wenn er behauptet, nicht heiter wären die frühen Griechen gewesen, sondern zutiefst ernst; um ungeheure Rätsel wurden sie gepeinigt! Nicht immer schwächere Menschen — Greise oder Frauen — zumindest jedoch Ertragende treten im Trauerspiel als Chor auf: die Handelnden lehnen sich, in entzückter Selbstherrlichkeit, gegen alles harnäckige Dawider auf; Dionysos, ein kosmischer Aufrührer, zwecks Ermenschlichung des Gotthaften — er hat kein Sternbild am Himmel — schürt den Wahn zur Sichbemächtigung des eigenen Schicksals bei seinen, im Bann der Begeisterung, auftaktenden Gestalten, bis zur überspanntesten Unbändigkeit. Hybris verstößt gegen alle unverletzbaren Götter: Dionysos obsiegt jedoch in der Tragödie, solange Menschenopfer auf Menschenopfer um seinen Altar niederstürzt. Wo Vorgänge durch ihn in Fluß bleiben, ist er urernst; Lachen, so etwa lehrt Bergson, entsteht bloß bei Vorstellung von Unterbrochenheit, folglich scheinbarer Mechanisierung der Ereignisse. Dabei aber schmachtet Dionysos, vom Chor aus — der leidend sich von der Leidenschaft der Handelnden abhalten mag — empor nach einem Betrauten aus der Vollzähligkeit der Gesetze: Apollo. Tränen vieler Tausender

in Trauer fließen ihm zu; sie, keine verketteten Gedankengänge — Hello hat es ausgesprochen — finden, in einer Tauchwelt hinter unseren Sinnen, den vom Bedingten losgeperlten Gefühlsfluß zum verklärten Gott. Sowie er seine Steile gefunden hat, bestürzt uns Apollo: freie, drum gütige Unnahbarkeit verstrahlend, überwältigt er den Menschen durch seine Erhabenheit. Oft hat Iris dabei, Hera als Regenbogen, kündend geglänzt. Lächelnd spiegelt uns die Sonne im Blut bald Heiterkeit über die Züge der vom Weihespiel Mitgenommenen.

Als Entscheidung in der Menschheit über Athen hereinbrach, ward kein Dichter so kühn von Apollo zu sich erhoben wie Sophokles: sein von Gott begeisterter Teiresias offenbart Ödipos: „Es kommt von selbst, auch wenn's ich schweigend berge." Platon ist ganz von Apollo erfüllt; er mag dadurch über den Gott der Wahrsagung, Heilkunst und des Sanges, der aber den Muttermord Orestes nicht verzeihen kann, zu Eros, dem Gewaltigen aus Liebe, noch hehrer emporwissen:

> „Liebe bringt er den Menschen und sachte Ruhe dem Meere,
> innere Stillung des Sturmes, Schlummer und Kissen dem Kummer."

Das vernahm Phädros.

Sophokles und Platon, große Heiden, anerkannte sogar die Kirche des östlichen Mittelalters als Künder heiligenden Kommens. Darum blieb uns auch das Werk Platons so vollständig erhalten. Das väterliche Kind Eros vermochte ja Platon schließlich, durch des Sonne—Sohnes Schöpfer, den königlichen Gott, so hoch zu setzen. Sokrates, ein dionysisches Temperament, lebte die Sorge um Apollo: sterbend hatte er den Gott begriffen. Da man ihn laufen lassen wollte, widerstand er dieser Ungesetzlichkeit, als ein Mensch, der sich im Geist Apollos freigemacht hat; ihm gehörten nun die Pfeile des Gottes; er konnte sie vor allem gegen den eigenen Leib richten lassen. Sokrates sprach zu denen, die ihn baten, dem Tod zu entgehen: „Verwunderliche Menschen seid ihr: hätte mich euer Kriegsherr in eine Pflicht gestellt, so müßte ich doch, nach eurer Ansicht, darin feststehen, lieber tausendmal umkommen, als von befohlener Stelle auskneifen. Nun aber hat mir der Gott, am richtigen Ort, eine Aufgabe gestellt, und da dürfte ich, nach eurem Dafürhalten, versagen?" Er leerte den Schierlingsbecher, spürte fiebernd seiner Glieder Entfrieren, und da fiel ihm noch ein, daß er Asklepios, dem Gesundungsgesandten und Sohn Apollos, das Opfer eines Hahnes schuldig war. Heil entschlief er dann in seinem Gott. Vielleicht mag des Sokrates Sterben, als Tat in Apollo, seltsam ansprechen, doch bedenkt man, daß Phöbos' strahlende Vollkommenheit sich, bei Klärung der Schöpfung, durch sämtliche fürstliche Gesetze in uns, einstellt, so behebt das wohl die Zweifel. Gerade Unnahbarkeit verlangt Allgegenwart der Beispiele: erst wo diese versagen, tut Lehre, besonders in sakraler Form aller Kunstübungen, not. Sparta gebührt somit eigentlich der Vorrang vor Athen: der Apollo in der Palästra hat dort in jedem herrlich erzogenen Jüngling gewonnen. Athen brauchte Sokrates, brauchte sogar Diogenes, empfing allerdings Phidias, bekam Platon! Bei Xenophon finden wir folgende Frage des Sokrates an Aristodemos, den kleinen Barfüßigen: „Scheinen die Menschen bewunderungswürdiger, denen unbelebte, regungslose Standbilder, oder solche, denen seelenvolle, selbständige Wesen gelingen?" Die Antwort des Schülers beginnt so: „O, natürlich die Schöpfer Lebendiger!" Das wollte Sokrates! Auch sein Humor war apollofroh: des Gottes Lächeln nämlich und Handhaben seiner Pfeile hat er ja gegen das eigene Herz gerichtet! Die

Rhetorik weist auch Platon zurück; schrieb er nicht auch deshalb seinen Phädros? Verlassen wir Athen, mit Platons mahnendem Vorwurf: „Ihr begreift wohl, was vor der Harmonie liegt, doch nicht was die Harmonie selbst wirkt."

Delos und Delphi waren Apollos hehrste Kultstätten, zu Sparta und Athen glückte sein Sonnentum in irdischer Würdigkeit. In beiden Städten erreichte er Herrlichkeit, ohne geliebteren Göttern, besonders auf der Akropolis, ihre ragendere Feierlichkeit bestritten zu haben. Phöbos' Unnahbarkeit verschmähte den Neid, hatte sich vom Groll gekehrt; sie züchtete Selbstgenügsamkeit, erzog bereits, durch Stolz, zur Demut. Hat er, der Blutrache heischende Gott und Richter, doch zur Buße für die Ermordung der Kyklopen des Königs Admetos Herden gehütet! Wir wollen Apollo nicht zunahe treten, indem wir gewaltsam überall seinem Aufstrahlen nachspüren, doch verpflichtet uns die naive Sicherheit der Hellenen — durch die ein Gott unter ihnen, bei reiner Enthüllung, zugleich blinkende Form erhielt — Apollos Delos, in Vollkommenheit vor dem Geist, wie er es von uns herrscht, emporzurichten! So müssen wir denn nochmals fern zurückfühlen, vom ionischen Athen aus, nach dem Kleinasien des Ioniers fahnden, um abenteuerlich in Dionysos' Gefolgschaft schwärmend, endlich Apollos klarster Wahrhaftigkeit ansichtig zu werden! Noch zogen wir vielleicht unsere Kreisungen nicht sorgfältig genug um das göttliche Eiland: wohl aber hielt uns das Recht zur Verantwortung in angemessener Hörweite vom Hort einer uns zukommenden Verheißung!

Jeder Vorsokratiker, der sich dem Geist eines der vier Elemente überließ, hatte Riesenkraft, um drei abzuwehren: die aber und zugleich die willkürlich übersehenen Bestände der Natur verliehen ihm, durch Rückwirkung, dionysische Berauschbarkeit. Bloß Empedokles, dem des Gedankens Beherrschung über Feuer, Wasser, Luft und Erde, im Sinn des Persers, gelingt, entschwebt — fromm vor Apollo — in eine leichtere Welt. Humor (heißt Feuchtigkeit) — er besaß einen wie Sokrates — hielt sein kosmisches Sichten und Sinnen, (sogar Thomas von Aquino sagt viel später: Nihil est in intellectu, quin prius fuerit in sensu. Oportet intelligentem speculari phantasmata.) davon ab, aus einem ratlosen Hin- und Herwogen in Rastlosigkeit, zu betrübsame Schlüsse zu ziehen: Dionysos — und gescheh' es durch den Traubensaft — bewahrte auch ihn, wie jeden Ehrfürchtigen, der ihm zugetan ist, vor Urtraurigkeit. Übrigens fühlte und fand Thales, als er sich der Welt der Wellen überantworten wollte, Planken unter den Füßen: er segelte los, und am Steuer saß Apollo, Gott der Kenntnis alter Seewege. Statt auf ein Naxos im Traum, gelangte Thales nach Delos. Apuleius schildert seine Ankunft wie folgt: „Thales Milesius ex septem illis sapientiae memoratis viris facile praecipuus ... maximas res parvis lineis repperit: temporum ambitus, ventorum flatus, stellarum meatus, tonitruum sonora miracula, siderum obliqua curricula, solis annua reverticula, idem lunae vel nascentis incrementa vel senescentis dispendia vel delinquentis obstiticula idem sane iam proclivi senectute divinum rationem de sole commentus est, quam equidem non didici modo, verum etiam experiundo comprobari, quotiens sol magnitudine sua circulum quem permeat metiatur." Daß Thales freilich die Welt zuerst als eine Art von schwimmendem Delos erkannte, wollen wir mit Seneca, doch gegen seinen Tadel lobend, hervorheben. Er sagt nämlich: „Thaletis inepta sententia est, ait enim terrarum orbem aqua sustineri et vehi more navigii mobilitataque eius fluctuare tunc cum dicitur tremere."

Als Anaximander, gegen seine inneren Hindernisse, die der Weltergrün-

dung zuwider standen und liefen (Raum und Zeit), in dionysischer Begeisterung, ein Unendliches beschloß, gab ihm sein Schauen auch gleich einen Leib: das eigene Temperament. Warm oder kalt sollte es Atmen (wie bei irdischer Wahrheit) in Beschwingung und zurück auf Festigung besorgen. Durch Anaximander entrollte sich wohl das Urbild der Tragödie; drum erwühlt er uns dionysisch. Leidschaffend, leidverflüchtigend, wie im Trauerspiel der Chor, umzieht ihn die Zeit. Bleibt sie ihm, als Idee ergriffen, stehen, so übersternt ihn der Raum: Klärung des Schicksals von dort besticht ihn. Doch die Sonne lodere auf! Taten sollen ihren Gott wecken: tiefer tönend als der Sphären Reigen: der Freie kommt — flüssig-flüchtig, gefestigter als Luft, doch feuriger als Wasser — ein Mittler — bestimmt das Unbegrenzbare. Anaximander schrieb keine Tragödie: vor der Formung des Atheners durch die Bühne und auf der Akropolis des Perikles, sollte ein Doppelzug des Dionysos, von Samos aus, Hellas erschüttern: der erste rührte vom ionischen Weltwittern, wir sahen soeben wie es Anaximander angeführt hatte, her, der andere tat sich durch Lieder der leiblichen Liebe, von Anakreons Lippen, kund. Des Sängers Mund glich einem Becher, aus dem Dionysos ein Etwas der Begeisterung aus des Dichters Herzen, bleibender als Luft, doch blasenhafter als Wasser, in die Welt schwenkte. Zu einem tiefen Augenblick gehören oft zwei Stoffe, die ihn dem Menschen mitteilen! — Weitab von Phöbos schwärmte der Sänger aus Teos: eine falsch geschluckte Weinbeere sollte ihn töten. In Besonnenheit lenkte dafür Anaximander sein Gesicht zur Sonnenuhr: sie bestand bereits auf Syros, dereinst geweihter Treffpunkt des Kykladentums. Pherekydes aus Paros beruft sich auf Homer, um uns zu erklären, daß Phöniker auf der Insel einen ἡλιοτρόπιον, das ist eine Uhr zur Messung der Sonnenhöhe und -tiefe am Tage wie im Jahre, mittels eines schattenwerfenden Zeigers, errichtet hatten. Der Wind aber, der nunmehr den Weisen über das Gewoge, wie es Thales in Bewegung gesetzt hatte, nach Delos zu Apollo bringen sollte, hat Anaximenes, in erster hermetischer Verzückung, durch die Welt geschickt: in der Luft, wie er sie zuhöchst verheißt, spüren wir den frühesten Flügelschlag der Hüllen des Geistes: bloß war ihm die Luft noch seine Erfüllung, kein Gleichnis. Fließen und Feuer sind Bekenntnis des Heraklit: für uns sind beide vereinte Wesenheit der Sonne. Den Musen weihte er wohl das Werk. Im Tempel der Artemis zu Ephesos, seiner Geburtsstadt, ward es aufbewahrt: Artemis aber ist Schwester Apollos, und — wir führten unsere Ansicht bereits an — dem Dionysos, als Zagreus, verwandt. So erscheint Heraklits Satz vom „Werden" auch Wirklichkeit eines Denkens von Dionysos zu Apollo: sein vorangenommener Weltbrand als solcher wäre ja unweigerlich eigentlichster bakchischer Wahn. Den Lebensschwung ersann Heraklit als erster: die Urflamme zeitigt uns; wir zerzüngeln unaufhaltsam, daher ist Zeit wirksam (ὁδὸς ἄνω — Weg empor), der Raum (der festgebannte Verlauf) — ein Dunkel im Denken — (ὁδὸς κάτω — Weg hinuter). Den beschreitet er übrigens mit Dionysos, wo er chtonischer Gott wird. Heraklit hielt es doch mit dem Hades! Die feurigste Seele wird auch dort am längsten leben; sie hat sich leider für die Erde unzulängliche Augen geschaffen, doch sie geben sicherer Zeugenschaft von den Gestirnen, als es Ohren — die sich Luft geschaffen hat — vermögen. Auch deshalb hielt er das Feuer so hoch! Er mag nicht Verstorbene und Lebendige gar anders gedeutet haben, hingegen uns Dahingeglichene ins Gottesgesetz von Abgeschiedenen aus ihm — sei es noch im durchbluteten Leib, im Schein der Sonne, oder bereits angesichts der Hadesflamme — als getrennt Geartete betrachtet haben. Sollte das stimmen, so tritt er auch damit unter Phöbos' richtenden Blick.

Jonien fremd, doch Platon zu, denken die Eleaten: kein Dionysos berauschte sie, daher bemächtigte sich auch Apollo niemals ihrer Vorstellbarkeiten; Xenophanes sieht, von Hermes gelenkt, ein: es muß Gott außer uns geben. Damit sind wir willkrülich von der Sonne getrennt! Apollinisch flackert aber dabei, auf selbstredende Weise, noch das vornehme Begreifen einer Sachlichkeit: Unberührtheit ergibt sich nun, statt des Dunkels der Dionysier, aus dem Unnahbaren: also ist Apollo, Demut fordernd, da. Vertiefte Gottesfurcht überantwortet, seit den Eleaten, die Wesentlichkeit der Weisen an die Welt aus Begreifenden.

Phöbos wird immer eindrucksvoller der Herr über unsere Triebe ins Geistige: freundlich weist er den von Erynnien der Wißbegier gepeitschten Mörder mütterlicher Erbgefühle, den tragischen Orestes, aus Delphi, nach Athen, vor ein Gericht von Männern. Verstiegenheit zu Göttern werde abermals menschlich beurteilt: der überwältigende Arzt heischt es! Zu Parmenides sprach huldreich seine Göttin: „λεῦσσε δ'ὅμως ἀπεόντα νόῳ παρεόντα βεβαίως." (Begreife wie das Entlegene doch gesichert deinem Geist naherückt.)

Das Seiende, das zugleich denkt, weil bloß im Denken Sein ist, erfährt der Weise durch Apollo. Das Nichtseiende auszudenken, warnt der Gott. Dionysos wird da nochmals zum Verführer: er läßt — diesmal Hermes, Geleiter der Seligen, verbunden — unendliche Türen des Jenseits aufflügeln. Hier aber klafft ein untermenschlicher Spalt auseinander: Delos gedieh besonders herrlich, als Naxos immer nochmals versuchte — wir dachten bereits daran — für's kleine Eiland, das Riesenstandbild seines Gottes aus dem eigenen Fels der dionysischen Insel zu schälen: gelang das Werk bestimmt bloß einmal?

Parmenides zog zur Jungfrau Athene, Anaxagoras aus Klazomenä erreichte ihre Stadt. Auf der Burg gewahrte er das Werk des Perikles: seine wild entworfene Welt wurde vor den Blicken der Götter als Marmortraum enthüllt, erst eigentlich geschöpft: der νοῦς ging im Schädel des Anaxagoras auf! Als ein Ganzes reichte ihm nur Freundeshand das Hiersein: in Zersplitterung hatte er es bis dahin aus sich unterschieden. Doch blieb ihm — überdies war er Jonier — aus diesem Grunde der νοῦς beinahe leibhaft: also verwandt dem beseligenden Wind, aus der Brust des Kyleniers, für das Herz des Anaximenes. Einmal ereignete sich der große Sternschnuppenfall über Athen: ihm hielt der Denker stand; die große Lehre, die er aber daraus gefolgert hatte, wollten ihm Kleinliche, durch Einwände, schließlich verklagen und verkürzen. Da stürzte er sich in die Nacht der Unerkannten: wollte selbst Gestirn werden! Er wußte ja vom νοῦς, der den Feuerfels, unsere Sonne, über die Himmelswölbung wälzt.

„Wer Krampfanfälle bekommt, ist nicht stark, wenn ihn auch sechs Männer nicht halten können. Das ist ein starker Mann, der die schwerste Last ohne Wanken zu tragen vermag." Dieses Bekenntnis zu Apollo verdanken wir Thomas Carlyle. Doch ohne dionysische Verzückung, bevor Unheilbarkeit Verschwärmter des Gottes schweifenden Zug an einen Irrweg krampfte, trat der klärende Geneser Apollo natürlicherweise nicht auf. Gefolge eines noch von Bakchos Groß-Begeisterten, das die halbe Erde mit Fackeln erleuchtete, war der Pythagoreismus gewesen. Wer ihn geschaffen hatte und daran hielt, verschwand im Scheiterhaufen. Hat nicht jeder Mensch seinen Ätna im Blut? Wären wir kein Same zur Sonne? Nicht die Gegensonne, in einem Ankerspiel als am Himmel — denn eigentlich flammt Sonne bloß aus der Leidenschaft eines Herzens — doch sich eine Gegenerde hatte Pythagoras begründet.

Wo blieb das Mittelfeuer? Der Thron des Zeus? Durch ihn, den Gewitterer, des Menschen Gesichertheit? In uns! Muß bereits in erdunkelnden Stunden, bei Geheimdienst der Tiefe, als Vermutung, gemunkelt worden sein; aber bloß aus dem Hades, im Gefolge des Dionysos, darf man übermenschliche Wahrheit erfahren; oben soll sie kein Sterblicher erhaschen, bevor er, von eigenem Leib zu eigenem Leib, sein Ende auf Erden erwandert hat. Das war eine Tatsache durch die Pythagoräer. Die Zahlenwelt dieser Schule kann als ein dionysischer Dahinstrom gedeutet werden, der plötzlich naturgemäße Deiche gefunden hat. Gewaltigkeit eines Gesichtes darf nicht Gegenstände gewaltsam zwingen wollen. Was die Idee nicht umschreiben kann, bringt dann mancher Aberglaube, so gut es hält, unter. Pythagoras' Zahlenschau hat Hindernisse jeder Idee erschlossen: was unumstößlich schien, reichte nunmehr nicht aus. Nicht waren es besonders Hemmungen im Wesen des Einsichtigen, die in Abrechnung zu bringen waren, sondern Pythagoras' großangelegte Sachlichkeit wurde durch etwas Unvorhergesehenes, das nicht zu greifen war, bedroht: Herrschsucht der Ziffern. Sie streben nämlich, kaum aufgefunden, rücksichtslos nach Verbreitung.

Es liegt im Wesen der Mathematik, daß ihre Gewalt über uns, als Ausartung, fast nicht möglich ist; jedes Hirn, das fähig wird, von ihr beherrscht zu sein, kann entgleisen, fehlgehen, doch Mathematik bleibt, ob offenbart oder noch ungeklärt, rein gesetzhaft. Auch Apollo hat hier weder zu sichten, noch zu dichten: Mathematik belehrt uns eher über die Moiren: den Weg zu ihnen aber findet man durch die Unterwelt. Dort — Philolaos lehrt es — steigen wir aus dem beweglichen Sarg des eigenen Leibes: und, wie alte Theologen und Seher Zeugnis ablegten, es entzäumt sich dann (συνεζεναιαί) unsere Seele. Zustimmung apollinischen Geistes für eine Zählbarkeit aus dem All ward in Polyklet Ereignis: im Kanon sagte er, das Vollkommene (Erhabene?) gehe vereinfacht aus vielen Zahlen hervor. *Τὸ γὰρ εὖ παρὰ μικρὸν διά πολλῶν ἀριθμῶν ἔφη γίνεσθαι.)*

Es kommt mir nun vor, als ob mir eine ionische Schale, mit schwarzen Figuren, zu dionysischem Reigen, in deren Mitte-Rund nur Apollo, der Delier, mit der Leier erscheint, noch nicht klar genug gelungen wäre, obschon ich sie kunstvoll, aus dunklen Sätzen, hergestellt habe. Die schwarzen Gestalten eines Gefäßes sind oft noch zart bebuntet und leuchten daher dem Auge des Griechen genauer: nun, es mögen ja auch die Aussprüche der eigenen Weisen ihrem Wesen eindeutiger erschienen sein: Gomperz behauptet, sie hätten in Dingen des Denkens zu schauen vermocht. Jedenfalls bleibt es uns gestattet, Takt und Rhythmus, bei einem dionysischen Rundzug, wie wir ihn veranstalteten, von den Gestaltungen zu erborgen, die uns echt hellenisch zu sein dünken. Bakchische Bilder, oft in rauschgeborenen Bewegtheiten, schmücken — wiederholen wir's — die frühe Keramik. Schattenhafte Figuren, unverhüllt schwarz oder farbig gewandet, entsprachen gerade dem Fassungsraum im Hirn eines Menschen, dem derartige Gefäße zustanden. Viele Götter kamen darauf vor, am häufigsten aber war Dionysos, oft der weise Silen, der Midas belehrt hatte, darunter. Es gibt auch einen Pan-Meister — wie wir nun aufstellen — unter den beliebten Malern der Töpfereien; und es hüpfen da dem arkadischen Herrn der Hirten und Herden Satyrn zu, die dann zu seinen italischen Faunen wurden. Bedrücktheit durch zugespitzt sinnliche Triebe, daher Bedürfnis nach Bedingtheiten lösendem Rausch, bemerkten wir auf der Phineusschale, auch auf mancher Scherbe, die Ödipus vor dem Sphynx darstellt: freilich im allgemeinen wird dionysische Schwunggewalt im Krieg oder bei Zweikampf vor-

geführt, bakchischer Reichtum der Triebe, in richtigen Zeichnungen, die wirkliche Dinge, wie Wettspiel, schwärmerischen Umzug, Prasserei, wiedergeben, zierhaft verschmiegt. Einmal segelt Dionysos, bei freundlichem Wind, über friedfertiges Meer. Exekias gibt uns durch schwarze Delphine der Wogen Freudigkeit, ihre Lust zu plätschern und zu spaßen, an. Bärtig braust der Gott durch seine Schale. Der Beschluß, lang-angenehme Fahrt zu fordern, schuf ihm das heroische Hingestrecktsein in seines Wesens Bequemlichkeit. Durch Wind, den er berief, gehorcht ihm das Segel. Eine sanfte Wolke krümmt sich kissenweich vom Himmel; daran ragt der Mast, der als Weinstock treibt, sich in Reben verrankt, Blätter hat, Trauben trägt, gar bedachtsam vorbei. Als Baum besteht also, vom Segel an, der furchende Nachen im Raum. Durch die schweren Trauben hat er Dauer errungen; der Gott des Rausches aber fährt in der Zeit, die er bestimmt, daß sie ihn mitnehme, dahin. Statt der Weintrauben könnten es Sterntrauben sein, die sich kaum regen, wenn wir, von ihnen begleitet, nach eigenem Schicksal, durch die Nacht brausen. Also hängen wir von Sternen ab? Könnten wir durch sie sorglos sein! Stellungen und Lage der schwarzen Figuren, auf Vase und Schale, sind Sternbildern im Kampf und Liebesverklammerung vergleichbar. Dionysos' Göttlichkeit ist ein Nachthimmel im Blut: wer ihm angehört, schwärmt auf einmal rätselbegabt, weil von Zwängen zu Zwist in des Gottes Wesensweise abhängig, Gestirne mitschleppend, unter die Sonne. Berauschung, keine Beherrschung der Triebe bringt da scheinbar Freiheit! Mühelos, doch zu traurig, treibt also ein Sauserfaßter dahin: von solcher Unabwendlichkeit kann Musik seufzen, stöhnen, viel sagen! Eine Schalmei hörten wir: sie begleitete einmal alle Sternbilder, wie eines Hirten gehorchende Herde, über ihr hohes Gewölbe. Diese unerhörte Gefolgschaft bannte auch mich: wie liebte ich damals Pan, den Auffspieler, Bakchos, den dazu kosmisch Hinübertaktenden!

Als man sehr kunstgerecht schwarze Figuren zu zeichnen imstande war, wagte es ein besonders selbstbewußter Künstler, helle, rötlich-braune Leiber, in der Farbe der Haut des sonnverbrannten Mannes ähnlich, nackt oder gewandet über die schönen Gefäße schweifen zu lassen. Wer ehrgeizig war — und welcher Grieche wäre es nicht gewesen — folgte dem erfindungsreichen Töpfer: die Figuren wurden von nun an rot entworfen; naturhafter und doch feierlich gegen Schwarz gestellt. Es ist alte Erkenntnis, daß ein heller Körper gegen dunklen Grund höchste Genauigkeit der Ausführung heischt, um eines Geübten Beurteilung standzuhalten: also war es größere Kunstfertigkeit, die auch hier zum Stilumschwung — um nichts weniger dreht es sich — berechtigte. Einmal erbracht, hatte die andere Farbgebung und ihre entsprechende sinnlichmenschhaftere Umrißzeichnung allerhand künstlerische, kunsttechnische Folgen: doch etwas darüber hier auseinanderzusetzen — es führte uns allzusehr zum Bloß-Kunstgemäßen, ja Handwerklichen — wäre nicht statthaft.

Eine Schale sollte Rebensaft enthalten, nun ich schlürfe ihren geistigen Inhalt aus: auf! Durch Berauschung zum Himmel! Sternbilder sind schwarz, bloß ihr Kontur, die Gliederung glänzt; wo Sterne kaum blinzeln, also kein Licht blendet, bleiben den Blicken die Lücken bleicher; in diese aber brechen auf einmal rothäutige Götter ein: roh-nackte Satyrn springen vom verkrümmten Boden auf, um himmelwärts zu ragen, feierliche Gestirne frech über des Menschen irdene Gefäße zu tragen. Schon bergen Wissende ihre Sterne im Innern. Es stehen Namen, bei Euphronios, oft bei Brygos, häufig bei Phintias, dem großen Euthymides, wie durch Gestirnlein in den Himmel geschrieben: Götter werden bezeichnet, Lieblinge genannt.

Wenn ich Buchstaben, zierlich versternten Insektchen gleich, als eines Lieblings Namenszug, fast wie ein nahendes Kranzgewinde über ringenden Palästriden erblicke, so schimmert es meinen Sinnen vor, als hätte sich der Himmel auch mit unzähligen glühenden Gürteln des Orion behängt. Welche sachte Flämmchengespräche einer zarten Neigung sind da, von Herzen zu Herzen, kundgetan!

Wo Kampfspiele unter Jünglingen oder zwischen Höheren vorgeführt werden, klärt sich wohl jedesmal der Raum: behutsam stellt sich Einsehen in Gang oder Verlauf des Dargebrachten ein. Apollos Einwirkung auf die Palästra wird merkbar; die Zeit hoher Klassik naht: in ihr wird Phöbos, unter allen Göttern, am herrlichsten in Erscheinung treten. Dionysos verbleibt freilich die Bühne, doch der Sohn der Leto beherrscht von nun an die gesichertste Geistigkeit, die jemals unter Menschen verwirklicht wurde. O Delos, drum finde ich, bei Betrachtung des Erhabenen, für alle beflügelten Sehnsuchten, unter deinem Kynthos, Buchten zur Rast. Das Betreten der geheiligten Klippen geschehe in Feierlichkeit: auf so winzigem Eiland wird die Sonne geboren! Schon Heraklit erfaßte das Taggestirn so groß wie die ganze Peloponnes. Also mögen uns dionysische Nachtschauerlichkeiten in Rufweite vor Delos bringen: welcher Name wird erschallen? Jede Geliebte, alle Lieblinge des Dionysos stehen rhythmisch mit Gestirnen in den Himmel geschrieben: also tigert seine Unendlichkeit mir Nahestehender Namen. Von Indien bis zu uns, vor Delos, reicht der herrliche Zug, voll verstreut gesternter Panther, streifender Leoparden, Gestirnzapfen, Sonnentrauben, mondleiser Geheimnisse: Bakchos ist der vom Ganges zu Apollo Gelangte! Folglich kommen auch wir im Gewimmel vor. Kalanus, ein Inder, von dem uns Claudius Aelianus erzählt, ist auch unter uns. Er war, nachdem er in Hellas geweilt, dort und in Asien einige Pythagoreer getroffen hatte, am Ganges Gymnosophist, das ist Denker, Genesungsläufer und Gesundheitshelfer, gewesen. Plötzlich erschien er in Babylon, um vor den Augen Alexanders, des Makedoniers, bei Aufgang der Sonne, freiwillig seinen Scheiterhaufen, den er aus sorgfältig erlesenem und wohlriechendem Zedern-, Zypressen-, Myrten- und Lorbeerholz geschichtet hatte, zu betreten. Bei gehendem Atem brennend, verschied er vor dem großen König, der, wie ein Vollzieher des ersten zeichengebenden Sonnenstrahls, das Sterbensgerüst angezündet hatte. Es galt, als Flammender, gegen Schmerz gefeit, mit Bakchos den Hades zu betreten! Nun mag ich waghalsig — nötigenfalls hartnäckig darauf bestehend — vortragen, was ich mir eigenwillig über schwarze Gefäße mit rotem Figurenschmuck ausgedacht habe. Dionysos wurde einmal eine chthonische Gottheit — schon sprachen wir davon — und kehrte, gestirnte Seelen mit sich hinabschleiernd, bei Demeters Tochter im Hades als Gast ein: Geheimdienste wurden von nun an, besonders zu Eleusis, tiefer beglaubigt, hatte doch der Ruf zu Jakchos ganz Attika erfaßt! Bei Tempelbauten verschwand allmählich der rauhe Porosstein, Marmor, herrlichster vom Pentelikon sollte ihn, vielleicht mit Stuck bedeckt, dann bemalt, jedenfalls, wie Plinius, der jüngere, berichtet, safrangelbgetönt, also eigentlich unsichtbar, ersetzen. Malte, meißelte man für Menschen? Genug, wenn Athena den Marmor würdigen würde! — Die schwarzen Figuren hatte man in rote verwandelt; weniger selten wurden jetzt Sterbliche, neben Göttern, dargestellt: Hell auf Dunkel aber forderte jedenfalls genaueste Durchbildung der Formen, haarscharfe Umrisse; besteht nämlich eine rote Gestalt auf schwarzem Grund einer strengen Prüfung — wir müssen das wiederholen —, so ist sie unbedingt gelungen, könnte sich also desto reizvoller vor Weiß oder

sogar Gold abheben. Das ist ein Gleichnis: da zur Darstellung auf Schalen, die Dionysos geweihtes Naß enthalten dürfen, freie Bürger und Bauern als ehrbar genug befunden wurden, so mochte man nunmehr alle auf Gefäßen abgebildeten Gestalten zu Vorstellungsberechtigten beim Throne der Proserpina steigern. Da Apollo eingriff, galt, was die Kunst anging, eigentlich zuvörderst für die Lebenden. Nun heißt es für uns, in der Unterwelt herrscht Finsternis: darum benehme, ergänze, gestalte sich jeder Mensch schon hier so vollständig, daß er dort — dereinst durchsichtig, weil dem Leib entnommen — blinken und blitzen könne! Dionysisch, im mystischen Sinne betrachtet, leben also eigener Vollkommenheit gewachsene Menschen gerade hier, wo keine Sonne der Ursitte funkelt, bloß das Herzblut einige Strahlen davon verstreut, in ungeheurer Finsternis. Wallfahrten nach Eleusis bestätigen jedesmal solche Voreingenommenheit vom Gott. Nun ist das Jenseits wahrscheinlicherweise, besonders für den weihereich Gereinigten, durch Klärung Hochgestellten kein Dunkel: wie herrlich aber wird dann gerade das für Finsternis geübte Innerseits, abermals leiblich auferstehend, der uns zukommenden Sonne, in Selbsterstrahlung, standhalten! Dieses Geheimnis also flüstern mir die am feinsten und klarsten gelungenen rotfigurigen Töpfe und Geschirre zu. Doch sprechen wir noch, im allgemeinen, von Rot und Schwarz: Grausen vor Schrecken des Sterbens verdichtet sich schwarz, Grauen im Urfeuer des Blutes, unter unserer Sonne, purpurt den Grund, von dem wir uns abheben. Funkelschwarz und dunkelrot waren daher hochbeliebte Farben, gegen die man harmlose Figuren, die Götter oder Menschen darstellen konnten, setzte: ja, in Farben erwächst unheimlich, weil gleichnishaft, ein Ermahnen, von dem Maler, die sie handhaben, in kulttötenden Zeiten, kaum noch etwas ahnen. Zu diesen weniger schlicht das Geheimnis wahrnehmender Epochen gehörte bereits der Hellenismus, und somit selbstverständlicherweise Pompeji.

Nochmals zurück drum zu den Berückungen um Dionysos, aus dem Nüchtern-Füglichen! Doch trägt uns nun Chiron, der kluge Sohn der Philyra, von Thessalien — seiner Heimat —, wo er Achilles das Kitharaspiel beigebracht hat, nach der Peloponnes der Dorer. Er hat ärztliches Wissen: Wunden verbindet seine kundige Hand, Wunder der Heilkunst geschehen durch Asklepios, seinen Schüler. Von ionischen Pferdeschweifmännern, dem begabten Silenos, der des Marsyas Lehrer war, von vielen kleinasiatischen Springfigürchen um Kybele, haben wir uns auf der Reise losgewunden, auch die bockhaften Satyrn ließen wir, auf dem Wege von Korinth nach Arkadien, hinter uns. Nun kehren wir bei Pholos ein: auch der Kentaur ist frohgemut und gastlich, reicht uns herzhaften Wein, hält die übrigen Kentaurn, rauhbeinige, ungeschlachte Rüpel, ohne menschliche Gesittung, durch Drohungen mit einem Gewaltigen, der kommen könnte, um mit dem Donnerkeil auf sie einzuhauen, vor peinlich-aufregenden Annäherungen ab. Unterbrechen sie aber trotzdem, voll stürmischer Neugierde, unsere Gespräche, so verspricht der gütige Pholos, ihnen abends geheime Schlupfwinkel von Wasserjungfrauen verraten zu wollen: so können wir doch vergnüglich plaudern und schmausen. Leider aber kam ich nicht dazu, Chiron wegen der Zerstörung des Töpferofens auszuhorchen, denn als ich eben die Rede dahin wenden wollte, brachen überraschenderweise Felsen über unseren Köpfen zusammen; die ungestümen Kentauren konnten nämlich, wie sich gleich herausstellte, die zugesagte Stunde, um in lüsterner Begierde den Quellfräulein nachzuschlüpfen, gar nicht mehr erwarten und brachten durch Erderschütterungen, bei ihrem ungeduldigen Aufstampfen arge Zerwühlnis ringsum hervor. Chiron stürzte sich ihnen ent-

gegen, da sie flüchtig wurden, einigen nach und entschwand mir. Daraufhin begann ich wiederum meine Wanderung, gelangte — weiß nicht wie es kam — abermals unter Kentauren, die zu thessalischen Lapithen geladen, bereits bei ihnen gelagert lagen. Perithoos, ihr echter Herzog, feierte Hochzeit mit Hippodomeia. Reizvolle Mädchen, Gespielinnen der Braut, führten unter ihrer holden Leitung einen ehrbaren Reigen auf: die Amme der Hippodomeia, eine Unfreie aus Böotien, erfreute sich, in einem Winkel verkauert, der gelingenden Schwingungen ihres beweglichen Pfleglings. Theseus ist eben eingetroffen, unterhält sich mit Perithoos über abgelaufene Betätigungen gegen abenteuerliche Waldgewaltige. Der Reigen durchkreist die kriegserfahrenen Lapithen, die kampfbegabten Kentauren. Brünstigen Blicks überfällt — wie jeder es wußte, keiner erwartete — der jüngste Kentaur Perithoos' Braut; lachend, krampfhaft mit einem der Mädchen, im Schwung, auf dem Rücken, stampft schon ein Roßgreis davon: entspringt unserer Umsicht. Der Tanz ward Tumult. Einer der bärtigen Männer mit hurtigen vier Füßen erhascht sich den Knaben, der Wein in die Becher goß; Kentauren, tausend Kentauren von überall kommen. Lapithen, Erwartete, greift zu! Uns bangt vor den Vergangenheiten; hier ist: halb Roß, halb Mann, was dich bedroht; aber dahinter krümmen sich, die, seltsam im Traum gesichteten, unermeßlich langen Schlangen — deine allzuirdischen Eigenheiten! Schon schlagen Arme der Lapithen auf gefährliche Gefährten bei des Menschen Hochzeit. Widerstand gelingt aber den Bärtigen, Haarigen: sie zermalmen den Gegner, beharren auf ihrer prachtvollen Beute Besitz. Um Mut, nach Kraft der Lapithen jammern die umklammerten Bräute: mit krallenden Fingern trotzt noch dem Raubroß Perithoos' Verlobte. Theseus schlug drein: der wildeste Waldstämmling starb; Perithoos erdrosselt einen Kropfhals aus dem Hochland. Gebrüll aber kündet fürchterlicher Kentauren dauerndes Kommen aus dem Geklüft. Phöbos, der Retter, tritt auf; kein Auge gewahrt ihn im Getümmel; doch er ist dem Gemetzel herrliche Gegenwart unverrückbarer Gesetzlichkeit. Olympia, ich glaube an den Apollo in deinem Giebel! „Haltung!“ gebeut des Gottes gerader Arm: „Erfaßt euch einen Gegenstand!“ Hochgerichtet greifen Perithoos und Theseus zugleich nach dem Beil. Keinem der Helden ringt es der Draufgänger Waghalsigster unter den Kentauren ab: es gelingt sogar der stämmigsten Jungfrau, ihren behuften Begehrer am Bart niederzuzerren. Mit eigenen Zähnen die Sehnen ihres Bändigers zerfleischend, entreißt sich eine kleinere Lapithin — auf ein paar Zwinkerblicke Schmerz — den quetschenden Umhalsungen ihres raubsüchtigen, brünstigen Halbtiers: nun würde sie der Gebissene würgen, doch glückt's noch einem Jüngling zu rechter Zeit, hinterrücks des Wütenden Schädel durch einen Steinschlag zu zertrümmern. Apollo, in deinen Augen goldet ja die große Ahnenschaft! Zweifelloser, von sämtlichen Zwittern ward um dein Delos breithin die Erde mit ihrem Meere gesäubert; was Herakles' Arm vollbracht hat, gelingt deinem Blick: gütig dünkt er dem Gereinigten, gleich dem Stoß eines goldenen Dolches entledigt er uns von den Ungelungenen. Weiche Unberührbarkeit der Brüste von kämpfenden Mädchen, in der Kentauren Klauen, du bist gesichert: Apollos Rechte, ins Gericht gestreckt, schützt den eigenen Eid! Verteidige des Gottes Gebot, Weib: im Leib die Zucht laß von keinem Ungeheuer überwältigt sein! Noch befiehlt Phöbos unbemerkt: sein Mund wird diesmal zubleiben. Liebende Lippen halten den Logos geborgen: er ist zweisilbig: Sonne. Das Wort an einem ungebotenen Verlauf zu hindern, besitzt das Kinn die Kraft. Apollos Ohr horcht auf das unentwegt hervortönende Strömen des lichten Urquells,

doch seine erhabene Gottesgestalt ist unaufhörlich Zugegenheit vollzähliger Zeiten, die ein Wink zur Wirklichkeit als Welt anberaumt hat. Wer solche Flechten bei Phöbos schichtete, weich unterm Fleisch gesichtete Rippen, geschichtet hat, beherrscht beinahe den Kanon: zur Kunst des Dorers komme Polyklet!

* * *

Dionysische Echtheit wird Bedingung, damit der Geist sich durch Apollo sachlich ausspreche: die Errungenschaft der Begriffe, das philosophische Denken der Jonier überhaupt, ist, sonnenhaft-großzügig verstanden, eine Tat im Sinne des Gottes von Delos. Was verdanken wir also dem Eiland, wenn wir uns an die Worte des Heraklit halten: „Denken ist größter Vorrang; die Natur belauschen, ihr nachhandeln, somit die Wahrheit sagen, bringt zur Weisheit!" Daß unsichtbare Gottheiten des Olymps unsere Vorstellungen von ewig zugegenen Gewalten sind, durch deren Eingebungen wir hell im Dasein stehen, wird wohl bei manchem Menschen, der sich durchs Hellenentum lebendig weiß, Überzeugung sein. Götter entstehen durch Einbildung in uns: wir gebrauchen das Wort in seinem ursprünglich eigentlichen Sinn. Was wir nämlich als einen Gott bekennen, ist das unserer Umsicht zugängliche Herüberwirken des Unendlichen (το ἄπειρον nennt es Anaximander) in die Welt menschlicher Bedingtheiten. Unter dem Wort Umsicht fallen wir Vernunft, Verstand, Gefühle, Sinne in einem sammelnden Begriff zusammen. Wir können, etwas tiefer messend, auch Einsicht sagen: diese Bezeichnung, die uns die Sprache, aus früher Anpassung an die häufigsten Erfahrungserscheinungen, einhändigt, ist vielleicht am geeignetsten, darzutun, daß es sich, auf Grund unserer Veranlagungen, immer wieder, beim Aufsteigen in Kultur, um Zuflüsse von Lichtwesen drehen muß, die uns zur eigenen Vergöttlichung auffallen werden. Die erhabenste Einbildung — wir wiederholen mehr genötigt als absichtlich das ausdrückliche Wort — die sich jemals in einem Stamm kundtat, ist Phöbos Apollo: seine Wiedergeburt unter Hellenen — vielleicht mag es aber keine, sondern sogleich Erstehung, scheinbar Emportauchen, gewesen sein — auf dem Delos der Jonier, war durch Volksbegeisterung vorgewußt. Nachdem sich später der Hafen der Insel zu einem ostwärts gerichteten, reichhaltigen Stapelplatz der Römer entweiht sah, konnte der Gott dennoch seinen Tempelbezirk heilig halten: Seeleute sind säuberlich; sie müssen sich ans Genaue binden, sonst bleibt all ihr Betreiben nicht ersprießlich; so erwies es sich denn — führen wir es mit diesem Beleg nochmals an — daß der sonnige Gott so innigster Reinigung eben doch bloß auf Delos, dem bißchen Kliff, geboren werden konnte. Wallendes, waschendes Wasser bewacht wesentlich seine erhabene Erlesenheit. Die Götter Griechenlands sind unsterblich; uns, für die sie zur Welt kamen, vielleicht etwas entrückt, doch vom künftigen Menschen nicht allzu gesondert, keinesfalls mehr in Verbannung! Apollo blieb immer, auch im Mittelalter, frei bei den Gebildeten; nur sollte damals niemand seinen Namen waghalsig aussprechen. Jesus Christus, den wir gläubig bekennen, erlaubt uns wieder Hingabe an die hohen Gottheiten der eigenen Ahnen.

Als Apollos Vollkommenheit, deutlicher schon auf purpurner See, klar durch Mittagszeichen über den windverspielten, amethystnen Inseln, den spiegelnden Buchten um ihr schimmerndes Delos, als Erleuchtung im Geiste, erstand, kam durch Heraklit die Vernunft (λόγος) zum Wort: Erkenntnis war dem Griechen nunmehr Eingesetztheit (δίκη) durch gebietendes Geschick (εἱμαρμένη); der unbedingte Gott hatte seine Weisen zur Priesterschaft be-

rufen. Wer, wie Anaxagoras, vermochte, den Menschen als Maß der Dinge aufzustellen, sollte sich wohl zu Apollo bekehren; daß er sich, der Pallas Athene zugewandt, zum Künder ihres Kultes beflissen fühlte, entscheidet nicht. Nachdem er Sterne, Sonne und Mond, in zweckdienlicher Geregeltheit (κόσμος) einem lebendig wirksamen Denken (νοῦς) eingehändigt hatte, begann auch unsere Überwindung des Sternglaubens. Apollo, der gar herrlich, in diesem Gefecht der Meinungen, siegen sollte, erhob sich darauf Europa über Asien.

In klassischer Zeit, wurden Götter bereits entscheidend, jedenfalls am ausgeprägtesten, ihrer himmlischen Hüllen, insofern es gestirnte Einkleidungen waren, entledigt: freilich sind sie schon bei Homer beseeltelte Wesenheiten, doch hat erst die Tragödie, vor allem durch Äschylos, an die wahrhaften Götter, wie wir sie für Hellas noch annehmen, inbrünstig geglaubt. Demokrit führt Regeln in der Sternkunde ein, entäußert somit das Weltgerüst aller freizügigen Selbständigkeiten und begegnet unwillkürlich, als Wegbereiter, darin ebenfalls Platon und Aristoteles. Auch die rhythmisch verbundenen Sterne werden ihm: „Mit Gewand und Schmuck, zum Schauen prachtvoll ausgestattete Bilder, denen aber kein Herz innewohnt.“ Bei Eudoros heißt es: weder Anaxagoras, noch Demokritos glaubten, daß in der großen Weltordnung Sterne lebende Wesen seien. Von Leukip wird dasselbe überliefert und noch dazu: kein Ding entstehe ohne Grund, sondern jedes aus einer bestimmten Ursache, und zwar durch Notwendigkeit. Beim Denker des „Staates“ stellt sich bald ein äußerst geistiger Gedanke ein, an dem bloß noch etwas Sonne glutet, und zwar, weil ihr am offenbarsten lebenschaffende Gewalt innewohnt: wer könnte uns also unterrichten, wie von der Natur loszukommen wäre? Aristoteles nimmt bereits eine sternreine Geistigkeit, hinter dem Erkennbaren, in dem sie sich jedoch als gesetzgebend faßbar macht, hochberechtigt an. Ist doch der Mensch, wie Demokrit sagt, was allen bekannt ist. Durch seines Geistes Flügelschlag kann dereinst das All umspannt werden! Als die Griechen, in späterer, halbägyptischer Zeit, abermals den Osten auskundeten, entstanden astrologische Annahmen von unmittelbarer Belebung durch Gestirne; vor allem dachte man an Schicksalsschwenkung bei ihren Kreisungen. Die Götter aber kehrten erst, als beinahe keine Seele mehr an sie glaubte, vielleicht aus den letzten Kabiren-Mysterien auf Samothrake, als Planeten in den Himmel zurück. Kein Gott ist so sternhaft wie Apollo, obschon er, als Phöbos, Menschen entzückende Mittagsgestalt wurde. Die Kabiren selbst sind, nach Thebens Amphion-Zethos, dem andern, Dorern hohen Brüderpaar, Kastor und Polydeukes, ebenso wie Apollo mit Herakles, auch die Zwillinge am Himmelszelt: zuerst ward das Sternbild eingottig, als die babylonische Astralerscheinung Nirgal, gedeutet. Der Löwe, ebenfalls ein gestirntes Tier aus Zweistromland, bedeutet des Menschen Herz, All-Herrlichkeit, Ursatz zum Tag: nicht umsonst überbrüllen also Löwen, von steiler Doppelterrasse auf Delos, den Geburtssee vom Sohn der Leto. Außerhalb des assyrischen Tierkreises, doch Apollo, als einem Zwilling, nah, glüht, ihre prachtvolle Vega verherrlichend, die Lyra. Auch andere Gleichnisse Apollos glänzen über uns, bevor ein Tag am Himmel erfüllbar wird: groß und hochgerichtet, vor allem der Schwan; den lebhaften Vogel hat Euktemon regungslos in seinen gestirnten Gesetzkörper eingegliedert. Vor dem Delier hüpft im Frühjahr sein Delphin über den Horizont empor: um Wintertiefe jedoch, wenn der Gott bei den Hyperboräern hohes Sonnentum verkündet, schlüpft er wieder in einen Ozean der Ungreifbarkeiten. Mit Dionysos teilt sich Apollo ins Sternbild der Doppelkrone, oder, wie es auch heißt, des gepriesenen Kranzes aus

zwei Zweigen; Apollo soll ihn wohl verleihen, doch ewig ward er, bevor Aratos seine Aufzeichnungen zuwege brachte, der Ariadne zugewandt. Der Schlangenträger (Ὀφιοῦχος) erstrahlt riesig groß, als herrliche Gestirnzierde des Himmels; auch zu Apollos Ehren, da er seinem Sohn Asklepios, den Gesunder und Gott durch die Schlange, geweiht ist, ihn eigentlich gleichnishaft, im Ringen der Sterne, verteidigt. Als Name erblaßt langsam der Drache, nur undeutlich gemahnt er ja an seinen Erleger Pythios: nach astraler Wahrheit, zückt Perseus jetzt das Schwert gegen seinen, zwischen die Bären, gewälzten Leib. O, auch der Himmel hat seinen Ozean, der Strom Eridanos erreicht ihn hold gestirnt! Welchem Hyerboräer-Eiland zu? Deukalion schwimmt dort empor: der Wassermann, ein ewiger Noah, blickt aus der Arche: Apollos gestirnte Worte aber fliegen zuhöchst, von Sonne zu Sonne. Delos ist auch im Himmel geborgen, vielleicht, im Meer von Hellas, bloß ein dem Menschen zugesichertes Spiegelbild! Also hat Apollos Kithara erhabenen Anklang am Sternenzeit: zu keinem Gott, auch nicht zu Zeus, gehören so prachtvolle Gestirne. Vermochte nun Apollo, der Unendlichkeit seiner Gestirne entnommen, damit Verknüpfung ursprünglichster Geschicke sich ereignen könnte, dem weltlichen Dasein abermals, in herrlicher Freiheit und feierlicher Heiligkeit, enthoben zu sein, so ist die entscheidende Tat um Adlung der Erde bereits vollbracht! Nicht umsonst hatte sich also Leto ein felsiges Eiland, als Geburtsstätte für den Lichtgott, angeboten! Delos selbst hat, fast von den eingeborenen Göttern losgelöst, auch ein eigenes Sterngeschick auf seiner See; es hieß nämlich, man habe die Insel, bis Apollos Mutter sie anrief, nicht bloß, übers ringsuminselte Meer hin und her schimmernd, schwimmen gesehen, sondern Stimmen behaupteten, die es bezeugen konnten: Delos taucht sogar, genau betrachtet, zwischen den Fluten auf und nieder.

Weil die Insel aber immer wieder da war, so nannten sie oft darüber erstaunte Schiffer „Erscheinung", denn das soll Delos bedeuten. Einige Nachdenkliche glaubten nun, die Überschwemmung komme vom Hochwasser im Schwarzen Meere; doch noch geachteter war die Meinung eines vielgereisten Weisen, derzufolge Delos unterseeisch durch einen geheimen Fluß mit dem Nildelta in Verbindung gestanden hätte: auf diese Art machte sich nun — und das leuchtete ein — jedes Ab- und Anschwellen des Ägypterstromes auch, durch Empor- und Hinabsinken des rätselhaften Eilandes in die Wogen, bemerkbar. Kundige der Sterneinflüsse über den Menschen, im Sinne der Alten, die im vorigen Jahrhundert lebten, sind jedoch anderer Ansicht, Zecchini gibt an: „Wo Rabaud de Saint-Etienne über den Orion spricht, äußert er, das Auftauchen und Verschwinden von Delos sei bloß ein Gleichnis von Vorgängen in den Sternen; auch der gelehrte Abt Banier schließt sich Erklärungen, die den herrlichen Arion mit der feierlichen Insel des Apollo in geheimnisvollste Beziehung setzen, an. Jablonski schreibt, in seinem vielgekannten ‚Pantheon Aegyptiorum", solche Mutmaßungen spätgekommener Sterndeuter auf".

Wir wollen nun folgende, weil sehr zusammenfassende, antike Nachtfabel — sie betrifft natürlicherweise Delos mehr als Heimat-Eiland der Artemis, als des Apollo — anführen: Orion der Samenreiche, weil — wie wir sehen sollen — Sohn dreier Götter, auch der Wasserlassende, von οὐρεῖν, somit wohl Regenbringer — wurde in der Haut eines Stieres zur Welt gebracht, und zwar zur Erinnerung an Gastlichkeit, die darin Zeus, Hermes und Poseidon, auf Einladung ihres Eigentümers Hyrieus, der lange einen Sohn zu bekommen hoffte, genossen hatten. Nun, behaupteten ausgezeichnete Fachleute, hat man sich als Orion das Sternbild, bei dessen Aufkommen die Regengüsse einsetzen,

vor Augen zu halten. Orion wird nämlich sichtbar, wenn die Sonne aus dem Zeichen des Wassermanns in das der Fische gelangt. Daß er aus dem Stier hervorgeht, ergibt sich, weil er am Horizont, gleich nach dem Stier, erscheint. Er soll dereinst ein Riese gewesen sein, und ungeheuer groß ist deshalb das Sternbild seines Namens. Daß er auf dem Wasser einhergehen könnte, erzählte man sich ebenfalls, und zwar wegen seiner Lage über dem himmlischen Eridanos. Orion bekämpft einen Stier, der aber ist kein anderer als der himmlische, aus dem er hervorkroch. Auch raubte er, berichtet die Sage, den Schleier der Artemis, die als Mondgöttin übers Sternbild des Stieres gebietet. Gekränkt darüber, läßt die göttliche Nachtjägerin Orion durch den Skorpion totbeißen: wirklich gehen die Scheren des Skorpions (später die Wage gemeint) auf, sowie Orion untertaucht. Er war aber auch ein trefflicher Schmied und hatte Poseidon, einem seiner drei Väter, ein unterseeisches Schloß errichtet, das Eos, die rosenfingrige, sich geraubt und nach Delos gebracht hatte: damit aber kann bloß bestimmbares Untertauchen und vorauszusehendes Emporkommen des Sternbildes gemeint sein. Auch wurde festgestellt, daß Orion, fünf Jahre nach seiner Verheimlichung durch Eos, abermals im Osten zum Vorschein gelange. Nun, meint Rabaud, trägt Delos, aus diesem, keinem anderen Grund, den Namen die offenbarte, erschienene Insel, auch bringt er vor, daß Böotien die Heimat dieser Sage sein mußte, weil von dort die Hyaden, Töchter des Hyas und der Boitia, herkämen: sie waren Freundinnen der Artemis, und Orion hatte sie verfolgt, als sie in die Wogen springen sollten; nun erscheinen tatsächlich die drei oder, wie Euripides bestimmt, fünf, ja laut des Pherekydes Schätzung, sieben Hyaden sofort nach Aufgang des Orions. Artemis tötet den Orion mit einem Pfeil des Schützen, dessen höchster Zipfel sich zeigt, wenn Orion untergeht; wir wissen aber, daß Artemis (als Jägerin) den Schützen beherrscht! Wir führen diesen keineswegs apollinisch geklärten Bericht nicht bloß an, weil er auf Delos bezogen wurde, sondern hauptsächlich, um zu beweisen, daß selbst Sterne gar keine Einhelligkeit von Erzählungen verbürgen, wenn nicht eines Dichters heiligende Hand, mit der ihn Phöbos begabt hat, die Sage seinem Gotte priesterlich geweiht hat. Die Hyaden stehen ja, in anderer Gestaltung, unter des Zeus, der sie als Gestirne in den Himmel eingefunkelt hat, gesungener Huld: auch Dionysos mag den Hyaden, da sie wohl menschliche Wesen waren — denn alle alterten dem Gotte weg — gewogen gewesen sein: Medea machte sie aber, auf seine Fürbitte, wieder jung. Ungefähr zu dieser Fassung der Geschichte von den Hyaden dürfte Herder geschweift sein, damit sie ihn, als geheimnisvolle Wesen, unweltlich im Dasein, an das Wesen der Mütter gemahnen konnten. Goethe spricht von ihnen durch Faust:

> In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
> im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt
> und doch gesellig. Euer Haupt umschweben
> des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
> Was einmal war, in allem Glanz und Schein
> es regt sich dort; denn es will ewig sein.
> Und ihr verteilt es, allgewaltige Mächte,
> zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
> Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
> die andern sucht der kühne Magier auf;
> in reicher Spende läßt er, voll Vertrauen,
> was jeder wünscht, das Wunderwürdige schauen.

Hier hat Apollo Kithara gespielt. Von nun an müssen wir von Letos Sohn in der Holdheit sprechen, die viele ursprünglich zu ihm Begeisterte kaum an-

geht. Seine Verbundenheit mit Dionysos wird nämlich locker; Apollo hat Freiheit errungen und verleiht sie: wir aber mißbrauchen das europäische Gut. Früher bekreuzigte sich der Christ, wenn Dionysos zur Sprache kam. Er — nicht Pan, der seit Überschreitung des platonischen Widderjahres, das er beherrschte, aus der Hölle nach Seelen hascht und von ihnen Frevel heischt — galt bei den Schriftgelehrten für Satan. Also witterte das Volk, wir werden es stets deutlicher einsehen, richtiger. Besonders für Luiz de Camoëns, in seinen Lusiaden, ist Dionysos Fluch der bösen Eingebung. Faust sagt, bei Nennung der Mütter, was Menschen, aus begründetem Vorurteil, auch vor Apollo oder Dionysos, fühlen können.

Faust (erschaudernd):

> Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag,
> was ist das Wort, das ich nicht hören mag?

Mephistopheles:

> Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
> Willst du nur hören, was du schon gehört?
> Dich störe nichts, wie ich es auch weiter klinge,
> schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.

Bisher verfolgten wir bloß die große Spanne Griechentums, die überall und unvergänglich als vollkommene Erfüllung des hellenischen Weltversprechens anerkannt wird; die Doppelheit, die sich im hohen Volk, durch die hermetische Erfindungsfreude des weiblichen Joniers und aus der Urkraft des männlichen Dorers, kundtut, wurde schon oft erkannt und fand Beachtung; der Zweischritt oder die Miteinanderkunft von Dionysos und Apollo, bis zur Reife von Hellas, ist, mit Nietzsches großartigen Auseinanderlegungen der unumgänglichen Gegenständlichkeit der Frage, jedem, der seine Geistigkeit durchs Hellenentum zur Mündigkeit bringen will, nunmehr mundgerecht. Von jetzt an müssen wir eigenmächtiger, wagemutig wie unsere Vorgänger, Kennzeichen so manches späteren, weniger deutlichen Gottesdurchbruchs, bei den Hellenen, nachspüren. Apollo war — wir spielten darauf an — frei geworden: häufiger kümmerten sich nun Götter um ihn, als er Olymp und Menschheit beachtete; trotzdem möchten wir vom klassischen Apollo nochmals hervorheben: er bestimmt den Vortritt der Persönlichkeit aus der Allgemeinheit, der sie also angeschlossen blüht, Hermes hingegen entschöpft in Vereinzelungen, die sich der eigenen Herkunft entledigen. Apollos spätere kalte Klarheit gebar wahrscheinlicherweise den friedfertigen Klassizismus, der immer aufs neue zu Angriffen reizt: ihn meint Gauguin, wenn er sagt: „Das Griechentum, mag es noch so schön sein, ist der Irrtum." Schönheit erströmt uns mit Unheimlichkeit, weil sie in ihrer Vollkommenheit den Menschen überragt, nicht zu ihm, sondern Göttern gehört: das Erechtheion betrete ich, als das herrlichste, tiefste und hehrste Werk, das mir geboten ist: hier finde ich die Vorhalle zur Idee, als höchste Menschenmöglichkeit, mit einfacher Geziertheit ihrer ionischen Säulen, vor dem Heiligtum eines Gottes. Schlankheit drückt unsere Natur in ihrer Völligkeit aus, denn der Drang empor zu Apollo ist in ihrem Wesen grundsätzlich: keine Schwere ward überwunden, denn scheinbar gab es keine Schwierigkeiten zu beseitigen. Nach Phidias, dem erhabensten Gestalter im All, spalten sich die Gangarten um die Götter: Skopas glaubt noch an die straffen, hochbeinigen Apollos aus Naxos, auf Sunion, doch huldigt er vor allem der Kriegsjungfrau Athena, auch Dionysos

verehrt er aus Einfalt; Praxiteles ergibt sich Hermes, dem kommenden, und Apollo, dem Gott, der bleibt, weil er einziger Spender von reiner Schönheit ist; sein Hochschwung erreicht sie, wohl erst nach vollendeter Lösung von Dionysos, aus strahlender Klarheit, in sich selbst und bereits ohne kindlichen Anflug zum Wahrsagen.

Was dem Menschen, durch Phidias, aus der Gottheit Eigentum wurde, können Männer zertrümmern, Weiber verschmähen; niemals aber wird das geistige Erbe der perikleischen Akropolis vertan sein. Schönheit, früher nur Einbildung der Götter im keuschen Gemüt, bleibt für immer höchster, aus Menschenhand erlangbarer seelischer Reichtum: sie ergibt sich aus Mut, Macht, Sorgfalt, Zartheit, Strenge, Geduld und anderen Eigenschaften eines hold beschertem Lieblings Apollos. Was sich, als Triebe menschlichen Geartetseins überhaupt, scheinbar widerspricht, ist nämlich im Gott, mit seinen neun Musen, himmlische Eindeutigkeit, über die er, Künste erwirklichend, verfügt. Die geschärfte Einsicht des Griechen verstieg sich allerdings, besonders deutlich in hellenistischer Zeit, Geist und Hülle in Gedanken zu spalten, doch unterschied sich, großatmig betrachtet, die antike Kunst im allgemeinen, solange es eine gab, von jeder späteren dadurch, daß sie keinen Gegensatz zwischen Geist und Körper kennt. Das betont neuerdings Ludwig Curtius sehr nachhaltig. Noch viel ergreifender ist aber folgender Satz des Gelehrten: „Die neue Kunst ist schon aus dem Grunde zwiespältig geworden und geblieben, weil sie die vollendete alte Kunst vorfand und übernahm.“ Wenn Curtius meint, das geschichtliche Leben ist viel zu reich, um ohne Zwang als Abwandlung nur eines Gedankens gedeutet werden zu können, so möchten wir das vor allem bei den Griechen, für ihre Taten und Leistungen nach Phidias, anwenden; vorher war die Überlieferung so ungeheuer, daß man jedes Ereignis im Hellenentum tatsächlich für geschicksmäßige Kundtuungen noch unfreier, weil vermutlich noch an Gestirne gebundener Gottheiten halten kann. Als es noch keinen Apollo über uns, den gefährlichsten Gott, Bescherer von Schönheit, Förderer, ja Forderer der Freiheit, gab, konnten Völker erschöpft sein, überwunden werden, doch der Bruch einer Kultur, sozusagen aus Freiwilligkeit, war — wie er sich bei uns im vorigen Jahrhundert ereignet hat — nicht möglich: selbst im späteren Hellenismus blieb Kunst sakral: durch Kult bestand Kultur. Freilich Apollo, der eigenmächtige Gott, verachtete, Dichter sprachen es aus, mehrmals andere Götter und alle Priesterschaft; schon damals drohte Zusammenbruch des Hellenentums, aus Überhebung einer apollinischen Künstlerschaft, besonders aber durch hermetische Freidenkerei. Einbrüche der Kulturlosen haben Hellas vor seiner äußersten Schmach bewahrt. Jede Zeit, die seitdem folgte — führen wir nochmals Curtius an — entfernte sich in ihrer eigenen Entwicklung von der antiken und wurde wieder von ihr angezogen. Die Unberührtheit hoher Kunst von allem Vergänglichen — die es bloß seit Phidias durchaus geben kann — kommt daher, daß der eigentlich kaum bei Menschen, weil auf dem unscheinbarsten Delos geborene Gott, jede Gemeinschaft mit mißglückten Menschen, wenn er sich zu den Hyperboräern wendet, von sich weisen kann. Von oben, im Norden, erreicht er, ohne unterirdisch, bei klebrigen Verblichnen, sich anhaftenden Schatten, bemakelt zu werden, in stolzem Bogen, abermals den Osten: daher prangt seine großartigste hellenistische Kunst in Kleinasien. Von dort zog dann Apollo, an der Akropolis vorbei, ohne diesmal dionysische Verheißung im Theater, wieder in Hellas ein. Er bleibt durchaus Hellene; andere Götter vereinten oder verloren sich sogar, bei ägyptischen, chaldäischen, persischen und semitischen Numen: Apollo

bewahrte seines Blutes Adel und wachte über Reinheit und Gesittung seiner Rasse. Die Pracht in den geheiligten Bezirken des hellenistischen Joniens war beinahe übermäßig; auch die Häuser Wohlhabender stattete man mit Zierden und kostbaren Möbeln aus: doch nicht bloß bei Verfertigung von Prunkdingen, Einrichtungen, die südlicher Behaglichkeit dienen, zeigte sich der Grieche noch immer erfindungsreich; auch die unerhört großartigen Tempelanlagen hatte ein immer noch höchstbegabtes Volk aufgerichtet: für Gesundheit, Leibesübungen, Bildung des Geistes sorgten sämtliche Städte nach Möglichkeit. Die Trümmerstätten von Delos bestätigen, wenn auch in beschränkten Verhältnissen, was sich noch in Priene, Ephesos, Milet, Halikarnassos, Pergamon, Palmyra und anderen asiatischen Pflanzstätten von Hellas offenbart. Das Welterblicken des hohen Zwillingspaares, das tiefste Not zu gebären, auf dem Eiland sich ereignen ließ, kam, in seiner herrlichen Menschlichkeit, wohl wenig mehr zutage: Delos mag als Handelsplatz, Sklavenmarkt wirklich irdisch ausgesehen haben. Der hochzügige Schwung in der Vorstellung, daß einige Klippen Sonne und Mond geboren haben, wird bestimmt etwas zu gebärdenhaft auf der Insel zur Schau geboten worden sein: die Berechtigung, ja Nötigung, dieses Ereignis in der Kunst beim Kult hervorzuheben, besteht; doch leicht verführt dabei die ursprünglich schlichte Eingebung zu solchem Glauben sachlicher denkende Menschen, was kindlicher Ernst vermutet hatte, nun mit Schwulst und Prahlerei, nach anmaßendem Belieben, und auch allzu zweckentsprechend, auszuschlachten. Wir sind uns bewußt, beim Verfassen dieses Aufsatzes, ebenfalls derartigen Gefahren ausgesetzt zu sein! Doch ist es geboten, sie nicht von vorneweg zu vermeiden, sondern sich ihnen nach Möglichkeit gewachsen zu zeigen!

Die Freiheit war zuerst in Apollo beschlossen; darauf mußte sie in Menschen offenkundig, von weniger dazu tragfähigen unter ihnen mit Gefahr erstrebt werden: einmal, von einem Eiferer danach, erlangt, verflacht sie aber fast ausnahmlos das Gemüt, verführt zu ihrem Gegenteil: Füglichkeit (Mechanisierung). Der Grund ist folgender: in noch gottseligem, gelassenem Geschlecht wird des ungebrochenen Menschen Schaffen und Handeln unaufhörlich von dem auf ihn zukommenden Gott belebt; in einem frei auf sich gestellten aber, gelangt der Verstand zu überragender Geltung und verkettet alles von ihm Erfahrene, damit es ihm nicht entgleite. Weil ahnungslos und im Grunde unschöpferisch, ist er auch bestrebt, das Gefährdete zu wiederholen. Jede Beendigung einer ununterbrochen eingegebenen Überlieferung bedeutet, bei einem Volk oder Einzelnen, Verschlingung in nunmehr unvermeidliche, weil ja eigentlich selbst umstrebte Bedingtheiten.

Dem Gottgeschenk der Freiheit mußte die Begnadung folgen; wir werden bald auch auf Delos ihre Spuren auf dem Pfade zum Heil wittern lernen. Der Macht über des Menschen Willen scheint sich der Herr, damit Freiheit in Wahrheit sei, begeben zu haben; doch hilft dafür unser himmlischer Vater, durch häufigeres Einsetzen glaubenshärter, drum hochheilender Verkünder herrlich lodernder Gebote, auf Erden, seinen leicht kühl fühlenden Kindern. Hierin bedeutete Israel einen Vorsatz Hellas gegenüber: doch bloß die Hellenen, als bereits zur Freiheit gekommene Männer, hätten die Seher aus dem gelobten Land hochherzig aufnehmen können! Erst dem Christentum, Erfüllung altasiatischer Erde durch Hellas' Geist, konnte der Mensch zutiefst gehören.

Wenn der Heide Demokritos sagt: „Meide nicht aus Angst, in Hinsicht auf Pflicht, entgehe dem Frevel!", so ist das ein europäischer Grundsatz. Apollos Stolz hat ihn befohlen: von seinem Delos aus bewahrt das Auge

asiatisches Wasser, dort schwimmt, doch nur seltsam deutbar — Patmos. Das Eiland von Letos Zwillingspaar reicht durchaus zu uns, wenn auch verschiedene Heiligtümer örtlicher Gottheiten, sogar eine Synagoge, auf dem wenig Boden eines unnahbaren, doch duldsamen Gottes Unterkunft, Geheimkulte aus vielen Wüsten, in oft künstlichen Grotten, dem Kynthosgipfel zu, Unterschlupf fanden: Markt, Haus, Kunst sind hier griechisch, also eigentlich bereits nordisch, wie es auch dem Wesen eines Gottes der Hyperboräer entspricht.

Delos schlug, als Handelsplatz, durch Machtbeschluß Roms, alle Nebenbuhler im Osten: Korinth war zerstört worden, Rhodos versank, angesichts des Aufkommens der Insel Apollos; sogar Alexandria ward schwer betroffen. Auch damals versagte Apollos Stolz nicht, seine Künste pflegten Athener, die Rom über viele Inseln des Archipelagus als Schutzherrn anerkannt oder sogar eingesetzt hatte. Erst in den Kriegen der Urbs gegen König Mythridates ward Delos von einem Seeheer verheert; bald darauf zerstörten es Horden im Seeräuberkrieg; von damals an waren weder Hellenen noch Römer fähig oder geneigt, die hohe Insel in großen Ehren zu halten: ihr Sohn Apollo aber war Gott der Vollkommenheit, also Sonne, die nie untergeht, geworden! Bei ihren Ausgrabungen in Delphi haben französische Archäologen vor kurzem ein frühes Flachbild aus Marmor gefunden, auf dem Apollo mit der Strahlenkrone neben Hermes dargestellt ist. Es ergibt sich somit, daß man den Lichtgott auch im 6. Jahrhundert v. Chr. als Sonnenerscheinung auffaßte.

Die außerordentlich großen Handelsgesellschaften auf Delos hatten in ihrer Glanzzeit eigene prunkvolle Märkte mit Heiligtümern, Schatzhäusern, Wohnungen, Warenlagern erbaut und nach Göttern, denen diese Anlagen geweiht waren, benannt. Poseidoniasten hießen daher Syrer aus Berytos, es mag auch Apolloniasten gegeben haben; die Römer hatten vor allem einen Markt, auf dem die lares competales verehrt wurden und nach dem sie sich Competaliasten nannten. Ihnen und den anderen Italikern gehörte auch der prächtigste Markt der Hafenstadt, die Agorá der Hermaisten, der, wie der Name angibt, dem Handelsgott geweiht war. Diese großartige Niederlage stieß an den Heiligen See; noch jetzt sind die Ruinen staunenerregend: eine Beschreibung von Delos wäre hier nicht am Platze, doch das zertrümmerte Denkmal des, in römischen Diensten, verewigten jungen Feldherrn C. Ofellius Ferus wollen wir erwähnen, denn es bietet uns die Gelegenheit, eine Ansicht über hellenistische Kunst zu äußern. Die noch am Boden liegenden Bruchstücke des Standbildes gehören zu einem schönen Werk zweier Epigonen des Praxiteles: Dionysios und Timarchides aus Athen. Diese Statue war deutlich an Hermes angeschmeichelt, man hielt im zweiten Jahrhundert v. Chr. von den Göttern so wenig, daß man bereits für einen Glücksritter wagte, was nachher Imperatoren zukam: Verähnlichung, ja Gleichsetzung mit Gottheiten. Eigentlich geschah das mit Zeus: doch ein Geist, der heilige, weil uneitle, Unnahbarkeit in Absonderlichung, vollständige, wenn auch noch fromme Einzelsetzung eines Menschen aufbrachte, war letztes Apollotum bei den Heiden. Im allgemeinen schuf man, in hellenistischer Epoche, als der Götterglaube schwankte, feste menschliche Spielarten (Typen); das anregend Persönliche, vor Phidias, war ja, seit nicht allzulanger Zeit, der Ergöttlichung eines Stiles geopfert worden; also ergab es sich folgerichtig, daß man einige geadelte Gattungen unter den Sterblichen erfand, die dann auch langsam deutlicher in wirkliche Erscheinung traten. Ein Fall, wie beim Standbild des C. Ofellius im kleinen Delos, ist für beste Kunst des heranreifenden Hellenismus kaum weitreichend gültig.

Schon Demokrit sagte: Adel der Zugtiere zeige sich in der Wohlgestaltung ihrer Körper, der eines Menschen in der Vornehmheit des Charakters. Mit diesem, allerdings willkürlich gedeuteten Grundsatz, wird die Palästra dem Markt, der Rednerbühne, ja sogar der Tempel bereits dem Wohnhaus geopfert, denn bald heißt es wohl: Nicht wie du dich vor den Göttern und Menschen ausnimmst, ist maßgebend, sondern dein Benehmen im Täglichsten bleibt stichhaltig. Wir folgern allerdings ein wenig so, weil wir, beispielsweise auf Delos, das Hervortreten der Plätze, gleichzeitig mit Aufwand für die eigene Behausung, zuungunsten der Heiligtümer heimischer Götter und der Gymnasien, deren Wettspiele Theseus eingesetzt haben soll, bemerken können; man ließ zu, daß ein Tempel der fremden Götter an hoher Stelle gebaut wurde: Zeus, Apollo, Artemis behielten bloß ihre, freilich besonders heiligen, weil altehrwürdigen, Weihestätten. Viel Eitelkeit herrschte bereits: die Namen aller Stifter nahm man wichtig; die Hörnerkolonnade wurde von Antigon Gonatos errichtet, Marmorstandbilder von Mitgliedern der Familie des Artemidoros errichtete sich die Sippe bei prunkvollen Propyläen. Das gesellschaftliche Leben erhielt seine kulturhafte Gestalt: die Hunde, verlautete nun, wären böse Jäger, würden deshalb, nicht aus einem Vorurteil gegen etwas Unreines, das keine Vernunft zugibt, von Delos verbannt. Bloß der Zärtlichkeit der Gefühle wegen, so plauderte man miteinander, dürfte keine Geburt, mit ihren Schreiausbrüchen, auf der Insel der Artemis Leleitheia, kein Tod mit Händeringen der Zurückbleibenden, in Apollos Nähe, vorkommen: da selbst Gräber traurige Empfindungen erwecken, habe Peisistratos sogar die vorhandenen nach Rheneia verlegen lassen! Der Charakter, von dem man viel zu halten vorgab, wurde auf dem Markt ausdrücklich hervorgehoben; Gelegenheit ihn zu betätigen aber dürfte der angesehene Mann, aus bürgerlicher Anständigkeit, sorgsam vermieden haben. Über ähnliche Zustände, in den letzten Jahrhunderten bis heute, sagt Kant: „Das arkadische Schäferleben und unser geliebtes Hofleben ist beides abgeschmackt und unnatürlich, obzwar anlockend. Denn niemals kann wahres Vergnügen da stattfinden, wo man es zur Beschäftigung macht. Die Erholungen von einer Beschäftigung, die selten, aber kurz und ohne Zurüstung sind, sind allein dauerhaft und von echtem Geschmacke." Aberglauben, Eigenart altväterlicher Sitten, sogar Vorurteile schätzt Herder richtig ein, wenn er meint: „Siehe! Diese sogenannten Vorurteile . . . wie stark, wie tief, wie nützlich und ewig!" — Grundsäulen alles dessen, was später über sie gebaut werden soll!

Daß übrigens der Hellenismus sich ebenso wertvoll wie frühere Abschnitte im Volksleben kundgetan hat, möchten wir hervorheben: sollte uns nicht der Mensch in Hellas, schon damals auf seine Freiheit gestellt, fast unheimlich berühren? Wie viele Kulturen gab es, doch Sonnigkeit im Wesen, besonders bei Empfindung für eine Verantwortung Unendlichkeiten gegenüber, wie wenig! Ist das All Chaos oder Kosmos? Die Frage war bereits bedrückend; eine Antwort, wie immer sie lauten konnte, dem bloß auf sich gewiesenen Einzelnen, fast unfaßbar. Der Trieb zur Kultur rettete die antike Welt: wenn der Mensch das Maß der Dinge war, so galt es ihm, dem so tiefe Ereignetheit innewohnte, sich selbst, der Welt zur Genüge, vornehmer als was ihn sichtbar, vielleicht auch unheimlich umgab, zu gestalten. Auch Göttern, denen ein fortgeschrittener Hellenist wohl kaum traute, errichtete er bewunderungswerte Bauten; der Mensch mochte sich beim Schaffen daran bilden und aufrichten! Also das Gewissen für Kultur war voll Entschiedenheit durchgebrochen; führen wir auch hier Kant an, wenn er lehrt: „Die Hervorbringung der Tauglichkeit

eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt (folglich in seiner Freiheit) ist die Kultur. Also kann nur die Kultur der letzte Zweck sein, den man der Natur in Ansehung der Menschengattung beizulegen Ursache hat." Fügen wir hinzu: Kultur ist Einkehr bei Gott, Vorbedingung zu ihr Freiheit: es muß dem Menschen gestattet sein, eigene Verbindlichkeiten mit der Allgemeinheit, dem Schöpfer gegenüber, kundzutun oder sein besonderes Gebundensein zu verheimlichen.

Eines der vertraulichsten Wohngebäude vom versunkenen Delos heißt nach der Frau, die darin Besitzerin war, Haus der Kleopatra: von dort holen die wenigen Menschen auf dem Eiland heute ihr Trinkwasser. Ohne Kopf, doch noch anmutig in der Gestalt, steht das Marmorbildnis der Kleopatra an seiner Ehrenstelle neben dem Gatten, der aber ganz zertrümmert wurde und nun fehlt, im eigenen Haus. Wer dem Hellenismus geneigt ist, wird sich dort oder etwas davon entfernt, in einer anderen Wohnung, wo Kinderhändchen die Wände trefflich mit Schifflein und Betrachtungen über den Verlust von Würfeln bekritzelten, heimischer und deshalb angeregter fühlen als bei den ithyphallen Befruchtungsgebärden in Stein vor des Gottes der Berauschungskraft (Dionysos) eingeengtem Heiligtum. Apollo war Gott der Absonderung und Beherrschtheit geworden: der Masse auf dem Markt war ein attischer Zeus (πολιεύς) besonders gewogen: als ein Gott der Milde, des segnenden Regens war er, wie ein hoher Herrscher aus Athen, eingezogen; Kekrops hatte bereits auf der Akropolis dem himmlischen Zeus (ὕπατος) einen Altar geweiht und sanftere Gebräuche, statt seiner arkadischen Menschenopfer, eingeführt.

Neben dem großen Apollotempel stand ein ebenso ehrwürdiger der Athener, also den wohlerzogensten Hellenen, für den Gott, der vielleicht sogar der berühmte mit den sieben Bildern war; auch ein Heiligtum der Leto befand sich in Delos' geweihtem Urbezirk. Gewiß dachte man sich, zwischen diesen Göttergeschlechtern in herrlichen Bauten, weit zurück: war Apollo, ein Gott, mehr als Vorstellung? fragte sich bestimmt oft sein Gebildeter. Ist nicht Orpheus, der Held mit der Leier, aus thrakischer Heimat, also mit Dionysos ein Blut, die einzige Entschleierung des Wesens von Phöbos? Er, der göttlich begabte Mensch, mag, obschon Aristoteles seine Dichtererscheinung zu Sterblichen geleugnet hat, verehrungswürdiger sein als Götter in himmlischer Unhaltbarkeit. Orpheus' Auftreten ward begehrtes Geheimnis, nach seiner Ursache trachteten die Fragen.

Wenn wir es wagten, unsere festen Vermutungen über Apollos Wesenheit, nach seiner Ereignetheit über der Bühne, in Zeiten um Sokrates und später, aufzustellen, so fragt man auch: wo hält sich Dionysos, der immer zertrennliche, aber niemals von Göttern, Menschen, Tieren oder Pflanzen abseitige Gott auf? Laut und wild brach er stets, in blutrünstiger Zeit, über die Schmerzen des Daseins jammernd, doch auch Jubel durch Berauschung bei den gequälten Menschen spendend, ein, nicht aber unter dem Leid, Geschick verwirklichen zu müssen, zusammen. Wie sollte der Gott innerster Tragik nicht ewig unter uns bleiben? Dionysos spaltete sich, wie es in seinem Namen liegt. Als Herrlichkeit mit den Sklaven, Kargbemessenen, wollen wir ihn, von Apollo hart besondert, bald einzuholen suchen, doch zuvörderst möchten wir Dionysos, als Lieblingsgottheit, auch bei Wohlgestellten finden! Wo noch kräftige Not, Mitschöpfer an der Welt zu sein, in einem Geschlecht fortbestand, verhieß er, bei Bejahung der Freude, seinen Zweiflern am Geist, die Urwüchsigkeit der Triebe im Leibe: Epikur trat auf. In ihm ist übrigens nochmals Apollo durch Dionysos erkundbar: Dionysos erscheint uns nicht als eine Gottheit

des Staates, wie etwa Athena, doch wohnt ihm gewahrbarste Gewalt zur Gemeinsamkeit inne; Epikur aber verachtet, wie vielfach seine Zeit, die Staatsgeschäfte, zieht sich auf das eigene Besitztum, mit sogenannten geistigen Gütern, zurück. Dazu bestand er auf Freiheit: ein Weiser, in seinem Sinne, brauchte mehr Selbstherrlichkeit als die Lehre Demokrits ihm vermacht und dann von seiner Gestähltheit verlangt hätte. Epikur pochte, zur Verteidigung seiner Urmonade (dürfen wir hier einen Auftakt zu Bruno und Leibniz vermuten?), nicht aber um Ethos und Gebot zu rechtfertigen, auf Aristoteles: die Persönlichkeit mußte ja ihm, ebenso wie dem Stagyriten, von allem Anfang an und grundsätzlich vorhanden gewesen sein, denn bloß sie blieb ihm heilig. Die allgemeine Vernunftwelt der Stoa verwarf er aus demselben Beschluß, nämlich den Mann gegen das Chaos zu richten! Leider aber flüchtete er zu Vertraulichkeiten mit Nymphen, die auch Sokrates, durch ihre Beplätscherungen, oft erfreut hatten. Prometheus oder Übermensch künden sich also durch Epikur niemals in seinen Gärten an! Doch belebte Schwung seine Gedanken: Chrisippos, den Verbreiter der Ansicht von einem genötigten Verlauf der Dinge (Determinismus), bekämpfte er noch ausdrücklicher als Karneades, dem zwar Freiheit erlebte Tatsache war, der aber doch auch schwerwiegende Bestimmungen im Geschick annehmen wollte. Diogenes Laertius berichtet sogar, lieber hätte Epikur alten Aberglauben gelten lassen, als die moderne Knechtung des Mannes — für ihn einziger Inhaber der Freiheit — selbst durch Zeus. Freilich ist auch dieser Zug im Epikureismus gottlos: bei Lukrez geschah bereits die Auseinandersetzung mit dem Olymp in Hohn.

Ein dionysisches Sich-Selbstsuchen, Sich-Selbstgehenlassen veranlaßte, nach der Komödie, das Vortreten oder Sich-Wegdrehen der Kyniker; denn, vergessen wir nicht, Dionysos war, wie Aphrodite, oft eine Gottheit beim Volk: als Befreiungssüchtiger berauschte er noch Schwächlinge, Weiber und Sklaven. Antisthenes, der erste Kyniker, gelobte sich zwar einem Halbgott: Herakles, weil er, Bankert einer hergelaufenen Thrakerin, unter den Unehelichen im Gymnasion Kynosarges, für seine Schüler und sich Aufnahme gefunden hatte; nun, dort thronte der Erleger des Nemeischen Löwen. Sonst verschmähte er Götter und Fürsprecher bei ihnen, beachtete auch seinen halben Landsmann Dionysos kaum. Da er den Hund, als Namengeber für seine Richtung, gelten ließ, mag er wohl an den tragischen Verräter von Wild und Wald, eher als an den Gefährten der Artemis gedacht haben: Verrat — er verübte ihn am Gedanken der Kleinstaaterei, an der Idee, die Pallas Athene unter den Hellenen erscheinen ließ — mag ihm nämlich nicht übel geklungen haben! Übrigens gründet sich — gegen seinen Willen — der Kosmopolitismus, Weltbetragen sogar der Stoiker auf diesen Kynismos: Vielleicht — so folgert man bereits — auf dem Umweg über Panaitios und seinen Synkretismus; auch der des römischen Imperiums, wo es für sich ideale Rechtfertigung fordert. Freilich handelt sich's da bloß um das Weltbürgertum, wie es auf Virgils: „Romane memento!“ auf Ciceros ethische Rechtfertigung der Freizügigkeit durch Selbstbeherrschung, Zucht für die Gesamtheit, geheiligt ward! Ein dionysischer Träger, Ertrager der Tragik des Christentums wendet sich dann, als wäre es zu Apollo, an Cicero, den Vornehm-Gesinnten und erkennt in seiner Heilslehre den Beweis für die Weltüberlegenheit des Nazareners, dessen naturhaftes Auftreten oft als Kynismos gedeutet wurde. Das tat Augustinus.

Wenn Dionysos, bloß in Ausgelassenheit, aus dem Urgesetzten hervorbricht, so birgt sich in solcher göttlicher Raserei kein Schein von freier Heldenherrlichkeit — bedeutet doch auch der Zufall im Geschick keine Lücke, sondern

Aussetzen unserer Fähigkeit zur Weltauffassung: doch gibt es auch eine Freiheit durch Selbstbeherrschung, das ist Richtunggebung aller im einzelnen verbündelten Gesetze, sie ereignet sich — wir sagten es — als Eingebung eines Gottes. Wir schreiben hier keinen Versuch über die ehrwürdigen Weisen der Antike, sondern uns liegt daran, hervorzuholen, wie die Wahrhaftigkeit der Götter, daß ihr wirksames Bestehen in oft anderer Offenbarung — die Veränderung ist vorzüglich durch Wechsel unseres Wesens bedingt — sich eigentlich für einen verständig Prüfenden als beweisbar darstellen kann. Auch ist das Licht nicht bloß Gleichnis für hohe Gesinnung, der Gang zur Sonne bei uns niemals ein Vergleich, sondern wir halten diese urbildliche Sprache, wo wir sie führen, als den Tatsachen gewachsen: Menschen sind bereits Sonne, die, selbstbestimmend auf feindlichen Schollen eingesetzt, den übrigen Gestirnen gegenübergestellt, doch aber erst für Gott, als der Ihm eingeborenste Stern, in Lebendigkeit dereinst zuhöchst errungen sei!

Dionysisch, ohne bis Apollo folgen zu können, ist wohl die Lehre vom bloßen Ausgleich der Leidenschaften, wenn man sie nicht durch sonnigen Willen beherrschen, sogar ausmerzen mag. Ἀπάθεια nannten die Stoiker ihren Zustand, in dem die Begierden in einen Vergleich der gegenseitigen Beaufsichtigung gewilligt haben. Wenn wir aber eine Leidensgewalt als πάθη ansehen, so sind uns doch schmerzgeborene, schmerzerzeugende Triebe — wie etwa im Chor der Tragödie — Exponenten gegebenen Weltleids, das jedoch Urheber zu Rausch, der es betäuben soll, werden kann. Ein später Dionysos wird besonnener und findet den Ausgleich, durchs innere Gegeneinanderspiel der Leidenschaften, bis zur Apathie. Herrscht hier wirklich das Hirn? Kaum ist dabei wohl das Herz beteiligt: eigentlich stürmen Sinnlichkeiten gegen Sinnlichkeiten, Triebe werden durch Triebe gebändigt, endlich ergibt sich dadurch der Seelenfrieden. Epiktet erhebt sich deutlich über diesen Zustand örtlicher Leidbetäubung durch Ausgleich, wenn er sich fragt: was ist Hinderung? Und antwortet: „Die Krankheit ist Hindernis für den Körper; für den Willen aber nicht, wenn er nicht selber es sich gefallen läßt. Lähmung ist ein Hindernis für den Schenkel, für den Willen aber nicht. Dies sage dir vor bei allem, was dich trifft! Dann wirst du finden, daß es für irgend etwas ein Hindernis bildet, für dich aber nicht."

Wenn daran festgehalten wird, daß Aristoteles unser wissenschaftliches Denken begründet, der Logik ihren förmlichen Charakter, der bis Kant unverrückt geblieben ist, verschafft hat, so lag durch ihn doch keine Veranlassung zu mechanistisch-materialistischen Einkastelungen des denkbar Gedachten in Kategorien vor: unter der Hand von Skeptikern, auch Stoikern, vollzog sich das, doch gebührt diesen Gelehrten, wenn wir allgemein urteilen, das Lob, daß sie Erwecker zur Sachlichkeit geworden sind.

Geradezu großdionysisch ist ja die hellenistische Einsetzung der Vernunft (λόγος σπερματικός) als schöpferische Gottheit: freilich wird dabei, neben Apollo, auch des erfinderischen Hermes gestaltendes, raschbelebendes Wesen: undeutlich, doch ähnlich empfanden wir aber bereits den männlichen λόγος, wie ihn uns Heraklit geboten hat; auch der männliche νοῦς des Anaxagoras weist die Richtung auf Hermetik: klar apollinisch bleibt bloß das ungekünstelte Naturgefühl vom λόγος, der Spürsinn für weibliche Weltgewalten bei Empedokles. Zum erstenmal durchaus sachlich erscheint ein Geistiges, τὸ πνεῦμα, durch die Stoa in der Weisheitslehre.

So rein abgelöst von allen Bedingtheiten durchs Geschlechtliche, konnte wohl bloß, wer von Apollo berufen ward, einer königlichen Gottheit Ver-

haltensein in, über und außer den Dingen kundtun. Schon das Sächliche daran, nicht bloß Folgerungen, die das eingesetzte Pneuma, als Feuerhauch, uns eingibt, vermag es, nachträglich jeden Anthropomorphismus — wenn es sich aber wohl nicht sofort derart ergeben mochte — vorläufig den Pantheismus, zu überwinden. Die magische, mit Pneuma gesättigte Luft (ἀήρ) bei Diogenes von Apollonia lebt heute noch in der rechtgläubigen Kirche fort: dem Priester ist es verliehen, den heiligenden Athem, bei Taufe und anderen Sakramenten, aus eigenem Munde, zu verströmen: das Pneuma hat ja die Ruach des Alten Bundes im Neuen Testament — es ist die entscheidend wirksame Übersetzung, in der frohen Botschaft, aus dem Hebräischen ins Griechische oder gar bei deren mutmaßlichen Verfassung in der Sprache des Platon — ersetzt; die früher so oft genannte Ruach lebte, unter den Gnostikern, noch als spirita sancta, auch Weiblichkeit der Welt überhaupt, weiter; der nunmehr ganz sachliche, weil sächliche Geist, Ur-Inhalt vom All, der sich den Griechen zuerst kundgegeben hatte, ist uns eine der ungeheuersten Steigerungen des Buches der Bücher, die sich ereignen konnte: die Weiblichkeit aber sollte nicht preisgegeben bleiben, als Allheilige Mutter Gottes kehrte sie, der Ruach tief verwandt, im Glauben der Christen abermals auf. Ich bin im theologischen Schrifttum wenig zu Haus, weiß nicht, ob ein ähnlicher Gedankengang bereits in Erwägung gezogen wurde, doch möchte ich sofort betonen, daß es mir durchaus nicht daran liegt, einen Beitrag zur Seelenkunde, durch die das Emporkeimen des Christentums vernunftgemäß erklärt werden könnte, zu liefern. Ausdrücklicher jedoch als bei Apollo, sei hier hervorgehoben, daß ich außer an Gott, an seine Götter über uns glaube; daß für mich Adlung eines Volkes, wie für unseren Fall, bei Griechen und Juden, vorbestimmt ist, damit Taten im Geiste und durch den Leib — auch unbewußt, wie bei Aneignung einer Sprache aus dem Urhauch — Vorläufiges zu höchstem Wundergeschehen des Herrn im Menschen emporheben können!

Dionysos auf Delos können wir noch nicht verlassen: vor allem sei erwähnt, daß eine Bühne hier geblüht haben muß, da der bereits im fünften Jahrhundert in Athen gegründete Verein der Künstler des Dionysos (οἱ περὶ τὸν Διονυσον τεχνῖται) kaum eine so wichtige Pflanzstätte, wie auf der Insel des Apollo, hatte. Da die Athener, bei Wettbewerben für ihre meisten siegreichen Künstler, zu Haus und in Eleusis, ein Heiligtum besaßen, beim Kult beteiligt waren, so kann man vermuten, daß es auf Delos ähnlich zuging. Wo Edwin Rohde über die mimischen Darstellungen bei Mysterien spricht, meint er: „Was die in Eleusis Geweihten gewannen, war eine lebhaftere Vorstellung von dem Inhalte dieser, in den, den Seelenkult begründenden, Vorstellungen leer gelassenen Existenz der abgeschiedenen Seelen. Wir hören es ja: nur die in Eleusis Geweihten werden im Jenseits ein wirkliches ‚Leben' haben, den ‚anderen' wird es schlimm ergehen. Nicht daß die des Leibes ledige Seele lebe, wie sie leben werde, erfuhr man in Eleusis. Mit der unbeirrten Zuversicht, die allen festumschriebenen Religionsvereinen eigen ist, zerlegt die eleusinische Gemeinde die Menschheit in zwei Klassen, die Reinen, in Eleusis Geweihten, und die unermeßliche Mehrheit der Nichtgeweihten." Obschon Delos die Insel des Apollo war, vor dem Kynthos-Gipfel sich wohl eine Orakelstätte in der geweihten Grotte befand, das Inopostal, voll von Bezirken außerordentlicher späterer Kulte, dahinanführte, so können wir dennoch keineswegs bei Reinigung und Klärung in der Unterwelt an Phöbos, an den delischen, bloß überirdischen Apollo denken. Doch eine Sonne, die zugleich oben und unten scheint, hatte bereits ihre Dämmerung vorgesandt.

Als fremde Götter loderte die jüngste Ostflamme, bevor sie aufgegangen war, bis Delos empor: Altäre gab es, die man, in besonderem Heiligtum, Serapis, Isis, Anubis, Astarte, Harpokrates errichtet hatte; zwischen Wohnhäusern eingeengt, befand sich, über dem schon erwähnten Flüßchen, ein Bezirk der Kabiren; kleine Weihestätten für römische, andere italische, morgenländische Gottheiten standen überall herum. Apollo schien, bevor man sein Eiland brandschatzte, wie schon früher Artemis, auf Delos, deutlich beiseite gedrängt worden zu sein! Auf dem Markt der Italiker kommt es einem beinahe vor, als drehe man dort, in voller Heidenzeit, dem Heiligen See nicht absichtslos den Rücken: lauter prunkvolle Nischen für allerhand Weihgeschenke stehen da, vom vielleicht schon langsam versumpfenden Wasser abgeschlossen, nach Westen, großen Säulenhallen zu, offen. Auf der Spitze der Kynthos stand überhaupt, seit jeher, ein Heiligtum des Zeus Kynthios, zu dem dann eines seiner Tochter Athena Kynthia kam. Dionysos, als ein volkstümlicher Gott der Schauspieler, lebte, unbestritten in seinen Rechten, fort; er greift sogar in die Vorstellungen und Anschauungen der Moralisten ein; hier ein Beispiel für noch viele; Epiktet sagt: „Merke: du hast eine Rolle zu spielen in einem Schauspiel, das der Direktor bestimmt. Bestimmt er ein kurzes Stück oder ein langes, du mußt es dir gefallen lassen. Gibt er dir die Rolle eines Bettlers, so mußt du diese dem Charakter der Rolle entsprechend durchführen, und ebenso, wenn du einen Krüppel, einen Herrscher oder einen Privatmann spielen sollst. Denn das ist deine Aufgabe, die erhaltene Rolle gut durchzuführen; die Rolle auszuwählen kommt einem anderen zu. Folglich: nimm das Leben wie ein Schauspiel!" Der Maske kommt eine innerweltliche Bedeutung zu: vor allem behauptet sie ein Geheimnis. Mit Dionysos schleichen wir zu allen ungewöhnlichen Göttern, um sie zu belauschen; kommt dann ein Ungeahnter empor, so verkriechen sich die Zurückgesetzten bei ihm, um in einem Fasching vermummt, ihre Frist zwischen Menschen immer wieder zu gewinnen. Der indische Dionysos ist der Gott des Entlegensten, durchaus Neuartigen, sogar wenig Behaglichen, Grausen, und Hermes verbietet ihm und uns bloß künstlerisch greifbare Unweltlichkeiten zu erschwärmen: wir nennen jetzt, was den Zuschauer bei Aufführungen entrücktester Stücke anstachelt: Romantik. Es sei hier die Meinung geäußert, daß sich der Mensch gern ans Unheimliche hängt, weil er in ihm doch ein seinem Wesen Zukommendes, das er nur noch nicht erfassen kann, schaut. Der Mimos gehört zu den Machtgestaltungen des Dionysos: in einem seiner Stücke, dem Mimodrama Chariton, wird uns Indien mit gar phantastischer Küste vorgeführt. Statt zu Apollo geleitete Dionysos, der Theatralische, diesmal zu Isis, der Entschleierbaren. Der Übertritt aus dem hellenischen Heidentum zum Kult der Niltalbewohner war somit eigentlich vollzogen. Dionysos ist als chtonische Gottheit, über die Mysterien, einfach inner-indisch nach Osten heimgekehrt: bald sollte er alle Götter in den Hades nachreißen. Was bei Apollo ein ewiger Tagestanz vollbracht hat, daß nämlich die Sonne nochmals im Osten, dann überall, aufging, geschah auch mit Dionysos; bloß zugunsten der Gottheiten im Morgenland durch die Erde, was man für unter der Erde setzen kann: Dionysos ist ja im Grunde, besonders seit seiner Trennung vom so viel edleren Apollo, ziemlich naturgerecht, vernunftmäßig. Denken, Fühlen, Bekennen der Hellenen sind zuerst, bei bösem Anhauch ihrer Numen, durch Umgang mit den Fremden, recht unrein geworden; Apollo hat sich darum von Hellas weggewandt und zeigt sich auch anderen Völkern gar selten. Die Ägypterin Isis hätte beinahe, aus der gesamten Menschheit, einen welt-

verehrenden Monotheismus an sich reißen können: was, bei jüngsten Orphikern, Empedokles, so herrlich sanghaft von den Urweiblichkeiten, ehrwürdig-dichterisch über Hyaden — wie wir anführten — Goethes Mütter im Faust, ja fern-mystisch von tiefen Schicksalsspinnerinnen zu uns herüberklingt, tritt nüchtern, durch Priester erklügelt, trunken von Dionysos bevormundet, darum weihelos für ein in Hellas zu Apollo und Athene erzogenes Gemüt, dem Bekenntniserkundenden, im Heiligtum der Göttin, die einst kuhköpfig gewesen ist, gegenüber. O, berückend schön war freilich das Standbild der Isis auf Delos; scheinbar eine hellenische Aphrodite, gemahnt sie an die etwas frühere, heute so weltberühmte schaumgeborene Göttin aus Melos! Nun fehlt der Kopf, doch die herrliche Gewandung des Unterleibes, der Oberkörper in Nacktheit sprechen noch, aus dieser jungen Erdmutter, von der Weiblichkeit weiter Macht. Ihr Tempel war besonders prächtig, denn Isis galt, bis spät in die römische Kaiserzeit, für die Schützerin der Wohlhabenden, also meistens Halbgebildeten, auf die ein volles Pantheon in einem einzigen Weib so großen Eindruck machen mußte! Ihr Osiris war, wie Herodot schon niederschreibt, für die Hellenen Dionysos: er hat seinem Weib in Ägypten die kybelischen, oft in Orgien auslaufenden Kulte zugetragen. Typhon, sein Bruder, hat ihn, so lauscht man alter Sage, die Plutarch erhalten hat, in eine Kiste niedergekauert und den Wellen des Nils überantwortet: Isis suchte ihn lange, fand schließlich bei Byblis den Gott und verheimlichte den Fund. Doch Typhon kam darauf und zerstückelte nun den Leichnam, und alle seine Glieder zerstreute er. Isis sammelte sie tiefbesorgt ein, errichtete, wo sie etwas von Gott aufgespürt hatte, einen Altar, und Hypokrates, ihren Sohn, unterwies sie, bis es ihm gelang Typhon zu töten. Dann ward Osiris in der Unterwelt Rächer an allen Frevlern. Isis hat man zuerst mit der Sonnenscheibe, zwischen den Kuhhörnern, die eine Mondsichel darstellen, abgebildet; obschon Erdmutter, darum Demeter verwandt, kannte sie sich auf dem Meer aus: wie Aphrodites Sohn, so ist auch ihr Sproß Horus zugleich Eros. Sogar Nebenbuhlerin der Artemis können wir Isis, als Helferin bei Geburten nennen. Apollo nähert sie sich bloß als Gesundheitspenderin, in ihrer Beziehung zu Äskulap und Hygieia. Also läßt es sich vielleicht gerade auf Delos ziemlich leicht offenkundig machen, daß der einst lieblichste und doch furchtbare Dionysos, dann als Verräter am Tag — ein Unterweltgott, der doch dem Eingeweihtsein vor der hoheitsvollen Proserpina kaum gewachsen blieb — zum rückschrittlichen Volksverführer nach Osten ausartete: auch die weltabgelöste Priesterschaft, der moralisierende Gelehrte sind — wir wollen versuchen, das kurz zu erörtern — in seiner Gottesnatur begründet. Obschon Dionysos zum Christentum hinschwenkte, so hat es ihn doch besonders ausgesprochen gehaßt oder verachtet. Wenn Epiktet sagt: „Was ist der Mensch? Ein Seelchen, das einen Leichnam mit herumschleppen muß.“ So ist das Bekennen zu Proserpina, Dionysos kann es nicht genügen. Christus hat unser kurzes Leben, durch Ewigkeit, die wir hineinlegen, daher aber auch wieder emporopfern sollen, zu tiefst bejaht: seine Priesterschaft ist aber gar lange machthaft geblieben. Auch Dionysos blieb verkrochen: er hat sich, nach dem ungewollten, bloß aus Schwächung erfolgten Abgleiten von Apollo, nicht wieder hervorgewagt. Seine Berauschung war Drang zu schnellerem Ablauf des Kausalnexus: Dionysos blieb Überhörer, auch Überbieter, nicht urteilsloser Überwinder von Schmerzen und anderen Hemmungen oder Unbequemlichkeiten, die uns im Dasein behelligen: groß — wir sahen es — erragte er, besonders von seiner Bühne aus, Apollo. Dann, auch auf Delos, ist er Mystagoge: da

ihn Demeter zu beständig-mütterlich anwandelte, so schweift er, beim Thron ihrer Tochter vorbei, zu abgöttlischen Östlichkeiten. Am Wege ward ihm die, von ihm selbst, in riesenhaftem Schöpferschwung anberaumte, doch nun sich kleinlich verzettelnde Lebenslust hinderlich: schon Platon schreibt, in seinen Briefen, entrüstet über das Lotterwesen an sizilischen Tyrannenhöfen. Statt der dionysischen Befruchtungsfreude eines Volkes, finden wir, freilich durch den Gott, der als Trunkener bei Menschen beharren mag, jedenfalls Hellas der Weichlichkeit, Lastern durch Erschlaffung verfallen: der Gott tritt nun mit Weisen in Schulen ein: sein Aufzug ist oft modebestimmend; theatralisch werden letzte Sittengesetze vorgetragen, doch seinem Wesen bleibt er treu, drum ehrlich — durch Widerspruch. Dionysos, als gegen sich selbst, den Verweichlicher, ekelerfaßten, Einsetzer von herber Gesinnung zu deuten, ist allerdings eine willkürliche, vielleicht vom Gott des Berauschens eingeflößte Meinung: doch er war ja im Hades, und da ereignen sich auch in einem Bakchos allerhand Um- und Abwälzungen! Zur Bekräftigung geben wir immerhin einige kleine Auszüge aus Rohdes Psyche, auch vergessen wir vor allem keinen Augenblick Dionysos' Herkunft aus Thrakien — dort heißt es: „Es kann hiernach nicht zweifelhaft sein, daß man die, dem Pythagoras eigene Lehre von der Seelenwanderung in Thrakien wiedergefunden hat." Dionysos ist Blitzgeburt: in uns ereignet er sich durch Verzückung, Aufzucken der Seelenerleuchtung. Auch darüber sagt Rohde von der Psyche des Mysten: „Das Gefühl ihrer Göttlichkeit, ihrer Ewigkeit, das in der Ekstasis sich blitzartig ihr selbst offenbart hatte, mußte der Seele sich bald zu der bleibenden Überzeugung fortbilden, daß sie göttlicher Natur sei, zu göttlichem Leben berufen, sobald der Leib sie frei lasse, wie damals für kurze Zeit, so dereinst für immer." Nun ist aber Ekstase, im Menschen, geradezu in Plötzlichkeit, förmliche Eingebildetheit gewordener Dionysos: wo den Gott der Verzückten zu Apollo, Klärer der Welt, oder Christus, ihrem Wender, verlangt, ist er, im ersten Fall, immer hoch — heilig; im anderen, durch seine Höllenkunst, zu tiefst geweiht: entlastet er sich selbst seiner tragischen Vorläufigkeiten, so fällt auch alles Komisch-Groteske von ihm ab. Verborgene Grottenkulte kamen in hellenistischer Zeit rasch auf: nicht geheim, doch in Gewahrsamkeit der Familie, opferte man bald überall orakelnden, ihre italische Verwandtschaft überbietenden Gottheiten mit echt morgenländischen Namen: so geschah es natürlicherweise auch im einst heiligen Welthafen Delos; besondere Spuren davon könnte man wohl bei manchen Herden im Inostal und um das Theater vermuten. Was sich bei solchen persönlichen Mysterienhandlungen vollzog, bleibt noch recht dunkel, wie überhaupt die Natur von Dionysos, besonders in seinen späten Auslegungen: jedenfalls trachtete man sich eher eigener Innerlichkeit zuzuwenden, möglicherweise gestaltete der Mensch die Nacht in der Seele, durch astrologische Beziehungsergründungen zwischen dem Ich und seinen Gestirnen, um sich den erhabenen Himmel, den die Astronomen bei Festlegung des Kalenders umspannen konnten, unendlich tief zu erhalten, ebenfalls feierlich aus. — Wir wollen glauben, daß Apollos Wesen sich damals von Delos aus auch noch offenbaren mochte; wählen wir einen knappen Beleg dafür, Ernst Maaß, in seinen Tagesgöttern, sagt: „In der Tat, der Gott orakelt zeitgemäß, hält sich auf der Höhe, oder sollen wir nicht lieber sagen in den Niederungen der abwärts schreitenden Kultur? Leicht bemerkt man in diesem merkwürdigsten aller Spätorakel Göttergruppen, erst Helios und Selene, dann Kronos und Ares, die Unglücksplaneten; neben Ares wieder

Aphrodite, an erster Stelle (nach meiner Ergänzung) Jupiter und Hermes, diese mit Venus zusammen Glückssterne.

Es ist ein Zuwachs unserer Kenntnis von diesen Dingen, daß der griechische Apollo die Verehrung der Planeten an ihren Tagen, d. h. die Einführung der siebentägigen Planetenwoche, angeordnet hat. Jetzt fällt eine behandelnde milesische Theaterinschrift mit den sieben Vokalreihen und den Gebeten an die Planeten ins Gewicht: was dieser Apollo anbefohlen, ist in Milet ausgeführt. Unmöglich ist es nicht, daß der Spruch für Milet bestimmt war, aber nicht notwendig. Nur daß das Orakel nicht das delphische war, muß man allerdings beinahe glauben, weil das Festland von Hellas von den Planeten oder Tagesgöttern noch unberührt erscheint, während in Ost und West ihr Kult und ihre Epoche schon längst eingedrungen waren. Über die Zeit des Spruchs läßt sich auch jetzt Bestimmtes nicht vermuten."

Wichtiger als für Delos ist uns diese Auseinandersetzung mit einer ionischen Inschrift, weil wir eine Wesentlichkeit Apollos nochmals deutlich hervorheben können; er selbst hat keinen Tag im Kalender eingenommen, doch alles geregelt; auch die Akropolis, wo bloß andere Götter thronen, ist — wir spielten darauf an — sein Werk. Der nackte Gott, seit Anfang an, bleibt auch der stolze, ohne Berühmtheit, Gewand, ja Namen zu verleihen! Seine begeisterten Künstler tun nicht geheim, nennen sich aber gar nicht gern. Sein ewiges Tagen überwand die Sterne, apollinische Freiheit das Schicksal! Als Nacht über Hellas aus der Unterwelt eingebrochen war, rettete Dionysos die Götter in den Himmel, Apollo aber bestimmte noch ihren Rang, sang das Lied ihrer Heimkehr aus den Herzen in den Himmel, auf der Leier.

Alt schon waren die Lehren vom Makro- und Mikrokosmos in Hellas, das doch die Götter übertragisch, also frei, abgelöst vom Weltall, auftreten gesehen hat: Heraklit wagte es, das Geheimnis von Gegenseitigkeit, zwischen dem Himmel und Ereignissen durch Menschen, nach dem ihm eingegebenen λόγος zu offenbaren; Aristoteles griff die Erleuchtung auf und bewahrte sie uns. Der Feueratem ist der gleiche, ob in der Himmelskrone als Sonnen erblühend, oder auf kühler Erde, aus winzigen Wurzelwegen, in Tales Feuchtigkeit, durchglühen dürfend! In diese großartigste Anschauung Gelüste nach Nützlichkeit oder gar ein Erkenntnisbedürfnis über hierher aus Gestirnen vereinzelte Geschicke getragen zu haben, ist Verbalhornung einst herrlich im Geist gewitternden Urwissens, durch vernunftmäßig überallhin lauernde Sittsamkeitsgelehrige. Fester Dionysos fühlende, wohl auch ihn zu lehren befugte Naturen wie Epiktet werfen sich auch solchen engenden Verunglimpfungen unseres geistigen Gebietens entgegen. Er sagt nämlich: „Hat der Rabe unheilverkündend gekrächzt, so soll die Vorstellung nicht über dich Herr werden! Alsdann sondere scharf bei dir und sage dir vor: mir kann er nichts Schlimmeres verkünden, höchstens meinem Körper, meiner Habe, meinem Ansehen, meinen Kindern, meinem Weibe. Für mich gibt es bloß glückliche Vorbedeutungen, wenn ich so will. Denn was immer vom sogenannten Unglück herauskommen mag, in meiner Hand liegt es ja, davon Vorteil zu haben."

Beim älteren Platon tritt sein königlicher Gott immer einfacher auf, einsamer vor: wenn wir aber des herrlichen Weisen volles Werk betrachten, so ergibt es sich daraus, daß er, wie dann noch Aristoteles, auch an einzelne Gottheiten, besonders Gestirne, als eigene Lebendigkeiten, die allerdings vom Urzeuger abhängig wären, geglaubt hat; doch können wir auch daran festhalten, daß es Götter, in Unberührbarkeit durch unsere Sinne, im nahen Morgenland, außer bei den Juden, auch bei den reiferen Hellenen gegeben

hat. Die Arbeit der Synkretisten, um Hierarchien unter Göttern, Halbgöttern, Familiengestalten, Einbildungen bei Nacht bis zum Himmel emporzustapeln, ist in Bruchstücken schriftlich vorhanden; doch möchten wir annehmen, Ergebnisse metaphysischen Gehalts seien, von ungenannten Sektierern, durch seelische Vorbereitungen, geheim, vielleicht kaum gewußt, für ein höchstes Kommen im Geist, ergiebiger eingebracht worden. Was Opfer, Gebet, züchtiger Lebenswandel dabei für Wirkungen, sei es bei Entfernung von Göttern oder, im Gegenteil, zu deren Wiedereinsetzung in Gestirne, oder sonst einem Vollzug von tiefer Bedeutung, erreicht haben mögen, bleibt verschleiert: sicherlich aber griffen, bereits in hellenischer Welt, schlichte Wesen nach ihrem Heil aus dem Herzen. Jedenfalls waren Grotten vor allem Begräbnisstätten; sie setzten sich dann, bei großem Aufwand an Seele ausgeschaufelt, als Katakomben unter der Urbs fort und, zum Tag zurück, schließlich durch. Liegt es nicht auf der Hand, sie Wurzeln des herrlichen Lichtbaumes der Christenheit zu nennen? Übrigens ist der Drang, bei liebem Leichnam lange zu bleiben, ihn gegebenenfalls in Reliquien zu zerreißen, vielleicht noch ein dionysischer, besser Zagreus-Zug im Wesen Erleuchtungswahn-Umfangener. Apollo zu lodert uns übrigens der Scheiterhaufen: bis spät ein Gleichnis freiwilligen Betretens einer höheren Lichtheit, nach wegkürzender Verbündelung der uns noch übrigen Schmerzen, die läuterndes Feuer dem Leibe bereite! Freilich ist Eile, auch bei Durchleiden, ein Merkmal des Dionysischen: Freiheit erragt dem berauschenden Thiasos wohl bloß durch überraschendes Einsetzen eines anderen Gottes, besonders Apollo oder auch Hermes, beispielsweise als Herold, eine der häufigsten Rollen auf klassischer Bühne. Er kann dabei die Tragik aufrecht, niemals eine Orgie in Schwung halten! Dionysisch, nach unserem Dafürhalten, läßt sich Epiktet auch aus, wenn er vorbeugt: „Das wechselvolle Leben gleicht einem reißenden Strom. Er ist voll Bewegung, führt viel Geröll mit sich, ist schwer zu durchschreiten, herrisch und brausend, und ist schnell vorüber."

Apollo, der so stolze Gott, daß er ohne jede Eitelkeit namenlose Werke zu ewigen Werten emporbezieht, konnte nicht volksgemäß sein: er adelt ein Blut, das übermenschliche Ahnenreihen, also ihn, Apollo selbst, aus den Sternen aufnimmt, um Freiheit zu erobern; vor allem, um Unabhängigkeit vom eigenen Vater, der Mutter, der tiefreichenden Sippe im selbständigen Wesen zu erweisen. Niemand ähnelt den Eltern weniger als ein Genius, denn er ist Erbe einer vollen Menschheit. Für Apollos Erdegeburt hatte sich, zum vorgewagten Abtragen einer Zukommensschuld, so viel Not — und zwar da in volkstümlicher erschreckender Wahrheit — durch Leto, die herumflehende, bereits beirrte Mutter ereignet, daß Apollo, einmal der Welt beschert, Entsetzung aus unserem Schmerzlich-Irdischhaften versprechungsweise bedeutet. Hier hatte die Gottheit als Weib, unendliches Menschenleid auf natürlichste, daher dem Manne, auf Feld und zu Schiff, vollkommen auffallendste Art, bloß als schlichte Gebärerin eines Sohnes, auf sich genommen.

Apollo, die tatsächliche, weil von allen, für Sichtbarwerdung durch unsere Sinne, in Bedingungen versetzte Sonnen, abgelöste Sonne, oder sagen wir bloß: Sonnigkeit in Wesen — Welt, blieb herrlich bei seinen nur durch ihn zur Freiheit gebildeten Hellenen: die Römer hielten noch zu stark und vernunftgemäß zur Familie; das Ursprüngliche beim jünglinghaften Menschen überm Archipelagus stieß sie als befremdlich ab. Ihrer Verstandhaftigkeit entsprach scheinbar klares Abstammen: wie kärglich und wenig gestaltungsfördernd sind aber bloße Folgenreihen! Kunst begreift der unbefangene

Mensch, aus eigenem Doppelgrund: weil sie nämlich nachahmt und wiederholt. Hochgereichte Sprache behauptet, du seiest ein Ebenbild, in Wirklichkeit aber mißrieten wir, aus vorwitzigem Nachahmungstrieb: Instinkt zu schöpfen, verlangt nun von der Kunst, wie beim Zeugen, Wiederholung, was aber in der Natur nicht gelingt, ebenfalls: Erbringung verlorener Vollkommenheit. Also — wir schrieben schon einmal so — nicht Wieder-, sondern Widerholung. Ereignung des so innerlichst Vorgesetzten gelingt bloß den Schlichten, doch keineswegs einfach: doppelter Anlauf verspricht beim Werk erst endgültiges Zustandekommen. Wir hatten uns einmal zu rasch nachgeschafft und darum auch selbstvergessen: der Bedachtsame weiß aber, wie Dinge dennoch besser anzufangen seien. Dionysos erwirklicht also die von eigensten Verfänglichkeiten, oft auf Flucht vor ihnen, in rauschendem Fluß der Begeisterung entbundene Wesenheit; Apollo bestätigt ihr Geratensein zu der Idee, oder er verwirft. In hellenistischer Zeit offenbarte sich, wenn der Gott sich eingegeben hatte, noch einigemal des Menschen Vollendbarkeit in herrlichstem Werk; doch immer seltener glitt der göttliche Griff zwischen die Finger der eilfertig zu haschenden Stümper: Apollo sonderte sich ab. Forderte Phöbos diese Eigenmächtigkeit, da er doch frei war? Jedenfalls sollte der Mensch vorläufig in Unreinheit geraten. Ohne Sturz in Mengung, gerät kein Anlauf zum gesteigert Geistigen: bloß dort aber ergibt sich uns Reinigung. Der bei Pflanzen, die ihn allein ernährten, erwachsende Mensch wollte einmal jagendes Raubtier werden, denn es mußte ihm, auf Gestirngeheiß, ein Gebiß durchs Zahnfleisch brechen, das außer harte Nußschalen auch splitternde Markknochen zerbeißen kann: bloß einen blutrünstigen, dauernd brünstigen Machthaber über Tier und Baum konnte Inbrunst für den Himmel im Herzen aufgehen. Daran aber, daß bloß wir Sünder sind, und zwar unvorbestimmte, muß der Mensch festhalten, sonst gerät er, nun halbreif, wirklich in eigenen Aufruhr gegen seine Begnadung. Vor Christus rang das Volk wider Voreingenommenheit von Gestirnen für Geschickhafte: wer fast nur an einem allgemeinen Volksschicksal beteiligt war, sträubte sich gern den Sternenstrahlen entgegen, leugnete, aus Verzweiflung, ihrer Macht Vorhandensein. Doppeltes geschah also damals um die Sterne: erstens, ihre Beseelung mit Einsetzung der bedrohten, somit sonst vergänglichen Götter, die weiterherrschen, Geschicke knüpfen, von ihnen entbinden sollten, unter sie; und zwar im Hellas, das, seit Äschylos, zum erstenmal in der Welt ein Land zur Verehrung für wahrhaft übermenschliche Götter war: zweitens, einer kynisch veranlagten Menge Auflehnung, daß der Mensch bloß mit Sternen geschriebenen Geboten einer herrlichsten Himmelshochheit, in Unterdrücktheit, dienen und frommen sollte. Doch schon gab es Demütige im Dunkel; und die zwangen ihre Sterne, nachgiebig zu sein und gutwillig zu bleiben. Als Christus dann unter uns war, hatte er beinahe das Gehaben eines Kynikers, der die hergebrachten Werte verachtet, und vollbrachte dabei des Menschensohnes Vollkommen zu Gott.

Himmel und Erde werden vergehen; meine Worte aber werden nicht vergehen. (Mark. 13, 31.) Wer das gesagt hatte, war befugt, unser Schicksal aus den Sternen in die eigene Hand zu empfangen: Himmel und Erde werden vergehen, wenn also der Christ ihren Untergang beschließt. Der Ursommer, das sind wir, kommt, Blätter treibend, das ist Taten vollbringend, weil der Saft, durch den heiligenden Geist, in Wallung geriet. Jesus-Christus ist die Sonne unter uns. Wir möchten Ihm, gegen unsere Unreinheiten, nacheifern: einst gelingt dann der eigene Tag im All. Er mag freiwillig errungen sein: das Schicksal gehört ihm bereits, wie mein Leib dem Geist, der über die

Sterne ragt! Im Gleichnis vom sommerkündenden Feigenbaum offenbart der Meister Vergangenheit und Herrlichung der Schöpfung; denn er hat schon bemerkt, daß Sonne und Mond — vor dem Licht der jüngsten Sonne — ihren Schein verlieren sollen: wie vor dem Sturz zum Menschen werden sich die Kräfte des Himmels bewegen, das ist lebendig und frei walten, die Sterne, vor unserer geschicklosen Gleichgültigkeit — mit Gott — sich unbeobachtet, also uns entfallend, durchs Dunkel herumschlängeln. Wer aber in solcher Gebundenheit bleibt, kommt um. Vor Christi Ewigkeit steht die Welt still: das ist die große Umwälzung: solange die Welten sich wenden, decken sie fortwährend die Toten unter ihren Toten, die Schollen wurden zu: hat aber einer auf das Wort vom Heiland aufgehorcht, so bleibt er lebendig. Geschieht das einem Weib, das schwanger ist, so wehe, wenn es nicht sofort entbunden ist: Christi Ruf ist nämlich aus Freiwilligkeit Mitte von Allem: auf ihm beruht die Schöpfung.

Der Schlaf ist bloß ein Gleichnis zum Erschlummern Gottes: damit wir diese Wahrheit bekennen, ruft der Mittler, das ist unsere Sonne: erwachet, erwachet! Aus eigener Einbildung mögen wir zur Sicht in Künftiges erweckt sein: da gibt es eine Wahrheit und verschiedene Scheinbarkeiten, darum gebietet der Heiland: wachet! Nämlich über die innere Richtigkeit, damit das Erwachen wirklich sei!

Wer von ihm selbst redet, der suchet seine eigene Ehre; wer aber suchet die Ehre des, der ihn gesandt hat, der ist wahrhaftig und ist keine Ungerechtigkeit an ihm. (Joh. 7, 18.) An dem Tag, als Jesus so sprach, war große Beirrung um ihn. Er selbst war damals bloß Mensch, nach dem Tode dürfte er sich freiwillig sehnen, um, als Jesus sterbend, sich im Vater, bei dem Er immer Christus gewesen war, gereinigt zu erleben; und darum sollte er auch vorher zu zweifeln beginnen. Uns aber schwindet jeder Zweifel, daß Jesus wie wir auf Erden gewandelt ist, denn jeder muß tief mitfühlen, wie tief er litt. Bloß als Mensch lehrt und handelt, wer äußert: Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat (Joh. 7, 16). Der Widerspruch löst sich, wenn wir wissen, daß Er zugleich Christus ist, der auch mit den Engeln redet, wo er uns kündet: Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben (Joh. 8, 12). Kein Lichtgott hat sich jemals so offenbaren können, denn bestenfalls leuchtete er als Sonne oder vergleichsweise mit ihr über uns; doch Christus strahlte auch als Jesus aus uns. In ihm erkennt der Mensch seine einstige Herrlichkeit wieder, denn auf ihn, als der Welt Erleuchtung, kam es eigentlich an, daß die Sonnen leuchtend erschienen. Die wahrhaftige Sonne, von der die Gestirne ein Schicksal empfangen, beruht auf dem Mittler, der aber ist des Menschen Sohn. Es gab bloß einen herrlichen Aufstand im All, das war, als Jesus Christus uns berief: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei (Joh. 8, 36).

Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht hat, zu vergeben die Sünden auf Erden — sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Ich aber sage dir, stehe auf, nimm dein Bett und gehe heim! (Mark. 2, 10—11.) Das ist allerhöchste Einfalt: eine Dramatik, die kein Dichter, bloß der Schöpfer, der befahl: Es werde Licht! erreichen kann. In dieser Beleuchtung ist auch Sünde augenblicklich bloß eine Scheinbarkeit. Wer noch mit einem heillosen Leib behaftet ist, kann glauben, daß er in Gott urgeborgen blieb: allein dieser Widerruf der Welt, dem Schlichtesten zugewandt, ist das Wunder. In Christo hat sich wirklich die Erfüllung aller Gesetze aufgetan: Jesus bringt sie uns,

vom Befugten aus entknüpfbar, als Freiheit dar. Der Mensch aber ward geadelt, ihr Hüter zu sein. In Jesus Christus ist der Makrokosmos zu seiner Mitte gekommen: des Menschen Sohn hat uns erreicht, um den Geist von seinen Gestirnen loszuketten: in Unbedingtheit versetzt, ward vor allem der Christ aus geschickt-verspinnendem Sternenhimmel erlöst. Nun sprudelt das Heil aus uns selber. — Wer an mich glaubet, wie die Schrift saget, von des Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen (Joh. 7, 38). Christus selbst ist Gesundung der Welt geworden: Nehmet, esset; das ist mein Leib (Mark. 14, 22). Also unsere Sonne. Und er sprach zu ihnen: Das ist mein Blut des Neuen Testamentes, das für viele vergossen wird (Mark. 14, 24).

* * *

Jesus hat tiefere Bindungen als ein Gott, dadurch aber ist es ihm als Christus gegeben, höchste Freiheit zu offenbaren: doch man muß seine heitere Gesinnung ins eigene Handeln aufnehmen: Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr (Matth. 5, 3). — Der Verstand allein umtastet bloß die Brüchigkeit der Dinge: auch wenn er die Rätsel der Geschicke in den Gestirnen zu entziffern meint: der Glaube an Jesus beruht auf Vertrauen. Daß sein Lebensgang auf Erden, also im Mikrokosmos, alle Bahnen der Sterne, samt Sonne und Mond, durchlaufen hat, wie niemals ein Sterblicher, daß er somit Gott war, ist bestimmt: weil Jesus sie aber auch als Mensch vollständig erfüllt hat, so sind ihre Wirksamkeiten vor der Ewigkeit, die uns Gewißheit ward, bedeutungsloser geworden, sozusagen erschöpft. Kein Gott, außer dem Allmächtigen, der sich in Christus kundgetan hat, ist so vollkommen wie Jesus, unser Menschlichster; daß er die Propheten buchstäblich durch sein Geborensein berechtigt hat, ist wahr, daß im Heidentum Götter und vor ihnen begeisterte Seher so heiliges Kommen fühlten und bereits beherzigten, bleibt richtig: doch die Künftigen werden Ihn erst gut hören, Seine wahrsten Zeugen sollen, bis ans Ende der Tage, noch nicht zur Welt gekommen sein! Sogar die Freiheit auf der Erde, wo er gestorben ist, geboren zu werden, um Christum einzuholen, steht dem Menschen noch bevor: Liebe zum Heiland mag, wenn die Stunde da ist, aus dem Geist in sich selbst für Jesus' Welt erhalten, was vorläufig durch Gestirne kundgegebene Gesetze besorgen. Die mit Jesus Blut kundgetane Wahrheit mag den ewigen Tag ansetzen. Zu Christi Sonnigkeit haben sich noch wenige Seher bekannt!

Als der Lichtgott aus dem verpönten Nazareth, zwischen den Wüsten, das Wort mit menschlichem Mund, voll herzlicher Güte, dem All wiedergab, war Delos, dereinst das Eiland der Robben und Muscheln, irgendwo in den Fluten, eigentlich seines Apollos bereits beraubt: ungesittete Sieger zur See hatten es den Römern verheert; sein reiner Gott aber bleibt uns als Bildner der Kultur. Christus muß aufgenommen sein. Niemand darf an seinem Erscheinen unter uns leichtfertig herumdeuten; darum halten wir uns, wenn mit beschwingtem Empfinden hin- und hersinnend, in freudiger Freimütigkeit noch immer an Phöbos Apollo, den Delier. Christus hat erfüllt, was unergründbar nunmehr den Menschen über- und bewältigt: durch Apollo, der die Akropolis, zu änderer Götter Gefallen, in Vollkommenheit gelingen ließ, richten auch wir unsere schlanktürmigen Münster, mit sternigen Händen, damit ein Finger zum Herrn weise, aus der Erde empor.

Wir wollen jedem auffälligen Vergleich zwischen Christus und Apollo ausweichen; er käme uns unstatthaft vor; doch scheint es uns billig, darum

unvermeidlich, nochmals auf Wege, die ähnlich zu beiden Gottheiten führten, zu weisen: auf den lebensrauchverkündenden Dionysos folgte der hochbesonnene, vornehmste Gott: Phöbos-Apollon. Wo Dionysos noch tiefgesund durch den Hades nach Osten zurückgelangt war, nicht eigener Weiblichkeit erliegend, sondern sich aus ihr wegwendend, sein altes Asien erreicht hatte, traten durch ihn Verächter der Bedingungen schaffenden Leiblichkeit in der Wüste auf. Johannes, der Vorläufer, gelangte um Jesus. Christus, durch den sein Leib zur Entsündigung, also Freiheit in Gott, wie vor Adams Sturz, geheiligt ward, löste, was reines Werkzeug des Geistes geblieben war, von seinen eigenen Unheiligkeiten los. Christi Lehre füllt Jesus Leben aus, doch die Vereinigung von Himmel und Erde durch Jesus-Christus, von seiner Fleischwerdung bis zum einzigen schuldlosen Tod, der sich jemals ereignet hat, ist das unvergleichlichste Geschehen: hart hinter ihm aber kommt Paulus, der erhabenste Schatten seiner Sonne, mit Tafeln voll Sittengesetzen und Todesverboten, denn nach Christus braucht niemand mehr zu sterben: die Sünde, die tötet, sollte überwunden bleiben!

Wir sprachen einigemal von der hellenischen Sachlichkeit; der Jude Paulus, ein bekehrter Eiferer gegen den Heiland, durfte sie aufgreifen und, aus heißester Liebe, in den Schoß der kommenden Kirchen senken. Wir meinen dabei nicht bloß, was Blüher sagt: „Paulus hat zum erstenmal Christus objektiv angeredet“, sondern Blühers ganzen erläuternden Gedankengang dazu, den trefflichsten, der ihm zukam, wenn er sagt: „Zum Verständnis dieses Satzes diene ein Gleichnis: das Gravitationsfeld des Sonnensystems, das heißt der Kraftbereich der Sonne, ist eingeteilt in elliptische Bahnen, in denen die Planeten kreisen. Die Ellipse hat zwei Brennpunkte und in dem einen der beiden steht die Sonne. Der andere Brennpunkt aber, in welchem die Sonne nicht steht, ist keineswegs etwa ein dynamisches Nichts, sondern er ist vielmehr für den Zusammenhalt des Sonnensystems genau so wichtig wie der Punkt, der durch das Dasein der Sonne materiell markiert ist. In ihm stellt sich eine reine Kraftwirkung dar. So ist auch der historische Christus, wie er wirklich gelebt hat, der eine, mit Materie begabte Brennpunkt im kosmischen Gravitationsfelde, das ihm zugewiesen war, und er verbrannte an sich selbst. Der andere Brennpunkt aber, mit welchem Christus in Korrespondenz stand, wurde vom Apostel Paulus aufgefunden und bezeichnet. Er nannte die Kraft, die dort wohnte, die Liebe, ἀγάπη und preist sie in den unsterblichen Worten des ersten Korintherbriefes, Kapitel 13.“ Er endet so herrlich *Νυνὶ δὲ μένει πίστις, ἐλπίς, ἀγάπη, τὰ τρία ταῦτα· μείζων δέ τούτων ἡ ἀγαπη.* Wir glauben aber doch auch, daß das Pneuma von der Ruach des alten Bundes sehr verschieden sei: ihm entspringt die Tatsächlichkeit der Liebe, die das geringste Wesen, ja schließlich Ding für liebenswert hält, und den liebestätigen Menschen — der sich nicht bloß mit seinem ursprünglichen Gut im Glauben zurückverbindet, sondern auch bereits seine freiwillig aufgestellte Pflicht berücksichtigt — dem Heil zuführt; wir bedauern mit Schopenhauer, daß keine Kirche — er sagt wohl das Christentum — durch Ver- und Gebote schützend sich der Tiere und Pflanzen annahm: Christi Kommen ist aber derart Vollzug zu Gott, daß wir schon aus seiner Lehre, geschweige denn Gottessohnschaft, an und für sich, oft eine Kosmogonie — wir versuchten es bei Mark. 13, 31 — ebenso ableiten können, wie Verpflichtung zur Hochstellung des Weibes, Abschaffung der Leibeigenschaft und andere befreiende Taten, die der Mensch in kaum 2000 Jahren vollbringen durfte; nicht christliche Kirchen haben geradenwegs diese Auf-

gaben, die ihnen Christi Liebe stellen mußte, ausgeführt, aber die Begeisterung durch den Heiland überwand immer wieder den seiner Überwindung der Welt entgegengesetzten Starrsinn in den eigenen Gemeinden. Was das Recht auf Liebe bei den Tieren, besonders den schwachen, hilflosen, anlangt, so hat die katholische Kirche rechtzeitig dafür einen gesegneten Schritt getan, der sie hoch ehrt: fand doch der heilige Franziskus von Assisi, mit seinem Orden, seinen Lehren und Gebeten Aufnahme in ihren Armen: leider setzte sich des geliebtesten Heiligen Milde für die Untaufbaren keineswegs weithin durch; die Volksseele tat sich bei dieser herrlichsten Kundgebung, innerhalb einer Kirche, kaum auf: bei den evangelischen Christen ist vorläufig tiefe Güte, aus tatsächlicher Liebe, bekundet worden. In dieser sehr würdigen Angelegenheit der Kirchen hat übrigens bisher ein hochapollinisches Maßhalten die Christenheit, vor berauschendem Eifer, der uns zu hurtig und hastig einem gar östlichen Ruhetag ereilt hätte, bewahrt: heitere Gewissenhaftigkeit und hellenische Sachlichkeit müssen auch weiterhin wohl Tiere und Dinge gegen Lieblosigkeiten schützen, doch vor tropischem Schwärmertum, das bei uns alles Beseelte gleichsetzen möchte, auf der Hut bleiben. Im Mittelpunkt der katholischen Welt, auf dem Petersplatz in Rom, unter den Obelisken der Sonne, steht geschrieben: vicit Leo — Tribu Juda. Es siegte der Löwe aus des Tribus Judas! Wie der Äquator des Himmels in zwölf Sternbilder, so war Palästina in zwölf irdische, den schützenden Gestirnen im Tierkreis anvertraute Zonen eingeteilt: die Tribus Judas unterstand dem Löwen: Christi Kommen ist also ein Löwensieg. Im Körper beherrscht der Löwe das Herz, im Jahr beruft er den Hochsommer. Für uns Christen mag das vielleicht heißen: wir sollen zwar keine Raubtiere bleiben, doch den uns innewohnenden Mut, die Unerschrockenheit vor der Wüste, die gelenkige Katzenart beibehalten, und zum Ruhme Gottes verwerten, nicht weiter für Heidenlust, bei Macht und Verüben von Grausamkeiten, gebrauchen! Der Löwe im Menschen glühe von nun an, wo Liebe es fordert, uns hinweist, satzbereit: er diene heiß und herrlich einem Gebieter über den Sternen! Nach Freiheit sei der Mensch, zwischen dem mikrokosmischen Dickicht um ihn, als ein erglühender Betrauter seiner eignen Sterne, auf der Lauer: die Gazelle-Gelegenheit kann vorbeihuschen; sie ist ein vom Geist um uns gelenkter scheinbarer Zufall, damit der Löwe im Christen, Freiheit über der Welt, an der er teil hat, durch Erfassen ihrer Vornehmheit, bei klarem Handeln, dienen könne! Er mag da seiner Eingebung vor allem die Kraft der Wahl leihen: Not verlange von ihm Schonungslosigkeit, Zweifel aber erreiche Erbarmung, der Liebe gelinge Unversöhnlichkeit: die Freiheit, nicht bloß Zutreffen der alten Triebhaftigkeiten zugunsten einer freimütig vollzogenen Bestimmung, habe jedoch eigentlich die Entscheidung gebracht! Mögen wir folglich immer, in taghafter Wachsamkeit, auf Freiheit, die allerdings aus den geschickeleitenden Sternen, doch in eigner Selbstüberbietung durch Mittesetzung einer Sonne, stammt, bedacht sein: kein Christ lasse mit sich geschehen, wie blinde Gewalten wollten, furchtbare, geschickeversprühende Sterne, bis in des Menschen Herz blitzend, sein Eigenblut durchdonnernd, höchste Bestimmung unweigerlich über unsern Häupten aufrollten, oder Gottheiten willkürlich, bloß für ihre, durch uns angenommene Freiheit heischten: Freiheit ist zu erringendes, eisernes Geschenk, glühendstes Gut, das Vorsehung uns, statt des Geschickes, versprochen hat, Spendung, die niemals vorderhand, ohne Verwendung an die Welt, kalt und starr werden darf.

Im heidentümlichen Rom vertritt Apollo, dem seit 218 v. Chr. am 13. Juli die ludi apollinares gefeiert wurden, den Hochsommer, der unterm Löwen an-

bricht. Er ist übrigens das Sternbild, das Italien, Land der Sonne, mit Rom, Stadt der Sonne, beherrscht: Apollos Göttlichkeit lebte seitdem, wenn auch oft unerkannt, in Rom hoch empor: sein Wesen ward heraklesartiger, löwenhafter als in Hellas, wo sein sinnbildliches Tier niemals der Löwe war: auch in Rom hat man übrigens sein Löwentum nicht ausgesprochen. Doch Apollo befruchtet und tötet wie die heißeste Sonne: er darf nun auch morden, wo es der eifrigste Gott, über ihn hinaus, aus Liebe gebietet: freilich können wir Apollo auch im Sternbild des Löwen, dessen Hochgestirn in Hellas Basiliskós hieß, nicht klar erkennen: ein βασιλισχός παῖς war im Makedonien König Philipps und Alexanders des Großen etwa ein Page, kein Sohn eines Königs oder königlichen Gottes, etwa im Sinn Platons. Eine Zusammenführung des delphischen Pythios mit dem weiß-gelben Basilisk aus Kyrene — weiß-gelb sind die Farben von Sonne und Mond — ist hier verlockend, doch zu absonderlich weit abschweifend. Aber nicht zurückweisen können wir den Umstand, daß allgemeines Tagen, das Apollo, vom Geistigen zum Wirklichen, durch seine Sonne für uns — auf gegenseitiges Sichtbarsein Gestellte — hervorbringt, im Löwen begründet ist: bloß Phöbos' Seher erfassen es, nämlich durch Apollos Wesenhaftigkeit, vorsonnenhaft. Der Kaiser Augustus, in menschlicher Gestalt, mit apollinischer Haltung begabt, weihte, in seines eignen Palastes Nähe, Apollo, dem Gott der Julier, auf dem Palatin einen prachtvollen Tempel: Apollo und Diana traten seitdem, vorzüglich nach den Säkular-Spielen, 17 v. Chr., die ihnen geweiht waren, zwischen den Göttern Roms zu höchst hervor. Leider aber ereignete sich in der Urbs auch tiefste Verkennung von Apollos Eigenheit: er wurde Vejiovis, dem lateinischen Gott der Unterwelt, nachdem zuerst sein Bild aus Zedernholz im Heiligtum „Inter duos lucos“ aufgerichtet worden war, bei weiterem Verlauf der Kultentwicklung, geradezu gleichgesetzt. (Wie bei der Schlange Basilisk eine Beziehung zu Apollo einzig über Äskulap möglich gewesen wäre, so könnte man auch hier auf eine Annäherung der sonst so unverwandt gewordenen Götter, über den Sohn Apollos und der Koronis schließen: ein Äskulaptempel stand nämlich auf der Tiberinsel, neben dem des Vejiovis, und mag auch da den einheimischen Namen langsam zurückgedrängt haben.) Trotzdem Apollo sonst weithin in Italien, und schließlich über Roms Reich überhaupt, als Gott des Heiles und Heilens, also auch der körperlichen Gesundheit, gefeiert wurde, so krankte — wir sind davon durchdrungen — seit jenem Fehlgehen des ewig taghaften Gottes in einem Hades, alles Römische, an seinen Mengungen von Mystik mit einer sonst klar erhabenen Metaphysik: und auch fast alle spätere Heimlichkeit zur Gottheit litt darunter, daß sie, als eine ursprünglich chthonische Machterfüllung durch Mantik, nunmehr zu zauberhaft vorhanden, weil taghell durchdeutet, auftrat. Diese Plumpheit des Römers hat also, einmal ereignet, seine Kulturen unaufhörlich benachteiligt.

Herder fragt sich über den ursprünglichsten Menschen, wie waren, in jenem ersten, still-ewigen Bauern- und Patriarchenleben, seine Neigungen? Wie mochten sie, Sitten und Gemeinschaften einzuwurzeln, zu gründen beschaffen gewesen sein? „Die natürlichsten, stärksten, einfachsten, für alle Scheinideale der Menschenbildung die ewige Grundlage: Weisheit statt Wissenschaft, Gottesfurcht statt Weisheit, Eltern-, Gatten-, Kindesliebe statt -artigkeit und Ausschweifung, Ordnung des Lebens, Herrschaft und Gottregentschaft eines Hauses, das Urbild aller bürgerlichen Ordnung und Einrichtung — in diesem allen der einfachste Genuß der Menschheit, aber zugleich der tiefste —, wie konnte das alles, ich will nicht fragen, erbildet, nur angebildet, fortgebildet werden, als

— durch stille, ewige Macht des Vorbildes und einer Reihe Vorbilder mit ihrer Herrschaft um sich her?" Ist das nicht die Idylle von Rom, solange es großmütig, ohne Lockerung seiner Überlieferung, die Welt, in eigne harte, weil Götter und ihre Menschen zusammenhaltende Maße, allmählich zwang? Freilich Herder, der hochherzige — beinahe Zeitgenosse, trotz allem Widerspruch gegen die Franzosen, von J. J. Rousseau — sieht nicht auf seiner Zeder des Altvaters unser Untier herumklettern, vergißt das herabgefallene, zu prachtvolle Raubtier, die entschlichene Schlange; doch — darin ganz Dichter — verheißt er uns durch sein Gesicht, in einer Welt der Wohlfügung, Virgil für ewig, als oft zu uns kommend, Ovid. Das erschreckend-starke Rom bot, Hellas ebenbürtig, eine zum Traum verklärte Besinnung auf unbrüchig-heiliges, nie verwüstbares Menschentum. Das zu vernehmen, vermochte leider ein Hegel nicht! Roma schließt wirklich in die Arme seines hohen Namens: Amor. — Bloß hier konnte der Löwe aus den Sternen, aus irdischer Einhüllung, in einem kühn blickenden Geschlecht erwachen, das bestimmt ward, die Sonne im Geist, durch des Urhauches heißeste Liebe berufen, und befugt — bei Vollbringung riesenhafter Taten, die eines Volkswesens unendlicher Gottergriffenheit, erst am Weltende eignen Reiches, Grenzen setzen sollten — willkürlich, aber auf Verheißung hin, voll Tapferkeit, unweigerlich anzuschüren! Die rettende Beschwörung der Seele des Römers zu ihrem holdesten Heidentum, bevor und auch noch als die Urbs in sich versank, weil ihre frühe Freiheitlichkeit zu viele fremde, oft frevelhafte Gottheiten um die sieben Hügel gelockt hatte, konnte bloß Phöbos-Apollo, der hohe Delier, vollbringen: groß war Rom, auf dem Feld der Politik, im Gebiet eigner, doch weltbestimmender Ethik, wohl eigentlich bis zum Sturz der Republik; sagt doch Mommsen: „Ich habe nicht mehr die Leidenschaft, Cäsars Tod zu schildern." Was aber Apollo bereits damals, von Hellas aus, an Ehrwürdig-Lateinischem zu hüten befahl, ward, noch hoch hinauf in die Christenzeit, geleistet; die froh besungene Liebe, die in Jahren männermordender Kriege übermütig und tiefbeherzt gefeiert ward, blieb auch, während des Ermüdens und Vergessens goldner Hehrheit Roms, frisch und freudespendend: sie erlangte, soweit lateinische Heiden Hochzeit feierten, durch schöpferischer Gefühle Erglühtsein, bei ihren Dichtern, einen Wert der Anmut und Ursprünglichkeit, der nicht verloren gehen kann; Goethe erkannte diese geistige Tiefe, bei allem Spiel und sogar Getändel, wenn er anstimmt:

„Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne die Liebe wäre die Welt nicht die Welt, wäre dann Rom auch nicht Rom!" Gibt es Verse, in denen der Apollo Roms seine Herzlichkeit so wahr verkündet hätte?

Ricciotto Canudo hält Apollo nicht etwa für den herrlichen Hüter ihm zugeborener, oder besser, von ihm kulthaft gelenkter, durch in seiner Huld, sich ergebende Kultur, geborgener Triebe des Menschen, während einer hohen Spanne Geschichte eines oder einiger verwandter Völker, sondern für den Ausdruck tiefster kosmischer Leidenschaft durch den Mann am Mittelmeer, also auf einem begrenzten Strich Welt. Beim Gliedern des soeben abgeschlossenen Satzes, der des Italieners Meinung wiedergeben soll — er suchte sie zuerst kurz zu fassen, doch erläuterte sie, sich bei ihm deutlich füllendes Wissen darüber, immer wieder in ergänzenden Aufsätzen — brachten wir bereits, hinreichend für unsere Zwecke, alle seine Aufstellungen über die Sonne durch Apollo und deren, zwischen den alten Weltteilen, um die hohe Gottheit, strahlenden See unter; auf Canudos oft wichtige, doch breitspurige Ausführungen wollen wir somit verzichten! Jedenfalls kommen wir nunmehr auf Apollo im westlichen

Mittelmeer, folglich vorwiegend in Italien, und zwar schon im christlichen, also mittelalterlichen, zu sprechen: auch hier ist der geliebte Delier, wenn auch beinahe nicht zu sehen, kaum nachspürbar, doch in hergebrachter Vornehmheit, weil ewig, am unaufhörlichen Vollbringen göttlicher Werke, zu der Menschheit Vergeistigung, beteiligt. Unsterbliche können ja mit einem bestimmbaren Raum verknüpft, nicht aber an eine gewisse Zeit gebunden sein: wir stimmen somit Canudo, nicht Spengler, vor dem er, auf der Platonischen Akademie in Florenz, auf Paul de Saint-Victor und Nietzsche fußend, seine Behauptungen aufgestellt hatte, bei!

Die Liebe, wie sie Heiden in Hellas beherzigt hatten, ist ein Vermächtnis Apollos an uns: ein Gott, der seinen Liebling in Hyazinthen, die Geliebte als Lorbeerbaum, doch noch hat gedeihen, nur nicht absterben läßt, der den Gehalt aller geschlechtlichen Triebe — eben die uns, zu eigner Urerreichung, wieder so tief angetane Liebe — auch auf bloß anmutend die Seele umlebende Wesen, ja sogar natürlich wohlgebildete oder zierlich zur Vollendung gestaltbare Dinge, in zartester Tatsächlichkeit, überzaubern konnte, bleibt, in seiner nie verhauchenden Sachtheit, einer um holde Lieblichkeit besorgten Christenheit verwoben.

Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß ein Gott, wenn er sich voll Zartheit kundtat, an Gewalt verloren habe; sanft, sacht, anmutig sind ausschlaggebende Unterschiede, die wir, aus ihm entlehnter Behutsamkeit, bei Äußerung seiner wesentlichen Verfassung, zwischen Herrschen über uns und rücksichtsreichem Selbstbeherrschtsein, gewahr werden. Ihr hoher Stil ist den Hellenen bestimmt gewissenhaft von Apollo kundgetan worden: er weicht, in seiner Vollkommenheit, um ein erhabenes Etwas, das tiefste Entscheidung verbürgt, vom Naturartigen ab, könnte fast einfach, im Sinne unserer eingebornen Neigungen, zu verhimmeln, vollkommen zu gestalten, naturgemäß genannt werden: sein Stichwort wäre also: Abwendung von Asiens Gewaltsamkeit! Darum ist Roms, aufs allgemeine Recht Gerichtetsein, wohl Apollos Der-Bestimmtheit-Zugekehrtbleiben verwandt, weil Jupiter Vater des Jus ebenso wie Zeuger des Apollo war; doch erscheint uns Letos' Sohn viel zu belebend, unbefangen und frei, um als unmittelbarer Gründer beim riesenhaften Wölbungsbau des Rechtsstaates am Tiber gelten zu dürfen. Die Berechtigung eines durch Apollo Hellsehenden zeigt sich genial an, denn sie ist wohl aus einer Ahnenreihe hervorgeholt, doch meistens jeder Vaterschaft enthoben. Apollos Liebe wirkt geschlechthaft, ist aber nicht geschlechtlich, bleibt Phöbos doch eigentlich keusch und unsers Adels gewärtig. Von Göttern herkommende Geschlechter lenken aus der Tiefe ins Ragende oder sie bringen auch, umgewandt, freilich bloß im Geistigen, Einkehr von des Himmels gestirnter Unendlichkeit zur Einfalt. Das Geschlechtliche aber — sagen wir es einfach — knechtet. Der Vorgang bei apollinischer Schilderung ist also liebevolles Übertragen eines im offenblickenden Menschen überraschend-klar Vereinzelt-Erlebten, das Gottheit kündet, auf ein Allgemein-Zugängliches aus dem erweckbaren Volk, damit ihm seine Umstände zuständig, zur menschlichen Aufmerksamkeit gereichende Zufälle, besonders jedoch gewohnheitsmäßige Vorkommnisse, Tatsachen werden! Wir entschälen einem Satzgefüge Herders folgenden Ausspruch: „Kein Ding im ganzen Reiche Gottes ist allein Mittel aller Mittel und Zweck zugleich." Diese Erkenntnis war durch Apollo bereits eine Tat der Hellenen, bevor Jesus aus dem Herrn zu uns geboren ward, um, über dem Menschen auferstehend, die gesamte Schöpfung, trotz ihrer willkürlichen Abreißung vom Schöpfer, dennoch Ihm zu, durch Freiwilligkeit eigner Aufopferung, nachzu-

ziehen. Dennoch aber blieb Christi Tod schrecklich, damit wir auch fernerhin das Sterben scheuen sollten, mit Neigung an unserer Aufgabe, die sich als Erde zeigt, hingen, nicht leichtfertig das Umfangende Verschleiertem preisgäben; Epiktet sagte noch — und für lange Dauer: „Was lehrt der Gedanke des Todes? Tod, Verbannung und alles andere, was so furchtbar erscheint, habe täglich vor Augen! Vor allem aber den Tod! Der wird uns vor kleinlichen Gedanken bewahren und vor maßlosen Begierden."

Christi Kommen birgt eine Sonne im Geist, die für die Menschheit, bis ans Ende der Tage, Belehrung, Gesundheit, Beherztheit, Reinigung und Freude spenden wird: sie zum erstenmal eignen Zeitgenossen begreiflich gemacht zu haben, ist das Werk der Kirchenväter. Die Fülle des Gottes sollte Völkern zugeteilt werden! Verantwortung für offenkundig scheinende Widersprüche des Übermenschlich-Dargebrachten übernahmen die Gemeinden, dem also unbeirrt Vereinzelten gegenüber. Hut dem Unaussprechlichen, weil es doch wunderbar von unserem Vernunftmäßigen abweicht, aber lebendig offenbart ward, verbürgten die Kirchen durch das Dogma. Die Gründung der mütterlichen und dabei brauthaft uns zugehauchten Lüfte über den Wüsten Asiens auf ein Tatsächliches, den Hellenen begrifflich gewordenes Pneuma, vollzog sich bereits ungeahnt durch die Synoptiker: wann freilich wird sich das Geistige in allem Erreichbaren ereignet haben? Apollo, der die Liebe achtsam aus ihren geschlechtlichen Bedingtheiten lösende Gott, mußte in Christi Kirchen zuvörderst unbemerkt am Werk sein, doch fand sein sichtbarster Vertreter, Aristoteles auf Erden, bald in Rom und Alexandria, dann auch Byzanz, später, im hohen Mittelalter, mit noch mehr Nachdruck, durch die römische Kirche, alle ihm entsprechende Geltung. Der Widerspruch im fruchtbaren und doch die Vermehrung hassenden, Pflanzstätten fordernd-fördernden, trotzdem aber Niobe, Verächterin seiner Mutter Leto, weil sie bloß ein göttliches Zwillingspaar geboren hatte, grausam strafenden Apollo, sollte sich erst bei Christo — um Bekennung zur kosmischen Liebe, ob sie die Schöpfung in ihren Fortsetzungsbedingungen erhalte, sie in Wohlgenommenheit der Allgemeinheit umbilde, oder, durch Enthaltsamkeit in Gott, Ihm rückschmiege — in höchster Herrlichkeit aufheben: erfaßt hat die Liebe als Urgeheimnis schon Sokrates, wie Platon uns das große Ereignis im Gastmahl wahrmachte; Paulus aber war der, von ihrem innerweltlichen Sichverströmen, am erleuchtetsten ergriffene Seher und hingerissene Verkünder. Es mag sein, daß unter dem Einfluß hellenistischer Weisen und Geweihter, mit ihrem Drang nach Sachlichkeit, der Neigungen zu Nüchternheit leicht befürwortete, die frühchristliche Verehrung Gott-Vaters, inbrünstige Bestürmung Jesus gar bald bloß in eine Lehre von Gott, Lehre von Christus, besonders in Alexandria, umgeartet wurde; doch konnte, weder ohne ein kosmisches Gerüst, wie es Aristoteles' Werk vom Wißbaren bot, noch ohne die Kundgebung eines Logos, schon durch Heraklit, als letzte Unverletzbarkeit in verunreinigender Welt, ein Münster des Mittelalters entstehen, das die Überfülle gesegneter Wahrheiten in Jesu Christo zu stützen und schützen vermocht hätte.

Jesus' Sinnbild vom Sommer, der im Feigenbaum emporkommt — wir hoben es hervor — bezieht sich jedenfalls auf den Baum des paradiesischen Lebens; die Sonne aber, die solches erwecken sollte, war Christi Wort selbst: nun fing dabei vielleicht der Baum der Erkenntnis, aus wüstem Dürrholz, überraschend früh Feuer: möglicherweise wäre also die Gnostik, als das Verbrennen einiger seiner Zweige zu verstehen; gerade dieses natürliche Feuer, ein anderes kann der Verstand nicht anzünden — der Baum der Wahrheit

barg nur ein geistiges — ist aber unter uns, nun einmal verleiblichten Wesen, unabwendbar, daher bereits von Prometheus, zugleich mit der inneren Erleuchtung, richtig hergebracht worden. Der Verstand ist auch dem Glauben, der überbegreifbares offenbaren wird, weniger hinderlich, als die heimlich verschlagene Vernunft, unsere die Seele leicht hin und her durchschwebende Botin, vom Geistigen zum Sinnlichen und dann, weg vom Wahrgenommengehabten, ums Unerfahrene — alles das natürlichst in jedem heilgebornen Menschen — in die eignen Maße zurück: dabei verfährt die Vernunft meistenteils verteufelt geschickt, spricht sich Herrschaft über den Verstand zu, der ein schlichter Verfechter geistiger Anrechte des ritterlichen, weil altadligen Gotteskindes Gemüt, auf den Besitz der Erde, sein sollte! Der Verstand erfüllt auch heute sein Geheiß, wenn er von der Voraussetzung, daß es Unerkennbarkeiten gibt, ausgeht und bloß trachtet, diese rein und geziemlich in Beziehung zu halten. Die Vernunft lächelt aber leichter über Vermutungen und unerklärte Vorgänge, weil sie wohl ihre Voraussetzungen, als einen Teil aller Verschwiegenheit, zwischen des Unerklärten Herübergreifen in die uns faßbare Welt, duldet und beachtet, im eignen Wesensgrund aber jede überirdische Tatsächlichkeit seit jeher bezweifelt hatte. Nochmals zurück zur Christustat, doch Jesus-Untat der Gnostiker: sie waren frenetisch gebildete Voll- oder Halb-Hellenen, verstanden, mit ihren Vernünfteleien, weniger als Heiden wie Virgil, Statius, Epiktet, Seneca, Mark-Aurel, den Schrei uritalischer Qual, schmerzerfreuter Brunstnatur in Etrurien, und gaben des Menschen Sohn abermals an Pilatus, den nüchternen Beamten, preis. Ihr Christus starb dann nicht fürchterlich menschlich, sondern sein: Es ist vollbracht! ergab sich ihnen schicksalhaft erst und nur um seine Auferstehung aus dem Grab. Er entflog aber, bloß so erfaßt, den Gnostikern in die Sterne, von wo fast jeder Gott zu uns kam; sein Werk war also folgenlos, dafür büßten, die Jesus nicht gesehen hatten: die Gnostiker verschwanden. Doch eine Satansflamme, das sagten wir, hatten auch sie, zumal in Alexandria, mit besonnener Absicht und gefährlichen, nicht unverwendbaren Folgen, angeschürt. Es mag ja wohl Teufelsblendung das blinzelnde Auge an die Allflamme erst gewöhnen müssen: es gibt, bei Jesus Christus' Fleischwerdung, eine unaufhörliche Verteilung des Heiles durch den Sohn Gottes, die nicht bloß an die verschieden herbeigreifenden Länder, sondern auch für fremdartigste auf uns dereinst zukommende Zeiten geschieht: wer nun übernimmt, dieser Spendung gegenüber, die Verantwortung? Einer unter uns muß sie haben! Das Unerhörte geschah damals und einmal: denen nämlich, die Erde fühlten, begehrten, hergaben, annahmen, also erwärmbar, doch fortgesetzt durchschnittlich blieben, ward die Nachricht — sie seien eigentlich zum Sommersein berufen. Die Botschaft — Gott erbarme sich ihrer Gemeinschaft — aber mußte unfaßbar viel Glutergüß ergeben! So galt es denn, die Flammenflüsse aus, zum und für den Menschen, immer wieder vorläufig — freilich bis ans Ende der Tage — einzudämmen. Ungeheuer rasch hat sich auch die Entsetzung der Erde, zugunsten eines gebietenden Leuchtens, bis jetzt kundgetan. Was stand Paulus, fragen wir uns, bei Bekennung zur Liebe, als erste Eigentlichkeit der Christgebrachten Sonne gerade zu Gebote? Jesus Verlangen aus seiner Anhängerschaft: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte! (Matth. 22, 37.) Unter ägyptischen Christen lebte das Christuswort: Ich bin gekommen, die Werke des Weiblichen aufzulösen! Das bedeutete sofort: Enthaltung vom Geschlechtlichen. Die Wirkung zeigte sich allmählich, als Fernhaltung des reinen Liebeströmens von Versickerung

in weltwirrenden Bedingtheiten. Kürzer, Liebe stemmte sich gegen jede Niederkunft! Es sollte bloß Hochzeit bei Gott geben! Jesus Christus war als Bräutigam zur inbrünstig bereiten Braut, seiner Gemeinde, gekommen. Abendländische Stoiker, asiatische Asketen, Vereinsamte der Wüste, Abgeschlossene durchs Meer, wie Johannes, der auf Patmos die Nacht der Sterne in die jüngste Sonne zusammenstürzen sah, hielten das gereinigte Herz offen, um die unendlichen Reichtümer unbegrenzter Liebe aufnehmen zu dürfen. Tarsus war ein Winkel des Lasters gewesen: Paulus' Empörung über die Unzucht einer verstoßenen Brut der staubfressenden Schlange hatte ihn zur Entledigung der Liebe aus den Zangen zur Zeugung tatsächlich emporgereißt. Das Pneuma besteht auch fort, wenn die Menschen sich nicht fortvermehren sollten wie der Sand am Meere!

„Die Taubstummen sind der menschlichen Bildung ganz unfähig!" Erschrickt uns Aristoteles. Das sagte er, weil er vom Logos, der allerdings noch nicht die zwei Silben „Liebe" über die Lippen eines seiner tatsächlichsten Seher gebracht hatte, durchdrungen war. Jesus aber berührt des Taubstummen Geschick! Es steht geschrieben: Und sie brachten zu ihm einen Tauben, der stumm war, und sie baten, daß er die Hand auf ihn legte.

Und er nahm ihn vor dem Volk besonders,.und legte ihm die Finger in die Ohren, und spähte, und rührte seine Zunge.

Und sah auf gen Himmel, seufzte und sprach zu ihm: Hephata! Das ist: Tu dich auf!

Und alsbald taten sich seine Ohren auf, und das Band seiner Zunge ward los, und er redete recht.

Und er verbot ihnen, sie sollten's niemand sagen. Je mehr er aber verbot, je mehr sie es ausbreiteten. (Mark. 7, 32—36.)

Jesus verbot wohl besonders das Weitererzählen eines Wunders, um Reinheit der Liebe, da sie jede Art, auch von mündlicher Fortpflanzung, aus Seele zu Seele, trüben mußte.

Es geschah leider anders, als er verboten hatte: auch dafür starb er dann den Sühnungstod.

War übrigens des Hohepriesters Knecht, dem ein Jünger das rechte Ohr mit dem Schwert abhieb, kein Stummer? Waren Jünger, die so etwas für nötig hielten oder geschehen ließen, nicht auch Taube? Denn es heißt: Jesus aber antwortete und sprach: Lasset sie doch so ferne machen. Und er rührte sein Ohr an, und heilte ihn. (Luk. 22—50—51.)

Auch diese Taubstummheit vom Grunde auf vermochte Liebe durch des Menschen Sohn zu heilen!

Jesus heiligte den Augenblick, stieß ihm zuliebe alle Folgerichtigkeit um, obschon sie ihn — also die sternende Zeit — von der Erde raffen sollte, denn er sagt:

Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen, und ihr habt keine Hand an mich gelegt; aber dies ist eure Stunde, und die Macht der Finsternis. (Luk. 22—53.)

Gegen Folgsamkeit den bloß auf Erden nur allzu ergebnisreichen Erzgesetzen aber richtete er ein goldenes Gebot auf. Es steht geschrieben: Und es kam seine Mutter und seine Brüder, und stunden draußen, schritten zu ihm, und ließen ihn rufen.

Und das Volk saß um ihn. Und sie sprachen zu ihm: Siehe, deine Mutter und deine Brüder draußen fragen nach dir.

Und er antwortete ihnen und sprach: Wer ist meine Mutter und meine

Brüder? Und er sah rings um sich auf die Jünger, die um ihn im Kreise saßen, und sprach: Siehe, das ist meine Mutter und meine Brüder.

Denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter. (Mark. 3, 31—35.)

Damit hatte des Zimmermanns Sohn das römische Reich aus seinen Festen geworfen. Denn kurz vorher kündete Er:

Wenn ein Reich mit ihm selbst uneins wird, mag es nicht bestehen. (Mark. 3, 29.) Der Starke aber, der ins Haus eingefallen war, ist der heilige Geist, von dem er wahrtut: *Ἀμήν χέγω ὑμιν ὅτι πανια αφεϑήσσίαι, τοῖς υἱοῖς τῶν ἀνϑρώπων τὰ ἁμαρτήματα καί αἱ βλασφημίαί, ὅσα ἐὰν βλασφημήσωσιν· ὃς δ'ἂν βλασφημήση εἰς τὸ πνεῦμα τό ἅγίου, οὐκ ἔχει ἄφεσιν εἰς τὸν αἰῶνα, ἀλλά ἔνοχός ἐστιν αἰωνίου ἁμαρτήματος· ὅτι ἔλεγον πνεῦμα ἀκαϑαρτον εχει.* (Mark. 3, 28—31.)

Viele Lehren des Heilandes, die Er nicht verschwiegen hat, die aber verloren gingen, sind uns im Gottgedächtnis der Weltseele, die sich plötzlich kundgeben wird, erhalten: daß sie abhanden kamen, dafür hat Verhängnis, vielleicht gebilligt vom Geistigen, dem Heilenden, gewaltet; die Wahl der Evangelien hat Er getroffen, für Übersetzungen an die Jesus später zukommenden Völker Verantwortbare bereits berufen. Ein Hochbestellter war Dr. Martin Luther. Er bleibt auch da bestimmt, bis ans Ende der Tage.

Gottheiten der Heiden sind — wir wiederholen — ebenfalls beauftragt: sie müssen sich um Christi Willen von ihren Abhängigkeiten von Sternen, Menschen, abgöttlichen Gegenseitigkeiten befreien. Lächelnd gehorcht der Gott der hellenischen Heiterkeit, Phöbos-Apollon, dem königlicheren Gebieter einer Sonne; es ist nämlich ein Irregehen, wenn man den Hellenen heute unter Eleusis Boden aufsucht: bloß schreiend um fortlaufenden Frohsinn, ist er vor Proserpinas Thron getreten: sein Wesen barg den hohen Ernst Apollos, doch der bejahte das Dasein.

(Schluß folgt.)

Rudolf Maria Holzapfels Panideal[1)]

Holzapfel läßt sich auf die gleiche Linie mit Herbert Spencer stellen. Beide sind reine Dogmatiker des Entwicklungsgedankens. Nur erörtert Spencer die Entwicklung vom Tier zum Menschen, während Holzapfel die Entwicklung der Menschheit behandelt. Beide glauben an einen Fortschritt innerhalb der Erscheinungswelt. Transzendentale Probleme liegen gänzlich außerhalb ihres Gesichtskreises.

Das Originelle an Holzapfel ist die folgende These: das Ideal aller bisherigen Religionen und Philosophien bestrebt sich, alle Menschen gleich zu machen. Dieses Ideal ist aber das Haupthindernis für die Entwicklung der Menschheit gewesen. Denn eine vollentwickelte Menschheit besteht nicht aus lauter gleichen, wenn auch vollkommenen Individuen, sondern aus lauter verschiedenen, die alle in ihrer Art vollkommen sind.

Holzapfel verlangt einerseits freie Entfaltungsmöglichkeit für alle wertvollen geistigen und körperlichen Eigenschaften des Einzelnen, befreit von den Vorurteilen des Standes und der Rasse, andererseits ein eigenes Ziel für die Entfaltungsart eines jeden Menschen. Das nennt er Panideal.

1) Rudolf Maria Holzapfel — Panideal, 2 Bände. 2. Auflage. Jena 1923, Eugen Diederichs.

„Des Menschen Seele gleicht einem Einsiedler, dessen Klause, der Körper, mit den Fensterchen der Sinne von den Wogen der Rassen, der Völker und Menschengeschlechter umbrandet wird.“ Die Einsamkeit des Menschen ist es, auf die Holzapfel immer wieder die Blicke der Leser lenkt. Der Mensch ist allein und vereinsamt, darum sehnt er sich nach Verbindung mit seinen Mitmenschen. Daraus entsteht jede Art sozialen Verkehrs.

„Nach ‚Verstandenwerden‘ kann man sich ‚sehnen‘, wenn es für die Realisierung oder Hemmung irgendwelcher ‚Ideale‘ unentbehrlich ist, wenn man ‚geliebt‘, ‚verehrt‘, ‚bewundert‘ oder ‚gefürchtet‘, ‚vermieden‘ zu werden begehrt, wenn man selbst ‚helfen‘, ‚lieben‘, ‚bewundern‘, ‚positiv ästhetisch schätzen‘ oder die durch ‚Nichtverstandenwerden‘ bedingte ‚Isolation‘ aufheben möchte.“

Aus der Sehnsucht entspringt auch das Gebet. „Gebet nennt man ein Gespräch mit einer wirklichen oder fingierten vor anderen bevorzugten Kraft oder Macht, welche man als menschliches und menschheitliches Leben irgendwie beeinflussend und beherrschend verehrt, liebt oder fürchtet. Ein Gespräch, dessen Inhalt meist Verehrung, Dank, Reue, Lob oder Bitte enthält.“

„Wenn ‚Gebete‘ Vorstellungen vom Mächtigsten und Vollkommensten wiederholt und eindrucksvoll festhalten, so können sie die Orientierung und Handlungseinheit des Betenden, sowie seine Willenskraft steigern.“ — Es ist daher ratsam, ein hohes Ideal anzubeten und diese „Mitteilungsart des Gewissens“ zu pflegen.

In seinem Kapitel über den Kampf will der Autor nur den bewußt geführten Kampf als solchen gelten lassen, im Gegensatz zu den reflektorischen Kampfhandlungen der Tiere. Dadurch versucht er dem menschlichen Kampf eine einzigartige Stellung zu geben und im Gegensatz zu den Darwinisten, die im „Kampf ums Dasein“ einen entwicklungsfördernden Faktor sehen, ihn zu einem entwicklungshemmenden Moment zu stempeln.

Entsprechend seiner pazifistischen Einstellung gesteht Holzapfel nur dem Geisteskampf eine Berechtigung zu. „Nur der geistige Kampf verfügt über hinreichend feine, sehr verborgene, motorische, emotionelle Schwingungen, die dem reichen Überschuß an seelischen Schaffenskräften im Anschluß an deren geistige Arbeit auch die nötige angemessene, nicht allzu große und nicht zu geringe physische Entladung gewährleisten.“

Im übrigen ist jeder Kampf, vor allem jeder Völkerkrieg durchaus zu verwerfen. Er ist es gewesen, der das Gewissen der Menschen verwirrt und verfälscht hat.

Moral und Gewissen stehen im Mittelpunkt seiner Darstellung. Aber die Fragen nach dem transzendentalen Ursprung der Moral, die das ganze Interesse eines Kant gefangen nahmen, berühren Holzapfel nicht. Für ihn ist das Gewissen eine empirische Gegebenheit, die sich in „Selbstbilligung“ resp. „Selbstmißbilligung“ äußert. Was Holzapfel interessiert, ist der wechselnde Inhalt der Moralgesetze, die zu anderen Zeiten und bei anderen Völkern dem einzelnen Menschen andere Vorschriften erteilten. Die verschiedene Bewertung moralischer Vorschriften faßt Holzapfel in einem sogenannten Moralgesetz zusammen.

„Die Moralwertung ist eine instinktivierte, mit suggestiv wirksamen Zügen sozialer Gemeinschaftsautorität versehene ‚Billigung‘ oder ‚Mißbilligung‘, ‚Selbstbilligung‘ oder ‚Selbstmißbilligung‘ einer Wollung hinsichtlich des ‚altruistischen‘ oder ‚egoistischen‘ Charakters ihrer Antizipationen. Sie ist die jeweilige gelegentliche Kundgebung einer durch eindrucksvolle Übung instinktiv gewordenen Disposition, zu derartigen ‚Billigungen‘, einer Disposition, die man ‚Moral‘ nennt. In bezug auf ihren Erkenntniswert nenne ich diese Verallgemeinerung ‚allgemeinstes Moralgesetz‘. In diesem Gesetz wird das allem ethischen Verhalten Gemeinsame hervorgehoben. Damit ist also der rein empirische Moralbegriff gefunden, das ehrwürdige Moralrätsel gelöst.“

Viel eindrucksvoller als diese begriffliche Definition ist die anschauliche Schilderung, die Holzapfel vom Gewissen entwirft. „Das Gewissen ist wie der verzauberte See, in dessen Schoße eine ganze Menschenbevölkerung fortlebt, die mitsamt der Stadt, die sie bewohnte, in seinen Fluten versank. Solange er friedlich atmet, merkt man kaum etwas von dem verborgenen Dämmerleben da unten. Ist aber Gefahr in Sicht, führt der Mensch etwas ‚Böses‘ im Schilde, oder hat er bereits etwas ‚Schlechtes‘ vollbracht, dann geraten die soeben kaum gekräuselten Wellen des Gewissensspiegels in wogende Bewegung: die Glocken der versunkenen Kirchen lassen ihr warnendes Geläute er-

tönen .... bittende oder drohende, flehende oder gebietende Stimmen dringen herauf .... ein leises Weinen oder leidenschaftliches Schluchzen vernimmst du .... selbst die ‚Stimme Gottes' schwebt über den Wassern. ...."

Es sind aber nicht die Stimmen reiner, heiliger Geister, die aus dem Gewissen zu uns emporrufen. Zu sehr ist die ganze Geschichte der Menschheit in Blut getaucht. „Alles, was Waffen führt, ob Ritter oder Werkmann, Hirte oder Jäger, leiht dem ‚Gewissen' die Bilder von Wehr und Gegenwehr, deren Farben und Formen. Je nach Kulturstufe, individueller Anlage und Beschäftigung bedroht, befehdet sich der Mensch im Gewissen entweder mit bloßen Händen und Fäusten, mit Füßen, mit dem Kopf oder mit Keulen, mit Schleuder, Bogen, Lanzen, Speeren, Schußwaffen. Werkzeug, wie Hammer, Axt, Sense, überhaupt alles, was neben dem gewöhnlichen Gebrauch als Angriffswaffe zu Raub und Totschlag dienen kann. .... Solche Kämpfe arten aber nicht selten bei großer Leidenschaft in wirklich sichtbare Tätlichkeit aus. In solchem Zustand schlägt, ohrfeigt, tritt sich der Mensch oder begeht sogar einen Selbstmord."

„Man kann sich denken, wie ein Gewissen, welches sich selbst brutaler Kampfesweisen und roheiten Hadergeschreies bedient, auf die sonstige Vergeistigung der Seele wirken muß. Ruft sich einer in seinem Gewissen an: ‚Du Lump! du rohes Vieh! Ich werde dich prügeln, wenn du nicht aufhörst, andere zu beschimpfen' — so fördert er ja durch solche Gewissensdrohung das Übel, welches er beseitigen möchte. .... Dies gemahnt an die Wirkung der Gebote ‚Gottes', der zu schlagen, zu töten, zu martern untersagt, selbst aber die ‚Sünder' in den Rachen der Hölle schleudert."

Wie man sieht, bleibt Holzapfel durchaus in der Erscheinungswelt haften. Diese Einseitigkeit verleiht ihm eine robuste Naivität.

In seinem Kapitel über Kunst wirft er den „meisten Denkern aller Zeiten" vor, daß sie die Wertbestimmung „schön" nicht in den Beschauer verlegen. „Vielmehr hielten sie auch in ihren philosophischen Ausführungen daran fest, daß ein Gegenstand ‚schön' sei, auch wenn er in keinem empfänglichen Wesen ästhetische Gefühle hervorbringt."

Der Unterschied zwischen der Vorstellung eines schönen Gegenstandes und der schönen Vorstellung eines Gegenstandes dürfte doch den Kunstgelehrten bekannter sein, als es Holzapfel annimmt.

Mehr als naiv wirkt es, wenn Holzapfel zur Aufstellung neuer Grundgesetze schreitet. „Sowohl ein Naturprozeß wie eine körperliche und geistige Arbeit des Menschen stellen sich immer als ein dreigliedriges Bezugssystem dar, als ein Ausschalten (Exklusion), Hinzukommen (Komplementierung) und Beibehalten (Inklusion) von allerlei Merkmalen innerhalb des sie mitbedingenden, mitbestimmenden unabsehbaren Meeres von anderen Wandlungsvorgängen."

Das wird unter anderen an folgendem Beispiel erläutert: „Wird zum Beispiel durch einen geringen Bergbach in tonigem Boden ein Bett ausgewaschen, so beruht hier die Exklusion auf Ausschaltung von Massen, die schon durch ihre weiche bildsame Beschaffenheit allen anderen derartigen plastischen Stoffen typisch gleichen, dagegen durch ihre spezifisch chemische Zusammensetzung, zufällige Mischung und Form von vielen bildsamen Körpern individuell abweichen. Mögen dabei die durch Inklusion verbleibenden Massen ebenfalls tonig oder nicht einmal knetbar sein, sondern etwa aus hartem Gestein bestehen, so müssen auch sie typische Momente aufweisen, die dem Material anderer Bachbetten teilweise gleichen und individuelle Eigenschaften, die ihm nicht ähnlich sind" usw. Solche pedantisch ausgemalte Banalitäten sind es, die das Buch stellenweise unlesbar machen.

Trotzdem gelingt es H., ein großzügiges Ideal der Menschheitsentwicklung zu entwerfen, das sich am besten als eine harmonische Gesamtheit von abertausend menschlichen Merkwelten darstellen ließe, die alle von verschiedenartigem Bau der lebendigen Natur in ihrer planmäßigen Vollkommenheit gleichen. Von der Vollkommenheit sind die Merkwelten der Menschen weit entfernt, und der Weg zu dieser Vollkommenheit ist ihnen nach H.s Ansicht dadurch versperrt, daß alle bisher aufgestellten Ideale die Menschen ohne Ausnahme über den gleichen Leisten schlagen wollen.

H. erhebt deshalb auch direkte Anklagen gegen die größten Förderer menschlichen Lebens wie Plato und Christus. Von seinem Standpunkt aus auch mit Recht. Er vergißt nur eines, daß weder Plato noch Christus an den Fortschritt der Menschheit glaubten. Und doch hat Christus in seiner wunderbaren Geschichte vom barmherzigen Samariter der Menschheit den einzig praktisch gangbaren

Weg zur Vollkommenheit gewiesen — dieser liegt im Gebote: „Hilf deinem Nächsten“ und nicht: „Hilf der Menschheit“. Was ganz außerhalb unserer Fähigkeiten liegt und heutzutage als landläufige Phrase nur schädlich wirkt, weil sie die Menschen von ihren nächsten Pflichten ablenkt und sie selbstgerecht und verlogen macht.

Plato und Christus hatten den Menschen etwas Wertvolleres zu bieten als den Fortschritt der Menschheit, nämlich den Ausblick in das Wirken transzendentaler Ideen, die allein imstande sind, die empirisch gegebenen Merkwelten auch der menschlichen Subjekte zu tragen und in ihre allumfassende Einheit aufzunehmen, Plato, der Philosoph, weist auf das gleiche hin, wenn er vom Reich der Ideen spricht, was Christus, der Mystiker, erschaut, wenn er sagt: „Das Himmelreich gleicht einem verborgenen Schatze.“

Es ist einfach lächerlich, wenn H. schreibt: „Leider wurde diese billige Denkweise sogar von Männern wie Berkeley und Kant in aufrichtigem und vielfach fruchtbarem Suchen nach Wahrheit übernommen. Wie der englische Bischof in den Vorgängen der Welt nur Erlebnisse Gottes sieht, so betrachtete Kant die ganze Natur und die Menschen als bloße Erscheinungen des ‚Dinges an sich‘.“ — Der Blinde soll nicht von der Farbe reden.

H. ist allen transzendentalen Fragen gegenüber mit der gleichen Blindheit geschlagen wie Spencer. Dagegen hat er ein sehr scharfes Auge für das empirische Geschehen. Und man muß ihm durchaus recht geben, wenn er die heutige Menschheitsentwicklung in den düsteren Farben schildert. Das Gleichheitsideal, das viele Menschen aus den christlichen Lehren herauslesen, hat durch das politisch-ökonomische Gleichheitsideal der Demokratie eine für das bürgerliche Leben gefährliche Tendenz erhalten, die zur Auflösung aller organischen Gestaltung führen muß. Die Gleichmacherei hat zur Folge gehabt, daß alle Qualitäten nur noch als Quantitäten gewertet werden, wodurch die Herrschaft im Staate in die Hand der Minderwertigen gelangt, die immer die Mehrzahl bilden werden. Die Gefahr, daß alle individuell Ausgezeichneten im Schlamm der breiten blöden Masse untergehen, ist heute dringender denn je.

Nur eine Neueinstellung des menschlichen Weltideals kann uns vor dem Untergang retten. Das neue Ideal gezeigt und den Warnungsruf ausgestoßen zu haben, ist das Verdienst Holzapfels.

„Erwacht! Erwacht! Denn die Zeit der Entscheidung ist gekommen.“

J. v. Uexküll

Bereitschaft der Jugend

Zwei Schriften Oswald Spenglers[1]) stoßen auf den Punkt vor, wo die deutsche Jugend beginnen könnte, für die Zukunft Deutschlands Belang zu gewinnen. Heute gilt mit Recht die „Jugendbewegung“ vor ernsten Leuten als ein weibliches Etwas mit ungerechtfertigtem Großgehabe, das den Volkspsychologen reizen mag, aber nicht den Politiker, der über den parlamentarischen Tag hinausdenkt. Um Mißverständnisse von vornherein auszuschalten, sei gestattet, den Begriff der „Jugend“ zu umreißen, der hier gemeint ist. Es ist nicht gemeint jener aufgeregte Jüngling, der seine rumorenden Säfte für ein öffentliches Ereignis hält, noch weniger freilich jene Gilde vollbärtiger Infantilisten vom Schlage Wynekens und der Schulreformer, die ihre menschliche Unzulänglichkeit in die Gesellschaft projizieren und sich an die Unmündigen wenden aus dem richtigen Gefühl, daß sie auf reife Menschen nur peinlich-komisch wirken. Es mag zugegeben sein, daß diese Typen geherrscht haben, und zwar so unumschränkt, daß sie in ernsten Augenblicken deutschen Geschehens die Jugend als geschlossene Gruppe draußenhalten und ablenken konnten. Immerhin: das alles hat sich totgelaufen, das Protestgeschrei will niemand mehr hören und von den „Führern“ nimmt bald kein Hund mehr

1) Politische Pflichten der deutschen Jugend. Rede, gehalten vor dem Hochschulring deutscher Art. — Neubau des Deutschen Reiches. — Beide München, C. H. Beck.

ein Stück Brot. Die Jugend hat gemerkt, daß sie auf billige Lobhudler hereingefallen ist, die ihr die geringe Zahl zurückgelegter Lebensjahre als persönliches Verdienst einreden wollten — sie ist nüchtern geworden und zieht die Folgerungen. Diese in der Enttäuschung Gereiften, in der Selbstvergötterung und Selbstbemitleidung nicht Untergegangenen, die den toten und gefährlichen Punkt „Jugendbewegung“ kraft geistiger Gesundheit überwunden haben und damit alle Koketterie mit dem „Jungsein“, der „Sehnsucht“, dem „Irgendwie“ und ähnlichen Kurzbosigkeiten, sich aber alle Spannkraft, Gläubigkeit, Entschiedenheit und Verwirklichungslust echter Jugend bewahrt haben und diese durch klare Skepsis und beseelte Nüchternheit erst sinnvoll einsetzen — die meine ich mit deutscher Jugend. Natürlich rede ich von jungen Männern, ungeachtet der Frauen und Unreifen im Raume der heutigen „Politik“, die ja auch danach und eben eine — Kinderstube ist. Des echten Mannes seelische Heimat und geistiges Kraftfeld, Plan seines Willens, seiner Ideen und seines Einsatzes ist allein das Vaterland, dessen Freiheit und Größe. Er duldet darüber keine Diskussionen und verbittet sich Relationen dieser Begriffe, die für ihn keine der Logik, sondern solche des Glaubens und der Ehre sind; darum kennt er in diesem Bezug auch keine Meinungen, sondern nur Freunde und Feinde, denen er Krieg oder Treue ansagt. Es ist selbstverständlich, daß die Lage unseres Vaterlandes und Volkes dieser Jugend nur als kategorischer Imperativ erträglich ist, nur als Bereitschaft zum Start, niemals aber als Raum, in dem sich leben ließe. Sie fühlt sich als die Mannschaft des Dritten Reiches, und die Sendung, der sie sich weiht, ist bar jedes mystischen, beschaulichen oder problematischen Charakters. Die Stunde, die sie kennt und erwartet, der sie sich bereitet und verpflichtet, ist die des Wiedereintritts der deutschen Nation als Subjekt in die Weltgeschichte, ist der freie Start im Kampf um die europäische Führung — und sie will dieses Ziel erreichen nicht mit der faulen Selbsttäuschung des Protestes und der Forderung, sondern durch Macht.

Der Novemberdeutsche, dem der Einsatz von Macht schon ein Greuel ist, wenn er über sie verfügen könnte, ist dreimal aufgebrachter, wenn politische Männer sich auf die Macht von morgen bereiten, zum Sprung auf die Tellsplatte — die Prügel haben gesessen und um der parlamentarischen Würde willen hat er aus der Angst ein Ethos gemacht: Nie wieder Krieg! Als ob das von ihm oder uns abhinge, nachdem er freiwillig und wir alle gezwungen in die Lage geraten sind, auch das von anderen bestimmen zu lassen. Er gehört zu der Sorte Deutscher, die weder Sieg noch Niederlage vertragen, ohne einen inneren Bruch zu beziehen — er wird sterben und mit ihm alles, was er schuf. Heute ist er ein Toter auf Urlaub und manifestiert sich in einer Wesenheit, die Spengler in dem Kapitel „Der Sumpf“ seines „Neubau“ geschichtlich festnagelt und richtet. Was Spengler hinter diesen Feststellungen als Aufgaben des nachnovemberlichen Deutschen sieht, das kann hier durch Besprechung nicht ersetzt, das muß man nicht nur im Bücherschrank, auch im Kopfe mit aller Gründlichkeit besitzen. Spengler ist der Lehrer der deutschen Nation, und was er der Jugend in seiner Rede mitteilt, ist das beste Geschenk, das ihr seit Jahren geworden ist. Zwei Heraushebungen seien gestattet: „Wir müssen uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Erscheinung der stehenden Heere unwiderruflich der Vergangenheit angehört. Es ist ganz gleichgültig, ob auf dem Papier der eine oder der andere oder auch alle Staaten Europas stehende Heere besitzen, ob die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft ist oder nicht. Tatsache ist, daß heute schon überall unter der äußeren Form stehender Heere alter Art, in- oder außerhalb der Formationen, sich etwas Neues herausbildet. Es sind das Verbände von Männern, die aus Begeisterung für eine Sache bereit sind, ihr Leben einzusetzen, Gemeinschaften aus Überzeugung, zusammengeschmiedet nicht durch die Dienstpflicht, sondern durch eine Idee. Das war auch im 19. Jahrhundert möglich, und wir haben es 1870 und vor allem 1914 erlebt, aber es gehörte nicht zum Begriff des damaligen Heeres. Jetzt nähern wir uns der Zeit, wo überall in Europa nicht mehr mit einer allgemeinen Mobilmachung der wehrfähigen Bevölkerung gerechnet werden darf, auch in Frankreich nicht, sondern mit einem Appell an diejenigen, die freiwillig für eine Sache einzutreten bereit sind. Überall bilden sich in und hinter den stehenden Truppen Ausschüsse, Kreise, Bünde wie die Action française und die Faszisten, welche dies als ihre eigentliche Aufgabe betrachten, und damit werden auf dem Boden Europas wieder kleine Heere erscheinen, Heere, bei

denen aber nur die eigene Überzeugung oder die Verehrung für einen Führer ausschlaggebend ist. . . Ein Blick auf Italien, Frankreich, Rußland und andere Länder beweist, wie weit diese Entwicklung schon vorgeschritten ist. Aber deshalb werden wir künftig mit einer ganz anderen Form der Beziehungen zwischen Staaten zu rechnen haben, mit einer ganz anderen und viel leichteren, unter Umständen die Diplomatie ausschaltenden Art, sich zu einem Waffengang zu entschließen. Das muß man wissen, wenn man über die Zukunft Deutschlands nachdenkt. . . ." Und zum Schluß: „Wir Deutsche gewöhnen uns schwer daran, Politik nicht für den Ausdruck von Gefühlen, sondern für eine Kunst zu halten, weil unsere Vergangenheit uns keinen Anlaß zu Erfahrungen gab. Lernen wir aber das nicht jetzt, so fürchte ich, daß auch die Zukunft uns keinen Anlaß mehr geben wird. Es ist die heilige Pflicht der jungen Generation, sich für Politik zu erziehen. Da wir nicht in der glücklichen Lage Englands sind, das seine jungen Leute früh und in praktischen Stellungen in alle Erdteile hinaussendet, so bleibt uns nur das Studium dieser Dinge an der Hand geschichtlichen Materials, aber das sollte mit doppeltem Ernst betrieben werden. Ich rate der Jugend, alle begeisterten Programme und Parteischriften aus der Hand zu legen und einzeln oder zusammen planmäßig die diplomatischen Akten der letzten Jahrzehnte zu studieren. . . . Berufen ist man heute nicht dadurch, daß man sich und andere begeistern kann, sondern lediglich durch Eigenschaften, die denen des Gegners ebenbürtig sind. Auch für den Geringsten findet sich noch eine Aufgabe. Es gibt Tugenden für Führer und Tugenden für Geführte. Auch zu den letzten gehört, daß man Wesen und Ziel echter Politik begreift — sonst trabt man hinter Narren her und die geborenen Führer gehen einsam zugrunde. Sich als Material für große Führer erziehen, in stolzer Entsagung, zu unpersönlicher Aufopferung bereit, das ist auch eine deutsche Tugend. Und gesetzt den Fall, daß in Deutschland in den schweren Zeiten, die uns bevorstehen, starke Männer zum Vorschein kommen, Führer, denen wir unser Schicksal anvertrauen dürfen, so müssen sie etwas haben, worauf sie sich stützen können. Sie brauchen eine Generation, wie sie Bismarck nicht vorfand, die Verständnis für ihre Art zu handeln hat und sie nicht aus romantischen Gefühlen ablehnt, eine ergebene Gefolgschaft, die auf Grund einer langen und ernsten politischen Selbsterziehung in die Lage gekommen ist, das Notwendige zu begreifen und nicht, wie es heute ohne Zweifel der Fall sein würde, es als undeutsch zu verwerfen. Das, diese Selbsterziehung für künftige Aufgaben ist es, worin ich die politische Pflicht der heranwachsenden Jugend sehe. Damit allein kann sie geistig über die Grenze hinauswachsen, die infolge des Versailler Vertrages Deutschland heute von der Welt abschneidet. Unsere Zukunft beruht nicht auf dem, was an neuen Formen innerhalb unserer Grenzen entsteht, sondern auf dem, was infolge dieser Formen außerhalb der Grenzen erzielt wird."

Dem ist nur noch ein Wort Spenglers über die Jugendbewegung hinzuzufügen: „Die Jugendbewegung, wie sie heute ist, verzichtet auf Erfolg, um sich zu berauschen. Ehrlich, aber sonst nichts — das ist zu wenig für die Zukunft." Nun — die Dinge haben eine Reife erhalten, die nicht lange mehr für das Gehenlassen den Aufwand der Ehrlichkeit gestattet. Der Aufbruch der erwachenden Deutschen aus der Masse zum Volk hat eingesetzt, entweder zwingt die Jugend das Volk wieder in das Bewußtsein und den Pflichtenkreis einer geschlossenen Nation großer Führung — oder sie will sich zum Gewimmer ihrer Zupfgeigen und Klimbimapostel weiter „verinnerlichen": indes die namen- und programmlosen, „indifferenten" und gänzlich unindividuellen Arbeitsleute wieder schweigend und selbstverständlich die Münze ihres Blutes zahlen.

Artur Zickler.

Die deutsche Sozialdemokratie[1)]

Bei uns in Deutschland liegen heute die Dinge so, daß politische Literatur undenkbar ist, ohne daß der Hintergrund unseres großen nationalen Unglücks wirksam würde. Nicht als ob nicht das Wort: Stets daran denken und nicht davon reden, Anspruch auf Beachtung hätte. Das schließt aber nicht aus, daß sich mehr oder weniger bewußt alle unsere politischen Gedanken nach den Schicksalsfragen der in den Daseinskampf gestellten deutschen Nation richten. Denn für uns haben alle Erwägungen über das Wesen und den Zweck des Staates nur nach der Einstellung zu jenem unsichtbaren Pol Wert oder Unwert.

Der Versuch, eine Ideengeschichte der deutschen Sozialdemokratie zu schreiben, betrifft, von solchem Sinne getragen, nicht nur prinzipielle Fragen wie die Untersuchung des Verhältnisses von „reiner" zu sozialer Demokratie, dieser zum Kommunismus und Anarchismus, nicht nur die Klärung des Verhältnisses dieser politischen Theorien zu ihrer naturrechtlichen Grundlage, sondern führt weiter zu der Erkenntnis, daß das eigentliche Wesen der wirtschaftlichen Gesetze des Marxismus politischer Natur, Staatstheorie ist, daß daher die Einstellung des deutschen Sozialismus zum außenpolitischen internationalen Leben seiner Nation den endgültigen Aufschluß über die bewegenden Kräfte in den Fraktionen gibt, so daß sie die internationalen Ansichten ihrer Führer auch als endgültigen Maßstab ihres Wesens und Schicksals gelten lassen müssen.

Wir verfolgen von diesem Gesichtspunkt aus den Vergleich, den Lenz zwischen der Geschichte des sozialistischen Gedankens auf französischem und deutschem Boden zieht. Im Lande der Menschenrechte war der nationale Gedanke durch die großen Erinnerungen der französischen Revolution mit der freiheitlichen Staatstheorie allzu fest verbunden, als daß diese geschichtliche Überlieferung hätte geleugnet werden können. Der der Theorie zugrunde liegende Widerspruch zwischen Staat und Gesellschaft ist dagegen auf deutschem Boden so sehr mit dem Haß gegen Preußen, dem Vertrauen auf die übernationale Kraft der pazifistischen Ideale verknüpft, daß die Staatswirklichkeit zerbricht, der Staatsgedanke dem gesellschaftlichen Einspruch gegen seine Existenz gebeugt wird. Das gleiche internationale Sittengesetz nun, auf das der Radikalismus gegen Preußen-Deutschland streitend sich beruft, wird dem vernichtenden Versailler Feindspruch als moralische Rechtfertigung zugrunde gelegt. In dem Versailler Schuldanerkenntnis wird die Unsittlichkeit des deutschen Gegenwartsstaates aus einer politischen Theorie heraus weltgeschichtliche Wirklichkeit.

Die ideengeschichtliche Herleitung der sozialen Demokratie aus der sogenannten „reinen" Demokratie — als Trennungsjahr setzt Lenz etwa 1840 — ist bisher kaum in dem von Lenz dargelegten Umfang erkannt und quellenkritisch musterhaft durchgeführt. Damit wird die Lehre der sozialen Demokratie über die sogenannte reine Demokratie letztlich als auf den naturrechtlichen Lehren der Westvölker erwachsend erwiesen.

Für die westlerische Staatstheorie ist der Gesellschaftsbegriff ausschlaggebend. Schon frühe verbindet er sich mit der Vorstellung der Menschenrechte, die dem Einzelnen individuell gegenüber dem Staate zustehen. Im Anschluß an die den gleichen individualistischen Grundzug aufweisende Staatsvertragtheorie wird die aus dem Naturzustande (I) hervorgehend gedachte Gesellschaft (II) mit dem Maßstabe von Ideal und Wirklichkeit, Vernunftordnung und positiver Ord-

1) F. Lenz, Staat und Marxismus, 2. Teil: Die deutsche Sozialdemokratie. Stuttgart 1924, J. G. Cotta.

nung gemessen. Wird diese pessimistisch gewertet, so ergibt sich aus den Widersprüchen der bestehenden Gesellschaft (II) die Forderung der wahren Zukunftgesellschaft (III). Klafft im Naturzustande (I) der Widerspruch, so wird die bürgerliche Gesellschaft (II) ihn aufheben.

Jenen ersten Typus stellt die marxistische Kritik der Gegenwartsordnung dar. Der Der innere pessimistische Kern der marxistischen Theorie der bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Vorstellungen von Übervölkerung, Lohngesetz, kapitalistischer Vergewaltigung und Klassenkampf ist der äußeren harmonistischen, von der älteren bürgerlichen Demokratie herstammenden Fassade des Pazifismus und der prästabilierten Interessengemeinschaft innerhalb der Weltverkehrsgesellschaft eingebaut. Beide Ansichten, auf den Boden des Naturrechtes bezogen, stellen sich zueinander als kritisches Gegenstück dar.

Aus der naturrechtlichen staatsphilosophischen Vorstellung des Krieges aller gegen alle (homo homini lupus), die mit dem Bilde der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft verbunden wird, ist jedenfalls meines Erachtens der Gedanke der beherrschenden ökonomischen Gesetze des Marxismus abzuleiten. Indem Marx die bürgerliche Gesellschaft der Gegenwart unter das Gesetz der hemmungslos sich auswirkenden egoistischen Triebkräfte des „wirklichen" Menschen stellt, formt er die ökonomischen Gesetze, in denen sich die Menschen zueinander im harten Daseinskampfe verhalten und kommt so zu seiner geschichtsmaterialistischen These. Indem er die gegenwärtige Gesellschaft pessimistisch wertet, gelangt er zu dem Gedanken der Eroberung der politischen Staatsmacht durch die Arbeiterklasse, womit sich der sittliche Staatsbegriff aus dem individualistischen Zustande der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft heraus verwirklicht.[2])

Man kann hier — und damit komme ich zu einer im Grunde genommen nur quellenhistorisch interessierenden Differenz zu der Lenzschen Auffassung — vielleicht zwei Versionen der im Vergleich der zeitlichen Abstände nicht immer folgerichtig durchgebildeten Marxschen Staatslehre unterscheiden. Ich halte die aus der späteren Zeit gegebenen Beläge[3]), wonach der Phase der Eroberung der Staatsmacht durch die Arbeiterklasse die weitere Endphase des freivergesellschafteten Menschen (ohne Staatsform) folgt, für zwingend, glaube aber, daß in den Jahren des noch nicht völligen Ablösens von Hegel dessen Staatsgedanke (wenn auch in eingeschränkter Weise) von Marx im Sinne des idealen Endzustandes noch festgehalten wurde. Zu diesem Schlusse führt u. a. die Tatsache, daß der Stirnerschen Staats- und Geschichtsphilosophie, der gegenüber Marx seine Lehre als logisches Gegenstück empfand, das er bis in die intimste Beweisführung durchkonstruierte, jenes Reflektieren von S t a a t und bürgerlicher Gesellschaft zugrunde liegt[4]) wie es sich auch bei Hegel aber in außerzeitlicher, logischer Ordnung findet.

Über das Verhältnis Marx-Stirner und beider zum Liberalismus läßt sich auch Lenz im vorliegenden Buche in beachtenswerten Ausführungen hören. Man kann in der Tat von der späteren Marxschen Lehre aussagen, daß deren Gemeinschaft mit Stirner in dem Satze, daß die beste Regierung jene sei, die dazu gelangt, sich für unnütz zu erklären, zutage tritt (S. 239) — ein Satz, der wiederum in dem sozialen Atomismus, dem individuellen Grundzug der naturrechtlichen Gesellschaftslehre, beruht (S. 10); man kann auch v i e l l e i c h t von einer Verwandtschaft der naturrechtlichen Assoziation freier Individuen mit dem Verein freier Menschen des kommunistischen Manifestes und mit Stirners Verein der Egoisten reden (S. 77); man kann endlich überhaupt — von der Vorstellung des faustischen Weltgefühls aus — mit Spengler sagen, es sei im Grunde eins, ob der Weltanspruch des sich mit dem Unendlichen eines wissenden Ich vom Ich oder vom Unendlichen aus in eine wissenschaftliche Ordnung gebracht wird (Stirners Anarchismus — Marx' Sozialismus) und somit Stirner lediglich als eine Nüance des allgemeinen Sozialismus erklären. — Zu dem gleichen Ergebnis weitgehender Identität aus einer einheitlichen philosophischen Grundlage sich ergebender Vorstellungsreihen gelangt man hinsichtlich der Stirnerschen und Marxschen Staatslehre früherer Fassung aber schon durch die quellenkritische

2) Vgl. Schmoller, JB. 1921, S. 1107.
3) Von Lenz im I. Teil seines Werkes vorgebracht.
4) Schmoller, JB. 1921, S. 1098 und 1086.

Untersuchung. Die geschichtliche Perspektive bei Marx: Das Reflektieren des „wirklichen“ Menschen (homo homini lupus — pessimistische Form der bürgerlichen Gesellschaft) in den Gattungsmenschen (idealer Endzustand im Hegelschen sittlichen Staat). Bei Stirner: Das Reflektieren des Gattungsmenschen (sittliche Staatsidee) in den „wirklichen“, „Unmenschen“, der die Menschheitsidee fortwerfend den Staat verneint. Und diese ganz gleiche Vorstellungsreihe formell geschichtsphilosophischer Fassung in naturrechtlichen Erwägungen und Hegelschen Perspektiven wurzelnd.

Diese gemeinsame Grundlage wirkt sich bei Marx wie bei Stirner bis in die letzten Verästelungen der Systembildung aus. Ich glaube daher die Lenzsche Formel des Endziels der freien Individuen als eine spätere marxistische Fassung ansprechen zu dürfen, die schließlich die letzten Erinnerungen des Hegelschen Systems abgeworfen hat, der aber immerhin als endgültiger Form die Bedeutung der weltwirksamen Repräsentation des Marxschen Gedankens nicht aberkannt zu werden braucht.

Der Kampf des sozialistischen Gedankens mit den deutschen philosophischen Überlieferungen ist als eines derjenigen Ereignisse des europäischen Geisteslebens anzusprechen, das, ohne von Größe umgeben zu sein, sich gleichwohl in tragischen Dimensionen im Leben der Nationen auswirkt. Aus dem Hintergrunde der deutschen Überlieferungen heraus den westlerischen Stammbaum des deutschen Radikalismus herausgearbeitet zu haben, ist eines der großen Verdienste des Lenzschen Werkes.

Hierüber darf ich mir im Anschluß an Lenz einige Ausführungen gestatten.

Als philosophische Grundlage des politischen Radikalismus ist die Weltstimmung des europäischen Rationalismus anzusprechen. Der Rationalismus bedeutet den Glauben allein an die Ergebnisse des kritischen Verstandes. Er bedient sich der mechanischen Naturauffassung des 18. Jahrhunderts. Ihre Ansicht, daß alle physischen Vorgänge als Bewegungsvorgänge irgendwelcher Körperteile aufzufassen seien, führt das rationalistische Vereinheitlichungsbedürfnis im Materialismus in die selbstverständliche, unbewiesene Folge hinüber, daß a l l e s Seiende körperlicher Natur, d. h. durch die Eigenschaften der Ausdehnung und Bewegung gekennzeichnet sei, und nur durch sie.

Unter diesem Gesichtsbilde von Masse und Energie bildet sich der Rationalismus das Naturbild so, daß man es gebrauchen kann.

Aber auch die Ethik schmilzt der Rationalismus in eine Zweckmäßigkeitsmoral um. Wie die Natur ein durchdachter zweckmäßiger Mechanismus wird, so wird die Tugend zum Wissen. „Sorgen wir dafür, gut zu denken! Das ist das Prinzip der Moral.“ [5])

Die von den Naturwissenschaften in das rationale Weltbild eingeführte Analogie des Atomismus und der die Atome organisierenden rationalen Gesetze bedingt auf dem Gebiete des gesellschaftlich-staatlichen Lebens das Bild gleichartiger Menschenatome, die Idee des ständig steigenden Fortschrittes und der rationalen Selbstgestaltung des Staates und der Gesellschaft.[6]) Der Schwerpunkt ist in den Endzustand der Geschichte gelegt, in dem erst der Mensch zur Entwicklung seiner Gesamtanlagen gelangt, und von dem aus sich die Vorzeit als eine Reihe barbarischer Zustände darstellt, betrachtet von vollendeter Kulturhöhe herab.

Von diesen Gedanken aus hebt sich das ganz andersartige Vorstellungsbild des deutschen Idealismus ab.

Durch die Mittel einseitiger Leidenschaften und Interessen wirkt sich der geschichtliche Geist des Menschen zu immer neuen reiferen Formen aus, bis er seine Erfüllung gefunden hat, indem er sich in seiner absoluten Totalität erkennt. Mit der Vollendung der Selbstverwirklichung des reifen geschichtlichen Geistes aber sterben seine Triebkräfte ab. Die Eule der Minerva beginnt ihren Flug mit der einbrechenden Dämmerung.

Der Schwerpunkt liegt also gegenüber dem Rationalismus in der Lebendigkeit geschichtlichen Werdens auf dem Hintergunde menschlicher Leidenschaften und einseitigen Wollens — in der Zeugungskraft plastischer Bildungen, die aber bereits die Anlage der vollen Reife des geschichtlichen Geistes in ihrem Schoße tragen. Mit seiner Vollendung aber hat die Geschichte ihren Sinn verloren. In seiner Vollendung stirbt der Geist; denn er kann nicht stille stehen.

Die rationalistische Fortschrittsidee der un-

5) Pascal, Gedanken, Art. 3, Ziff. 6 und vor allem die Philosophie des Maupertuis.
6) Troeltsch, Naturr. im weltwirtschaftl. Archiv 1922, S. 490 und 492.

gemessenen Perfektibilität ist abgelöst durch die idealistische Entwicklungsidee. An die Stelle einer gleichen weltbürgerlichen Menschheit wird ein Zusammenhang der Völker in dem Sinne gesetzt, daß diese erst in gegenseitiger Ablösung und Ergänzung die geschichtliche Totalität ausmachen.

Der Individualisierung der Volksgeister in der Geschichte entspricht der Geistesbegriff des deutschen Idealismus. Geist bedeutet ein Doppeltes: Verallgemeinerung und Verzicht des Ichs auf seine Einzelheit, zugleich aber Unterscheidung. Beide Gedanken verstärken und durchdringen sich gegenseitig in der Projektion der staatlichen Ordnung. Je unvergleichlicher der Einzelne ist, je mehr er in der Ordnung des Ganzen an nur ihm vorbehaltener Stelle steht, um so mehr wird der Einheitsgedanke im Gegensatz zum Gleichheitsgedanken aufs höchste gesteigert, da so auch das Ganze für die Individualisierung seiner Glieder unentbehrlicher wird. Erst aus dem Material der Individuen wird ein Ganzes. Erst im Kampf erfüllen die Volksgeister ihre höchsten geistigen, zugleich verallgemeinernden Kräfte.

Die rationalisierte Vertragsnatur des Staates wird aufgegeben zugunsten überpersönlicher und individualisierender plastisch geistiger Kräfte, die die einzelnen Volksgeister gestalten.

Rechtsgedanke und Staatsauffassung werden damit dem Idealismus individuell und positiv wie hierin schon Montesquieu im Geist der Gesetze vorangeht. Das Ethische wird in das innere Sein verlegt und das Recht zu etwas mit der Moral nicht zu Messendem.

Daher kann auch in den Krieg, der dem Rationalismus als Naturzustand erscheint, der Rechtsgedanke hineingelegt werden, um so mehr, als der Krieg erst die Verwirklichung der staatlichen Besonderheit der Völkern bringt.

Es ist klar, daß der Zusammenstoß der mitteleuropäischen mit den westlichen demokratischen Völkern zugleich einen Zusammenstoß der letzten Folgen ihrer gedanklichen staatlichen Unterbauung bedeutete.

Die geschichtlich unterbaute Staats- und Gesellschaftslehre liegt auf einer anderen, höheren Ebene als das Naturrecht mit seinen überalterten Vorstellungen[7]) von Naturzustand, Vernunft, Fortschritt und ewigem Frieden. Der große versöhnende Gedanke Hegels, daß die Tatsache, daß die in Gesetzgebung, Sitten und Bildung eine Familie darstellenden europäischen Völker sich gegenseitig als Persönlichkeit anerkennen, dazu führe, daß „im Kriege selbst der Krieg als etwas Vorübergehensollendes bestimmt sei", ist von drüben aus ebenso unbegreiflich, wie das Aufrollen der Schuldfrage[8]) von hüben als unerträgliche Seichtigkeit empfunden werden muß, und wie der Cant, der als soziologische Erscheinung darin seinen Grund hat, daß auch der weltbürgerliche Wohlfahrtsstaat sich in der Welt der Tatsachen so wenig ohne „Macht" behaupten kann, daß er die in seinen machtpolitischen Forderungen bestehende Spannung zwischen Theorie und Wirklichkeit in irgendeiner Form überbrücken muß, dem deutschen Empfinden kontrovers ist.

Hier scheiden sich zwei Welten.

Wir wollen dem Lenzschen Buch, dessen reichen Inhalt wir im einzelnen hier nicht wiedergeben können, auch noch das zum Danke wissen, daß es nicht nur in seinen sachlichen Ergebnissen unversöhnlich ist, sondern sich auch in seinem sprachlichen Aufbau nach guter deutscher Überlieferung von allzu leichter Zugänglichkeit freihält.

Gerhard Bückling.

7) Mit Recht empfindet Spengler die Marxschen Theorien als Provinzialismus.

8) Von einer „Schuld" der deutschen Regierung kann man nur insofern reden, als sie im Sinne der westlichen Ethik „unschuldig" war; sie bedeutete ein glänzendes Nichts.

Berliner Theater

I

„Die Komödie", Max Reinhardts neues Theater am Kurfürstendamm, ist ein Werk des so oft bewährten Theaterbauers Oskar Kauffmann, und wohl sein bestes. Denn trotz dem Zwang des Gegebenen hat er in einem der langweiligsten Häuser des langweiligen Berliner Westens einen Raum von so heiterer, feiner Festlichkeit geschaffen, bis ins kleinste der Farben und Zierate rokokohaft abgetönt, daß unsere durch die Not der letzten zehn Jahre grau und müde gewordenen Seelen Mühe haben, an das Glück so wundervoll beschwingter Leichtigkeit zu glauben. In hellem Weiß und leuchtendem Rot erglänzt diese Stätte in strahlendem Licht, sehr hübsch belebt durch die hauchzarten Bilder des Schwaben Hans Meid, das Halbrund des Parkett umrahmt von einem Kranz entzückend intimer Logen, die sich im Stil des alten Gesellschaftstheaters bis auf die Bühne vorwagen. Man denkt an Mozart und weiß: hier wird Reinhardt uns seine alte Zauberkraft neu fühlbar machen.

(Schade, daß nicht auch das Publikum von Kauffmann ist! Hier stört das fürchterliche Gebilde, das jetzt Berliner Bühnenhäuser bevölkert, noch stärker als sonst.)

Zunächst freilich gab es einen Dämpfer. Denn was die langweilige Rederei über eine Ehetrennung, ob oder ob nicht, erst ja, dann aus recht sentimentalischem Grunde doch nein, zwischen drei Personen in drei recht ausgedehnten Akten an dieser Stätte soll und was sie uns überhaupt angeht, habe ich nicht ergründen können. Nur die Freude, Helene Thimig, freigeworden von der Manier früherer Jahre, in der beseelten Feinheit ihres Spiels, wieder auf einer Berliner Bühne zu sehen, übte so viel Zwang, daß man Paul Géraldys „Aimée" bis zum Ende ertrug.

Dann aber gab es Molières „Der eingebildete Kranke" in der Übersetzung von Ludwig Fulda, sehr frei bearbeitet von Max Pallenberg in der Titelrolle. Und das war gut so. Denn — bei allem selbstverständlichen Respekt natürlich vor den Klassikern — könnte man wohl dies derbe und so herzlich dumme Stück heute einfach nicht mehr ertragen, wenn nicht der große Improvisator Pallenberg als ein quicklebendiger, bauernschlauer Argan mit einem fabelhaften Spiel der Augen, des Mundes, der Hände und Beine sogar die sehr körperlichen Dinge nicht nur erträglich, sondern zum Quell unwiderstehlicher Heiterkeit machte. Im letzten Akt ist er ganz stark, denn bei dem Zusammenbruch über den Betrug seiner Frau leuchtet die seelische Tragik des halben Menschen durch, die sein Eigenstes und Tiefstes ist.

Und als Drittes kam Reinhardts stärkster Erfolg, an dem wiederum Pallenberg mit Lucy Höflich und Gülstorf, Bildt und Diegelmann in einem so vollendeten Zusammenspiel, wie wir es schon lange nicht mehr kannten, wesentlichen Anteil hatte. Je ferner man dem Abend rückt, um so klarer wird es, daß Max Reinhardt, und nicht Luigi Pirandello der Dichter ist in dieser Aufführung, „eines Stückes — das gemacht werden will": „Sechs Personen suchen einen Autor." Freilich der Gedanke — oder man muß sagen: der Einfall? — ist grandios und von erschütternder Hintergründigkeit: Mitten in die Theaterprobe eines neuen Stückes hinein — also in ein Milieu, das jeden Theaterbesucher von vornherein mit angenehmem Entzücken erfüllt — mit Beleuchtern, Bühnenarbeitern, Schauspielern in Zivil, Inspizient und Direktor schieben sich sechs Personen in gespenstischer Front: der Vater, die Mutter, die Tochter, der Sohn und zwei kleine Geschwister, von einem Autor

geschaffene Figuren, die er nicht zu ihrem letzten Schicksal führte — und verlangen Erlösung und ihr Recht auf Leben, wenn es auch nur eine „Rolle“ ist. Sie lassen sich nicht abweisen, und entgegen den Schauspielern fängt der Direktor Feuer und macht den Versuch, ihr Schicksal zu Ende zu dichten. Ein recht fragwürdiges Schicksal: diese Personen stehen in den unerfreulichsten Beziehungen zueinander. Vater und Mutter haben sich unaufhörlich gequält, sich getrennt, die auf die schiefe Bahn geratene Tochter aus einem zweiten Bund der Mutter wäre fast in einem Kupplerhause dem Vater anheimgefallen. Dumpfer Haß schwelt, die Frau gegen den Mann, die Tochter noch mehr, der Sohn ein Alb der Familie, zitternd und verstört die beiden Kleinen. — Der Versuch mißlingt, die „Rollen“ fühlen sich vom Direktor und den Schauspielern vergewaltigt, beschimpfen sie als Komödianten, ganz vergessend, daß doch sie die drängenden Bittsteller waren, verschwinden ebenso unheimlich, wie sie plötzlich da waren, und lassen den Direktor mit tödlicher Verwirrung zurück, aus der er durch einen handfesten Theaterschluß gerettet wird.

Welch ein Vorwurf tiefster Romantik! Aber wenn man liest, was Pirandello selber über sein Stück schreibt, so spürt man gleich, daß er die Größe und die Möglichkeiten seines Vorwurfs gar nicht sah. Ein romantisches Spiel eines A-Romantikers. Aber Reinhardt spürte und sah alles und gab dem Spiel in einer Meisterleistung seiner Kunst die Atmosphäre, in der dem Hörer alle Schauer dieser unheimlichen Welt anpacken. Wie aus dieser Auseinandersetzung der von einem Autor geschaffenen Personen, die nun da sind, trotzdem er die Hand aus Unlust oder Unkraft von ihnen abzog, mit dem Autor, des Autors mit den Schauspielern, bald den realen Personen, bald den Rollen die höhere Wirklichkeit zuzufallen scheint, wie aus der Vorstellungskraft der „Rollen“, die wie die abgeschiedenen Seelen des Hades zum Bluttrank sich zur Darstellung ihres bisherigen Erlebens drängen, plötzlich die furchtbare Figur der Kupplerin (Margarete Kupfer) leibhaft auf der Bühne steht — das spielt in jenen Bezirken, wo die Grenzen von Sein und Schein sich überschneiden, wo das Gedachte, das Gespielte wirklicher ist als Körperlichkeiten, wo man den Verstand verlieren muß, wenn man ihn bewahren will. Das Durcheinander der Gegensätze von Stoff und Gedanke, von der Verpflichtung auch gegenüber nur in Gedanken Erschaffenen, von Autor und Schauspieler, der Verbrecher und Mörder, aber auch wahrer Schöpfer sein kann, der Wirklichkeit des Lebens und des Theaters reißt Pforten auf zu letzten Nachdenklichkeiten. Auf diesem gespenstischen Feld gab Reinhardt den bisher stärksten Beweis seiner Unerschöpflichkeit und Lebendigkeit.

* * *

Als eine besonders gute Regieleistung, allerdings am untauglichen Objekt, ist auch Fehlings Inszenierung vom „Leben Eduard des Zweiten von England“ (Staatstheater) anzusprechen. Christopher Marlowes altes, gottlob der Geschichte angehöriges Stück voll Roheit und einer gewissen Kraft ist von Berthold Brecht mit der Sachkenntnis eines Magnus Hirschfeld und unleugbarem Instinkt ausschließlich auf die homosexuellen Gesichtspunkte hin bearbeitet. Das Ergebnis ist vielleicht eine Freude für Interessenten, für uns Normale bleibt's trotz der aufgeklebten Literatur unleidlich. Es ist schon schlimm, daß die staatliche Bühne sich dazu hergibt, einem kleinen, aber warmen Kreis ein Fest zu bereiten.

Die Verbindung von hier zu dem mit unendlicher Liebe von Jeßner einstudierten Schwank unserer Jugend „Charleys Tante“ von Brandon-Thomas läßt sich nur dadurch herstellen, daß auch hier wenigstens unter einem Weiberrock ein Mann steckte. Man soll dankbar sein und deshalb zugeben, daß man trotz der seltsamen inneren Unlebendigkeit des Stückes — oder ist unsere Zeit zu alt geworden? — durch Werner Krauß als Tante herzhaftest zum Lachen kam. Er führte die Verkleidung bis in dessoushafte Einzelheiten durch, ohne doch Guido Thielscher vergessen zu machen.

Der bescherte uns kürzlich einen wirklich köstlichen Abend in einem — man höre und staune — durchaus lustigen, sauber gearbeiteten Schwank von F. Arnold und E. Bach „Der wahre Jakob“ [Lustspielhaus], in dem die beiden Verfasser mit viel Verständnis für die inneren Gesetze der Gattung aus Situationskomik schwankmäßig vernünftige Handlung ableiteten und sogar zu einem guten 3. Akt führten, dabei abgebrauchte Motive wie entlarvte Sittlichkeitsapostel geschickt abwandelnd. Thielscher, in den ersten beiden Akten seinen unwiderstehlichen Beinen

vertrauend, hatte in dem 3. Akt Momente, die ihn auch als großen Schauspieler zeigten.

Auf die besondere Aufgabe des Staatstheaters ist hier schon hingewiesen. Nach den letzten beiden Proben zweifelt man immer mehr, wie der jetzige Intendant ihr genügen will. R. P.

II

Das Lustspiel ist nun einmal die gangbarste Ware, und da es scheinbar in der trüben deutschen Gegenwart nicht recht gedeihen will, darf man sich nicht wundern, wenn der rührige Theaterdirektor immer wieder bei den eifrigsten, angeblich hierzu begabtesten Erzeugern dieses Artikels nachfragt: dem Franzosen. Doch immer erlebt man die gleiche Enttäuschung. Der viel bewunderte „Esprit“ und der „Elan“ scheinen zusammen mit der politischen Vernunft auch in Frankreich ausgestorben. Wie muß doch diese Nation in den letzten Jahren gealtert sein: auch die französischste der französischen Komödien, die hierher importiert wurde, ist — selbst wenn man 50 % Säfteverlust bei der Überpflanzung auf das deutsche Theater abrechnet — geistlos, kraftlos, mit künstlichen Mitteln angeregte Erotik, nicht einmal mehr kräftig genug, Ärgernis zu erregen.

Es lohnt sich also nicht, sich damit aufzuhalten; ob es sich nun um den harmloseren „Papa“ von Caillavet im Kleinen Theater oder „Die Cousine aus Warschau“ von Louis Verneuil im Komödienhaus handelt. Herr Courteline hatte im Renaissance-Theater mit seiner tragischen Posse „Boubouroche“ wenigstens das Glück, einen vortrefflichen Vertreter seines spießrigen, an Leib und Seele verfetteten Liebhabers in Jakob Tiedtke zu finden, der sogar aus dem zweiten Stück des Abends mit dem gefährlich klingenden Titel „Das Sittlichkeitsvergehen“ eine recht erfreuliche, wirklich heitere Szene herausjonglierte.

Im Trianon-Theater zog sich wieder Erika Gläßner mit vieler Koketterie aus, diesmal als Geyers „Mary“, nachdem sie mit gutem Temperament durch drei Akte vom entzückend frech-naiven Backfisch bis zum nur noch frechen Weibchen sich hindurchgeliebt hatte. Dichter und Schauspielerin machten schließlich nach gutem Anlauf im letzten Akt mit allen Mitteln schlapp und verdarben sich und dem Zuschauer so die Laune.

Glücklicher waren Armin Friedmann und Ludwig Nerz mit ihrem „Dr. Stieglitz“ im Lustspielhause. Freilich ungewöhnlich originell in der Erfindung und spannend durchgeführt ist dieses Stücklein nicht, aber recht ordentlich mit netten Scherzen und freundlichen Einfällen und Situationen zurechtgemacht; eine sehr saubere Arbeit, die durch das gute Spiel von Paul Morgan und Friedrich Lobe als Judenväter von echtem Schrot und Korn zu einem angenehmen Eindruck wurde. Es wirkte durchaus als Lustspiel alten Schlages, ebenso wie das von Florath im Staatlichen Schiller-Theater neu aufgewärmte „Konzert“ Hermann Bahrs. Das uralte Lustspielmotiv von dem Manne, der bei der Fremden das sucht, was er bei seiner eigenen Frau nicht finden will, und der dann durch das Scheinbündnis der beiden anderen betrogenen Teile hellsichtig wird, suchte Bahr, der Literat, mit manch klugem Wort dramatisch zu gestalten. Doch sein Wort bleibt matt und nüchtern wie die Handlung selbst, und auch Ebert und Lina Lossen in den Hauptrollen gelingt es bei bestem Wollen nicht, etwas Tempo hineinzubekommen. Herr Schwannecke, der Dr. Jura, macht sich als liebenswürdiger Klugschwätzer vorzüglich, und Friederike Meißner als liebeskranke Magd war erschütternd in ihrer unglückseligen Versessenheit. Doch trotz allem: ist es bei den reichen Möglichkeiten der staatlichen Bühnen notwendig, gerade so etwas wieder aufzufrischen?

Und da Mut und Unternehmungsgeist dort nicht gerade zu Hause sind, will man wenigstens sicher gehen und schreitet vom veralteten Gestern zur ehrwürdigen Vergangenheit und beweist damit wenigstens, daß dort noch mehr Lebenskraft und Gegenwartsfrische schlummert als bei Bahr. Shakespeares „Widerspenstige“ im gleichen Schiller-Theater in der meisterhaften Inszenierung von Ludwig Berger wurde tatsächlich zu einem frischen, frohen Erlebnis nach der bleichen Erotik der französischen und deutschen Komödienschreiber jüngsten Datums. Hier war wieder einmal Regiearbeit, die Beachtung verdient. Sie brachte eine Leichtigkeit, eine Beschwingtheit und ein heiter-musikalisches Element selbst in der abgestimmten lebhaften Farbgebung, die an sich schon berauschte. Das Bühnenbild war unaufdringlich und dennoch bedeutend durch ein dreiteiliges Renaissance-

portal bestimmt, das mit geschickter Benutzung zweier Zwischenvorhänge eine erstaunliche Fülle von Veränderungsmöglichkeiten bot. Besonders das letzte Bild mit der strahlenden Hochzeitstafel verschaffte dem Auge durch Farbe und Licht einen Genuß, der beinahe noch die Freude an der schauspielerischen Leistung überbot. Es war vorauszusehen, daß Agnes Straub in der feinen Herbheit ihres Wesens etwas ganz anderes aus der Rolle der Widerspenstigen herausholen würde, als man es sonst gewöhnt ist: nicht den Drachen a priori, sondern die aus Sprödigkeit und verklemmtem Liebesbedürfnis sich rauhbeinig Gebende. Freilich tobt und wütet sie ohne Sentimentalität mit beängstigendem Temperament, aber hinter allem leuchtet doch ganz zart immer wieder das sich selbst noch unerkannte und unverstandene Weib hindurch. Dadurch gelingt ihr, in schöner Kurve den Vorgang ihrer Wandlung überzeugend durchzuführen. Herr Ebert, als ihr kraftüberströmender, unter Gutmütigkeit grober Bändiger, unterstützte ihre hervorragend schauspielerische Leistung auf das beste, so daß man mit warmer Dankbarkeit den Schauspielern wie dem Spielleiter gegenüber das Haus verließ.

W. F.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Bericht aus Kärnten

Das Jahr 1924 wurde in Kärnten in nationalpolitischer Hinsicht durch eine Ankündigung südslawischer Blätter eingeleitet, daß die Belgrader Regierung eine Note an die Regierung in Wien wegen des Schutzes der slowenischen und kroatischen Minderheiten in Österreich vorbereite. In dieser Note sollte verlangt werden, daß alle Bestimmungen des Friedensvertrages zugunsten der nationalen Minderheiten durchgeführt und ihnen volle Gleichberechtigung sowie alle bürgerlichen, politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Rechte zugesprochen würden.

Schon im Februar 1923 hatte der serbische Außenminister Dr. Nincic gelegentlich des Besuches des Bundeskanzlers Dr. Seipel in Belgrad Beschwerden der Kärntner Slowenen zur Sprache gebracht und insbesondere darauf verwiesen, daß Südslawien für die Deutschen in Slowenien verhältnismäßig mehr Schulen „geschaffen" habe als Österreich für die Kärntner Slowenen. Seipel konnte der unrichtigen Statistik, die Dr. Nincic über die Schulverhältnisse in Kärnten vorlegte, eine andere entgegenstellen, die ein wesentlich anderes Bild bot. Was aber bei dieser Gelegenheit überhaupt nicht zur Sprache kam, war die Tatsache, daß Slowenien vor dem Zusammenbruch viel mehr deutsche Schulen besessen hat als heute und daß selbst nach dem Berichte Dr. Verstovseks, des ehemaligen Unterrichtsministers in Laibach, gegen 40 deutsche und 11 utraquistische Schulen — in Wirklichkeit waren es noch viel mehr — in slowenische Schulen, von welchen nur 12 deutsche Nebenklassen bekamen, verwandelt und 16 deutsche Privatschulen aufgehoben wurden, während in Kärnten im öffentlichen Schulwesen keine einzige Änderung zuungunsten des Slowenischen vorgenommen und nur zwei slowenische Privatschulen nicht wieder errichtet wurden.

Im Juni 1923 hatte sich dann Dr. Nincic, offenbar auf Grund unrichtiger Berichte slowenisch nationaler Vertrauensmänner aus Kärnten, in einer Art über Kärnten geäußert, die eine merkwürdige Unkenntnis nicht nur der nationalpolitischen Verhältnisse des Landes, sondern auch seiner Verfassung verriet.

Seither hatte sich nichts Wesentliches ereignet als die Landtags- und Nationalratswahlen im Oktober 1923. Und diese hatten einerseits ein übergroßes Entgegenkommen der deutschen Parteien gegenüber der Partei der nationalen Slowenen, deren Wahlwerberliste wegen eines groben Verstoßes gegen die Wahlvorschriften mit Fug und Recht hätte zurückgewiesen werden können, anderseits den geringen Anhang dieser Partei gezeigt, die nur 9868 Stimmen

aufbrachte, das sind 5,8 % der in ganz Kärnten oder 24 % der im gemischtsprachigen Gebiet abgegebenen Stimmen, was sogar dem Laibacher „Slovenski Narod“ zum Geständnis veranlaßte, daß ²/₃ der Kärntner Slowenen nichts davon hören wollten, daß sie Slowenen seien.

Man konnte daher gespannt sein, was für neue Klagen die Belgrader Regierung bewogen haben sollten, sich abermals in die Kärntner Verhältnisse einzumischen. Aber die angekündigte Intervention Belgrads in Wien blieb aus unbekannten Gründen aus. Dafür wurde im Mai 1924 die Öffentlichkeit in Südslawien durch eine andere böswillige Alarmnachricht aus Klagenfurt aufgepeitscht. Die Belgrader „Politika“ brachte nämlich einen Bericht aus Klagenfurt, wonach die Deutschen und Deutschtümler in Kärnten als Antwort auf die Auflösung des deutschen Kulturbundes in Südslawien unter Anleitung der österreichischen Behörden (!) eine Gewaltaktion gegen die Kärntner Slowenen vorbereiteten; um die letzte slowenische Schule — gemeint ist die slowenische Volksschule in St. Ruprecht bei Völkermarkt, die nur von 7 Kindern besucht wurde — zu beseitigen, habe die nationalistische Organisation des Heimatdienstes, dessen Präsident der Landeshauptmann Schumy sei, den Eltern mit Mord und Brand gedroht, wenn sie ihre Kinder in diese Schule schickten; tatsächlich hätten sich die Eltern diesem Befehle gefügt; endlich sei zweimal im südslawischen Konsulat in Klagenfurt eingebrochen worden, wobei vertrauliche Akten gestohlen worden seien, ohne daß man die Täter entsprechend verfolgt habe. Die jugoslawischen Zeitungen brausten über diese von Anfang bis zum Ende erlogene Nachricht auf und forderten leidenschaftlich volle Genugtuung über die „Verletzung der Exterritorialität“ des jugoslawischen Konsulates in Klagenfurt. Der Heimatdienst wurde verdächtigt, die Einbrüche veranlaßt zu haben, um den Schriftenwechsel des jugoslawischen Konsuls mit der Belgrader Regierung in die Hände zu bekommen. Der Konsul Protic wurde nach Belgrad zur Berichterstattung gerufen. Der Laibacher „Slovenski Narod“ brachte die Mitteilung, das Belgrader Außenministerium werde nicht nur entschiedene Schritte bei der Wiener Regierung unternehmen, sondern auch eine ausführliche Denkschrift über die Lage in Kärnten an den Völkerbund in Genf richten. Am 5. Juni richtete der Abgeordnete Korosec in der Skuptschina eine geharnischte Anfrage an das Ministerium des Äußern wegen der Klagenfurter Einbrüche und der „Entnationalisierung“ der Kärntner Slowenen. So schien es, als sollte der auf den ersten Blick verdächtige Bericht aus Klagenfurt Anlaß zu einer Haupt- und Staatsaktion werden. Aber die Sache kam anders, als man jenseits der Karawanken gehofft hatte.

Am 6. Juni beantwortete Landeshauptmann Schumy, der damals lange nicht mehr Präsident des Heimatdienstes war, im Kärntner Landtage eine Anfrage wegen der Angriffe der südslawischen Blätter auf Kärnten. Er widerlegte die offenkundigen Erfindungen über die geplanten Gewalttaten, die Drohbriefe, den Aktendiebstahl und die Unterdrückung der Slowenen in Kärnten, und konnte darauf verweisen, daß in Kärnten kein einziger slowenischer Verein verboten oder aufgelöst worden sei, daß die Slowenen dasselbe Versammlungsrecht genössen wie die Deutschen, und daß die slowenischnationale Zeitung, der „Koroski Slovenec“, in jeder ihrer Nummern über glänzend verlaufene Feste und Unterhaltungen berichte; der Gebrauch der slowenischen Sprache werde bei den Behörden unbeschadet der deutschen Staatssprache in den Gebieten, wo sie landesüblich sei, ebensowenig gehindert wie im persönlichen Verkehr; die Erteilung des slowenischen Sprachunterrichtes erfolge unter eingehender Bedachtnahme auf die Wünsche der Eltern, und keine einzige Schule, in der früher ein slowenischer Unterricht erteilt wurde, sei in eine deutsche Schule umgewandelt worden; das Land habe sogar die Lasten der jetzt öffentlichen slowenischen Schulen in St. Jakob im Rosental und in St. Ruprecht bei Völkermarkt übernommen; die zwei Einbrüche in das jugoslawische Konsulat in Klagenfurt seien tatsächlich vorgekommen, doch lediglich aus Gewinnsucht; der jugoslawische Konsul habe den ersten Fall wegen seiner Geringfügigkeit überhaupt nicht angezeigt und selbst ausdrücklich erklärt, daß weder beim ersten, noch beim zweiten Einbruch Akten entwendet worden seien. Der Kärntner Landesregierung könnte nichts angenehmer sein, als wenn sich der Völkerbund mit diesen Angelegenheiten befassen würde, weil sie nichts zu scheuen und nichts zu verbergen habe.

Wer nun geglaubt hat, daß die slowenische Presse loyal von diesen Richtigstellungen Kenntnis nehmen werde, sah sich bald

getäuscht. Wohl konnten die Laibacher Blätter nicht stillschweigend darüber hinweggehen, aber sie ließen in ihren Berichten wesentliche Stellen aus, wie z. B. die Erklärung des südslawischen Konsuls, und hielten ihre Behauptungen unentwegt aufrecht, ohne den geringsten Beweis für ihre Richtigkeit zu erbringen.

Aber diesmal sollte das Lügengewebe noch von anderer Seite beleuchtet werden. Am 8. Juli erschien im Pariser „Temps" eine Nachricht, daß die südslawische Regierung wegen des Einbruches keinerlei Schritte in Wien unternommen habe; der Einbrecher habe keine politischen Zwecke verfolgt, es habe sich vielmehr nur um einen gewöhnlichen Diebstahl gehandelt; die slowenische Bevölkerung Kärntens sei zufrieden, da sie alle Rechte und Freiheiten genieße; die slowenischen Schulen erhielten gegenwärtig sogar mehr Unterstützungen als früher.

Gegen dieses unerwartete, für die Laibacher Presse gewiß nicht angenehme Dementi war „Slovenski Narod" sogleich mit der Verdächtigung zur Hand, ein Wiener Vermittler habe gegen eine riesige Summe diese Nachricht in den „Temps" gebracht. Zugleich stellte er den Diebstahl politischer Papiere und die Unterdrückung der „Hunderttausend Slowenen" in Kärnten neuerdings als unwiderlegliche Tatsache hin.

Wenige Tage später weilte Dr. Ninčič zu Besuch in Wien. In der bei dieser Gelegenheit stattgefundenen eingehenden politischen und wirtschaftlichen Aussprache mit dem österreichischen Außenminister Dr. Grünberger wurde beiderseits das durchaus freundschaftliche Verhältnis zwischen Österreich und Südslawien festgestellt. Der mit so viel Lärm und Hinterlist unternommene Anschlag gegen Kärnten war also jämmerlich zusammengebrochen.

So erfreulich dieser Ausgang der ganzen Angelegenheit ist, so muß doch mit Bedauern festgestellt werden, daß Kärnten den Lügen der südslawischen und namentlich der Laibacher Presse machtlos gegenübersteht. Immer und immer wieder beunruhigt sie die südslawische Öffentlichkeit durch falsche Nachrichten über die Behandlung der Kärntner Slowenen. Dadurch schafft sie eine nicht gerechtfertigte Erbitterung gegen Kärnten, die sich leider nicht selten auch gegen die Deutschen in Slowenien kehrt.

Eine der Hauptquellen der Beschwerden der slowenisch-nationalen Führer ist das Schulwesen in Kärnten. Bekanntlich sind in den gemischtsprachigen Gebieten Kärntens utraquistische Schulen eingeführt, das sind Schulen mit zuerst slowenischer, dann auch deutscher Unterrichtssprache auf der Unter- und Mittelstufe und deutscher Unterrichtssprache auf der Oberstufe. Gegenwärtig gibt es im ganzen 74 solcher Schulen. Die überwiegende Mehrheit der slowenischen Eltern ist mit diesen Schulen vollständig zufrieden, da sie den praktischen Bedürfnissen am besten entsprechen und den slowenischen Kindern die so notwendige Kenntnis der deutschen Sprache in ausreichendem Maße vermitteln. Sogar der Laibacher „Slovenski Narod" hat vor Jahresfrist erklärt, daß die Mehrheit der Kärntner Slowenen gegen slowenische Schulen sei.

Daß dies richtig ist, hat sich gerade in den letzten Monaten wieder gezeigt. Seit 1922 wurden auf Drängen der nationalen Slowenen slowenische Schulen in St. Jakob im Rosental, St. Ruprecht bei Völkermarkt und Zell errichtet. Alle drei fristeten nur ein kurzes Dasein. Die Schule in St. Ruprecht wurde nur von 7 Schülern besucht, trotzdem aber ein Jahr hindurch aufrechterhalten. Obwohl nur Slowenen als Lehrer berufen und die Lehrkräfte wiederholt gewechselt wurden, um den Wünschen der Slowenen entgegenzukommen, erklärte der Landtagsabgeordnete Dr. Petek doch, die Schule mit den bisherigen Lehrkräften besitze nicht das Vertrauen der Slowenen und deshalb hätten sie — die slowenisch-nationalen Führer — die Eltern beeinflußt, ihre Kinder nicht dahin zu schicken. Zu Beginn des Schuljahres 1924/25 wurde überhaupt kein Kind mehr angemeldet und die Schule daher geschlossen. Die zwei slowenischen Klassen in St. Jakob mußten auf ausdrücklichen Wunsch jener Eltern, deren Kinder diese zwei Klassen besuchten, aufgelassen und dafür die utraquistische Schule von vier auf fünf Klassen erweitert werden. Und in Zell wurde, nachdem mehrere Abordnungen bei der Landesschulbehörde vorgesprochen hatten, die die Wiedereinführung der utraquistischen Schule verlangten, unter den Eltern eine Abstimmung eingeleitet, bei der sich die überwiegende Mehrheit für die utraquistische Schule in der alten Form und gegen die eben erst auf Wunsch des unter dem Einflusse des slowenisch-nationalen Pfarrers stehenden Ortsschulrates errichtete slowenische Schule aussprach.

Auch über die Volksschulen in Kärnten werden von südslawischen Blättern und

Politikern die gröbsten Unwahrheiten verbreitet. So behauptete der Schriftführer des Cyrill- und Methodvereins in der am 7. September 1924 in Cilli abgehaltenen Jahresversammlung dieses Vereins, daß in Kärnten keine einzige Schule den Bedürfnissen der Slowenen entspreche, daß es in Kärnten Lehrer, die des Slowenischen mächtig seien, überhaupt nicht gebe, und daß die slowenischen Kinder nur die gotische Schrift, slowenisch aber weder lesen noch schreiben lernten. Alle diese Behauptungen sind glatte Unwahrheiten und nehmen sich im Munde des Schriftführers des Cyrill- und Methodvereins um so merkwürdiger aus, als gerade dieser Verein an sich selbst die Großmut und Duldsamkeit der viel geschmähten Kärntner Landesregierung erfahren hat. Besitzt doch dieser ausländische Verein mit dem Sitze in Laibach noch heute sein Haus in St. Ruprecht bei Völkermarkt, da die Kärntner Landesregierung es nicht beschlagnahmt hat — im Gegensatz zur Laibacher Regierung, die allen Besitz des deutschen Schulvereins und der Südmark in Slowenien mit Beschlag belegte und ihn unter keinen Umständen zurückgeben will.

Ein weiterer Stein des Anstoßes ist die Einführung der deutschen Sprache in der Matrikenführung, die von den Pfarrämtern im Auftrage des Staates besorgt wird. Die Matriken wurden ursprünglich lateinisch geführt, seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts aber deutsch. Erst im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege schmuggelten viele slowenische Geistliche via facti die rein slowenische Matrikenführung ein, obwohl nur die doppelsprachige erlaubt war. Taufscheine, Trauscheine usw. wurden ausschließlich in slowenischer Sprache ausgefertigt, Eigennamen slowenisiert, was zahllose Beschwerden zur Folge hatte. Die Staatsverwaltung konnte damals nicht einschreiten, da es im alten Österreich keine Staatssprache gab. Der Vertrag von St. Germain gestattet nun Österreich ausdrücklich, eine Staatssprache einzuführen, und die österreichische Bundesverfassung vom 1. Oktober 1920 legt die deutsche Sprache als Staatssprache fest, was auch für die Pfarrämter als staatliche Matrikenämter gilt. Während es nun in Südslawien als eine Selbstverständlichkeit aufgefaßt wird, daß die Matrikenführung und die Ausfertigung der Dokumente sowie die gesamte Korrespondenz der Pfarrämter als Matrikenämter ausschließlich in der Staatssprache zu geschehen habe, auch dort, wo früher das Deutsche gebräuchlich war, wurden die einschlägigen Verfügungen der Kärntner Behörden von der slowenischnationalen Geistlichkeit mit Entrüstung aufgenommen und fand sich der Laibacher Universitätsprofessor Dr. Kuschej sogar bewogen, die Forderung nach slowenischer Matrikenführung in Kärnten mit wenig stichhaltigen Gründen zu verteidigen und mit dem Völkerbund zu drohen. Mit derselben Entrüstung wird das Verlangen aufgenommen, daß in Pfarren mit gemischtsprachiger Bevölkerung auch die deutsche Sprache zum Worte komme, während in Slowenien das Deutsche in den Kirchen der deutschen Sprachinseln fast vollständig ausgemerzt ist. So wird z. B. in Pettau, wo 1910 4279 Deutsche (d. i. 87 %) gezählt wurden, nur einmal im Jahre deutsch gepredigt.

Ein Dorn im Auge sind den nationalen Slowenen die Abstimmungsgedenkfeiern, welche in der ehemaligen Abstimmungszone von der deutschen und deutschfreundlichen Bevölkerung in würdigster Form veranstaltet werden. Wütend haut „Koroski Slovenec“ vom 29. Oktober 1924 gegen solche unvernünftige Herausforderungen los. Die deutschen Helden, meint er, sollten lieber einmal einsehen, daß ihre Erfolge bei der Abstimmung kein Sieg der Gerechtigkeit, sondern nur ein Sieg der deutschen Durchtriebenheit, der nationalen Gleichgültigkeit der Kärtner Slowenen und eine natürliche Folge der geschichtlichen Entwicklung gewesen sei. Zum Schluß droht das Blatt, daß nichts anderes übrig bleibe, als sich an die Moral des Alten Testamentes zu halten. Aug um Aug, Zahn um Zahn. So schreibt ein slowenisches Blatt in Kärnten, wo angeblich die slowenische Presse unterdrückt wird und die Slowenen wie Heloten behandelt werden.

Auch in Laibach erinnerte man sich des Abstimmungstages. Der Verein „Maria Saalerglocke“, der nach „Slovenski Narod“ vom 10. September 1924 den Zweck hat, sich um die Bestrebungen und den nationalen Bestand der nationalen Slowenen in Kärnten zu kümmern, hielt eine Gedenkfeier ab, bei welcher der Obmann Dr. Oblak unter den üblichen Ausfällen und Verdächtigungen einen Lichtbildervortrag über Kärnten hielt, und am 9. November wurde durch die Jugoslovanska matica in ganz Südslawien eine Sammlung veranstaltet zum Wohle der unerlösten Brüder, die unter fremdem Joch im Kerker gehalten werden und bittend die

Augen gegen das freie Jugoslawien wenden in der Erwartung, daß ihnen von dort die moralische Kraft und materielle Hilfe kommen werde.

Daß die slowenischnationale Presse dies- und jenseits der Karawanken auch sonst in ihrer Hetze gegen das Deutschtum im allgemeinen nicht müde wird, ist bei ihrer leidenschaftlichen Einstellung und ihrem krankhaften Hasse gegen das Deutschtum nicht verwunderlich. Mit Schadenfreude wurde über den wirtschaftlichen Niedergang Deutschlands infolge des Marksturzes berichtet. Als Ludendorff im Februar 1922 in Kärnten weilte, schrieb „Koroski Slovenec", er habe die südlichste Grenze von Kärnten angesehen und Kräfte für einen allfälligen Aufstand gesammelt. Den Deutschen wird vorgeworfen, daß sie Feindseligkeit, Trunksucht, Verwilderung der Jugend, Unzufriedenheit, Charakterlosigkeit und Unglaubigkeit in die slowenischen Familien bringen. Der „Koroski Slovenec" vom 11. Juli 1924 bringt eine Anzahl von gehässigen Sprichwörtern und Redensarten, die aus fast allen slawischen Sprachen zusammengesucht wurden und das Mißtrauen und den Haß gegen die Deutschen zum Ausdruck bringen. Es ist klar, daß es den slowenischnationalen Führern hierbei nur darum zu tun ist, den Zwiespalt in der Kärtner Bevölkerung noch zu erweitern und jeden Gedanken der Versöhnung fernzuhalten.

Das gehässige Treiben der slowenischnationalen Heißsporne hat zur Folge, daß sich die deutschfreundlichen Slowenen mehr als je zuvor von ihnen abwenden und ihre Zahl noch größer geworden ist. Das zeigt nicht nur der Ausgang der Wahlen, sondern auch das Ergebnis der Volkszählung von 1923. Es wurden hierbei unter 371 000 Einwohnern 332 000 Bewohner mit deutscher und 37 000 mit slowenischer Sprachzugehörigkeit (= 10 %) gezählt, was für die Slowenen gegenüber der Zählung von 1910 für das heutige Kärnten eine Abnahme von 29 000 Köpfen ergibt. Dieser starke Rückgang ist nicht nur auf die Zunahme von Industrie, Handel und Verkehr, die Zuwanderung von Deutschen von Norden her und die Abwanderung von Slowenen aus Krain, Südsteiermark und dem Küstenlande, die nunmehr im südslawischen Staate heimatsberechtigt und daher dorthin gezogen sind, zurückzuführen, sondern auch darauf, daß sich viele kärntnerische Slowenen infolge der schlimmen Erfahrungen, die sie während der Besetzungszeit gemacht haben, und infolge des radikalen Treibens der nationalen Slowenen zur deutschen Sprache und damit zum Deutschtum bekannten, dem sie nicht nur durch ihre ganze Denkungsart, sondern auch durch Abstammung, Sitte und Brauch, durch Geschichte, Kultur und Wirtschaft viel näher stehen als dem Slawentum jenseits der Karawanken. Darum ist auch die Abnahme der slowenischen Sprache in jenen Gemeinden, in welchen der Widerstand gegen die hereingebrochene südslawische Flut am stärksten gewesen ist: im unteren Gailtal und in der Gegend von Völkermarkt, am größten. Nur in den verkehrsarmen Gemeinden der Karawanken-Hochtäler und des Sattnitzgebietes und unmittelbar an der Grenze gegen Südslawien, in der Gegend von Bleiburg, ist die Abnahme der slowenischen Sprache geringer. In einigen Gemeinden, namentlich in den deutschen Sprachinseln und Sprachzungen, ist übrigens auch ein Rückgang der deutschen Sprache zu bemerken, so in Bleiburg, Eisenkappel, Ferlach und Feistritz i. R.

Im übrigen ergibt die Zählung, daß von einem geschlossenen slowenischen Sprachgebiet nicht die Rede sein kann. Denn die 23 Gemeinden mit slowenischer Mehrheit zerfallen in mehrere Gruppen, die durch volkreiche und wirtschaftlich starke deutsche Mehrheitsgemeinden voneinander getrennt sind, und selbst diese slowenischen Mehrheitsgemeinden sind stark gemischt, da sie unter 26 000 Einwohnern rund 7400 Deutsche (= 29 %) zählen.

Am 1. März 1924 wurde der Kärntner Heimatdienst, der im April 1920 mit der Leitung der Kärntner Werbearbeit für die Volksabstimmung gegründet worden war und seine Aufgabe in so glänzender Weise gelöst hatte, aufgelöst, da sein eigentlicher Zweck erfüllt und sein Aufbau nicht mehr zeitgemäß war. Da aber die slowenischnationalen Führer sich mittlerweile eine feste politische, kulturelle und wirtschaftliche Organisation geschaffen hatten und eine außerordentlich rege Tätigkeit entfalteten, um ihren Anhang immer mehr an sich zu fesseln und zu vermehren, so mußte zur Abwehr dieser Wühlarbeit eine neue Stelle geschaffen werden. Am 17. Juli 1924 versammelten sich in Klagenfurt zahlreiche Vertrauensmänner des gemischtsprachigen Landesteiles, sprachen dem gewesenen Vorstande des Heimatdien-

stes den wärmsten Dank für die Wahrung der Interessen der heimattreuen Bevölkerung des Abstimmungsgebietes und die Unterstützung der Bestrebungen zur Erhaltung der Freiheit und Einheit des Landes aus und beschlossen einstimmig, einen neuen Verein unter dem Namen Kärntner Heimatbund zu gründen. Sein Zweck ist, über die Unantastbarkeit der Einheit des Landes Kärnten zu wachen, den versöhnlichen Ausgleich der beiden Volksstämme sowie die kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Bedürfnisse des gemischtsprachigen Gebietes zu fördern. Er soll alle jene Kärntner, welche für Einheit und Freiheit des Landes einstehen und im Sinne seiner Ziele zu wirken bereit sind, zu gemeinsamer Arbeit zusammenfassen. Heute umfaßt er bereits ein ganzes Netz von Ortsgruppen, die sich über alle Teile des gemischtsprachigen Gebietes erstrecken.

Carinthiacus.

Literarische Rundschau

Romane der Zukunft

Zukunftsbücher sind selten erquicklich. Meist steckt künstlerische Ohnmacht hinter dem Bestreben, das zu gestalten, was noch im Dunkel vor den Menschen liegt. Wer die Gegenwart nicht meistern kann, flüchtet sich in eine luftige Welt, die nicht kontrollierbar ist; und nur wo wirkliche Phantasie am Werke ist, den Weg ins Dunkel in großen Visionen zu erhellen, vertraut man sich willig der Dichterhand an. Doch zumeist gilt das Wort: Künstler, bleib bei der Welt, die du mit Augen siehst!

Der politische Zukunftsroman ist jetzt Mode. So versucht Egmont Colerus in seinem Buche „Wieder wandert Behemoth“ (Atlantischer Verlag, Berlin-Wien-New York) den „Roman einer Spätzeit“ zu schreiben. Wohl 1000 Jahre älter, als zu unserem glorreichen Zeitalter von Versailles, muß die Welt geworden sein, „in der geheimnisvoller noch als heute und verworrener die Schichten der Völker sich übereinander türmten“. Es läßt sich am Anfang nicht uninteressant an; aber schon nach zehn Seiten spürt man, wie sehr doch diese Geschichte von dem großen Machtmenschen Roger Herckenau und dem ebenso großen Kunstmenschen Zarathustra Orley, von der Stadt aus Porzellan und der Frau aus Alabaster — eine verfehlte Konstruktion ist, in der eben das Entscheidende nicht ist: die beschwingte Phantasie. Verstandeskombinationen können aus dem Gefühl erwachsene Visionen nicht ersetzen. Auch der Stil der Sprache vermag nur anfangs durch kluge Bewußtheit zu blenden, um dann schnell gerade wegen ihrer nur intellektuell übersteigerten Spannung zu ermüden. Jedenfalls erweckt diese zukünftige Spätzeit, in der das Abendland gegen Japan — wie alt ist diese gelbe Gefahr! — zum Existenzkampf antreten muß, ebensowenig tieferes Interesse wie ihre Menschen, in denen der Schriftsteller wohl die letzten Ergebnisse der Zivilisation auf die Beine stellen wollte.

Länger im Geiste haften bleibt schließlich nur gegen Ende ein kurzer Satz, in dem vom japanischen Hauptquartier mitgeteilt wird, daß „in Rußland und Deutschland plötzlich seit einigen Tagen ein neuer Geist erwache, der an nationaler Opferfreude hinter unserer (der japanischen) Vaterlandstreue nicht zurücksteht. Die Generäle Preußens und Dimitri Balkovics stehen bereits an der Spitze furchtbarer Heere“. Denn mit dieser Prophezeiung kehrt der Schriftsteller zu seiner und unserer Zeit zurück, einer Hoffnung Ausdruck gebend, die wohl tut.

Nur hat Europa heute andere Feinde als die Japaner.

* * *

Auch Erich Lilienthal spielt in seinem Roman „Ein Mann geht den Weg“ (Pyramidenverlag, Berlin) Zukunftsmusik. Aber er überspringt keine 1000 Jahre, sondern geht von unserer deutschen Welt aus: von dem, was uns unmittelbar angeht. Was diesem Buche seinen aktuellen Wert gibt, ist die vertiefte Einsicht in unsere volkspolitische

Not. Wie der Verfasser hier den Weg zum Führer und den Weg des Führers selbst im Rahmen eines Romans und mit einem sehr entwickelten Sinn für Spannung, Steigerung und Tempo schildert, muß ohne Einschränkung anerkannt werden. Freilich zeigt sich zuweilen, daß der Verfasser von der politischen Publizistik herkommt; er ist am stärksten dort, wo er den Führer in seinem Verhältnis zur Politik, zum politischen Handeln in knappen Worten umreißt, wenn er gleichsam die allgemeine Lage berichtet: „Er hatte den Willen zur Waffe gefordert, den Willen zum Einsatz für das Ganze. Man hatte Kleinkram geordnet, wo große Linien nötig waren. Die Regierten und die Regierenden hatten sich gegenseitig mit ihrer Feigheit angesteckt und nannten diese Feigheit, dies Nichtseingestehenwollen des Unabwendbaren, vernünftige Politik" — das sind Sätze, die brennen und innere Kraft besitzen. Und wenn dann weiter der Bürgerkrieg in allen seinen Phasen dargestellt wird — bis zum Untergang der großen Stadt, die entarteten Parlamentarismus und alles das, was faul und entwurzelt ist, seien es nun Menschen, Regierungsgebäude oder Warenhäuser, begräbt, während draußen auf dem Lande der Führer, der seinen Weg zum Ganzen gegangen ist, alle die, welche noch Volk sind, zum Freiheitskampf gegen den äußeren Feind sammelt — so wird der Leser gepackt und mitgerissen vom Gang der Ereignisse, selbst wenn er sich noch so oft eingesteht, daß an vielen Stellen das künstlerische Gleichmaß durch das Suchen nach dem Effekt gestört ist.

Alles in allem: ein Werk, das als politisches Bekenntnisbuch, als ein in die Zukunft weisendes Bild unserer Zeit von vielen gelesen werden sollte.

Werner Wirths.

Ein Buch der Vergangenheit und Gegenwart

Kein Künstler vermag vergangene Zeiten, so wie sie wirklich waren, neu ins Leben zu rufen oder im Bild zu gestalten. Aller Wille zu sogenannter objektiver und historisch getreuer Nachbildung ist nicht das Entscheidende. Und nur der wird aus vergangenem Sein Funken schlagen, wer den jeweiligen Stoff mit dem Herzblut seines gegenwärtigen Lebens, dem Pulsschlag der eigenen Zeit zu erfüllen weiß. So ruht der letzte Maßstab für die Dichtung in der Intensität, mit der ihr Gestalter Leid und Glück seiner Umwelt begreift.

Ludwig Mathar hat solches in seinem historischen Moselroman „Unter der Geißel" (Kempten, Kösel u. Pustet) in bemerkenswerter Weise vermocht. Das tragische Geschick des Mosellandes, insbesondere der Stadt Cochem, unter der blutigen Zwingherrschaft Ludwigs XIV. und seiner ins deutsche Land geworfenen Soldateska ist erlebt und gestaltet unter dem Eindruck gleicher Not, wie sie heute das gleiche Land vom Westen her traf. Bilder von gewaltigem Ausmaße fügt der Dichter aneinander: unvergeßlich bleibt, wie er den Aufbau der französischen Trutzfeste über dem Moseltal, Montroyal, durch die von den ...nvögten brutal vergewaltigte Bevölke... oder den furchtbaren Ausbruch der Volkswut gegen die Franzosenhure nach dem ersten Abmarsch der Franzosen aus Cochem vor unsere Augen stellt. Und dann: die letzte Steigerung! Den Sturm der Franzosen auf Cochem, dem schließlich die wackeren Befreier, ihr Leben für deutsches Land hingebend, kämpfend zum Opfer fallen, hinreißend — bis zum letzten grauenvollsten Triumph der Sieger, die Frauen und Kinder auf dem Altar der Kirchen schänden.

Doch bei aller Kraft der Darstellung darf ein Einwand, der immerhin eine künstlerische Schwäche bedeutet, nicht verhehlt werden. Mathar schreibt als Einführung: „Unter der Geißel, in den Tagen der größten deutschen Not, der härtesten rheinischen Knechtschaft ist dies Buch entstanden. Auch ich bin durch die Lohe des Hasses geschritten." Und dann weiter: „Auch ich verlernte die Liebe zum Feind, der in Christo Bruder ist. Das war meine Schuld. Dies Buch ist meine Buße." Was soll das? Soll es heißen, daß die Lohe des Hasses nicht mehr brennt; daß es gilt, den französischen Unterdrücker, der in Christo Bruder ist, zu lieben? Im Bruder Martinus versucht Mathar in der Tat das Evangelium der Liebe und der Buße zu predigen; aber so warm auch diese dem heiligen Augustinus ähnliche Gestalt aus der Lehre der katholischen Kirche

heraus empfunden ist — durch sie wird ein innerer Zwiespalt in dieses Buch hineingetragen, das auf der anderen Seite Kampf und wiederum Kampf gegen den Landesfeind predigt. Wir wollen nicht anrennen wider den höheren Standpunkt, der im Angesicht des Ewigen in jedem Menschen den Bruder erkennt. Nur hier gehört er nicht her! Hier wird Wahrheit unwahr. Und aus dieser allzu christlichen Einstellung erwächst zuletzt auch jene Theatralik, die den Tod des französischen Königsleutnants im Schoße der ihm vergebenden Tochter des Ratsschreibers — die er, Sieger und Bestie, verführt hat — unangenehm umwittert.

Wesentlich bleibt, daß diese hier gleichsam von außen herangetragene Lehre der Vergebung doch schließlich nichts vermag gegen das andere: die Unmittelbarkeit des Lebens, den Kampf um die Freiheit. Das Buch ist eine Tat! Nicht weil es Buße bedeutet, sondern weil es in der Lohe des Hasses geboren wurde.

Werner Wirths.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

VII

Im Jahre 1915 wurde der erste größere Schlag von den verbündeten Mittelmächten an der Ostfront in Form eines Doppelangriffs geführt, von den Österreichern aus den Karpathen, von den Deutschen an der ostpreußisch-russischen Grenze. Es bestand die sich später als trügerisch erweisende Hoffnung, durch Ansetzen dieser großen „Zange“ die ganze russische Front aus den Angeln zu heben, bei großen Erfolgen auf den beiden Flügeln den Russen zum Aufgeben seiner Stellung in der Mitte, in Galizien und Polen zu zwingen. Dieser Plan wurde von dem Generalstabschef Freiherrn Conrad v. Hötzendorf dringend befürwortet. Auch der deutsche Oberbefehlshaber Ost, Feldmarschall v. Hindenburg mit dem General Ludendorff, setzten sich warm für diese Offensive ein. Der General v. Falkenhayn stand dem Gedanken etwas skeptisch gegenüber. Da aber gerade der General Ludendorff ihn aus der Karpathenfront lebhaft befürwortet hatte, sollte dieser sich auch dort an der Durchführung aktiv beteiligen. Er wurde deshalb nach dem rechten Flügel in eine Chefstellung zu der dort gebildeten deutschen Südarmee unter dem General v. Linsingen abkommandiert, also von Hindenburg getrennt. Darin ist in dem Urteil der Welt ein Übelwollen Falkenhayns gegen Ludendorff erblickt. Inwieweit dies berechtigt ist, wird zweifelhaft bleiben. Daß Falkenhayn von den in unserem Rückblick Nr. VI (Januarheft der Deutschen Rundschau) erwähnten Bestrebungen, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, Bestrebungen, an denen auch Oberost nicht ganz unbeteiligt war, wußte, darf man mutmaßen und, daß er dabei weniger in dem Feldmarschall als in seinem Generalstabschef den Treiber sah, muß als wahrscheinlich gelten. Deshalb ist es nicht zu verwundern, mag man es verurteilen oder billigen, daß Falkenhayn die Verwendung Ludendorffs an einer anderen Stelle durchzusetzen versuchte, vielleicht in der Überzeugung, daß auch noch andere Generalstabschefs den an der Ostfront damals bestehenden Aufgaben gewachsen wären. — Der Feldmarschall trat aber so warm für seinen in 5 Monaten erprobten Generalstabschef ein, daß Ludendorffs Abkommandierung rückgängig gemacht wurde und er zu Hindenburg zurückkehrte. Im militärischen Getriebe ist die Personenfrage zu wichtig, als daß der Chronist an ihr vorbeigehen dürfte.

Während des Winters 1914/15 waren in Deutschland vier neue Armeekorps aufgestellt worden, besonders sorgsam ausgebildet und ausgerüstet. Falkenhayn hatte beabsichtigt, mit ihnen eine größere Unternehmung im Westen auszuführen, von der Überzeugung durchdrungen, daß man sich im Osten „behelfen“ müsse und eine Kriegsentscheidung nur im Westen zu erringen wäre, jedoch eine wirkliche zum Frieden zwingende Niederwerfung den Russen nicht beigebracht werden könnte. — Er mußte aber dem von verschiedenen Seiten ausgeübten Druck weichen, sich

[illegible] im [illegible], und es [illegible] wurde [illegible] Ein[illegible] der [illegible] Front unter [illegible] zusammenbrechen würde. [illegible] wurde also die große Lage [illegible] an den Karpathen und an der ostpreußischen Front [illegible]. —

Die an der Karpathenfront angesetzte [illegible] der Deutschen und mehrerer österreichischen Divisionen unter dem General von Linsingen brachte keine entscheidenden Erfolge, obwohl gerade die Deutschen in dem harten Winter und in einem schwierigen Gebirgsgelände [illegible] zu Tage [illegible] und [illegible]. Es gelang zwar, in den [illegible] den Feind [illegible] zurückzuwerfen, aber auch Ungarn von den [illegible] zu säubern, [illegible] die von ihnen [illegible] Przemyśl zu entsetzen.

Im Gegensatz dazu wurde unter der Führung des Feldmarschalls v. Hindenburg, Chef des Generalstabs General Ludendorff, ein glänzender Sieg errungen, der den Namen die Winterschlacht in Masuren erhielt. Es waren etwa 250 000 Mann in zwei Armeen, die 8. unter General Otto v. Below und die 10. unter dem Generaloberst v. Eichhorn zwischen der Johannisburger Heide und der Memel gegen den russischen Eindringling in Bewegung gesetzt. In den Armeen befanden sich auch drei der neu aufgestellten Armeekorps. Der Oberbefehlshaber Ost strebte eine doppelte Umfassung an, die auch einen großen Erfolg zeitigte. Trotz des harten Winters, bei starken Schneeverwehungen, an einigen Tagen bei 10 Grad Frost, während ein eisiger Ostwind über das Feld fegte, an anderen Tagen der Schlacht, während Tauwetter einsetzte, auf versumpften Waldwegen und grundlosen Straßen, erlahmte die deutsche Angriffskraft in den Tagen vom 8. bis 22. Februar nicht. Dann allerdings war die Truppe erschöpft, aber große Teile des Gegners wurden in den Wald von Augustowo gedrängt und dort gefangen. Die Beute der harten Kämpfe betrug [illegible] Gefangene, über 300 Geschütze und eine riesige Zahl von Kriegsmaterial aller Art. —

Eine große strategische Auswirkung hatte die gewaltige Schlacht, ein ewiges Ruhmesblatt der deutschen Tapferkeit und deutscher Ausdauer im Kampf gegen den Feind wie gegen die Unbilden des Winters, allerdings nicht. Es mußte der Gedanke [illegible] dem Gegner Ostpreußen endgültig [illegible] und seine 10. Armee vernichtend zu schlagen.

Auf der Westfront hatte zu Anfang Januar das brandenburgische Armeekorps unter General v. Lochow in einem geschickt vorbereiteten und glänzend durchgeführten Angriff bei Soissons seine Stellungen verbessert, ähnliches war am Damenweg bei Craonne gelungen, übrigens war die Lage im großen unverändert, aber die Anzeichen für die von den Franzosen geplante Winterschlacht in der Champagne verdichteten sich.

Zur See hatte die Schlacht an der Doggerbank am 24. Januar keine erheblichen Erfolge gezeitigt, der Panzerkreuzer „Blücher" ging verloren, zwei englische Schlachtkreuzer waren erheblich beschädigt. Deutschland erklärte am 4. Februar die Gewässer um England als Kriegsgebiet, und am 18. Februar begann der Handels- und U-Bootkrieg. Aber schon am 12. Februar erhoben die Vereinigten Staaten in der später so verhängnisvoll sich auswirkenden phrasenhaften Form Einspruch und die daraus sich ergebenden Einschränkungen mußten die anfangs guten Erfolge stark in Frage stellen. — Die amerikanische Vermittlung zwischen Deutschland und England war nichts als eine Farce, bestimmt zur Täuschung Deutschlands. Die Blockade begann sich in der Heimat fühlbar zu machen. General v. Zwehl.

Wirtschaftliche Rundschau

Bereits in der letzten wirtschaftlichen Rundschau haben wir klar darauf hingewiesen, daß das Programm einer neuen deutschen Regierung, wenn es wirklich dem Ganzen dienen soll, überparteilich zu sein habe, und deshalb weder nationalistisch, noch ausschließlich wirtschaftlich, noch reaktionär, noch unsozialistisch, noch sozialistisch-international sein könne. Betrachtet man nun heute, wo die Regierungserklärung des Kabinetts Luther und eine zweite Rede des Reichskanzlers vorliegen, das Programm, so wird man sagen können, daß es den oben umschriebenen Anforderungen wie keines der in der Nachkriegszeit uns vorgesetzten Regierungsprogramme genügt. Zum ersten Male ist mit aller Deutlichkeit betont, daß es darauf ankommt, heute die Folgen aus der in bisheriger Richtung weiter zu führenden Außenpolitik auch innerhalb unserer Grenzen auf dem Gebiet der gesamten Innenpolitik und damit auch der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik zu ziehen. Zum ersten Male wird mit seltener Klarheit betont, daß die Sozialpolitik, dieses umstrittenste Gebiet unserer Wirtschaftspolitik, auf das engste mit der Wirtschafts- und Finanzpolitik verflochten sein müsse. Hieraus ergeben sich dann für die Wirtschaftsbetrachtungen der Stunde die folgenden Feststellungen.

Die Handelspolitik soll uns den Auslandsmarkt erschließen. Das Ausland hat sich bislang durch übertriebenste Schutzzollpolitik gegen ein angebliches „deutsches Dumping“ zu schützen gesucht, indem es vollkommen übersah, daß ein „deutsches Dumping“, wenn überhaupt, so nur ausgelöst durch die Dawes-Belastung in Frage kommen könne, wenn Deutschland den Export erreichen will, der zur Befriedigung der äußeren und inneren Bedürfnisse notwendig ist. Heute wissen wir, daß unsere erste Goldmark-Handelsbilanz mit einer Passivität von rund 2 Milliarden Goldmark abgeschlossen hat. Hier sind also die Befürchtungen aus Wirtschaftskreisen leider eingetroffen. Der Export hat noch nicht einmal 7 Milliarden Goldmark erreicht gegenüber 11 Milliarden der Vorkriegszeit. Der notwendige Export zur Erfüllung unserer Pflichten wird von Sachverständigen auf 14 Milliarden Goldmark, d. h. auf das Doppelte der gegenwärtigen Ziffer geschätzt. Was dies selbst bei einer stärkeren macht- und handelspolitischen Position des Deutschen Reiches zu bedeuten hat, kann einem Einsichtigen nicht zweifelhaft sein. Auf dem Gebiet der Handelspolitik wird jedenfalls der Weg zu diesen Zahlen nur dann erschlossen, wenn wir wirklich die entsprechenden Handelsverträge erreichen. Das bislang Erreichte gibt gewiß keinen Anlaß zur besonderen Zufriedenheit. In wichtigen Fällen ist man über das Provisorium nicht hinausgekommen. Typisch ist der Verlauf der Verhandlungen mit Frankreich. Typisch in doppelter Beziehung. Auf der einen Seite lassen sie erkennen, daß man in Frankreich die Handelspolitik noch allzu leicht zu einem Problem der Machtpolitik macht. Diese Feststellung sollte vor allem für uns mit dafür ausschlaggebend sein, daß die deutschen Handelsinteressenten sich wohl davor zu hüten haben, ihre Gegensätze in die Verhandlungen mit dem Gegner hineinzutragen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei hier manches verfehlt worden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß es des persönlichen Eingreifens von Geheimrat Bücher, des geschäftführenden Präsidialmitgliedes des Reichsverbandes der deutschen Industrie, in Paris selbst bedurfte, um eine Einigung zwischen den sich entgegenstehenden Wünschen der Schwerindustrie und der Verarbeitungsindustrie zu erzielen. Auch heute noch verstummen nicht die Meinungen, die diese Einigung als nicht restlos herbeigeführt bezeichnen, und es wird sogar behauptet, daß das Ausscheiden Geheimrat Büchers aus seiner bisherigen Stellung damit im Zusam-

menhang stünde. Mehrfach haben wir an dieser Stelle darauf hingewiesen, welche überaus hohe nationale Verantwortung die an den Handelsvertragsverhandlungen mit Frankreich beteiligten Führer der deutschen Industrie zu tragen hätten. Das Bewußtsein dieser Verantwortung und die unbedingt zu erzielende Geschlossenheit nach außen werden allein auf unsere Verhandlungsgegner Eindruck machen können. Wir hätten dann um so mehr Anspruch auf Erfolg, als Frankreich durch eine willkürliche Erhöhung seines auf Minimal- und Maximalzölle abgestellten Zolltarifes während der Verhandlungen ein nicht gerade ehrliches Spiel mit den deutschen Unterhändlern zu treiben versucht hat. Im Gesamtbild unserer Handelsvertragspolitik wird immer wieder von dem deutschen Volk in seiner Gesamtheit die Forderung erhoben werden müssen, daß die Lösung weder auf dem Gebiet der einseitigen Schutzzölle noch der einseitigen freien Handelspolitik gefunden werden kann.

Fast zu gleicher Zeit haben führende Männer der deutschen Industrie und der deutschen Landwirtschaft, Generaldirektor Vögler hier und Graf Kalckreuth dort, die Forderung erhoben, daß neben befriedigender Klärung unserer handelsvertraglichen Beziehungen zum Auslande die Stärkung der Kaufkraft im Inneren das Ziel deutscher Wirtschaftspolitik zu sein habe. „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt“, so lautet ein Wirtschaftsgesetz im Volksmund. Eine kaufkräftige Landwirtschaft ist in der Lage, intensivste Agrar-, Kultur- und Bebauungspolitik zu treiben. Dies führt auf der einen Seite zu einer Vermehrung und damit zur Verbilligung landwirtschaftlicher Erzeugnisse, ohne die Agrarrente zu gefährden. Auf der anderen Seite ist das Landvolk in seiner breitesten Masse einer der wesentlichsten Konsumenten von Industrieartikeln. Darüber ist sich auch die Industrie vollkommen klar. Es wird nur dafür gesorgt werden müssen, daß hier nicht falsche Vorwürfe erhoben werden! Wir haben in der schlimmsten Inflationszeit erlebt, daß die Landwirtschaft sich gegen die Industrie wandte, weil sie zahllose Raubzüge der Industriearbeiter auf dem Lande auf die niedrigen Industrielöhne zurückführte. Wir hören heute noch, daß der einzelne Landwirt für die industrielle Lohnpolitik wenig Verständnis zeigt, weil er sie für die zerrüttete Kaufkraft der Masse verantwortlich macht. Aus diesen Ansichten spricht eine erstaunliche Unkenntnis der Zusammenhänge. Die Entwicklung der letzten fünf Jahre hat Produktion und Absatz, Produktionskraft und Kaufkraft so eng miteinander in Wechselwirkung gebracht, daß man unmöglich eine Politik zur Hebung der Kaufkraft treiben kann, ohne damit auch das Produktionsproblem selbst zu lösen. Es kann dabei ganz dahingestellt bleiben — die Meinungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer gehen hier sehr weit auseinander — wo die ersten Anfänge der Wechselwirkung dieses unseligen Kreislaufes in der Verteuerung des Preises und der Steigerung der Löhne zu suchen sind. Wir müssen heute, wenn wir Realpolitik treiben wollen, mit den gegebenen Verhältnissen rechnen, und da kann nicht zweifelhaft sein, daß lediglich durch eine Erhöhung der derzeitigen Löhne und Gehälter die von Landwirtschaft und Handel und nicht zuletzt von der Güter schaffenden Industrie selbst so dringend gewünschte Erhöhung der Kaufkraft nicht erreicht werden kann. Muß man dem deutschen Volke denn noch einmal vor Augen halten, daß Lohnerhöhungen ohne Produktionssteigerung und Gütervermehrung nur zur Geldentwertung, aber nicht zu einer größeren Konsumkraft, also zur Inflation führen müssen? So ist das Problem der Kaufkraft mit dem Problem der Gütererzeugung untrennbar verknüpft, ein Zusammenhang, den wir früher schon bei Betrachtungen der entsprechenden Vorgänge in der Weltwirtschaft betont haben.

Mit dieser Feststellung ergibt sich auch die Einstellung des Wirtschaftsurteils zu den übrigen wirtschaftlichen Programmpunkten des Kabinetts, vor allem zur Arbeitszeit- und Lohnfrage. Die Arbeitszeitfrage ist heute eine Kernfrage der Produktion. Nicht die einzige! Darüber ist sich auch die deutsche Industrie völlig klar. Technik und Betriebswissenschaft haben ein weites Feld zur Betätigung, namentlich, wenn es gelingen sollte, zu neuer Kapitalkraft zu kommen. In der Arbeitszeitfrage hat die Regierung Luther mit dem Erlaß der Achtstundentagsverordnung für die Hochofenwerke und die Kokereien einen entscheidenden Schritt auf dem Gebiet sozialpolitischer Reform getan. Die Öffentlichkeit weiß, wie schwerwiegend diese Frage war, und wie gründlich sie im Reichswirtschaftsrat erörtert wurde, gründlicher leider, als in den Kreisen der Politiker. Es muß zum mindesten als ungewöhnlich bezeichnet werden, daß der Reichsarbeitsminister Dr. Brauns im vergangenen

Jahre unter dem Kabinett Marx sich nach außen hin unter Preisgabe jeder für die Regierung gebotenen Zurückhaltung gewissen Organisationen gegenüber so festgelegt hat, daß er auch bei seinem Eintritt in das Kabinett Luther nicht mehr zurück konnte. Es ist kein Geheimnis, daß die Billigung der Hochofenverordnung für Dr. Brauns eine Kabinettsfrage war, und auch in der Tat zu solcher gemacht wurde. Es ist nun hier ein Weg beschritten, bei dem sich die Autorität des neuen Kabinetts erstmals zeigen kann. Gelingt es nicht, die Wiedereinführung des Achtstundentages im gegenwärtigen Zeitpunkt und auch voraussichtlich noch für eine mehr oder weniger lange Zukunft auf die in der Verordnung erwähnten Schwerstarbeiter zu beschränken, so drohen Wirtschaft und Volk aus dieser sozialpolitischen Tat die schwersten Gefahren. Schon steht die Gefahr da. Denn die Gewerkschaften haben bereits angekündigt, daß sie in der Verordnung nur eine Abschlagszahlung in ihrem Kampf um den Achtstundentag erblicken, und der Bergarbeiterverband verlangt die Rückkehr zur Siebenstundenschicht unter Tage. Es liegen Nachrichten vor, daß im kommenden Frühjahr schwere Arbeitszeitkämpfe vorbereitet werden. Es bleibt deshalb hier für Regierung und Wirtschaft, und nicht zuletzt für die deutsche Öffentlichkeit viel Verantwortliches zu tun. Welchen Weg die Arbeitszeitgesetzgebung gehen will, kann man bestimmt noch nicht sagen. Der Reichswirtschaftsrat jedenfalls wird seine schwierige Aufgabe sorgfältigster wirtschaftlicher Prüfung der derzeitigen Arbeitszeitvoraussetzungen fortsetzen müssen. Sollte es wirklich noch einmal zu einem Volksentscheid über den Achtstundentag kommen, so hat das deutsche Volk Anspruch darauf, einwandfreies Material zur Beurteilung der Tragweite dieser Frage zu verlangen. Denn gefühlsmäßig darf sie nicht entschieden werden; es ist deshalb zu betonen, daß man neuerdings auch in den kirchlichen Kreisen aller Konfessionen, die heute mehr als je sich auch für die Sozialpolitik interessieren müssen, die ganze Tragweite der seelischen und wirtschaftlichen Not des Arbeitgebers zu erkennen beginnt. Diese Erkenntnis wird das beste Gegenmittel gegen das krasse Kampfgift des Marxismus und die Internationale sein.

In der Lohnfrage, die ja gleichfalls in der Regierungserklärung behandelt ist, darf nicht übersehen werden, unter welchen Vorbelastungen die deutsche Wirtschaft heute zu arbeiten hat. Wir können leider den Gewerkschaften den Vorwurf nicht ersparen, daß sie viel zu wenig auf diese Zusammenhänge Rücksicht nehmen. Mehrfach ist ihnen von den Arbeitgebern die Hand zu einer Verständigung geboten worden. Denn auch bei den Arbeitgebern kann die Lohnfrage ja keine dogmatische Frage sein. Steigende Wirtschaftskurve bedingt steigende Löhne. „Hat der Arbeiter Geld, hat es der Fabrikant“, so wird man auch hier ein Wirtschaftsgesetz populär machen können. Bedingung bleibt dabei aber, daß das Geld aus guter Wirtschaftskonjunktur fließt und durch gute Arbeitsleistung verdient ist. Diese steigende Wirtschaftskurve zu schaffen, muß die Aufgabe deutscher Wirtschaftspolitik und nicht zuletzt des deutschen Unternehmergeistes sein. Alle Organisationen versichern, sich in den Dienst dieser Sache gestellt zu haben, und die Regierung hat diese Forderung zu ihrem Programm gemacht. Ohne Entlastung der deutschen Wirtschaft im Innern müssen aber auch bei günstigen Handelsvertragsverhandlungen die Aussichten trübe erscheinen. Der neue Reichshaushalt läßt eine Erschöpfung der Forderung nach höchster Sparsamkeit noch nicht erkennen. Politische Rücksichten haben die Reform und Vereinfachung der Verwaltung erschwert und den Abbau überzähliger Beamten abgestoppt. Heute sind die hier in Frage kommenden Etatsposten der Reichs- wie der Staats- und Kommunalverwaltung nicht geringer als in der Vorkriegszeit. Dabei ist der Etat auf den zunächst ja noch erheblich ermäßigten Lasten des Dawes-Planes aufgebaut. Aus dem Reichsetat sind die 1250 Millionen Reichsmark Jahreszahlungen ja erst vom Jahre 1928 ab zu bewirken. Für diese Normalleistungen glaubte schon vor einiger Zeit das Reichsfinanzministerium wenig Aussicht auf Steuererleichterungen machen zu können. Heute aber kann nicht zweifelhaft sein, daß ohne solche Erleichterung die Ankurbelung der Wirtschaft nicht zu erzielen ist. Der Umsatz der deutschen Industrie ist erschreckend zurückgegangen. Auch hier lassen dei Goldmarkbilanzen und Goldmarkstatistiken ja endlich ein klares Bild erkennen. Im Durchschnitt dürfte der Gesamtumsatz nicht über 60 % der Vorkriegszahlen liegen. Dieser Verringerung der finanziellen Kraft der Wirtschaft steht aber eine ungeheuerliche Steigerung der Mehrlasten gegenüber. Niemand bestreitet heute, daß die steuerlichen Lasten das 10- bis 15 fache der Vorkriegs-

zeit betragen. Die Frachten das 1,5- bis 3fache, die sozialen Lasten das Doppelte. Es liegen uns sachverständige Zusammenstellungen hierüber vor, deren Beweiskraft nicht trügen kann. Der Rückgang der Produktion zeigt sich aus diesen Umsatzzahlen um so deutlicher, wenn man in Rechnung stellt, daß die Weltmarktpreise heute um durchschnittlich 40 bis 50 % über Friedenspreis liegen. Leider konnte der deutsche Export im allgemeinen nicht diesen Preis erreichen, und namentlich für den Export nach England schien die Preislinie des deutschen Exporteurs kaum über 110 % des Vorkriegspreises zu liegen. Im allgemeinen aber ergibt sich aus diesen Zahlen, daß die produktive Kraft der deutschen Industrieunternehmungen noch unter der auf 60 % des Friedens errechneten Umsatzkraft zu liegen scheint. Auf der anderen Seite trägt die deutsche Wirtschaft heute zum mindesten die Friedensnominallohnsummen, denn der von den Gewerkschaften gegen die Arbeitgeber gerichtete Druck betrifft nicht die Friedensnominallöhne, die sogar vielfach überschritten sind, sondern lediglich die reale Kaufkraft dieses Lohnes, die in weitem Umfange noch unter Friedenskaufkraft liegt. Sollte das Vorkriegsverhältnis zwischen Umsatz, Lohn und sonstigen Produktionskosten hergestellt werden, so müßte selbst die Nominallohnsumme noch erheblich unter ihrer derzeitigen Linie liegen. Daß dies für die Arbeiterschaft wie für die Wirtschaft und das ganze Volk unerträglich wäre, braucht nicht ausgeführt zu werden. Es läßt sich deshalb wohl keine Frage der Wirtschaft heute weniger mit Schlagworten regeln als die Lohnfrage, so schwer es auch sein mag, bei der engen Verknüpfung dieser Frage mit dem täglichen Denken des Einzelnen, Gefühl, wenn nicht gar Instinkt und Vernunft auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Soviel wird aber heute von allen Beteiligten schon erkannt werden können, daß nicht ohne Durchführung der Steuer-, Frachten- und Diskontreform die Lohnfrage für die nächsten Monate und Jahre zu regeln ist. Wie sich dann von dem Reparationsnormaljahre 1928 ab die Verhältnisse gestalten werden, ist noch nicht abzusehen. Es wird alles darauf ankommen, ob die uns gewährte Atempause und die der Wirtschaft damit noch gegebenen Erleichterungen in der Wirtschafts- und Sozialpolitik und nicht zuletzt in der Gesinnungspolitik des deutschen Volkes uns diejenige Grundlage finden läßt, die einen friedlichen Aufbau ermöglicht.

Das Wirtschaftsprogramm der Regierung kann von jedem unvoreingenommenen Deutschen auch als das Programm der wirtschaftlichen Vernunft gewertet werden. Dieser Vernunft haben sich die Regierung und die Parteien, aber auch die beiderseitigen Organisationen, und nicht zuletzt deren einzelne Mitglieder, mögen sie Groß- oder Kleinbetriebe, mögen sie Industriekapitäne oder Betriebsräte sein, unterzuordnen. Man erzählte sich seinerzeit, die Arbeitskraft des Kabinetts Cuno sei durch zu wohlwollende und weitgehende Zersplitterung in dem Empfang ungezählter Deputationen durch die meistbelasteten Minister ausgehöhlt. Die Wirtschaft selbst hat ein Interesse daran, nicht mit gleichen Fehlern die Arbeitskraft des Kabinetts Luther zu zerstören. Die Wirtschaftsführer haben offen anerkannt, daß die Politik das Primat vor der Wirtschaft habe, wenn auch diese Politik von Wirtschaftsvernunft getragen sei. Heute gilt es für alle Wirtschaftsteile und vor allem für die Unternehmer- und Arbeiterorganisationen, diese Erkenntnis in die Praxis umzusetzen und dem Programm der wirtschaftlichen Vernunft mit eigener Vernunft, mit gutem Willen und weitgehendem Opfersinn zu dienen.

Solon.

Politische Rundschau

So stark wie die Windströmung alles politischen Lebens seit anderthalb Jahrzehnten ist, gibt es auch Augenblicke, wo sich die Nebel teilen und die Aussicht plötzlich frei und weit ist. Es scheint, daß es sich eben um einen solchen Augenblick handelt. In der letzten Rundschau war es möglich, auf die ostasiatische Kräftelagerung und auf die englische Politik das Licht so deutlich fallen zu lassen, wie seit längerer Zeit nicht mehr. Die Dinge können aber heute wohl noch um ein gutes Stück sicherer beurteilt werden.

Die Mitte des Monats brachte die Nachricht **von der** endlichen Verständigung zwischen **Japan und** Sowjetrußland, die schon wiederholt **kurz** vor dem Ziele scheiterte. In **Verbindung** mit den Vorgängen in China und **im Hinblick** auf den Anteil, den sowohl Rußland wie Japan daran hatten, ist die Verständigung überall mit der größten Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen worden. **Zum** Todestage Lenins drückte Tsan-so-lin der Moskauer Regierung seine Bewunderung und Teilnahme aus Freilich ist doch noch alles in Ostasien in brodelnder Bewegung. In Shanghai, dem Orte, wo die Angelsachsen ihre Krallen am festesten in den chinesischen Boden geschlagen haben, ist es zu einer Militärrevolte gekommen, die zunächst Erfolg hatte. Auf der anderen Seite haben in Rußland die monatelangen Schwierigkeiten zwischen Trotzki und den anderen Mitgliedern der Sowjetregierung zur vorläufigen Kaltstellung Trotzkis geführt, wobei wir dahingestellt bleiben lassen müssen, was an allem ein Theater zur Belustigung, aber auch Ablenkung der europäischen Gemüter und was ernst ist.

Nunmehr ist aber auch die Lage auf der anderen Seite des Gegenspielers wesentlich aufgeklärt und die Entwicklung auch dort um ein gutes Stück Wegs vorwärts gebracht worden. Dabei sind dann die Vereinigten Staaten hinter England zum Vorschein gekommen und England liegt überschattet von ihnen da. So bedeutsam und weitausgreifend die Politik des englischen Kabinetts immerhin in den vergangenen drei Monaten war, das Ausmaß der amerikanischen Politik erscheint gegenüber dem der englischen Politik nur um so größer und eindrucksvoller. Coolidge hat zu Beginn des Jahres kund werden lassen, daß der Staatssekretär des Auswärtigen, Hughes, zum 1. März zurücktreten wird. Die Ankündigung erfolgte unter Begleitumständen, die den Abschied des Staatsmannes als einen Erfolg des Senators Borah, als leitenden Mannes im Ausschusse für die auswärtigen Angelegenheiten, erscheinen ließen. Hughes' Hauptleistungen waren die Washingtoner Abrüstungskonferenz mit dem Flottenabkommen als Ergebnis und das Sachverständigengutachten. In dem Flottenabkommen fand sich England damit ab, daß künftig eine amerikanische Flotte auf dem Meere schwimmen wird, die ebenso groß ist wie die englische. Das war der zweite Schritt auf dem Wege, auf dem die beiden angelsächsischen Mächte im Wettbewerb miteinander liegen. Der erste war vor mehr als 20 Jahren die Zustimmung Englands dazu, daß die Vereinigten Staaten an einer Weltverkehrsstraße, wie dem Panama-Kanal, die alleinige Aufsicht ausübten, während sich die Engländer bis dahin stets entweder selbst diese Aufsicht angeeignet oder wenigstens auf der Neutralisierung der Straße bestanden hatten. Das Sachverständigengutachten sicherte bei der Übernahme der deutschen Bahn und Finanzen in die Bewirtschaftung durch die Angelsachsen den Amerikanern ein beträchtliches Übergewicht. Aber damit scheint auch das Ziel erreicht gewesen zu sein, das sich Hughes zu setzen vermochte. Die Entwicklung drängte jedoch unaufhaltsam weiter. Sie geht auf Rußland und Sibirien zu. Das Weltkapital sieht dort seine größten Gewinnmöglichkeiten. Bindung Japans, Fesselung Deutschlands, Ausnutzung der deutschen Hilfskraft im Osten, wo ohne uns nichts anzufangen ist: es waren nur Stufen zum Gipfel, nur Vorbereitung auf das entscheidende Handeln. Borah gilt dafür, daß er mit allem Nachdruck die Hauptsache selbst ins Auge gefaßt hat. An demselben Tage, als Borah Hughes beiseite drängte, empfing Churchill in London den Vertreter Rußlands auf englischem Boden, Rakowski. Dieser erklärte sich von der Besprechung ungemein befriedigt. Hand in Hand damit mag gehen, daß der greise Botschafter Hajashy, der Japan schon so lange in London vertritt, in Bewegung gesetzt wurde, um die angelsächsisch-japanischen Beziehungen als vortrefflich zu schildern. Seine Ausführungen werden in der amerikanischen Presse durch Hinweise unterstützt, daß die amerikanische Regierung gegen ihr Jingotum nachdrücklich eingeschritten sei und es zum Schweigen gebracht habe. Dürfen wir auch darin die Frucht angelsächsischer Ratschläge sehen? Der erfahrene und namentlich personenkundige Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin wird in Verbindung mit dem Rücktritt von Hughes nach London verpflanzt, wo er sich der Beeinflussung der deutsch-englischen Beziehungen unter den günstigsten Umständen widmen kann. Es war sogar die Rede davon, daß Herr Houghton künftig die Leitung des auswärtigen Staatssekretariats in Washington übernehmen werde. Bei alledem dürfte England die Macht sein, die mitgeht, Amerika die Macht, die führt. Es liegt vielleicht doch mehr im Interesse der

Vereinigten Staaten, daß die Dominions in scharfer Form die Teilnahme an einer Reichskonferenz über die Völkerbundfrage abgelehnt und einen schriftlichen Meinungsaustausch über sie als genügend erklärt haben. Die Vereinigten Staaten sind sich in der Abweisung des Völkerbundes durchaus gleich geblieben. England hat geschwankt und seine öffentliche Meinung ist durchaus dem Völkerbunde günstig. Die englische Politik gibt Trümpfe aus der Hand, wenn sich das konservative Ministerium von Genf abwendet. Die Vereinigten Staaten verstärken ihren Einfluß auf die Weltpolitik um ebensoviel Gewicht. Welcher Wert kommt bei dieser Änderung in der Lage der Dinge dem noch zu, daß die deutsche Regierung eine neue Note über ihren guten Willen zum Eintritt in den Völkerbund an die anderen Staaten gerichtet hat, worin sie noch einmal ihre Anstände und Befürchtungen zum Ausdruck bringt! Erst wenn sich die Lage wiederum verschieben sollte, kann es von Belang werden, ob wir in Genf dabei sind oder nicht.

Nicht bei den Völkerbundsideologien der großen Herren, sondern in den sehr realen Verhandlungen der Finanzvertreter der „Gläubiger-Regierungen" in Paris lag in den letzten Wochen der Schwerpunkt des Verhältnisses der anderen zueinander und zu uns. Das Wort „Gläubiger-Regierungen" steht auf einmal beinahe alle Tage in den Zeitungen. Es deckt einen neuen Begriff, dem aber die höchste Beachtung zukommt. Die Vereinigten Staaten, die dem Konzern der politisch-tätigen Regierungen nicht beigetreten sind, sondern sich bei dessen Beratungen nur durch einen Beobachter vertreten lassen, sitzen im Konzern der Gläubiger-Regierungen mit voller Stimme und vollem Eifer mitten darin. Sie sind dort die führende Regierung. In Paris kam man zusammen, um sich über die Verteilung der Beute, die die Franzosen und Belgier im Ruhrgebiet gemacht haben, und der Beute, die die Durchführung des Sachverständigengutachtens heranschaffen soll, zu vereinbaren. Die europäischen Regierungen gedachten anfangs, Amerika nichts abzugeben. Sie sind damit unterlegen. Freilich haben diesen die Vereinigten Staaten ihre Nachgiebigkeit damit gedankt, daß sie sich mit einem verhältnismäßig bescheidenen Anteil begnügten. Die Hauptsache war aber, daß sie zum Mitgenuß der Beute zugelassen werden mußten, daß sie daraufhin bei allen Finanzberatungen die maßgebende Stimme haben werden. Die Pariser Verhandlungen waren nur ein Vorspiel zu den Verhandlungen über die Begleichung der interalliierten Schulden. England hält sich bei ihr dicht an der Seite der Vereinigten Staaten, erklärt immer wieder, daß es von den Verbündeten nicht mehr zurückerstattet haben wolle, als es selber an Amerika zahlen müsse, und fährt damit fort, seine Schulden an Amerika zu regeln. Dagegen kommt es zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten bei aller Liebe, die beide füreinander empfinden, zu stetig neuen Zwischenfällen und Ausbrüchen einer gereizten Stimmung. Faßt man die Gesamtheit dieser Vorgänge fest ins Auge, so ist gar kein Gedanke daran, daß uns die geringste Erleichterung gewährt wird, solange nur irgend das aus uns herausgepreßt werden kann, wozu uns das Londoner Abkommen verpflichtet. Wir sollten daher die Redensarten, als ob eine Nachprüfung der Verpflichtungen zu unseren Gunsten denkbar sei, füglich lassen.

Die französische Politik erscheint von der Übermacht der Entwicklung in Ostasien und des Gegendruckes, der von den angelsächsischen Kräften ausgeht, zur Zeit beinahe ebenso zurückgedrängt wie wir. Politisch hat es den Erfolg, daß auch der nördliche Rheinabschnitt nicht geräumt und uns zurückgegeben wird. Die Franzosen haben so wenig damit gerechnet, daß mit diesem Erfolge in Frankreich nicht viel Staat zu machen ist. Wie gewöhnlich, haben auch die Polen ihre Erfolge einheimsen wollen, da der große Verbündete am Rhein den seinen einstrich. So versuchten sie es mit einer neuen schweren Vergewaltigung Danzigs. Sie dehnten ihre Posthoheit auf Danzig aus und gaben ihr durch zu nächtlicher Zeit angebrachte Briefkästen sichtbaren Ausdruck. In Danzig muckte der englische Oberkommissar gründlich auf. Er drohte, die Briefkästen mit Gewalt entfernen zu lassen. Der Völkerbund wird darüber zu beraten haben. Einstweilen haben die Polen ihre Briefkästen in Danzig noch. Schwer wiegt der „Erfolg" nicht. Denn die allgemeine Orientierung der Randstaaten läßt nunmehr doch auch das Anwachsen des angelsächsischen Druckes erkennen. Die lettische Regierung, die nach dem Kommunistenputsch in Reval zustande kam, hat zum Außenminister den früheren Leiter der lettischen Außenpolitik, Meyerowitz. Er hat in seiner ersten Rede in England den Staat begrüßt, auf den

die lettische Regierung bei ihren Maßnahmen vor allen Dingen hinblicke. Er pries daneben die Freundschaft mit Polen. Der englisch gesinnte polnische Außenminister ist eben auf der Reise nach Finnland sowohl in Riga als auch in Reval zu Besuch gewesen. In Helsingfors werden die vier Staaten, nach wie vor ohne Teilnahme Litauens, ihre gemeinsamen Besprechungen halten. Die Zeit ist vorüber, da wir voller Sorge sein mußten, ob es namentlich der Werbearbeit des finnischen Außenministers gelingen würde, die Randstaaten in einen von Frankreich abhängigen Bund wider uns zusammenzufassen. Der Gedanke, der früher gewiß auch schon immer mitschwang, an die bolschewistische Gefahr, beherrscht die Überlegungen heute vollständig, obwohl in ihnen heute noch nicht die Unruhe zum Ausdruck gelangt, die die Beziehungen der südosteuropäischen Staaten zurzeit im Hinblick auf Rußland beherrscht.

Der Besuch, den der bulgarische Ministerpräsident in Belgrad machte, hat trotz der offiziösen Versicherungen den durchweg freundlichen Widerhall in den beiden von früher her tief verfeindeten Völkern geweckt. Die Verbesserung der bulgarisch-serbischen Beziehungen ist aber ganz und gar an Bedeutung zurückgetreten gegenüber dem inneren Kampfe in Serbien. Der zur Macht zurückgekehrte Paschitsch benutzt die Auflösung der Skuptschina zum rücksichtslosen Vereinungsfeldzuge gegen Raditsch. Es ist ihm gelungen, den kroatischen Bauernführer in seine Gewalt zu bringen. Er macht ihm wegen Landesverrats, begangen gegenüber Sowjetrußland, den Prozeß. Auch die Anhänger Raditschs werden aufs ärgste verfolgt, jede Wahlbewegung unterdrückt, die der serbischen radikalen Partei Abbruch tun kann. Der Kampf ist allmählich auf die deutsche Wählerschaft ausgedehnt worden. Der Nationalismus erweist sich darin stärker als der Trieb zur Abwehr des Bolschewismus. Wie in den Randstaaten hält es offenbar auch in den südosteuropäischen Staaten ungeheuer schwer, eine klare Linie in die politische Entwicklung zu bringen. Serbien versucht durch die Art, wie es diesen Wahlkampf führt, sein Schicksal. Je nachdem, kann der Ausgang des serbischen Kampfes für den ganzen Südosten eine neue Erschütterung nach sich ziehen. Im Verhältnis zu Bulgarien und Serbien erfreut sich Griechenland nach den furchtbaren Leiden der letzten Jahre einer gewissen Ruhe und selbst eines wirtschaftlichen Aufschwungs. Im ganzen erscheint der Einfluß der fremden Mächte in Südosteuropa gegen früher beträchtlich vermindert. Die Staaten dort werden doch immer wieder Opfer ihrer inneren Zuckungen.

Weder England noch Frankreich haben sich dadurch bis jetzt ermüden lassen. Sie arbeiten weiter und weiter an der Zusammenfassung der Randstaaten und der südosteuropäischen Staaten. Gelingt es, sie zur Frontbildung ausschließlich gegen Rußland zu bringen, in welcher Richtung immerhin trotz aller Rückschläge gewisse Fortschritte gemacht worden sind, so hat England den Vorteil davon. Amerikanisches Kapital befleißigt sich, ihn zu verstärken. Die Front schreit indessen geradezu danach, bis zum Indischen Ozean erweitert zu werden. Im dritten, südlichen Abschnitt aber will es den Engländern noch gar nicht gelingen. Ihre gefährlichste Stelle, Afghanistan, hat sich wieder empfindlich geltend gemacht. Über die Zustände in Indien widersprechen sich die Nachrichten. Die Entfremdung der Mohammedaner und Hindus dürfte eher größer werden. Gandhi ist von dem letzten Kongreß der verschiedenen Gruppen unter Umständen abgereist, die mindestens die Deutung zuließen, daß er nichts mehr durchzusetzen vermag. Vielleicht ist auch ein Entschluß der Inder auf ostafrikanischem Boden dahin auszulegen, daß sie den passiven Widerstand aufgeben und mit den Engländern in dem von diesen gesteckten Rahmen mitarbeiten wollen. Es bleibt abzuwarten, ob die ägyptischen Wahlen die Rückwirkung eines etwas abflauenden englischen Widerstandes erfahren. Die Wahlen sind für Anfang Februar anberaumt. Einstweilen weist die Wahlbewegung darauf hin, daß die bisher vorherrschende nationale Gruppe aufgespalten wird. Ein Teil ihrer Anhänger hat sich radikalisiert, ein anderer aber scheint im Weichen vor den Engländern begriffen zu sein.

Es bleibt ein Blick auf die drei derzeitigen reinen „Objekte" der Weltpolitik übrig, Spanien, Italien und unser deutsches Vaterland. Mussolini ist ganz mit der Abwehr seiner innerpolitischen Gegner beschäftigt. Er hat es für das Beste gehalten, alle Parteien, die eigene ausgeschlossen, mit dem Streit um ein neues Wahlgesetz zu beschäftigen. Mit großer Gebärde hat er sich innerhalb des Faszismus wieder auf die Seite der Gewalttätigen hinübergeworfen. Seine

zum Einsatz im Osten entschließen, weil es zweifelhaft wurde, ob ohne eine starke Entlastung der österreichischen Front unser Bundesgenosse nicht zusammenbrechen würde. Es wurde also die große Zange gleichzeitig an der Karpathen- und an der ostpreußischen Front gebildet. —

Der an der Karpathenfront angesetzte Angriff von drei deutschen und mehreren österreichischen Divisionen unter dem General von Linsingen erzielte keine nennenswerten Erfolge, obgleich gerade die Deutschen in dem harten Winter und in einem schwierigen Gebirgsgelände Heldentaten an Tapferkeit und Ausdauer verrichteten. Es gelang zwar, in der Bukowina dem Feinde Gelände abzugewinnen, aber nicht Ungarn von den Russen zu säubern, geschweige die von ihnen belagerte Festung Przemysl zu entsetzen.

In Ostpreußen dagegen wurde unter der Führung des Feldmarschalls v. Hindenburg, Chef des Generalstabs General Ludendorff, ein glänzender Sieg errungen, der den Namen die Winterschlacht in Masuren erhielt. Es waren etwa 250 000 Mann in zwei Armeen, die 8. unter General Otto v. Below und die 10. unter dem Generaloberst v. Eichhorn zwischen der Johannisburger Heide und der Memel gegen den russischen Eindringling in Bewegung gesetzt. In den Armeen befanden sich auch drei der neu aufgestellten Armeekorps. Der Oberbefehlshaber Ost strebte eine doppelte Umfassung an, die auch einen großen Erfolg zeitigte. Trotz des harten Winters, bei starken Schneeverwehungen, an einigen Tagen bei 10 Grad Frost, während ein eisiger Ostwind über das Feld fegte, an anderen Tagen der Schlacht, während Tauwetter einsetzte, auf versumpften Waldwegen und grundlosen Straßen, erlahmte die deutsche Angriffskraft in den Tagen vom 8. bis 22. Februar nicht. Dann allerdings war die Truppe erschöpft, aber große Teile des Gegners wurden in den Wald von Augustowo gedrängt und dort schließlich gefangen. Die Beute der harten Kämpfe betrug 110 000 Gefangene, über 300 Geschütze und eine riesige Masse von Kriegsmaterial aller Art. —

Eine große strategische Auswirkung hatte die gewaltige Schlacht, ein ewiges Ruhmesblatt der deutschen Tapferkeit und deutscher Ausdauer im Kampf gegen den Feind wie gegen die Unbilden des Wetters, allerdings nicht. Es mußte der Gedanke trösten, von dem Gegner Ostpreußen endgültig befreit und seine 10. Armee vernichtet zu haben.

An der Westfront hatte zu Anfang Januar das brandenburgische Armeekorps unter General v. Lochow in einem geschickt vorbereiteten und glänzend durchgeführten Angriff bei Soissons seine Stellungen verbessert, ähnliches war am Damenweg bei Craonne gelungen, übrigens war die Lage im großen unverändert, aber die Anzeichen für die von den Franzosen geplante Winterschlacht in der Champagne verdichteten sich.

Zur See hatte die Schlacht an der Doggerbank am 24. Januar keine erheblichen Erfolge gezeitigt, der Panzerkreuzer „Blücher“ ging verloren, zwei englische Schlachtkreuzer waren erheblich beschädigt. Deutschland erklärte am 4. Februar die Gewässer um England als Kriegsgebiet, und am 18. Februar begann der Handels- und U-Bootkrieg. Aber schon am 12. Februar erhoben die Vereinigten Staaten in der später so verhängnisvoll sich auswirkenden phrasenhaften Form Einspruch und die daraus sich ergebenden Einschränkungen mußten die anfangs guten Erfolge stark in Frage stellen. — Die amerikanische Vermittlung zwischen Deutschland und England war nichts als eine Farce, bestimmt zur Täuschung Deutschlands. Die Blockade begann sich in der Heimat fühlbar zu machen.

General v. Zwehl

Wirtschaftliche Rundschau

Bereits in der letzten wirtschaftlichen Rundschau haben wir klar darauf hingewiesen, daß das Programm einer neuen deutschen Regierung, wenn es wirklich dem Ganzen dienen soll, überparteilich zu sein habe, und deshalb weder nationalistisch, noch ausschließlich wirtschaftlich, noch reaktionär, noch unsozialistisch, noch sozialistisch-international sein könne. Betrachtet man nun heute, wo die Regierungserklärung des Kabinetts Luther und eine zweite Rede des Reichskanzlers vorliegen, das Programm, so wird man sagen können, daß es den oben umschriebenen Anforderungen wie keines der in der Nachkriegszeit uns vorgesetzten Regierungsprogramme genügt. Zum ersten Male ist mit aller Deutlichkeit betont, daß es darauf ankommt, heute die Folgen aus der in bisheriger Richtung weiter zu führenden Außenpolitik auch innerhalb unserer Grenzen auf dem Gebiet der gesamten Innenpolitik und damit auch der Wirtschafts-, Finanz- und Sozialpolitik zu ziehen. Zum ersten Male wird mit seltener Klarheit betont, daß die Sozialpolitik, dieses umstrittenste Gebiet unserer Wirtschaftspolitik, auf das engste mit der Wirtschafts- und Finanzpolitik verflochten sein müsse. Hieraus ergeben sich dann für die Wirtschaftsbetrachtungen der Stunde die folgenden Feststellungen.

Die Handelspolitik soll uns den Auslandsmarkt erschließen. Das Ausland hat sich bislang durch übertriebenste Schutzzollpolitik gegen ein angebliches „deutsches Dumping" zu schützen gesucht, indem es vollkommen übersah, daß ein „deutsches Dumping", wenn überhaupt, so nur ausgelöst durch die Dawes-Belastung in Frage kommen könne, wenn Deutschland den Export erreichen will, der zur Befriedigung der äußeren und inneren Bedürfnisse notwendig ist. Heute wissen wir, daß unsere erste Goldmark-Handelsbilanz mit einer Passivität von rund 2 Milliarden Goldmark abgeschlossen hat. Hier sind also die Befürchtungen aus Wirtschaftskreisen leider eingetroffen. Der Export hat noch nicht einmal 7 Milliarden Goldmark erreicht gegenüber 11 Milliarden der Vorkriegszeit. Der notwendige Export zur Erfüllung unserer Pflichten wird von Sachverständigen auf 14 Milliarden Goldmark, d. h. auf das Doppelte der gegenwärtigen Ziffer geschätzt. Was dies selbst bei einer stärkeren macht- und handelspolitischen Position des Deutschen Reiches zu bedeuten hat, kann einem Einsichtigen nicht zweifelhaft sein. Auf dem Gebiet der Handelspolitik wird jedenfalls der Weg zu diesen Zahlen nur dann erschlossen, wenn wir wirklich die entsprechenden Handelsverträge erreichen. Das bislang Erreichte gibt gewiß keinen Anlaß zur besonderen Zufriedenheit. In wichtigen Fällen ist man über das Provisorium nicht hinausgekommen. Typisch ist der Verlauf der Verhandlungen mit Frankreich. Typisch in doppelter Beziehung. Auf der einen Seite lassen sie erkennen, daß man in Frankreich die Handelspolitik noch allzu leicht zu einem Problem der Machtpolitik macht. Diese Feststellung sollte vor allem für uns mit dafür ausschlaggebend sein, daß die deutschen Handelsinteressenten sich wohl davor zu hüten haben, ihre Gegensätze in die Verhandlungen mit dem Gegner hineinzutragen. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als sei hier manches verfehlt worden. Es ist ein offenes Geheimnis, daß es des persönlichen Eingreifens von Geheimrat Bücher, des geschäftführenden Präsidialmitgliedes des Reichsverbandes der deutschen Industrie, in Paris selbst bedurfte, um eine Einigung zwischen den sich entgegenstehenden Wünschen der Schwerindustrie und der Verarbeitungsindustrie zu erzielen. Auch heute noch verstummen nicht die Meinungen, die diese Einigung als nicht restlos herbeigeführt bezeichnen, und es wird sogar behauptet, daß das Ausscheiden Geheimrat Büchers aus seiner bisherigen Stellung damit im Zusam-

Stellung ist immer noch stark, schon weil er keinen Gegner von Gewicht hat. Aber die Atmosphäre des Landes ist drückend schwül geworden. Ein Blitz, der aus dem Gewölk zuckt, kann mit einem Schlage der Lage Italiens ein anderes Gesicht geben. In Marokko haben die Spanier ihren wochenlangen Rückzug aus den vorderen Linien unter der Führung Primo de Riveras vollendet. Sie sind der Meinung, daß er ihnen gelungen und ihre strategische Stellung dadurch wesentlich verbessert ist. Der General ist für kurze Zeit nach Madrid zurückgekehrt, will sich aber schon bald noch einmal nach Marokko begeben. Die überhebliche und zugleich schmutzige Art, wie in den Tagen der Not die liberale und demokratische Opposition das Königtum vom Auslande her zu unterwühlen versucht hat, hat zuguterletzt das Gegenteil von dem erreicht, worauf sie ausging. Das tiefe Anstandsgefühl, das der spanischen Nation eigen ist, empörte sich plötzlich elementar gegen die Verleumder. Und wir? Außenpolitisch haben wir die Nichträumung von Köln ohne nachhaltige Aufregung hingenommen. Alles Interesse ist auf die Handelsverträge gerichtet. Mit Österreich und Italien sind wir zu Provisorien gekommen. Mit Frankreich zerren wir uns in Scheinverhandlungen hin und her. Die Neigung zu einem Abschlusse ist hüben und drüben groß. Noch aber hat keine der beiden Seiten die Formel gefunden. An einen ernsthaften Zollkrieg glaubt aber niemand. Die Franzosen haben sich durch Einrichtung großer Lager in Deutschland für die nächsten Monate vor schmerzlichen Verlusten geschützt. Wir hoffen und harren. Unterdessen ist jedoch die schleichende Regierungskrise, die uns seit dem vorigen Frühjahr immer mehr mit völliger Lähmung bedrohte, überwunden worden, und zwar bestimmt im Reiche, vermutlich auch in Preußen. An der Stimmung der Parteien hat sich nichts geändert. Das Zentrum ist mit seinen Neigungen mehr als je auf Seite der Linken. Aber diese gab das Spiel auf. Sozialdemokraten und Demokraten überzeugten sich mit dem Zentrum, daß nach dem doppelten Wahlergebnis vom 4. Mai und 7. Dezember eine Linksregierung am Willen des Volkes zuschanden werden muß. Daraufhin gab sie den Weg frei für die Bildung einer neuen Regierung, in der zwar überwiegend rechtsgerichtete Minister sitzen, an deren Spitze jedoch der stark mittelparteilich denkende und jedenfalls innerlich der nationalen Bewegung bisher fernstehende frühere Finanzminister Luther sich befindet. Alles bleibt nach wie vor auf lange Sicht eingestellt, auf allmähliche Klärung und Reife angelegt. Als ein Zeichen, daß wir hoffen dürfen, muß indessen verbucht werden, daß der Widerstand der Linken in Preußen rascher aufgegeben wurde, als erwartet werden konnte. Zentrum und Sozialdemokratie waren sich dessen durchaus sicher, daß sie sich dort behaupten würden. Sie haben es nicht vermocht. Die Genugtuung muß aber wieder herabgestimmt werden durch die Überlegung, daß die Furcht vor der Auswirkung des Barmat-Skandals beide Parteien und wohl besonders das Zentrum beträchtlich beeinflußt hat. Das Ausland hat sich mit der Richtungsänderung in Deutschland nach kurzem Einspruch abgefunden. Seine Einwände gegen Herrn Luther, den die Alliierten von London her kennen, waren wohl von vornherein nur Schein. Aber auch die Einwände gegen das Ministerium im ganzen sind zurückgestellt worden. Das Gefühl war wohl überall lebendig, daß es sich hier nicht um einen Personen- und Parteiwechsel handelte, sondern um den nicht aufzuhaltenden Ausdruck einer völkischen Meinung und eines völkischen Willens. Es ist zu wünschen, daß der Umschwung in aller Vorsicht gewertet wird — langsam, aber mit der Zeit um so sicherer. Doch wäre es voreilig, mit dem guten Ausgange schon zu rechnen. Das mittelparteiliche Wesen hat sich dafür zu tief in unser ganzes staatliches Leben hineingefressen, und der Drang des Zentrums nach links hinüber ist nach wie vor noch zu hemmungslos.

Pertinacior.

Literarische Notizen

Der ältere Pitt. Von Karl Alexander v. Müller. Aus der Sammlung „Meister der Politik“, herausgegeben von Erich Marcks und K. A. v. Müller. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Diese Anzeige soll nicht etwa der wissenschaftlichen Beurteilung, auf die eine wissenschaftliche Arbeit Anspruch hat, vorgreifen. Sie ist für die Leser geschrieben, deren schließlich der Historiker bedarf wie jeder Schriftsteller, wenn sein Werk nicht nur den Fachgenossen, sondern seinem Volke zugute kommen soll. Ist die Geschichte doch mit Recht die Lehrerin der Völker genannt worden. Wenn aber jemals ein Volk, eine Zeit in der Lage war, von dieser großen Lehrerin lernen zu müssen, so sind es die Deutschen der gegenwärtigen Epoche, in der das geschichtliche Empfinden wie der politische Instinkt verloren gegangen zu sein scheinen.

Ein Leser, der vielleicht bei dem Wort „Geschichte“ sich nur an ausgestandene Langeweile erinnert und „ein politisch Lied“ als „ein garstig Lied“ anspricht, wird zögernd, mißtrauisch nach dem Werke Karl Alexander v. Müllers greifen. Er wird sich fragen: Was ist uns das 18. Jahrhundert? Was William Pitt? Aber wenn er einigermaßen gesammelt liest, so wird er schon nach wenigen Seiten mitten in der Zeit und dem Lande sein und die Macht fühlen, die von einem leidenschaftlichen Patrioten und großen Politiker auch nach dem Tode noch ausströmt. — Fast erscheint das Wesen William Pitts als Gegensatz zu dem Bilde, das wir uns vom Engländer im allgemeinen machen. Ein Pathetiker, geschult an der klassischen Redekunst römischer Rhetoren, mit der großen Geste eines Romanen, auch mit dessen Neigung zu äußerer Prunkentfaltung, zur Selbstinszenierung. Aber das Pathos, die große Geste sind nicht künstlich, sind echt, wie die tiefe Glut für sein Britenland, wie die Zärtlichkeit für seine Lieben. Und neben all dem doch der echt englische Sinn für das Zweckmäßige, das klare Verhältnis zur Wirklichkeit, die Gabe nüchtern kühler Berechnung. Er erhitzt und steigert sich nicht grundlos, sondern im Hinblick auf ein fest im Auge behaltenes Ziel, dem sein mitreißender Schwung dienen soll. — Und er reißt mit. Denn dem geborenen großen Politiker tritt der politische Scharfblick, die politische Urteilskraft seines Volkes zur Seite. Zwar hat er ein ganzes Leben zu kämpfen, gegen politische Widersacher wie gegen seinen eigenen siechen Körper. Aber trotzdem er ein paarmal schon abgetan scheint, trotz der Schmähungen und des Hohnes seiner Gegner, trotz der offen und geheim sich äußernden Abneigung zweier Könige (denen er dabei, als den Vertretern des monarchischen Prinzips, stets größte Ehrfurcht beweist), — das englische Volk weiß, was es an Pitt hat. Es fühlt in ihm den unermüdlichen Streiter für Englands Macht. Sogar als er ungerechte Hoheitsansprüche des Britenreiches befehdet, im Unabhängigkeitskrieg des jungen Amerika. Fast ein Sterbender, setzt er seine letzte Kraft ein für das von ihm als recht Erkannte und — fällt, wie ein antiker Krieger, auf seinem Schild. Ihn zu ehren, einigen sich alle Parteien, denn jeder ahnt, was England an ihm verlor. —

Der Vergleich mit unserer Gegenwart wäre ebenso billig wie schmerzlich. Er wird auch in dem Buche selbst nicht gezogen, obschon er zwischen den Zeilen zu lesen steht. Über das Einzelschicksal und den umgrenzten Geschichtsabschnitt hinaus knüpfen sehnsüchtige Gedanken an die Erkenntnis an, wie viel für ein Volk von einem Manne abhängt und umgekehrt. — Zugleich aber bringt dies Zeit- und Charaktergemälde, das der Sammlung, in der es erschien, zur neuen Zierde gereicht, uns wieder einmal zum Bewußtsein, wie verwandt die Aufgabe des Historikers der des Künstlers ist. Ohne die Gestaltungskraft, die den letzteren kennzeichnet, vermag auch der erstere nicht den Schemen, die er heraufbeschwört, den Mund zu öffnen, daß sie als Lebendige zu den Lebendigen reden. Diese Kraft eignet dem Verfasser des „älteren Pitt“ im höchsten Maße. Unterstützt von einer Sprache, die, farbig, knapp und klar, den Gedanken zu erschöpfendem Ausdruck bringt, läßt er mit breiter Kulturanschauung und feinschürfender Psychologie das Bild seines

Helden im Rahmen der Epoche vor uns erstehen. Es gibt da kein Zuviel, kein Zuwenig; völlig eins geworden sind Form und Stoff. Stellenweise fühlt man sich an die Art und Weise eines klassisch gewordenen Buches gemahnt: an Leopold v. Rankes „Geschichte Wallensteins".

Das Werk Karl Alexander v. Müllers, mit den Augen des Geschichtsfreundes und belesenen Laien gesehen, ist ein Meisterwerk historischer Darstellungskunst.

Helene Raff.

Die Geburt des Kindes. Von Eduard Norden. Geschichte einer religiösen Idee. [Studien der Bibliothek Warburg, herausgegeben von Fritz Saxl, III.] Leipzig und Berlin 1924, B. G. Teubner.

Es ist das große Verdienst Eduard Nordens, durch sein bereits vor zehn Jahren erschienenes Buch „Agnostos Theos" der religionswissenschaftlichen Forschung in der Behandlung antiker literarischer Probleme starke Impulse gegeben zu haben. Dabei muß betont werden, daß die Arbeiten Eduard Nordens auf diesem Gebiet methodologisch insofern etwas durchaus Neues darstellten, als Norden stets das Ideengeschichtliche zusammen mit dem Formgeschichtlichen untersucht hat. „Die Wiederkehr gleicher oder unbedeutend abgewandelter und angepaßter Formeln pflegt wirkliche Kontinuität zu verbürgen, da bei ihnen — vorausgesetzt, daß sie eigenartige Prägung, wirklich individuellen Typus zeigen — die Wahrscheinlichkeit einer sich wiederholenden Urzeugung, ‚spontanen' Entstehens ganz gering ist." Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet die vierte Ekloge des Vergil, jenes berühmte Gedicht, das die Philologen und Theologen aller Länder zu Kommentaren angeregt hat, aus denen, wie Norden bemerkt, sich fast eine kleine Bibliothek zusammenstellen ließe. Selbst eine oberflächliche Durchsicht dieser ungeheuren Literatur zwingt zu der Erkenntnis, daß das Wesen dieses lateinischen Gedichtes von Theologen und Dichtern richtiger erkannt worden ist als von den meisten Philologen. Es ist reizvoll, an der Hand eines Führers wie Eduard Norden die Vergilexegese von den Zeiten der antiken Kritik, die bereits das Außerordentliche des Gedichtes nicht voll erkannte, zu verfolgen über die mittelalterliche Einstellung zum Zauberer Vergil, wie ihn Dante besingt, bis zu den neuesten Kritikern, von denen einige das Gedicht für ziemlich wertlose Klientenpoesie halten. Salomon Reinach [1]) hat einmal treffend von der Ekloge gesagt: „Le caractere du poème tout entier est exclusivement mystique ou religieux." Dies ist auch die Auffassung Nordens (S. 14 Anm. 1). Diesen religiösen Hintergrund, von dem sich das Vergilische Gedicht (in römischer Prägung) abhebt, nachzuzeichnen ist der Inhalt der Untersuchungen Nordens, die unseres Erachtens die Exegese dieses Gedichtes nach der religionswissenschaftlichen Seite in wesentlichen Punkten abschließen. Raummangel verbietet näher auf die Arbeit Nordens einzugehen; Philologen und Religionshistoriker werden aus ihr gleichen Gewinn ziehen und aus der Fülle der angeregten Probleme zu eigenen Forschungen angeregt werden.

E. von Prittwitz-Gaffron.

Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts. Von Otto Brandt. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Kieler Historiker Brandt, welcher vor der Berufung Scheels beauftragt war, die schleswig-holsteinische Geschichte zu vertreten, hat uns ein höchst anziehendes und dabei für die brennenden Tagesfragen Nordschleswigs und ganz Schleswig-Holsteins wichtiges Buch geschenkt. Brandt schildert die Entstehung des aus kulturellen, sozialen und politischen Gegensätzlichkeiten sich formenden Nationalgefühls in der zum dänischen Gesamtstaat gehörenden deutschen Nordmark. Er zeigt uns, wie es im Widerstande gegen die Vordänungsversuche der Kopenhagener Regierung erwacht. In plastischer Zeichnung deutet er die enge Verflochtenheit des geistigen und des politischen Lebens aus. Unter sicherer Auswertung eines reichen Quellenmaterials bereichert Brandt unsere Kenntnis der schleswig-holsteinischen und überhaupt der allgemeinen deutschen Geschichte um die Wende des 18. Jahrhunderts. Die schöne Ausstattung mit zahlreichen zeitgenössischen Bildern, von Andreas Peter Bernstorff, Detlev Reventlow, Caspar von Saldern, Kaj Reventlow und anderen, macht das Buch als Geschenk für geistig Anspruchsvolle besonders geeignet.

v. Loesch.

Lessings Gespräche. Herausgegeben von Flodoard, Freiherr v. Biedermann. Berlin 1924, Propyläen-Verlag.

Es steigert sich die Beliebtheit der aus zeitgenössischen Erwähnungen sich bildenden Biographien. Der Biograph wird ausgeschaltet, für ihn ist der verständnisvolle, sorgsame Herausgeber eingetreten; aus vielen, oft aus anscheinend geringfügigen Fragmenten wiedergegebenen Gesprächen wächst vor unseren Augen der Mensch hervor, erhält Farbe und Gestalt: auch seine Freunde, auch

1) Die Verdienste von Forschern wie O. Crusius (dessen Aufsatz im Rheinischen Museum im Jahre 1896 von der Forschung sehr zu Unrecht unbeachtet blieb), J. Geffcken und Fr. Boll werden von Norden gebührend hervorgehoben.

seine Zeit. Ein solches Buch bietet unverarbeiteten Stoff, aus erster Hand gestaltet sich der Leser selber mit überzeugender Eindringlichkeit den Helden.

Freiherr v. Biedermann hat uns die kleine Ausgabe der Goethe-Gespräche gebracht, auch die von Schiller und H. v. Kleist, dieser vorbildlich gut und geschmackvoll ausgestattete Band reiht sich ihnen an, wird ebenfalls sich Beliebtheit erringen. Der Verkehr mit Lessing stärkt; nie genug läßt sich die Kraft, die moralische Tüchtigkeit, die geistige Beweglichkeit bewundern, seine leichte unbekümmerte Spottader stand niemals seiner tatbereiten Herzensgüte im Wege. „Menschenliebe machte ihn milde." „Bescheiden in hohem Grade, nahm er Tadel und Verbesserung seiner Freunde mit der größten Bereitwilligkeit entgegen. Eine scharf umrissene Persönlichkeit, geistvolles Antlitz, offene, tiefdunkelblaue Augen, schickliche Haltung, elegant und sauber gekleidet, eine zum Herzen dringende Stimme, anmutige, leichte Bewegungen." Ein Mann, der niemals träumte, der Wein mit größter Mäßigung trank, dem Liebesleidenschaft, Musik und Naturschönheit wenig galt. „Freiheitsliebe und Eigensinn, sehr gastfrei, er liebte seine Freunde lauter und innig." Überaus anziehend tritt Eva König, die leider so kurz sein Leben erwärmte, hervor; unter den eingehenden Anmerkungen befindet sich auch, dankenswerterweise, die Liste der von Lessing innegehabten Berliner Wohnungen.

Als Vorspruch bringt v. Biedermann Goethes Wort über Lessing: „Ein Mann wie Lessing tut uns not. Denn wodurch ist dieser groß, als durch seinen Charakter, durch sein Festhalten! So kluge, so gebildete Menschen gibt es viele, aber wo ist ein solcher Charakter?"

M. v. B.

Die Landschaftsgürtel der Erde. Von S. Passarge. Natur und Kultur. Jedermanns Bücherei, Abteilung Erdkunde. Breslau 1923, Ferd. Hirt.

Dies mit 1 Karte und 31 Bildern versehene Bändchen ist besonders gelungen. Meisterlich sind die oft anmutigen Schilderungen Passarges, wenn er den Gesamteindruck einer Landschaft wiedergibt, wo er mit anderen Landschaften vergleicht, Übereinstimmendes und Abweichendes feststellt und uns sagt, warum dem so sei. Passarge stellt die natürlichen Landschaften (die Polarkappen, die Mittelgürtel und den heißen Gürtel mit ihren Unterzonen) den Stadtlandschaften in den verschiedenen Landschaftsgürteln gegenüber, die durch die verschiedenartige Kultur der Menschen auch ganz abweichende Charaktere aufgeprägt erhielten.

v. L.

The Cage of Gold. Von Sita Chatterjee; übersetzt aus Bengalisch von A. E. Brown. Kalkutta 1923. R. Chatterjee, 210/3/1 Cornwallis Street.

Die bengalischen Erzählungen von Fräulein Sita Chatterjee haben schon in England und in den Vereinigten Staaten durch ihre englischen Übersetzungen ein wenig von der literarischen Frauenwelt Bengalens Kunde gegeben. Die Verfasserin beschäftigt sich hauptsächlich mit den gegenwärtigen sozialen Fragen, die, obwohl fast gleich wie in Europa, doch mit besonderen örtlichen Farben geschmückt, aus ihrem indischen Rahmen schöpferisch hervortreten.

In der soeben erschienenen Novelle „Der goldene Käfig" stellt die Verfasserin die Geschichte eines jungen Mädchens Urmila dar, die von ihrem Gönner und Vormund eine Erbschaft erhalten soll, wenn sie sich bereit erklärt, einen von seinen zwei Neffen heiraten zu wollen. Die Entwicklung zieht sich durch eine Reihe von verschiedenartigen Familienerfahrungen, daran eine Anzahl von Männern, Frauen und Kindern teilnehmen. Sehr objektiv werden die gesellschaftlichen Einzelheiten geschildert. Hier finden wir keine starren Figuren, alles sprudelt von Leben und Treiben. Am Ende gewinnt Urmila, wie es wohl jeder Leser erwarten wird, ihren selbst erkorenen Geliebten und verliert natürlich die versprochene Erbschaft.

Benoy Kumar Sarkar.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achelis. — Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten von H. Achelis. 339 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Ackerknecht. — Büchereifragen von Erwin Ackerknecht. 166 S. Berlin 1924, Weidmannsche Buchhandlung.

Alpers. — Die alten niederdeutschen Volkslieder, herausgegeben von Paul Alpers. 260 S. Hamburg 1924, Quickborn-Verlag.

Ammann. — Die Bevölkerungsentwicklung der italienischen Schweiz von Dr. Hektor Ammann. 36 S. Zürich 1924, Gebr. Leemann & Co., A.-G.

Aretin. — Das Bayerische Problem von

Dr. Erwin Freiherr v. Aretin. 48 S. München 1924, J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung.

Arndt. — Der Ruf der Felder. Ein sozialer Roman aus Oberschlesien von Bruno Arndt. 315 S. Potsdam, Geschäftsstelle Grüne Bücher.

Aslagsson. — Tiere der Einsamkeit von Olaf Aslagsson. 161 S. Berlin 1924, August Scherl.

Asmussen. — Ernst Voß, der Mitbegründer von Blohm & Voß; herausgegeben von Georg Asmussen. 112 S. Berlin 1924, Carl Flemming u. C. P. Wiskott, A.-G. (2,10 M.)

Atlantis. — Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas. 415 S. Jena 1925, Eugen Diederichs.

Bachmann. — Media vita. Ein Reigenspiel von Heinrich Bachmann. Frankfurt 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Becker. — Gestürzte Cherubim. Erzählungen von Julius Maria Becker. 111 S. Aschaffenburg 1924, Wailandtsche Druckerei, A.-G.

Binding. — Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges von Rudolf G. Binding. Dessau 1924, Karl Rauch.

Birt. — Alexander der Große und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu. 497 S. Leipzig, Quelle & Meyer.

Bischoff. — Alter. Von Fritz Walther Bischoff. 219 S. Trier 1925, Friedrich Lintz, Verlag.

—. — Die Gezeiten. Gedichte von Fritz Walther Bischoff. 83 S. Trier 1925, Friedr. Lintz.

Bittmann. — Werken und Wirken. Erinnerungen aus Industrie und Staatsdienst von Karl Bittmann. 200 S. Karlsruhe 1924, C. F. Müller.

Bloem. — Mörderin. Der Roman eines Verteidigers von Walter Bloem. 341 S. Berlin 1924, Otto Liebmann. (Geh. 4 M., geb. 5 M.)

Bonsels. — Vagabunden-Brevier von Waldemar Bonsels, zusammengestellt von Reinhold Bulgrin. 125 S. Frankfurt 1924, Rütten & Loening.

Brandes. — Julius Cäsar von Georg Brandes. Bd. 1: 363 S., Bd. 2: 400 S. Berlin 1924, Erich Reiß.

—. — Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts von Georg Brandes. 3. Bd., 592 S. Berin 1924, Erich Reiß.

Brandt. — Geistesleben und Politik in Schleswig-Holstein um die Wende des 18. Jahrhunderts von Otto Brandt. 439 S. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt.

Brento. — Susanne, Lebensschicksale einer Überzähligen von S. Brento. 200 S. Leipzig 1924, Xenienverlag.

Brinkmann. — Englische Geschichte 1815 bis 1914 von Carl Brinkmann. 194 S. Berlin 1924, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Brockdorff. — Die englische Aufklärungsphilosophie von Baron Cay von Brockdorff. 171 S. München 1924, Ernst Reinhardt. (3,50 M.)

Brunstäd. — Deutschland und der Sozialismus von Friedrich Brunstäd. 320 S. Berlin 1924, Otto Elsner.

Bühler. — Die sächsischen und salischen Kaiser von Johannes Bühler. 476 S. Leipzig 1924, Insel-Verlag.

Burdach. — Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der Germanischen Philologie von Konrad Burdach. 121 S. Halle 1924, Max Niemeyer.

Busch. — Aus dem Tagebuch der kleinen Lilinka vom Zirkus von Paula Busch. 143 S. Stuttgart 1924, J. Engelhorn.

Buschbell. — Selbstbezeugungen des Kardinals Bellarmin. Beiträge zur Bellarmin-Forschung von Prof. Dr. Gottfried Buschbell. 110 S. Krumbach (Bayern) 1924, Franz Acker.

Cappeller. — Litauische Märchen von Carl Cappeller. 168 S. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co.

Christaller. — Das Reich des Markus Neander von Helene Christaller. 331 S. Basel 1924, Friedrich Reinhardt.

Czibulka. — Andrea Doria. Ein Freibeuter und Held von Alfons Freiherr von Czibulka. 196 S. München 1924, C. H. Beck.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Major a. D. L. von Schlözer, Dresden. — Daniel Corkery, Cork. — Dr. Alphons Nobel, Berlin. — Theodor Däubler, Athen. — J. von Uexküll, Schwerinsburg. — Arthur Zickler, Berlin. — Dr. Gerhard Bückling, Wolgast.

Für die Schriftleitung: **Werner Fiedler**, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: **Deutsche Rundschau G. m. b. H.**, Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)



100000 Mark

für den besten Zeitungsroman.

Die unterzeichneten Verlage setzen als Preis für den nach dem Urteil eines Preisrichter-Kollegiums besten Zeitungsroman 100000 Mark aus. Das Manuskript soll bis längstens 30. September 1925 vorliegen.

Es wird die Aufgabe gestellt, einen echt deutschen Roman zu schaffen. Das heißt, nicht ein von Phrasenhaftigkeit lebendes oder ein wie auch immer tendenziös gerichtetes Machwerk, sondern ein in den tiefsten Problemen des deutschen Volkes wurzelndes und aus ihnen organisch wachsendes wirkliches Kunstwerk von hohen Qualitäten in schriftdeutscher Sprache, mit interessierenden Einzelschicksalen, die symbolhaft das Wesen unserer Zeit dartun. Denn nicht um einen historischen Roman soll es sich handeln, sondern um einen, der in der Gegenwart oder in der allerjüngsten Vergangenheit spielt. Von vornherein ausgeschlossen sind alle einseitig parteipolitisch eingestellten oder religiös polemisierenden Romane, desgleichen Arbeiten, die vorwiegend in einem Dialekt abgefaßt sind. Da nur ein wirkliches Kunstwerk preisgekrönt werden soll, besteht für dilettantische Arbeiten keine Aussicht. Auch kommen nur bisher unveröffentlichte Arbeiten in Betracht.

Ein erhöhtes Augenmerk ist den besonderen Anforderungen zuzuwenden, die der Zeitungsroman stellt, und die in erster Linie darin bestehen, daß, da der Zeitungsroman in täglichen Fortsetzungen erscheint, jede dieser Fortsetzungen in sich die Leser interessieren und sie in Spannung auf die nächste Fortsetzung erhalten muß: daß also ausgedehnte Landschaftsbeschreibungen, weitschweifige Zustands- und Milieuschilderungen, Häufungen von psychologischen Einzelheiten usw. im Unterschied zum Buchroman dem Wesen des Zeitungsromans entgegenstehen.

Zwecks Erlangung eines hervorragenden Zeitromans von hohem künstlerischen Wert, der zugleich auch politisch und kulturell erzieherisch wirken soll und nicht zuletzt die schon erwähnten besonderen Erfordernisse des Zeitungsromans erfüllt, hat sich der Verlag des Hamburger Fremdenblattes in Gemeinschaft mit dem Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten entschlossen, dieses Preisausschreiben zu veranstalten mit einem Preis, der über die herkömmlichen Romanhonorare weit hinausreicht. Sind sich doch die beiden Verlage bewußt, daß es sich nicht nur um die Erlangung eines solchen hochstehenden Zeitungsromans handelt, sondern mehr noch darum, das Interesse unserer besten Dichter und Schriftsteller wieder dem Zeitungsroman zuzuwenden und so das allgemeine Niveau des Zeitungsromans zu heben. In Erkenntnis dieser kulturellen Mission haben sich deshalb die beiden Verlage zu einem außergewöhnlichen Opfer entschlossen.

Der Umfang der Romane soll 40 bis 50 Fortsetzungen zu je 200 Druckzeilen nicht wesentlich übersteigen. Schriftsteller, die am Wettbewerb teilnehmen wollen, werden ersucht, ihre Manuskripte in sieben Durchschlägen an das Berliner Büro der Münchner Neuesten Nachrichten, Berlin W, Kanonierstraße 40, bis spätenstens 30. September 1925 eingeschrieben, anonym, jedoch mit einem Kennwort versehen, einzusenden. Die Einsender der Romane werden gleichzeitig ersucht, ihre Adresse, getrennt von den Manuskripten, in Sonderkuvert verschlossen, mit dem Vermerk „Betr. Roman-Wettbewerb" an Herrn Notar Dr. Wäntig, Hamburg, Adolphsbrücke 4, bis spätestens 19. Dezember 1925 einzusenden. Dem Notar obliegt es, diese Kuverts erst nach Beendigung der Prüfung der Manuskripte und nach erfolgter Preisvergebung am 20. Dezember 1925 dem Preisrichter-Kollegium uneröffnet zu übergeben.

Mit Erwerb des Abdruckrechts gehen alle Rechte, mit Ausnahme des Rechtes der Buchausgabe und der Verfilmung, an die unterzeichneten Verlage über. Die Auszahlung des Preises erfolgt am 21. Dezember 1925.

Sofern eine überragend gute, allen Anforderungen entsprechende Arbeit nicht eingehen sollte, bleibt es dem Preisrichter-Kollegium überlassen, für die beiden besten Werke je 50000 Mark zu gewähren.

Die Erstveröffentlichung des preisgekrönten Werkes erfolgt gleichzeitig im „Hamburger Fremdenblatt" und in den „Münchner Neuesten Nachrichten".

Das Preisrichter-Kollegium bilden:

Hans Friedrich Blunck, Hamburg / **Albert Broschek**, Verleger des Hamburger Fremdenblattes / **Gustav Frenssen**, Barlt (Holstein) / Frau **Ricarda Huch**, München / **Bernhard Kellermann**, Berlin / Dr. **Tim Klein**, München / Landgerichtspräsident **Wilhelm Mayer**, München / **Max Alexander Neumann**, Feuilletonleiter des Hamburger Fremdenblattes / Dr. **Trefz**, Verlagsdirektor der Münchner Neuesten Nachrichten.

Verlag der Münchner Neuesten Nachrichten.
Verlag des Hamburger Fremdenblattes.

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



51. Jahrgang März 1925

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau"

begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt oder direkt vom Verlag.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau", Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis

Geopolitik des Pazifischen Ozeans

Von

Karl Haushofer

Die Geopolitik des Pazifischen Ozeans wird im Frühjahr 1925 in mehr als einem Sinne einer Belastungsprobe unterworfen werden. Im Herbst 1924 hatte die japanische Landesverteidigung in großen gemeinsamen Übungen der Flotte (mit 180 Fahrzeugen) und des Landheeres sowohl an den Küsten der Japansee, als bei Kanazawa im Innern der Hauptinsel, und . . . auf dem Papier ihre Abwehrstärke gegen einen Angriff ausprobiert, der als über die nordpazifische Schwelle und zuletzt über Korea herangetragen angenommen wurde. Nun folgt 1925 die gesamte Flottenmacht der Vereinigten Staaten mit einem Schritt weiter. Sie studiert, wie sich — natürlich gleichfalls nur als Abwehr! — ihre Seeverteidigungs-Verhältnisse von den Grundlagen an der pazifischen Küste zwischen Pugetsund und Panama aus über das sogenannte American Quadrilateral (das Stützpunktviereck), Dutch Harbour auf den Aleuten, Pearl Harbour auf Hawaii, Pago Pago auf Tutuila (Samoa)-Guam-Manila über den ganzen Pazifik hinweg gestalten — wobei die Häfen Neu-Seelands und Australiens, wohl auch die Fernwirkung von Hongkong und Singapur in Betracht gezogen werden.

Das ist eine Abwehr, aus der in der Praxis Angriffsstöße über mehr als ein Viertel des Erdballs hinweg nach Linien und Flächen hervorgehen; und sie nötigen wohl Allen denen ein Auguren-Lächeln ab, die nicht recht an die Wahrscheinlichkeit glauben wollen, daß jemand so leichtfertig sein würde, unter dem Odium des Angreifers den 120 Millionen der Vereinigten Staaten in ihren mehr als 10 Millionen Quadratkilometer Grundbesitz etwas zuleide zu tun. Zuleide tun, nicht nur voll Friedensliebe abwehren, das wollen die Vereinigten Staaten erst, wenn sie es selbst für angezeigt halten, etwa im Jahre 1950, wie erst kürzlich einer ihrer führenden Bevölkerungspolitiker kaltblütig erklärt hat, wenn sie nämlich mit 200 Millionen Menschen das Maximum an Volksdichte erlangt haben werden, bei der sie noch behaglich Platz zu haben glauben, und damit aufhören, ein saturierter Staat zu sein, für den sie sich augenblicklich halten. Hawaii, die Philippinen, Guam, Tutuila, die westindischen Inseln und Panama sind offenbar mehr durch Zufall in ihren Besitz gelangt — — sicher nicht durch Angriff, Friedensbruch oder Gewalt!

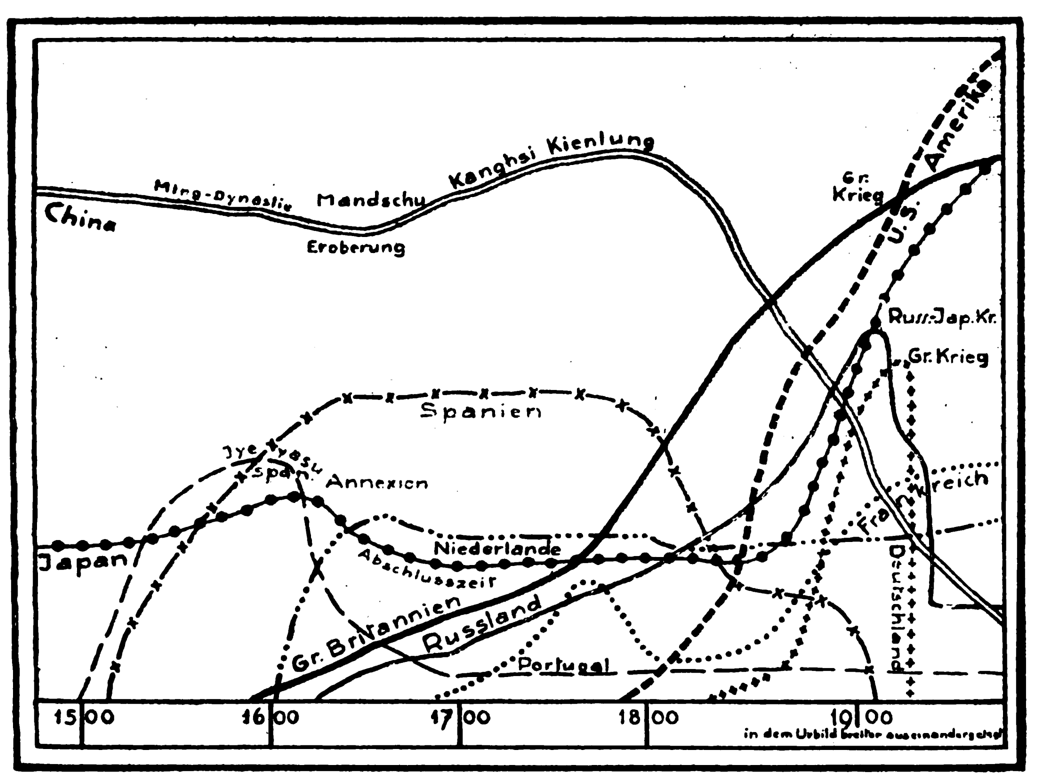
Durch welche Mittel der Bevölkerungsziffer-Einschränkung oder des Verhungerns die übrigen Mitbewohner des Planeten sich bis dahin beholfen haben werden, die übervölkerten Räume Chinas, Deutschlands, Japans, Indiens z. B., das berührt sie weiter nicht, so wenig, wie der doch von ihnen vollendete Ruin Europas, das für sie nur als gemeinhaftendes Schuldnerland und Absatzgebiet für Warenüberfluß in Betracht kommt.

Man muß sich einen Augenblick solche Weltzusammenhänge mit der Gewalt ihrer Tatsachen vor Augen halten, um zu begreifen, warum es in dem so kleinräumig gewordenen, zertretenen Mitteleuropa doch immer noch Leute geben muß, die sich auch weiterhin mit der Geopolitik unseres Antipoden-Meeres, des Pazifik, des größten politischen Teilraums der Erde mit landschaftlichem Einheitscharakter, beschäftigen, dessen großzügiges Eigenleben und großräumige Eigenart in der Weltpolitik, dem Weltverkehr und der Weltwirtschaft sich immer mehr durchsetzt.

Aus diesem Grunde entstand mein Versuch, in einer geschlossenen Darstellung: Geopolitik des Pazifischen Ozeans (Berlin 1925, Kurt Vowinckel), das zusammenzufassen, was wir bis heute über die erdgebundenen Züge in der kultur- und wirtschaftspolitischen Entwicklung des Pazifischen Ozeans und seiner Randräume erkannt zu haben glauben, was die Verteilung der politischen Macht, ihre Erschütterungen, Veränderungen und Neugruppierung an seinen Ufern bedingt, und was mit der Verlagerung des Weltverkehrs in ständiger Erneuerung begriffen ist.

Es ist ja noch ein ganz junger Riese, um den es sich bei der Abschätzung seiner weltpolitischen bodenständigen Kräfte handelt, so weit auch in das Dämmer der Frühkultur hinein einzelne seiner Teilräume eine große Rolle spielen, wie die Inselbrücken der Südsee, die Nordschwelle, die uralten Kulturlandschaften Chinas, der japanischen Inlandsee, von Mittelamerika und Peru. Denn mit seinem eigenen Raumgewicht der vollen 168 Millionen Quadratkilometer, mit Eigenschaften, die allen seinen Uferbildungen gemeinsam sind und ihn kennzeichnend etwa vom Mittelmeer oder vom Atlantik unterscheiden, wirkt der Große Ozean doch erst seit seiner sogenannten Entdeckung durch die weiße Rasse (1513) in ihre Geschichte herein, die wir so kühn Weltgeschichte nennen, obwohl sie bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts nur die eines schwachen Drittels der Menschheit zu umfassen pflegte.

Wie sich die staatliche Machtbildung, das „Imperium“ an seinen Ufern seit dem Jahrhundert der großen Entdeckungen verschob, welche Umschwünge und Machtbau-Einstürze das erdbebengewohnte größte Meer der Erde an seinen Rändern seit jener kurzen Zeit von etwa vierhundert Jahren sah, das zeigt am besten ein keckes Diagramm der „Japan Times and Mail“, das einer unverdienten Vergessenheit entrissen werden sollte, weil es so lehrreich ist, weil es wie kaum eine andere Zusammendrängung zeigt, wie sich die autochthonen, die kontinentalen, aber auch die romanischen Machtkurven unter der Annäherung der großen Inselreiche senken, oder, wie die deutsche und russische, aber auch die chinesische in jähem Sturz abbrechen. So zeigt uns das Jahr 1922 der Washington-Konferenz über die Einschränkung der Seerüstung tatsächlich einen Höhepunkt der Entwicklung ozeanischer Mächte gegenüber allen kontinentalen, von denen Mitteleuropa und Rußland in



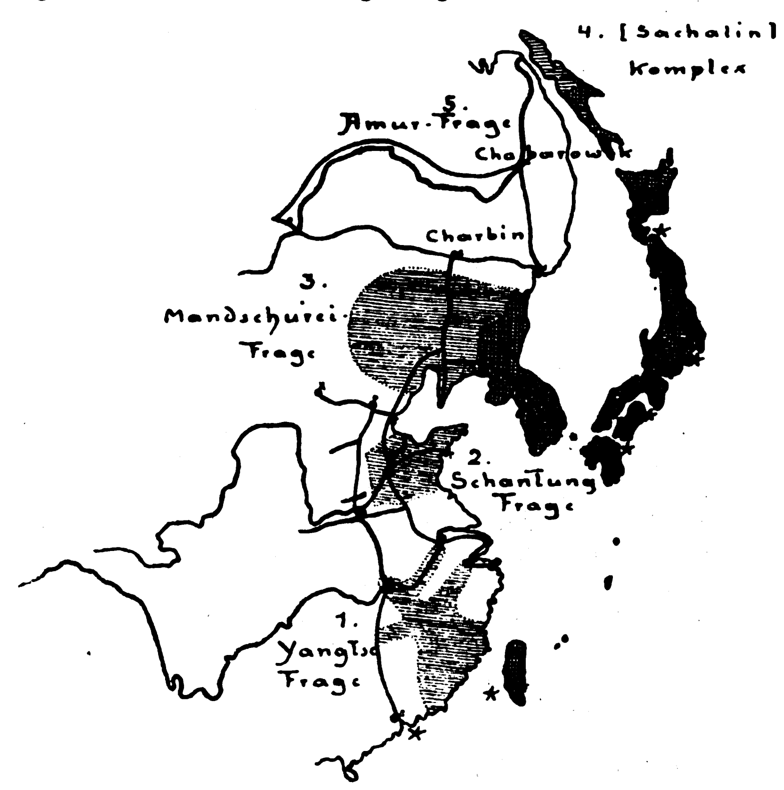
Machtlinien im großen Ozean*)
Aus „Japan Times" vom 25. 3. 1922

dieser Flurbereinigung der pazifischen Welt überhaupt keine Stimme mehr haben. So mögen sich beide, aber auch der nahe Osten, Indien und China nichts Gutes von jener Regelung, und von Allem, was von ihr ausgeht, zu versehen haben. Um so wichtiger aber wird sein, daß sie sich wenigstens im Bilde halten über alle Kräfteverschiebungen, die von dort her in ihre eigenen Gleichgewichtszustände hereinwirken und vielleicht den Druck entlasten, der auf ihnen malmt, und seine Träger zu Fall bringen können. Wer nur mehr die böse Hoffnung auf das Verderben seiner Bedränger hat, der muß ihre wechselnden Glücksumstände scharf beobachten, damit er bei einer befreienden Wendung rechtzeitig Anschluß an ihre Vernichter finde, und zwar nicht nur in den Räumen, mit denen sie an ihn grenzen, und ihm die erbarmungslose Rüstung und Faust des Stärkeren zeigen, sondern da, wo in ihrem Gewaltbau die Lücken klaffen, die Risse sich zeigen, wo andere, stärkere zukunftsichere Gefahrträger von außen her sich rüsten, und sei es auch weltüber, sei es auch auf den Gegenufern, bei den Gegenfüßlern.

Nicht vom Atlantik, sondern von Ostasien, von pazifischen Ufern her, hat die Politik des westeuropäischen Inselreiches seine Isolierung aufheben und

*) Die Klischees sind uns vom Verlag Kurt Vowinckel, Berlin, liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt.

zuerst die russische Macht am Pazifik, dann die deutsche wie die russische an den Meeren zerstören können. Sie hat es getan mit Hilfe des ostasiatischen Inselreiches, dem es klug in einer Zeit seiner Isolierung die Hand reichte, als auch wir diese Hand hätten zu unserem größten Nutzen fassen können. Dieses Kunststück hat (unterstützt von französischer wissenschaftlicher Politik) britische Staatskunst fertig gebracht, im Ausgleich mit den darüber grollenden eigenen Tochterstaaten, den pazifischen Dominien, wie in der anglo-amerikanischen Kulturpolitik des klugen Lord Bryce, deren Auswirkung schließlich die Amerikaner über den Atlantik zur völligen Zerstörung des alten Europa führte. Von pazifischen Gestaden aber nahm diese Umschichtung ihren Ausgang, wie es uns O. Francke in seinem fein geschliffenen Werk über die Großmächte in Ostasien bloßlegt. Das ostasiatische Schachbrett aber ist nur ein Teilraum des pazifischen Kraftfeldes und empfängt einige seiner am meisten wesenhaften Eigenschaften von dieser Zugehörigkeit.



Japans Festlandsstellung 1921 im amerikanischen Lichte

Und wenn wir endlich nach ganz großen biographischen Gesichtspunkten die Zugehörigkeit des indischen Lebensraumes daraufhin untersuchen, ob er mehr mit dem atlantischen oder mehr mit dem pazifischen Gemeinsames habe, so berichtet uns die Erfahrung der Biologie, daß sie wohl von einem indo-pazifischen Tierreich, einem indo-pazifischen Übergangsgebiet redet, aber

nie von einem indo-atlantischen; sie sagt uns, daß uralte Lebenszusammenhänge zwischen Indischem und Pazifischem Ozean bestehen, die zwischen Atlantischem und Indischem fehlen: daß erst in jüngster geschichtlicher Zeit ein geopolitisch widersinniges, künstliches Abhängigkeitsverhältnis indo-pazifischer Lebensformen von atlantischen geschaffen wurde, das keine Dauer verspricht, das vergänglich sein wird wie alle naturwidrige Gewalt. Überschäumendes Kraftbewußtsein, Wille allein, keine naturgeschichtliche Notwendigkeit drängte sich in eine wesensfremde Welt, weckte dort stürmischer und stürmischer die Abwehr, die Reaktion und steht nun immer hilfloser den durch die eigene Phraseologie großgezogenen Mächten auf Selbstbestimmung drängender Massen in den unterjochten Fremdräumen gegenüber. So weckt uns wissenschaftliche geopolitische Erkenntnis im weiten Ausblick auf Jahrhunderte Hoffnungen, die wir aus der Gegenwart allein nicht gewinnen könnten, und das ist ein Letztes, Großes, was uns die Beschäftigung mit der von Ressentiment minder belasteten überseeischen Geopolitik gewähren kann.

Freilich ist die Voraussetzung geopolitischer Erkenntnis an die vergleichende Durchdringung vieler Ergebnisse der Erdkunde, der Geschichte, der Staatswissenschaft, der Biologie und Soziologie geknüpft. Wer versucht, sie zusammenzufügen, der wird deshalb auf einzelnen Gebieten dem Vorwurf eines gewissen Dilettantismus nicht entgehen können, freilich im edelsten Sinne, so wie ihn etwa Burckhardt verstand. Darauf muß er es wagen, wie schließlich auch der Philosoph, wenn er wie Plato der praktischen Politik zu nahe kommt.

Geopolitik müßte deshalb auch mehr eine Abschlußstufe der Führererziehung sein, als mit ihren Forschern sich in das eigentliche Getümmel des Kampfes ums Dasein wagen. Aber das Rüstzeug dafür hätte sie als beste praktische Forderung zu stellen. Und sie liefert es vielleicht doch am eindeutigsten, am meisten einwandfrei da, wo ihre Auswirkungen am wenigsten von Leidenschaft, Erinnerungsschmerz, von Willensantrieb verdunkelt und verschleiert sind — also in unserem Falle bei den Antipoden. Der gewaltige Seeraum, der dort den Ton angibt, hat vor dem atlantischen Gebiet mindestens das Eine voraus, daß er klarer ozeanische und kontinentale Lebensformen scheidet. Der Seeraum und die Küstenentwicklung ist im Verhältnis zu dem kleinen Fluß-Einzugsgebiet, gegenüber den potamischen Daseinsbedingungen der Atlantik-Ufer so überwiegend, daß darüber eigentlich nur im Einzugsgebiet der beiden chinesischen Doppelströme Hwangho und Yangtse Zweifel bestehen könnten. Aber auch da bewirkt der ostasiatische Küstenmeer-Korridor eine reinliche Scheidung zwischen dem ozeanischen und litoralen japanischen Inselbogenreich Japan, mit seinen mehr als 41 500 Kilometern Küstenentwicklung und der riesigen Festlandsfläche Chinas mit nur etwa 7000 Kilometer Küstenzutritt. Die schnelle Umformung der noch zur Sezessionskriegszeit und später sehr binnenschweren Vereinigten Staaten zum seemächtigen Inselreich von 1894 an, von dem bereits 10 % der 120 Millionen Einwohner auf reinen Inseln wohnen, des noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts viel küstengewaltigeren China zum verstümmelten Binnenreich — eine gegenseitige Entwicklung aneinander vorbei in knapp einem Jahrhundert — ist eine der bemerkenswertesten Tatsachen der neueren Geschichte, die in

der Regel in mitteleuropäischen Schulen im Geschichtsunterricht den künftigen Bestimmern der Schicksale ihres Volkes gar nicht zum Bewußtsein kommen, aber die pazifische Geopolitik beherrschen. Eine ganze Reihe wichtigster Zukunftsprobleme der Menschheit wird ohne weiteres aus einer geopolitischen Skizze klar, wenn man die Vereinigten Staaten und das chinesische Reich, den Volksstaat der blühenden Mitte, kartographisch übereinander klappt und sich die annähernd gleiche Größe zur Zeit der Entstehung der chinesischen Republik am 12. Januar 1912, aber auch den ganz ungeheuren Unterschied der doppelten Meerberührung einerseits, der höchsten Kontinentalität des chinesischen Westens andererseits klarmacht.

Noch einen anderen Vorgang entschleiert richtig betriebene pazifische Geopolitik mitleidlos: die Tatsache der Zurückdrängung der russischen nordpazifischen Ausdehnung weit mehr durch die Angelsachsen, und zwar unmittelbar wie mittelbar, als durch die Japaner und die anderen örtlich rückschlagenden Kräfte in Ostasien. So gewandt war das Verschleierungsspiel der angelsächsischen Presse, daß erst die kartographische Darstellung wieder zur Wahrheit zurückführt.

Von diesem Standpunkt ist freilich gerade pazifische Geopolitik eines der unbequemsten Kontrollorgane für das Lügenspiel der imperialistischen Auslandspresse. Solche Vorgänge, wie die stillschweigende Einsackung der „verbündeten" Malaienstaaten, die fast geräuschlose Abschnürung Siams vom chinesischen Kulturkörper durch England und Frankreich, die Aufsaugung der Inselgruppen in der Südsee, das Vergessenlassen-Wollen des amerikanischen Unabhängigkeits-Versprechens für die Philippinen werden sich bei aufmerksamer Beobachtung wenigstens nicht mehr ohne Geräusch vollziehen können, wenigstens nicht mehr, ohne daß an das Weltgewissen appelliert werden kann, auch wenn es sich verlegen von dem flagrant délit abwendet, wie in Hawaii, den Philippinen, Korea, China — aber auch in Saarland, Südtirol und Polen-Korridor, in Ägypten.

Aber auch wie sich waffenlose, entwehrte Lebensformen in unterdrückten und verstümmelten, übervölkerten Lebensräumen dennoch zu Gehör bringen und schließlich in langsamem, zähem Ringen wenigstens zur Anerkennung ihres Rechtes durchsetzen können, dafür gibt uns die pazifische Geopolitik Fingerzeige, in den Philippinen, in China, an mancher anderen Stelle; auf der anderen Seite zeigt sie uns den ganzen vorbeugenden Egoismus der Rassen-Reservatpolitik leerer Räume gegenüber dem Andrang aus menschenerfüllten im „weißen" Australien und Kanada, die Gefahr der Rassenvernichtung und Auslöschung aus Verzweiflung in beraubten Lebensräumen, wie Hawaii, oder bei den Palaeo-Asiaten des Amur-Gebietes, aber auch die tröstende Möglichkeit staunenswerter Erneuerung der schon von Trägestauung befallenen Lebenskraft, z. B. in Japan, bei den Maoris in Neu-Seeland, in Teilen von China.

Einen geradezu unerschöpflichen Reiz bietet die pazifische Geopolitik in ihrem soziologischen Probierfeld in der Südsee, wie in den alten Rand-Kultur-Kernlandschaften, ehe sie der Einbruch der weißen Rasse ereilte und nivellierte. Auf diesem Felde, sowie später auf dem der Betrachtung kulturgeographischer Erscheinungen als politischgeographische Symptome für bevorstehende Ver-

lagerungen der Macht, konnte ja nur ein winziger Teil der Erfahrungen und Eindrücke verwertet werden, die sich schon aus flüchtigen persönlichen Erlebnissen im Bereich des Großen Ozeans ergaben. Hier liegen noch weite Fundstätten ungewertet, ja in Gefahr, mit dem raschen Dahinschwinden ihrer Erinnerungsträger dauernd verloren zu gehen. Und dennoch findet sich ja keine der Fragen, die kühnste Theorie in der Bevölkerungspolitik der letzten Jahre aufwarf, die nicht auf irgendeiner der Südsee-Inseln, ja in den großen Randlandschaften des Pazifik mit praktischen Experimenten, oft größten Stils, durchprobiert worden wäre. Welcher Bodenreform- und Sozialisierungsversuch, abgesehen von dem der Sowjets etwa, reicht an Größe des Umfangs an den der japanischen „Taikwa", oder die reichserschütternden Sozialexperimente des Philosophen Wang in China, an die abenteuerliche Verbindung von Hieromonarchie und Kommunismus in Peru? Nur sind alle diese lehrreichen Erfahrungen viel zu wenig bekannt, um die Behauptung Lügen zu strafen, daß die Menschheit nichts aus den Lehren der Geschichte lerne. In Ostasien hat sie tatsächlich ganz viel daraus gelernt, und der Einbruch der weißen Rasse hat in den malaio-polynesischen Wanderungen, der Zerstörung der mittelamerikanischen und Peru-Kultur, der Aufsprengung Ostasiens viel verheißungsvolles Werden unterbrochen. Dafür bietet der Einbruch der weißen Rasse in den Pazifik vom Beginn des 20. Jahrhunderts ab freilich auch das Beispiel einer der interessantesten Fermentierungen in der Rassen- und Staatengeschichte unseres Planeten, und nicht zuletzt gewährt die Veränderung des westlichen Weltbildes durch die Hinzuschaltung des pazifischen Bereichs einen Anhalt dafür, wie lange es währt, bis neue gewaltige Räume innerlich ergriffen und bewältigt werden, bis endlich der Siegespreis des Ringens von Verkehr und Raum der unterworfene Raum wird, wie Ratzel in großer Linie den Vorgang kennzeichnet.

So wird eine pazifische Geopolitik zwangsläufig zugleich eine Auseinandersetzung mit fast allen Ideen und Aphorismen unseres großen Anthropogeographen, der uns Deutschen gerade auch politisch so viel hätte geben können, wenn wir nicht aus lauter Ressorttrennung für unmöglich gehalten hätten, daß dem zünftigen Politiker aus den Hallen der Wissenschaft, und gar von jemand, der sich seine wissenschaftlichen Sporen als Journalist und Weltreisender verdient hatte, Gutes kommen könne.

Ein weiterer Reiz pazifischer Geopolitik ist die Auseinandersetzung mit dem Grenzproblem des gewaltigen Raumes, dem äußeren und inneren: Nordschwelle, amerikanische Pazifikküste, Südostasien, Australien und Südsee, sie alle stehen auch als Grenzzonen unter eigenen geopolitischen Gesetzen, die sehr wohl rudimentär schon erkennbar sind. Unter solchen Gesetzen stehen aber auch die Randdurchbrüche, die natürlichen und künstlichen Wasserstraßen, die Kanal-Ideen, Panama, der Isthmus von Kra, die Straits schlechtweg, mit dem so viel genannten Singapur, stehen auch die Verkehrsbänder, die sich rasch verbreiternd durch den Pazifik legen, nach anderen Gesetzen als in Atlantik und Indischem Ozean, wie sich auch sogar die menschlichen Körperschaften, die solche Überseelinien aufbauen, nicht losmachen können von den bodenständigen, erdgebundenen Zügen der Landschaften ihrer Herkunft und Entstehung. Das kann man ihrer Politik und Wirtschaft, dem rhythmischen

Wachsen und Anschwellen, wie Abschwellen ihres Schiffsparks, ihrer Art der Landverbindungen leichter nachweisen, als sie selbst es glauben.

Und welche ganz andere Bedeutung hat etwa das Wort Küstenschiffahrt, der Begriff Hoheitsgewässer, je nachdem es sich um bescheidenen Küstenzutritt handelt, wie etwa bei europäischen kleinräumigen Mächten, oder um Staatskörper, die den Anspruch auf Umschließung ganzer Meere erheben, wie Japan in der Japan-See, das britische Reich am Indischen Ozean, Rußland und Amerika am Beringsmeer, oder es noch unter Küstenschiffahrt verstehen wollen wie die Vereinigten Staaten, wenn ein Hochseedampfer von Manila über Vancouver-Panama nach New York, und wer weiß wie bald, den Azoren und Liberia verein-staatlichen „Küstenhandel" treibt!

Unendlich groß sind tatsächlich die Kosten geographischer Unwissenheit (Holdich), unabschätzbar die Gefahren, die entstehen, wenn sich Staatsmänner mit ganz großräumigen Vorstellungen verwüstend in die Ordnung kleinräumiger, geschichtlich überlasteter Räume, wie in West- und Mitteleuropa mengen (Ratzel). Ein einziges Durchdenken pazifischer geopolitischer, dort landläufiger Begriffe macht es klar; und jede vertiefte Beschäftigung mit pazifischer Siedlungspolitik (Auswandererfrage!), mit wirtschafts- und verkehrsgeographischen Fragen, mit Umwertung politischer Räume bestätigt es neu. Wehrgeographische Erkenntnis lehrt es aber erst recht, die gerade in demokratischen Lebensformen Gemeingut sein sollte, je mehr jeder Einzelne für Gewinn oder Verlust von Zukunftsraum auf der Erde für sein Volk und seine Rasse als Vorbedingung des Überlebens verantwortlich ist. Für die Wissenden aber, die noch eigene Erfahrung aus besseren Zeiten haben, gilt als edle Pflicht das kluge englische Wort: „Lasset uns unsere Herren und Meister erziehen, nachdem sie es schon einmal ohne geopolitische Erziehung geworden sind" (und den entsprechenden Schaden gestiftet haben). Solche Erziehung aber ist eine der wenigen einigenden Kräfte für das ganze Volk, denn jede Partei hat das gleiche Interesse an dem Verständnis ihrer Führer für die objektiv erfaßbaren Bedingungen ihres Daseinsraumes auf der Erde!

Auf diesem Felde aber entschuldigt keinen Internationalisten sein Nichtwissen, und hilft kein erträumter Staatsroman über die furchtbaren Folgen utopischen Nichtsehenwollens der Wirklichkeit des Kampfes ums Dasein hinweg, wenn dem betrogenen Volk der zureichende Nähr- und Wohnboden unter den Füßen versagt und das schauerliche Totengeläute von den zwanzig Millionen zu viel in seine Ohren dröhnt. Weit meerüber hat pazifische Geopolitik ihre Erkenntnis gesucht, aber in den deutschen Lebensraum, den so furchtbar verengten und verstümmelten, spiegelt sie ihre so gewonnene Erfahrung hinein und zeigt seinen betrogenen Insassen, was ist, nicht was sie sich geträumt hatten, zeigt ihnen, daß und warum sie sind — sie, die sich so erhaben über alle gedünkt hatten und welterlösende Lehren für sie zu bauen vermeinten: — die betrog'nen Europäer!

Die politische Lage in Russisch-Zentralasien

Von

Essad Sabit

Im Jahre 1891 hatte das Zarenreich seine militärische Operationen in Zentralasien abgeschlossen und damit seinen asiatischen Besitzungen ein ungeheures Gebiet von $1^1/_2$ Millionen Quadratwerst Flächenraum hinzugefügt, ungerechnet der beiden nominell unabhängig gebliebenen Vasallenstaaten Buchara und Chiwa, deren Größe mit rund 240 000 Quadratwerst anzuschlagen ist. Das neue Gebiet wurde als Generalgouvernement Turkestan in die Provinzen Semiretschje, Syr-Darja, Fergana, Samarkand und Transkaspien eingeteilt. Die Bevölkerung Russisch-Turkestans, die heute (einschließlich Buchara und Chiwa) mit rund 9 Millionen angegeben wird, mag zur Zeit der Eroberung etwa 6 Millionen Köpfe betragen haben: ein Konglomerat von Nationen turko-tatarischer, mongolischer und iranischer Abstammung, deren hochinteressante historische und kulturelle Entwicklung, deren verwickelte Beziehungen zueinander und zu den Stammesgenossen auf chinesischem, afghanischem und persischem Boden die energische, aber vorsichtige Hand verständnisvoller und feinfühliger Kolonisatoren erfordert hätten. Die Russen hatten jedoch an ihrer neuen Kolonie ein überwiegend militärisches Interesse. Die Eroberung Turkestans war für den Petersburger Generalstab eine wichtige Etappe in dem zähen und erbitterten Ringen zwischen Rußland und England um die Vorherrschaft in Mittelasien. Mit der Einverleibung Turkestans war Rußland hart an, wenn nicht bereits in die sogenannte Interessensphäre Englands vorgestoßen, und eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen beiden Mächten schien unvermeidlich. Wenn England damals eine friedliche Abgrenzung der beiderseitigen Interessensphären vorzog, so hatte es dafür seine guten Gründe und zweifellos bereits jenen Plan, der den Weltkrieg mit ganz bestimmten Mächtegruppierungen zum Ziel hatte.

Die Russen blieben somit in unwidersprochenem Besitz ihrer Eroberungen und versuchten nun, sich darin festzusetzen. Da jedoch die militärische Sicherung des neuen Gebietes für sie das Wichtigste war, mußten alle übrigen kolonisatorischen Aufgaben zurücktreten, zum Schaden des Landes und seiner Beziehungen zu Rußland, d. h. von Volk zu Volk. Der Generalgouverneur von Turkestan war stets ein General und deshalb auch fast stets ein schlechter Gouverneur. Er war in seinen Entschlüssen absolut frei und unterstand unmittelbar der Regierung in Petersburg. Die Gouverneure der 5 Provinzen da-

gegen waren ihm unterstellt und von ihm abhängig. Jede dieser Provinzen zerfiel in Distrikte und Bezirke, jeder Bezirk in Dorfgemeinden, die sogenannten Aksakalstwo, die aus 1000 bis 2000 Höfen bestanden und einige Dörfer umfaßten. Die Verwaltungsbeamten wurden naturgemäß überall von den Russen angestellt oder durch ihre Wahl, wie z. B. die der Aksakals (Dorfschulzen), genehmigt. Die Aksakals ebenso wie die niederen und mittleren Beamten in den Städten wurden der Einwohnerschaft entnommen, während die oberen Stellen den Russen vorbehalten waren. Auch die Nomaden wurden zu Dorfgemeinden (ca. 200), sogenannte Auls, zusammengeschlossen, mehrere Auls zu einer Wolosty, die etwa der alten Stammeseinteilung der Nomaden entsprach. Auch hier war die Wahl der Ältesten von russischer Bestätigung abhängig. Einflußreicher als der Älteste aber war der Schreiber, gewöhnlich ein Kirgise, der zwischen den russischen Behörden und den Einheimischen vermittelte und seinen Dolmetscherposten rücksichtslos ausnutzte.

Die Steuern, die von den Russen erhoben wurden, waren an sich nicht hoch, allein sie wurden von den Nomadenstämmen, die den Begriff des Kredits nicht kannten, doch sehr schmerzlich empfunden, um so mehr, als die Art der Eintreibung der Willkür untergeordneter Organe weiten Spielraum ließ.

Auch das Rechtsorgan hatte der Eroberer in die Hand genommen und sein Straf- wie auch sein Zivilrecht auf Turkestan ausgedehnt. Den aus der Bevölkerung gewählten einheimischen Richtern blieb lediglich die Aburteilung geringfügiger Vergehen überlassen. Und mit dem russischen Richter erschien auch der russische Lehrer. Elementarschulen und Gymnasien (darunter auch ein Mädchengymnasium), Realschulen und Spezialschulen aller Art wurden eröffnet. Es gab eine Kadettenanstalt, Handelsschulen, landwirtschaftliche Schulen, Lehrerseminare und Handwerkerschulen. Eine höhere Lehranstalt gab es allerdings nicht. Die einheimische Bevölkerung besuchte diese Schulen wenig oder gar nicht, und zwar hauptsächlich aus religiöser Antipathie gegen russische Lehranstalten. Da ein Schulzwang nicht bestand, ergaben sich hieraus keine Konflikte, aber auch keine Russifizierungsmöglichkeiten.

Auf die russischen Versuche zur wirtschaftlichen Hebung des Landes einzugehen, ist hier kein Ort. Es handelte sich, wie bei allen kolonialen Unternehmungen des Zarenreiches, um wahrhaft großzügige Pläne, für die auch reiche Mittel ausgeworfen wurden, jedoch war die Ausführung bei der Schwerfälligkeit der zaristischen Staatsmaschinerie über das Anfangsstadium nicht hinausgekommen, obwohl die erzielten Ergebnisse keineswegs gering zu schätzen sind.

So lagen die Verhältnisse, als der Weltkrieg ausbrach. Turkestan wurde zunächst vom Kriege wenig berührt. Die einheimische Bevölkerung, durch eine Kopfsteuer vom Militärdienst befreit, verfolgte die kriegerischen Ereignisse, besonders auf dem kaukasischen Schauplatz, mit großer Spannung und äußerte zum großen Verdruß der Russen ihre unverhohlene Sympathie für die stammes- und glaubensverwandten Türken. Anders wurde die Lage, als die Russen infolge ihrer außerordentlichen Verluste an Menschenmaterial im Jahre 1916 eine Aushebung der Einheimischen, angeblich nur für Arbeiten hinter der Front, anordneten. Diese Maßregel hatte einen allgemeinen Aufstand zur Folge, der von General Koropatkin, dem damaligen General-

gouverneur, blutig unterdrückt wurde. Besonders schwer waren die Kämpfe in der Provinz Semiretschje, wo ein großer Teil der kirgisischen Bevölkerung, um der Rache der Russen zu entgehen, mit seinen Herden über die Grenze nach China zog und bis heutigen Tages nur zum geringen Teil wieder zurückgekehrt ist. Infolge dieser Ereignisse war naturgemäß das Verhältnis zwischen Russen und Einheimischen außerordentlich gespannt, und als 1917 die bürgerliche Revolution in Rußland den Zarenthron stürzte, horchte der Einheimische hoch auf, ob nicht der Augenblick des Freiheitskampfes gekommen sei. Allein die rasche Entwicklung der bürgerlichen Revolution zur proletarischen, der jungen Demokratie zum Bolschewismus verschob alsbald die Gegensätze auf ein anderes Gebiet, und die blutigen Kämpfe zwischen Rot und Weiß blieben auch Turkestan nicht erspart und sind dort bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz erloschen.

Allerdings spielten sich diese Kämpfe zunächst hauptsächlich unter der russischen Bevölkerung ab, und in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es den Bolschewiki, der Weißen Herr zu werden. Einheimische nahmen an diesen Kämpfen in geringer Anzahl auf beiden Seiten teil; hauptsächlich Tataren und Kirgisen, die bereits in der Armee oder sonst in Rußland Partei ergriffen hatten. Die große Masse der Bevölkerung verhielt sich zunächst abwartend und später geradezu ablehnend gegenüber der bolschewikischen Propaganda. Es handelte sich für den Einheimischen ja nicht um Demokratie oder Bolschewismus, sondern um die Befreiung von den Russen überhaupt. Unter dieser Losung bildeten sich jene Freischarentrupps, die der Turkestaner „Basmatschi" nennt, und die bis in die jüngste Zeit der Sowjetregierung oft sehr unangenehm zugesetzt haben. Das riesengroße Land mit seinen Wüsten und Gebirgen bietet wundervolle Verstecke, und die afghanische Grenze ist für den Waffenschmuggel nahe genug. Es erscheint durchaus glaubhaft, daß die Gewehre, Maschinengewehre und Geschütze, die den Basmatschi abgenommen wurden, nach Angaben der Sowjettruppen, durchweg englische und französische Fabrikmarken zeigen, denn da die Basmatschi-Bewegung sich zwangsläufig gegen die Bolschewiki richtet, dürfte sie der stillen Sympathie der Franzosen und Engländer sicher sein, wie auch wenigstens früher zahlreiche russische Offiziere in den Reihen der Basmatschi gefochten haben.

Die Aufstandsbewegung ist jedoch gegenwärtig im Aussterben begriffen, und die endgültige Beruhigung des Landes lediglich eine Frage der Zeit. Sofort nach der Einnahme der großen Städte hat die rührige bolschewikische Parteiorganisation überall festen Fuß gefaßt und es verstanden, auch unter der einheimischen Bevölkerung, trotz heftigem Widerstande der konservativen Elemente, den Boden für das Sowjetsystem zu bereiten, so daß die Sowjetregierung heute Turkestan als gesicherten Besitz betrachten kann. So wurde die „Turkestanische sozialistische Sowjetrepublik" mit der Hauptstadt Taskent gegründet, welche das Gebiet des damaligen Generalgouvernements umfaßte und deren Seele ein Mitglied des Allrussischen Exekutivkomitees war. In Buchara und Chiwa war der Sturz des Emirs bzw. Chans natürlich das erste, ihm folgte die sofortige Gründung zweier „Volksrepubliken" Buchara und Charsem (Chiwa), deren staatlicher Bau sich von derjenigen der Sowjetrepubliken jedoch nur wenig unterschied.

Durch diese als vorläufige gedachten verwaltungstechnischen Maßnahmen war das Feld geebnet für die mit allen Mitteln ins Werk gesetzte Sowjetisierung des öffentlichen Lebens, insbesondere des Wirtschaftslebens. Die Wirkung scheint allerdings bis heute nur eine rein äußere zu sein; sie läßt die tätige Mitarbeit der einheimischen Bevölkerung vermissen, von der noch weite Kreise grollend oder verständnislos abseits stehen. Auch muß der völlige Mißerfolg einzelner Experimente festgestellt werden, wie z. B. die Ansiedlung russischer Kolonisten aus Semiretschje, und der Versuch, an ihrer Stelle nomadisierende Kirgisen seßhaft zu machen. Im großen und ganzen hat aber die Sowjetregierung durch energische und zielbewußte Arbeit das Land fest in die Hand genommen und auch hier ihre in Asien so oft bewiesene Geschicklichkeit in der Behandlung des Nationalitätenproblems gezeigt. Ebenso weitherzig in der Auslegung marxistischer Grundsätze, wie verständnisvoll für die Psyche des erwachenden Asiaten propagiert sie auch in Turkestan den nationalen Gedanken und kommt allen nationalistischen Bestrebungen der Einheimischen sehr häufig auf Kosten der russischen Kolonisten willig entgegen. Und nicht nur in der Theorie. In der Theorie hat ja auch das hochkultivierte Europa feierlich das Selbstbestimmungsrecht aller Völker verkündet; aber während die Bolschewiki den Versuch machen, diese Theorie in die Praxis umzusetzen und den bisherigen „Fremdstämmigen" des Zarenreiches zu nationaler und wirtschaftlicher Selbständigkeit zu verhelfen — daß dies mit Vorsicht und in ganz bestimmter Absicht geschieht, ist eine andere Frage — hat man in Europa viel, sehr viel schöne Worte gefunden, tatsächlich aber sich nicht gescheut, eine große Kulturnation zu zersplittern und Millionen ihrer Angehörigen als sogenannte nationale Minderheiten zu entrechten.

Wie ernst und wie wichtig die Sowjetregierung das turkestanische Nationalitätenproblem nimmt, geht aus der jüngst ins Werk gesetzten gänzlichen Änderung der Nationalitätenkarte Turkestans hervor, eine völlige Neuaufteilung des Landes nach nationalen Gesichtspunkten. Wie weit diese Neuaufteilung bereits durchgeführt ist, entzieht sich meiner Kenntnis; nach dem im Herbst vorigen Jahres gebilligten Plan war die Bildung dreier Republiken: Usbekistan, Turkmenistan und Kirgisistan, und zweier autonomer Gebiete (Oblasti): Tadschikistan und Kara-Kirgisistan, in Aussicht genommen. Man ging hierbei von folgender Bevölkerungstabelle aus:

	Turkestan	Choresm	Buchara
Usbeken	2 347 491	391 800	—
Kirgisen	1 097 677	22 200	—
Turkmenen	266 672	184 200	—
Kara-Kirgisen	607 551	—	—
Tadschiks	437 666	—	—
Kara-Kalpaken	77 825	34 200	—
Russen	540 674	—	—
Europäer und andere	288 935	7 644	—
Im ganzen	6 664 481	640 044	2 682 130

d. h. für Turkestan einschließlich Buchara und Choresm eine Bevölkerungszahl von 9 986 635 Menschen.

Mit Rücksicht auf die räumliche Verteilung dieser Nationalitäten soll die Republik Usbekistan etwa 400 000 Quadratwerst mit 3¾ Millionen Ein-

wohner umfassen, und zwar die Bezirke Samarkand, Syr-Darja, Fergana und etwa neun Wilajets der Republik Buchara. Die Republik Turkmenistan wird sich aus der bisherigen turkmenischen Oblasti, drei Wilajets von Buchara und einem beträchtlichen Teil von Choresm zusammensetzen, im ganzen etwa 390 000 Quadratwerst mit 1 000 000 Einwohnern. Der bereits bestehenden Kirgisenrepublik sollen folgende bisher turkestanischen Gebiete angeschlossen werden: sieben nördliche Kreise des Bezirks Syr-Darja, der ganze Bezirk Dschety-Su (frühere Semiretschje), ein Teil des Kreises Dshisak des Bezirks von Samarkand, d. h. 800 000 Quadratwerst und etwa 2 Millionen Einwohner, so daß der bisherige Umfang der Kirgisenrepublik sich auf 2 700 000 Quadratwerst und ca. 7 Millionen Einwohner vergrößern würde. Von den beiden autonomen Gebieten wird das Gebiet der Kara-Kirgisen den Osten der früheren Provinzen Semitretschje und Fergana umfassen, etwa 200 000 Quadratwerst mit 800 000 Einwohnern, das Gebiet der Tadshiks etwa 76 000 Quadratwerst mit 600 000 Einwohnern im Flußgebiet des Seraffschan.

Die Bildung eines autonomen Gebiets der Karakalpaken, welches als Enklave in der Kirgisenrepublik liegen würde, ist ebenfalls in Aussicht genommen. Die Frage der Hauptstädte der neuen Gebiete ist in dem Plan noch offen gelassen.

Die neuen Republiken werden sozialistische Sowjetrepubliken sein. Usbekistan und Turkmenistan werden als unabhängige Republiken der Sowjetunion beitreten, Kirgisistan gehört zur russischen Sowjetrepublik und damit auch zur Union, ebenso das autonome Kara-Kirgisistan. Das Gebiet der Tadshiks wird nicht unmittelbar mit der Union, sondern nur mit Usbekistan verbunden sein. Die Rechte der nationalen Minderheiten sollen in den neuen Republiken in keiner Weise geschmälert werden.

Diese Neueinteilung Turkestans läßt für die Zukunft die Bildung einer mittelasiatischen Sowjetföderation nach dem Muster der transkaukasischen Sowjetföderation erwarten, an welcher jedoch die Kirgisenrepublik wahrscheinlich nicht teilnehmen dürfte.

Abgesehen von dem günstigen Einfluß auf das Wirtschaftsleben, den die Beseitigung der bisherigen „Volksrepubliken“ Buchara und Choresm für Turkestan haben muß, wird die Neueinteilung den nationalen Gedanken und das Selbständigkeitsgefühl der Einheimischen zweifellos ganz erheblich stärken. Die bolschewikische Parteiorganisation wird natürlich mit allen Mitteln dahin arbeiten, daß dieser nationale Aufschwung im sowjetrussischen Geleise bleibt, und es wird ihr vielleicht, ja sogar wahrscheinlich gelingen, die Gefahr, die für Rußland in dem nationalen Erstarken der asiatischen Grenzvölker liegt, abzuwenden und die erwachenden Enkel des Dshingis-Chan und Tamerlan zum gefährlichen Sturmtrupp gegen die asiatische Machtstellung Englands zu organisieren.

Jedenfalls ist die Hoffnung Englands, den russischen Nebenbuhler in Asien durch seinen Zusammenbruch im Weltkriege loszuwerden, zuschanden geworden. Dieser Nebenbuhler, der vor kurzem noch fast tot erschien, ist lebendig und munter, munterer und lebendiger, wachsamer und vor allem viel, viel schlauer als das alte, mächtige, intrigante und unbehilfliche Zarenreich.

Sven Hedin als Forschungsreisender

Zu seinem 60. Geburtstage

Von

Albrecht Penck

Die großen weißen Flächen sind von unseren Landkarten größtenteils geschwunden. Das Feld für große Forschungsreisen ist eingeengt, und bald wird die Zeit kommen, da Forschungsreisen von kontinentaler Bedeutung nicht mehr geschehen können. Aber wir haben erfreulicherweise noch große Forschungsreisende unter den Lebenden, und der größten einer ist Sven Hedin.

Erstaunlich ist das, was er auf seinen großen Reisen durch Zentralasien geleistet hat. Nachdem er bereits 1885 durch eine kecke Fahrt nach Persien sozusagen Geschmack am Reisen gefunden, führte ihn eine Gesandtschaftsreise 1889 wieder dahin, und daran knüpfte er einen ersten Besuch von Turkestan. Dieses wird das Ziel seiner ersten großen Reise, die ihn 1893—1897 durch Asiens Wüsten führte. Seine zweite große Reise (1899—1902) gilt wieder dem Herzen Asiens, wieder kehrt er ins Tarimbecken zurück, aber dann steigt er empor auf das Hochland von Tibet und versucht Lhasa zu erreichen. Seine dritte große Reise (1905—1909) bewegt sich ausschließlich auf dem Hochland von Tibet. Sie führte zur Entdeckung des Transhimalaja. Das weite große innerasiatische Becken und das daran anschließende Hochland sind durch Hedin uns näher gerückt worden. Andere sind dort schon vor ihm gewesen, andere auch nach ihm, aber ihm danken wir mehr als irgend einem zweiten.

Wer liest, welche Gefahren Hedin überwunden hat, wie er auf seiner ersten großen Reise knapp dem Verdursten entging, wie nahe er auf den Höhen Tibets dem Erfrieren gewesen, der wird von dem großen Glücke reden, das Hedin begleitet hat. Wer aber die Summe seiner Leistungen überblickt, dem drängt sich die Frage auf, wie es möglich war, daß ein einzelner so ungeheuer viel leisten konnte. Er wird die Wurzel der Erfolge Hedins weniger bei einem Glücksstern suchen, der ihm leuchtete, sondern wird sie in erster Linie in seiner Persönlichkeit erblicken. Hedin selbst bezeichnet als großes Glück seines Lebens die Richtung, die ihm die mütterliche Erziehung gegeben hat.

Große Forschungsreisende werden ebenso selten geboren wie andere große Forscher. Das heilige Feuer ist selten, das den Menschen über die Grenzen

des Bekannten hinausdrängt. Das Wissen und unsere Erkenntnis stetig zu erweitern, ist innerer Beruf. Und die Tätigkeit des Forschungsreisenden ist im Grunde genommen nichts anderes als die des experimentierenden Gelehrten oder des scharfen Denkers. Nur daß ihn sein Forschungstrieb hinaus aufs Weite und Große weist, und daß er sich im Kampfe mit allerhand Widerwärtigkeiten nicht bloß behaupten muß, sondern auch nie aufhören darf zu forschen, scharf zu beobachten, das Beobachtete zu Papier zu bringen und schließlich zu veröffentlichen. Das sind gewaltige Aufgaben, an die derjenige gewöhnlich nicht denkt, der voller Spannung die mannigfaltigen Abenteuer liest, die der Forschungsreisende zu bestehen hat, und deren Überwindung allein schon genügt, um dem Reisenden die Bewunderung der Menge zu sichern.

Sven Hedin ist ein geborener Forschungsreisender. Seine Begeisterung wurde entflammt, als A. E. Nordenskiöld von der Umseglung Asiens heimkehrte. Und er würde vielleicht in die Bahn vieler seiner Landsleute getreten und ein erfolgreicher Polarforscher geworden sein, wenn ihm nicht als Zwanzigjährigem das Glück beschieden gewesen wäre, nach Persien zu reisen. Er hat Asien kürzlich seine Braut genannt. 1885 lernte er sie kennen und hat nie wieder von ihr gelassen. Damals schon offenbarten sich Hedins glänzende Eigenschaften, die ihm ebensowohl die Türen von Palästen geöffnet haben, wie den Eintritt in die entlegensten Wüsten Asiens: seine hinreißende Persönlichkeit gewinnt Hedin überall Freunde. Er wirkt durch sie, sobald er mit Menschen in Berührung kommt, mag es sich um den Zaren von Rußland oder den Vizekönig von Indien, mag es sich um einen Kameltreiber im Tarimbecken oder um seine Begleiter in Tibet handeln. Alle sind ihm gleich. Alle behandelt er als Freunde. In schwierigen Lagen befreit ihn sein offenes, persönliches Eintreten, bestimmt und sicher, immer liebenswürdig, nie ungeduldig, aufbrausend oder gar jähzornig. Deswegen hinterläßt er überall ein gutes Andenken, und kehrt er zurück an eine Stelle, die er früher berührt hatte, so findet er, falls Menschen dort vorhanden sind, Freunde. Es hat Reisende gegeben, die sich mit Feuer und Schwert durch Afrika schlugen, Offiziere, die sich mit der Peitsche den Weg durch China bahnten. Viele Reisende setzten sich mit Gewalt durch und erschwerten dadurch spätere Forschungstätigkeit. Kämpfe mit den Waffen, Feuergefechte und Schlachten spielen in den Erzählungen Hedins keine Rolle. Er siegt kraft der Stärke seines Willens und dank seiner Persönlichkeit. Das gelingt ihm gegenüber den verschiedensten Menschen, da er in ihrer Zunge zu reden versteht. Eine außergewöhnliche Begabung ermöglicht ihm, fremde Sprachen leicht zu lernen. Dazu nutzt er jede Gelegenheit aus. Als Zwanzigjähriger lernt er am Kaspisee russisch und tatarisch, in Persien persisch, in Turkestan spricht er türkisch. Er lernt mongolisch und tibetisch und gewinnt den ungeheuren Vorteil, ohne Dolmetscher auszukommen. Er entfesselt ungeheuren Beifall, als er in Japan einen Vortrag mit japanischen Worten schließt. Durch schwedische, deutsche, russische, englische und französische Vorträge gewinnt er die Herzen von Tausenden von Hörern und dadurch schließlich auf dem Umwege durch den Absatz seiner Reisewerke Mittel für neue Reisen.

Persönlichen Mut und Tatkraft, sichere Entschlußfassung ohne Schwanken

hat Hedin in hohem Maße. Zu diesen Erfordernissen eines jeden unabhängigen Reisenden hat er die des Forschers durch gründliches Studium gesellt. Als ihm 1889 winkte, mit einer schwedischen Gesandtschaft nach Persien zu gehen, da ging er zuvor zum größten Meister, um Geographie zu betreiben. Richthofen lockte ihn nach Berlin und wirkte richtungbestimmend auf ihn, insbesondere in bezug auf die Wahl des Forschungsfeldes in Asien, und vorbildlich als umsichtiger Forscher. Er nahm sich des jungen Schweden auf das herzlichste an. Dieser wurde Mitglied des Geographischen Kolloquiums und hielt daselbst vor beinahe genau 35 Jahren, nämlich am 4. Februar 1890, seinen ersten Vortrag in deutscher Sprache. Richthofen hat ihm damals äußerst freundlich gedankt. Eine große Karte Zentralasiens, die Hedin damals gezeichnet hat, überließ er dem Geographischen Institut. Richthofen bezeichnet sie als Muster von Fleiß, Sorgfalt und Energie. Als solches gilt sie der heranwachsenden Generation als leuchtendes Beispiel. Als Hedin Persien verlassen hatte, um in Turkestan seine Reise fortzusetzen, da schrieb ihm Richthofen nach Samarkand: „Herzlich wünsche ich Ihnen Glück zu den schönen Erfolgen, welche Sie in jungen Jahren erreichen, und welche Sie in erster Linie der Energie und dem zielbewußten Streben verdanken. Mit lebhaftem Interesse, mit warmer Sympathie werde ich allen Ihren ferneren Schritten folgen." Das ist auch geschehen. Erst der Tod Richthofens hat das innige Verhältnis der beiden Asienforscher gelöst.

Nach seiner Rückkehr aus Turkestan nahm Hedin seine Studien in Berlin wieder auf. Am 11. Juni 1892 trug er in der Gesellschaft für Erdkunde über seine Besteigung des Demavend vor, und am 28. Juni sprach er im Geographischen Kolloquium der Universität über seine Reise von Teheran nach Meschhed. „Alles auswendig. Ich hatte nicht einmal so viel, wie eine Visitenkarte halten konnte", schrieb er an seinen Vater. Aber die Doktorwürde erwarb er nicht in Berlin, sondern in Halle. Dorthin muß Richthofen anfänglich seine Schüler schicken, um zu promovieren. Er war zum Professor ohne Befragen des Professoren-Kollegiums ernannt. Historiker und Philologen erkannten ihn nicht als Geographen an, und die Geologen fürchteten ihn als Konkurrenten. Deswegen fehlt einer der bedeutendsten Studierenden der Berliner Universität unter ihren Doktoren.

Wie groß auch der Einfluß Richthofens auf Hedins Forscherlaufbahn gewesen ist, so hat dieser doch andere Bahnen eingeschlagen als sein großer Meister. Er hat eine andere Problemstellung. Richthofen reiste in China, dessen Flußnetz und Topographie schon im 18. Jahrhundert ziemlich genau bekannt geworden ist. Er hellte in erster Linie dessen Gebirgsbau und die Abhängigkeit der Oberflächengestalt auf. Hedin füllt die weißen Flecken mit Seen, Flüssen und Gebirgen aus, er sieht ein Problem gelöst, wenn er die Quellen des Brahmaputra um einige hundert Kilometer nach Westen verlegen kann. Aber gemein ist beiden Forschern die große Gewissenhaftigkeit bei der Arbeit. Beide sitzen nach des Tages Arbeit abends und führen genaues Tagebuch. Eine Gabe der Schwester Hedins zu dessen 60. Geburtstag („Mein Bruder Sven" von Alma Hedin, Leipzig, Brockhaus) gibt nach Hedins eigenen Briefen Zeugnis, wie unermüdlich er auch unter den widrigsten Umständen ganze Bände von Tagebüchern geschrieben hat. Beide, Richt-

Hofen und Hedin, werden geleitet von demselben sachlichen Bestreben und sind durchdrungen von der gleichen Liebe zur Wahrheit.

Eine seltene Begabung kommt Hedin bei seinen Forschungen zugute. Er ist Meister der topographischen Aufnahme. Schon als Knabe hat er sich im Kartenzeichnen geübt. Als Siebzehnjähriger kam er dadurch mit der Stockholmer Geographischen Gesellschaft in Berührung, und ehe der Zwanzigjährige zum ersten Male nach Persien aufbrach, beteiligte er sich an einem Offizierskurse für topographische Aufnahme. Darin hat er es zu seltener Fertigkeit gebracht. Er gehört zu den wenigen, welche die Oberflächenzüge des Landes gleich in der Karte niederlegen können. Während er reist, entsteht die Karte. Sie wird nicht erst hinterher nach Routenaufnahmen konstruiert. Routenaufnahme geht Hand in Hand mit steten Peilungen, beide korrigieren sich gegenseitig und werden durch zahlreiche astronomische Ortsbestimmungen festgelegt. Tibet bietet für dies Verfahren durch sein ausgeprägtes Relief günstige Bedingungen. Von deutschen Reisenden sind ihm hier Tafel und Filchner gefolgt, ohne daß Hedin einen Leitfaden der kartographischen Aufnahmen für Forschungsreisende herausgegeben hätte. Denn das Verfahren ist das natürliche, selbstverständliche. Aber es erheischt stete Aufmerksamkeit und ununterbrochene Beobachtung. Es ist daher nicht jedermanns Sache. Auch bei Flüssen ist es gut verwendbar, wie Hedin durch seine Aufnahmen des Tarim und später durch die des Euphrat gezeigt hat. Deutsche Forscher wandten es sowohl in Brasilien wie auch in Neu-Guinea an. Aber niemand hat in solchem Umfange topographische Arbeit geleistet wie Hedin. Viele Meter lang sind seine Itinerarkarten. Ein großes Zimmer decken die von ihm im Maßstabe 1 : 200000 bis 1 : 300000 veröffentlichten, und seine Übersichtskarte von Zentralasien im Maßstabe der Weltkarte 1 : 1000000 gibt 2 300 000 Quadratkilometer, den 5. Teil der Fläche Europas, den 65. Teil der gesamten Landoberfläche wieder. Hedins eigene Aufnahmen bilden ihr festestes Gerippe.

Ebenso behende wie Hedin im Kartenentwerfen ist, so geschickt ist er, Panoramen zu zeichnen und Eingeborene zu porträtieren. Er ist ein wahrer Künstler. Wie kalt es auch auf den Hochflächen von Tibet ist, so findet er Zeit zum Zeichnen, sowie die Farben des Gebirges durch Aquarelle wiederzugeben. Der Vergleich seiner Panoramen mit photographischen Aufnahmen hat ihre überraschende Treue ergeben. Sie entrollen einen Einblick in den Formenschatz des fremden Landes, wie es keine Schilderung zu tun vermöchte, und die Aquarelle geben dessen Farben eindrucksvoll wieder. Hat Hedin Muße im Lager, so hält er die Züge seiner Begleiter oder die seiner Gäste fest, die ihn besuchen. Überdies, namentlich auf seiner letzten großen Reise photographierend, bringt er ein außergewöhnlich reiches Bildermaterial heim. So anschaulich wie dieses ist seine Darstellung im Worte. Das, was er schreibt, ist plastisch und treffend im Ausdruck, lebendig in der Sprache. Das gilt ebenso von seinen populären Reisewerken wie von den zahlreichen Briefen von der Reise, die er namentlich an seinen Vater richtete. Manchmal schreibt er, während die Finger fast erstarren und die Tinte gefriert. Durch ihre Unmittelbarkeit verleihen sie dem genannten Werke seiner Schwester einen ganz besonderen Reiz. Wenn man sie liest, meint man Hedin sprechen zu hören, meint man seine lebendigen Augen funkeln zu sehen. Gewiß, Hedin ist ein

Meister in der Kunst der Darstellung, in Wort und Bild, wie er Künstler ist in der Technik des Reisens. Aber über seiner Kunst steht seine Objektivität, sein Sinn für die Wahrheit der Wissenschaft.

Es fließt ihm das Wort aus der Feder. Und kaum ist er von einer Reise heimgekehrt, so erfreut er einen weiten Leserkreis durch ein populäres Reisewerk, dem dann das wissenschaftliche Reisewerk folgt, deren er drei monumentale geschaffen hat. Hier tritt die nüchterne Beobachtung in den Vordergrund. Von Eindrücken und Erlebnissen ist nicht mehr die Rede. Zur Bearbeitung des reichen Materials zieht Hedin einen ganzen Stab von Mitarbeitern heran. An seinem „Southern Tibet“ schrieben Meteorologen, Geologen, Botaniker, Sprachforscher und Historiker. Er selbst teilt das von ihm selbst Gesehene in ruhiger Sachlichkeit mit. Dabei fühlt er sich als letztes Glied einer Reihe von Forschern und würdigt in manchmal vielleicht zu eingehender Weise die Arbeiten seiner Vorgänger, denselben volle Gerechtigkeit angedeihen lassend. Ja, er vergräbt sich manchmal förmlich in historischen Untersuchungen. Ungerechtfertigte Vorwürfe hinsichtlich der Priorität seiner Entdeckungen, die ihm dann und wann gemacht worden sind, sind offenbar die Ursache dieses antiquarischen Vertiefens, das eine Fülle historischen Materials fördert. So wird eine ungeheure Menge von wohlbehauenen Bausteinen für eine geographische Gesamtbeschreibung eines großen Teiles der Erdoberfläche geboten. Vor allem aber bringen die wissenschaftlichen Reisewerke aus der Hand bewährter Mitarbeiter Karten in großem Maßstabe und das letzte in reichlicher Zahl, auch die Wiedergabe älterer Karten. Das schätzen wir bei Hedin mit am höchsten, daß er seiner Pflicht gegenüber der Wissenschaft immer eingedenk bleibt und keine größere Reise antritt, bevor er nicht die Ergebnisse der früheren bearbeitet hat. So geht nichts verloren von seinen Entdeckungen. Aber er weiß, Maß zu halten mit dem, was er bietet, und er erschwert den Abschluß seiner Arbeiten nicht dadurch, daß er über das von ihm selbst Gesehene hinausgehend, Lehrgebäude errichtet. Er begnügt sich, die Bausteine sauber zu gewinnen. Er bietet der Mitwelt bald nach der Reise das Material zum Weiterbauen und reserviert es nicht für sich. Keines seiner Reisewerke ist ein Torso geblieben.

Für Hedin ist eine Reise erst dann vollendet, wenn alle ihre Ergebnisse vorliegen. Drängt es ihn hinaus zu einer neuen Reise, so schiebt er deren Antritt hinaus, bis er alles von der vorhergehenden aufgearbeitet hat. Seine populären und wissenschaftlichen Veröffentlichungen ergänzen sich dabei nicht bloß, sondern die einen helfen die anderen. Die Honorare der populären Reisewerke helfen ihm nicht bloß die Kosten der Reise, sondern auch der wissenschaftlichen Reisewerke decken. Wie ansehnliche Summen ihm auch von Freunden und Förderern, vom König und vom Staate Schweden zur Verfügung gestellt worden sind, ohne eigene große Zubuße hat Hedin keine einzige Reise gemacht. Und die wissenschaftlichen Reisewerke sind gutenteils auf seine eigenen Kosten gedruckt. Als er von der letzten großen Reise heimkehrte, wurde ihm eine Rechnung von 75 000 M. präsentiert, so viel hatte sein „Central-Asia“ mehr gekostet, als der Reichstag dafür bewilligt hatte. Und für sein „Southern Tibet“ hat er noch 225 000 M. zu decken, obwohl der

Reichstag 83 000 M. und Mäcene 67 000 M. beigesteuert haben. Um solch ein gewaltiges Defizit zu decken, schreibt Sven Hedin seine populären Werke.

Das glauben die wenigsten, welche Hedins populären Schriften, welche sein Tsangpo Lama lesen, daß auch diese Werke im Dienste der Wissenschaft stehen; und diejenigen ahnen nicht, die Berührung mit seiner lebensprühenden Persönlichkeit haben, in welch weitem Umfange diese für die Wissenschaft tätig ist. Hedin läßt sich nicht niederdrücken durch die Arbeit. Er macht sich nicht Sorgen für die Zukunft. Er hat etwas, worum ihn viele neiden können, und was nicht zum wenigsten zu den Erfolgen seiner Reisen beigetragen hat, nämlich feste Zuversicht und festen Glauben an sich selbst. Dieser Glaube paart sich mit einem inneren, tief religiösen Glauben. Sein Freund Dunlop Smith schrieb einmal an Hedins Schwester Alma: „Er ist froh und heiter und sich durchaus gleich, aber sein langer Aufenthalt in dem großen Schweigen Tibets hat seine persönliche Bescheidenheit und seine Ehrfurcht vor Gott und Gottes wunderbarer Welt erhöht. Ich hielt es nicht für möglich, aber ich bin stolzer auf meine Freundschaft mit Sven Hedin als jemals früher.“ Sein festes Selbstvertrauen half ihm die größte Schwierigkeit überwinden, die sich ihm auf seinen Reisen entgegenstellte, als ihm die englische Regierung untersagte, von Indien nach Tibet zu reisen. Da war er nicht niedergeschlagen, da fühlte er sich unternehmungslustiger als je und machte die Reise trotz des englischen Verbotes, indem er die englisch-tibetanische Grenze umging. Glücklich fühlte er sich, die englische und indische, die chinesische und tibetanische Regierung überlistet zu haben. Er nahm sich als einzige Rache an England vor, eine äußerst glänzende Reise zu machen, und eine solche war seine dritte Reise. Nach der Rückkehr sagte er in Gegenwart von Morley, der seinen Plan unmöglich gemacht hatte: „Meine geographische Moral ist von meiner gewöhnlichen Moral verschieden. Wenn ich die Möglichkeit habe, geographische Entdeckungen zu machen, gehe ich drauf los.“ Aber ein Draufgänger ist er nie gewesen. Immer waltet vorsichtige Überlegung über seinen Schlüssen. Er ist ein Meister in der Kunst des Erreichbaren, auch auf dem Gebiet des Reisens; die Kunst des Erreichbaren ist aber Politik.

Eine feste Natur hat ihn auf seinen Reisen unterstützt. Er ward in Seistan kein Opfer der Pest; in Indien blieb er frei von Fieber, von dem er erst in Palästina gepackt wurde. Er widerstand der Kälte Tibets und ward in Höhen von 5000—6000 m nicht von Bergkrankheit befallen. Aber mehrmals drohte ihm Gefahr durch Erkrankung des Auges, die durch ärztliche Kunst erst spät behoben wurde, und die ihn befiel gerade beim Antritt seiner ersten großen Reise. Doch ließ er sich dadurch nicht irre machen, die Natur besorgte die Heilung. Durch seine Reisen ist Sven Hedin eine der populärsten Persönlichkeiten geworden, die bewundert und gefeiert worden ist in Asien, Europa und Nordamerika. Auszeichnungen aller Art sind ihm gewährt worden. Das hat ihn erfreut, aber die Huldigungen sind an ihm herabgelaufen und haben weder die Lauterkeit seines Charakters noch sein aufrichtiges Wesen beeinträchtigt. Er ist sich immer selbst treu geblieben. Auf den Feiern, die er in Simla über sich ergehen ließ, empfand er Sehnsucht nach den Wüsten von Tibet. Und als man ihn in Japan über alle Maßen ehrte, freute er sich auf die stille Heimfahrt durch Sibirien. Nun, wo sich die wissen-

schaftliche Welt schickt, am 19. Februar seinen 60. Geburtstag zu feiern, da werden seine Gedanken wieder nach Asiens Wüsten und Hochlanden zurückkehren. Er wird sich nach seinem alten Arbeitsfelde sehnen, aber er wird auch erkennen, daß dem Sechzigjährigen manche Reiseleistung versagt ist, die der Dreißigjährige spielend bewältigte. Ich glaube jedoch nicht, daß es ihn bekümmern wird, wenn ihn in Zukunft die Jahre hindern werden, weitere Forschungsreisen zu machen. Verfügt er doch über alle erdenkliche Frische, die ihn befähigt, noch an die großen Aufgaben zu gehen, an die er noch nicht herangetreten ist, die von ihm gesammelten Bausteine zu einem großen Gebäude, einer systematischen Beschreibung Zentralasiens, zusammenzufügen. Er ist eben ein seltener Mann, eine seltene Persönlichkeit, die sich in alle Lebenslagen zu schicken vermag. Er ist einzig in seiner Art. Blättert man in der Liste seiner Ahnen, die bäuerlicher Herkunft sind, so trifft man schon 1683—1754 einen ersten Sven Hedin, und dieser ist Großvater eines zweiten Sven Anders Hedin, des Leibarztes von Gustav III. Dieser zweite Sven Hedin ist der Großvater unseres Sven Hedin; seine Mutter war eine Tochter vom Oberpfarrer Christian Gissel Berlin, wegen dessen jüdischer Abkunft Hedin während des Weltkrieges von seinen Feinden auf der Seite der Entente vielfach als Judenstämmling angegriffen worden ist. Man findet in der ganzen Reihe seiner Vorfahren nicht einen einzigen Forschungsreisenden, keinen einzigen von ähnlicher Lebenskraft unseres Sven Hedin. Kaum zu denken ist, daß in ihm nach Mendelschen Regeln ein Gene seiner Vorfahren wieder zum Vorschein kommt. Es müßte denn sein, daß dieser in sagenhafter Wikingzeit lebte. Er ist der erste seiner Art im ganzen Kreise, und er wird es bleiben, wiewohl ihm Hunderte fröhlicher Mädchenherzen entgegengejubelt. Asien ist seine Braut geblieben. Möchte der helle Stern, der in der Reihe der Hedins erschienen, uns noch recht lange leuchten!

Die Frau, die keinen Knoten binden konnte

Von

Wilhelm Schmidtbonn

Auf dem Heideweg, die Schuhe umbrannt vom purpurnen Heidekraut, geht die älteste Frau der Insel. Die Großmutter aller. Sie ist zu hoch gewachsen, als daß jemand Mütterchen zu ihr sagen könnte. Ihr Gesicht ist wie aus dem bleichen Holz eines gestrandeten Schiffs geschnitten. Weiß, ungeduldig und lächerlich mädchenhaft wehen die Schmetterlingsflügel der Haube dem gebeugten Kopf voran.

Wer hat uns von der Großmutter der Großmütter erzählt? Einer, der Vieles weiß.

Es ist ein Tag noch im Krieg. Die alte Frau packt für den jüngsten Sohn

im Feld: Strümpfe, Hemd, Pulswärmer, ein wenig Tabak. Als ob sie Sterne einpackte, so ist das ganze Gesicht erhellt. Nachdem sie eine Schnur noch ganz sicher um das Päckchen gezogen hat, zittern, als es gilt, den Knoten zu binden, plötzlich ihre magern Hände so sehr, daß der Knoten nicht gelingt.

Sie geht zum Nachbarhaus. Aber kurz vor der Tür schämt sie sich, da die Nachbarin, obwohl nicht viel weniger alt, gern mit ihrer Jugendlichkeit prahlt, und geht vorüber, zur zweiten Nachbarin. Dazu muß sie schon eine ziemliche Strecke die Heide entlang.

Aber ihr fällt ein: da sind Kinder, die lachen könnten über die ungeschickte Alte. Sie schämt sich wieder, tritt hinter einen Zaun, wo niemand sie sehen kann, und versucht von neuem den Knoten. Aber wenn sie die Schlinge glücklich hat, vermag sie das andere Ende des Fadens nicht hineinzubringen. Sie müßte noch ein zweites Paar Hände haben, die das erste zitternde Paar halten. Der Trotz der Inselmenschen steht in ihr auf. Es soll überhaupt niemand auf der Insel ihr helfen. Die anderen Frauen würden es sich untereinander erzählen, würden es ihren Söhnen draußen schreiben. Von den Söhnen dann würde es der eigene Sohn erfahren, erschrecken und in Furcht geraten, daß die Mutter, während er draußen in Erdlöchern hausen muß, schwach wird und stirbt.

Und jetzt schießt der Gedanke in sie hinein, der immer so nah war und doch noch nie sie angerührt hat: wie, wenn trotz aller Gefahren der Schlacht sie wirklich vor dem Sohn stürbe und ihn auf diese Weise nie mehr sehen würde?

Trompeten schneiden ihr ins Ohr. Der Himmel brennt in einem weißen Feuer auf, daß sie die Augen schließen muß. Im selben Augenblick ist der Entschluß da: hin zu ihm! Der Weg? Ist sie so weit gekommen, wird sie auch weiter kommen, und wenn sie einige Tage dazu braucht. Das feste Land kann nicht so groß sein. Gott wird ihr auch manchmal einen Wagen schicken, der sie ein Stück mitnimmt. Und wenn sie dort ist, wo die vielen Soldaten sind — wer wird eine Mutter abhalten, ihren Sohn noch einmal zu sehen?

Die Frau geht an den Häusern vorbei, nun wird sie das Päckchen, fest unter dem Arm, selbst hinbringen. Als sie um die Ecke des Wegs kommt, sieht sie das Schiff, das sie hätte mitnehmen sollen, eben von der Insel abfahren. Sie tritt vor ein kleines Haus, aus dessen Fenster Licht blinkt. Eine Frau, weißhaarig wie sie, sitzt bei der Lampe und strickt. Jene bittet um Obdach und erhält es gern. Es ergibt sich, daß auch diese Frau einen Sohn draußen hat. Schwestern geworden, essen sie Milch aus derselben Schüssel, legen sich in dasselbe Bett, und vor dem Einschlafen erzählt die erste, wohin sie auf dem Weg ist. Als sie morgens erwacht, ist die zweite schon zum Ausgang gekleidet, trägt auch ein Päckchen, und als die erste sich auf den Weg macht, mit einem kurzen Dank — jetzt, am hellen Tag, wieder scheu und einsilbig geworden — geht die zweite einfach und ebenfalls ohne ein Wort zu verlieren, nebenher. Wie wenn zwei Lichter nebeneinander gingen: Augen und Gesichter glühen von der Hoffnung der Herzen.

Als sie an der Anlegebrücke haltmachen und warten müssen, sammeln sich bald mehr Mütter aus den nächsten Häusern um die beiden, die mit sandigen Schuhen und wehenden Hauben am Grasufer sitzen und ausschauen,

ob bald der Rauch vom Schiff sich zeigt. Bald sind so viele Mütter zusammen, als ob es auf der Insel nur noch Mütter, verlassen und uralt, gäbe. Und es ist in der Tat so: der Krieg hat alles, was stark ist auf der Insel, Mann oder Frau, auf das Festland geholt, nur die alten Mütter sind allein inmitten der schreckhaften Stimmen der Luft zurückgeblieben.

Die neu hinzugekommenen Frauen spotten, behutsam und jede Stunde nicht mehr als ein paar Worte hinwerfend. Denn sie haben Zeit, das Schiff bleibt lange. Die erste ist die Schweigsamste. Am Nachmittag, als auch die andern schweigsam geworden sind oder zwischen der Brücke und ihren Häusern ab und zu gehen und der Rauch des Schiffes immer noch nicht über den Horizont klimmt, beginnt sie zu träumen. Bilder wachsen in ihr auf, wie Blumen, Bäume, ein ganzer verzauberter Wald, sie sieht im Traum alle Frauen, die jetzt spotten, zuletzt doch mitkommen. Sie sieht die Schar auf dem Festland über die Landstraße wandern, zwanzig Frauen mit kleinen Paketen. Aber schon kommen mehr Frauen dazu, aus den Häusern rechts und links an der Straße. Es sind bald fünfzig, bald hundert, bald zweihundert, bald fünfhundert, endlich tausend. Der Boden der Landstraße ist hart, hier ist kein Sand wie auf der Insel, die Schuhe schlagen laut an die Erde. Gendarmen stellen sich dem Zug entgegen, reden den Frauen zu, schimpfen. Aber es ist kein rechtlicher Grund da. Wie sollten auch die tausend, zweitausend aufzuhalten sein? Eine Stunde lang ist der Zug, durch Kornäcker und Wälder bewegt er sich, Hügel auf, Hügel ab. Endlich werden in der Ferne die Geschütze hörbar. Viele Frauen sehen zuerst zum Himmel, denn sie denken an ein Gewitter. Aber dann erkennen alle den Grund des Donners. Die Herzen beginnen zu schlagen, die Füße zu laufen. Denn wer weiß, ob nicht das Unheil es will, daß ein Sohn gerade jetzt, in der letzten Minute, da die Mutter nah ist, getroffen wird?

Als die Mütter endlich dahin kommen, wo die ersten Soldaten verwundert aus den halb zerschossenen Häusern treten, da hat kein Soldat, kein Offizier den Mut, Halt zu gebieten. Sie weisen sogar, mit halb bekümmerten, halb beglückten Gesichtern die Frauen an die rechten Stellen, wo sie vielleicht ihre Söhne finden können. Manche Frauen, die zwei, drei, vier Söhne hier draußen haben, müssen sich entscheiden, welchen Weg sie zunächst einschlagen. So wenig gibt es eine Macht, die den Zug aufzuhalten vermag, daß manchmal eher einem Soldaten oder Offizier die Tränen in die Augen laufen, wenn die Frauen um Auskunft bitten. Manche machen sich sogar gleich daran, ihre eigene Mutter unter den vielen zu suchen. Kanonen und Reiter unterwegs machen Platz. Ein General auf seinem Pferd nimmt die Mütze vom Kopf, läßt sie unten, bis der Zug vorbei ist.

Als die Frauen endlich in die Gräben kommen, in die Erdhöhlen, wo selbstgezimmerte kleine Tische und Stühle stehen wie bei Zwergen, ja manchmal ein Spiegel und sogar das Bild einer Mutter hängt, mit Blumen geschmückt, da wecken sie die Söhne auf, die da liegen und schlafen, sie ziehen sie vom Stroh hoch, sehen in die Gesichter und können nicht sprechen. Die Soldaten denken: Wie sind die Gesichter unserer Mütter so knochig geworden! Die Mütter denken dasselbe von den Gesichtern der Söhne. Die Söhne streicheln die Hände der Mütter, ihre Hände sind ebenso braun und mager

geworden, man kann die Hände der Jungen und der Alten nicht unterscheiden.

Die Soldaten, deren Mütter nicht gekommen sind, gehen hinaus ins Freie, um nicht zu stören. Aber einige schluchzen draußen lauter auf als die da drinnen. Manch einer, dem der Bart lang herabhängt, beginnt wie ein Kind nach seiner Mutter zu rufen.

Als die Feinde merken, wie ruhig mit einemmal die Gewehre sind, beginnen sie zu schießen. Aber bald wird es auch bei ihnen still. Köpfe zeigen sich, die herübersehen. Stimmen rufen und fragen. Dann kommt unvermutet einer der Feinde, dann mehrere, dann viele, endlich alle, aus dem gelben Graben herausgeklettert. Sie werfen sich auf die Knie vor den fremden Müttern, sie drängen die Söhne fort, legen die Stirn in den Schoß der alten Frauen und weinen. Die Mütter lassen es geschehen und streicheln auch den unbekannten Männern das Haar.

Manche von denen, die keine Mütter haben, Freunde und Feinde, und auch manche, die von ihren Müttern ablassen, umarmen sich untereinander, setzen sich an die Erde, weinen, Gesicht an Gesicht. Sie sprechen miteinander, ohne sich verstehen zu können, in ihren verschiedenen Sprachen. Alle sehen sich in die Gesichter, immer wieder, als ob sie bis jetzt geschlafen hätten und jetzt erst wach geworden seien.

Und die Mütter; da sie nun einmal in den Gräben sind, gehen sie nicht mehr heraus. Und als sie junge Soldaten und manchmal schon solche, die graue Bärte haben, aus der Schlacht bringen sehen, blutüberlaufen, manche ganz irr, manche schreiend wie Tiere — da werfen sie die Arme um ihre Söhne, lassen sie nicht mehr aus ihren Armen heraus. Mütter und Söhne sind wieder ein Leib geworden. Die Mütter nehmen die wieder in sich auf, die sie einst aus sich gegeben haben. Man müßte Mütter und Söhne mit Bajonetten durchstechen, wenn man sie trennen wollte. Und würde sie auch dann noch nicht trennen.

Soldaten, solche, die mehrmals verwundet waren oder sich oft freiwillig gemeldet hatten zu gefährlichsten Unternehmen, kommen von weit her, legen ihre Waffen ins Gras, fragen gierig nach ihren Äckern und Werkstätten. Es ist keine Widersetzlichkeit nötig. Kein Offizier, bei Freunden und Feinden, hat mehr die Kraft in sich zu einem Befehl. Alle, die jungen mit den Kindergesichtern und die alten, schon weißhaarigen, werden selber von Heimweh befallen und von der Hoffnung, daß wieder Frieden sein wird und das Menschsein wieder schöner.

Und jetzt siehe: auf allen Landstraßen der Erde kommen Züge von Mütterchen daher. Die Schlachten stehen still. Kein Befehl vermag, sie wieder lebendig zu machen. Sie, die Millionen Menschen getötet haben, sind nun selber tot. Hoch am Himmel aber, alle sehen es, zeigt sich, seidig schwach im Blau, ein Gesicht, das Gesicht des Heilands, traurig, nicht zu sagen, denn er hat noch nicht die Kraft, wieder heiter zu sein.

Aus dem Traum heraus sinkt die alte Frau zusammen wie eine abgebrannte Flamme. Sie hätte noch Zeit genug gehabt zu langem Traum! Denn auch am Abend ist der Rauch des Schiffs noch nicht zu sehen.

Die wenigen Großmütter, die noch auf der Insel sind, kommen und

schelten, nicht auf das Schiff, sondern auf die törichten Frauen, die da immer noch im kalten Gras sitzen mit ihren Paketen und auf das Schiff warten. Aber trotz des Geschimpfs, wobei Speichel aus den zahnlosen Mündern in den Wind fällt, gehen zwei, drei Frauen, die vorher gespottet haben, in ihre Häuser und kommen auch mit Päckchen zurück.

Sie hätten sich den Weg sparen können. Denn mit Einbruch der Nacht kommt statt des Schiffs die Meldung, daß der Schiffsverkehr für eine Woche aufgehoben ist, wegen Kohlenmangel. Aus einer Woche werden viele. Aus Wochen Monate. Als, im Frühjahr, das erste Schiff wieder anlegt, sitzt jene Alte, Älteste, Großmutter der Großmütter, im zerschlissenen Lederstuhl, lahm, kann nur hinhören nach dem Pfiff der Sirene.

Und heute geht sie dort, nah von uns, über den Heideweg, die Schuhe umbrannt vom purpurnen Heidekraut, zu ihrer Ruh hin. Die weißen Haubenflügel wehen über ihr im blauen Wind. Wo ist der Sohn? Unter welchem Holzkreuz?

Strindberg und die Astronomie

Von

Ernst Barthel

In der seltsamen Sammlung von natur- und lebensphilosophischem Sinn und Unsinn, welche Strindberg unter dem Titel „Blaubücher" als Synthese seines Lebens veröffentlicht hat, dürfen die kritischen Bemerkungen über die Astronomie unserer Zeit besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Handelt es sich dabei doch, ähnlich wie bei der Zurückweisung des Darwinismus, um einen heftigen Einspruch gegen eine Grundlage des neueren Weltbildes von seiten des gesunden Verstandes, der sich trotz des Scharfsinns der aufgestellten Hypothesen von deren Berechtigung nicht hat überzeugen lassen können. Daß die Kopernikanische Denkmöglichkeit große Bedenken in sich schließt, haben besonnene Beurteiler im vorigen und gegenwärtigen Jahrhundert mehr als einmal betont. Die Entwicklung des Gedankenganges vom 16. Jahrhundert bis Einstein hat auch schwerlich zu einem Ergebnis geführt, das Dauer verspricht. Die groteske Raumverschwendung im Weltbild der überlieferten Astronomie grenzt offenbar an das Absurde. Die Auffassung des Kosmos als Organismus erscheint ebenso unmöglich wie die Erzeugung des Lebens aus einem anorganischen Kosmos. Gründe genug gibt es also, kritische Bedenken einer literarischen Berühmtheit vom Range Strindbergs in einer freien Stunde einmal wohlwollend auf ihre Berechtigung zu erwägen. Den offenbaren Irrtum darf man, ebenso wie die Zahlenmystik, unberücksichtigt lassen. Auch wird man sich dem Urteil Strindbergs nicht anzuschließen brauchen, daß „die Astronomie, die heute auf der Universität verhökert wird, eine einzige große Symphonie von Unsinn" sei. Wir versuchen eine objektive Betrachtung.

Wertvoll als Anregung erscheinen zunächst die Bemerkungen Strindbergs

über die für astronomisches Verständnis wichtige atmosphärische und astronomische Optik. Strindberg sieht die unzweifelbare Wahrheit ein, die von den Lehrbüchern der Geographie noch verkannt wird, daß der kreisförmige Horizont genau wie das Himmelsgewölbe und der Regenbogen eine optische Täuschung unseres Auges ist, also mit der Gestalt der Erdoberfläche nichts zu tun hat. Bei dichtem Nebel erscheint der Horizont ebenfalls kreisförmig, aber enger. In einem Wald scheinen sich die Bäume kreisförmig um den Beobachter zu gruppieren. Im Anschluß an diese richtige Feststellung kritisiert Strindberg auch das Horizontgesetz, nach welchem man bei Annäherung an einen fernen hohen Gegenstand zuerst dessen obere Teile, allmählich erst auch die unteren sieht. Unser Autor zweifelt diese Tatsache an. Er meint, daß die Gegenstände, etwa ein Segelboot, beim Verschwinden in der Ferne bloß kleiner, und zuletzt unsichtbar werden, daß aber das genannte Horizontgesetz nicht bestehe. Hier dürfte Strindberg nicht völlig richtig geurteilt haben. Bei sehr hohen Gegenständen gilt das oft genannte Gesetz sicherlich, wie ja bei Gebirgen leicht festzustellen ist. Kleinere Gegenstände, die schon innerhalb des weitesten Horizontes die scheinbare Nullgröße unterschreiten, zeigen dagegen die von Strindberg gekennzeichnete Art des Auftauchens und Verschwindens. Nun verbindet der Verfasser mit dem Zurückweisen des behaupteten Horizontgesetzes aber einen astronomischen Gedanken: er bezweifelt die konvexe Krümmung der Erdoberfläche, ohne allerdings über die wahre Gestalt dieser Fläche Bestimmtes auszusagen. Er stellt fest, daß von Bergen gesehen der Horizont nach oben gewölbt erscheint, so daß die Erdoberfläche trichterförmig verläuft. Daß es sich auch hierbei um eine allerdings sehr interessante optische Täuschung handelt, scheint der Verfasser nicht als wesentlich zu empfinden. Ihm kommt es darauf an, die Theorie einer konvexen Erdoberfläche mit einem Fragezeichen zu versehen: wobei sein Instinkt recht feinfühlig erscheint. (Eine Begründung dieser Angabe kann hier nicht wiederholt werden: sie kann eingesehen werden in dem Kapitel „Erde und Kosmos" in E. Barthels „Lebensphilosophie".) Doch gelingt es ihm nicht, seine Behauptungen gehörig auf den richtigen Geltungsbereich einzuschränken. So leugnet er die Gültigkeit des Horizontgesetzes für sehr hohe Gegenstände, während er es hätte bestehen lassen müssen, bloß unter der Beifügung, daß es allerdings ein rein optisches Projektionsgesetz unseres Auges zum Inhalt hat, also auf die Gestalt der Erdoberfläche keinerlei Schluß zuläßt. Wenn Strindberg mit der Theorie einer konkaven Erdoberfläche liebäugelt, so dürfte dies lediglich als Reaktionsphänomen gegen das übliche zu werten sein. Die Konvexität der Erdoberfläche ist in der Tat ein überaus vorsichtig zu behandelndes Problem geworden, seitdem neuere Geometrien die Notwendigkeit dieser Annahme aufgehoben haben. (Vgl. E. Barthel, Polargeometrie.) Die Konkavität der Erdoberfläche dürfte aber nicht einmal problematisch, sondern gänzlich ausgeschlossen sein: aus Gründen raumtheoretischen Charakters, welche auszuführen nicht angeht.

Strindberg hat jedenfalls das große Verdienst, den bequemen Dogmenglauben in diesen Dingen durch seine Zweifel etwas aufgestört zu haben. Seine optischen Bemerkungen über den Himmel dürften ebenso verständig sein wie diejenigen über die Erde. Er sagt, was unmittelbar wahrscheinlich

klingt, daß die Form des Nordlichtes ebenso wie diejenige des Regenbogens einer optischen Täuschung, einem Projektierungsgesetz des Auges entspringt. Sicherlich verhält sich das so, und es ist nur bedauerlich, daß weder die überlieferte Wissenschaft noch Strindberg über die Eigenart dieser Phänomene befriedigende Angaben machen können. Bezüglich des Regenbogens hören wir seit hundert und mehr Jahren unzulängliche Vorschläge, unter denen der neueste, daß man diesen gleichsam makrokosmischen Bogen durch Beugung des Lichts an mikrokosmischen Tröpfchen begreifen soll, nicht einmal der beste ist. Wahrscheinlich ist der Regenbogen das Projektionsbild der Sonne selbst vor dunklem Hintergrund, durch ein dazwischenliegendes Regenprisma zum Spektrum verzerrt und infolge der „unendlichen" Entfernung der Sonne als endloses Band auf das parabolische Himmelsgewölbe projiziert. Bei Nordlicht spielen wohl, wie Strindberg andeutet, in anderer Weise ähnliche Gesetze mit.

Wichtiger als diese Angabe der immer noch atmosphärischen Optik ist die andere, schon rein astronomische: daß sehr viel, was wir an den Gestirnen beobachten, keine materiellen Wirklichkeiten, sondern optische Täuschungen sind. Strindberg macht einen einfachen Versuch mit einer Lösung von Eisenvitriol, in welcher er aufsteigende Blasen mit einer Lupe betrachtet. Sie zeigen je nach der Entfernung eine ganze Reihe von Gestalten, die am Himmel ebenfalls beobachtet werden: Erst runde Kugeln. Dann Malteser-Kreuz in einem schlechten Kreis. Dann wie der Saturn mit seinem Ring. Schließlich wie die Sichel des Halbmondes. Das scheint Strindberg zu beweisen, daß die Beobachtungen am Himmel viel mehr durch optische Gesetze ihre Gestalt erlangen, als wir dies heute anzunehmen pflegen: wobei er recht haben dürfte. Auch die Tatsache, daß ein gewisser Fixsternnebel dasselbe Kreuz mit Ring, gleichsam wie ein Wasserzeichen im Papier, erkennen läßt, das in Beobachtungen auf der Erde im polarisierten Licht auftritt, scheint den Schluß notwendig zu machen, daß jede Himmelsregion ihre ganz bestimmten optischen Eigenarten besitzt, welche noch viel genauer zu erforschen sehr nützlich sein dürfte. Strindberg zeigt bezüglich der letzteren Erscheinung leider bloß seinen Aberglauben: er meint, weil das Kreuz mit dem Kreis den griechischen Buchstaben Theta, den Anfang des Wortes Theos (Gott) darstellt, solle durch dieses seltsame Zeichen den Menschen eine Andeutung von der Existenz Gottes gegeben werden! An dieser Existenz wird ein besonnener Mensch nicht zweifeln können, so wenig wie an der erheiternden Natur eines solchen Strindbergschen „Gottesbeweises". Optisch-astronomisch ist das Phänomen aber sehr interessant, und man hat es Strindberg zu danken, daß er es ins Licht der Literatur gestellt hat. Ähnlich, könnte man ja sagen, sind auch die sogenannten Marskanäle wirklich nur optische Phänomene an diesem durchsichtigen Eiskörper, den eine Theorie der Vergangenheit mit „Marsmenschen" bevölkert! Die Marsfiguren und die Figuren gekühlten Glases in polarisiertem Licht haben für jeden, der sie beide kennt, eine dringende Ähnlichkeit. Halten wir also mit Strindberg fest: Sehr vieles in der Gestalt astronomischer Phänomene beruht auf rein optischen Gesetzen, oder, wenn man das Wort haben will, optischen Täuschungen. Flammarions Marsmenschen sind Phantasien. Die neuerdings aufgetretene Welteistheorie dürfte hier unter gewissen Einschränkungen ihrer Aspirationen einen realen Wert besitzen.

Die folgenschwersten Angaben macht Strindberg bezüglich einer gewissen optisch-astronomischen Beobachtung, die er als „Erdschatten“ bezeichnet, obgleich es sehr fraglich ist, ob diese Bezeichnung zutrifft. Nach welcher Richtung man die Beobachtung auf Grund sorgfältigster Erwägung auslegen wird: jedenfalls verdient sie dringend einer genauen Untersuchung. Strindberg erzählt nämlich, daß in gewissen Jahreszeiten zur Zeit des Sonnenunterganges in Schweden am Osthimmel ein dunkler Fleck im Gegenpunkt der Sonne aufgestiegen sei. Das sei der Erdschatten. Aber in ihm erscheinen keine Fixsterne! (S. 259.) Und ist nicht der Erdschatten die weitgebreitete Nacht, die den ganzen Himmel überdeckt? Wie könnte er dann noch einmal an bestimmter Stelle des Himmels lokalisiert sein! Der Mond leuchtet aber manchmal in diesem seltsamen dunklen Fleck. (S. 314.) Ist es der Erdschatten, so muß der Mond ein eigenes, phosphoreszierendes Licht besitzen, sagt Strindberg. Das glaubt er auch deshalb annehmen zu sollen, weil manchmal, nach seiner Auffassung, der Mond nicht von der Richtung aus beleuchtet scheint, in der die Sonne steht. Diese Behauptung Strindbergs hat Referent niemals bewahrheitet gefunden, sondern im Gegenteil mußte er feststellen, daß unter Festhaltung einer kosmischen Orientierung das Mondlicht immer so verteilt ist, daß es von der Sonne sehr wohl verursacht sein kann. Und es gibt triftige Gründe dafür, das Mondlicht tatsächlich mit der üblichen Theorie als von der Sonne verursacht zu betrachten. Da bleibt denn aus zwei Gründen nur der Zweifel übrig, ob jenes dunkle Etwas am Himmel, das Strindberg gesehen hat, überhaupt der Erdschatten ist. Wenn in ihm die Fixsterne verdeckt sind und der Mond leuchtet, kann es nicht der Erdschatten sein. Sondern — ja was denn?

Da stehen wir vielleicht vor der allerwichtigsten Frage der ganzen Astronomie seit dem Altertum. Vor einer Frage, die in ihrer Bedeutung für die astronomische Weltanschauung gar nicht überschätzt werden kann. Es ist nämlich möglich, daß im Gegenpunkt der Sonne ein nichtleuchtendes Gestirn von ähnlicher Bedeutung wie die Sonne selbst existiert, welche Wirklichkeit im hohen Norden zu gewissen Jahreszeiten mit bloßem Auge wahrgenommen werden kann. Es scheint, als ob diese Wahrnehmung von Strindberg bloß wiederholt worden ist und im germanischen Altertum schon vielfach erlebt wurde. Aus ihr nämlich allein ließe sich eine Deutung für den Wotansmythos finden, der dem Himmelsgott ein leuchtendes und ein ausgeschlagenes Auge zuweist. Angenommen aber, es existiert im Gegenpunkt der Sonne ein reales Gestirn, das nur dann unklar gesehen wird, wenn das zerstreute Licht von der Erdoberfläche bis in jene Region reflektiert wird, so wäre zugleich eines der schwierigsten Probleme einer gewissenhaften Astronomie gelöst, das Problem der Mondfinsternis. Diese Erscheinung ist nämlich in ihrer seltsam gequetschten Gestalt und in der rotleuchtenden Farbe des „verfinsterten“ Mondes (der gar nicht „verfinstert“, sondern nur verdeckt zu sein scheint) so schwer zu erklären, daß ein moderner Gelehrter, Passarge aus Königsberg, in der Kölnischen Zeitung 1923 allen Ernstes die Hilfsannahme gemacht hat, der Mond bestände aus rotglühendem Eisen, dessen Farbe man bei der Finsternis durchleuchten sieht! An der Krampfhaftigkeit dieser Erklärung mag man ermessen, wie schwierig das Phänomen so, wie es tat-

sächlich ist, erklärt werden kann. Nur durch Leichtsinn in der Übergehung wesentlicher Umstände kann ein Astronom oder ein gläubiger Laie vermeinen, daß hier keine Schwierigkeit liege. Dem Köhlerglauben in die Allwissenheit der Astronomie hat Strindberg doch auch nicht mit Unrecht den Krieg erklärt: einfachste und fundamentalste Dinge harren noch der sorgfältigen Aufklärung, während man sich gleichzeitig um abgeleitete und nebensächliche allzu viel Mühe zu machen scheint. Halten wir daher im Anschluß an Strindberg die problematische Anregung fest: Wenn diese nebelhafte Erscheinung, die man sehen kann, nicht der Erdschatten ist — und er kann es aus mehreren guten Gründen schwerlich sein — so bleibt die Möglichkeit eines nichtleuchtenden Gestirnes im Gegenpunkt der Sonne, das sich so bewegt wie der Erdschatten, und auf welches also alle Erdschattenberechnungen passen müssen. Dieses Gestirn verdeckt Fixsterne, wie Strindberg sogar mit bloßem Auge wahrgenommen haben will — obwohl dies fraglich ist. Der Mond kann im Schattensegment seiner Umgebung besonders gut leuchtend gesehen werden, was Strindberg auch feststellt. Wenn aber das Gestirn, vulgo Erdschatten, vor den Mond tritt, haben wir eine Mondfinsternis, die nun bis in alle Einzelheiten des Phänomens glänzend erklärt wäre. Der Mond leuchtet nämlich weiter, ist gar nicht ausgelöscht, wie jedermann sehen kann. Er erscheint kupferrot, weil nach den empirischen Gesetzen der Goetheschen Farbenlehre Trübung vor hellem Hintergrund kupferrot ergeben muß statt gelb. Und sogar die Zone der Totalabsorbtion zwischen leuchtendem und verdecktem Teil des Mondes bei der Finsternis wäre erklärt. Herr Passarge aus Königsberg, der so richtig eingesehen hat, daß die Hypothese von der Ablenkung des Sonnenlichts in der Erdatmosphäre die Erscheinung nicht erklären kann, wie sie ist, befände sich nun auch nicht mehr in der traurigen Lage, den kühlen Mond mit seiner hart versteinten Oberfläche im Innern aus rotglühendem Eisen bestehen lassen zu müssen, das durch die undurchsichtige Mondoberfläche noch durchleuchten müßte! Jedenfalls: nur gewissenlose Menschen werden sich diesen Strindberg-Punkt nicht ganz genau überlegen, falls sie amtlich mit Astronomie zu tun haben.

Die Phantasie Strindbergs, daß der Mond eine Projektion der Sonne sei, kann man wie so vieles mit dem Mantel der Nächstenliebe bedecken. Gut ist es, daß Strindberg den Gedanken einer harmonischen Ordnung des astronomischen Alls hegt. Daß diese Harmonie von ihm nicht festgestellt wurde, ist aber klar genug. Die Exaktheit und Zuverlässigkeit seines Denkens unterliegt in vielem gar sehr den Nachteilen des willkürlichen Künstlers, dessen Kritik nur in kritischer Weise zur Kenntnis genommen werden sollte, dann aber wertvolle Anregungen geben mag. Ein astronomischer Punkt scheint noch besonderer Erwähnung würdig: die Einsicht Strindbergs, daß zwischen dem Raum der Astronomie und dem Erfahrungsraum ein Widerstreit besteht, und daß die Astronomie im Grunde genommen nicht Erfahrungs-, sondern Gedankenwissenschaft ist, weil ihre behaupteten Verhältnisse den Erfahrungen oftmals geradezu widersprechen. Dieser Einwand gegen die Triftigkeit unserer Kopernikanischen Astronomie befaßt sich mit zwei Fragen: der Bewegung der Erde und ihrer Richtung. Strindberg stellt implizite sehr richtig fest, daß die Einschachtelung des Erfahrungsraumes der Erde in einen Gehirnraum

der Vorstellung eine willkürliche Maßnahme des Gedankens darstellt, die durchaus nicht notwendig richtig zu sein braucht. Alle physikalischen Gesetze an der Erde sollen ungestört so gelten, als ob die Erde ruhe, und dennoch soll sich die Erde mit ungeheurer Geschwindigkeit durch einen leeren Ätherraum bewegen, in welchem keine Reibung vorhanden ist, und der keinen Erfahrungsraum, sondern eine Hypothese darstellt. Diese Hypothese ist aus gewissen Absichten plausibel geworden, und so kümmert sich der Astronom nicht weiter um die Widersprüche gegen die Erfahrungsgesetze physikalischer Natur, die Strindberg namhaft macht.

Die ganze Erfahrungswirklichkeit wird von der Wissenschaft unverletzt in eine Gedankenwirklichkeit eingeschachtelt, in welcher keine Reibungen und Widerstände bestehen, weil Gedanken absolut reibungslose Medien sind. So weit denkt die Astronomie heute jedoch noch nicht. Sie meint, ihre Gedanken seien Wirklichkeiten und glaubt durch Messungen feststellen zu sollen, ob der Äther einen Widerstand besitzt oder nicht. Daß die soliden Naturgrundlagen, auf denen alles Leben beruht, an Realwert grundsätzlich über dem Reiche der astronomischen Gedanken stehen, sieht man zu schwach ein. Strindberg ist in naiven Formen ein Vorbereiter realistischeren Denkens in astronomischen Dingen. Er zweifelt die Bewegung der Erde durch den Raum des menschlichen Gehirns an: was sozusagen einigermaßen vernünftig sein dürfte, sofern man einsieht, daß die Erde mit ihrem Raum eine Wirklichkeit ist, der Gehirnraum' der Vorstellung dagegen ein Phantasma zu praktischen Zwecken. Strindberg fühlt richtig, daß es ganz unmöglich ist, Realrichtungen anzugeben, nach welchen sich die Erde im Gehirnraum fortbewegt. Er hat eine harmonische Astronomie ersehnt, die reine Erfahrungswissenschaft ist. Er ruft nach dem neuen Karthesius, nach dem neuen Kant, nach dem neuen Rousseau, der die Wissenschaft wieder auf vertrauenswürdige Grundlagen stellen soll. Er hat in astronomischen Dingen an allem Zweifelbaren gezweifelt: an der konvexen Krümmung der Erdoberfläche, an ihrer Bewegung durch den Gehirnraum, an ihrer Nebensächlichkeit. Seine Aphorismen sind keine Lösungen, aber sie regen den gesunden Zweifel an, der den Lösungen vorhergeht. Seine Vorliebe für das Tychonische Kompromißsystem des Weltalls wird von modernen Menschen nicht geteilt werden können, so wenig wie die astronomischen Theorien insgesamt, die Johannes Schlaf vertritt. Aber es liegt in diesen geozentrischen und anthropozentrischen Ketzereien ein wertvoller Keim für eine objektiv eingestellte wissenschaftliche Zukunft, die in einem organischen Weltbild der Weisheit der Weltschöpfung näher kommen wird als der Subjektivismus der gehirnraumbegründeten Naivitäten von Euklid bis Kant und darüber hinaus. Die Menschheit schreitet aus jungen zu älteren Zeitaltern voran. Auch in den astronomischen Einsichten findet langsam, aber sicher eine Reifung zu männlicher Objektivität statt, nachdem der allzu junge Mythenglaube und der erfinderische Knabenwille ihre Zeit erschöpft haben. Erfreulich ist, daß die Zeiß'schen Planetarien, diese neueste Errungenschaft technischen Scharfsinnes, unter ptolemäischem Gesichtspunkt konstruiert werden. Die auch geplante Herstellung heliozentrischer Planetarien scheitert hoffentlich am Willen der kaufenden Städte, einer Gelehrtenmarotte nicht das Opfer der Klarheit zu bringen.

Die Entschwundene

Erzählung

von

Lothar Erdmann

Frau Leonhardt wartete schon seit einer halben Stunde auf die Rückkehr ihres Mieters. Sie hatte wie gewöhnlich das aus Bratkartoffeln und kaltem Fleisch bestehende Abendessen um sieben Uhr in sein Zimmer gebracht. Da er nicht kam, holte sie die Kartoffeln wieder in die Küche. Sie war an seine Pünktlichkeit so gewöhnt, daß sie die Küchenuhr, die sich jeden Tag zehn Minuten übereilte, zurückstellte, wenn er den Schlüssel in der Tür herumdrehte. Diesen Mittag hatte er sie gebeten, das Zimmer besonders gut zu heizen, da er am Abend nicht in die Bibliothek zurückkehren, sondern zu Hause Briefe schreiben wollte.

Endlich hörte sie seine raschen Schritte auf der Treppe. „Ich habe Bekannte getroffen", sagte er, als er sich im dunklen Flur vor der geöffneten Küchentür den nassen Mantel auszog.

„Bekannte? Sie haben doch gar keine Bekannten, Herr Doktor?"

„Ja," sagte Doktor Stein und trat in die Küche, „es ist auch eine einseitige Bekanntschaft, aber sie datiert doch schon seit einem halben Jahre. Am ersten Abend, als ich hier ankam, habe ich sie schon gesehen, meine Bekannten."

„Sie haben mir doch immer erzählt, daß Sie ganz fremd sind und niemanden aufsuchen. Und bei Ihnen ist auch niemand gewesen."

„Ich sag' Ihnen ja, Frau Leonhardt, es ist eine einseitige Bekanntschaft. Ich habe noch nie ein Wort mit ihnen gesprochen. Ein Vater, drei Töchter, ein Sohn. Ich glaube, der Vater ist an der Universität. Er sieht aus wie ein Gelehrter. Und sein Bild hängt unten in der Universitätsbuchhandlung. Wie er heißt, weiß ich nicht."

„Aber wenn sein Bild in der Auslage hängt, steht auch gewiß sein Name darunter. Sonst brauchen Sie nur den Buchhändler zu fragen; er weiß es sicher."

„Ich will gar nicht, Frau Leonhardt. Warum soll ich es wissen? Ich weiß übrigens beinah, wo meine Bekannten wohnen. Drüben auf der anderen Seite vom Fluß. Vielleicht kann ich von meinem Fenster aus das Haus sehen. Die Mutter scheint tot zu sein. Ich habe sie nie gesehen. Schon lange. Nun muß aber noch jemand gestorben sein."

Frau Leonhardt nahm die Kartoffeln vom Ofen, schüttete den Tee auf, und trug das Tablett über den Flur in Steins Zimmer. „Eine von den Töchtern?“ fragte sie.

„Nein, natürlich nicht, das sind ja noch ganz junge Mädchen. Übrigens habe ich zwei von ihnen mit dem Vater heute gesehen, die beiden jüngeren. Sie waren in Trauer. Es wird wohl ein Bruder des Vaters gestorben sein, oder sonst wer.“

„Junge Menschen können auch sterben“, sagte Frau Leonhardt. Sie hatte selbst einen Sohn verloren, an den sie nicht denken konnte, ohne daß sich ihre alten Augen mit Tränen füllten. Sie ging.

Stein drehte das Licht aus, setzte sich in das Sofa, das an der Längswand seines Zimmers zur Rechten des Eingangs stand, und sah hinaus in den Widerschein der Lichter von der tieferliegenden Stadt, der den schweren Novemberregenhimmel trübe erhellte und den breiten Erker des Zimmers mit seinen drei großen Fenstern abgrenzte von der Dunkelheit des übrigen Raumes.

Nach dem Essen trat er an seinen Schreibtisch im Erker, zündete die altmodische Petroleumlampe an und nahm aus der mittleren Lade sein Tagebuch heraus. Ende April war er hergekommen. Unter dem 27. fand er folgende Eintragung: „Als ich heute abend aus dem ungastlichen Treiben des Bahnhofs in die Allee einbog, in die helle Dämmerung der alten Kastanien, deren Kerzen fast erblüht waren, hatte ich eine wunderbare Begegnung. Ich war reisemüde und von Schwermut beklommen, die mich stets befällt in einer neuen Stadt. Die im Frühling schwelgenden Gärten, die wie ein unabsehbarer Park sich am Berghang hinzogen und in ihrem dichten Grün die Häuser verbargen, sah ich nur mit den Augen, ohne daß sich mein Herz ihrem Anblick öffnete. Ich achtete der Menschen nicht, die mir entgegenkamen. Wie überkam mich die plötzliche Unruhe, als wenn ich von ferne eine vertraute Gestalt erkannt hätte! Kaum daß ich mich vergewissern konnte, war das junge Mädchen vorüber. Ich kannte sie nicht und war doch im Flügelwehen einer Sekunde meinen dumpfen Träumen entrissen. Wie soll ich sie beschreiben, die ich nur einen vollen Augenaufschlag sah, lange genug, um kein Fremder mehr zu sein in dieser Stadt. Der Rhythmus meiner Schritte war verwandelt. Ich war mitten im Frühling. Die Amseln sangen. Die Krokus blühten in den runden Beeten. Ich spürte die verschwenderische Fülle des Lebens in dem Rauschen des Abendwindes über mir in den Kronen der Bäume und sah in dem gedämpften Schatten ihres hellen Hutes ihre braunen Augen leuchten. Ist es möglich, daß das Leben tief innen in einem Menschen so schön sein kann?“

Er verlor sich in Gedanken. Seitdem hatte er sie oft gesehen. Zunächst zufällig, allein oder mit ihren Geschwistern. Nach und nach kannte er alle ihre Angehörigen, einige ihrer Bekannten, und unmerklich war er so in das Geheimnis ihrer Gewohnheiten eingedrungen, daß er sie in der letzten Hälfte des Sommers mehrmals in der Woche sah. Er blätterte in seinem Tagebuche. Ende Juli und Anfang August fand er fast an jedem Tage eine Notiz.

Frau Leonhardt kam herein, um den Tisch abzunehmen.

„Ich möchte doch gern wissen, wie meine Bekannten heißen. Finden sie nicht auch, Namen sind Zauberformeln? Wenn ich eines Menschen Namen weiß, kenne ich ihn schon gleich viel besser. Der Nachname genügt nicht. Ich möchte gern," fügte er unwillkürlich hinzu, „ich möchte doch wirklich gern den Vornamen von der ältesten Tochter wissen. Einen Namen auszudenken, habe ich keine Lust. Es nützt nichts, und außerdem ist es eine Fälschung. Vielleicht sogar ein Unrecht. Mit Namen muß man nicht spielen. Wenn man in die intime Geschichte der Familien hineinschaut, merkt man erst, wieviel Unglück, Trauer und unterdrückte Bitterkeit sich mit einem Namen verbinden kann. Es ist sonderbar mit Namen. Die Kinder erhalten sie, ehe man weiß, was für Menschen sie werden. Und nachher verschwindet irgendwann dieser Zufall. Die Namen werden ein Element des Menschen so gut wie die besondere Feinfühligkeit der Nerven oder der Rhythmus des Herzens. Darum ist es so wichtig, Namen zu wissen."

Frau Leonhardt lächelte: „Was für sonderbare Einfälle Sie haben, Herr Doktor." Sie hatte das Geschirr zusammengestellt und faltete nun sorgsam die weiße Tischdecke in die eingeplätteten Falten.

Stein sah einen Augenblick schweigend ihren Hantierungen zu und fuhr dann plötzlich lebhaft fort: „Ich bin meinen Bekannten heute abend ein Stück weit nachgegangen. Ich dachte, vielleicht treffen sie sich unterwegs mit der älteren Tochter und gehen gemeinsam nach Hause, aber als sie über die alte Brücke gingen, bin ich umgekehrt. Was war es auch für ein Regen! Früher haben sie sich öfter getroffen, und ich bin dann auch eine Strecke weit hinter ihnen hergegangen. Aber nie weiter als die Brücke. Heute habe ich sie seit Monaten zum ersten Male wieder gesehen. Die älteste Tochter sah ich zuletzt Anfang August. So lange ist es schon her. Sie ist dann verreist. Jedenfalls glaube ich das ganz bestimmt. Gerade an dem Abend kam sie mit einem großen Handkoffer aus einem Lederwarengeschäft und sah so fröhlich und erwartungsvoll aus, als ob sie morgen auf Reisen ginge. Sie glauben nicht, was für ein heiterer Mensch sie ist. Auch wenn sie ernst aussieht, trübt sich ihr Blick nicht und ihr Gang ist nicht weniger leicht und behende. Ich habe das noch nie an einem Menschen erlebt und gar an einem Mädchen. Das Leben scheint ihr keinen Widerstand bieten zu können. Es breitet sich aus vor ihren Schritten, es umgibt und trägt sie, es ist nirgends verborgen und verdunkelt. Wie eine Landschaft, der das Auge bis in die fernsten Hintergründe folgen kann, ohne zu ermüden oder auf Undeutlichkeiten zu stoßen. Diese Helligkeit des ganzen Daseins ist geheimnisvoller als die Rätsel problematischer Naturen. Es ist, als ob das Wunder des eigentlichen Lebens einmal geschähe."

Frau Leonhardt war am Tisch stehen geblieben und hörte mit Erstaunen ihrem sonst so schweigsamen Zimmerherrn zu. Sie verstand nicht eben, was er sagte, aber die alte Frau mochte ihn gern und freute sich, wenn er zu ihr sprach. Seine wunderliche Ausdrucksweise verschlug ihr nichts. Er war gleichmäßig freundlich im Umgang, teilnehmend, soweit die Verhältnisse ihres Lebens in Frage kamen; über sich selbst hatte er allerdings noch nie gesprochen. „Ich glaube gar, Sie sind verliebt", sagte sie dann. „Ich dachte, Sie könnten gar nicht verliebt sein. Sie sehen doch keine Frau an."

„Wenn sie es nicht wissen," sagte Stein mit einem Lächeln, „warum nicht."

Als die Wirtin hinausgegangen war, rückte er den bequemen Ohrensessel in die Nähe des Ofens, stellte die Lampe auf den kleinen runden Tisch und schob sich einen grünen Pappschirm, der an einem einfachen Reif befestigt war, über die Stirn, um die Augen vor dem Licht zu schützen. Sein Gesicht, das eben noch von einer leichten Röte überflogen war, erschien nun sehr blaß. Zuweilen zog er die Brauen hoch, und seine jungen Züge sahen angespannt und ermüdet aus. Aber er war nicht müde. Wenigstens nicht mehr als sonst.

Er schlug in seinem Tagebuche alle die Male nach, in denen er seinen Bekannten begegnet war. Er blätterte zurück und begann von neuem zu lesen, aber ohne den Worten Aufmerksamkeit zu schenken. Er achtete nur auf das Datum und sah dann in die Glut, die hinter dem geschwärzten Marienglas trübe brannte.

In seinem Leben hatten diese Begegnungen eine tiefe Bedeutung. Schließlich gab es für ihn sonst nur die köstlichen Abwechslungen, die der Rhythmus wissenschaftlicher Arbeit mit sich bringt. So schön sie sind, so enthusiastisch sie sein können: wenn sie unausgesprochen bleiben, sind sie von Melancholie durchweht. Wenn sie nicht mitgeteilt werden, fehlt ihnen der volle Segen der Kraft, der nicht kommt ohne empfundene Wirkung. Und zu wem sollte er sprechen? Keiner seiner wenigen Studienfreunde, die er alle aus seiner Kindheit hinübergenommen hatte in die Universitätsjahre, war in der Stadt. So bewegte sich sein Leben im engsten Kreise und lag gleichsam im Schatten seiner Menschenscheu. Sie war nicht beengend, wie ein Gefängnis, dessen unerreichbare Fenster nur das teilnahmlose Licht hereinlassen, nicht die Landschaft, die es bescheint und erwärmt. Dennoch verbarg sie ihn vor den anderen Menschen und beschränkte ihn zur fernen Teilnahme an ihrem Leben, zu einer bei seiner Jugend sonderbaren Augenliebe, die freilich seiner Phantasie zugute kam, denn sie zwang ihn, sich die Welt zu schaffen, die ihm fehlte. Ganz wenige, unbedeutende Beobachtungen genügten seinen empfindlichen Sinnen, um selbst zwischen fremden Menschen und ihm einen Kontakt herzustellen, der aus unendlicher Ferne Schwingungen übertrug, deren Bedeutung er unmittelbar verstand. Den Umgang mit vielen Menschen hätte er nicht ertragen, ohne sich zu enteignen. Und er wußte es. Er fühlte ohne Widerspruch, daß hier Natur und Schicksal in genauer Übereinstimmung waren, und verstand sich ohne eine Spur von Bitterkeit auf das Glück, das seine Entbehrung bot.

An der Freude, mit der ihn das Wiedersehen an diesem Abend erfüllt hatte, wurde sich Stein erst klar, wie eigentlich diese Begegnungen das Glück des vergangenen Sommers ausgemacht hatten. Und er dachte nun an die Augenblicke, an denen er seiner Freundin allein begegnet war, an die Stunden, in denen er sie bei Konzerten und Vorträgen von der Galerie des altertümlichen Musiksaales der Universität betrachtet hatte.

An einem Abend war er durch die belebteste Geschäftsstraße gegangen, die in einiger Entfernung vom Flusse in gleicher Richtung die Stadt von dem verwitterten Osttor der alten Stadtmauer bis zum Bahnhof durchquerte. Er hatte keine Eile und trieb in müßigen Gedanken durch die hin und wieder strömenden Menschen. Das Gewühl tat ihm wohl. Er kam von der Biblio-

thek. Seine Arbeit klang noch nach in seinen Gedanken. Um zu einem Buchladen auf der anderen Seite der Straße zu kommen, mußte er sie kreuzen, schaute auf und sah mit Entzücken und Schrecken in die Augen seiner Freundin, die ihn mit unbefangener Neugier ansah, als kenne sie ihn vom Hörensagen schon lange und überzeugte sich nun, daß er es wirklich sei. Der Schein der Bekanntschaft war so überzeugend, daß Stein unwillkürlich an seinen Hut griff, innehielt und ihn dann abnahm, als täte er es um der Wärme willen. Die Fremde lächelte. Vielleicht hatte sie die Bewegung bemerkt, die sich ungeschickt versteckte. Stein fühlte, wie er heiß und rot wurde, und ging verlegen schnell nach dem Schaufenster. Wie er am Abend sich der Bücher entsinnen wollte, die er gesehen hatte, wußte er nicht eines, und das Schaufenster war in seiner Erinnerung wie ein Spiegel, aus dem das Bildnis seiner Freundin sich nicht verlor.

Zufällig hatte er sie an einem der ersten Maitage in einem Konzert entdeckt, dem ersten einer ganzen Reihe, welches die Bach-Gesellschaft der Stadt zwischen Ostern und Pfingsten in dem Saal der früheren Bibliothek veranstaltete. Er ging täglich an dem einfachen Barockbau vorüber und hatte seine nüchterne Fassade anfangs gar nicht beachtet. Aber seit dem ersten Konzert war ihm das Gebäude lieb geworden, und er entdeckte Tausende kleine Dinge, die er schön und merkwürdig fand. Das letzte Konzert war wie in jedem Jahre am Himmelfahrtsmorgen und sollte ganz Mozart gewidmet sein, dessen hundertfünfzigster Geburtstag in diesem Jahre durch besondere Feiern begangen wurde. Zuerst die Symphonie, dann Arien, Rezitative und Duette aus der „Entführung“ und zuletzt das Klavierkonzert, das zu den Stücken gehörte, die er auswendig konnte und an manchem Abend zu seiner Erholung pfiff, während er in seinem Zimmer auf und ab ging. Da er kein Instrument spielte, hatte er diese einfache Kunst zu einer gewissen Vollendung ausgebildet und konnte stundenlang aus seinem Gedächtnis die Stücke hervorholen, an denen er sich erfreuen wollte.

Es war ein Himmelfahrtsmorgen von festlicher Frische. Die Häuser am Markt mit ihren spitzen oder geschwungenen Giebeln fühlten nichts von ihrem Alter, als wäre alle die Jahrhunderte Sonntag gewesen, in denen sie den mächtigen Glocken des Münsters gelauscht hatten, das sie in ehrerbietiger Weite umstanden. Kein Tag verging, ohne daß Stein über diesen Platz ging; es war ihm einer der liebsten in den deutschen Städten, die er kannte. Er war nicht wie moderne Plätze, die eigentlich nur riesige Straßenkreuzungen sind, sondern ein geschlossener Raum, von der Stadt, dessen Mittelpunkt er war, rings umgeben wie ein See von seinen Ufern. In seiner Mitte erhob sich, aus rotem Sandstein gefügt, der Dom — ein Wunder aus der Zeit, in der die gotische Phantasie am reichsten blühte. Über der geräumigen Vorhalle, in der in vergangenen Jahrhunderten die Büßer weilten, stieg, sich allmählich verjüngend, der schlanke Turm in den fernen Himmel. Das feine und kräftige Maßwerk des Helms, mit seinen durchbrochenen Flächen, war in der Kreuzblume wie in einem Gruß zusammengefaßt, der keinen anderen Ausdruck finden konnte als diese stumme Darbietung an unendliche Dinge. Stein kannte diese Kirche so genau, daß er sie mit geschlossenen Augen fast in den Einzelheiten vor sich

sah. Aber wie er an diesem Tage aus den schmalen Gassen ins Freie trat, war es ihm, als sähe er sie zum ersten Male.

In der Augustinerstraße, die ihren Namen nach dem Kloster führte, in dessen Räumen Hörsäle der Universität eingerichtet waren, drängten schon die Menschen dem Konzertgebäude zu. Die schweren dunklen Flügeltüren waren weit offen. Stein schritt durch den Vorraum, der durch eine hohe Glastür von dem verschwenderisch weiträumigen Treppenhaus abgeschlossen war. Nach beiden Seiten führten in flachen Stufen Treppen im rechten Winkel hinauf und vereinten sich in halber Höhe zu einem Gang, der die Rückwand des Raumes teilte. Aus hohen Fenstern fiel strahlendes Licht auf die nun breitere Treppe, die, umwendend, in einer Empore endete und den Saal vorbereitete. Stein ging nicht in den Saal hinein, sondern wandte sich einer kleinen Tür zu, von der er auf einer Wendeltreppe zu der schmalen Galerie gelangte, die rings um den ebenmäßigen, mit Stuckverzierungen und verblaßten Deckengemälden geschmückten Saal lief. Sie bot nur Raum für eine Reihe Stühle. Stein trat in eine der etwas erhöhten Fensternischen, unweit über dem Podium; wenn er dort stand, konnte er am besten den Saal übersehen und nach der Unbekannten ausschauen, die bisher noch in keinem Konzert gefehlt hatte.

Als schon fast alle ihre Plätze eingenommen hatten, kam sie. Diesmal in einem anderen Kleid wie sonst, aus blauem Voile. Ehe sie sich setzte, sprach sie noch mit Bekannten, grüßte viele, und es schien Stein, als ob sich ihre Frische in den Gesichtern spiegelte und sie belebte. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, während die Musik spielte, sich so in ihren Anblick zu versenken, daß er gleich einem Medium den Klängen lauschte, die in ihrer Seele sich in eine Folge enteilender Empfindungen verwandelten, und die Bewegung nachzufühlen, die Erinnerung und Lebensgefühl ihr zutrugen. Dieses dichterische Träumen gab dem eigenen Entzücken an dem gedankenvollen Wohllaut Mozartscher Kunst einen tieferen Schwung. Nach der Symphonie spielte das Orchester die Ouvertüre der „Entführung“. Es war ein Wagnis des jungen Dirigenten, einige Szenen der Oper aus ihrem Zusammenhang zu lösen und im Konzertsaal zu Gehör zu bringen. Aber das Vorurteil konnte schon der ersten Arie nicht widerstehen. Diese Musik, die alten Menschen Bilder ihrer innigsten Jugend ins Geblüt ruft, schafft Raum in allen Herzen. Die ganze Welt nimmt teil an ihrer seligen Weite. Kümmernisse und Schmerzen, der blühende Überschwang ewigen Menschenfrühlings durchfluten sie. Und alle die jungen Menschen im Saale fühlten in diesen beschwingten Melodien den Rhythmus ihres eigenen Gefühls. Sie gaben sich dem leichten Wechsel der Arien, Lieder und Rezitative hin, und es war mehr als Beifall, der den Solisten lohnte; unwiderstehliche Begeisterung schlug ihnen wie ein Echo entgegen, die Stimmen der Künstler entfesselten, was im Alltag ihrer Zuhörer sich an eingehaltenem Jubel, spielender Schelmerei und zurückgedrängter Klage regte. Es entstand eine neue wunderbare Schöpfung, wie sie nur in seltenen Stunden aus der vollkommenen Einheit von Darbietung und Hingabe erwächst. Das letzte Rezitativ, als die Schergen des Bassa Selim die Flüchtlinge ereilen und der sichere Tod der Erschreckten wartet, hob an. Der Klage Belmontes: „Welch ein Geschick, o Qual der Seele“, in der die Liebenden des jähen Endes ihres wiedergefundenen Glückes inne werden, entnahm die entschwebende

Stimme Konstanzes die bittere Trauer. Die Erwartung ihres Schicksals reißt sie an die Grenze des Daseins, und in dem hellen Schmuck dieser leichten Szenen erscheint wie ein dunkler Diamant, wunderbar gefaßt, die unmittelbarste Vorempfindung des Vergehens: „Was ist der Tod! Ein Übergang zur Ruh'." Stein kannte diese Stelle nicht. Er achtete nicht mehr auf das folgende Duett. Er schloß die Augen und fühlte in diesen wenigen Klängen das Geheimnis ewiger Trennung in seiner ganzen Trauer und dennoch so überwunden, daß sie wie um eine beruhigte Stille zu schweben schienen. Dann war es ihm plötzlich, als ob ihn mehr als die feine Wand seiner Augenlider von der Unbekannten trennten, und er öffnete sie zu einem weiten Blick, um sich ihres Lebens zu versichern. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt; und ihr Gesicht war im Schatten verborgen.

In der Pause traten alle hinaus in den Hof, in dessen Mitte eine mächtige Akazie mit weitausladender Krone stand; wie zu einem Gewölbe schlossen sich die Äste nach allen Seiten mit dem umgebenden Gebäude zusammen, und auf dem Grunde bildete das durch das Laub fallende Sonnenlicht reiche Ornamente. Stein ging durch die Menge, aber, obwohl er nicht unterließ, sich die Gesichter anzusehen, suchte er doch nur die schöne Fremde und fand sie diesmal nicht, wie meistens, in der Nähe des alten Baumes, sondern in einer Ecke des Hofes im Gespräch mit einer Freundin. Unbemerkt trat er nahe hinzu, von dem Wunsche beseelt, ihre Stimme zu hören, die er noch nicht kannte, und er hörte, wie sie zu dem Mädchen sagte: „So viel Glück ist an der Grenze der Trauer." Nun wußte Stein, daß sie Gleiches empfunden hatte. Er sah ihr ruhiges Gesicht. Dann, als hätte er eine Indiskretion begangen, wandte er sich rasch ab.

An diese Begegnungen dachte Stein, und eine unendliche Freude erfüllte ihn. Der Abend verging, indessen er fast ohne sich zu bewegen in dem Sessel saß und in die Glut starrte, die allmählich erlosch. Er hatte vergessen nachzulegen. Die Glocke des Münsters schlug aus der Ferne die elfte Stunde.

Er fröstelte und stand auf. Nun fielen ihm die Briefe ein, die er hatte schreiben wollen. Es war zu spät. Es waren keine eiligen Briefe. Was schadete es, wenn seine Mutter einmal den wöchentlichen Brief nicht am Sonntag erhielt. Sie wußte, daß er schreiben würde, und würde das Versäumnis eher auf die Post schieben als auf ihn. Dennoch aus einem unbestimmten und unbestimmbaren Grund machte es ihm das Herz schwer, daß er nicht geschrieben hatte. Er hätte den ganzen Abend schreiben sollen.

Er nahm die Decke vom Sofa, setzte sich wieder in den Sessel und legte die Decke über die Knie.

Der Abend kam ihm wieder in den Sinn, und er folgte dem Vater und den Schwestern bis an die Brücke. Warum trugen sie Trauer? Wer mochte gestorben sein?

Es fiel ihm ein, daß Diphtheriefälle in der Stadt vorgekommen waren. Eine Reihe von Kindern war gestorben. Vielleicht auch der kleine Bruder....

Aber er schlug sich diesen Gedanken aus dem Kopf. Warum gerade dieses gesunde Kind? Unsinn.

Wie eine leise Unruhe, die mehr sein Nachdenken beschäftigte als aus

seinem Herzen zu kommen schien, blieb die Frage in seinem Bewußtsein: Wer? Aber sie wurde nicht zu einer bestimmteren Sorge.

In den nächsten Wochen versuchte er sein Leben in der gewohnten Weise fortzusetzen. In den Morgenstunden, an den Abenden blieb er zu Hause, nur am Nachmittag ging er in die Bibliothek.

Sein Schreibtisch stand in dem fast in der ganzen Zimmerbreite vorspringenden Erker. Das große Mittelfenster eröffnete den Blick auf die waldigen Berge der anderen Seite des Flusses, an deren Abhang sich das Villenviertel der Stadt hinzog. Als er nach langem Suchen in den ersten Tagen seines Aufenthaltes das Zimmer gefunden hatte, war es vor allem der Blick durch die Seitenfenster, der ihn bestimmt hatte zu bleiben. Gegen Westen sah er hinaus in die Ebene, wie durch ein mächtiges Tor, von dem nur die Säulen stehengeblieben sind. Nach Osten traten die Berge dicht zusammen; wenn der sinkende Abend die Farben zu einem ungewissen und zarten Klang vereinte, schloß sich das Tal und über den noch klaren Konturen der Berge begann die lichte Stille des Himmels. Im Sommer waren die Stunden, die er an seinem Schreibtisch zubrachte, schon vorher wie eine drängende Freude in seinem Bewußtsein, die er hinauszögerte, um sie tiefer zu genießen. Er wußte nicht, wann sie schöner waren. Wenn er morgens aufstand, nahm er das Frühstück an dem runden Tisch vor dem Sofa und trat erst dann in den Erker, um sich selbst zu überraschen. Wenn er abends heimkehrte, wartete er wie auf ein Fest auf das an jedem Tage andere Schauspiel, das sich seinen Augen bieten würde. Der Herbst war bis vor wenigen Tagen strahlend klar gewesen, und die bunte Feier der Wälder schien kein Ende nehmen zu können. Nun hatte der November über Nacht das späte Laub von den Bäumen gerissen. Regen und Nebel veränderten die vertrauten Züge der Landschaft; sie war ihm nicht weniger lieb. Sie war seine Heimat geworden in diesem halben Jahre; sie konnte ihm nicht mehr fremd werden.

Des Morgens arbeitete Stein an einem Buch, von dem er vorläufig nicht wußte, was aus ihm werden würde. Es hatte noch keinen Titel. Vor sich selbst nannte er es einen Versuch über die dynamischen Verschiedenheiten des Pantheismus. An Philosophien interessierte ihn nicht das System, sondern ihr organisches Verhältnis zu den Menschen, deren Blüte und Frucht sie waren. Für ihn war die Philosophie nicht auf die Wissenschaft beschränkt, der dieser Name vorbehalten ist. Er fühlte sie wie ein unendlich verteiltes sphärisches Element überall als treibende Kraft, und liebte es noch mehr, die unausgesprochenen, gleichsam in der reinen Anschauung verborgenen Philosophien der Dichter aufzuspüren und sie in seine eigene Sprache zu übertragen als die klar umrissenen Systeme, deren dogmatische Prägnanz ihm eher ihre Geltung zu beeinträchtigen als zu befestigen schien. Die Materialien zu dieser Untersuchung hatte er in den letzten Tagen abgeschlossen. Nun kam es ihm darauf an, nach seiner Weise das Ganze niederzuschreiben. Er hatte die übersichtlich gruppierten Sammlungen in seinem Schreibtisch verschlossen, um zunächst einmal nichts zu wissen als das, was in seinen Gedanken lebendig geworden war während der Untersuchung. Er haßte die Methode, aus hundert Büchern ein neues zusammenzuflicken. Der gesammelte Stoff hatte für ihn nunmehr nur noch Wert als spätere Kontrolle seines inneren Sinnes, dessen Bildern und

Gedanken er sich überließ. Seine eigentümliche Kraft, auch leise Umrisse plastisch erfassen zu können, verließ ihn nie, solange er sich frisch fühlte. Und mit welcher Ungeduld hatte er in den letzten Wochen den Tag herbeigewünscht, an dem er unter die vorbereitende Arbeit den Schlußstrich setzen konnte! Und es war nichts anderes wie die Kunst, den Zusammenhang zu verstehen, der sich aus dem Wirken von Natur, Geist und Schicksal zu einem unentrinnbar Ganzen verbindet.

Aber nach dem Abend, an dem er Vater und Schwestern seiner unbekannten Freundin in der Stadt begegnet war, gedieh ihm die freie Arbeit nicht, wie er es sonst gewöhnt war. Die ungetrübte Ruhe seines auf die reine Entfaltung geistiger Kräfte abgestimmten Daseins zog nicht mehr ihren schützenden Kreis um die Vormittagsstunden. Eine von Tag zu Tag häufigere, namenlose und nicht zu bestimmende Erregung überfiel ihn mitten in der Arbeit, und es kostete ihm Mühe, sie abzuwehren. Es gelang ihm nicht, sie zu vergessen. Allmählich wurde sie zu dem heimlich bewegten Hintergrund seiner Gedanken. Er fühlte sich in seiner Arbeit nicht mehr heimisch. Und zugleich mit der Abnahme der Freude an der Gestaltung seines Buches wuchs das Verlangen leidenschaftlich, nach so langen Monaten endlich wieder das geliebte Antlitz der Freundin zu sehen.

Sie mußte nun zurück sein von der Reise, bei deren Vorbereitung er sie das letztemal in der Stadt gesehen hatte. Vielleicht stand ihr langes Ausbleiben in Verbindung mit dem Trauerfall. Eine verheiratete Schwester des Vaters mochte gestorben sein, und es war ja nur natürlich, daß sie, und gerade sie, dem verwitweten Mann in den ersten Monaten den Haushalt führte, um ihm den Übergang in die neue Existenz weniger fühlbar zu machen und ihn mit leichten Händen hinüberzuleiten in die Veränderung seines täglichen Lebens. Wer konnte dafür geeigneter sein als sie, die durch die einfache Äußerung ihres Wesens wohltuende Harmonien ausstrahlte?

Glücklicherweise begannen nun wieder die Winterkonzerte; Vortragsabende waren von der Literarischen Gesellschaft angekündigt; einige der bekannteren Professoren der Universität hielten volkstümliche Vorlesungen über allgemeinere Fragen ihres Gebietes. In irgendeiner dieser Veranstaltungen hoffte er sie mit Sicherheit zu treffen. Er nahm für die verschiedensten Karten, ganz gegen seine Gewohnheit, denn er liebte es sonst nicht, nur um der Bildung willen da und dort zu naschen, und gab nicht gern seine Abende hin, an denen er zu seiner Erholung seine Kenntnis fremder Literaturen ausbreitete und vertiefte.

Er sah sie niemals, obwohl er fast jeden zweiten Abend der Woche ausging. Auch keinen der Ihrigen konnte er entdecken. Da alle fernblieben, nahm er an, daß ein naher Verwandter gestorben sein müsse und daß sie noch verreist sei. Aber Weihnachten wird sie sicherlich zu Hause feiern, sagte er sich und stellte sich vor, was das für ein Weihnachtsfest sein müßte, wenn sie tausend Geheimnisse als Überraschung für ihre Angehörigen vorbereiten und auf die schön geschmückten Tische legen würde.

Zuweilen begegnete er in der Stadt einer ihrer Schwestern, oder er sah ihren Vater in der Bibliothek. Aber weder sie noch ihr Bruder kamen ihm auf seinen Streifzügen durch die Stadt entgegen. Oft glaubte er sie von ferne

zu erkennen. Die auf den kleinsten Reiz antwortende Hoffnung, sie zu sehen, ließ ihn auf jede Ähnlichkeit der Gestalt, des Ganges achten; er war bereit, sie überall zu finden, meinte sie zu entdecken, beschleunigte seine Schritte und stellte enttäuscht und traurig fest, daß er sich geirrt hatte.

An einem Abend traf er ihre jüngste Schwester. Sie machte Einkäufe. Er folgte ihr über eine Stunde von Laden zu Laden, blieb an einem benachbarten Schaufenster stehen, wenn sie irgendwo eintrat, und faßte sich schließlich ein Herz, ihr nachzugehen, als sie aus der Hauptstraße in die schmalen Gassen einbog, die durch die Altstadt nach dem Flusse führen. Er folgte ihr über die Brücke, durch die unmittelbar vom Ufer aus ansteigenden Straßen einen Weg entlang, an dem nur wenige Häuser standen. Es war der letzte über der Stadt; unten im Tal brannten schon die Lichter. Endlich öffnete sie eine Gartentür und verschwand in dem Vorgarten eines alleinstehenden, einfachen Landhauses. Die mittleren Fenster waren erleuchtet, die Vorhänge zugezogen. Stein sah Schatten sich bewegen und wünschte sie sehnlichst in diesem Zimmer. Er war auf der anderen Seite des Weges stehengeblieben. Nach einer kleinen Weile trat er hinzu und las auf dem weißen Schild an der Gartentür den Namen: Fabricius. Die Gewißheit, wo er sie zu suchen hatte, machte ihn froh und traurig. Er betrachtete das Haus, zählte die Fenster an den Stockwerken und dachte sich aus, wie es eingerichtet sei. Er war gewiß, daß ihr Zimmer sicher auf der dem Tal zugewandten Seite liegen werde.

Zu Hause angelangt, suchte er sofort das Haus festzustellen. Er konnte das Licht schimmern sehen. Am späten Abend wurden die Zimmer im oberen Stockwerk erleuchtet. Am anderen Morgen bemerkte er, daß er sich nicht getäuscht hatte. Während er am Schreibtisch saß, schaute er zuweilen auf und freute sich, als er an diesem Vormittag ruhiger seine Gedanken gewähren lassen konnte.

Nach einigen Tagen kehrte die sonderbare, ermüdende Unruhe zurück. Weihnachten kam. In den Tagen vorher war er oft durch die Geschäftsstraßen gegangen, in der Hoffnung, sie bei den letzten Besorgungen für das Fest anzutreffen. Indessen sah er nicht einmal jemand aus ihrer Familie. Ihren Bruder, einen Knaben von etwa zwölf Jahren, hatte er in den ganzen letzten Monaten nie gesehen. Er hatte daher zuweilen daran gedacht, daß vielleicht er gestorben sei, wie es ihm schon an jenem Abend im November in den Sinn gekommen war. Dieser Gedanke hatte mit der Zeit Wurzeln gefaßt. Nach dem Schluß der Weihnachtsferien ging er mittags des öfteren an der Realschule und dem Gymnasium vorbei und suchte unter den Jungens nach dem bekannten Gesicht. Schließlich gab er es auf und glaubte nun sicher zu sein, daß der Tod des Knaben der Anlaß war, wegen dessen seine Bekannten Trauer trugen und allen Konzerten fernblieben. Er gewöhnte sich daran, ihn tot zu wissen. Bis ins einzelne sah er vor sich, wie die Krankheit zuerst scheinbar unbedenklich begonnen und dann plötzlich einen gefährlichen Verlauf genommen hatte; das kindliche Gesicht in den weißen Kissen verfiel von Tag zu Tag; die großen Augen waren traurig und erschreckt; nur wenn seine Freundin ins Zimmer trat und dem Fiebernden eine Kleinigkeit zu essen brachte, oder Umschläge erneuerte, lächelte er, und es war ein Vertrauen in diesem kaum merkbaren Lächeln, wie es ein Kind sonst nur zur Mutter hegt.

Die schwere wochenlange Pflege und dann nach Tagen auflebender Hoffnung der jähe Tod des Kindes mußte sie erschöpfen. Vermutlich hatte der Vater dafür gesorgt, daß sie zur Erholung einige Monate fortging. Schließlich lag es ja näher, daß der Knabe gestorben sei als eine Tante.

Eines Mittags im Januar, als er über den Markt ging, kam ihm der Junge mit ein paar Schulkameraden vor dem Münster entgegen. Die Begegnung schlug ihn mit Entsetzen; er mußte stehenbleiben, um sich zu fassen, und er fühlte, wie er sich entfärbte. Der Knabe sah blühend frisch aus und hatte von der Winterluft gerötete Wangen; er war auf dem Wege zur Eisbahn, die an diesem Tage eröffnet worden war.

Stein sah ihm nach und ging mit müden Schritten in die Kirche hinein. Im Mittelschiff setzte er sich auf eine Bank und schaute mechanisch die mächtigen Säulen entlang nach dem Chor, in dessen farbiger Dämmerung das ewige Licht wie ein funkelnder Rubin schwebte. Während er mit vorgenommener Aufmerksamkeit aus der Ferne die auf den Chorfenstern abgebildeten Legenden festzustellen suchte, quälte ihn das Bewußtsein, daß der Gedanke an den Tod des Knaben ihm zu einer tröstlichen Gewöhnung geworden war. Er fühlte sich auf einem Komplott gegen das Leben des Kindes ertappt, und es war ihm schwer ums Herz, als habe er eine Schuld auf sich geladen. „Also er nicht“, sagte er leise zu sich selbst und erhob sich fröstelnd. Die Kirche kam ihm mit einem Male so nüchtern vor und so kalt wie die Winterluft, die durch die geöffneten Portale strich. Eine tiefe Bitterkeit bemächtigte sich seiner. Zwischen den Sitzreihen entlang ging er langsam auf das Portal zu. Das scharfe Licht des schneeklaren Tages tat seinen Augen weh, er schloß sie und ging wie ein Blinder dem Ausgang zu. Und in der dunklen Stille dieses Augenblicks durchzuckte ihn ein furchtbarer Gedanke. Denn nun, nun war ja eine ganz andere Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen.

Seit diesem Tage konnte er sich nicht entschließen, morgens in seinem Zimmer zu bleiben. Er vermied, sich an seinen Schreibtisch zu setzen, und ging nicht mehr an das Fenster. Schon am frühen Morgen ging er die steile Gasse hinunter zur Bibliothek. Solange er dort saß, unter den Menschen, war er durchaus imstande, sich jeder näheren Ausdeutung zu erwehren. Er schichtete gleichsam die Sätze, die er las, einen um den anderen, zu einer Mauer hoch, die gerade noch verhütete, daß er hinübersah in den Bereich, vor dem er sich fürchtete. Gelegentlich, wenn er schrieb, konnte er sich sogar so sicher bewegen, als wenn er keines schützenden Walles bedürfte. Sobald er aber lange leichtsinnig war, kam immer ein Augenblick, wo er flüchten mußte.

Abends, wenn er müde war — und das wurde er jetzt schon am späten Mittag —, zerfielen alle über Tag errichteten Schutzwehren. Er zählte sich mit kindlicher Pedanterie alle Verwandten auf, die in Betracht kamen. Er stellte sie sich vor: Professoren, Bankdirektoren, Rechtsanwälte und ihre Frauen. Sicherlich war es eine große, alte Familie: schon der Name deutete auf eine lange, gelehrte Tradition.

Aber unter den vielen Gesichtern, die er sich erfand, um das eine nicht ansehen zu müssen, dessen Erloschensein er mit unbeschreiblicher Angst fürchtete, war keines auf die Dauer glaubwürdig. Alle waren so verrucht lebendig, oder wer weiß wie lange tot. Auf keines konnte er rechnen.

In dieser Zeit machte er große Spaziergänge. Er wollte sich müde laufen, bis tief in jene wundervolle Knabenmüdigkeit hinein, auf die sich so herrlich schlief. Aber er vergaß, daß er nicht mehr die leichte Frische der Knabenzeit besaß. Hatte er sie überhaupt je gehabt? Hatte er nicht schon mit zehn Jahren lange Stunden in der Nacht gekannt, in denen er wach lag? Nicht ein Wachsein wie am Tage, anstrengender. Zuerst freilich war es schön. Man konnte sich Geschichten ausdenken, ohne von Erwachsenen oder durch Schularbeiten unterbrochen zu werden. Aber diese schlaflosen Stunden waren länger als die längsten Geschichten und überdauerten die Müdigkeit. Dann kamen merkwürdig überreizte Übergänge, in denen er von Farbflecken beängstigt wurde, die ganz klein irgendwo in der Ferne begannen und mit unheimlicher Schnelligkeit in Geschwadern gegeneinander aufrückten, gespenstisch rasch die Formen veränderten und sich wie erbitterte Tiere ineinander verbissen. Es kam auch vor, daß sein Bett in einer riesenhaften drehenden Tonne schwebend aufgehängt schien. Das war kein ausruhender Schlaf. Und die Schulstunden waren in jenen Jahren eine Überanstrengung. In den letzten konnte er kaum noch aufpassen. Aber an diese Dinge dachte Stein nicht. Von seiner tiefen Erregung aus erschien ihm die Kindheit wie ein strahlender Streifen festes Land, und er versuchte ihn zu erreichen.

An einem Mittag, Anfang Februar, trieb ihn seine Unruhe erst durch die Stadt, dann längs der Berge, die am Rande der Ebene sich unabsehbar nach Süden erstreckten, durch die Straßen der Vorstadt, in denen er noch nie gewesen war. Er stieg ein wenig bergauf, um die weiten, brachliegenden Felder jenseits der Häuser sehen zu können; der riesige Himmel über dem weiten Land war von schwerem, niedrig ziehendem, dunklem Gewölk bedeckt. Nur im Süden war wie ein See in den Wolken eine tiefe blaue Fläche eingeschnitten, die im Treiben des Windes fortwährend ihre Form veränderte und von Wolkenfetzen wie von Schaumflocken übersprüht wurde. Der Regen, der den ganzen Tag angehalten hatte, flaute ab.

Wie gewöhnlich auf seinen Spaziergängen hatte Stein sein Skizzenbuch mitgenommen. Zu zeichnen, mit fast überschärfter Aufmerksamkeit, nur zur Übung des Auges abzuzeichnen, war seine erholendste Gewohnheit. Gerade in den letzten Wochen auf seinen Wanderungen war sie zu einer Leidenschaft geworden. Nie gelang es ihm, leichter eine gewisse Ruhe herzustellen, als wenn der äußere Zwang, auf Eigenheiten einer Landschaft zu achten, seine Aufmerksamkeit fesselte. Einen Augenblick schwankte er, ob er sich niedersetzen sollte und versuchen, die stürmische Bewegung festzuhalten. Als er die Landschaft überblickte, sah er zu seiner Linken unter sich den alten Friedhof der Stadt liegen; und mit einer merkwürdigen Sicherheit, als sei er nur zu diesem Zweck ausgegangen, schlug er den schmalen Weg ein, der ihn nach wenigen Minuten an einen kleinen Seiteneingang in der Umfriedung brachte.

Der Friedhof war schon alt. Menschen, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts geboren waren, ruhten neben anderen, die um die Wende des neunzehnten starben. Stein las die Namen und Jahreszahlen, indessen er schweigend zwischen den Steinen und Kreuzen hinging, zwischen den winterlichen Linden und Birken mit ihren kahlen Zweigen und den

Lebensbäumen, deren teilnahmloses Grün die Monotonie des Bildes eher verdüsterte als belebte.

Als er vierzehn Jahre alt war, hatte er seinen Vater verloren. Seine Mutter war mit ihm oft auf den Kirchhof gegangen in seiner Heimat; in ihrem geduldigen Frauenherzen hatte weder Bitterkeit noch das eigene Schicksal übertreibender Schmerz Raum. Sie vermochte die Grenzen des Todes mit der schönen tiefen Sicherheit zu überschreiten, die der Glaube eingibt, daß der Tod nur eine Verwandlung der Form, nicht ein Ende des Lebens sei. Sie hatte ihn gelehrt, die Stätte zu pflegen, an der der Vater ruhte; sie pflanzte mit eigenen Händen die Stiefmütterchen im März und überlegte mit dem Knaben, mit welchen Blumen sie das Grab im Mai schmücken sollte; und sie beschnitt die Rosen mit einer so innigen Freude, als stünden sie im Garten an ihrem Haus und sie könnte im Sommer wie früher ihrem Mann die schönsten, eben erblühten zeigen. So waren ihm die Toten früh vertraut. In seinen Studienjahren hatte die Beschäftigung mit der Vergangenheit die Grenzen der Zeiten ausgelöscht. Die großen Perioden reihten sich nicht in der starren Folge der Jahrhunderte, sondern sie entstanden wie ein unendlicher Kreis, der sich niemals schloß, um eine rätselhafte und beruhigte Mitte, an deren nicht auszudeutendem Geheimnis Geschlecht um Geschlecht seines eigentümlichen Lebens inne wurde, sein Bekenntnis und seinen Widerspruch lebte und aussprach und der aufsteigenden Generation das Vermächtnis seines Daseins mitteilte, ohne daß jemals der Abstand von dem inneren Kreis geringer oder weiter geworden wäre: jede nahm das eigene Leben zum Ausgang und mußte es nehmen; jede ging ihren eigenen Weg, und es gab keinen anderen für sie. Aber alle diese Anfänge, alle diese Wege hatten eine gemeinsame Richtung, die nur der zu empfinden vermochte, der sie über die zählbare Zeit hinaus verlängerte bis zu ihrer Vereinigung in einem unendlichen Sinn. So kannte sein Gegenwartsgefühl nur die Grenzen der Anschauung.

Freilich — in den letzten Wochen waren diese bisher kaum empfundenen Grenzen wie ein Abgrund, an dessen offener Tiefe er bis in seine Träume hinein entlangzugehen gezwungen war. Er war müde und unsicher. Ein nie gefühltes Grauen beschlich ihn. Und er schritt zögernd die verschlungenen Wege, in denen er sich verging wie in einem Labyrinth, aus dem es keinen Ausweg gab. Die Wege waren feucht von dem endlosen Regen; an ihren Seiten strömte das Wasser in schmalen Rinnen; es tropfte von den Bäumen. Er hatte Heimweh nach den Straßen der Stadt, nach ihren Menschen, nach ihren Stimmen; wenigstens die Ebene wollte er wieder sehen, irgendeine weite Verbindung mit der umgebenden Welt. Dennoch brachte er es nicht über sich, nach dem Eingangstor zu gehen, obwohl er den Weg zu ihm verschiedene Male kreuzte. Schließlich kam er an einen Weg, der nicht weit von der umschließenden Mauer dieser zu folgen schien, und er nahm sich vor, auf ihm den Kirchhof zu verlassen. Er ging langsamer, als müsse er die Namen auswendig lernen.

Später wußte er nicht, was er zuerst gesehen hatte, den Namen, der sich wie ein aufgeschreckter Vogel plötzlich verriet, und dennoch zaudernd, Buchstaben um Buchstaben anwuchs, oder das in gelblichem Marmor geschnittene Bildnis auf dem dunklen Stein, das zarte Gesicht, das ihm vertrauter war

als das seiner Mutter. Er saß auf einer Bank neben dem schon mit jungen Efeu bepflanzten Hügel, und hatte das Haupt in beide Hände gestützt. „Du, du“, sagte er mit seiner leisesten Stimme, und sie war wie die eines andern, der das alles schon lange wußte, war wie ein Schweigen, das von selbst sich regt und im Anklingen verhallt und stiller wird als je. Er weinte. Und mit den Tränen kam eine unbeschreibliche Müdigkeit über ihn. Minutenlang verlor er vollkommen das Bewußtsein seiner Umgebung und versank tief in Schlaf wie in einen Brunnen. Auf seinem Grunde war er in einer anderen Umgebung, als die er verließ. Er ging wieder oben am Berg entlang, aber in der Richtung auf die Stadt. Es war dunkel, und er eilte sich, unter Menschen zu kommen. Von ungefähr kam er durch die Seitengassen der Hauptstraße unmittelbar nach dem Münster. Die Fenster waren erleuchtet. Durch das romanische Südportal am Querschiff, das noch zu dem älteren Bau gehörte, wollte er eben eintreten und hatte schon die Zugtür halb geöffnet, als sich eine Hand leicht auf seine Schulter legte. „Willst du auch in die Kirche, Jörg?“ fragte eine Mädchenstimme. „Bist du es, Helene?“ sagte Stein und wandte sich zurück, „wie schön, daß wir uns treffen; die Kirche ist nie schöner als an den Abenden.“ Sie traten herein und blieben im Schatten stehen. Er sah sie an, und es fiel ihm auf, daß sie ein leichtes Sommerkleid trug. „Kind,“ sagte er zärtlich, „du mußt ja frieren. Komm, nimm meinen Mantel.“ Und er zog sich seinen Mantel aus, in den sie sich willig hineinhelfen ließ. „Du mußt die Hände in die Taschen stecken; es sind schöne, große, warme Taschen. So. Und nun den Kragen hochschlagen.“ Sie lächelte. „Wie schön sie singen“, flüsterte sie und er fühlte ihren warmen Atem an seinem Ohr. „Noch viel, viel schöner als damals.“ Obwohl sie es nicht sagte, wußte Stein, daß sie an die traurigen Worte der Konstanze am Himmelfahrtsmorgen dachte. Ihn fror, und er schlug die Augen auf.

Da sah er wieder den unerbittlichen Stein vor sich und las: Helene Fabricius, geboren am 16. Februar 1883, gestorben am 21. August 1906. Der Stein war noch neu, er konnte noch nicht lange aufgestellt sein. Das Reliefbildnis im Profil war wie nach dem Leben geschnitten. „Nur so viel ernster bist du“, sagte er vor sich hin und mußte mit Gewalt die Tränen einhalten. Er sah um sich. Links von dem neuen Grab war das Grab der Mutter; sie war vor sechs Jahren gestorben. Auf beiden Gräbern lagen frische Blumen; auf dem noch leeren Mittelfeld des neuen außerdem noch einige Kränze; er zählte sie und sah dann wieder das Bildnis an. Instinktiv zog er sein Skizzenbuch aus der Tasche und schlug es auf, aber als er beginnen wollte zu zeichnen, vermochte er es nicht und schaute mit angestrengten, brennenden Augen die stillen Züge an. Der Traum kam ihm in die Gedanken, und daß sie ihn mit dem Kosenamen genannt hatte, den sonst nur seine Mutter gegen ihn gebrauchte, wenn sie ihm über das blonde Haar strich. Er wollte gehen und setzte sich wieder. Sein Gefühl war wie erstarrt. Die Stadt, sein Zimmer, die Wirtin, seine Mutter — nichts schien ihn zu erreichen. Und wozu denn auch.

Schließlich erhob er sich doch und trat dicht an den Stein heran. Als er Schritte sich nähern hörte, blickte er um und sah ihren Vater, ihre Schwestern, ihren Bruder vor sich. Sie schauten einander an. Das anfängliche Befremden in ihren Gesichtern wich vor seinen ernsten, traurigen Augen. Er konnte kein

Wort sprechen und fühlte, daß sie es erwarteten. In einem dunklen Impuls streckte er ihnen beide Hände entgegen und wurde rot bis in die Schläfen.

Als hätte diese Bewegung alles aufgeklärt, trat der Vater auf ihn zu und faßte die dargebotenen Hände mit herzlichem Druck: „Sie haben meine Tochter gekannt?“ fragte er und sah dem Fremden tief in die Augen.

Stein nickte. Er sah von einem zum anderen und fuhr dann mit zögernder Stimme fort: „Ich heiße Georg Friedrich Stein. Ich habe sie gekannt. Schon seit dreiviertel Jahren. Niemand hat mir erzählt, daß sie fortgegangen ist. Ich bin nur zufällig hierher gekommen.“

Fabricius hatte ihn unverwandt betrachtet. Als Stein schwieg, sagte er vertraut und einfach wie zu einem Freunde: „Wir wollen miteinander zurückgehen, Herr Stein. Es war gewiß in einem tieferen Sinn kein Zufall, daß Sie heute hierher kamen.“

Dann trat er auf das Grabmal zu und schaute es lange an. Wie er da stand, schlank und aufgerichtet, machte er mehr den Eindruck eines Offiziers als eines Gelehrten. Um so ergreifender fühlte Stein die beherrschte Bewegung, die für Sekunden seinen prüfenden Blick trübten.

„Wir wollten gern, daß der Stein mit dem Bildnis zu Helenens vierundzwanzigsten Geburtstag aufgestellt würde, und nun ist er schon gestern hergebracht worden. Das liebe Kind.“ Fabricius setzte sich auf die Bank. Die beiden Mädchen legten einen Kranz aus isländischem Moos auf den Hügel, indessen der Knabe in einem Glas, das sie mitgebracht hatten, gelbe Rosen, dem Grab zu Häupten, behutsam niedersetzte.

Stein war auf den Weg getreten, wartete und schaute ihren stillen Handreichungen zu, in denen sich der innige Bezug zu der Lebenden nur zarter fortzusetzen schien. Das schmale Gesicht der älteren Tochter war für ihre Jugend merkwürdig leidenschaftlich und ausgeprägt; in dem schwarzen hochgeschlossenen Kleid glich sie eher einer vornehmen Französin als einer Deutschen. Es lag nicht nur an dem tiefschwarzen Haar. In ihren dunklen Augen unter den scharf begrenzten Bogen der Brauen empfand Stein den Glanz eines fremden, südlichen Himmels. Es war ihm seltsam, daß sie eine Schwester der Toten war; nichts erinnerte ihn an sie. Zum erstenmal bemerkte er diese tiefe Verschiedenheit. Dagegen glich die jüngere seiner Freundin im Schnitt des Gesichtes, im Blick wie in den Bewegungen; wie sie sich niederbeugte, sah er, daß ihr braunes Haar im Nacken leicht gelockt war wie bei jener. Als der Knabe fertig war, trat er zutraulich zu Stein heran, der ihm seine Hand auf die Schulter legte: „Helene hatte die gelben Rosen am allerliebsten. Im Sommer haben wir schöne bei uns im Garten. Ich habe Sie auch schon gesehen. So oft“, fügte er hinzu.

Stein schwieg. „Wir wollen gehen“, sagte der Vater. „Das war eine große Veränderung in unserem Leben“, fügte er, zu Stein gewandt, hinzu. „Es war, als verlöre ich meine Frau zum zweiten Male. Sie war noch so jung, als ihre Mutter starb, noch nicht einmal so alt wie meine jüngste Tochter Renate, aber vom ersten Tage an nahm sie, ohne daß wir darüber gesprochen hätten, die Verantwortung für das ganze Hauswesen auf sich. Und dennoch hatte sie immer Zeit. Für sich, für uns alle. Komm, Margarete, es wird dunkel.“ Sie standen noch einen Augenblick zurückgewandt und gingen den

Weg nach dem Haupteingang. Es begann wieder zu regnen. Stein ging zwischen Fabricius und dem Knaben, der ihn untergefaßt hatte wie einen alten Bekannten. Die Mädchen kamen hinterher.

Er war nicht imstande zu sprechen. Er verlor sich in den Ereignissen des Nachmittags wie in einem Wald, dessen sich kreuzende Wege den Unschlüssigen planlos umhertrieben. Die rastlose Unruhe der letzten Monate war in einer wehrlosen Mattigkeit versunken. Die Begegnung mit den Angehörigen seiner Freundin tat ihm wohl. Sie waren ihm ja längst keine Fremden mehr. Seit er den Namen wußte, hatte er sich auf der Bibliothek einige Schriften von Fabricius geben lassen und an der scharfen, kühnen Denkkraft Freude gewonnen, mit der der klassische Philologe sich seinen Weg gebahnt hatte in das sonst den Theologen vorbehaltene Gebiet der Erklärung des Neuen Testaments. Seine grauen Augen hatten den klaren Glanz, der Menschen eigen ist, die rasch und ohne Zaudern sich in der Unwegsamkeit viel umstrittener Probleme bewegen. Und Stein fühlte, daß die Phantasie dieses Mannes auch seinem Geheimnis gegenüber nicht versagen werde. Dennoch war seine stille, so lange des Umganges mit Menschen entwöhnte Natur nicht dazu angetan, die unmittelbare Verbindung, die sich ungesucht ergeben hatte, nun auch im Gespräch aufzunehmen. Die Gewißheit, daß seine Freundin schon seit einem halben Jahre den Kreis verlassen hatte, in dem er sie täglich aufsuchte, war zu plötzlich über ihn gekommen und verstellte ihm die gewohnte Welt. Als sie miteinander durch die abendlich belebten Straßen gingen, kam es ihm wie ein Raub an ihr vor, daß alle diese anderen, die ihm begegneten, die tiefe Lust des Atmens noch genossen, daß sie das Geräusch des Regens hören durften und sich bewegten, als wäre nichts geschehen. Die Gesichter der beiden Schwestern beschäftigten ihn. Der eigentümlich gedämpfte Trotz im Ausdruck des älteren Mädchens. Er dachte daran, daß das stolze und klare Gesicht des Vaters vielleicht in seiner Jugend ähnlich ausgesehen hatte. An dem Antlitz der Jüngeren fesselten ihn die leisen schwebenden Ähnlichkeiten mit seiner Freundin, und gerade sie machten ihn mit ihr vertraut, wie sie damals ausgesehen haben mochte, als ihre Kindheit zu Ende ging und das Leben von ihr verlangte, ein großer Mensch zu sein und Verantwortung zu tragen. Dann trat das stille Bildnis, da draußen in der sinkenden Nacht, vor seine Augen, und es schien ihm bitteres Unrecht, sie dort allein zu lassen in der unwirtlichen Einsamkeit. Und er fühlte die nasse Erde, der ihre liebe Gestalt preisgegeben war, und wie ein Verschütteter empfand er die Beklemmung dieser unendlichen Last. Kindergebete kamen ihm in den Sinn, mit ihrem noch von keiner Kenntnis des Lebens erschütterten Vertrauen, und der Anfang des schönsten Menschengebetes blühte in seiner Verlassenheit auf wie ein fernes Licht.

In diesen Gedanken hörte er die ruhige Stimme von Fabricius im weiten klingen gleich dem Angelusläuten einer Kirche, wenn der Tag sich neigt; er dachte ihm nicht nach, und seine schweifenden Gedanken faßten nicht, was er sagte. Als sie an dem Münster vorbeikamen, regte die Vision seines Traumes ihre schimmernden Flügel und verwehte. An der Brücke trennten sie sich.

„Also am nächsten Donnerstag kommen Sie abends zu uns, Herr Stein," sagte Fabricius, „es ist selten, daß ein so unmittelbares Vertrauen Menschen

verbindet. Ich habe das Gefühl, daß Sie uns ein naher Freund werden." Stein gab ihnen die Hand: „Sie müssen verzeihen, daß ich nicht sprechen konnte," sagte er, „ich konnte nicht. Sie müssen es mir nicht als falsche Zurückhaltung deuten. Ich werde kommen. Ich freue mich, daß ich kommen darf."

Dann ging er den gewohnten Weg zurück; er achtete auf die Namen der Straßen und auf die Geschäfte, als ob er in einer fremden Stadt ginge und müßte sich zurechtfinden. Er blieb vor Schaufenstern stehen, die er sonst nie beachtete, er ging von einer Seite der Straße auf die andere und zögerte hinaus, nach Hause zu kommen. Als er die kaum beleuchteten Treppen zum zweiten Stockwerk hinaufstieg, fielen ihm die Worte Frau Leonhardts ein, als er ihr vor drei Monaten von seinen Bekannten erzählt hatte: „Junge Leute können auch sterben." Er schloß die Tür nicht auf, sondern klingelte; ihn verlangte danach, gleich das freundliche Gesicht der alten Frau zu sehen; sie öffnete die Küche, und einen Augenblick fiel das gedämpfte Licht der Lampe durch die Milchglasscheiben der Flurtür; er trat ein und sagte gleich: „Ich möchte heute bei Ihnen in der Küche essen, Frau Leonhardt." Und als sie ihn erstaunt ansah, schien es ihm gut, es gleich und ein- für allemal zu sagen: „Sie hatten recht, Frau Leonhardt. Es war wirklich die älteste Tochter, die gestorben ist." Die alte Frau verstand nicht, was er meinte. „Wer?" frug sie und sah ihn erschreckt an. „Von meinen Bekannten," fuhr Stein dringend fort, „wissen Sie, von denen, die ich im November in Trauer gesehen habe. Ich glaube, Sie haben es damals gleich gewußt." Frau Leonhardt schüttelte den Kopf; sie hatte das Gespräch vergessen. In dem sich allmählich verengenden Lebenskreis der alten Frau blieb nur haften, was unmittelbar mit ihrem täglichen Dasein und der kleinen Zahl noch übrig gebliebener Verwandten zu tun hatte, die sie zuweilen am Sonntag nachmittags besuchte. Sie fühlte aber an den bekümmerten Augen Steins, daß er eine traurige Nachricht erhalten haben müsse, und frug, indessen sie den Tisch zurecht machte: „War es eine nahe Verwandte von Ihnen, Herr Doktor?" Stein antwortete nicht. Er war zu müde, noch einmal zu erzählen.

Nach dem Essen bat er die Wirtin, in seinem Zimmer die Lampe anzuzünden. Er blieb noch eine Weile in der Küche. „Es wird mir heute schwer, etwas Vernünftiges zu tun", entschuldigte er sich. Stein scheute sich vor dem Kreis seiner täglichen Gewöhnungen. Er wollte seine letzte Sicherheit nicht aufs Spiel setzen. Schließlich kam er sich feige vor und ging hinüber.

Das Zimmer hatte eine ganz andere Wirkung auf ihn, als er erwartet hatte. Die qualvolle Bewegung der vergangenen Stunden beruhigte sich in seiner vertraulichen Dämmerung. Stein nahm die Lampe vom Schreibtisch, leuchtete an seinem Regal entlang und betrachtete seine Bücher, froh, wie Freunde nach langer Trennung. Er nahm kein Buch heraus. Es war nichts Einzelnes, wonach ihn verlangte. Nur die Sehnsucht, unverlassen zu sein, einer unter Freunden, Jünger jener innersten Gemeinschaft, die in der schönen Stille ihres Daseins reine Gebilde zu schauen und zu gestalten geboren sind und aus der Kraft des eigenen Lebens den Glauben an seine Unvergänglichkeit schöpfen, nur dieses Heimweh beseelte ihn. Er ging zum Schreibtisch zurück und schloß die Laden auf, in denen die geordneten Sammlungen für seine Arbeit lagen. Er begann in ihnen zu blättern. Aber was er geschrieben hatte,

kam ihm vor wie die Gedanken eines andern, in dessen Leben er hineinschauen konnte, gleich einem Wanderer, der vom Rand einer Hochebene hinabsieht in das unendliche Land. Eine Verbindung zwischen diesem Leben und seinem mußte bestehen. Doch wie er den Weg zurückgelegt hatte und wo dieser Weg verlief, wußte er nicht zu sagen. Er sah hinaus in die Nacht; der Schein von den spärlichen Lichtern der Stadt zog Streifen von ungewisser Helligkeit durch das dunkle Tal. Da und dort war noch Licht in den Häusern am Berg. Unwillkürlich suchte und fand Stein die geliebten Fenster und wanderte zurück durch die Straßen und hinaus und fühlte die Nacht, die unmittelbar und undurchdringlich an den Grenzen der Stadt begann, als wäre sie nun erst sie selbst. Sie nahm ihm den Weg unter den Füßen fort und bedrohte ihn. Stein schüttelte den Kopf, als könne er durch diese Bewegung wie in einem Kaleidoskop die Bilder verändern und wandte sich ab vom Fenster. Er stand auf und versuchte, im Hin- und Wiederschreiten durch das Zimmer sich noch einmal hinauszuwagen nach dem Kirchhof und von dort den Weg zu der Lebenden zurückzufinden. Aber nun war der stille Raum auch ein Bestandteil des uferlosen Dunkels: es gab keine Wege. Stein fühlte erst jetzt, wie abgemüdet er war. Vom heutigen Tage, von den ganzen, letzten Monaten. Seine Müdigkeit war ihm fast ein Trost und wie von einem unwiderstehlichen Schwindel übermannt, stürzte er sich in den Schlaf.

In den nächsten Tagen fühlte Stein sich erschöpft wie nach einer schweren Krankheit. Er ging nicht hinunter in die Stadt. Er hatte sich den Sessel aus der Ecke am Ofen ans Fenster gerückt und saß dort und sah über die Stadt hinaus in die Ebene. Seine Gedanken hatten weder Ziel noch Richtung; sie waren auf der Flucht, sie drängten und überholten sich, zuweilen stoben sie auseinander, als wäre ihr Verfolger hinter ihnen und wollte erzwingen, daß sie anhielten; dann erschrak er bis ins Herz und sehnte sich nach seiner Mutter.

Frau Leonhardt kam mehrmals am Tage ins Zimmer. Sie sah nach dem Ofen. Sie brachte die Mahlzeiten. Es lag ihr auf der Zunge, von dem Todesfall zu sprechen. Sie stand am Tisch und zögerte, zu gehen. Ihre dunklen Augen in dem welken, faltigen Gesicht fragten, ohne daß sie sprach. Stein tat, als bemerkte er es nicht, und lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

Am Abend des dritten Tages schrieb er einen Brief an seine Mutter. Einen langen, langsamen Brief.

Sie wußte noch nichts von seiner Freundin. Er hatte nie von ihr gesprochen, nie geschrieben. Denn was war zu schreiben von dieser Geschichte ohne Begebenheiten; was war zu erzählen von dieser Unbekannten, mit der er nie gesprochen hatte.

Jetzt aber mußte er schreiben. Plötzlich war dieser Brief das unbedingt Eine, dessen er bedurfte. Er begann zögernd, wie ein Genesender die ersten Schritte geht, ohne Mut und nur von einer sonderbaren Sicherheit belebt, die seine Schwäche überdauerte und überwand. Von den einfachen Begegnungen, von den Worten und Gleichnissen strömten unvergleichliche Kräfte in sein ermüdetes Herz. In keiner Zeile war die Schwermut zu spüren, in deren dunkle Schatten die köstlichste Landschaft seines Lebens entrückt schien. Bild um Bild tauchte sie vor seinen glücklichen Augen wieder auf. Wie durch

einen blühenden Garten schritt Helene Fabricius durch seinen Brief. Ohne der letzten Monate und Tage zu erwähnen, schrieb er, daß er die Familie seiner Freundin kennen gelernt habe und sie aufsuchen werde. Seine Mutter konnte nach diesem Brief nicht anders denken, als daß er von einem Mädchen erzählte, mit dem er nun endlich häufiger zusammen sein werde.

Es war tief in der Nacht, als er den Brief endete.

Delos

Von

Theodor Däubler

(Schluß)

Apollo in Rom! Er war, wie die göttlichen Königsgeschlechter von Mykenä, von Theben, wohl aus der Fremde — und wir hielten uns an folgende Geltung — in Letos' Schoß nach Delos gelangt: auf Italiens Boden aber behielt bloß Apollo, unter den Olympiern um das Kapitol, den Namen, den ihm Hellenen gegeben hatten. Ovid skandiert.

Nam praevisa minus laedere tela solent. Phöbos' Sonne ist milde, Apollos Liebe behutsam: der Gott wahrsagte in Dichtern, als der Götter goldener Glanz dahinblich, das Kommen eines Höchsten. Seine Seher schritten ihm also vor. „Dichtkunst bannt fest, daß kein Rückschritt geschehe: keiner im Glaubenswort, das nicht Glauben verdient. Dichtkunst hält Glauben frei, die nicht Glauben verlangt. Frei für wieder gottwortigere Zeit." Sagt Florens Christian Rang. Ungestüm und Leidenschaft gefällt Apollo, dem Jugendlichen, Kühnen: wehe aber, wenn der Höhenflug nicht schwindellos, ruhig aus Vornehmheit, als Eigentlichkeit des Sonnenschwungs den inneren Zenith unermeßlicher Herzen findet! In Ovids Metamorphosen sagt Apollo zu Phaëton:

> Quodvis pete munus: ed illud
> Me tribuente, feres.
> — Currus rogat ille paternos.

Roma nostra! Der hesperischen Heiden Sehnsucht nach Christus offenbart uns Dante in seiner uritalischen Göttlichen Komödie. Der Dichter tiefster Erde ist noch im Himmel sichtlich, herrlich. Bloß durch Apollo konnte endlich solche Glanzgestalt, in den flammend flügelnden Falten der wirksamen Sonne, beachtbar, sogar in der unendlichen, als Rose der Erfülltheit, dann im Ich gefühlt und schon bei Gott, Gehalt sein. Italia mia! Das große Land ist für einen besonnenen Dionysos und dein geworden: der Gott mit Thyrsosstab und dem Thiasos hatte sich wohl nach Asien abgekehrt: das Theater verödete wie die Urbs — doch Apollo erblickst du, von Spitze zu Spitze des

Apennins, in holder Ewigkeit bei uns; in den Lorbeerhainen tuskischer Hügel, um Euganeische Höhen, Italia, erwartete tausend Jahre lang dein meerfrischer Atem, auf den Lippen von Francesco Petrarca, das Lispeln des Verliebten bei Laura.

In Hellas trug Apollo Sorge, daß Dichtung, Kunst dem Kult der Götter dienten, in Italien, vielleicht weil vereinsamter, gestattete bald seine Huld, daß Kult für Dichtung und um Kunst entstehe: wen aber feiert dabei, wer das Geistige zuhöchst setzt, wenn nicht Apollo? Feierlich lächelt der Gott dazu und friedlich, mag aber auch nun selten nur genannt sein.

So ereignet es sich auch bei Dante. Von Boccaccio, wir würden es nicht erwarten, obschon er als alternder Mann die Jungfrau hold gepriesen hat, stammt der Begriff, alle Dichtung sei Gotteslehre: als Formung in solchem Sinn, muß also die göttliche Komödie ewig ein irdisches Gebirge mit schimmernden Gipfeln ins Geistige gesteigert haben. Der Satz des Aristoteles „nihil in intellectu quod non fuerit in sensu" wird, im großen Werk, von Begebenheit zu Begebenheit — auch aus dem Wesen des Stagiriten entnommen, da, besonders in der Hölle, die Fehler nach ihren Wirkungen beurteilt sind — in aufgestapelten Schichten des Trichters plastisch bestätigt. Wo die Sünde, wie sie die Bibel setzt, im Fegefeuer — Canudo macht darauf aufmerksam — als ein Gegebenes nach dem Sturz, der Auffassung einer Verneinung einer platonischen Idee, doch natürlicherweise im Sinne Platos, näher gebracht ist, erscheint uns der Frevel des Einzelnen, als Glied eines allgemein Bedingt-Bedingenden, tiefer und freier dargestellt. Tief ist keine apollinische Bezeichnung, dafür aber wohl frei; und um die, doch auch von Aristoteles fest angenommene Freiheit kehrt es sich bei Dantes Gang zur Erdmitte und dann bis in die unregsame, aber unsere Richtungen, die sie bewegt umrunden, bestimmende Gott-Rose. Sie aber wäre somit — verschwiegen ist sie es — Apollos eigentliche Sonne, wie die planetarische, in des Sterngedichtes Paradies, Helios sein muß. Am mächtigsten zeigt und bildet sich Freiheit bei Beherrschung des Geschlechtstriebes: der Mensch ist, voll genommen, bei Dante, ein durchaus geschlechtliches, doch über sich gebietendes, weil mit Freiheit, einem Herschein von Gottes flammender Allmacht begnadetes, darum zur Unsterblichkeit berechtigtes Wesen. Als ein Verliebter, macht sich Dante des Ewigen Liebe teilhaftig; vor allem aber gelingt es ihm, das Weib seiner Triebhaftigkeiten, durch deren Fülle es vom darin einseitigeren, darum vollgerichteter sich zur Erhabenheit berechtigenden Mann niedergerungen ward, zu entkleiden, darauf die Weiblichkeit, als reine Wesenhaftigkeit — wo beide ihrer Schicksalsverästelung, durch Besonderung, enthoben sind, der Männlichkeit ebenbürtig — über die Sterne zu setzen. Das aber bleibt bloß durch das Geistige, das in uns, als einzige durchaus geschlechtslose Eigenhaftigkeit, enthalten ist, erreichbar. Dante krönt somit, für Apollo, durch musikalischen Vollzug der geschiedenen Wirksamkeiten vieler Kirchenväter, Heiliger, besonders des Paulus, des Augustinus, des Heiligen Bernhardt, das christliche Werk. Ein Liebessüchtiger wäre der reinen Liebe zur Sehnsucht sehr verpflichtet: gelingt dem, durchs Heil, aus dem eigenen Triebe schon gelockerten Christen diese Klärung nicht, so sei, eigentlich bleibe er den Höllenqualen verfallen: Lüstlinge stören die tönenden Sphären.

Apollo bei uns! Dante verzeiht am leichtesten den Wollüstigen. Unter allen Sünden am gewaltsamsten ist die unserer ungebrochenen Geschlechtlichkeit entspringende, doch gerade sie muß aus der Seele am nötigsten gelöst sein, denn sie enthält strahlbarste Liebe.

Kein Geheimnis eigener Liebschaften gibt der Dichter preis: in der Hölle

begegnet ihm Francesca da Rimini, aus alther bekannten, dem Himmelspilger auf Erden darum gastlichem Haus. Welche Unterlassung schwebt das Flügelpaar seiner Ehebrüchigsten, aus der Unendlichkeit her, dem Gleichnisgreifenden vor die Sinne? Francesca vernimmt er. Nun klagt das Weib; ihr Buhle aber scheint zu schweigen: ein Jüngling, der mitfliegen mußte. Oder wisperte auch seine Stimme in den Wutgewittern durch?

Bei Blinzellicht, wie es auch ein guter Mond zum Munkeln bietet, begegnet Dante seinem einstigen, nun auf Glutsand laufenden, Lehrer Brunetto Latini; sie beginnen Gespräche, die man abseits erledigt: über das in Rauheit rückfällige Florenz, dann von jener Liebesart, die Christen bemakelt. Kleriker und berühmte Schriftgelehrte bleiben dortwo, durch ihre Abhängigkeiten verschollen, beieinander. Dante mag da vor sich gestarrt haben, als ob er getrachtet hätte, daß es ihm augenblicklich gelänge, alle eigene Vergangenheit in ihre Gegenwart der Höllenplastik zu bannen. Hurtig enthuschte ihm Brunetto.

Die leichteste Sünde, die sich im Fegefeuer verbüßt, aufzehrt, ist abermals die aus dem Fleisch aufglühte. Ein Miteinander im Flammen bleibt Festigung schon Trostvoller: Sodom und Gomorra wird hier, so will es der strengste Dichter, durch Jesum verziehen! Der herbe Florentiner begegnet Guido Guinicelli, dem holden Bringer des verjüngten Stiles, aus Bologna. Er war ihm bei Lebzeiten lieb gewesen. Dann entfaltet sich der uns dahin geflammte Provenzale Arnaldo Daniello: wohl züngelte seine Sprache feurige Geständnisse des Verschmähten um Liebe, jetzt lispelt sie Sprüchlein des Büßenden, gezüchtigt für Liebe.

Kann das Weib, wenn es aus Liebe heruntergekommen ist, nicht erlöst werden? Dante wagt, da der Heiland der Ehebrecherin vergab, solch ein Gesetz nicht aufzustellen; doch auf ungeheures Geheimnis spielt er an, wenn seine Einsicht, Sodomiten, Falschgeratene aus Gomorra, kurz vor dem Erdenparadies, wo Menschen und Tiere schlicht beieinander gelebt hatten, die vergeblichsten, also vergebbarsten Sünden überraschenderweise verflammen läßt. Kein Weib aber zischelt oder fleht ihm aus den Feuerwedeln, um der Schlange und Evas Nähe wegen, um Hilfe, nach dem Heil; Erlösung scheint hier so erleichtert bloß Männern geboten. Zur Verantwortung der Liebe ward das Weib berufen: die liebegeschwängerte Weiblichkeit der Welt lastet auf der Einzelnen: jedes Weibes Einsatz ist furchtbar, aber auch Freiheit, die der Liebe Lösung aus Geschlechtlichkeit winkt, am herrlichsten! Durch des Weibes Unreinheit geriet nämlich die Sonne in Gefahr. Sollte um des Weibes willen, seiner Brünstigkeit wegen, die Welt brüchig bleiben? Hinterm höchsten, drum dünnsten Fegefeuer, das auch Dante für Sünden des Fleisches, von denen wir wenig wissen, über deren Dunkel man nun manches murmeln muß, durchschreiten soll, lächelt Beatrice des Himmels Heiterkeit. Die Liebe ist also, ein paar Schritte von unserem Sterblichkeitsverzicht und letzten Schmerzentschluß zu ihr, der Menschin, dem Menschen in Freiheit, allen Tieren mit Frieden, den Bäumen durch Allhauch, dem Schöpfer als ganze, an ihn geschlossene, Schöpfung wiedergegeben. „Ricordati, ricordati“, Beherzige doch, beherzige doch (wir können cor-herz als Silbe nicht vermissen), ermuntert Virgil Dante, daß er, um die Schritte Fegefeuer, nicht verzage! Schwer weiß sich ein Dichter von gesamter Schuld: wird die Flamme die Vergangenheiten dem eigenen Ich emporrichten können?

Schon sprachen wir vom Heiligen Franziskus, als einer der Welt geborenen Sonne: nun heiße Assisi, seine Heimat, Osten! Gebietet Dante.

Wir hatten, um der Erde willen, die Sonne willkürlich verloren; aber des Heiligen Liebe zu allen Wesen, den Schwachen, den Schwächsten, ja den aus tiefster Schwachheit singenden, den Waldvögeln, predigt eine volle Sonne, gibt Reinheit, die heilt und heiligt, wieder. Ein Mensch bringt also, was der Mensch in seine Verderbtheit gezogen hatte, zurück. Wird das Verhängnis zwischen Mann und Weib Geheimnis der Liebe, so löst sich bald, was wächst und welkt, gesamt aus den Bedingtheiten mit den Menschen, und deren Fluchausdruck Sodom zum Abgrund reißt: Schwindel faßt uns ja schon beim Schall des Namens! Urreinigung ereignet sich besonders durch Freisetzung aus Geschickeverstricktheit: und unser Christus hat die Sterne überwunden.

Dante war ein vollkommen bewußter Deuter und Dichter; was unheimliche Numen über ihn vermochten, sah er ein, bloß daß es Götter waren und welche, vermutete er nicht. Jhm stand Apollo, entscheidend nach Jahrhunderten, zum erstenmal bei. Dante handhabt Flamme, die brennen, abzehren, unsichtbar, finster werden, ja sogar frieren kann: sein göttlicher Gang ward Sonne als Kristall. Dantes Wahrsagen hat der Delphier — die Reinheit des Gesichtes der Klippe Kind, unser Delier — bevormundet. Goethe ist, in seinem zweiten Teil des Faust, außer von Apollo berichtet, von einer chtonischen Gottheit geleitet: er konnte unmöglicherweise ahnen, was alles in seinem Höchstwerk untergebracht war. Was Goethe selbst nicht wußte, befindet sich aber dennoch drin; überdies stand ihm der Reichtum des hellenischen Mythos zu Gebot: wer den kundig verwendet, kündet er, ohne Anspruch auf Urhebertum, unerschöpflichen Gehalt. Bloß Jesus-Christus wußte mehr als seine Überfülle offenbaren mochte: Er war eben auch Gott.

Weihendes Götterwalten himmelt aus den urirdischen Gestalten Leonardo da Vincis. So sprechen wir nun von Werken, die entweder vom Meister geschöpft oder eingegeben wurden: Apollos Sonne, des Herrn im Archipelagus, der ewigen Liebe Hauch heiligen alle diese Meisterwerke. Leonardo wußte, wohl von den Platonikern der Badia von Fiesole, folglich als einer der ersten, daß Dionysos, durch Grotten — unterweltlich, innermeerisch — oftzu bis vor das Christuskind gelangt war. Als Johannes, Sohn des Zacharias und der Elisabeth, spielte der Gott mit Dem, Der geboren ward. Zwei Bilder, heute im Louvre, verbürgen die Tatsache: beidemal lächelt sowohl der erzblonde Androgyne Bacco, als Göttlein, als auch der frühreifende Vorläufer, lieblich Apollos Heitersein der Genesung: Jesus kam als Arzt zu uns. Er weist, mit dem bedeutsamen Finger auf tiefweltliche, das ist hochblutliche Erleuchtung. Bacco, der Mänaden-Verlocker, jener pantherentzäumenden Berauscherinnen zur Freiheit, auf dem Kithairon, bekennt sich als Knabe zur Stille über den Trieben der Geschlechter. Er war bei Demeter erruhigt, vor Proserpina frei von sich, als Selb, geworden; nun ist er, weil Feind der eigenen Weichlichkeit, Freund der Stoiker. Nicht als Hermaphrodit tritt er vor Leonardo, kein Eros. Dionysos, ein Bekehrt-Bekehrender, voll Tiefbefriedigung des Mannes im Weibe, des Weibes vom Manne, verklärt uns behutsam das Rätsel des Menschen-Sohnes, geboren aus dem Schoß einer Jungfrau. Jranische Reinigung ist eine der magischen Wirkungen Christi, des freien Überbieters des Eigengestirns. Zu Jhm waren die medischen Könige gezogen und beugten das Knie. Jungfrau und Mutter ward das Weib, freier als die heiligen Sterne. Auch Apollo kommt aus Persien hierher. „Du kannst der aufgehenden Sonne nicht den Weg verlegen!“ lehrt das Sprichwort eines heute noch ursprünglichsten Ostvolkes der Südsee. Leonardo kleidete einmal die platonische Jdee Weiblichkeit in grundirdisches

Fleisch, begabte die vornehme, sogar zu Schwangerschaften hoffende Frau mit einem Lächeln, wie er es niemals in Italien auf einem Bildnis erblickt, das aber bereits die Welt, in der frühen Antike, berückt hatte. Spiegelt sich doch auf seiner Mona Lisa Lippen sacht das geheimnis-preisgebende Entzücktsein eines vorklassischen Apollos des Eiland-Meeres. Also, die Bloß-Weibliche lächelt auch! Vorgeburtlich sind ihre Erfahrungen: sie hatte sich mit der Schlange vergangen; das Wissen bleibt alt, doch verjüngt kehrte Eva zurück. Nun bleibt das Weib sich selber erhalten: noch mag es, freiheitvoll, Töchter gebären. Und die Macht des Mannes? Die Lächelnde Leonardos weiß viel; Laotse in China hat nicht mehr gesprochen: „Keiner lebt auf Erden, der nicht wußte, daß Schwaches das Starke überwindet und Weiches das Harte überwindet, nur bringt es keiner fertig, darnach zu tun." Also das Lächeln des Weibes durch Leonardo hat uns erreicht: überm Androgynen zuckt es auch aus zwei Mündern auf. Bacco ward es verliehen, und dem Jüngling, der, als Mann, der Liebe irdischer Triebe entsagt haben wird und sich von Heuschrecken in der Wüste nähren will. Mochte der Meister es dem Mann verleihen? Wahrscheinlicherweise keinmal: Apollo hatte es bereits um Delos, auf eigenen Standbildern dargetan und weithin beschert: ein Gott aber wiederholt sich nicht, bloß seine Künstler sollen das! Auf Leonardos Mahl der Männer in Mailand sind alle Dahergelangten zutiefst hinzu-bekümmert. Sogar Johannes, der Liebling — der, bei Meistern seit Giotto, oft als unermüdbare Mitte schlummern durfte, denn hoch wachte Jesus, der gekommen ist, darüber — hält die eigene Flamme der Weltumwälzung bereit. Das himmlische Lächeln Beatrices läßt Leonardo unter Menschen aufflackern: er ist der tatsächlichste Mensch. Michelangelo ward vom Vater vor den Fels berufen, damit Moses' Tag werde. Raphael — man ist bereits darauf gekommen — verhieß den gekommenen Sohn. Leonardo aber gibt das Geistige.

Kunst in Italien! Wir müssen kurz ins altertümliche Rom zurückschweifen! Die östlichen Kulte, vorläufig wenig unterschiedene Nebenbuhler um die Anwaltschaft auf Jupiter-Tempel, Marsaltar, vermochten es, fast jedes geistige Vorgehen in Rom, somit auch die Kunst, dem Hellenismus ruckweise zu entreißen; als endlich das Christentum seinen Vorrang durchgesetzt hatte, fiel ihm sein eigenes Heiligtum, aus rasch dorrender Heidenhand, in den Schoß: die Antike war großartig verendet. Ihren Abschluß hatte sie in der Bildhauerei, durch die römische Büste, erhalten. Auguste Rodin sagt: „Il n'arrive jamais, que le visage soit en desaccord avec l'ame." Und zwar äußert sich der Meister von Meudon, vor Voltaires Porträt von Houdon, das er für vollkommen getroffen erklärt, so ergriffen und beharrlich zur Natur! Der späte Römer prüfte sich noch, bis auf die Nieren, ob er durch Aufrichtigkeit bestehen konnte; das Gelingen seiner Porträtbüsten durfte ihm bereits Frage und Forderung des Gewissens, um Pflichten, bejahen, bevor es das Christentum, das unter der Urbs, dem Himmel zu, hervorwuchtete, endlich siegreich in Italien, vollkommen tun konnte. Franz Wickhoff hat sich zur italischen Mystik bekannt, des Römers Eigentum begutachtet und ihm gelassen! Uns ist es aber um die Metaphysik des Taghellen zu tun, sie bestimmt heute noch zur Antike, weil sie dort lebendige Hülle einer Gottheit wurde: Apollo, Aufbruchsgewalt des Persers — dessen Riesenreich in Brüche ging, weil das Volk dort zu hoch von sich forderte, so daß endlich bloß die von ihm verbliebenen Numen, aus eigener Tiefe, zur Sonne ragten — konnte im Weltstaat der Cäsaren, als Gott des Vollkommenden, leicht und behutsam, die vom Menschen vernachlässigten, oft sogar verlassenen unscheinbareren Gottheiten von Latium

und Umgebiet zu verjüngendem Schöpfertum berufen. Unzählbare Brücken der Ereignungen, zwischen Iran und Italien, hatte also der Hort des Hellenentums, Alexander der Große, zugleich Vorbote und Schatten Apollos, wenn auch in Notgedrungenheit, gespannt.

O, herrlich gewölbter Himmel der Heimat! Kaiser Augustus steht, als menschgewordenes Taggestirn, unter deinem römisch geborgenen Bogen! Kleinasiatisch ausgebreitet, hat Hellas Etrurien großartig überwältigt, in sich verschwiegt, doch niemals umgebracht. Kaiser Augustus hat mit dem Steinbock (Capricornus), einem babylonischen Sternwesen im Tierkreis, das Theogenes astrologisch zu des Imperators Wappentier, weil er unter ihm geboren ward, ausgekundet hatte, gesiegelt. Vielleicht mag es von Kreta, als Ziegenhals, wie der Steinbock auch genannt wird, um es der Ziege Amatheia gleichzusetzen, übernommen worden sein; dadurch besaß Augustus ein Recht auf Zeus' Herkunft. Freilich galt damals Gleichsetzung des Kaisers mit einem Gott noch nicht, doch Keime dazu konnten, übers Zweistromland, bereits in Rom hervorgeschossen sein! Besonders zu verzeichnen, scheint uns aber — was wohl noch wenig auffiel — daß unter Kaiser Augustus auch unser Jesus, als Christus in die Krippe des Capricornus (Dezember) gelegt, zur Welt kam.

Das Standbild des Augustus von Prima Porta hat man mit dem Tag gepanzert: wohl ist eine gleichgültige Rückgabe von Trophäen an die Römer darauf angebracht, doch dreht es sich in hervorragender Weise, bei des Kaisers gewölbter Erzbekleidung, um Götter, die zur Darstellung kommen sollten; zwischen Caelus und Tellus kommen Sol der wirkliche und Apollo der tatsächliche Sonnengott empor. Aber es durfte Letos Zwillingspaar — auch Diana erscheint, um den geweihten Leib des Reichsherrschers — seine bevorzugten Götter nicht fehlen! Apollo, der Kytharöde, schwingt sich auf dem Greif, der, nach Aristeas, auf Indiens Rhipäischen Bergen Goldgruben gegen Arimaspen verteidigt, wie Herder sogar meint, Moses' Cherub versinnbildlicht, nach Italien. Jedenfalls vertritt Augustus, nach der Vorstellung von damals, bewußt Apollo, dem er — wir sagten es — Säkularfeiern eingesetzt hatte: ungeahnt ist er gewürdigt, dem Heiland der Menschheit, als er zur Welt kam, Kaiser zu sein: das ist eine Bemerkung Dantes.

In Barletta, einer Hafenstadt Apuliens, steht ein riesenhaftes Erzstandbild, wahrscheinlich des Constantius, Vaters Constantins des Großen: es ist das Werk eines Italikers, in Erwartung des Zukommenden. Erstarrtheit vor Asiens Unfaßbarkeiten scheint des hochgestellten Römers Züge geprägt zu haben. Wird die Seele — irgendeine — des Weltvaters Nachricht bergen können? Hat sie uns des Menschen Sohn, als Botschaft, daß sie wirksam werden könne, ins Blut gelegt? Italiens Kunst soll dereinst Antwort geben! Apollo war also ein Gott im Lande des Numa Pompilius geworden, damals aber vernahm seine Wesensgeborgenheit keine eigene Wahrsagemacht für der Welt Überstürztheit. Der Koloß von Barletta findet ihn deshalb, als Retter seines Heidentums dem Heiland zu, weder im Geist über sich, noch in der Seele Tiefen.

Irrtümlicherweise war, unserer Meinung nach, Apollo, Hellas' Phöbos, von römischen Heiden auch der Unterwelt zugeteilt worden; diesen Fehlgriff aus dem Olymp herab, mußte die Kirche übernehmen; auf unwiederbringbare Strecke Weltgeschehens, blieb daher der Delier, keine siderische Niederkunft durch Schau deutend, zwar Wahn und Wirrnis zerwähnend, doch umängstigt und beengt, zwischen — ohne ihn, den richtungwissenden Gott — hilflosen Gegnern verklemmt. Ohne daß der Feind die Erscheinung trägt, ist aber der

Delphier Pythios unsichtbar: und er ist vorwiegend Italiens Apollo. Seine geltanzten Formen, hauptsächlich aus Hellas her, verformelten: sie knickten sogar ein, zerknitterten, weil es jedem Kult einmal so ergehen soll, nicht aus Kraftlosigkeit, doch dem Zurückweichen eines Unsterblichen gemäß: keine übermenschliche Männlichkeit griff noch ein. Wie in Jonien dereinst Aufbruch der Weiblichkeit, ereigneten sich schließlich, Gotik beschwörend, ihre Sieghaftigkeiten. Wenig bekannt blieb damals der Allmächtige Vater, sein liebender Sohn wurde herrlich geheiligt, in ihrer unweltlichen Kirche die jungfräuliche Mutter angebetet. Unbewußt wollte man keineswegs Hellas — das war Mittel durch Schein — als uns Apollo, wir nennen es Renaissance, abermals vollkräftig zukam; zu festgelegtem Dorertum hätten wir freilich, wenn es angegangen wäre, zurückgemußt, denn in ihm ward einmal, von allen irdischen, mondhaften Umständlichkeiten losgelöste Weltwucht ursprünglich eingesetzt. Als nämlich der erste dorische Tempel gelang, war der Mann, wie nur er denkt und gesinnt sein wird, ein für allemal da. Da man das Dorentum aber nicht kannte, keines mehr jung geboren werden konnte — in Florenz, nicht bei Pästum, ereignete sich ja die Wiederkunft der Antike — ging die gesundende Bergung gar bald zugrunde. Nach der Gotik, mit ihren tausend liebevollsten Entbindungen ursprünglicher Formen aus dem Stein, als Gleichnis harten Bedingtseins, ihrer tiefen Seligkeit, bei einfallsreich-geschmeidiger Verknüpfung von Fügbarkeiten, nach folgerichtigen Rhythmen im Sinne des Menschen, konnte bloß der Einsatz einer von irdischen, monderhobenen Triebhaftigkeiten gelösten Unbedingtheit Rettung bringen. Der Delier, der Dorer, der Delphier setzte endlich Klarheit ein. Dennoch scheiterte die Renaissance! Vielleicht weil die Reformation Apollo in ihr witterte und verdammte.

Solches Denken verdanken wir erst den Einsichten Gobineaus, wenn er von weiblichen und männlichen Völkern zu unterrichten weiß; besonders aber seiner unheimlichen Schau in die Tragik des Mannes, durch Sturz des unvollzogenen Perserreiches: Iran aber war Ursitz Apollos, um ihn mußte Hellas, nach Marathon, auf der Bühne Athens dionysisch ringen! Vielleicht kann er uns jedoch nicht mehr untergehen, da der dorische Tempel vollendbar ward. Wir sind weit abgeschweift! Das grundkräftige Erzstandbild zu Barletta ist, in seiner werthaftesten Männlichkeit geschreckt, fast beirrt: Verrocchios Colleoni setzt sich über mehr als tausend christliche Jahre Eingebung, trotzig zu Roß, hinweg: er ist der unberührt gebliebene, der nicht verzagt, bloß gewaltsame Antwort auf Constantius' Frage an die Urseele im Wesen tragende Mann und Reiter von Romolus' Boden.

Italiens Kunst ist großartiger, doch angewandter, nicht so göttergestaltend, menschenverklärend wie die von Hellas; auf einmal aber ward sie ihr, wenn auch auf kurze Zeit, ebenbürtig: niemals ist Kunst so tragisch wie im Cinquecento. Wir meinen die eigentliche Renaissance. Gotik erfüllt, was sie sein soll: Dulden, Demut, Verherrlichung der Weiblichkeit; sie begeistert sich über die Welt hinaus und verzaubert den Stein, entflammt ihn zu Gotteshochgesang — erlischt vor unseren Sinnen, wo das irdische Werk den Himmel erlangt. So bleibt Gotik für alle ihre Wesenhaftigkeiten ein gewachsenes, ja sogar selten klares Gebilde .... untragisch. Die Wiedergeburt der Antike hingegen bricht heldisch auf, bringt den Tag und wird von Gegengewalten, die einander unaufhörlich steigern, niedergerungen, bezwungen: ihr Verkünden loht in dem zur Bildung Weihbaren fort.

Michelangelo ist nicht barock, das Mißverstehen seines Geratenseins war es. Unweigerliches Zur-Welt-gelangen einer Gottheit plagte den allväter-

lichen Buonarroti, seit er Kind war; niemals aber ahnte Michelangelo, was ihn erreicht, durch seinen Genius, in die Welt, unter uns für ewig hindurchgekommen war. Ein Christ durfte so Hohes nicht dulden; Michelangelo wäre, ohne tieferzwungene Täuschung, seiner Niederkunft erlegen. So jedoch vermochte er, hundert Jahre lang, was ihm Schmach, Schmerz, bloß Überglück war, zu betäuben. Vor seiner Heiligen Sippe, auf dem Tondo zu Florenz, erlebte ich, wie ein Priester, Jüngling, totenblaß davonstürzte: „la famiglia di Bacco!“ Und von nun an dämmerte in mir der Umfang von seinen Leichen, die Gnade dem Ich, doch zu viel bewußtete mich von Buonarrotis Blut und Wunden!

Bacchus schien ihm nur ein harmloser Traumgenosse, Mitspieler im Geflüster von Lorbeer-Lauben: erst freundliches Gespenst dem Knaben — wenn es später gefährlich wird — ein guter, dummer Bauernjunge. Auch Tomasos, des Ritters, erwehrte er sich männlich, durch Schilderung in eigenen Sonetten. Doch sollte Michelangelo Dionysos auch künstlerisch kennen, aus Marmor, im Dattelgold der Jugend erstrahlend, hauen, um nun schadlos, ohne Schuld, über glückliches Gelingen frohlocken zu mögen: unbeobachtet aber überwältigte ihn dabei ein — in Delphi listiger — fürchterlicherer Gott. Wir sprechen seinen Namen aus: Apollo.

Eine Riesenhaftigkeit, wundermunkelnde Gewalt den Christen, in ihrer geschickbringenden Gestirntheit verpönt, mag den Steinlebendiger beirrt haben: seiner ganzen Knabenheit Widerstand um dieses Hindernde, raffte also Michelangelo in vielen Gedächtnisaugenblicken zueinander; und seinen innersten Ungeheuern, ihm jetzt Goliath, stellte er das Riesenkind — für den Künstler winzig, doch siegreich, uns nun schwindelerweckend hoch — gesammt als David, entgegen. Doch in Wirklichkeit war es Pythios. Der Delier, aber nach dem Hinstrecken Pythons vor Delphi! Apollos Lächeln fehlt wohl: nun das, des Deliers Holdheit, war — wir wissen es — als Geflock des sonnigen Gottes, über goldene Gesichter, in Leonardos Schwermut-Dunkel eines grottenartigen Halbhades, dem schattenhaften lateinischen Bodengott Dejovis zugeflattert. Wer aber aufrichtig sein kann, der wahrsagt . . . schleppt ununterbringbar viel Natur mit sich. Was aber ist Delphi: zwischen den Felsen, wohin Meer bloß blinkt, damit viel mehr Erde da zu sein scheine als Wasser? Trug um Wahrheit durch die Kunst. Nicht der Delier also, als solcher, geschmeidig Glücklichster über Klippen — Phöbos — sondern schon der Delphier, Pythios somit, ist die Gottheit, die durch Michelangelos Urschau, über die Decke des heiligsten Raumes der katholischen Kirche niederdämmerte, uns im Weltrichter, hinter der Altarwand ihrer Sixtinischen Kapelle, furchtbar leuchtend wird. So pfeilt Apollo die Niobiden nieder; gibt es irgendwo eine christliche Vorstellung dieser Art unweigerlichen Gerichtsvollzugs, so ist sie nicht evangelisch, sie bleibt apollinisch oder wo andersher heidnisch übernommen. Derart hellenisch entblößt aber zeigt sich Pythios erst durch das Geistergewitter Buonarroti: seit dieser beheiligenden Wahrwerdung des Delphiers ist die katholische Magie, in ihrer Einhelligkeit von den Kirchenvätern bis damals, überall auf Erden, vom Vatikan her, vielleicht verändert: sie, die niemals Bilderstürmerin wurde, mag ahnen, was das Hochwerk eines der größten Genien aus der Menschheit, an so ragendem Platz, zu zaubern imstande ist. Heute merkt man, seit Verhüllung, also Stumpfmachung — beinahe ist's Verstümmelung der Nuditäten — den Einbruch des Heidentums undeutlicher; doch damals, als die Helle der verpönten Sonnenerscheinung, mit ihren zärtlich bannenden Schatten-

lachtheiten und fürchterlichen Finsternissen, über gleißendes Fleisch tändelnd oder Wundmale aufkräuselnd, zu zittern begann, mag der Aufruhr im Blut daran Beteiligter ungeheuerlich gewesen sein! Michelangelo aber war, im Gegensatz zu seinen von Gestirnen eingesetzten Päpsten, ein strenger, sogar zitternder Christ; drum ist sein Weltrichter doch Der am Kreuz gestorbene Menschensohn, bloß auch Inhaber, in Glut und Blut, der Umformungsmächte seines dienstlichen Vellers, der Ihm den Kirchenbau mit errichtet hatte: dieser Mund aber hat der Menschenmenge, nachdem die Hände am Marterholz für den Neuen Bund Zeugnis kundgegeben haben, den Logos entzogen. Wissend vom Himmel her, birgt ihn der Herr hinter diesen Lippen; erbracht war, durch des Wortes Tatsächlichkeit, Entscheidung im Geist: in eigene Zerrissenheit ihrer brüchigen Welt stürzen drum urgrundlos, drum hier wieder selbstbeschwert, seine Verbrecher. Doch Apollo — die aufrichtigste Sybille auf der Decke der Sixtinischen Kapelle, die delphische, hatte ihn als Pythios der Altarwand gewahrsagt — beseelte wiederum unweigerlich die Wesenheit eines hohen Geistes, dem er eingebildet innewohnen mußte: Buonarroti durfte sich seiner nimmer entledigen! Michelangelo orakelte bloß, was ihm von oben zukam; auch die Stimme zu Delphi hatte Zeus' Eingebungen offenbart: Apollo war ihr mündlicher Gott. Nachdem er, Pythios, den Wurm erlegt hatte, faulte das Ungetüm dahin — daher stammt der Name Python —, die Erde aber wurde nunmehr dadurch gewußt: zu uns geriet der Zukunft Geruch! Die Pythia witterte ihr unterirdisches Wissen. Das ließ Apollo, in Erbittlichkeit, sich ereignen. War er darum, in Delphi, chtonische Gottheit? Freilich, von Delos empor, phöboshaft, blieb er anders: der Mittelmeerblick begabte ihn zur Überschau! Auf Delos bestand ein ursprüngliches Heiligtum der Hera, dort konnte aber auch sie, Kronidin und Gattin eines Kroniden, bloß Äthergöttin, Herrscherin über Horizonte, gewesen sein. Also war Pythios zu Milde bestimmbar. Hatte er sich doch, als liebreichster Dienstbote, ins Haus des Admet von Pherai begeben, um dort, seine Herden hütend, für eigene Blutschuld am Drachen vor Krissa und Ermordung der Kyklopen des Zeus Buße zu tun; Wege der Sühne wollte er dann, ihm dafür Zueilenden, behutsam weisen können! Nach Hellas soll Apollo — oft sagten wir's — aus Iran gekommen sein: dort aber wird dereinst Ormuzd Ahriman, den Feind, in eigene Arme nehmend, aus verfinsternden Bedingtheiten befreit haben! Kein Buonarroti wußte das: doch der Christenheit jüngstes Gefühl hatte ihn herrlichst eingenommen: nur zu tiefst erschrocken, ließen seine Finger Verworfene sich in dem Rachen der Verdammnis krümmen. Ach, sein Atem erhauchte uns darum auch Sklaven, felsenbeladene, von Fesseln geschnürte, weil Irrtümlichkeiten zwischen Gestirnen ihr Fehlgehen Menschen als Geschick aufhalsen. Von allen Trieben dem Mond und Mars zu Belasteten im Blute schuf er Gleichnisse der Urgebundenheit in Marmor. Keine Erlösung ... eine nicht erfüllbare Aufgabe des alten Buonarroti ist an uns geblieben. Gar grauses Fragen wurde zum Wurm: ist der Pythios im Weltwesen, wie er es Buonarroti erhellte, erbarmungsvoller als seine Wahrwerdung im Richter des Sixtinischen Heiligtums? Michelangelos Vorweltlichkeit ist noch um den Eros unbesorgt: seiner Keuschheit Ausdruck ist ewig-unabwendlich. Die aus der Rippe berufene Eva bleibt geboten tierhaft, ohne Beisatz verpönten Liebeswerbens. Die Sibyllen, ob Apollo feindlich oder töchterlich, findet er unberührbar: sie tragen, ohne schicksalhafte Bindung an den Mann, freiständig, mit hellenischen Atlantenpaaren und Propheten der Hebräer, die Decke, auf der Sonne und Mond geschöpft wurden. Sie besteht ewig; doch

unser Stern unter ihr stürzt — vom Weltrichter weg — unabwendlich, von Sündensturz zu Sühneflut, in Brüche. Delphi, du bist gewitterndes Orakel und der eifrig hervorlangenden Sibylle Unheilverkündungs-Bezirk, zu Füßen des Parnaß, dem Ararat der Hellenen: über dir landete also, nach der Erdeingeweide Hervorbruch von Flutsummen, Deukalion, Promotheus' Sohn, mit Pyrrha, der geretteten Gattin: Steine warf Deukalion dann, den Parnaß verlassend, hinter sich, und sie wurden Söhne; Steine warf auch Pyrrha, und als Weiber standen sie vom Boden auf. Das geschah, weil im Allvater hinter den Bekenntnissen der Menschen, Michelangelo, der einmal kommen sollte, eine Welt aus Marmor zu entwerfen, bereits vorausgesetzt, somit enthalten war. Auch seine Eva blickt unverwandt, aus der Gottesgnaden-Gewandungshülle, auf Adam, vor seinem Erwecktsein. Hier ist sie Dornweib, Weib, Gestürzte und Erlöste. Darum grundhaft rein. Gibt es eine Holdere als diese Weltgebärende in Gottes Faltenmantel?

Michelangelo bekennt sich, väterlich-zärtlich, auch zum Artemishaften, das Apollo mythisch zugeschwistert, der Nacht ihre Weihe leiht. Mondhaft ist überhaupt die Bildhauerei im elfenbeinlichten, oft bernsteingelblichen Marmor der Renaissance; bloß ein Traum nach Hellas, Wahrsagung seiner einstigen Offenbarung, ereignete sich am Arno. Traumhelligkeit durch die Lichtgestalt der Artemis zauberte zwischen den hohen Jahrhunderten vor uns.

Bloß ein Genie wie Michelangelo kann so selbständig, vom Stil aus, Natur mit sich in unüberbietbares Kreisen fortreißen, daß sie nicht aufdringlich das Recht der Kunst, über deren Formungen Apollo für immer gebieten wird, verletze! Sein Stil ist lebendigst, unhergebracht, weil durch das Herumirren der Leto, bevor sie Apollo gebären könne, emporgesteigert. Hera, die Eifersüchtige, flüstert überallhin Weigerungsworte in den Wind, die jedes gipfelnde Eiland fürchtet. Bei einem Einsamen, in irgendeiner vom Schöpfer vorgestreckten Seele, kann Leto aber dennoch von ihrer herrlichen Frucht entladen sein! So geschah es, nach Jahrtausenden, nochmals in Buonarroti. Die Geburtshelferin, Eileithya also, fehlte; erst stieß daher die Mutter Artemis hervor, sie sollte bei des eignen Zwillingsbruders Niederkunft wehmütterlich hilfreich sein. Als Leto nun, von Göttinnen gestützt — auch Athene war herbeigeflügelt — des Heiles Palme umhalste, daß aus den Menschen die Sonne hervorbräche, stimmte so hohem Kommen sogar die grimmige Hera bei und sandte Iris, ihre Gebotene. Buntfunkelnd strahlte also der Regenbogen auf, daß es Tag ward im Geist. In alter Zeit hat Virgil gesungen:

> Irim de caelo misit Saturnia
> Juno .... Illa viam celerans per mille
> coloribus arcum. —

In der Renaissance schwamm uns in dem Augenblick die schöne Galathea, heiter aus Hellas, über die Wellen zu. Raphaels Stern ward über einer glücklicheren Menschheit bald wirklich.

Zwei hohe Engel also, Michael und Raphael, hatten sich, der ins Sich-Selbst doch unversinkbaren, darum fort zur Sonne geforderten Menschheit erbarmt und, nach einer Zeit eifriger Entsinnlichung, Unterwürfigkeit vor der Gottesmutter, zwei gewaltigste Männer eines vom Weltsturz bewahrten, darum urreinen Sterns, die aber gerade mit Fremdblick unserer Erde Einträglichkeit im Geistigen erkannten, als Lehrer der Weisen eingesetzt: es glaube nämlich niemand, Raphael sei bloß weich gewesen, weiblich und zart; es gibt keine andere so klar gefaßte männliche Kunst wie seine: ihn hat das befruchtende

Wesen Apollos, der übers Meer in den Mittag lacht, so taghaft geboren sein lassen. Michelangelo aber erscheint als Apollo mit den Pfeilen, wo er das kreisende Lebensgewimmel, unedle Vermehrung haßt, hindert, tilgt: er offenbart der Schöpfung unerfüllbare Versprechen im strengen Bann vom Ruheblick, der kein Glück sucht und zurück zu Gott richtet. Hatte mich der Herr der Hebräer in der Sixtinischen Kapelle überwältigt, als Vereinzelten, zermalmt, so mußte sich mein erschüttertes Wesen doch wiederum zu mir finden und den Meinen begeben; in den Stanze di Raffaello erfaßte mich dann der Sohn mit männlicher Hand, schenkte mich nochmals der Aufgabe auf Erden, Hoffnung auf Freiheit, den Unseren wieder: Mut und Glück waren in der Seele verschwistert erwacht. Wir haben schon merken lassen, daß für uns Apollo dem Christentum, besonders bei Kirchenbau, von Anfang an, freundlichst botmäßig war, denn das vermochte der Sohn des Zeus, seit seinem holden Hütertum der Herden des Admets zu göttlicher Versöhnung: zu göttlicher Geltung aber gelangte der Delphier, so wollte Wis für Italien, statt der Delier, sagen, erst durch die naturhaften und doch, weil vollkommen wahr, unnahbaren Gestaltungen im Geist Platons, durch einen Leonardo, Michelangelo, unsern Raphael mit dem Glücksauge, für das er, der herrlichste Künstler, beinahe als Jüngling, die Sonne auf Erden verlassen sollte! „Arte non fa come natura, ma come dovrebbe fare!“ Ist sein hoher apollinischer Leitsatz. Darin überwindet sich Brüchigkeit des Vorläufigen im Dasein durch unsere Kunst: sie erst, eine Göttin, vollzieht die Schöpfung. Im Baum Michelangelos, einer Eiche, donnert des Kroniden Stimme, wahrsagend wie zu Dodona: Raphael hingegen führt uns in Apollos Lorbeergebüsch, als wollte er mit Petrarca, der nun *verklärt* an ewiger Wahrheit teil hat, von Italias Wünschen an Hellas flüstern. Braun und grau ist der Boden um Rom und Urbino, rosig, gar zärtlich umgol*det die* Seligkeit der Inseln um Delos; dorthin war Raphael, mit Schritten der Behutsamkeit gelangt. Den Parnaß gab uns der Stern seiner Rechten *wieder:* Apollos Spiel begünstigte die liebreichsten Stimmen der Wesen, das Gold ihrer Triebe zur Sonne wird heiter bestimmbar. Begeisterte Dichter beruft er zu Lauschern auf Göttersang; prächtigen Jungfrauen, mit der Anmut von Engeln, ist Verbleiben auf Erden, trotz des Menschen Bestürztheit vor der eigenen Hölle, erlaubt. Wir wollen heimlich als geweihte Heiden beisammen sein! Denn auch Sappho ist anwesend; Homer hat Apollos Höhenflug ergriffen, bald aber wird er zu Briseis, im Zelt Achilles', wenn ihre Augen verweint sind zum Abschied, sich niederlassen, bei Penelope, wo ihr Gewebe sich bunt bemustert, unsichtbar zugegen sein; und auch Dante, erbitterter Christ, kann, in Waldvertraulichkeit des irdischen Paradieses, der Götter Einfälle, um Delos und Delphi, wahrsagen hören.

Unter Roms Wölbung setzte sich der größte Künstler der Welt den griechischen Fries der Schule von Athen. Nur Ebenbürtigkeit aller Tatsächlichkeiten, die Manneshand künstlich, Mannesmund kündlich darzutun befugt ist, soll die klare Wagerechte ausprägen: Lücken ergeben sich freilich *fast bei* Plato; schon um Aristoteles ereignen sich Einbrüche zum hingekrümmten Diogenes über die Stufen hinab. Irdisch ist selbst dieser Lehrer *Willen;* marmorüberkrusteten Boden wölbte darum der Römer noch so hohen Meistern des Menschen zu Häupten. Halb unterirdisch, darum delphisch-dumpfer als in Raphaels Parnaß, ereignet sich die gedachte Offenbarung der Geheimnisse Apollos. Wie zu Gemurmel, voll Echo, in Räumen des Orakels, dünkt dich, Betretenen, zuerst gelangt zu sein, doch du findest Sinne und Vorstellungen zu recht: das ist Klarheit der Sprache. Jeder Satz hier Sprechender ist urbegonnen,

wird feierlich von jeweilig Redenden übernommen, verschlängelt sich somit in Spiralen der Hinzulänglichkeit unter den Sternenbahnen. So beugt und schleudert sich der Weg des Sohnes der Leto, obschon er seinem Kind Asklepios die Schlange über die Schollen gelassen hat, unszu über die Höhen und ebenen Gefilde der holdseligen Götter.

Ganze Klarheit erreicht Raphaels Kraft im Drama: die Vertreibung des Heliodor ist das gefaßteste Werk, bei stürmischem Hergang. Der erste Bogen öffnet sich vor einem ewigen, weil in der Bibel (Makkab. 2, 3) überlieferten Vorgang. Vier Jahrtausende, bis zum Anfang der Tage, überkuppeln sich zu einer römischen Flucht von leonardeskgoldigen Räumen im Menschenbau Gott zu. Zwei Jahrtausende hinter uns, kniet Onias, Jerusalems Hoherpriester, und betet, der Herr möge es verhüten, daß Heliodor den Tempelschatz, mit der Witwen und Waisen Gut, für Seleukos Philopator, König der Perser, rauben könne! „Da tat Gott ein groß Zeichen, daß Heliodoros und die um ihn waren sich vor der Macht Gottes entsetzten und in eine große Furcht und Schrecken fielen. Denn sie sahen ein Pferd, das wohlgeschmückt war, darauf saß ein schrecklicher Reiter, das rannte mit aller Macht auf den Heliodoros zu und stieß ihn mit den vorderen zweien Füßen; und der Reiter auf dem Pferde hatte einen güldenen Harnisch an. Sie sahen auch zween junge Gesellen, die stark und schön waren und sehr wohlgekleidet, die standen dem Heliodoros zu beiden Seiten, schlugen getrost auf ihn, daß er vor Ohnmacht zur Erde sank und ihm das Gesicht verging.“ Vom Hohepriester aus, verströmt sich nun des Herrn Macht, bei diesem unerhörten Auftritt, zu des Bestaunenden Rechten; zur Linken aber tritt durch ihn, den Gotterkürten, Größe der Ruhe hervor. Julius II., Papst aus dem Geschlecht der Rovere, ist zugegen. An Chor und Schicksalerfaßt-Handelnde der dionysischen Tragödie könnte man denken! Es ist auch, als tönte, durch Bronzehallen, die Stimme Zebaoths, des Herrn der Heerscharen und Gerechten!

Das katholische Fresco des Sakraments ist ebenfalls im Sinne einer Athener Tragödie, deren Hochordnung sich bloß durch Eingriff Apollos vollzogen hätte, aufgebaut. Durch das schwebende Urrund des Himmels tritt der Gott des Heiles abermals zu den in Genesung aus irdischen Bedingtheiten Erlesenen. Raum sei beiderseits über dem Boden gestaltet, daß Staat, Kirche bestehen können, Raum sei zwischendurch geschaffen, damit dem Betrachter Zuversicht, daß es Freiheit gibt, anwehe. Licht dringt bloß in die Seele, wo sie frei ist für Entschlüsse; im Leben, wenn Möglichkeit zu beherzten Betätigungen vorhanden bleibt: in der Natur bedränge kein Mensch den anderen, um der Helligkeit und freien Beweglichkeit wegen! Darum rhythmisieren apollinische Künstler gefühlvollst durch die Komposition bewegte Lücken. Solche Gliederungen und Entkörperungen des Raumes zugunsten einer notwendigen Leere vollziehen sich dramatisch. Auch das Wunder von Bolsena, wie Petrus' Befreiung aus dem Kerker, kann sich, in hieratischer Angemessenheit, und dennoch überwältigend menschhaft-belebt, ursprünglich, ja natürlichst ereignen. Wie Apollo Göttern in Stolzheit, ungenannt, preisend nicht gepriesen, beisteht, damit sie schön verkörpert seien, so flieht das Mittelmeerauge Raphaels von eigenwilligen Stilwandlungen, vom höchsten Mutwillen des Genies, überhaupt ab. Die Natur ist seine Vertraute. Doch bräutlich begleitet sie das Schreiten des befreiendesten Künstlers seit Phidias; geziemlich, niemals ausgelassen, folgt die Gattin dem Gemahl, nach ihrer kirchlichen Vereinigung mit dem Gottbegnadeten, vor dem Sakrament, dessen Einsetzung, als Sieg der Kirche, Raphael — wir unterhielten uns darüber — dem Vatikan, als eine seiner Wände, vermacht hat.

Seit Abaelards, des Ethikers von Frankreichs Mittelalter: „Scito te ipsum“ hatte Delphi seine Höhe im Gewissen des Menschen wiederum inne; Roms Porträt mußte nun abermals umkundet, ein italienisches jüngst geboren sein: Rephael gelangte zu seinem bedeutsamsten Wert. Leo X. beherrscht seine Neffen durch ein irdisches Feuertal im Gesamtbild, das wird aber durch ein bloß tonangebendes, eigentlich unsichtbares Gottes-Gold bereits der naturhaften Flamme entnommen, geistergriffenen Beobachtern, vor dem Rahmen, dafür in Beziehung gebracht. Gewalt und Strenge dienen somit der Kirche, selbst Bösartigkeit kann zu Gottes Ruhm gedeutet sein! Keine Allegorie vermag so Ungeheures auszuprägen.

Apollos Sonnigkeit leuchtet aus Raphaels Muttergottes, sei sie, im tondo, Bild himmlischer Vollkommenheit durch irdische Wirklichkeit, oder sei sie, als Sixtinische Madonna, höchste Erscheinung, bei Auseinanderweichen der Vorhänge menschlicher Sinnenbeschränktheit. Immer bescherte uns der wahrwissende Gott zu Delphi, statt Versenkung in weltaufgebender Urverinnerung, besonders durch Raphaels Botschaften, den Vorkommnissen fügsames Bestaunen des Wunders, daß es überhaupt Dinge — Geburt, Tod, himmelnde Hoffnung — gibt! Auch in Correggio blühte die Glut zu Leben, aus sonnigsten Geschöpfen auf Erden, in höchster Holdheit auf. Stets blieb Phöbos' Wesen erkennbar an Kraft, Zurückhaltung, Geschmeidigkeit, die sich vor Eitelkeit vorsieht: Eigenschaften, die Wesen, die sich lächelnd zu einem Wunsch an ihn getrauen, fürstliche Freundlichkeit spenden. Apollo, seines Emporgehobenseins Genossen zauberten auch über Venedig: Tizian feierte mit goldenen Farben die Hochzeit der Lagunenbraut mit dem offenen Meer. Bräutliche Schleier lüftete sie, in Verliebtheit, dem Abend zu; und bläuliche Berge, ein wirkliches Traumland, wurden uns sichtbar. Paolo Veronese trat auf: und wiederum flimmerte der Himmel von Hellas um funkelnden Marmor, eines Feiertags reichbedachte Menschen in prachtvollen Gewändern. Schon aber beschlich Schwermut, wie weiter bei Watteau, die eigentlich so unbekümmerten Wesen von stolzer Adelsart.

Wir streifen etwas zurück: Griechenland ward in der Gotik erweckt; ein ionisches, in dem die Gigantinnen der Inseln um Delos, während ihre Gatten in Rachedurst verkrampft, ohnmächtig darniederlagen, den Olymp in allen Himmelsgegenden stürmen wollten. Hellas' Wahrheit hatte das Morgenland bewahrt: Kreuzritter retteten es, im höchsten Augenblick, zu uns. In Bagdad hatte man Hellas' Erbteil tiefer als in der Sorbonne an der Seine übernommen. Papst Innocenz III. barg uns geweihtestes Heidentum! Dieser große Geist auf Roms heiligem Stuhl verlangte nämlich die Schonung jedes christlichen Staates im Osten, vorzüglich die des römischen Reiches ums Goldene Horn: Byzanz aber war damals noch in großem Besitz von Hellas. Der lateinische Kreuzzug zerquerte des Papstes — einem Grafen Lothar von Segni, der mit siebenunddreißig Jahren Herr der Kirche ward — hochgesinnte Absichten. Durch seine Reden an die gesamte Christenheit begeistert, predigte Fulko, Priester zu Neuilly an der Aisne, von geistiger Genesung und körperlicher Gesundheit, die er, durch göttliche ihm innewohnende Unterscheidungskraft, wohl wußte, an wen zu erteilen, wem zu verweigern! Die giftige Schlange des klug, zum Staatsvorteil, gebotene Zufälle ergreifenden und herbeiführenden Dogen Dandolo biß jedoch zu Konstantinopel den beiden römischen Löwen in die Ferse. Damals brüllte kein Markuslöwe auf!

Die Kunden, die zu Kordoba, Bassora, am Bosporus und Athos, in Paris und York, aus hellenischen Schriften emporgehoben wurden, eignete uns

Albertus Magnus, ein Schwabe, Bischof von Regensburg, hauptsächlich an. In Köln, wo er starb, legte sein Gewissen, bereits zu Bologna und Padua erworbene Reichtümer an Kenntnissen, die er mit viel Geschick angewandt und erweitert hatte, für die Nachkommen nieder. Er gab erst dem Abendland einen unbedingten König des Denkens in Aristoteles: bis dahin war er Nebenfürst, von Augustinus und Domenicus geduldeter höchster Heide gewesen. Albertus Magnus' Mittagsgesicht übers Weltenrund scheint uns Apollos würdig zu sein! Lodernd lebte des Delphiers, eigentlich verpönte, Mantik auf: Kalchas, Sohn des Thestor, Apollos Wahrsager, öffnete der Vögel Geweide und erklärte nunmehr aller Wesen Geheimheit in Gott. Mopsos, Sohn der Manto, sein Feind und Überbieter, brachte heraklitisches Wissen vom Heil durch Kampf in nordischen Gehirnen auf. Als Sohn des Ampykos jedoch, Seher der Argonauten, beschenkte Mopsos den Westen mit Apollos Richtungen auf See. Melampus, Sohn des Amythaon, reinigten in Hellas zwei Schlangen seiner Pflege die Ohren, daß er aller Tiere Sprache verstand; und, in Albertus' Schau, offenbarte er der Pflanzen und beseelten Wesen Abhängigkeit von Gestirnen, umforschte, der er einst des Dionysos Wahnbegabungen gefeiert hatte, des Menschen Verirrungen im Geist. Amphiaraos, Sohn des Oiklas und der Hypermestra, lehrte, beim Grafen Bollstädt, die Geheimnisse der Gestirne im Menschen: auch er unterhielt nämlich mit ihm Verknüpfungen der Mantik. Einst war er Erdgespenst gewesen, doch Zeus, dann Apollo zuliebe, erschien er weissagend in herrlichen Gestaltungen: er mag Helena zuerst dem Doktor Faust, vor neugierigen Scholaren beschworen haben. Ihm waren die Heimwege nach Hellas nicht entgangen, als er in Köln und Wittenberg auftauchen mußte. In seinem Sternwissen fand sich auch die Überlieferung der Metallgewichte und deren Verteilbarkeit. Schon Demokrit mag seinen Worten einmal gelauscht haben! Aristoteles' Gesetzesbau verrankte Amphiaraos zu gotischer Verstiegenheit. Von des Menschen Herrschaft über die Dinge, im Fall seiner Untertanenschaft unter Gestirne, lehrte das Geschlecht der Jamiden aus Olympia. Apollo mit Euadne hatte es auf dem Grund von Pisa gepflanzt. Durch Jamos verhalf Apollo — auch hier ungenannt — sogar Hera, dann Zeus, im geheiligten Bezirk, zu höchsten Ehren bei Menschen. Alle Übungen schöner Körper blieben ihm vertraut: Ursprung und Gewachsensein geistiger Wesen aus der Natur, gingen durch sein Wirken in die Ansichten des Aristoteles über, tauchten dann abermals, als Überzeugung, im Werk des Albertus Magnus, voll Leuchtkraft hervor. Die Pflanzlichkeit der Wesen sollte so, auf ionische Weise, nochmals der Welt in Gotik vorgeführt sein. Thales' Feuchtigkeit erfuhr nun Förderung im fortgeschrittenen Frankreich: alles in uns bleibt Trieb, des Menschen innere Sonnigkeit sollte Blüten lieblichst geformter Gefühle auftreten lassen. Albertus Magnus dachte hinter bebunteten Glasfenstern nach.

Augustinus aber wurde unvorhergesehenerweise gegen Albertus ins Treffen geführt. Auf Gott in uns beruhte nämlich für Meister Eckehart alles Wissen; sein in Gott Erstrahltsein wurde geradeaus Sohnschaft, verschmähte drum den prachtvollen Aufwand des geistigen Gebieters über links und rechts vom Rhein. Noch blieb folglich Apollos Ankunft in Deutschland unvorbereitet: nicht kehrte der Delier zu den Hyperboräern heim, obschon ihm, wie Älian weiß, in Delphi einst zwei gelbblonde Mädchen, aus den Fernen, wo Federn vom Himmel fallen — Schnee also oder Mondschein — ein kleines Heiligtum sorgsam in Geweihtheit hielten. Thomas von Aquino vereinfachte erst, vom Monte Cassino aus, mit apollinischem Griff, die Vielheiten der ge-

gebenen Gegenstände: noch wölbte ja Apollos Vorliebe fürs Mittelmeer goldene Kuppeln über ein gutbesorgtes Land, sein wohles Italien.

Aristoteles hatte den ersten Weltbau im Geist vollzogen; bei Plato, auf Parmenides beruhend, blieb die Wahrheit im Gesicht, ihr untertänig gingen die Erscheinungen nebenher. Urschau oder Weltblick: die Berufenen zum Mittelmeer erkunden durch das Auge; alles ist erstaunlich, nichts unerhört. Erst in der Renaissance kamen die Vorsokratiker abermals zu Wort: Kosmogonien, Fragen an die Elemente, pythagoreische Gestirnlehren wurden eingesetzt; es galt, den Scharfsehern der Zeit die Erkenntnis der Natur, als besonders philosophisch, zu sichern. Es entsprach den Begründungen des Kopernikus in der Sternkunde, daß der Mensch, das Denken nicht überwiegend mit seinen inneren Erfahrungen, auch Sittenlehren, beschäftigen sollte. Wir geben hier keinen Abriß der Kulturgeschichte, uns geht die Frage Delos an, drum fragen wir: Wie stand damals der Insel Unsterblicher: Apollo? Der Mensch das Maß der Dinge, ist eine Enthüllung, die er Anaxagoras eingegeben hatte; Sonnentum bleibt seine Wesentlichkeit. Er hatte bei dem Wechselspiel: Mensch zur Mitte, Sinne von der Sonne, keine Einbuße zu erleiden. Formungen, die dem Menschen vorkommende Entgegengesetztheiten wieder göttlich seinem Gemüt beifügen, Sehern oder Künstlern einzugeben, ist Apollos rühmlichste Aufgabe seiner heiteren Himmlischkeit, der er sich wohlgesinnt lächelnd, ohne Dank oder bloß Nammennennung zu verlangen, unterzieht. Für göttlich galt das Alleben; wo keine Ethik im Vordergrund stand — wir sprechen nicht von der Gottesgelehrtheit, die besonders im Protestantismus ihr eigenes Wirken, bereits abseits von der Weisheitslehre, vertrat — besann man sich geringeren Wichtignehmens der Sünde, und dem Pantheismus wurde in den Seelen Raum vorbereitet. Alles muß, sagt in der Morgenröte Jacob Böhme, seinen Grund haben: der ist Gott. Die Welt ist kein Verlauf, sondern ein unendliches „Von Anfang an". Daran klammern wir uns, denn auf das Dasein, durch unseren Überblick, gibt's keinen Verlaß. Ähnliches mag Giordano Bruno, bei Betrachtung der kabalistischen Maschine Raman Lull's, des Balearen-Spaniers, aus La Palma, aufgegangen sein: von dessen Magik zu La Mettrie blieb es eigentlich ein Schritt. Apollo mag an unseren Ballungen des Alls manchen Spaß haben: jedenfalls vergöttlicht er uns dabei — und geschähe es bloß zu seiner Kurzweil — das Spiel. Bei Bruno, als Vollbringer einer Sendung des Veliers, können wir wohl Worte wunderlich stellen, so daß sich seine Einsicht auch folgendermaßen fassen läßt: Ansicht von der Sonne, Absicht zur Sonne. Er hatte Humor: den setzte er, ohne dieses Begebnis einsehen zu sollen, gegen Michel Exquem de Montaigne in die Wage. Nochmals ward also der Mensch vor einseitiger geistreicher Beurteilung seines Weltverweilens bewahrt. Montaigne ist groß, doch ohne tief zu reichen, noch hoch zu ragen; wo Unheil lauern könnte, weilt Apollo, Vater des Asklepios, nicht weit. Bei Hermes Trismegistos lautet der erste Satz seiner Abhandlung über die Einweihung: „Dieser Asklepios ist für mich die Sonne. Somit wäre Asklepios Sohn der Sonne, als Geistigkeit: Apollo. Der Satz mag jedoch später eingefügt worden sein. Hatte der lächelnde Gott des Lichtes, der Milde im Menschen, dereinst durch Plato für Sokrates der Sophistik ein Ende bereitet, so — greifen wir vor — sollte es ihm, dem Wahrhaften, nochmals mit Kant geboten erscheinen, die Aufklärer beiseite zu schieben! Im Spottspiel „Der Kerzendreher" ist Bruno witzig; auch in der „Vertreibung des siegreichen Vieh's" gibt er dem bitteren Ernst, der dieses sittliche Werk eingab, häufig noch einen Zusatz von attischem Salz: trotzdem scheint sein Allbild von einem sehr Stolzen entworfen; Brunos

Schöpfertum fühlt, Gott lobend, den Untergang aller Verfinsterung, die unsere Sinnfälligkeiten bewirken, denn wir sind zu arg triebhaft geartete Wesen: zugunsten eines Gestirnes jedoch, im Geist voraus. In Giordano Brunos hoch zusammenfallendem Werk vollbrachte der Delphier nochmals die Vereinbarung der Parteien zweier von ihm begnadeter Weisen: Platon und Aristoteles. Der Kampf um den Vorrang eines der beiden Großen hatte bereits von Marsilio Ficino in Florenz bis Georg von Trapezunt gereicht; die Platoniker beriefen sich auf ihren Meister, weil er das Christentum vorhergeschaut hätte, die Aristoteliker verfuhren nicht anders, indem sie auch Thomas von Aquino, gegen den pantheistischen Unfug durch die Akademie von Fiesole, geltend machten.

Apollo ist Europa. Gerade damals, etwa zweihundert Jahre lang, leuchtete er, als dem Olymp gebietender Gott der Hellenen, am herrlichsten über Florenz und Rom empor. Künste und Dichtungen vieler Länder sind fromm, edel, himmlisch auf Erden, denn sie bezeichnen Beziehungen der Menschen zu ihren Göttern. Im heiligsten Sinn sakral aber waren, in unserem Weltteil, bloß Hellas' Werke bis zum Hellenismus und dann während der höchsten Renaissance. Seitdem ist sogar eine geweihte Weltlichkeit, eine Kultur freier Denker möglich. Jeder Stein nämlich, der damals zum andern gefügt wurde, sicherte göttliche Macht im Menschen, verknüpfte uns mit den Unsterblichen. Beim Bau des Parthenons ist nicht bloß unser Geschlecht erhoben, sondern sogar das Wesen der Götter urbewußter geworden: sie selbst erkannten und offenbarten sich bald in Plato als ewige Ideen der Welt. Durch Michelangelos Auftrag in der Sixtinischen Kapelle ereignete sich erschütterndster Wandel im Bereich der zueinander liebend und doch eigenmächtig stehenden Gestirne: tiefer Gottheiten schreckender Ernst schloß nun seinen Bund im Blut des Menschen. Nun sind wir als Ermittler unter den Gottheiten anerkannt! Auch Hirne bereiteten sich vor, Sonne zu verheißen: schon Cosimo de Medici hatte die Akademie der Badia gegründet; in ihren Hallen entbrannte sofort der Hader um den Vorrang des Platon oder Aristoteles. Ein Grieche, Georgios Genistos Plethon, hatte ihn angezettelt. Sein Schüler Bessarion von Trapezunt, der aber als römischer Kardinal zu Ravenna sterben sollte, brach in Wutanfälle gegen die Verleumder Platons aus. Damals verglimmte Griechenland wirklich: der Türke bekam es ganz in seine zerdrückende Hand. Auch am Hof Sigismondo Malatestas und seiner Gattin Isotta degli Atti lebten griechische Gelehrte: Rimini, unweit vom Rubicon, wurde, als Leon Battista Alberti seinen freilich christlichen Tempel baute, eine Pflanzstätte letzter örtlicher Überlieferung hellenischen Wissens im Abendland. Platon und Plotin hatte der bedeutendste Akademiker von Florenz, Marsilio Ficino, der gespannten Aufmerksamkeit einer wißbegierigen Welt entgegengetragen. Bald erreichten die beiden hellenischen Weisen hohe Geltung. Von Ficino, einem Würdenträger der Kirche, stammte auch die Lehre Platons von einem Gott, Hermes Trismegistos, ab. Er kramte viel in Sterndeuterei, hielt besonders manches vom Einfluß der Planeten auf Magen und Geweide. Pico della Mirandola eröffnete sich, auf Grundlage der Zahlen, eine pythagoreische Welt; sein Einblick ins Hellenentum galt lange für stichhaltig, denn noch ein Grieche stand damals den Gelehrten Italiens stützend zur Seite: Theodoros Gaza. Er nickte Pico Zustimmung. Der hervorragendste Aristoteliker mag wohl Andrea Cesalpino aus Arezzo, der längst vor Harwey den Blutumlauf annahm, gewesen sein. Claude de Bérigard sei, weil er die Vorsokratiker, besonders Thales und Heraklit, neuerdings angeführt hatte, hier erwähnt.

Giordano Bruno, der Geist, der das Denken der Renaissance zum Abschluß brachte, scheint uns, dank seiner Mannigfaltigkeit, harmonisch gefügten Fülle, mit Empedokles vergleichbar. Obschon Dominikaner, blieb er, wie die Weisen unter den Hellenen, ein Leidenschaftlicher: unbiegsam folgte er Eingebung und Gesicht. Italien, Frankreich, Deutschland vernahmen seine Kunde: sie war erdhaftes Delphiertum. Aus allen vier Windrichtungen trug er Nachricht in seine beflügelnde Weisheit. Höher als Bernardino Telesio, erhob er sich, aus dem Feucht-Kalten ins Trocken-Warme, als den beiden Grundlagen in der Welt durch Kampf. Tommaso Campanella, Brunos jüngerer Zeitgenosse, ist Mensch des Sinnfälligen gewesen: thaletisches Hin- und Herfließen zwischen Sein und Nichtsein, eine unabgerundete Geistigkeit suchten, nach seiner Meinung — spät nach Plato, weit vor Hegel — Vollkommenheit des ausgeglichenen Menschen, im Staat nach dem Gesetz der Sonne. Bruno doch, der breitspurige, vermochte es, in sonnengebärendem Aufruhr gegen das Übelbetreiben auf Erden, sich selbst, durch Feuergang im Scheiterhaufen, einem besseren Stern der höheren Harmonie zu weihen. Francesco Patrizzi hatte damals der Welt eine Darstellung der Welt als Licht geboten: er war, mehr als ein vorsokratisch denkender Dichter, ein alexandrinisch dichtender Denker: Giordano Bruno griff aus seinem glühenden Blut nach diesen beiden Wesenheiten. Engländer, Niederländer, Franzosen könnten wir anführen, die zur ἀρχή, als Urding bei Plato, Urbegriff bei Aristoteles, Stellung nahmen; doch bloß von Paracelsus, der, im Sinn einer persönlichen Monade, ähnlich wie Bruno, dann Leibniz, einen Archeus annimmt, wollen wir hier reden: durch Magie, Besprechung suchte er ihn im Menschen von seinen Bedingtheiten, die Krankheit hervorbringen, heil und frei wiederzubekommen.

Die Welt vom Standpunkt des Arztes betrachtet, ist auch ein Vorgehen im Geist des Gesundheitspenders Apollo, Vater eines Asklepios! Tiefster Vollzug aller Ansichten vom uns aufgegebenen All zu einer Erschließung aber gelang — wiederholen wir es — Giordano Bruno: trotz aller Triebhaftigkeiten im eigentlichen Weltereignis Mensch verfiel er nie auf pantheistische Aufstellungen einer Allvermenschlichung wie etwa Jacob Böhme, der folgende Behauptung wagt: „Gott ist allwissend, allsehend, allhörend, allriechend, allschmeckend.“ Apollo wußte einem Eingott-Eifer, der über den Allgott zur Ein-Grund-Übertreibung lenken sollte, am Mittelmeer noch Mäßigung aufzuerlegen: während nämlich Böhme heidnisch die Welteiche in uns gipfeln sah, huldigte Bruno einem grundgewaltigsten Urlicht, mit richtig jedes Geschöpf betreffenden Abblendungen, die bloß ein vorherbestimmender Gott aus Güte uns bescheren mochte.

Die Annahme der Emanation und des All-Lichts, die schon bei Plotin Einklang zwischen die Ansichten über Welt-Ein- oder Doppelheit bringen sollte, wird noch oft dem Verlangen nach einer tatsächlichen Geistigkeit des wissenschaftlich umforschbaren Alls Genüge tun. Wir vermögen wohl auch auf pantheistisch-weitgefaßter Grundlage, die beinahe der von der Emanation verwandt sein könnte, selbst den Pantheismus, in seinen letzten Erscheinungsformen, für in sich aufgehoben sehen. Gott besteht eben, nach Plotins Gleichnis vom Licht, sowohl in eigener Vollkommenheit, als Er sich auch, in seinen letzten Auskreisungen zerschatten läßt — verliert. Was wir hier als Ergänzung vorbringen möchten, ist nun folgendes: Die Emanation scheint uns haltbarer vertretbar, wenn wir annehmen, sie ereigne sich zuerst in manchem Gott, der, als hoher Gehalt, in uns wirkt, um Sich durch die Schöpfung Gestalt zu geben. Wir möchten also Gewalten des (für uns) übergänglichen

— in Wahrheit wären sie das Eigentlich-Bleibende — aus dem Unerfaßbaren zum Begreiflichen annehmen: dies zu tun, fühlen wir uns besonders bemüßigt, da uns ja eine Kulturen abgrenzende, weil aus den Rassen schöpfende Macht, die überdies den Menschen geistig mitbestimmend erhält — wir nennen sie Apollo — nachweisbar dünkt. Die Zuweisungen aus Welten der verschiedenen Götter ist natürlicherweise willkürlich; wir begeben uns in ein Gebiet, wo sich nichts in seiner göttlichen Dehnbarkeit nachprüfen läßt: uns liegt daran, durch das Beispiel Apollo, die Wahrscheinlichkeit oder wenigstens Möglichkeit, daß die Götter, in ihrer Ewigkeit, noch bei den Menschen hochfördernd bestehen, vor Augen zu führen. Der Götter Wirkung ward in der Renaissance entscheidend: der Delphier, kein Heiliger der Christenheit, beherrschte beispielsweise Bruno, von der Wiege bis zum Scheiterhaufen! Schließlich versuchen wir hier, allerdings auf künstlerisch-lockernde, nicht durch Wissenschaft zwingen-wollende Art, nochmals, was Proklos, auf Plotin und Platon fußend, bereits unternahm: Heidentümer und Christenheit beieinander gelten zu lassen! In der Dichtung, die Apollo für uns beherrscht, gibt sich immer die meiste Wahrheit aller Gottheiten kund: auch Bruno, in seinen „Heldischen Wahnsichten“, offenbart dem Menschen zu höchst Zukommendes. Der Künstler ist stilbesorgend: das heißt, er findet Ausgleich zwischen dem aus seiner Zeit- als Allgemein-Sehbaren und vielen Ansichten der, durch gegenseitiges Bedingtsein, niedrigeren Einzelwesen. Apollo zeigt sich als Erzieher zur Göttlichkeit; selbst im Gymnasio trachtete, wer ihm diente, nicht Knaben zu Männern, sondern abgerundet körperlich Ausgebildete — das wäre halbgöttlichen Wesen — zu entwickeln: Phöbos selbst ist vollkommen schlank. Bei Scotus Erigena wird das Unumschreibbar-Überragende tiefste Wirksamkeit, das von der Einzelerscheinung Unbedingte anzustrebendes Gottähnlichsein. Abstufungen im Urbereich des Herrn sollen nun seine Eigenschaften hieratisch festsetzen: wir sind somit — in die Gottesferne entrückt — Ihm als Ziel Zugewiesene! Da der Christ sich, seit Paulus, zur Liebe, als Eigentlichkeit im All, bekannt hat, waltet, vom Allgemein-Geistigen aus, die sachgemäße Erteilung von Gnade, über das Geschick weg, an die, denen es zukömmlich ward, liebreich. Um Scotus hatte Apollo bereits die himmlischen Reihungen, zu des Menschen Erbauung, reinlich geschichtet, eine Eindrängung heidnischer Gottheiten in die kirchlich gebotenen Vorstellungen eines Jen- oder Inseits schien daher vermeidlich. Von nun an erkennen wir die Wachsamkeit des Sohnes der Leto in Denkern, die keiner schwermütig-leichtfertigen Auslegung des Pantheismus oder selbst bloß der Emanationslehre, im Sinne eines ziellosen Rundlaufs im All, verfallen sollten; andererseits kann der Weise, in eigenem geweihten Bezirk, sich keiner Gottesgelehrtheit beugen, die nur eine herrliche Zweckdienlichkeit, mit abschließendem Weltende, als mehr denn Glaubenssatz, aufrichten zu können, sich befugt erklärt. Die jedem nachdenkenden Wesen unausweichliche Annahme von Unendlichkeit läßt weder eine ewige Wiederkehr noch einen Fortschritt im unbedingt gehaltenen Gottesbegriff zu. Um Mißverständnissen zu entgehen, sei beigefügt, daß wir keine dieser beiden Verranntheiten einer christlichen Kirche vorwerfen! In Giordano Bruno macht sich der Delphier an unweigerlicher Gangart, in einem zu vollstreckenden Dasein, kenntlich! Der Begriff des Allgemeinen, eine realistische Auslegung der Ideen Platons, sollte in späteren Zeiten zur Gewissensfrage am Volk ausklingen: — Vox populi, vox Dei — gilt, nach Carl Schmitt, seit der Romantik, für das Treffwort der Umwälzungsbedürftigen und auch der Staatserhalter: so ist die vornehmste Anschauung

der Welt, übers Christentum, indem sie Grundlage des Realismus ward, so daß Anselm von Canterbury damit den ontologischen Beweis für das Dasein Gottes zu erbringen glaubte, zum Volksruf für Gleichheit und Freiheit abgeglitten. Giordano Bruno war, seit seiner verräterischen Gefangennahme in Venedig, ganz verlassen; unerschütterlich blieb jedoch sein Vertrauen in den Strahl nach dem Herzen: er glaubte sich selbst kaum, weil keinem vom verachtungswürdigen Geschlecht der Menschen, doch seine Eingebung war ihm heilig. Bruno rang mit unbegrenzbarer Leidenschaft für seinen Standpunkt der Sonne; seine Eigenschaften schienen nicht bloß ein Abglanz des tagenden Glanzgestirnes, für das er losgebrochen war, sondern sogar ein mikrokosmisches Zuspiel bei seiner flammengewaltigen Daseinsentfaltung. Wie Empedokles im Feuerkelch des Ätna, mußte Bruno endlich zwischen den Folterfängen der tötenden Flammen verscheiden! In ihm wußte sich ein Erlesener, von der Bestimmung, gegen sämtliche Allgemeinheiten gesetzt; in diesem Sinne gelangte auch die Persönlichkeit, seit der Renaissance, abermals zu begründbarem Recht. Bruno beruft sich auf Nikolaus von Cues, einen Deutschen und Würdenträger der Kirche, für den Gott alles schafft, drum auch ist. Er aber, der Nolaner, ist verwandter Ansicht, doch südlicher, bilderreich: einen von seiner Schöpfung abgelösten Gott findet auch er rein unbegreifbar, die Hierarchie des Himmels zerrt seine Heftigkeit, mit Verwerfungsgeberde alles Willkürlich-Gesetzten, in Wirbel des Spaßhaften. Laster, sogar Tugend, ohne Gegründetheit, stürzt das Umwälzungswollen, das sich unmystisch ins Sternenrollen des Kopernikus vergafft hatte, aus Übermut. Seine Lebhaftigkeit verpflanzt Bestand einer eigenen, bewußttunsfähigen Schöpfung auf andere Gestirne: ganz in Leidenschaft flammend, drum tief menschlich, will er dem Menschen seinen Dünkel nehmen, der Erde ihren Hochrang entziehen, uns Gläubigen auch, da er — bloß ein Weiser — Christwerdung nicht faßt den sehr menschhaften Gott rauben: doch überträgt sein Hirn die eigene Erfahrungsart eines Menschen auf Erden, weil sie sich, wahrscheinlicherweise auch bei ähnlichen Wesen, anderen Weltkörpern zutragen könnte, schließlich doch selbst wieder aufs Umtasten des Unerweisbaren. Dem aber verschließt sich die Kirche: Christus kam unter uns, nicht damit wir Gott begreifen, doch aus Liebe verstehen mögen! Dante steht nicht auf dem Index: durch ihn hat Apollo ein Gleichnis des Unzugänglichen für uns sittlich Erhebbare, sinnhaft zum Erbautsein Ermächtigte hervorgehen lassen: das gestattet Rom. Was wir aber soeben an Umschreibungen Gottes niederlegten, sind Bezeichnungen seines negativen Wesens, wie es das Mittelalter oft hochhielt; es wäre ungerecht, könnten wir nicht einsehen, daß Bruno, männlicher Denker der Renaissance, seiner Artung gemäß, gerade dagegen aufrührerisch hervortreten sollte! Seit dem früheren Altertum hat kein so leidenschaftlicher Vertreter eingegebener Behauptungen unter uns geweilt; es ist daher selbstverständlich, daß gerade Schelling für ihn bestimmend eintrat. Bruno hatte der Wut gegen Begriffmäßigkeit der Weltvorstellung, die er Aristoteles zuschrieb, in gleichnis-schauender Aufmerksamkeit gelebt: der unbemerkbare Delphier machte ihn dabei zum Dichter. Das bildhafte Aussuchen eingesehener Dinge bei Plato zog ihn an: doch steigerte seiner Leidenschaften Rhythmik das Zu—Schauende zu vorsokratischer Stoffhaftigkeit; beinahe hätten sich ihm ja Naturerscheinungen offenbaren mögen! Er konnte nichts Unbeseeltes als vorhanden annehmen: das Abstrakte hielt sein Eingefühltsein ins zufallslose Weltwohl für heillos. Fast indisch war Brunos Wahnsicht von der Durchklimmbarkeit des Alls: hier verkernte er Sittlichkeit in un-

sterblichen Einzelungen. Einmal zwängte ihn die eigene in die Fangflammen des Scheiterhaufens! Seine Richter wußte er noch zu höhnen: euern Spruch fällt ihr furchtgetriebener, als ich ihn empfange! Er empfand also die Standhaftigkeit des Allerbesorgtesten. So bloß wird der Mensch Mitte. Giordano Bruno, du hattest die Sonne vertreten, beschrittest ihre Wesentlichkeit durch folternde Tore, nicht des Todes, sondern des Auferglühens! Zum erstenmal, seit der Antike, beschwingtest du dein Denken dichterisch, zum letztenmal bis zu des Nordlichts durchleuchteten Schleiern der Isis: du hattest dein Jahrhundert im Gesang aufgeboten, seinen Lästerungen widerstanden, die Erde, als Bote deiner Sonne, überholt.

* * *

Die Natur steht für uns unerschütterlich auf irdischem Boden: dafür war Galileo Galilei zur Welt gekommen. Er und Torricelli beherrschten nämlich teilweise auch das Denken, durch das Philosophie unbedingt von der Theologie, doch im Grunde ebenso von der Scholastik vollständig getrennt sein sollte; der apollinische Zug Galileos war nun, bei Umgehung eines theoretischen, das Innere des Alls ergründen wollenden Pythagoreismus, die Einigung, besser Einfügung von Erfahrungswissen in den Bereich des Zählbaren. Seines Wesens Erdgebundenheit hat sich uns der Gestirne bemächtigt. Wir pflegen seitdem immer weniger unser Schicksal von den Sternen, die wir nicht kennen, abzuleiten, folgern hingegen, von der untersuchbaren Erde aus, einiges über Zustände dort oben. So geschah es übrigens auch bei Bruno, doch noch viel ausdrücklicher im vorigen Jahrhundert bei Fechner. Galileos Vorgehen hat bekanntlicherweise den entscheidenden Beiklang durch Baco von Verulam erreicht. Was wir soeben über Galilei aussprachen, kann gerade doch, unserem Ermessen nach, auf den irdischen Delphier bezogen, nicht als apollinisch festgelegt werden; wohl aber halten wir solches Eingestelltsein eigentlich für christlich; wurde dadurch doch auch der Astrologie, kosmische Anschauung einer unfreien Menschheit, ein bescheidender Stoß beiseite versetzt!

Erdloser als der Delphier des Dorers, bloß bei hoher Sonne in den Lüften spürbar, ist für Menschen Apollo, in der Nacktheit des ionischen Deliers; noch herrscht er aber, vom goldenen Eiland aus, im Kranz der veilchenblauen Kykladen, übers urerhaltene Mittelmeer! Das Irrationale bei Göttern ist auch, daß sie verschiedener Herkunft sein können, nicht bloß ein Elternpaar haben müssen: ebenso vermögen sie, sich mannigfaltig geltend zu machen; der Delier Apollo äußert sich anders als der Delphier. Übrigens werden wir im Sohn Gottes Jesus unterschiedlicher zu uns in Beziehung bringen, als im einzigen Erlebnis Christus. Wir äußerten die Gründe, weshalb wohl der Delphier beim kriegerischen, doch gern seine Krumen bestellenden Römer herrlicher eingebürgert blieb, als der sachte, kaum orakelkündende, sanft magische Gott des weiblicheren Jonierschlags. Um Frankreich aber lächelte der mittägliche Sohn der Leto; von den Sternen her, war das Volk leichter Luftigkeit dazu bestimmt, mit dem reizvollsten, bezaubernd liebenswürdigen Hellenentum vertraut zu werden; sogar bei Poussin, besonders aber Claude Lorrain und Watteau, sind Licht und Luft, in ihrer vereinbarten Duftigkeit, gegen den Boden und seinen, aus der Feuchtigkeit, selbst befeuerten Wuchs gehalten, überwiegend. Fragonard, Boucher, was um sie glitzernd ward: Corot, die Impressionisten enthüllten immer freudhaftere Einfälle zu gar lieblichem Lichterspiel bei Schleierwetter oder Wolkenbekränzung unseres Gestirns.

Freilich tritt nun auch Hermes, klar kenntlich, in Erscheinung. Wir wollen hier keinen Aufriß von der Geschichte der Kunst Frankreichs, seinem Schrifttum geben; eine unscheinbare Stelle doch, wo Apollo ungenannt kreist, scheint uns, weil in unserem Sinne besonders lebhaft empfunden, hier anführbar; der Tragiker Garnier sagt von Ronsard, nach seinem Tode: „Aux campagnes d'Elise, ou il erre a present il voit se presser autour de lui ce grand Eumolpe et Orphée et Amphion, impatients de lui offrir leur laurier on leur lierre." Nun ist Eumolpos, Sohn des Poseidon und der Chione, wohl ein thrakischer, mehr vordionysischer Halbgott, der in Eleusis die Mysterien der Demeter und Kore stiftete, Chione jedoch, seine Mutter, die Schneejungfrau, muß hyperboräischer Herkunft sein. Oreithya, ihre Mutter, galt als Gottheit in dem Morgenscheine eines attischen Wintertages. Boreas, thrakischer Nordgott, freite um die Schöne, ward aber abgewiesen; darauf raubte er sie, als sie mit den Tauschwestern, Töchtern des Keprops, am Ilisos Blumen pflückte. Als Königin der Winde, gebiert sie Boreas zwei Söhne, Zetes und Kalais, die Sturmjünglinge der Argonautensage, und zwei Töchter, Kleopatra und eben Chione, um die wir hier besorgt sind. Übrigens wurde Demeter, als Chloë, Beschützerin der grünenden Saat, neben der Gekurotrophos und Apollo, Gott der Thargelier, gefeiert. An Dionysos gemahnt also vielleicht bloß der Efeuzweig. Oder wäre Amphion dionysisch? Er ist zu Theben, der Stadt des Sohnes der Semele, geboren und auf seinem Kithairon erzogen worden; doch war er so himmelstürmend musikbringend, daß Steine, seinem Spiel gehorchend, sich willig, wie von selbst, zu Thebens Mauernbau fügten. Waltet da nicht die herrliche Macht des Kytharöden? Wahrscheinlich brachte also Amphion Ronsard in den Elyseischen Gefilden Lorbeer dar. Und Orpheus? Als Sohn des Oiagros und der Kalliope, Muse des Trauersanges, rückt er in die Gemeinschaft des Deliers. Das Helikon ward Gebirge orphischen Schweifens. Mänaden, die des Sängers apollinischer Stolz verschmäht hatte, sollten ihn zerfleischen! Den Hades beschritt sein Fuß bloß irrtümlicherweise, um das Weib zu verlieren. Orpheus ist Hellas' Gestalt, die am eindringlichsten ins Jüdisch-Christliche und — Phöbos einschleiernd — bis zu unseren Tagen ragt. Orpheus, als Schützer der Tiere, nachdem Artemis-Potnia der Jagdlust zu frönen begann, blieb, vor dem Heiligen Franziskus, still in Schlichtheit bei Jesus-Christus.

Kant sagt: „In der Einheit des Charakters besteht die Vollkommenheit des Menschen." Dieser Satz prägt aus, was Denker früher, vielleicht Plato ausgenommen, kaum verstanden. Mathematik ist nämlich zutiefst wichtig, wenn die Eins der Manneskraft sie bindet, nicht aber wo sie ihr wunderschönes Sternbilderleben, bloß vom phantastisch-eigensilbigen Menschen in Gerede gezogen, führt; denn dann gebiert der Pythagoreismus unheimliche Naturgötter, Drachen und andere Ungeheuer am Nachthimmel, die uns, dem freigesonnenen Geschlecht, trotz des Pythios, gefährlich sein mögen. Apollo hat aber endlich, mit warmer Hand, den Gestaltungsfähigen — er mußte ein Verwaltungswürdiger aller seiner kosmischen Eigenschaften sein — die Herrschaft über die Ziffer gereicht. Am deutlichsten hat die Tat Galileo Galilei den ungekannten Gott durchgeführt: Pythagoreismen, Zahlenspiele, hermetische und humanistische Kabbala beraumte er ums eigene Ich an; dann reinigte Galilei, Schöpfer des „Saggiatore", durch Versuch und geistige Abwägung, sämtliche eingeholte Lehren von Zufall und Zutat, brachte sie — ein hochgeübter Charakter — aller früheren Eingebildetheiten und Willkür entkleidet, nüchtern und sachlich, als eine Zahlenkunde, vollständig in Menschen-

gewalt. Über den Natürlichkeiten, gegenseitig in Widerspruch, wurde so unsere moderne Denkweise, der die Eins der Mathematik innewohnt, damit wir uns durch Berechnung im All zurechtfinden können, als Gebieterin eingesetzt. Wir haben den Ausspruch Kants vor diese Auseinandersetzung über Mathematik gestellt, weil es bestimmt nicht anders sein kann, als daß bloß ein aufrechter Mensch ein gerades Verhältnis zu den Sternen gewinnen dürfte! Auf das Wesentlich-Gütige kommt es ja, beim schöpferischen Gestalter, sei er Künstler oder Forscher, an: freilich haben uns errechenbare Wege in der Welt zu starrer Mechanisierung gebracht; diesem Unfuge der letzten Jahrhunderte wird auch, soll uns nicht ein Abgrund verschlingen, ein hochgewolltes Ende gemacht werden müssen. Für uns gebe es drum von nun an keine vier Elemente oder Naturkräfte, die zueinander übergleiten, sondern Gottheiten, die Scheidungen aufrechthalten, aus der Natur in den Bereich des Menschen hereinstreben: Goethes Erdgeist bei Faust ist ein derartiges In-erscheinungtreten einer innerweltlichen Großgewalt. Leonardo da Vincis geniale Leistungen sind am Hervorkneten einer von Dingen ablösbaren Zahlenkunde wichtig beteiligt: übrigens sah er, obschon eine der weitestgebahnten Künstlerseelen, nicht ohne wohlgefälliges Staunen, dem nun Ereigneten entgegen. Vielleicht keine Mystik, doch unerhörteste Metaphysik witterte sein vorgreifender Urgeruch fürs Kommende in Gebilden bloßer Mechanik: dem Automaten sozusagen. Zu ihm zog es, wenn auch mit Weiblichkeit verkleidet, später am hervorragendsten die Dichter der Romantik des vergangenen Jahrhunderts, wie E. T. A. Hofmann und Villiers de l'Isle Adam. Götter, bei ihrem Namen, an uns zu bannen, sei Aufgabe künftiger Seher; wir fanden unterdessen Apollo an vielen Wegkreuzungen liebevoll lächelnd wieder! In diesem Geist schließen wir auch nun, da uns Frohgemutheit nottut, diesen Absatz mit folgender Bemerkung Kants: „Kinder, besonders Mädchen, müssen früh zum freimütigen ungezwungenen Lächeln gewöhnt werden; denn die Erheiterung der Gesichtszüge hierbei drückt sich nach und nach auch im Innern ab und begründet eine Disposition zur Fröhlichkeit, Freundlichkeit und Geselligkeit, welche diese Annäherung zur Tugend des Wohlwollens frühzeitig vorbereitet." Gemahnen solche Worte nicht an die behütete Sinnlichkeit eines traumsamen Bernardino Luini oder Gaudenzio Ferrari; beide besorgte Schüler Leonardo da Vincis? Neun ist die Zahl des arischen Mannes, wie hätte nicht Apollo einmal seine neun Musen ins Gebiet der Edda heimbringen sollen?

Der Mann verdienten Gedeihens ist — wie nun erkannt — seit Jahrhunderten, der Engländer; denn er verbürgt der modernen Menschheit einen Charakter: Kant fühlte das genau, Voltaire sah es bereits. Apollo, ein Inselkind, gelangte auch in Albions lichtgrüne Gefilde: durch Baco von Verulam stürzte er kümmerlich gewordene Idole, bei Shakespeare trat er in Nacktheit auf, machte Zulauschende zum Erfassen der Erhabenheit seiner Drastik reif: auch später sind des Veliers heiligste Dichter dort drüben ins Glühen geraten. Auch das Gentleman-Ideal ist vorchristlich, wohl dem antiken Schnitt ziemlich entsprechend. Von Homer, Sophokles, Aristoteles erfahren wir viel über hellenische Großgesinntheit, echtes Vornehmsein. Vor allem sollte man reich, darum frei und stolz, seiner Umgebung vorstehen: gern beschenken, nichts empfangen! „Heiter und gelassen geht," wie Aristoteles fordert, „der Hochgesinnte seines Weges". Ehren, die einem erwiesen werden; haben bloß Wert, wenn sie einem von würdigen Menschen zuteil werden; der Großmütige freut sich überhaupt mäßig, wenn ihm Ruhm zuteil wird, es sei denn, er fühle,

noch höheren verdient zu haben. Wie in der Palästra, steht Apollo auch zwischen diesem Sich-Aneignen von Umgangsformen.

Apollo blieb Gott des Mittelmeeres: alle Olympier, auch Heroen, haben verschiedene Kultstätten gehabt; sogar die Annahme, wer ihre Eltern waren, schwankte ja in der Erinnerung der Stämme vielfach. Das ist eine übermenschliche Auszeichnung; scheint doch schon das hochbegabte Kind meistens nicht von seinem Vater herzukommen: des Genies Wesenheit greift unerklärlich in seine Ahnenreihe zu mehreren oder einem Erzeuger, den es durch göttlichen Zufall steigert, zurück. Das Gleichnis zu dieser, damals noch wunderbarer vorkommenden Erscheinung fand sich, bei den Hellenen, in der genialen Vermengtheit hoher Geschlechter ihrer tiefdichterischen Sagen. Auch im Christentum haben Heilige an bestimmten Orten besondere Eigenschaften, so ist beispielsweise ihre Wundertätigkeit recht verschieden. Verschiedene Vorfahrenfolgen in heiligen Schriften beweisen durchaus nichts gegen ihre Wahrheit: sie dürften Eingegebenheit von etwas Hochgeistigem sein und bedeuten Wege vom Übernatürlichen zu uns, Vernunftbeladenen. Ohne patriarchalische Gewissenhaftigkeit, bei den alten Hebräern, leichtlebiges Sich-Verlassen auf himmlische Einfälle der Hellenen — als den beiden für uns grundlegendsten Völkern, weil geistigen Ahnen — während sie ihre Glaubenswerke gen Gott oder Ewigkeit aufrichteten, wäre die Kultur des weißen Menschen ungeworden. Wir unterscheiden bisher immer deutlich vom Delier den Delphier; anderer Kulte Apollos geschah Erwähnung, die meisten schienen uns für diese Untersuchung wenig wesentlich: einen Hyperboräer, der den Hellenen fernster Klang geblieben war, herauszuformen, halte man für gewaltsam, sogar die Gottheit beleidigend! Was die Griechen, bei Geburt des Gottes, nicht selbst, heiter atmend, heilig besorgten, wollen auch wir keineswegs prägsamer entwickeln, in anderen Völkern als apollohaft hervorheben. Es sei keine Entweihung begangen, um unseren Apollo in denkbare Erscheinung zu bringen! Allerdings begehen wir hiermit ein großes Opfer, denn der Kytharöde ist Gott der Musik; doch man bedenke, Deutschland hat seinen eigenen, dem hellenischen verwandten Mythos: ist es nicht streng apollinisch, die beiden herrlichsten Erbteile zweier zuhöchst begnadeter Völker rein gesondert zu halten? Apollo kann niemals bei uns Gott im Blut werden, wie jenseits der Alpen oder Vogesen. Die nordische Sage ist germanisches Eigentum, heute vorzüglich gut Teil der deutschen Geistigkeit; der Delier bleibe uns Gott der Verbundenheit mit der gemeinschaftlichen europäischen Kultur! Dies erweise sich in der Kunst und Dichtung, je nach uns geneigtem Belieben unkennbarer Mächte, mehr oder weniger klar; hier sind Bedingtheiten im Kosmos einzig maßgebend. Das Christentum ist uns erhalten: es gehörte einst allen Völkern, da es vorzüglich zwei großbegabte hervorbrachten: die Juden, die Hellenen. Apollo galt den Dorern als Vorbild höchst erreichbarer Vollendung; bei Matthäus 5, 48 heißt es, als Botschaft an die Menschheit: Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Daß, außer Jesus Christus, auch andere Gottheiten bei uns blieben, ist gewiß: germanische Urwesenheiten schützen ihre heiligen Eichen, im Gefühl des Volkes, wie dereinst; Griechenlands Götter schweben kristallhaft, uns zu Häupten, durch Luft, in Licht: der Delier, weil Gott der Formung, zeigt sich, um stille Beruhigungen, weil nach Krieg und Aufruhr, am herrlichsten merkbar. Freilich, der Götter Wollen und Wege weiß kein Sterblicher wirklich vorzudeuten, kaum in der Geschichte nachzuweisen: am besten ist's wohl, es verlasse sich, wer im Innern Berufung zu solchem Unterfangen wähnt, auf

seltsam ereignete Einfälle. Was brach in uns, bei Begleitung des Deliers über Meer und Gebirge, als wahrgeschaut, hervor? Vielleicht ist richtig bloß die Behauptung: Phöbos-Apollo lebt. Ungern bloß, doch einem Wink gehorsam, der darin liegt, daß uns eine eigenartige Schrift über Napoleon, in nötigender Stunde — nämlich nun, beim Schreiben über Apollo — in die Hand kam, entschließen wir uns zu folgenden Ausführungen: es ist möglich, daß der Delier, als Pythios, nochmals auf Erden, auch um den Bereich seines Mittelmeers sich frei und hoch zu halten, nach den Ungeheuerlichkeiten der französischen Revolution, einen reichst begabten Mann zum Werkzeug erlesend, mit Kaisergewalt, hervortrat. Jedenfalls trat der augusteische Gedanke eines vielvölkisch-römischen Weltreichs im Korsen, der Konstantinopel zur Hauptstadt über die Erde machen wollte, abermals in Erscheinung. Sein siegreiches Pochen, zu Füßen der Pyramiden, schlug jedenfalls, durch den Wunsch eines Tiefbewußten, an die Pforten des hochverschlossenen Ostens. Doch meinen wir, der Hinübergeleiter Napoleons zum Nil möge Hermes, entscheidende Wesenheit des romanisierten Frankreichs, gewesen sein. Wir verlieren für den Delier, der auf einer Klippe zur Welt kam, sozusagen den Boden unter den Fußspitzen, übersetzen daher, was uns zu solcher Ab-, vielleicht Zuweitschweifung verführte, aus dem Italienischen: „Napoleon ist Apollo, was der Ausrotter heißt.“ Wir lassen der anfechtbaren Philologie des Verfassers freien Lauf: „Der Name kann von zwei griechischen Zeitwörtern ἀπολλύω oder ἀπολλέω, die im Grunde das gleiche sind und bedeuten, stammen und besiegen, umbringen, ausrotten bedeuten. Stände, statt Napoleon, in der Weltgeschichte, Apoleon geschrieben, so trüge der Held den gleichen Namen wie die Sonne und würde sie auch durchaus vertreten; doch ist der Name von einer Silbe dazu eingeleitet! Auf vielen Denkmälern steht geschrieben Neapoleon. Auch dieses ne ist griechisch: νὴ oder ναί. Und gibt einer Zustimmung, nämlich so ist es . . . ja! Ausdruck. Folglich heißt Napoleon: der eigentliche Ausrotter, der wirkliche Apollo. Auch der Familienname Buonaparte steht in Beziehung zum Tagesgestirn; denn es verheißt die gute Seite, ist also bloß anwendbar für etwas, das zwei Seiten hat, eine gute und eine schlechte. Vorzüglich kann das bloß auf die Beziehung zwischen Sonne und Erde hinauslaufen, durch die uns eine helle und eine dunkle Tageshälfte umfängt. Napoleon kam auf Korsika zur Welt, Apollo auf Delos, beides Inseln im Mittelmeer. Korsika liegt nun ebenso im Südosten von Frankreich, wie Delos in gleicher Himmelsstellung zu Hellas. Apollo ward in Ägypten angebetet, Napoleon hielt man dort für einen Freund Mohammeds und darum in fast göttlichen Ehren. Napoleons Mutter hieß Letizia, also Freude, damit ist auf die Morgenröte (Aurora) angespielt, die, wie Dichter vernommen haben wollen, die Sonne zur Welt brachte. Nach der griechischen Sagenkunde galt Leto λετώ für die Mutter des Gottes; haben nun die Römer aus Leto Latona gemacht, so steht uns eine Übertragung von Leto in Letizia leichter und gebührlicher zu, denn laetitia ist Hauptwort des Zeitwortes laetor oder des ungebräuchlichen laeto, was Freude eingeben ausdrückt; Giambattista Vico vertritt die Ansicht, Latona leite sich von latere verbergen ab, daraus ergäbe sich dann condere gentes, condere regna, condere urbes, und besonders in Italien bestand darauf Latium. Napoleon hatte drei Schwestern, genau wie Apollo, die Grazien, die in Gesellschaft der Musen ihres Bruders Hofstaat zu Glanz brachten. Und er hatte auch vier Brüder, die keine anderen als die vier Jahreszeiten sind: drei davon herrschten als Könige; sprechen wir von Apollo, so gebietet der Lenz über die Blüten, der

Sommer über die Ernte, der Herbst über Weinlese, Obstreife. Wie nun die drei Jahreszeiten ihre Macht von der Sonne, so empfingen Napoleons Brüder ihre von seinem Kaiserglanz. Derjenige der Brüder, dem kein Königreich zufiel, vertritt jene Jahreszeit, in der es nichts zu beherrschen gibt: den Winter. Napoleon machte dem Unheil, das Frankreich heimgesucht hatte, das Hydra der Revolution getauft wurde, ein Ende. Diese Hydra ist nun Python, jener ungeheuerliche Drache, der Griechenland verwüstete, und den Apollo als Knabe überwältigen konnte. Das Wort Revolution an sich, vom Lateinischen revolvo, bringt das beste Bild einer in sich verkrümmten Schlange. Napoleon standen zwölf Marschälle des Reiches, als aktive Heerführer, und noch vier andere, zu Gebot. Die ersten zwölf vertreten die Sternbilder im Tierkreis, unter Botmäßigkeit der Sonne; die anderen nicht betätigten könnten die vier Kardinalpunkte, in ihrer Ruhe zwischen der Allbewegung, bedeutet haben. Wir wissen, daß dieses Haupt so vieler Heere sich den Süden ruhmreich zu unterwerfen wußte; als Napoleon jedoch dem Norden zunah gelangt war, ereignete sich's, daß er dort keinen Halt finden konnte. Nun wissen wir von der Sonne, daß sie die Mittagsländer beherrscht, ebenso daß sie nach der Tag- und Nachtgleiche, im März dem Pol über uns zustrebt; nach drei Monden doch, in jenen fernen Gegenden stößt sie an den Polarkreis und sieht sich genötigt, kehrt zu machen; und zwar dem Zeichen des Krebses entgegen, das, wie Makrobios annimmt, so genannt ward, um für den Rückgang der Sonne, Sterne, hoch am Himmel, verantwortlich gemacht werden zu können! Noch etwas: die Sonne geht im Osten auf, im Westen unter. Um nichts anderes dreht sich's bei Napoleon, wenn er, wie bereits erwähnt wurde, aus Osten (Ägypten) nach Frankreich gekommen ist, um es zu beherrschen, und dann, nach zwölf Jahren Kaisertum, im westlichen Welt- und Endmeer verschwand."

Es gibt übrigens heute noch Menschen, die sich die Frage aufwerfen: war Napoleon Italiener oder Grieche? Seine Mutter, er selbst, sollen daran gezweifelt haben; nicht aus San Miniato al Tedesco, im unteren Arnotal, hätte der große Korse, nach dieser Überlieferung, gestammt, sondern aus der Maina, dem Taygetosgebiet, südwestlich von Sparta, wo die Gebirgsmenschen dort noch immer behaupten, sie wären reine Abkömmlinge der Lakedämonier, niemals, auch nicht von den Türken, denen sie ihren Jahrestribut, bloß aus Friedfertigkeit, auf der Spitze eines Schwertes gereicht haben, unterjocht worden. In der Gegend kommt der Name Kalomeri vor, was das gleiche wie Buonaparte bedeutet. Napoleon soll sich sehr lebhaft mit seinen Vorfahren, den Spartanern, beschäftigt haben! Jedenfalls ist er auf einer Insel, wo die Blutrache, die Apollo zur Sühnung forderte, zur Welt gekommen; das ist gerade so wichtig, wie die Frage um sein Blut.

Die Beweisführung scheint uns unzureichend, aber dennoch irgendwo wesentlich: Heilige und Taufpaten helfen ihren Namenskindern; auch ein magischer Strahl der Götter mag bestimmend auf ihre, eine Spanne lang, beschützten Scheinbilder, unter uns brüchigen Einherschreitern auf Erden, fallen!

„Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu tun sei." (Goethe bei Eckermann.) Diese Unerschrockenheit scheint uns heidnisch, obschon der Kaiser, mit dem Purpurmantel und den großen daraufgestickten Goldbienen aus Griechenland, ein gottesfürchtiger Christ sein mochte. — Bienenhüter, aus heiliger Herkunft des Menschen, war

— wir ergingen uns darüber — Aristaios, Sohn des Apollo vom Parnaß; Winckelmann sieht ihn, im Strohhut, als landbebauenden Apollo selbst. Auf Napoleon beruht, wie wir längst wissen, jedes stark betonte Volksbewußtsein, innerhalb der Christenwelt und darüber hinaus. Die Rettung der Kulturen, die nur noch durch Arbeitsteilung, das ist Sonderung der Völker und Reinhaltung ihres geistigen Bereiches, möglich sein dürfte, verdanken wir also in unserer „velozipherischen Zeit“, übervoll von Technik, die eilig zur Mechanisierung treibt, dem großen Kaiser. Durch ihn lehnt sich überdies die graecolateinische Welt gegen Überwältigung, seitens auskreisender nordischer oder überseeischer, sogar fern-örtlicher Geistesbeziehungen auf. Trotzdem ist Napoleon, im Sinne eines vergöttlichten Herrschers, auf dem römischen Kaiserthron, großartiger Kosmopolit. In seiner Zeit sagt Novalis: „Deutsche gibt es überall. Germanität ist so wenig, wie Romanität, Gräzität oder Britanität auf einen besonderen Staat eingeschränkt. Es sind allgemeine Menschencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden sind. Deutschheit ist echte Popularität, und darum ein Ideal.“ — Apollinische Menschen, also Temperamente mit Schwung zur graeco-italischen Idealität und Einfachheit der Prägung, durch männliche Formungskraft, kommen überall aus der weißen Rasse zum Vorschein: ihre Heimat bleibt das Mittelmeer. Der letzte Stil Europas und Amerikas heißt „Empire“; er endete in einer Verbürgerlichung, die, bei Zusammenbruch unserer Kultur, keinen Halt bot. In Napoleon kennzeichnet sich überhaupt ein — zum Scheitern wohl bestimmter — emporwetternder Behauptungswille, was Jahrtausende waren und trugen, auf Erden für Gestirne zu retten. Ägypten scheint — nach Chinas Einflüsterungen zum Rokoko — Europa hilfreich beizustehen. Hellas wird im Klassizismus nochmals hold geträumt; Einfachheit, die leicht, auf organische Art, reich geschmückt werden kann, durchaus kein Protzentum, beseelt im Grunde die Kunst für den großen, zu spät gekommenen Cäsaren.

Daß ein Stil nach Napoleons kurzer Herrschaft heißt, weil er nämlich durch seine Taten zum Ausdruck gelangen konnte, ist eine Wesentlichkeit in des Korsen Bedeutung für den Menschen, die wirklich den Schluß auf ein Walten Apollos, im Schicksal des Siegers unter den Pyramiden, zu ziehen erleichtert!

Je reiner ein Ton, desto höher klingt er zu Phöbos: mit der Geige — freilich diente sie damals bloß zum Miteinanderstimmen eines Chores in der Kirche — hat Raphael Apollo am Parnaß dargestellt. Durch Hermes' Hauch kamen später alle Geigen in einem Jahrhundert, unter gebotener Patrizierhand, zur Welt. Heute sind sie unnachahmlich. Wer aber selbst Apollos ihm von Hermes erfundener Geige verfällt, führt begeistert den berauschenden Chor, denn heute ist er Orchester, über das Kithairon des Dionysos zu den Musen auf dem Helikon. Hier setzte Nietzsche ein! — Wir gestatten uns nicht, weiter hinaus über den unerklärbaren Hohen Hyperboräer — schon spielten wir darauf an — zu sprechen, für ihn Zeugenschaft abzulegen: noch möge ja sein Walten nicht, wie eine Vergangenheit, umspürt sein! Unsterbliche, wenn sie zu uns kommen oder sich von den Menschen abkehren, werden — auch darüber fiel eine Bemerkung — als böse, oft der große Hexenmeister angesehen. Der Teufel kann einen aber auch tollmachen, häufig dabei bloß viel Spaß treiben, Verdrießliches, über das wir aber lachen müssen, anrichten. Apollo, der Künstler mit der magischen Geige, betörte Musen und Menschen, um sich, manches Mal wie der leibhaftige Beelzebub, hellauflachend, und Hermes, dem Erfinderisch-Hurtigen, den Vorrang bei uns lassend, in erhobenere Zonen — dabei, wie es seine Art ist, unbemerkt — zurückzuziehen.

Daß er nun trotzdem noch unter Menschen, doch in ihrer bloßen Weltschau, weilt — wir lassen ihn für uns nicht vergangen sein — bleibt wahr; doch davon etwas später! Hermes schlug einen Tausch vor, es war in der Zeit Voltaires und der Enzyklopädisten überhaupt: Apollo ging darauf ein. Besprechen wir nun das olympische Ereignis, das sich im achtzehnten Jahrhundert am krassesten abspielte, in ein paar Sätzen!

Gott der Verwechselung, also im Fasching, zwischen den Masken, auf der Straße, bei Ball, ist Hermes in vielen Verkleidungen: auf der Bühne, da sogar in der Commedia dell' arte, bleibt es wohl noch ein schwach deutbarer Dionysos. Apollo, als Gott der Wahrheit, setzt bloß die Maske eigenen, verschärften Ausdrucks auf. In keiner Zeit gab es soviel Karnevalrummel, wie am Canal Grande, als Candide und die entthronten Könige in Venedig weilten; Götter spielten damals Haschen und Verstecken! Apollos Aussöhnung und dann Verbrüderung mit Hermes geschah durch die Musik. Apollo ist das hochbegabte, mutigere Kind der Leto, der geschicktere unter den frühreifen Göttern jedoch Hermes, Sohn der Maja. Kaum geboren, hatte er die Leier erfunden, Apollo die Herden gestohlen, doch — als das Leugnen der Tat, vor dem Gott der Wahrheit, umsonst war — behielt er in einem Vergleich das Vieh und überließ dafür Apollo die Leier. Das gleiche begab sich, bei Wende zu unseren Zeiten: Hermes erscheint jetzt als Herr der Erde, seine Erfinder haben des Vellers Künstler abgelöst. Apollo ist, außer unsere Einsicht selbst zu bleiben, durch Besitz der hermetischen Geige, und bei Einsatz fast sämtlicher Menschenkenntnisse, zur Verfertigung der Musikinstrumente, Magier im Orchester geworden. Die höchste Einigung beider Söhne des Zeus bringt uns bereits der durch Apollo beherzte Mozart: Don Juan ist nämlich erste Erscheinung des westwärts wehenden Gottes der Lüfte, flüchtigen Abenteurers, listigen Liebestehlers in christlicher Dichtung. Götter sind untereinander verwandt, darum auch ähnlich, immerhin äußern sich ihre Einflüsse auf den Menschen wie verschiedene Elemente seiner Beseeltheit. Je mehr unsere Kunst sozusagen in die Hände des behändigen Hermes gleitet, desto mehr ist Gelenkigkeit Bedingung, um sie wiedergeben zu können: Begeisterung tritt, zugunsten des Klugen, Erwogenen, schließlich Kniffigen, zurück. Auch hier verdrängt der wirksam Erfahrungsalte, Kenntnisreiche den tatsächlich Begabten, ursprünglich Gebildeten. Novalis sagt an der Scheide: „Man versteht das Künstliche gewöhnlich besser als das Natürliche. Es gehört mehr Geist zum Einfachen als zum Komplizierten, aber weniger Talent.“ Als Gott des Geistes gilt Hermes seit hellenistischer Weltanschauung: schon Platon nennt Hermes, im Kratylos, seiner hohen Sprachmetaphysik, bei Ableitung des Namens von εἴρω und μήσασθαι, Gott der Vernunftrede (λόγος). Für uns bleibt der ursprünglichste λόγος Ausstrahlung des Wesens von Apollo; doch die Halbbrüder teilten sich zweimal in ihre Kenntnisnahme durch den Menschen: im Hellenismus und nach der Renaissance. Bei einer Zergliederung der Welt ist nun Hermes, vom Gipfel der Kyllene losgeborener Gott des Windes, freilich auch Bringer eines abstrakten ἄπειρον oder νοῦς, im Sinne später gedeuteter Vorsokratik.

Da die Stoiker noch nicht, wie heute Gelehrsame, ein von den Elementen vollständig abgelöstes Sein begreifen können, so erfaßten sie, mit ihrer Deutung des Hermes, die Lehre des Anaximenes eigenartig-inniger. Was auf der Weltbühne Verblüffung hervorruft, begreift man oft erst nachher in seiner tieferen Naturgemäßheit: für uns gilt das Auftreten Niccolò Paganinis für einen Zu-, Vor- oder Fall überhaupt dieser Art. Seine Finger geisterten,

über den eigenen Tod hinweg, auf der Geige, den gefeiertsten „Karneval von Venedig" den nacherscheinenden Geschlechtern entgegen. Es hieß, der Teufel sei im Spiel: ein Wiener Kritiker gab sogar vor, genau gesehen zu haben, wie der Böse den Geigenstrich lenkte. Nun ist Beelzebub niemals eine Wirklichkeit, sondern Verwechselung, die im Menschen geschieht: diese höchste Täuschung durch ein Taschenspiel, bei Umschwung der göttlichen Ereignisse, ist aufs erregendste verführerisch; ein Doppelgriff von Paganinis gelenkigsten Fingern gebot — wie man zu sagen pflegt — Schweigen: jeder dachte dadurch Apollos höchste Kunst zu erleben — es handelte sich bloß um bewußteste Fertigkeit; der Fachmann blickte durch und staunte. Unabhängig von seinem Gott, behandelte darauf Paganini das Flageolett: die Zuhörer waren hingerissen. Überhebung im Greifbaren! Schüttelte wohl kaum ein Kenner den Kopf! Hermes' griechische Gewandtheit hatte Fürstlichkeiten bei Hof bezaubert. Es folgte eine Kantilene. Begeisterung hatte diesmal Paganinis Herz erfaßt. Welche Geschicklichkeit! Blieb, wer Paganini gewohnheitsmäßig zu hören bekam, betroffen: somit war also ernstes Empfinden diesmal, über den Voreingenommenen hinweg, verhaucht. Apollo hatte auf einmal die große Leistung in den Gelenken zu offenbarender Geigenkunst erhoben! Kein Fälscher zeigte sich, das Falsche war freilich vorhanden: den Tausenden von Anwesenden bei Paganinis virtuosen, oft aber großen Geigenkünsten ist es beinahe fortwährend entgangen, ob Apollo oder Hermes den Fiedelbogen lenkte.

Hermes, heißt es, sei Gott bei Morgengold; Myriantheus glaubt der untergehenden Sonne: sein Einfluß kam in Europa besonders zur Geltung, als uns Napoleon, auf westlicher Insel, dahinstarb. Romantik ist nämlich brüderliche Auseinandersetzung zweier Söhne des Zeus, über ihre, von Christus erlaubte, Beherrschung menschlicher Eignungen. Daß der Weltblick des Menschen sich in Dichtung und Kunst vollziehe, wahrt Apollo uns durch seine Wesentlichkeit: auch führt er vorläufig noch, aus schwärmerischer Verliebtheit, den Romantiker zu Verzücktheit in hoher Liebe. Hermes sprengt, mit Leichtfüßigkeit, die hergebrachte Rhythmik, fordert und umsorgt, als Gott des Traumes und seiner Deutung, bloß geschwärmte, doch dichterisch vollziehbare Reisen nach göttlichem Osten oder dem westlichen Dorado. Das Heroldhafte, Erfindbar-Absonderliche obliegt der gewohnten und anmutvollen Klassik, die wohl dem Schöpfenden engere Bezirke weist, weniger Freiheit zuläßt, doch — innerhalb ihrer überlieferten Grenzen — Gotteingegebener in der Seele emporstrahlt. Überall setzt nun die Ursprünglichkeit des Gottes mit geflügeltem Schuh ein. Auch sie ist göttlich, doch entführt sie leichtfertig in den Bereich einfallsreicher Gelehrtentätigkeit. So mußte es auch eiligst geschehen: Hermes ist Gott der Gnostik. Hexenmeisterlich leitet er, ein Listiger, nach Indien; als ψυχόπομπος über die Asphódelos-Gefilde der Verblichenen: Totenbeschwörung, Geistergang heben, in ungeheuerlicher Weise, an: das Reich des Hermes Trismegistos hat seine Flügeltüren aufspringen lassen!

Durch Beethoven ereignet sich die Einträchtigkeit zwischen den Kindern der Leto und der Maja so bestimmt, daß man annehmen möchte, sie habe sich unter Brüdern zugetragen, damit beider Wesen vereint, Zeus selbst zu hohem Donnerwort unter den Menschen kommen lasse! Doch der Verfall sollte uns bald überraschen: Hermes, der nicht ihre Gottheit ist, beherrscht die Kunst! Hermetik scheint gar gefährlich zu sein: sie weist nämlich bloß scheinbar in der Richtung auf Christus, in Wirklichkeit verliert sich ein von ihr ergriffenes

Hirn in den Gestirnen. Auf des beweglichsten Gottes himmlischen Wesen luftwandelnd, begeben wir uns auf Irrgänge. Hermes reizt überdies zum Vernunftmäßigen, Künstlichen auf; auch blieb er, bis auf unsere Tage, in der Liebe leichtfertig, ein übermütiges Kind seines großzügigen Erzeugers, und daher ward er auch Vater des Pan. Dieser, selbst ithyphalles Geschöpf, gestattet sich den Spaß, Dichtern und Malern Werke mit Gegenständen der Liebeslaune einzugeben. Hermes, eigentlicher Gott des Leichtsinns der Hellenen, beherrscht bereits ein gut Teil des westlichen Schrifttums im achtzehnten Jahrhundert. Freilich ward, seit er, als handelnde Wesenheit, Apollo, den Herrscher, immer weiter von Westen her ablöst, Pan, Hirtengott Arkadiens, die ersehnte, drum erfrischendste Beseeltheit in der Natur: ihn grüßt, flüsternd oder jubelnd, heute noch jeder freimütige Lyriker. Das Geheimnis bei Pan entschleierte, mit keckem Griff, Jean Jacques Rousseau: rasch trat Narkissos an den spiegelnden Bach; gewandte Handbewegungen lüfteten darauf die Hüllen über dem Hermaphroditen. Jedes Heroldtum ist hermetisch, auch Rousseaus Botschaft an den Sohn der Natur, seine Berufung auf unsere göttliche Berechtigung. Hier ergibt sich Freisicht in die Besitzergreifung der Herden des adelsstolzen Deliers durch das Kind der Gipfel von Arkadien; Hermes ist ein verschlagener, übermütiger Hirt, der sternkundig seine Umgebung, vor dem Himmel mit den unzähligen Lichtern, stutzig macht: überdies ist auch er richtunggebender Reisegefährte; er brachte den, aus Sonnigkeit, urschauenden Menschen am Mittelmeer in die Wälder des wandelnden Wotans. Unterwegs, er gilt als Gott im Meilenstein — heilige phallische Herme — zettelte er größten, freilich weltbefreienden, Aufruhr in Frankreich an: Giganten und Drachen lehnten sich dabei gegen seinen Erzeuger auf: der νοῦς wurde als Weibchen der Vernunft angebetet; noch einmal griff Apollo ein, heilte durch den Menschen vom Menschen geschlagene Wunden: doch war Hermes, sein Halbbruder, Anstifter der verübten Übel gewesen. Durch unendliche Erfindungen überflügelte dann Hermes alle Götter beim Menschen. Bloß aus dem Innersten — es gehört Jesus — bleibt er ausgeschlossen. Sein Eigentum auf Erden stützen Technik, Mechanik. Sogar in der Kunst vermeidet man das Vorzüglichste, weil bloß das Neuartige bestricken soll! Als sich der sogenannte Naturalismus durchsetzte, war die vollkommene Losreißung der Kunst aus Apollos Händen durch Hermes vollzogen. Heute zucken schwarze Blicke auf, überfurchen zutiefst Betroffene, um Wirksamkeit Besorgte: vielleicht Zeichen, die Kronos auf des Mannes Stirn hierhergerichteten Gestirnen gibt. Ein saturnisches Reich hatte bereits Virgil einmal angesagt. Doch deuten wollen wir nicht: hohe Wahrsagung offenbart Apollo, bei Überschwang der Dichtung! Wer hätte, als des Deliers wippend gesicherter, doch damals im Rokoko zärtlich schmiegbarer Schritt zu lächelnder Begrüßung, auf einmal, abgesetzt von steifer Verbeugung, straff und feierlich wurde, angenommen, daß Apollo sich soeben von Hermes verabschiedet habe, daß der Zeitlauf unserer Mechanisierung, bevor die nunmehr zu erfindenden Maschinen vorhanden dastünden, bereits angerollt kam! Eher hätten dem Wahrnehmer eines verwunderlichen Ereignisses, wie das Aufsteigen der ersten Montgolfière in Hermes Lüfte, sich die Sinne auch für die Innerlichkeit des Begebnisses auftun können! Mythisch gesehen, sind möglicherweise unsere rascheren Weltverbindungen bloß heftiger angespannte Beziehungen zwischen Olymp und Schächten des Hephaistos, die der hurtigste und erfindungsreiche Sendling des Zeus, bei Gigantenerwachen, besorgt. Eine Maschine, besonders weil sie in vielfachen Formungen dem bequemen Verkehr dient, ist ein Kunststück des lahmen

Feuergottes, doch durch Eingebung von Hermes' mit dem Flügelhut. Als Luther die Reformation gegen Roms Heiden anglühte, mochte er bestimmt nicht ahnen, daß ihm hellenische und einheimische Wesenheiten, in Verborgenheit der Seele, beistanden: jedes endlich ans Volk gelangende Wort Gottes ist, logisch gefolgert, hermetischer Herkunft: Hermes Καδμύλος, nach chtonischem Urerkunden auf Samothrake, offenbarte sich — wie schon gesagt — in Ägypten, als dem Thot verwandt, und wurde sogar von gnostischen Sekten Geist um Jesus genannt. Thot ist freilich keine Sonne wie Christus, sondern Mondgott; der gelehrige Hundskopfaffe, ihm heilig, langt gelenk nach der schwebenden Silberscheibe. Und da regen sich Seelen und Gewässer wie Quecksilber hin und her. Hinterm Sternbild der Zwillinge, es bezeichnet unsere Doppelarmigkeit, lauert der Affe. Hermes und durch ihn den Menschen kommt die Gelenkigkeit aus dieser Himmelsgegend zu. In Richtung auf sie, gelingt, bei Fingerfertigkeit, Schrift: jetzt sind Buchstaben versetzbar-saturnische, drum schwarze Sternchen in Menschenhänden. Bewegungen aus hermetischer Beherztheit erfolgen wohl schnell, doch sind sie, weil auf Erden dienstbar, kantig, als wollten sie Vierecke umspannen, überallhin sich geometrisch-gerade ankrallen. Thot hat alle heiligen Bücher verfaßt oder wenigstens — behauptet das Ägypten — niedergeschrieben, Hermes ließ sie übersetzen. Zeitung und Rednerbühne sind ihm zugepflichtet: er hat der Pandora die Sprache eingehaucht. Tiefes Geheimwissen und echte Volkstümlichkeit weiß das Heroldwesen in ihm in herrlichem Einklang hoher Spannkräfte zu halten. Apollo hat einen sichtbaren Wert, als Gleichnis seiner Sonne — um Ruhe rollendes Gold — eingesetzt. Noch wirkt sein Zauber: Hermes' Metall ist Quecksilber; Papiergeld vertritt seine Wesensart, zwischen flink hinfuchtelnden Feilscherfingern.

Der Herold in Fausts großem Mummenschanz bei Hof ist natürlicherweise ein verkappter Hermes; vom Kaiser plauscht er aus, was auch ihn selbst beträfe:

> Der Kaiser, er, an heiligen Sohlen
> erbet sich erst das Recht zur Macht,
> und als er ging, die Krone sich zu holen,
> hat er uns auch die Kappe mitgebracht.

Darauf spricht er vom weltgewandten Mann: der ist weder tänzelnder Zuspät-Apolliniker des Rokoko, noch der bloß geschäftig, in Hermes' Auftrag, Reisende, eigener Bequemlichkeit seine Gelenke rasch zur Verfügung stellende Ernüchterner der Welt, sondern derjenige, dem es gelingt, zwischen allen Göttern hin und her, auf- und durchzuschlüpfen, weil ihm, in diesem Tollhaus unter der Sonne, an keinem viel liegt!

Der Knabe Wagenlenker ist verjüngt Apollos reizendes Rokoko-Gebilde; er sagt:

> Hier seht mich nur ein Schnippchen schlagen,
> schon glänzt und glitzerts um den Wagen.
> Da springt eine Perlenschnur hervor.
> (Immerfort umherschnippend.)
> Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
> auch Kanne und Krönchen ohne Fehl,
> in Ringen köstlichstes Juwel;
> auch Flämmchen spend' ich dann und wann,
> erwartend, wo es zünden kann.

Der Herold bestätigt drauf, freilich etwas teuflisch schon, weil fälschend, manches was wir, über Hermes und von ihm bewirkten Eifer auszusagen, uns für befugt hielten:

Wie greift und hascht die liebe Menge!
Fast kommt der Geber ins Gedränge.
Kleinode schleppt er wie im Traum
und alles hascht im weiten Raum.
Doch da erleb ich neue Pfiffe:
was einer noch so emsig griffe,
des hat er wirklich schlechten Lohn,
die Gabe flattert ihm davon.

Plutus ist ein Unterweltgott: er reicht die Ergebnisse des vermummten Hermes, dessen Eingebungen der ungenannte Hephaistos bewerkstelligt haben mag. Er ist ja hier, wie der Herold sagt, Maskenheld. Drum erkennt er sofort Pan, der statt des Knaben Wagenlenkers auftaucht: ins Getümmel ruft er:

Ich kenn' euch wohl und euren großen Pan! Arkadien ist in der Idylle erwacht, doch die Romantik erklettert, dem Gipfel-Kind Hermes nach, die Alpenspitzen. Der Satyr weiß:

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
mit Ziegenfuß und dürrem Bein,
ihm sollten sie mager und sehnig sein,
und gemsenartig auf Bergeshöhn
belustigt er sich, umherzusehn.

Alexandrinisch, im Sinne des Triamegistos, ist die folgende Deutung des Pan: Nymphen im Chor (sie umschließen den großen Pan):

Auch kommt er an!
Das All der Welt
wird vorgestellt
im großen Pan.

Hermes war ursprünglich Gott mit der Wünschelrute, allmählich wurde sie zum Glücksstab mit Schlangenumwindung: die Deputation der Gnomen wendet sich an Pan, seinen Sohn:

Wenn das glänzend reine Gute
fadenweis durch Klüfte streicht,
nur der klugen Wünschelrute
seine Labyrinthe zeigt,

wölben wir in dunklen Grüften
troglodytisch unser Haus,
und an reinen Tageslüften
teilst du Schätze gnädig aus.

Er schließt recht volkstümlich ideelle apollinische Werte, durch reichliche Geschenke vertretend, doch auch zugleich verdrängend:

Jeder Schatz in deinen Händen
kommt der ganzen Welt zugut.

Schließlich fängt Pans Rotbart zu brennen an, Farbe wird Feuer (ein moderner Grundsatz der Malerei erlodert); Hephaistos ist also doch da. Nichtnennen, Ermunkeln, Wieder-Ummurmeln, kurz, ein gefährliches Falschspielen wirkt teuflisch: der Herold kündet einen echten Gott, ihm ist nun unheilig zumut:

O Jugend, Jugend, wirst du nie
der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit, wirst du nie
vernünftig wie allmächtig wirken?



Hermes' Vernunft ruft hier Apollo in Not an. Plutus wünscht endlich Hermes, den Gott der Winde, Sohn der Wolkengöttin Maja, herbei; es ist, als ob alle Blasinstrumente — Hermes hat ja die Pfeife erfunden — den Förderer der Feuchtigkeit, der Fruchtbarkeit, den Taubringer beschwören wollten:

Schrecken ist genug verbreitet,
Hilfe sei nun eingeleitet! —
Schlage, heil'gen Stabs Gewalt,
daß der Boden bebt und schallt!
Du, geräumig weite Luft
fülle dich mit kühlem Duft!
Ziehet heran, umherzuschweifen,
Nebeldünste, schwangre Streifen,
deckt ein flammendes Gewühl!
Rieselt, säuselt, Wölkchen kräuselt,
schlüpfet wallend, leise dämpfet,
löschend überall bekämpfet,
ihr, die lindernden, die feuchten,
wandelt in ein Wetterleuchten
solcher eitlen Flammen Spiel!
Drohen Geister, uns zu schädigen,
soll sich die Magie betätigen!

Hermes hat Zeus und dann Faust zu Philemon und Baucis gebracht; darauf wird Faust, weil er Plutus, den blinden, dargestellt hatte, selbst blind. Goethe nimmt Hellas' Götter — er nennt darum weder Hermes, noch Hephaistos, noch Apollo, noch Aphrodite, also die großen, in Mummenschanz und Walpurgisnacht — vollkommen ernst. Sie bleiben ihm Unsterbliche.

Unsere Überzeugung, daß Hellas' Götter noch am Weltgeschehen beteiligt sind, wird nicht viele Menschen bestimmen können, einer Wirklichkeit der Olympier zu trauen, doch muß wohl schon Goethe die ungeheure Witterungsgewalt der Hellenen, durch die sie Gestalten schauten, die — solange es Menschen geben mag — immer wieder die Wahrheit ihres Wesens in uns kundgeben werden, als unheimlich wirksam, weil urbelebend, angenommen haben. Bloß ein vertieftes Sichbefassen mit der Götter Vorhandensein in der Seele — um unserer Triebe willen — kann des Menschen kosmische Lage abermals klären. Das zu vollbringen, wäre eine entscheidende Tat! Nicht umsonst stützen auch Sibyllen und Atlanten die Decke der Schöpfung in heiligster Kapelle der Christenheit!

Der Klassizismus war, im Gegensatz zur Romantik, im wesentlichen unchristlich: die Klassik, auf die wir hoffen, soll von der Erfahrung ausgehen, daß im Hellenentum das Christliche bereits verwurzelt ist. Nur so könnte Einheitlichkeit der Kultur entstehen!

Da wir Wahrsager eines kommenden Lichtgestirns sind, wohnt dem ausgeprägt apollinischen Menschen, auf natürliche Art, feierlichste Magie inne; der Hermetiker jedoch bemächtigt sich der unheimlichen Kräfte, die sich aus Beziehungen zwischen Wesen oder sogar Dingen ergeben, und hofft dadurch Lebendige, Abgeschiedene und auch fremdere Geister, nach Belieben, in seinem Bann zu halten. Ein Cornelius Agrippa von Nettesheim, ein Vierus zu Krakau, ein Nostradamus erliegen dem Anhauch des Hermes und bedienen sogleich ihren Gott, mit herbeigerafften Außerordentlichkeiten, die uns als ergebnisreiche Wunder anmuten, vor seinem geheimen Opfertisch. Das ist Nachtkult: Hermes ist auf Samothrake Stern geworden, gleichgültig ob der, den wir heute in Sonnennähe nach ihm benennen oder jener andere, der als Phosphorus, auch Aphrodite gepriesen, das Kommen des Taggestirns kündet.

Der Gott aber, an den Hermes sich, bei ägyptischer Finsternis, anschließen ließ, ward als Lunus gedeutet. Hermes, kindischer Sausegeist aus unzugänglichem Windloch, unter arkadischem Gipfel, trägt uns, auf dem Zaubermantel, leicht und gern zu Pan, bei dem, in glitzernder Grotte, helles Weibergelächter erschallt, wo aber oft — freilich meistens mittags im Wald — Hirt und Herde plötzlich Schreck faßt: das Gespenst!

Philippus Theophrastus Paracelsus Bombast war Arzt bis auf die Knochen, drum aber halten wir ihn — wie schon angeführt — für vorwiegend apollinischen Hermetiker, denn Apollo bringt Menschen, mit großer Liebe, zu Asklepios, seinem Sohn. Für Paracelsus ist der Mensch ein Mikrokosmos, wichtiger eigentlich als der Makrokosmos, denn in ihm ist das All verkapselt, sogar die reinen Engel erfassend, enthalten. Bei ihm — Erich Gutkind empfängt den Gedanken dazu in unserer Zeit — ergibt sich freiwillig gewußter Entschluß zur siderischen Geburt, in irdischer Umhülltheit. Der Archeus, als praktisch zu behandelnde, nicht bloß theoretisch — wie bei Bruno — angenommene Monade, ist freilich, mit Fernwirkungen, bis zu den sympathischen Gestirnen, auf hermetische Einhauchung zurückzuführen; doch ohne Läuterung des Charakters dessen, der gefahrbringende Tinkturen zubereitet, wird jede Beschwörungsformel verschwirren. Des magischen Arztes erster Vorsatz muß der Veredlung der eigenen Seele gelten. Diese Aufgabe aber stellt, unseres festen Dafürhaltens, in solchem Fall allein der reinigende Delier. Paracelsus selbst spricht von Steinen, die auf Erden nicht sind, und erläutert: „Also ist auch angezeigt, daß geheime Stück der Edlgestein und ich, Theophrastus Bombast, habe dir solches angezeigt, der du dieses findest sambt allen Schriften, so herbey liegen, daß du hast mehr als alle Philosophi seit Hermetis Zeiten, dazu dir Gott Glückh und Segen verleihe. Amen."

Schlichte Weihe des Vorgehens auf Erden — wir sprechen ja über Kultur, mit ihren vom Glauben abhängigen, ihm darum zollpflichtigen Auffassungen erweiterungswürdiger Angelegenheiten, im Wechsel unserer Ver- und Entwicklungen, nicht aber vom Kern des Daseins: dem Heiland selbst — verdankt der Mensch, mit seinem klaren Denken, dem Sohn des Zeus und der Leto. Christus ruht ja im Herzen geborgen, das Hirn mag ihn verraten: darum ist ihm aber Apollo, der aufrichtigste unter allen Heidengöttern, offenbar der vertrauteste. Hermes hingegen blieb Herr im Hirn: ihm gehören übrigens seit jeher die westlichen Gefilde. Herder setzte vor sein „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" Epiktets Ausspruch: *Ταράσσει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πράγματων δόγματα.* Im Buch schreibt er dann, hundertfünfzig Jahre vor uns, dem Westen und seinem Hermes zuwider: „System des Handels! Das Große und Einzige der Anlage ist offenbar! Drei Weltteile durch uns verwüstet und polliziert und wir durch sie entvölkert, entmannet, in Üppigkeit, Schinderei und Tod versenkt; das ist reich gehandelt und glücklich. Wer ist, der nicht an der großen Ziehwolke, die Europa aussaugt, Anteil haben, sich in sie drängen und, kann es nicht andere, seine eigenen Kinder als größter Handelsmann entleeren müßte? — Der alte Name, Hirt der Völker, ist in Monopolisten verwandelt — und wenn die ganze Wolke mit hundert Sturmwinden dann bricht — großer Gott Mammon, dem wir alle jetzt dienen, helf uns!" Wenn wir uns noch gegen Götter empören sollen, so los, möchte man sagen: in Herders Namen, gegen Hermes, Sohn der Wolke! Noch lebt Prometheus im Menschen auf; es bleibt auch ein Grund, daß die Unsterblichen der Hellenen weiter an der Weltverwaltung teilhaben sollten, damit er, uns ein Gott, die Fackel er-

greifen möge, wenn es gilt, einen höheren Stern aus dem Herzen empor-lodern zu lassen!

Götter sind alle wach; nach der Vorherrschaft jedes von ihnen könnte man Zeiten kennen: auf ihren Gespanntheiten beruht der gute Wechsel der Welt.

Bei Pannwitz wenden sich „die Mächte“ gegen Apollo:

> Fable nicht / fürst der lyra und des reigens /
> An Elemente Blut und Samen schwächst du
> Den Mann entmannst du und das Weib entweibst du /
> Wo deine Wirkung wirklich werden würde
> Flög unsre mächtige Erd ein Meteor
> Versteint und tot gestirne durch den äther. —

Etwas später aber sagt Apollo:

> Ich blute jeden rein / mich aber niemand!

Am inneren Licht, an Phöbos also, zweifelte sogar Descartes. Da ihm aber der Zweifel selbst bewies, daß er ein denkendes Wesen sei, so hielt er sich — niemals hätte er es ahnen mögen — an den Delier. Doch am Bewußtsein selbst, nicht eigentlich am Denken, lag ihm. Apollinisch ist bei Descartes auch sein Zug zur Gesammeltheit; kurzgefaßtes Überschauen ist ihm — dem Klassiker — wichtig: er verschmäht die unbezifferbaren Möglichkeiten der Vielwisserei. Das bloße Bewußtsein schafft einzig Sicht, keine Anschauung; auf klarer Einfalt aber beruht unser Gottgebenedeitsein: darum beschirmen uns Ideen, die wie bei Plato ewig sind, vom Grund des Gemütes aus. Mit diesem Urbesitz bauen wir uns ein Dasein auf. Des Menschen Bewußtsein ist aber stückweis, geht durch einen inneren Lichtgott hervor, in dem Vollzähligkeit der Darbietungen, durch sinnliche Wahrnehmung, vorhanden sein mag. Alle Wege über die Sinne führen zum Bewußtsein; auch das Auge ist bloß ein Tor der Welt im Menschen: nicht inneres Licht, sondern Bewußtsein überhaupt, könnten wir daher sagen, wenn wir im rationalistischen Geist Descartes' vom Leben auf Erden sprechen; möge überdies das innere Licht seine mystische Bedeutung ganz wahren! Bewußtsein ist vernunftgemäß Sonne in uns: Apollo mag heute auf vielen Feldern weichen er hält sich im cogito, ergo ...!

Die Hellenen haben in ihrem Mythos die Wesentlichkeit des Menschen erkannt, und sie hat sich kaum verändert! Pantheismus scheint uns auch einer der Wege der Erfassung Apollos, in dieser heiligsten Form. Der Wahrheitswille eines Jacob Böhme kommt nämlich, über Descartes hinauf, in Spinoza mächtigst zur Geltung. Eine kosmische Vernunftgeburt, keine den Verstand anstrengende Tätigkeit des abstrahierenden Hirns, wird uns bei ihm das königliche Bewußtsein des Menschen: Sittlichkeit bleibt darin ebenso enthalten wie sinnliche Anschauung in jedes persönliche Schlüsseziehen. Alles was für uns innere Erleuchtung heißt, möge nun die eigentliche Sonne genannt werden! Menschliches Bewußtsein ist Apollos Stolz, selbst wo es verwerflichen, doch immerhin zweifelnden und wägenden Wesen zufallen mußte: freilich liegt aber des reinen Gottes Leid darin verwurzelt: ihm kommt es jedoch auf Vollendung der Sonne an! Descartes hat im apollinischen Sinne recht, wenn er Gassendis Anmaßungen (für jene Zeit), in Tieren seien uns verwandte Seelensplitter, zurückweist. Im Menschen ist das Ethos, sei es mindestes, allerhöchst zugespitzt! Bloß unweigerliche Klarheit in Angelegenheiten der Seele läßt die Erhabenheit über unselige Dinge und sogar Gestirne wahren. Hermes ist also ein geistergreifender Apollo, anfordernd welt-bindender Gott: kein Hellene, der Aufrufung nach, doch Heiler Hellas', wie

auch unserer, wo er sein Urvorhandensein, Seelen säubernd und verjüngend erläutert. Große Einsicht scheint uns nämlich das äußerste Mittel, um eine im Blut vollzogene Adlung wahren zu können, ereignet sich daher scheinbar vor Gefahr eines Verfalls. Es wird als gar gewaltsam empfunden werden, daß wir gerade über Descartes — Wegbahner einfacher Gedankengänge — verhandelnd, auf unnachweisbare, darum kraus anmutende Göttereinflüsse, mit vielfachen Ausführlichkeiten, zu sprechen kommen; möge der eindeutige Mathematiker Nachsicht üben: er lebte im Barock, dessen denkmalhafte Prägungsart, auch er glänzend offenbarte und für die Nachwelt hinterlegen konnte; doch die verschnörkelte Geschwungenheit, das baumeisterliche Verstiegensein der Zeit bildet für ihn — Descartes, als Einzelnen — auch den abschließenden Rahmen, mit ausbuchtenden Gegensätzlichkeiten. Sagen wir trotzdem nochmals, um Apollo nicht etwas häufig oder gar nebenbei anrufen zu wollen, was für Einflüsse wir einem Griechengott, unseren Tagen entgegen, wohl einräumen möchten: wir müssen, als Arier insgesamt, an jenem frühen Unter-uns-treten der Olympier beteiligt gewesen sein: bloß durch kulthaftes Empfinden bei jeder Alltäglichkeit gelang es, im Haus wie im Gymnasium, Theater und Tempel, unsere Gottheiten auf Erden heimisch zu machen; damit die höchsten hier Heiligtümer als Wohnstätten wählten, statt über uns, Schicksal kündend, dahinzusternen, sind Hellenen zur Welt gekommen.

Nicht möchten wir jetzt unsere vielseitig gestellte Aufgabe in diesem Versuch durch Einprägung der Annahme von Wiedergeburt noch schwieriger gestalten, sondern unsere Meinungen und Widermeinungen darüber zusammenschließend äußern: es muß keineswegs sein, daß jeder oder überhaupt nur irgendwer unter uns, um Hellas Blüte, auch sonstwann und wo, bereits gelebt habe, damit wir Europäer, bis auf den Rest der Rasse, am Griechentum durchaus teilhaben; wir sind mit unseren Göttern wesentlich eins: in Volksgestalt halten wir auf sie, um uns nicht selber zu entgleiten: durch mich in eigener Gottheit, war ich — weil unsterblich als Arier — ewig bei ihrer Zugegenheit.

Apollo ist unsere größte Tat durch Kunst: in seiner Erscheinung liegt eine für Menschen unbehaltbare Gottinnigkeit geborgen: was leuchtet uns soeben aus dem hochlächelnden Antlitz in die Seele? Bloß der höchste Mittagsglanz kam diesem Gott der Sonne zu: sein Name duldete weder Auf- noch Niedergehen; Phöbos sei uns daher Sonne der Sonnen: sie lodert im Menschenblut, erschuf das Auge „sonnenhaft“, um, was in ihm sich spiegeln ließ, herumleuchten zu lassen. Am ähnlichsten ist der wahrhaften Sonne in uns, von allem was ihr Einsicht nahebringt, das heißflüssige Taggestirn. Auch steht ihr nichts in der Welt tiefer zu Diensten. Da jedoch die fürstliche Sonne des Bewußtseins fast allen Aufwand an Lebenskräften, bei Aufbau des Daseins, als von dort empfangen wahrnimmt, so hielten wir — also Sonne, vorläufig bei Zertrümmertsein im Menschen — das uns blendende Gestirn zuerst für eine furchtbare und zugleich fruchtbare Gottheit, von der die Besten allenfalls abstammen mochten; bloß das Lächeln Apollos, das durch ihn auch anderen Göttern und Sterblichen zuteil ward, verbürgte uns — Urvertrautheit mit dem großen All-zueinander — eine liebliche Wirklichkeit über spiegelnden Wesenheiten der Welt.

Solange sich's, beim klärenden Bewußtsein auf Erden, ums Richtigzugreifen drehte, mußte das Hauptgestirn ungeheuerlich über den Seelen und gebietend im Geist auftauchen; seit des Menschen Verjüngung durch Apollo, haben Meister den Aufruhr der Sterne zu Ideen erruhigt: ihrer Wahrheit Wirkung merken wir vornehmlich an sofortiger Offenheit des Priesterlichen in

ihrem Auftrag. Christus nun hat aus uns, die wir die Sonne sind, ein Licht zur Tiefe, das man für dunkel halten könnte, von zitterndem Gestirn-Innern emporgeholt, durch das wir zu Urgeschwistern gelangen dürfen: dort weicht jetzt Feindschaft der Sterne einer Gemeinschaft der Heiligen, drum der beliebigen Freiheit in der Hand des Einzigen. Doch wir wollen unter uns, also bei den Erscheinungen bleiben! Hier aber ist, wenn wir die Summe der Erfahrungen eines Mittelalters gezogen haben, die am wenigsten bestreitbare Sonne das „sum“ von Descartes!

Auch manche heimatliche Gottheit, die aber keines Volkes Kulturkraft, in uns zugänglichem Bereich, zu bergen wußte, kehrt noch seltsam bei Gemütern ein. Pannwitz spricht:

> . . . . . . von diesem baldur wißt
> ihr kaum ob eure ahnen ihn gekannt
> Und doch ist er der urtraum blonder träume.

Längst wäre er, wäre Walhall dahin, hätte nicht, zur Hut unserer Wärme, der Wahrheit im Blut, Apollo im Süden, auf Delos, der Welt sein Wesen für ewig kundgetan. Hellas war seine Mutter, hielt bei den Wehen der Geburt herrlich stand: dreihundert Jahre lang ist jeder Hammerschlag dort gut, göttlich-gültig, zur Hervorbringung des von Olympiern und Sterblichen vereinbarten Werkes: Größe einer Gesamtheit. Bürger- und Brüderkriege sind hier künstlich eingesetzte Scheidungen, ja Schnitte des Heilbringers, um die natürliche Zerspaltenheit, deren Äußerungen beispielsweise Feigheit, Genußsucht, Trägheit sind, zu überwinden. Eine Gegend innerer Zernagtheit wurde viel später auch der Boden wo Deutsche wohnen; Athena kam dann in unseren Norden, als Göttin der Weisheit und des Krieges, zu Königen, Denkern und wachsamen Menschen überhaupt. Das große Potsdam mag wohl ihre Tat gewesen sein. Wo fängt Deutschland an, wo hört es auf? Ein Land ohne Grenzen braucht eine besonders feste Mitte: sie gelang Preußens bedeutendem König. Gleichgültig ob Friedrich II. an Gott glaubte oder nicht, zu Werken, wie dem seinen, wird man nicht vom Heiland Jesus Christus berufen, sondern von den Gottheiten unseres Blutes; hier zeigt sich die Pflicht zur Trennung von Kirche und Staat. Es ist nun eine vielfach durchgedrungene Einsicht, daß unser Christentum vielen besten Christen unleidlich wurde, häufig weil man in Jesus' Namen vorschrieb und auch unterzeichnete, was andere Götter, vom Reich dieser Welt, gefügt und geboten hatten. Er ist die Sonne im Geist: daß sie allmählich im Herzen aufgehe, der Funke der Erleuchtung die gesamte Erde erfasse, damit das All vom Heil durchstrahlt werde, ist die Tat des Menschensohnes selbst; hohe Geister suchen seitdem unseren unscheinbaren Stern auf, wollen hier in niedriger Form geboren sein, um Gott für Marias Niederkunft des Wertbetrauten von Stern zu Stern mit Silben, die Menschen lispeln, hold zu preisen. Doch auch die Heidengötter sind erhaben da. Liegt ihnen nicht an der Wahrung der Welt? Jungfrau Athena, dich vernimmt der Weise im Norden freundlich: denk ich an unseren Kant, so dünkt mich, Göttin der Burg über Theseus' Stadt, du ständest, ihm sinnend zugebückt, dem Menschengeschlecht bei. Fern weilt nun Apollo, reinen Mittagsbrand im Blut, unseren Mittelmeerstrahl im Blick: dem unweigerlich zu Wissen Ergriffenen befriedigte der Eule Augen-Leuchten bei langer Nacht. Temperamente sind auf unserem Rund erweiter- oder verkernbar: sie entsprechen darin, weil sie kosmischen, darum dehnbaren Gehalt haben, einer klar aufgestellten Gleichung: Makrokosmos erschließt der Sänger, Mikrokosmos erwägt sich ein Staatenlenker; dem Mathematiker werden beide gelenkgerecht. Im Purpur des Tages strahlte

der Pallas-Athena-Tempel unter Pisistratos auf der Akropolis: stämmige Säulen, bunt und laut wie Hochzeit, beschwerten schlanker First und darunter breite Stirn, die beide rot loderten; aus dem Giebel zerfleischten Löwen, feuerfarbig wie Sommer im Süden, ihre blaue Beute im Blut. Mit so rasenden Gefühlen wurde Athena zu den Sterblichen bestürmt: ihre höhere Macht schonte, nach Menschenermessen, keine Unterliegenden, doch Ruhe verliehen bereits des Widders günstige Sterne dem Olymp. Als Immanuel Kant, des Gewissens tiefste Aufgabe, in heiliger Schlichtheit vor Menschen — die Kritik der reinen Vernunft — das Werk größter Götter-Leidenschaft, vollstreckte, stand Athena Promachos, nötigenden Kriegen vordenkend, erhaben dabei. Was mag sich damals, unsichtbar fürs Menschenauge, zugetragen haben? Entweidete sich etwa ein entsetzendes Gestirn unsere unterliegende Erde? Ein so bestimmt in die Mitte gestellter Mann wie Kant konnte von der Götter Aufruhr am Rand nicht mitgerissen sein. Hamann, den Magier des Nordens, regte so ergreifende Gelassenheit auf: Nordlicht, warf er vor, bringe Kant den Menschen; wer hingegen die Bibel zur Hand nimmt, wußte er, öffnet Seelen dem Sonnenschein. Hamanns hohes Temperament forderte Sonne, es holte der Prophezeiungen Flut aus dem Blut: doch gibt's Wesentlichkeiten der Dunkeldauer: ihnen komme Nordschein zu! In Kants, wie jeden großen Mannes Wesen, fallen uns selbstverständliche Widersprüche auf; so war's bei unserem höchsten Menschen: Jesus; so, für menschliche Faßbarkeit, bei unserem Gott: Christus. Zwischen der Kritik der reinen Vernunft und der der praktischen besteht wohl nicht der Gegensatz, den etwa Schopenhauer gern sah, die Logik der Aufeinanderfolge dieser Großwerke menschenmöglichen Denkens wird bereits eingesehen; doch ist es rührend, bewundern zu müssen, wie ein Mann, ganz dem Staatsgang trauend, das Gebet, als versuchten Eingriff in die Bestimmtheit des Herrn abweisend, Vorschläge für Erreichung und Errichtung des ewigen Friedens im Gemüt finden durfte! Edler Zweifel ist eben jedes guten Menschen würdig: besonders wenn er sich hauptsächlich bei Gedanken, die einem selbst zukamen, einstellt. Wir sehen auch da, beim Schöpfer der Kritik der praktischen Vernunft, eine Unfähigkeit: Verzicht aufs Herz. Sonst wäre nicht so ungeheure, irdisch belastende Tierschwere in unseren Gehirnen, unter seines Geistes Greifenkrallen, verzuckt. Malebranche meinte, die Freiheit sei ein dem Menschen tiefverborgenes Geheimnis, Kant freut sich, immer mehr Rätsel beschleichen zu können; er schrieb nicht, wie Descartes Unterhandlungen über die Art vorzugehen, legte aber — Schritt für Schritt — Zeugenschaft für Vorgang an sich ab. Ganz offen hielt der Königsberger Svedenborg gegenüber, trotz seiner gegründeten Kritik der reinen Vernunft — sozusagen im Zweifel aus peinlichster Anständigkeit — Augen und Ohren nach Gothenburg und Stockholm gerichtet; sogar Spuk fand also Kants Zuwägung in den Bereich des gerade noch aufs Menschliche Beziehbaren. Ein durchaus unhermetischer Geist aber sollte trotzdem, allem Geheimkram abgewandt, im deutschen Idealismus, etwas abseits von der eigentlichen romantischen Bewegung, die Menschheit zu heiterem Ernst geleiten: sein Urheber zu uns war — das ist klar — Immanuel Kant! Die Renaissance hatte — wir führten es aus — Apollos, in des Menschen delphischer Einbildung, als Herr der Wahrsagekunst und Zauberworte, nicht entraten mögen, nun aber sollte sich, ein gar windstiller, so dünnluftiger Sonnentag, wie um Toskana niemals, bei Delos' Gegenwart kaum je, über der Ostsee ereignen. Die Apriorität ist da nämlich das tatsächlich Geistige (objektiv geäußerte) im Menschen: alles bloß persönlich Gedachte, wird somit auf einen göttlichen Grundbestand gebracht.

Hätte nicht den einen Gründer der Kant-Laplace'schen Schau in den Makrokosmos Leibnitz' präformierte Harmonie befriedigen mögen? Er prüfte den herrlichsten Mikrokosmos: uns — das Urgedicht vom All — Vernunft; durch die ihr zugängliche und zur Astronomie anwendbare Mathematik, sollte ja Kant dann hervorgehen, daß der Mensch, Berechnungen durch seine Verstandeskräfte aufstellend, die Welt äußerlich zu umspannen berechtigt, weil erleuchtet ward! Vernunft muß nur von sich, als der Mitte, ausgehen: uns, auf Apollos Tagen hin überall Lauernden heißt das dann: im Bewußtsein glimmt der Stern der Sterne. Der Mensch zieht den Schluß der Welt; denn er steht, durch Ideen geborgen, als er selbst und sich Antipode, aufrecht. Wir meinen jetzt als Ideen, Kants allgemeine Prinzipien, durch die auch die Verknüpfung von Erfahrungsurteilen zu metaphysischen Erkenntnissen überhaupt vollzogen werden kann. Für ihn ergibt sich im Geist unaufhörlich eine Synthesis, dreistufige Hierarchie der Synthesis: zuerst Verknüpfung der Gefühle zur Schau: wodurch Raum also Licht, Zeit, folglich das Wort, zu uns wird: zweitens erwächst, der Pflanzlichkeit, Unberührtheit des Gemüts entsprechend, die Welt aus Erfahrungen: drittens — wir sagten es eigentlich soeben — ereignet sich Metaphysik im All, wenn Bewußtsein eigene Erfahrungsurteile miteinander vereinigt. Möchte man nicht kühn behaupten: beherzt?

Es kann sich ereignen, daß Weltseher, wie die Vorsokratiker wieder unter Menschen in Erscheinung treten: für sie ist dann Kant ein Mann, der zu ihrer Auffassung, auf weit schwierigere, durchaus notwendige Weise gelangt ist. Daß die Mathematik auf einem anschaulichen Prinzip a priori beruht, ist Erkenntnis, die Pythagoras nicht erreicht hat, weil er darüber im Bilde war. Th. Gompert — wir erwähnen ihn nochmals — geleitete uns bereits zu derartiger Ansicht über die früheren Denker in Hellas! Uns so tiefe Unentsinnbarkeit wird doppelt empfangen, gehandhabt, im Raum, als Zeit. Sie göttlich zu feiern, ward Apollo Künstler und Musiker. Vor den Sinnen rückt er dem Ich Fernen in liebenswürdige oder gar berückende Beziehungen; beim Zeit-Entfluß überreicht er, unseretwegen vom Hades her, das Herz den Gestirnen. Bei Descartes meinten wir schon, Bewußtsein bleibe das Gegebene, einzige Licht: durch Kant vernehmen wir die Wahrheit, daß unser Gestirn, die innere Sonne, uns des Unermeßlichen, unzählige Male nach Belieben, teilhaftig gemacht hat. Wir sprechen deutlicher: Räumlichkeiten sind, im Raum überhaupt, enthalten. Zeitläufe bleiben abstreckbar, weil Zeit, ohne Anfang und Ende, solange es einen Menschen gibt, fortführt. Wo ein Ich einsetzt, ist Mitte der Welt: um den Stern, der uns geboren hat, dreht sich das Allgemeinte: bloß er kann Sonne sein! Was die Alten Notwendigkeit (ἀνάγκη) nannten, war Platzangst im All, wurde daher mit Gestirnen in Verbindung geschaut; bald äußerte sich, auf diesem Weg, bei dichter Blickenden, nach langem Beobachten, Furcht vor Rettung an die Erde: für Kant ist in der Erkenntnis nur die Form notwendig, unter der in ihr die Dinge erscheinen. Er klärt uns also den Raum: folglich führt gesundes Denken auch hier zur Ursprünglichkeit der Hellenen! Vor den ionischen Weisen gab es im Archipelagus einen rein geometrischen Stil, nach dem hohen Königsberger ereignet sich uns, auf eine Spanne, der Kubismus; sein Grundsatz könnte kantisch etwa so lauten: Raum und Zeitformen sind auf absolute Beständigkeit gegründet; die sinnlichen Wahrnehmbarkeiten an Dingen hängen von den Eindrücken des Einzelnen ab, sind daher zufällig und belanglos: feste Kunst trachtet nach allgemeiner und notwendiger Erscheinungsweise der Dinge. Wenn wir sehen, daß ein Kant darauf besteht, sogar Mathematik, erlaube bloß eine notwendige, all-

gemeine Anschauung der Wirklichkeit, hinter der — für uns — das Ding an sich schlummert, wodurch er Stufungen im Menschen zur Tiefe der Erscheinungen setzt, so ist es wohl kein Spiel mit guten Worten, wenn wir sagen: ein Wesen, in dem alles Sich-Wissen bloß gestaffeltes Erscheinen entfaltet — denn es gebe nur sinnliche Phänomene, bis eben zum Einstellen der Mathematik in Raum- oder Zeitformen — bringe eine kunstgerechte Sonne zur Welt! Nach üblicher Vorstellung ist doch Sonne die Erscheinung der Erscheinungen! Ist sie aber, außer im Bewußtsein, hell, rein, groß, herrlich? Alles Begriffe, die wir verleihen: unser Gottesinhalt überträgt solche Vorstellungen auf das Uns-zu-Bezügliche. Was im Menschen absolut wertet, ist in jeder Übertragung selbst auf den Sternhimmel relativ. Alle Entfernungen, Größen bleiben in der allermittelnden Bewußtheit: im Vergleich dazu, kann der Sirius nichtig genannt werden.

Man könnte sagen, auch Tiere sind der Bewußtheit teilhaftig, doch wohnt ihnen vor allem kein Verstand inne, der nach Kant das Vermögen ist, Mannigfaltigkeit der Anschauung zu vereinheitlichen. Der Mensch ist eben das umfassende Wesen von Grund aus: Kultur zu schaffen wird ihm durchaus Lebensbedingung, entspricht einer Eingeborenheit zu diesem Zweck: ohne ihn gibt es kein Ethos, entsteht keine Geistigkeit, noch bekundet sich wunschlose Liebe. Wir sind die bloßen Weltermittler im Chaos: ohne unseren Aufblick, wirbeln Finsternisse wild durcheinander. Apollo entscheidet uns zum Kosmos. Hermes Trismegistos sagt: κόσμος komme von κοσμεῖν, als zieren. Warum wären wir somit zur Welt gekommen? Damit die Natur durch uns in Erscheinung trete, was heißt, daß Licht sei! — Falls eine teleologische Annahme überhaupt gestattet wird. Durch die vereinheitlichenden Formen der transzendentalen Logik wird der Verstand als Schöpfer unseres eigentlichen Sterns erkannt, in dem er, aus den Anschauungen, die Gegenstände, die wir zu denken vermögen, erzeugt. Auf diesem Idealismus, im weitesten Sinne, fußend, entspringt dem Denken ein Gegen—stand nach dem andern. Die Bindung der Gegen-, fast sagten wir Widerstände, besorgt des Menschen Urteilskraft. Es gibt ein All, weil es in unserer Erfahrung liegt.

Über die Grenzbegriffe der Erfahrung brauchen wir nicht hinauszuwittern, wenn wir über die Erscheinungen als Sonne überhaupt sprechen: wir vermuten in diesem Fall kein Ding-an-sich. Was wir Sonne nennen, ist ein, durch unsere sinnliche Aufnahmefähigkeit, als rundes Gestirn bezirktes Etwas. Von ihr aber kommen uns Wahrnehmbarkeit (Licht), Wärme; bei Beobachtung — Gedeihen, Gesundheit, Zerstörung und anderes Mitteilbare. Unsere Ver- und Bewunderungsfähigkeit gelangt durch das Taggestirn in Spannung. Vielleicht ist die Sonne am Himmel unser Leib, die Erde das Kissen, auf dem sie schlummert, zugleich erwacht! Bloß mittels der schattenwerfenden Erde begibt sich also Sonne — sie ist bloß wo Bewußtheit aufloht — in Finsternis.

Ist die wahrhafte Sonne, oder besser gesagt, der Geist der Sonne, in uns Menschen — falls er das Ding-an-sich wäre — negativ, wie oft der Gottbegriff, anzusehen? Unbedingt dreht es sich um Dualismus! Die Erde ist bloß ein Vorwand, in höherem Sinne gesprochen; eine Vorwand im einfach Naturgemäßem. Sie ist eine in den verflüchtigteren Sonnenkörper — wir sind ja auch leiblich noch in der Sonne — eingesetzte dunkle Kugel. Um Abblendung wurde sie: auf ihrer Nachtseite vermögen die Urleidenschaften des Taggestirns, in einzelne Wesen gesplittert, zur Ruhe, wenigstens etwas Schlummer zu kommen: das ist ein Endlich! Durch dieses Fünkchen Nacht im großen Sonnenall

sieht aber der Kosmos, der sich im Geschöpft auftat, die Sonne selbst; in uns erblickt sie auch die Sterne. In menschlichen Geschicken empfindet das Gestirn andere Gestirne, wird von Brüdern am Himmel gerührt. Man könnte auch da sagen: einen schwarzen Fleck im Lichtleib trägt das höchste Licht: Erkenntnis; freilich bleibt das, vom sinnlichen Standpunkt aus gesprochen: in Wahrheit gibt es bloß ein Licht, durch das wir den inneren und äußeren Menschen geleiten, in uns selbst: das Ich. Wir können ruhig das Wort für die behilflichen „Lichter", durch die wir Wege finden, für das Wesen zum Aufbau der Welt, das in uns göttlich vorhanden ist, also „das Licht", übernehmen. Die Sonne ist der Urgeistigkeit jedenfalls näher als die Erde, eben weil sie dem Worte bekennenden Menschen ein Leuchten der Gestirne bleibt; daher wohnen ihr unbewußt ordnende, sagen wir kristallgliedernde Kräfte inne, an denen wir teilhaben; sie sind uns, innerhalb von Grenzen, nach Belieben eingehändigt: doch der Sonne Gang zu Gott geht nicht bloß über den Menschen, sondern ist bereits als Ich am Ziel. Auch die Akaschah-Chronik setzt in die Sonnen bloß pflanzenhaft spürende, doch engelsreiche und reine Wesentlichkeiten Gottes ein. Nach diesem Erguß in die Schöpfung kehrte sich's, beim Sturz bis in den Stein, um Bewußtheit!

Hier sprechen wir über Dualismus: die Erde ist unserem Aufflug scheinbar — endlich gemessen tatsächlich — hinderlich; die sinnlichen Triebe blieben ihr, wo unveredelt, ganz untertan: sie zeitigt und zeigt uns Vermähltheiten, die Sonnensöhnen unrein vorkommen: doch ist uns die Erde, als Mutter, als Weib, empfohlen. Eine negative Betrachtung des Übererkennbaren kann also jetzt nicht platzgreifen, solange wir uns mit einem durchaus faßbaren Gegenstand, eigene Sonnenmündigkeit, abgeben. Es ist — wiederholen wir's — unsere berechtigtste Absicht, zwischen den Erscheinungen zu verweisen, da wir uns nicht Gott zu ergründen vermessen, sondern sein scheinendstes Gestirn in uns mitzuklären versuchen sollen! Freilich vertreten wir eine Idee: die unserer Sonne. Sie ist wahrhaft und wirklich; das Gestirn über ihren Wissenden vom Tag bloß heilem Geschöpfe natürliche Amme. Wir hoffen, daß bei diesen Aufstellungen Vernunft, in kantischem Sinne, gewaltet hat: wir gaben eine Umschreibung der Welt.

Ohne daß wir es ahnten, reicht bestimmt unsere volle Wesenhaftigkeit: Sonne — sogar sinnlich, begreifbar, wenn auch durchaus verflüchtigt — bis zum Ursaum dieses Weltgehaltes, hinter dem letzten Planeten. Die Erde ist bloß ein vergängliches Organ in des Menschen Leibhaftigkeit. Allerdings können — wie ausgeführt — wir Sonne ohne dasselbe nicht sehen, was Bedingung zur Bewußtwerdung in uns bleibt.

Im Vorwort zur Genfer Ausgabe des Nordlichts legten wir unsere Überzeugung nieder, wie sich rein mechanisch die Gestaltwerdung von Lebendigkeiten auf Erden, der Sonne wieder zu, ereignen müsse: alles das wird auch dort, innerhalb des Bereichs des Denkbaren, vorgetragen; wir möchten hier, auf geboten dichterische Art, aussprechen, welche Gleichnisse wir, innerhalb des Himmelsgebiets der Sonne, deren körperliche Macht im Taggestirn, doch geistiger Kern auf dem Menschen beruht, auffanden und deuteten! Mögen wir Gott als höchste Gewalt und Stille fühlen, denken wir ihn uns negativ, als seiner Schöpfung entledigt, bloß Inhalt, jeder Gestalt bar: immer wird er unbedingt, des Raumes, der Zeit los zu betrachten sein: in ihm gibt es weder Anfang, noch Ende — kein Fortschreiten. Bei der Schöpfung kommt es jedoch auf Entstehung an; wählen wir dieses Bild: die Sonne ist, als Gestirn, in unendlicher Wärme, durch den zerstrahlenden Reichtum ihres Hierseins, Brut-

henne selbstgelegter Planeten-Eier. Abwechselnd in jedem oder auch in manchem zugleich, könnte sie nun, durch ihre ausgekrochene Brut — auf Erden beim Menschen — bewußt, vor allem Gottinnig sein. Daß die Sonne auf deutsch, übrigens auch in morgenländischen, besonders alten Sprachen, weiblich ist, wirkt wichtig, wird willkommen! Natürlicherweise kann sie bloß männlich, weiblich, tatsächlich miteinander sein, denn wir anerkennen sie nur als Bild unserer Eigenheiten. Als Planetenschale, die es zu brechen galt, müssen wir wohl alle tierischen Triebhaftigkeiten, die im Dumpfen der Beschränkung lagen, betrachten: das hohe Ereignis, da der Sonnenvogel zum erstenmal hervoräugte, wolle man, vom Mythos her, zu Prometheus' Übertragen des irdischen Feuers in Manneshand, ansetzen! Eigentlich bekennt sich in Europa der Mensch, seit Aufgang der Idee, durch die uns vorzüglich Phöbos Apollon zukam, zur Sonnenwende. Unsere paar bewohnbaren Inseln sind somit Delos vergleichbar; auch sie schwimmen winzig klein und gering, höheren Wesenheiten früher verächtliche Schollen, im Ozean unermeßlichen Flutens, unaufhörlichsten Erglühtseins dahin.

Newton schauderte es vor der Gewalt, die den Weltkörper in Bewegung hält: er stürzte sich auf die Offenbarung des Johannes; sie sollte dem Ratlosen, bei dem eignen Werk, Fassung verleihen! Richtig hatte ihm dabei Urgeruch geleitet. Der Schöpfer ist aus Fülle Festigkeit, auf ihr beruht des Mannes Charakter. Sich überlassen, hält er vor dem Verrollen im All nicht stand; dann fühlen aber Menschen das Nahen von Erschütterungen: Erdbeben, Weltbrüche. Auf unsere Bestimmtheit hat sich die Erde, als sie vor der Sonne innehielt, beziehen können. Der Völker Zutrauen in das Sonnenreich ist begründet: in seiner vorgesehenen Fertigkeit erscheint uns Gott.

Heute fordert uns die rechte Sonne, durch unbedingt einleuchtendes Gebot, zu göttlicher Sittlichkeit hochlodernd auf! Sie ist in unserer Vermengtheit, durch die wir Eingeweide des kommenden Greifs bleiben, der reine Stern. Als Gleichnis unlöschbarer Leidenschaft, abendlichen Opfertodes spiegelt sich das Taggestirn in der Seele: wir sind für die Mitte im All verantwortlich. Ding-an-sich ist seit Kant Bewußtheit überhaupt. Unsere Erfahrungen spinnen des Künftigen Lichtgewand: die Seele beruht, im Sinne Fichtes, auf Freiheit und Tat. Sonne wird: das Ich ist der Kern. Zum unendlichen Aufbruch bleibt also der Mensch imstande: in ihm ist die Sonne geborgen.

Athen, im Winter 1923/24.

Lebens- und Geistesformen in der Epik

Von

H. W. Keim

In einem Aufsatz, den Thomas Mann zu Ricarda Huchs sechzigstem Geburtstag schrieb, steht der Satz: „Der Roman hat die Herrschaft im Reiche moderner Dichtung"; apodiktisch nennt der Dichter ihn die Kunstform unserer Zeit. Diese Bezeichnung mag einen zunächst wundernehmen. Man möchte glauben, diese Stellung gebühre dem Drama, und man erinnert sich dabei vielleicht des Hebbelschen Wortes, daß das Drama berufen sei, welthistorische Krisen — in Hegels Sinne zu verstehen — zu beschleunigen und zum Abschluß zu führen. Wir aber stehen tatsächlich in einer solchen Phase geistesgeschichtlichen Geschehens, in der Altes von Neuem abzulösen und Gestalt zu gewinnen sich angeschickt hat. Trotzdem muß es einem schwer fallen, aus der Schar zeitgenössischer Dramatiker die herauszusuchen, die an jenem Prozeß entscheidend und führend beteiligt sind. Man wird nur wenige aufzeigen können; und auch innerhalb dieser kleinen Zahl werden dauernd Nachprüfungen nötig sein. Dasselbe gilt von der Lyrik. Sie ist nach dem Kriege außerordentlich angewachsen; man hat sie nach den verschiedensten Gesichtspunkten gesammelt; aber nur selten begegnet man dem Dichter, der Spannungen eignen Lebensgefühles zu lyrischem Eigenleben verdichtet hat. Der Grund für diese beiden Erscheinungen ist nicht schwer aufzuzeigen. Es handelt sich bei dem geistesgeschichtlichen Vorgang, in dem wir stehen, nicht um die Kritik einzelner bestehender Einrichtungen, nicht um Auseinandersetzungen einzelner Geister mit sich selbst und ihrem Verhältnis zur Welt. Es kommt in unseren Tagen ein Problem zum Austrag, an dessen Lösung Goethe im „Faust" vorübergegangen und Kleist gescheitert ist, das aber wir erst, nach den Grunderschütterungen des Weltkrieges, als Gesamtheit in seinem ganzen Umfang und seiner Tiefe erleben. Nicht um Impressionismus oder Expressionismus geht es dabei. Das sind nur künstlerische Ausdrucksformen beschränkter und bald überholter Haltung. Es handelt sich um unser ganzes lebendiges Verhältnis zur Erde und zum Geist; um die Lösung des Zweiseelenproblems, dessen Spannung uns unerträglich geworden ist; um unsere menschliche und geistige Existenz. Wir bedürfen einer neuen Orientierung zum Leben und zur Welt; wir haben uns eine neue Basis für unser Dasein als denkende und fühlende Wesen zu schaffen; unsere Sittlichkeit verlangt eine gründlich neue Zielsetzung. Solche alles bewegenden, alles umwertenden, alles neugestaltenden Revolutionen aber zwingen den Menschen, unter Anspannung seiner sittlichen Kräfte und unter Verzicht auf frühzeitiges Ausruhen in schnell konstruierter Formulierung und Harmonisierung, seine Ziele als Mensch, als Bürger der Erde und Kraftpunkt der Welt in neuem, sinnvollen Bilde des Lebens und des Alls aus seinen Ahnungen herauszuschälen. Das aber ist die Aufgabe der Epik, die demnach für die dramatische Dichtung erst die Voraussetzungen klarzustellen und für die Lyrik die Gefühlsbedingungen festzulegen hat.

Jede Kunst ist der gesammelte Ausdruck der geistigen Kräfte, die, offen und ver-

borgen, die Zeit bestimmten, deren sichtbare Form das Werk darstellt. Und da die Epik die Gesamthaltung jedes Zeitalters am reinsten und am weitesten gefaßt spiegelt, hat man in erster Linie zu ihr zu greifen, wenn es sich darum handelt, Lebensstimmungen und Weltbild irgendeiner Epoche des menschlichen Geistes zu bestimmen. Mit bibliographischer Vollständigkeit hat ein solcher Versuch nichts zu tun; es kann nur darauf ankommen, typische Erscheinungen zu erkennen und als solche festzuhalten. Da aber die Gegenwart in allem gegensätzlich zur Vergangenheit steht und da gerade die gegensätzliche Darstellung der Klarheit der Erkenntnis größte Hilfe leistet, wird man Form und Lebensgehalt der Epik unserer Zeit mit Vorteil aus ihrer Unterscheidung von früherer Geltung entwickeln.

Wir sind übereingekommen, die vergangene Zeit in ihrer geistigen Haltung als naturalistisch zu bezeichnen. Handel, Wirtschaft, Industrie, Wissenschaft und Philosophie haben jede an ihrem Teil daran gearbeitet, den Menschen glauben zu machen, sein Dasein sei auf seine natürliche, gesetzmäßig festlegbare, beliebig untersuchbare Erscheinung beschränkt. Der Mensch galt als Funktion, die jedesmal zustande kam, wenn bestimmte Vorbedingungen dafür gegeben waren. Diese Vorbedingungen wurden durch das äußere Leben, durch Milieu und Vererbung geschaffen und zwangen den Menschen als ihr Geschöpf unter ihre Gesetze. Staat, Gesellschaft, Konvention bildeten seine sittlichen Pflichten, denen sich jeder zu unterwerfen hatte, wie eben sich das Geschöpf dem Schöpfer bedingungslos unterzuordnen hat. Was man als Individualität und Seele bezeichnet hatte, was Persönlichkeit und eigener geistiger Wert sich nannte, konnte in diesem Zusammenhang nur materiellen und numerischen Wert besitzen. Schicksal des Menschen war eine Rechenaufgabe für jeden aufmerksamen Beobachter; es war von außen her bestimmbar und bildete sich nach den äußeren Lebensbedingungen. Die Seele also besaß nur insofern Interesse und Daseinsanerkennung, als sie materiell bedingte Reaktionen auf materiell an sie herangebrachte Reizungen hervorbrachte. Sie wurde, wie alle anderen Erscheinungen des Lebens, naturwissenschaftlich experimentell behandelt. Die Göttinger psychologische Schule ist ihr Laboratorium geworden. Der Künstler aber sezierte diese Seele mit Hilfe der dort gefundenen Erkenntnisse und hielt dem Menschen die Stücke hin in dem Glauben, damit dem Leben den letzten Schleier entrissen zu haben. Und da Natur, d. h. die äußere Wirklichkeit, dieses zufällige Etwas, als höchste Daseinsform galt, mußte notwendig auch die Kunst ihr letztes Ziel in der Abschilderung dieser großen, aus formalen Kausalitäten gewobenen Erscheinung finden. Der Künstler ging bei dem exakten Naturforscher in die Lehre; er beobachtete, sammelte, registrierte und experimentierte. Zola erfand den roman expérimental, die Brüder Goncourt, größere Künstler als er, folgten seinem Rezept, und der Naturalismus eroberte reißend das Reich der Epik. Keiner der zahlreichen deutschen Naturalisten, die in Zolas Nachfolge wandelten und die heute nur noch historische Geltung haben, reichte an das Vorbild heran. Nur Klara Viebig besaß die Kraft, Werke lebendigen Atems zu schaffen, weil in ihr eigene Anschauungsfülle mit Zolas Kunsttheorie sich trafen. Liliencron aber hatte so viel künstlerisches Eigenwesen und so viel Gefühl für freie seelische Werte, daß er nie die naturalistisch-wissenschaftliche Bindung einging, die Zolas Schaffen voraussetzt. Ganz getreue Paladine fand der Franzose nur in Arno Holz und Johannes Schlaf, deren „Papa Hamlet“ alle Kriterien naturalistischer Epik erfüllen, ohne zu den künstlerischen Verkehrtheiten des Programms dichterische Werte beifügen zu können. Epik wechselt teils in die Dramatik, teils in gewissenhafte Akribie naturwissenschaftlicher Beschreibung über.

Der Monismus belehrte den Menschen, seine gesamte körperliche und geistige Erscheinung liege auf der gleichen natürlichen Ebene. Nie ist der deutsche Idealismus beschämender kompromittiert worden als damals. Wie man seinen Körper zerlegte und seinen sinnvoll arbeitenden natürlichen Organismus bloßlegte, so zerfaserte der Künstler seine Seele und legte sie in ihren Bewegungen wie der Arzt sein Präparat neugierigen Augen bequem offen. Den Wienern vor allem gelang es dank ihrer schmiegsamen Einfühlungsfähigkeit, den Ablauf psychologischen Geschehens in technisch virtuoser Weise aufzudecken. Schnitzler, um nur einen Namen zu nennen, kam in der Kenntnis leisester seelischer Nuancen zu einer erstaunlichen Höhe. Und von Wien aus erfolgte dann der Schritt, der diese ganze künstlerische und darüber hinaus die ganze Geisteshaltung des Naturalismus in all seinen Ab-

schattierungen zum Äußersten trieb. Wie der Positivismus lehrte, daß die Wirklichkeit nur eine Summe von Empfindungen sei, über deren Vorhandensein schließlich nur das einzelne empfindende Bewußtsein aussagen kann, so mußte die Kunst des psychologischen Naturalismus notwendigerweise die gleiche Folgerung ziehen und statt eines allgemeingültigen seelischen Ablaufes die seelischen Bewegungen des Einzelnen als das der Kunst einzig erreichbare Ziel darstellen. Jacobsen hatte in Roman und Novelle diesen Weg gewiesen; Hermann Bahr ging ihn entschlossen, allein ohne dessen künstlerische Sensibilität, weiter. Was jedoch als Ziel den auf diese Richtung eingestellten Menschen erwarten mußte, lag auf der Hand. Jacobsen selbst erlebte das Schicksal, und sein Niels Lyhne mußte es mit ihm erleiden. Wer nur sich selbst weiß, sich von der Realität aller Umwelt, sie verneinend, ausschließt, verneint sich selbst oder gerät zum mindesten in einen solchen Skeptizismus sich selbst gegenüber, daß er zum Leben untauglich werden muß. Glücklich, wenn ihm, wie dem Wiener Voltaire Bahr, am Ende die starre Größe kirchlich orthodoxen Glaubens hilfreich die Hand bietet. Wem diese Zuflucht aus irgendeinem Grunde verschlossen bleibt, lebt ein Leben der Haltlosigkeit nach innen und außen; er fühlt die Macht des Realen außer ihm, denn das behauptet sich trotz des theoretischen Solipsismus, er leidet an sich und der Welt und kann nur in die Stimmung flüchten als das einzig Wirkliche, an das er, sie empfindend, glauben kann. Maeterlincksche Luft, mit unausweichlichen Schicksalen geladen, liegt um diese Menschen, die wie Bang, Geijerstam und Keyserling enthäutet allen feinsten Störungen der sie umgebenden Atmosphäre schmerzlich und hilflos ausgesetzt sind. Fin-de-siècle-Stimmung umgibt sie, denen Hofmannsthal seine „Ballade vom äußeren Leben“ gesungen hat; Überkultur und Verfall spricht aus den Gesichtern und den fein gearbeiteten, scheu und lautlos vorbeigleitenden Werken. Schweres Wissen drückt auf die Menschen, deren Augen, wie auf Bildern eines Burne-Jones, angstvoll und weit sich öffnen. Stefan Zweigs und R. M. Rilkes Prosa sind letzte Früchte dieser Ernte einer untergangsreifen Zeit.

Romantische Verliebtheit in hoffnungslose Vereinzelung, symbolhafte Ausdeutung kleiner, dem lebenskräftigen Menschen unbedeutend erscheinender Zufälligkeiten als dunkler Schicksalsboten charakterisieren diese Kunst. Das Leben steht stille. Das dichterische Wort geht nicht auf die Bewegung, sondern auf den Zustand aus. Das Nomen herrscht absolut über das Verbum. Aus dem Reich solcher „Dämmerungsmenschen“ wächst auch Ricarda Huchs Werk. Ihre Anfänge liegen ganz im Bann jener Schicksalsgewalt. Aber Ricarda Huch ist nicht allein romantisch in dem vorher gekennzeichneten Verstehen. Das ist nur der eine Zug ihres Wesens, gegen den sie hart und unablässig in Fehde liegt. Ihre am Ende uneingestandene Liebe mag jenen Unglücklichen gehören; Bewunderung zollt sie jedoch den großen Tatmenschen, den Genies. Das ist der lebenskräftige Teil ihres Geistes, mit dem sie die Tradition zu Gottfried Keller aufrecht erhält. Es kommt aber mit diesem Begriff des Genies eine ganz neue Tatsache in die Betrachtung. Dem Naturalismus und naturalistischen Psychologismus früher Formung mußte das Geniale unverständlich, ja unsichtig bleiben. Es konnte danach nur mehr oder weniger lebhaft funktionierende natürliche und psychologische Kausalitäten geben; alles Außergewöhnliche mußte notwendig auf das Gewöhnliche zurückgeführt werden. Unerklärliches gab es nicht, durfte es nicht geben. Jene Dichtung hat an keiner Stelle den Versuch gemacht, das Genie zu fassen. Ebensowenig konnte der Neuromantik eine solche Erscheinung zugänglich sein. Wohl kennt sie den Helden als den Heros des Leidens. Das Genie aber ist entscheidende Tat an dem Lebenszustand aus jener einzigartigen Harmonie von Selbstbewußtsein und Gottbewußtsein, wie die Dichterin die geniale Art im „Sinn der heiligen Schrift“ einmal umschreibt. Harter Wille und dämonischer Trieb, die Charakteristika des Genies! Das sind die Merkmale, die die Gestalt des „Übermenschen“ bestimmen, wie Nietzsche sie gesehen hat. Nur in der scheußlichen Karikatur des Prinzen Kukuk ist Nietzsches Verkündigung einer höheren Menschenform in der Dichtung bis dahin fruchtbar geworden. Aber die Zeit trug die Sehnsucht nach ihr in sich. Sie hat sie bis heute noch nicht gestaltet; aber Abenteurerleben und Abenteurerroman, rückblickende Geschichtsschreibung und Essayistik und darüber hinaus der Glauben des ganzen Volkes geht auf diese Erfüllung aus.

Die Sucht nach dem Genie, das ist die Physiognomie des Werkes der Ricarda Huch; und auf solche Physiognomie des Lebendigen,

nicht auf die Systematik des Formalen kommt es hier an. So ist es tief bedingt, daß Ricarda Huchs Diktion, im Gegensatz zu der Bangs oder Keyserlings, wieder bewegungssinnlich ist. Denn im Begriff des Genies ist der des Werdens eingeschlossen. Und wie deutsch im Grunde diese Werdensanschauung ist, wie deutsch Nietzsche und die ganze junge Generation ist, die in heiliger Unzufriedenheit mit dem Bestehenden neuen Zielen sich leidenschaftlich entgegenwirft, das zeigen die zahlreichen Zitate über das Werdegebot, die Ernst Bertram im Anschluß an Nietzsches Äußerungen dazu von anderen deutschen Geistern beigebracht hat. Sie lassen sich um ein Vielfaches durch die Heranziehung deutsch-geistiger Bildkunst und Musik vermehren. Manche Forderung Nietzsches steht heute abseitig. Aber in unserem geistigen Leben, wie es in der Epik sich niederschlägt, ist lebendig wie nie zu seiner eigenen Zeit die Forderung der Umwertung der ethischen Werte auf Grund der Stimme des freien menschlichen Gewissens, der absoluten sittlichen Verantwortung der Persönlichkeit und der Verwirklichung einer höheren, ungemeinen Stufe unseres Menschentums. Den Kampf, den Nietzsche in seinen Schriften gegen eine verständnislose Zeit gekämpft hat, hat Dehmel im eigenen Leben zu Ende geführt. Sein künstlerisches Werk ist an vielen Stellen anfechtbar. Sein balladeskes Epos „Zwei Menschen“ ist künstlerisch heute schon ungenießbar. Aber das bedeutet nicht sein Lebenswerk. Das liegt vielmehr in seinen Briefen; sie geben Zeugnis von dem ungeheuren sittlichen Ernst eines Menschen, dem es leidenschaftliche Pflicht war, die Kräfte seines Wesens zu der Entfaltung zu bringen, die in ihm lag, und in diesem Bemühen alle die Bindungen zu zerreißen, die Konvention und Tradition um ihn legten. Er ist in diesem Verstehen der erste moderne Mensch gewesen; und sein reines, echtes Menschentum ist vielen unserer jungen Künstler Vorbild und Zuspruch geworden. Denn er hat den Weg freigemacht zu den Idealen, die heute in der Epik und im jungen Menschen unabweisbar zur Verwirklichung aufrufen.

Ricarda Huchs ganzes episches Werk ist ein einziges großes Selbstbekenntnis, so sehr es in ihren späteren großen Romanen auch verschleiert sein mag. In ganz offener Form tritt das bei Thomas Mann zutage. Er hat es selbst ausgesprochen, daß er als Künstler den Brüdern Goncourt verpflichtet ist. Und sein Roman „Die Buddenbrooks“ ist anscheinend rein naturalistischen Stils; Szene reiht sich an Szene; die Beschreibung nimmt einen großen Raum ein; das Gespräch herrscht oft absolut über den Bericht. Nur wenn man genauer zusieht, findet man Züge, die epischen Charakters sind, die des Verfassers Überlegenheit über den Stoff, sein eigenes Gesicht, das der Naturalist Zolascher Form streng verhüllte, erkennen lassen. Denn er besitzt seinen Menschen gegenüber die Ironie, die zwar nicht mit der romantischen Ironie gleichzusetzen ist, die aber doch erweist, daß er ihnen gegenüber das Maß von Distanz hat, das den Epiker entscheidend vom Dramatiker trennt. Zu dem aber tritt ein wesentlicher Zug hinzu. In allen seinen Werken hat Thomas Mann Menschen geschildert, zu denen er nicht das lächelnd ironische Verhältnis besitzt, das er im allgemeinen zu seinen Gestalten einnimmt. Das sind die, die Abbild seines eigenen Wesens sind; diejenigen, die um ihre Selbsterhaltung kämpfen; jene Helden, die in jedem Augenblick Haltung bewahren müssen, wenn sie nicht vom Leben unter die Füße getreten werden sollen; die Pflichtmenschen, die nicht den Lebensgenuß, nur den „Lebensbefehl“ kennen, wie der Dichter es in seinem Roman „Der Zauberberg“ (Berlin, S. Fischer) einmal formuliert. Um jenes Typus' willen hat er sein neues Werk geschrieben.

Es unterscheidet sich also grundsätzlich von den „Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull“. Dort ist alles Ironisierung — eine angstvolle Ironisierung zwar — der Spezies Mensch, die als Hochstapler — oder als Künstler; denn sie sind erschreckend ähnlich — in immer neuen Formen das Leben täuschend gewinnen. Hier steht ein Mensch, dem in der Zeitlosigkeit eines Schweizer Sanatoriums — man kennt das Motiv aus B. Harradens Roman „Ships that pass in the night“ — das Leben ungenutzt vorbeizurinnen droht, weil er, ohne starke eigene Pflichtberufung, zur Untätigkeit gezwungen ist. Selbsterhaltung aber ist für Thomas Mann immer nur sittliche Selbstbetätigung; und die ist nur möglich in der Arbeit, der menschlichen Arbeit an sich im Dienst einer lebendigen, lebenfördernden Pflicht. So gibt er seinem jungen Freunde Hans Castorp den klardenkenden, humanistisch gebildeten Settembrini zum Begleiter, dessen Ziel eben die von Thomas Mann über alles gesetzte sittigende Betätigung im Pflichtkreis des

Lebens ist; der die Metaphysik als ein Übel bezeichnet, weil sie von dieser Aufgabe abführt, und dem alle formallogischen Deduktionen, wie sie an Hans Castorp in gefährlich schillernder Form herangetragen werden, Spiele des Teufels sind, weil sie nicht auf das sittliche Zentrum des Menschen bildend abzielen. Und neben ihn stellt er den Vetter Joachim Castorp, einen jener schönen Mannschen Heldentypen, die dem Ruf ihrer Lebenspflicht mit stillem Willen folgen und dann still und herrlich ihren tragischen Tod sterben als Opfer ihrer sittlichen Pflichttreue. Um was aber der Kampf des Menschen geht, der diesen höchsten Anforderungen einer wahrhaftig nicht sentimentalen Humanität zu genügen trachtet, hat Thomas Mann in keinem seiner Werke symbolhafter und gestaltungsstärker durchgebildet als in dem lebenglühenden Peeperkorn, der, gleich Castorp ein Gast des Sanatoriums, lieber sich selbst entleibt, als dem Leben eine seiner wilden Forderungen zu versagen. Wessen Kraft vor dem üppigen, unersättlichen Leben versagt, wer nur einmal ihm gegenüber schwach wird, ist dem „Ruin und Bankrott", der grauenhaften „Blamage" preisgegeben. „Sie ist das Ende, die höllische Verzweiflung, der Weltuntergang."

Um diesen Kerngedanken, dessen Ernst das Werk zu einem lebhaften Bekenntnis eines erschütterten, wenn nicht gar wurzellosen Menschen macht, baut sich mit der epischen Umständlichkeit und dem Wechsel am Bericht und Abhandlung, dessen Berechtigung kürzlich P. Bourget dem Roman im Gegensatz zur Kunstprosa zugesprochen hat, das äußere und das geistige Milieu, in dem Th. Mann das Leben seiner Menschen sich abspielen läßt. Und doch fehlt dieser Romankunst eines, das Wesentliche. Sie ist nicht Weltbild im Spiegel dichterischen Erlebnisses, noch Lebensformung in der Gestalt menschlicher Leidenschaft. Sie hat Zusammenhang nur mit einer einzelnen und dazu durchaus nicht gleichnishaften Persönlichkeit; nicht mit der Lebensbewegung einer Zeit. Thomas Mann ist nämlich, trotz des bedeutenden ethischen Krafteinsatzes, der dem Beschauer immer hohe Achtung abnötigen muß, ein Ableiter des Lebens, also im höheren Sinne unfruchtbar. Er reißt nicht neue Aspekte aus den Tiefen des Lebensstromes herauf; er erhält sich auf ihm nur gerade in der Schwebe. Er darf nichts wagen, weil jede leidenschaftliche Verwicklung seine mühsam getragene Existenz aufs Spiel setzen würde. Ein großer Künstler aber, einer, der die allen Großen anhaftende Eigenschaft des Propheten, des vates besitzt, ist immer ein Abenteurer, ein Spieler, einer, der nicht der Erhaltung, sondern der Verschwendung lebt. Daß Thomas Mann an diesem Typus keinen Teil hat, scheint mir der tiefste Grund für seine schriftstellerische, dem Geist der Klugheit vorzüglich dienende Ausdrucksform zu sein, über die Josef Ponten in seinem offenen Brief (Deutsche Rundschau, Oktoberheft 1924) und M. Schneider in seinem Buche über Josef Ponten sich ebenso einsichtig wie entschieden geäußert haben.

Thomas Manns Kunst ist sittliche Selbsterhaltung; sie ist weniger Appell als vielmehr Bekenntnis. Und Bekenntnis liegt auch seinen Abhandlungen zugrunde, in denen er die Grenze zwischen Kultur und Zivilisation, zwischen deutscher und romanischer Art zieht; ein Bekenntnis freilich, das Tatsache und Sehnsucht, Erfülltes und Unerfüllbares zugleich in sich beschließt. Denn Thomas Mann ist überall beides. Es ist aber bemerkenswert, daß heute, da die Idee des Internationalismus sich tiefer als jemals vorher in deutschen Geistern eingenistet hat, zugleich die Besinnung auf deutsche Art stärker als früher sich ausprägt. Die Kunstform des Expressionismus ist ja schließlich der germanischen Kunst in ihren Grundbedingungen durchaus verwandt, und unsere junge Kunst hat denn auch nach einer Zeit westlicher Orientierung, wie sie der Impressionismus und Naturalismus mit sich brachte, nach Form und Inhalt ganz deutsche Züge. Kein Dichter der Gegenwart hat sich um die Klärung und Scheidung deutscher Art von fremder Beimischung so bemüht wie Wilhelm Schäfer. Er ist ein Erzähler großen Formates, der, wie neben ihm nur Hans Franck, das Wesen der Anekdote erkannt hat und ihre Technik künstlerisch beherrscht. Sein Satz besitzt den festen, klarfügigen Rhythmus älterer deutscher Prosa; sein Wort umgreift sicher die Anschauung, und sein Geist hat die Besinnlichkeit, die immer deutscher Prosa eigen war. Aber Wilhelm Schäfer ist mehr als ein Künstler. Er ist eine Persönlichkeit. Eine deutsche Persönlichkeit. Der Deutsche hat einen Zug ins Lehrhafte, oder höher gestellt, ins Bildnerische. Und dahin geht Schäfers letzte Sehnsucht: sein Volk zu bilden; die großen Kulturgüter und -anlagen, die in ihm liegen, ins Bewußtsein und die Tat zu heben. Für

sein Volk schreibt er, der in seinem Pestalozzibuch die Bildungs- und Glaubensfragen des deutschen Menschen in einem Spiegel aufgefangen hat, seine „Bücher von der deutschen Seele“, ihm hält er seine Reden vom „deutschen Gott“. Deutsche Art ist verdorben mit lateinischem Wesen; deutsche Religion mit undeutschem Christentum, deutsche Kunst leidet unter fremdem Zwang. Aus der Vergangenheit, der germanischen Vorzeit, der Mystik, der Gotik, aus dem deutschen Erzählungsstil, aus deutscher Geschichte, aus allen von ihm tief verständnisvoll und dabei eiferlos erschlossenen Gründen deutschen Wesens baut er sein Bild von der deutschen Seele und ruft sein Willen in eine Zeit, die, ob zwar entartet, wieder ursprüngliche Regungen fühlt. Und wie der deutsche Mensch als der faustische Mensch sich immer in einem Spannungszustand zwischen Himmel und Erde gefühlt hat und sein sittliches Ziel darin sah, sich tapfer zu dieser Ordnung zu bekennen, so herrscht Heidentum, leidenschaftliches Heldentum auch in Schäfers Menschen. Keine Erzählung, in der nicht Ordnung und Chaos der Welt im Hintergrunde auf Entscheidung warteten; keine, die nicht den Leser mit dem Zwang eigener Entscheidung entließen. Das ist das eminent Moderne dieser epischen Kunst, jene Eigenschaft, die Hanns Johst, auf das junge Drama angewandt, den metaphysischen fünften Akt genannt hat: das Fortspielen des Vorganges von der Bühne in den Geist des Zuschauers; allgemeiner gesagt: die Einbeziehung des Lesers in die Problematik des Vorganges. Niemals in der Kunst des Naturalismus mußte dem nichtschöpferischen Menschen das Bewußtsein kommen: tua res agitur. Höchstens erhob man sich zum sozialen Mitleid. Heute ist auch in der distanziertesten Kunst, der Epik, die Idee zwingend jedem zur Entscheidung gestellt; denn es geht nie um Einzelfälle, sondern alle Einzelung, auf die die Kunst als Gestaltung und Verdichtung immer angewiesen ist, meint Allgemeines und Umfassendes, letzte Fragen des Menschen als eines Mitgliedes seines Volkes oder gar als Mensch schlechthin.

Kritik an Kultur und Zivilisation der Gegenwart ist Thomas Manns und Schäfers eigentümliche Bedeutung; Schäfer greift darin tiefer und weiter. Ihm als dem eigentlichen Dichter liegen die Grundbedingungen kulturellen Lebens näher als dem ihnen irgendwie entrückten klugen Schriftsteller. Deshalb hat Schäfers Wort mehr Stoßkraft; denn es ist blutvoller. Es trägt alte Güter in sich. In solchem Verstehen haben Gerhart Hauptmann und Jakob Wassermann neben jenen beiden ihren Platz. Hauptmann freilich hat sich niemals auf eine bestimmte Zeit festgelegt, wie er überhaupt die komplizierteste Erscheinung unserer neuen Literatur ist. Schon in seiner Frühzeit mischen sich romantische und naturalistische Züge zu wechselndem künstlerischen Ausdruck. Später treten klassizistische hinzu, bis neuerlich ein Hang zum romantisch-exotischen Mystizismus alleinherrschend zu werden schien. Da wieder trat er mit seinem Roman „Die Insel der Großen Mutter oder das Wunder von Ile des Dames“ (Berlin, S. Fischer) hervor, in dem in scheinbar interesselosem Spiel brennende Gegenwartsfragen kultureller und zivilisatorischer Art behandelt sind. Immer hat Gerhart Hauptmann überrascht; stofflich und ebenso nach der Seite der Leistung. Neben Werken so großen Formates wie „Emanuel Quint“ und „Der Ketzer von Soana“ hat er so schwache Arbeiten wie „Atlantis“ und „Anna“ geschrieben; auf den Sensationsroman „Phantom“ ließ er sein neuestes Werk folgen. Er ist unberechenbar, wie die Zeit, die er verkörpert, unberechenbar ist. Denn er ist ein Übergangstypus. Er lebt und erlebt gebrochen. Von der alten Tradition des Naturalismus trennt ihn seine romantische Art, die der Gegenwart in manchem entgegenkommt; und doch ist er nicht jung genug, um die Fragestellung der Jugend begreifen und leidenschaftlich auskämpfen zu können. Das trifft ganz auf seinen neuesten Roman zu. Religion, Natur, Mann, Weib, das sind Motive, die von unserer literarischen Jugend vorzüglich behandelt werden. Und Hauptmann selbst hat sie oft genug dargestellt. Aber er versteht unter Religion etwas anderes als jene. Ihm ist es um Religion als gewordene Übereinkunft, als das tabu einer Volksgemeinschaft zu tun; jenen ist sie Anfang und Ende ihres Wesens. Natur ist für ihn eine Schönheitsfülle, ein Quellwunder — mehr also, als sie dem Naturalismus sein konnte. Jenen bedeutet sie die Urmutter, die Gebärerin, nicht Schönheit, nicht Häßlichkeit, nicht Wunder und nicht Alltag, sondern eine unermeßliche, unbegreifliche, aber furchtbar wirkliche Daseinsmacht. Mann und Weib, Hauptmann behandelt sie nach dem Stande der sozialen oder kulturellen Gegebenheiten; Matriarchat und Patriarchat sind die letzten Fixierungen,

bis zu denen er das Problem verfolgt. Jenen aber bedeutet dies Problem die Frage nach dem Menschen an sich; nach seiner intellektuellen und instinkthaften, seiner geistigen und erdhaften Zwieform; nach unglücklichem Zustand und glückvoller Möglichkeit. Deshalb liest man Hauptmanns Roman, der überdies eine seltsam zurechtgebogene, fatal amüsante Voraussetzung besitzt — hundert schiffbrüchige Damen und ein Knabe landen auf einer unbewohnten Insel — mit neugierigem Interesse. Man genießt die klugen Ausführungen der Hauptmannschen Menschen, ihre Tatkraft, ihre reizvollen Eigenarten ebenso gern wie den Anblick der mit großer Anschauungskraft vorgestellten herrlichen Landschaft. Man erkennt die Sicherheit, mit der weibliche und männliche Lebensführung gegenübergestellt sind. Aber schließlich kann man die Frage nach dem Weshalb nicht überhören. Im „Ketzer von Soana" steckte die Freiheit vollentfalteter Lebenskraft. Sie zwang zu eignem Bekenntnis. Das fehlt dem neuen Roman. Die Behandlung des Stoffes mag überzeugen; Schönheiten zum Verweilen auffordern. Der Atem aber bleibt ruhig; denn die brennenden Fragen, die Geist und Seele bewegen, bleiben unangerührt. Auch dieser Roman ist im ganzen genommen, wie Hauptmanns Werke epischen und dramatischen Charakters zumeist es sind, statischer Natur, wobei die Bewegungsfreiheit der einzelnen Glieder durchaus zu ihrem Recht kommen kann. Wichtig ist nur, daß Rahmen und Fläche, innerhalb deren die Bewegung sich musikalisch bestimmt vollzieht, starr bleiben. Ganz entgegengesetzt liegt der Fall dagegen in der Epik neuer Geisteshaltung. Sie kennt nicht die Fläche, sondern nur den Raum; die Bewegung im Raum aber wird vom Rahmen der Kunstform nicht aufgehalten; sie biegt vielmehr als neue Bewegungsrichtung um, sammelt ihre Extensivitäten zu höherer Intensivität, und die durch solche Konzentration der inneren Spannungsmomente erzielte Kurve ist das, was wir im neuen Roman Formrahmen zu nennen haben.

Unter allen Kritikern unseres gegenwärtigen Lebens- und Geisteszustandes hat Jakob Wassermann die schärfsten Augen; er auch ist am weitesten in die Fragen nach der Umstellung des Geistes vorgedrungen. Er hat nie die Bahnen des alten deutschen Realismus verlassen; naturalistische Merkmale sucht man in seiner Prosa vergebens. Aber seine psychologische Darstellungskraft, sein Verständnis für seelische Entfaltung und die Ausschöpfung innerer Vorgänge ist im Lauf seiner künstlerischen Entwicklung beträchtlich verfeinert. Es hat sich auf diese Weise eine deutliche Verschiebung des Stofflichen ins Psychologische eingestellt; der Mensch hat immer mehr die Umgebung zurückgedrängt; das innere Leben interessiert den Künstler in steigendem Maße mehr als das äußere. Das machte ihn besonders geeignet, die Krisis mitzuerleben, die, vom Geist des Menschen ausgehend, die ganze Zeit alsbald ergriff. Hinzukam, daß jedes Geschehen für Wassermann Schicksalsgesetz war. Er erkannte — nicht so Th. Mann oder G. Hauptmann — das Obwalten eines unbegreiflichen Willens im Leben des Menschen und im Ablauf der Zeiten an; und so auf Bejahung leitender geistiger Mächte eingestellt, mußten ihm Veränderungen des Lebens und der Menschen nicht als Entgleisungen, sondern als Gesetzmäßigkeiten vorkommen, denen man sich nicht entziehen kann. Schließlich aber ist ihm als Juden die Fähigkeit in hohem Maße eigen, sich neuen geistigen Bewegungen hinzugeben und in sie sich vertiefend ihre Orientierung für sich aufzunehmen.

1915 erschien Wassermanns Roman „Das Gänsemännchen", ein Werk, groß angelegt im Thema und in überlegenem Stil durchgeführt. Nur wenig stören Unwahrscheinlichkeiten in einigen Charakterzeichnungen. Der Roman besitzt Leidenschaft — wenn er auch nicht das geniale Ungestüm von Romain Rollands „Johann Christoph" erreicht — und konnte, wiederum mit jener Einschränkung, deutschem Wesen zum Spiegel wohl dienen. Man durfte ihn als Wassermanns reifstes Werk begrüßen. Darauf erschien 1919 „Christian Wahnschaffe". Eine tiefe Kluft trennt ihn von jenem Roman. Eine Lebensform ist inzwischen zerbrochen. Ein neuer Geist ist aufgestanden. Eine Auflehnung gegen den Materialismus und Psychologismus, die allmächtig zu herrschen schienen, war plötzlich erfolgt. Es war, als habe Geist und Seele, die nur als Funktionen geduldet, als kausal gebunden erachtet wurden, gegen die unwürdige Fron, in der sie lagen, revoltiert. Der Geist wünschte sich sein Leben selbst zu bestimmen. Die Freiheit des Willens, die Freiheit der Persönlichkeit, die Freiheit des Menschen verband sich mit seinem Bewußtsein für seine Würde. Würde ist nicht durch äußere Lebensbedingungen bestimmt, wie materialistische Begriffs-

prägung es glauben machte. Würde, Recht auf menschenwürdige Behandlung besitzt jedes menschliche Wesen; auch das verworfene. Denn — Leonhard Frank griff Rousseausche Ideen programmatisch zurechtgeschnitten auf — „der Mensch ist gut". Dostojewskis großer Geist zuckte über die Bewegungen freudig williger Menschenfreundschaft, auf Ströme des Mitleids und manche verlogene Gebärde sentimentaler Humanität. Jeder Mensch wurde schicksalmäßig dem andern gleichbedeutend, jeder war gleich wichtig. Hatte man bisher den psychologischen Sonderfall raffiniert und virtuos behandelt, so gefiel man sich jetzt im Alltag. Aber man ergriff das Problem tiefer. Nicht die seelische Einzelform interessierte; man suchte zum allmenschlichen Kern, zum Absoluten, ja zu der metaphysischen Verankerung aller Erscheinung vorzustoßen. Der Wille nach Reinigung, nach Reinheit ging durch die Geister, und das Leben, das eben noch eine Angelegenheit des Geschmackes zu sein schien, ist plötzlich zu einer erschütternden Bewegung unermeßlicher Vielheit geworden. Rauschende Kraftströme stürzen von allen Seiten dem geöffneten Geist entgegen. Die Vereinsamung des genießenden, des romantischen Menschen ist aufgehoben. Walt Whitmans Hymnen auf das riesige Leben, das in jedem Geschöpf sich beweist, strömen jetzt über ganz Europa. Verhaeren greift die Melodie auf und fügt ihr, der durch das europäische Leid des Überintellektualismus, der Skepsis und der Gemütshärte gegangen ist, Töne des Schmerzes, des ungläubigen Staunens bei. Dehmels Stimme, die bisher nur wenige hörten, sein Aufruf zu Menschenstolz und Würde der Persönlichkeit vereinigt sich mit ihnen. Massengefühle und Gefühlsaristokratie, äußerster Abschluß des Einzelnen und Persönlichkeitshysterie, gläubige Verehrung des Lebens als einer Unsumme von Kräften und sittlichen Aufgaben und skeptische Abkehr von neuen Forderungen des Geistes, russische Gefühls- und Tatdämonie und französische Ironisierung, heiße Gottgläubigkeit und frecher Zynismus, alles taucht plötzlich aus den zu lange unter normalisierendem Zwang gehaltenen Gründen der Seele auf. Aus diesem Erlebnis, das ihn offenbar jahrelang gefangen hielt und, wie er es in seiner Novelle „Der unbekannte Gast" im ersten Bande des „Wendekreises" bekennt, ihn unfruchtbar machte, entstand der Roman „Christian Wahnschaffe", der schwach gebildet ist, aber physiognomischen Wert besitzt. Und dann folgt in kurzer Frist Band auf Band, alle dem Menschenschicksal als einem Zeittypus, nicht als einer persönlichen Angelegenheit dienend. Überall sind Menschen, die leiden; überall klopft die Aorta des Lebens; überall vollzieht sich Ungeheures.

Plötzlich also hat Wassermanns Schaffen eine riesige Stoffzufuhr erfahren. Wie Werfel in seiner Lyrik die Revolution unseres Geistes und das große, verwickelte Widerspiel geistiger und seelischer Kräfte festgehalten hat, so ist Wassermanns Epik ein getreues Bild der inneren Nöte, in die ein großes inneres und äußeres Geschehen die Menschen setzte. Jetzt aber treten die Vorzüge und Nachteile, die Wassermann immer besaß, viel deutlicher in die Erscheinung. Ihm ist immer die Gestaltung jener Frauen gelungen, die er als „musikhaft" bezeichnet hat. Alles Dämonische, Ideenverbissene, Hartbestimmte hat sich seiner Bildungskraft entzogen. Seelisch verwickelte Menschen, halbe Helden, die an sich mehr als am Leben leiden, hat er oft und sicher durchgebildet. Sein Daniel Nothafft, sein Oberlin und die Gestalt Fabers in seinem letzten Werk „Faber oder die verlorenen Jahre" (Berlin, S. Fischer) sind in allen Blickrichtungen lebendig. Sein Versuch aber, die grauenhaften Nachkriegsjahre in dem Gierdämon Ulrike Woytech zu gestalten, ist ganz mißglückt. Statt Menschen, die symbolhaftes Schicksal zu leben hätten, bietet der Dichter eine ungesichtige Idee, eine Abstraktion, deren Wirkung auf ihre Umwelt aller seelischen und geistigen Wahrscheinlichkeit zuwiderläuft. Erst im „Faber" hat Wassermann sich wieder so weit zu sich gefunden, daß er die Allgemeingültigkeit seines Lebensbildes nicht in allgemeingültige Idee, sondern in symbolhafte Einzelgestaltung formt. Der Künstler hat dem Schriftsteller, der sinnliche Mensch dem intellektuellen den Rang abgelaufen. Dabei ist Wassermann, der immer nach den musikalischen Gesetzen der Fuge arbeitet, formal in den Stoffkreis seiner früheren Zeit zurückgegangen. Faber zwischen Martina und Fides steht der Gestalt Nothaffts, um den Gertrud und Lenore gruppiert sind, ganz nahe. Aber alle Bedingungen, unter denen diese Menschen zusammenkommen, sind geändert. Faber kommt nach sieben Kriegsjahren zu seiner Frau, die inzwischen ein selbständiges Leben zu führen sich gewöhnt hat, zurück. Alte, als unlösbar erachtete Gefühlsbedingungen sind gefallen, da beide

sich verschieden entwickelt haben. Der Mann, Typus deutschen Geistes, trotzig, in sich gekehrt, schwer bewegt, der lichten Ergänzung bedürftig. Die Frau eine jener „musikhaften" Frauen Wassermanns; der Typus deutscher Seele in einer anderen Form. Beide gehören als Polaritäten in ein ideales Ganze, als das der deutsche Geist, schwer an sich tragend und doch gelöst in Musik, dem Dichter erscheint, wie denn seine beiden Menschen, ihre Umstellung in neuer, freiwilliger Trennung erwartend, sich zu neuer Einheit verbinden werden.

Es ist der Geist einer neuen Lebensform, der dieses Buch zu einem Manifest der Gegenwart macht. Freilich wird man eins darin vermissen, das die Größe des Gegenstandes sinnlich erst fühlbar gemacht hätte. Es ist nicht mit der Spannung des Geistes geschrieben, oder ins Dichterische übersetzt, es besitzt nicht den heißen, männlichen, barock bewegten Rhythmus, in dem heftiges Erleben sich uns äußert. Das Motiv des Romans kann an den Künstler nur als Erkenntnis, nicht im Erlebniszwang herangetreten sein; er fühlte sich ein, aber es traf ihn der Gegenstand nicht aus den Gründen seiner Seele. Das ist kein Werturteil. Es ist nur die Begründung dafür, daß zwischen Wassermanns Roman, dem beherrschten, rhythmisch weich und klingend fließenden, und der wild sich aufreckenden, hämmernden, jagenden und heiß durchbluteten Prosa der jungen Dichter ein großer Unterschied festzustellen ist. Wassermann bleibt schließlich als Dichter immer von der Ebene seiner Wirklichkeiten entfernt. Es gibt da ein Außen des Geschehens und ein Innen des Bewußtseins. Beim jungen Künstler dagegen rückt diese Außenform des Lebens in die Anschauungsform des Geistes hinein, vielmehr, sie wird von dem sie erschaffenden Geist mit allen Attributen belassen, die der Geist des Dichters selbst besitzt. Jene äußere Geschehensform dagegen sucht ihre Herkunft zu verleugnen, indem sie Wirklichkeitsillusion anstrebt.

Damit aber diese Verschiebung des Wirklichkeitsbegriffes vor sich gehen konnte, bedurfte es tiefer Veränderungen in der Geisteshaltung der Zeit. Mit dem Durchbruch des neuen Menschenbewußtseins, wie es oben dargestellt ist, ging eine Besinnung des Geistes auf seine Machtstellung der äußeren Wirklichkeit gegenüber Hand in Hand. Hatte bisher der Geist sich seine Aufgaben und Probleme von den ihm übergeordnet erscheinenden Gegebenheiten der Natur, der Gesellschaft usw. vorschreiben lassen, so ergreift er jetzt diese Stofflichkeiten als bloße Bausteine zu einem Gebäude nach eigenen Anschauungs- und Erscheinungsformen. Es entsteht in der Dichtung und der bildenden Kunst eine Autonomie des Geistes, die in Otto Flakes „Stadt des Hirns" einen ganz unzulänglichen, in anderen Prosaschriften dagegen typischen Ausdruck fand. Und in der Tat bildet diese Freiheit und Vorherrschaft des Geistigen über das Stoffliche, diese Selbständigkeit des dichterischen Bewußtseins gegenüber den normalen Daseinsformen der Außenwelt und ihren Naturgesetzlichkeiten das entscheidende Kriterium für die junge Kunst, so sehr sich im einzelnen die besonderen Arten dieser Geistigkeit voneinander unterscheiden mögen. Wenn aber Gustav Sack, dessen glühendes Leben eine rumänische Kugel auslöschte, mit der wilden Leidenschaftlichkeit seines Denkens an die letzten Lebensfragen geht und, hamletischen Wesens, denkend sich die Kraft zum naiven Leben verdorrt, so daß weder das Philosophieren noch der Erlebnisrausch ihm Genüge geben können — seine Romane „Der verbummelte Student" und „Ein Namenloser" sind die Wegzeichen dieses Erkenntnisganges — so erleidet er ein Schicksal, das allen seinen Geistesgefährten droht. Denn das Problem lautet nicht einfach, wie baut der Geist sich aus toter äußerer Stofflichkeit sein Eigenreich, sondern es verwickelt sich zu der Doppelfrage, wie baut der lebendige Geist aus und mit der lebendigen Natur ein neues Reich. Nicht allein der Geist hat ein neues Leben in einer neuen Zeit begonnen. Auch die Natur gilt uns heute nicht mehr als mechanisch bewegtes Ganze. Auch sie ist uns durchgeistet, von großen Kräften eigener Wesensbestimmung durchzogen. Sie ist Gott, wie unser Geist den Ursprung aus Gott in sich trägt. Aber die Natur ist rein und ihres Wesens gewiß geblieben; der menschliche Geist dagegen hat sich oft weit von seiner Quelle entfernt, ist unlauter und richtungslos geworden. Nur der trifft die metaphysische Einheit der Welt, wer Geist und Natur, Himmel und Erde in gleicher Betonung, in gleicher Gefühlskraft als beglückende Spannung in sich trägt. Sein Geist wird dann nicht ins Destruktive abirren, sein Gefühl wird nicht ins Stoffliche sich verstocken. Diesen neuen Zustand aber, diesen Synthetismus — Hans Franck hat das Wort geprägt — kennzeichnet die Vergeistigung des

Äußeren, der natürlichen Gegebenheit und zugleich die blutvolle Beseelung des Geistes. Diese Einheit wird nie Dauerzustand sein; sie ist letzte Erlebnishöhe, aber dem Deutschen, dessen Wesen immer die Spannung, der Rhythmus, die Bewegung ist, eher ein Ideal als eine erreichte Wirklichkeit. Seine Sehnsucht treibt ihn dahin; die Zeit schaut ihm entgegen; der einzelne erlebt sie in gesegneten Augenblicken. Lebensform ist sie uns noch nicht geworden. Daher besitzt unsere junge Epik, die sich um diese Kernfrage des jungen Geistes sammelt, jenes Maß von leidenschaftlicher Bewegung im Satzrhythmus, jene motorische Kraft des Verbums, unter Abblassung des Nomens, jene Ausdrucksfülle, d. h. jene Beseeltheit des dichterischen Bildes. Es gibt für den jungen Epiker, bis auf ganz seltene Ausnahmen, die den allgemeinen Zustand schon überwunden haben, keine menschliche Objektivität dem Stoff gegenüber mehr; nur als Künstler hält er Distanz zu ihm. So hat Wilhelm Schäfer recht, wenn er einmal das Wesen deutscher Epik als „Chronik der Leidenschaft" bezeichnet, und man erkennt, wie deutsch und wie verwandt großer deutscher Epik — einem Wolfram von Eschenbach, einem Grimmelshausen — unsere junge Prosa in ihrer menschlich-dichterischen Erscheinungsform ist. Es geht immer um die letzten Dinge, ob der eine seinen Parzival und der andere seinen Simplizissimus in die Welt schickt. Und da es sich um die Unendlichkeit handelt, muß notwendig die Form der literarischen Erscheinung eine barocke sein; und so gehört der Spinoza- und Parazelsusroman E. G. Kolbenheyers oder einer der dämonischen Romane Hermann Stehrs mit jenen früheren in eine Reihe. Denn deutsches Wesen ist, wenn es ganz auf sich selbst steht, immer barock, wenn man das Wort nicht als zeitliche Stilform, sondern als allgemeine geistige Ausdrucksform begreift.

Besessenheit hat den Künstler ergriffen. Nicht um kühle Analyse geht es. Alle Kräfte des Geistes und Gemütes sind in Aufruhr, sich zu einer neuen Lebensform zu synthetisieren. Rauschkunst hat man die expressionistische Prosa anfangs genannt und dabei hauptsächlich Heinrich Manns Romankunst ins Auge gefaßt. Aber der Rausch, der diese Werke werden ließ, hat mit dionysischer barocker Berauschtheit kaum etwas gemein. Gerade an diesem Beispiel erkennt man, wieviel Gehirnarbeit in der jungen Kunst zutage tritt und wie oft künstlerisches Programm künstlerische Leistung ersetzt. Im ganzen schreibt auch Heinrich Mann wie sein Bruder Zeitkritik; billiger zwar, leidenschaftlicher; bösartig oft und nicht frei von Pose. Aber die Hitze, in die er gerät, ist doch nur Erhitzung eines von Ideen besessenen Schriftstellers. Dichterische Zeugungsglut schlägt einem nirgends entgegen; das Erleben ist — die Novelle „Pippo Spano" ist dafür reinstes Bekenntnis — nicht bis ins Blut, bis an die Wurzeln des Menschentums gelangt. Sie ist vorzeitig im Netz des Denkens aufgefangen. Daher auch besitzt der Rhythmus der Sätze Heinrich Manns nicht die überzeugende Naturkraft dichterischer Sprache, deshalb überwiegt der Eindruck des Artistischen. Heinrich Mann hat keinen Lebensglauben; deshalb findet er nicht die Kraft zu neuer Lebensform. Er bleibt in der Kritik hängen und reicht nicht in die Gestaltung. Wie wenig kann im Vergleich mit ihm ein junger Dichter wie O. F. Wienert. Aber er überwindet plötzlich die Schärfe der Kritik und baut menschlichem Heldentum, menschlicher Erneuerung einen Tempel, in dem Worte und Rhythmen wie inbrünstige Gebete zum Himmel steigen.

Rausch gilt Heinrich Mann vielfach erotischer Potenz gleich. Ganz in erotische Kraftmeierei hat Kasimir Edschmid Leidenschaft verkehrt. Dabei hatte Edschmid Echtes zu sagen. Whitmans Geist hat ihn befruchtet. Das Leben, das vielfältige, wilde, alle Energie des Menschen heraufrufende Leben ist sein großes Anfangsthema gewesen. Der Impressionismus und Naturalismus kannte nicht diesen Einsatz aller Kräfte, dies Abenteuertum Leibes und des Geistes. Man hat die hohe Tourenzahl, mit der in Dichtungen dieser Art das Leben lief, wohl Amerikanismus genannt. Mit Recht; denn mit der Erfassung höchstgespannten Lebensrhythmus kam man in einen psychologielosen Pragmatismus, der amerikanisches Wesen immer gekennzeichnet hat. Das Leben ist des Lebens höchstes Ziel; nur der gesamte Krafteinsatz kann dem Menschen den gesamten Genuß gewähren. Gustav Sack mußte am Schluß des „Namenlosen" sagen: „Das Denken ist Stückwerk und Dunst und ewige Gefahr . . . Bild und Körper, das ist's, und die goldene Ruh." Das war die Resignation eines, der sich denkend um seine Lebensenergie gebracht hatte und nach klassischer Harmonie verlangt. Jetzt ist das Leben wieder Wagnis für den gesammelten Menschen. Arthur Rimbaud wird Vorbild; eine Saat von Abenteuerromanen schießt auf.

Kulturmüde Europäer, wie der Norweger Olaf Aslagsson, genesen zur großen Einheit von Natur und Geist im täglichen Umgang mit riesiger Urnatur Amerikas. Aber auch hier liegt Wahrheit und Pose nahe beisammen. Edschmid meint das Richtige, wenn er gegen den blutarmen, dekorativen Geistexpressionismus mancher Literaten sein Wort erhebt. Aber seine Vitalität ist um nichts besser als jene Geistequilibristik. Denn er läßt sein Blut rauschen; es rauscht nicht in ihm. Sein Stil, gesättigt mit Anschauung, seine Sätze, die dem Sprunge wilder Tiere gleichen, der Rhythmus seiner Prosa sind doch nur scheinbar organischer Natur; je mehr man sie auf sich wirken läßt, um so mehr verstärkt sich der Eindruck technischen Virtuosentums. Was René Schickele, Edschmids älterer Freund, dank seiner gallischen Sinnlichkeit und Geschmeidigkeit immer vermieden hat, jenen nüchternen Rausch gekonnten Stiles, dem ist Edschmid im Laufe seiner Entwicklung durchaus verfallen. Die Betonung der künstlerischen Technik, der Wert, den im Gegensatz zur früheren Zeit die Gegenwart auf die äußere Form des Werkes legt — Dichtung und Bildkunst begegnen sich auch darin — muß notwendigerweise Erscheinungen wie die eben aufgeführten zeigen. Nie aber rächt sich die Technisierung der Kunst mehr als in einem Augenblick, da menschliche Werte von der Kunst in stärkerem Maße als Jahrzehnte früher gefordert werden. Wahrhaftigkeit aber im Ethos wird im Kunstwerk nicht anders denn in der Wahrhaftigkeit des Ausdrucks wirksam. Carl Sternheim griff einmal der Zeit ins Herz, wenn er in der „Chronik von des zwanzigsten Jahrhunderts Beginn" den Bourgeois in seiner satten Faulheit und Verlogenheit dem Gelächter preisgab. Und die Schärfe des Geistes und die Schnittigkeit des Wortes waren glaubwürdig und förderten den Eindruck der Leidenschaft, mit der scheinbar Großes entthront und Kleines bedeutend gemacht wurde. Menschlichkeit war das Absolute, auf das diese Darstellung es absah; apodiktisch gültige Menschlichkeit, in apodiktischer Satzform vorgetragen. Aber die Form, die einmal zwanghaft entstanden sein mochte, mußte, sobald die Routine sich ihrer bemächtigte, ihre Wirksamkeit verlieren. Dienst an der Sache wandelte sich zu snobistischer Eitelkeit. Echte Leidenschaftlichkeit, barocke Formgebung und den Willen, in die purpurnen Tiefen allmenschlichen Gefühls zu kommen, dorthin, wohin die Freude nicht reicht, wo der Wahnsinn und die Todeswollust lauern, diese starken Zeichen einer großen dichterischen Begabung können nur die wenigen Novellen und Erzählungen aufweisen, die Georg Heym uns hinterlassen hat. Je deutlicher die Züge moderner Dichtung sich entwickeln und je mehr sich menschlich Echtes von bloßer Haltung unterscheidet, um so tiefer prägt sich einem die Ausnahmeerscheinung dieses frühvollendeten schlesischen Dichters ein als eines Menschen, der, ähnlich Gustav Sack, die Zerrissenheit des Weltzustandes verzweiflungsvoll erlebte, ohne, wie Georg Trakl und Wilhelm Lehmbrück, in den tödlichen Strudel mit hineingerissen zu werden. Die ekstatische Rhythmik seines Satzes und die typisierende Art seiner Anschauung ruft einem immer wieder van Goghs bildkünstlerischen Ausdruck ins Gedächtnis, dessen Wollen und Schicksal ja einer ganzen Zeit ihr Merkmal gegeben hat.

Georg Heyms dichterische Gesichte lösen sich häufig schon merklich von dem, was wir als äußerliche Wirklichkeit benennen, ab. Wie Kokoschka als Maler das Modell mit der angsterfüllten Wirrnis seiner Linien porträtmäßig oft unerkennbar macht, so reißt die Leidenschaft des jungen Menschen, dem die Fruchtbarkeit seiner Vorstellungskraft die Augen mit Visionen erfüllt, die äußere Tatsächlichkeit in den Wirbel seines inneren Sehens, und der Künstler entläßt sie als ein Gebilde, das seine Formgesetze, die Begründung seiner Erscheinungsart in sich, letztlich also in der künstlerischen Subjektivität trägt. Dieser Persönlichkeitsausdruck der jungen Kunst aber ist grundverschieden von dem früher gekennzeichneten Subjektivismus; denn jener ist die persönliche Gestaltung eines tiefmenschlichen und daher allgemein erlebbaren Vorganges, während dieser in Thema und Behandlung gleich entfernt vom allgemeinen Verständnis bleibt. Überall, wo die junge Kunst, insbesondere die Epik und die Malerei, echt und unabsichtlich auftritt, ist sie eine Angelegenheit des Volkes, der Volks- und Blutgemeinschaft, die mit dem Dichter gleiches Vorstellungsgut besitzt. International aber gebärdet sich nur das Erzeugnis, das einem Verstandesproblem entsprossen ist; und da der Verstand nicht gestalten, sondern nur zerlegen kann, ist ein internationales Kunstwerk ein Paradoxon. Wie denn jeder Verständige weiß, daß bestimmte Kunstcharaktere nur bestimmte Aufnahmekreise finden. Allein unserer charakter-

schwächenden Bildung ist es zuzuschreiben, daß wir auch andere als die unserer deutschen Art gleichlautenden Kunstsprachen verstehen. Sprechen aber lernen wir sie — wir als Volksgemeinschaft zu verstehen — nie. Praktisch gesprochen: Gottfried Keller muß einem Franzosen so unverständlich bleiben wie ihm Shakespeare unverstanden blieb (man denke an Voltaires Urteil!), und der Deutsche fühlt sich durch de Coster im Innersten berührt, nicht durch Anatole France oder durch den von H. Mann bevorzugten d'Annunzio.

Jene Selbstherrlichkeit des inneren Sehens aber, jene Konstituierung einer neuen Wirklichkeitsebene hat den Jungen der Epiker Karl Hauptmann zum ersten Male gezeigt. Sein „Einhart, der Lächler" hat seine Bedeutung eben darin, daß er den Brennpunkt der Darstellung von der Beziehung des Subjekts zur Außenwelt entfernt und ihn in die innere Sphäre des Menschen, in den Ausbau seiner Vorstellungs- und Gefühlswelt, in die Stärkung seiner Aktion auf die Welt, nicht seiner Reaktion auf sie, verlegt. Der Mensch, dem Werfel die Erlösung Gottes zuweist, ist der Herr der Erde: „die Welt fängt im Menschen an". Das beflügelt ihn, das tönt als Musik in seinen Ohren. Hymnisch wird die Form seiner Rede, melodisch ihr Ablauf; Rhythmik gliedert den strömenden Fluß. So mußte Klopstock wieder lebendig werden, Hölderlin und Novalis konnten wieder entdeckt werden. Große Phantasiegemälde entstehen, getragen von dem Erneuerungsethos der Gegenwart, riesig in den Ausmaßen, hart in dem Urteil über Unzulänglichkeit der sittlichen Kräfte. Große Symbole für Heilsverlangen und Erlösungsmöglichkeiten; zornige Proteste gegen Allmenschheitspredigten, da doch Bewährung und Sittigung des Einzelnen die erste Bedingung allgemeiner Erneuerung ist. Noch habe das Leben nicht seinen tiefsten Stand erreicht; Alfred Döblin malt eine furchtbare Weltzerstörungszukunft in dem Roman „Berge, Meere und Giganten", Josef Winckler reißt im „Chiliastischen Pilgerzug" die letzten Fetzen von fauligen Wunden; und Max Picard sieht im „Letzten Menschen" das Menschengeschlecht rettungslos in der Mechanik der Maschine verschwinden. Wer beten kann, der bete angesichts dieses Weltuntergangsglaubens. Religiöse Dichter, vor allem der katholische Leo Weismantel, der sich schnell aus realistischen Anfängen zu der glühenden Phantasiekunst etwa des Romans „Mari Madlen" erhob, reißen Äußeres und Inneres, beobachtete und erlebte Wirklichkeit, Wachen und Traum, Erfahrung und Vision in einen Wirbel steiler Anklage und gläubiger Heilsverkündigung. Hier ist der Punkt erreicht, wo die Expression heftiger Gesichte die unmittelbar kontrollierbare Beziehung zur Außenwelt als nebensächlich erscheinen läßt, weil hier die bildende Kraft phantasievollen Gefühls und Erlebens eigene Erscheinungsformen und Lebensgesetze geschaffen hat. So ist es verständlich, daß apokalyptische Bilder und Rhythmen in einer Epik dieses Stiles überall auftauchen. Man erkennt aber auch, wie nahe diese Kunst der Rhetorik steht, und versteht, daß so oft Grenzüberschreitungen in das Gebiet essayistischer Prosa vorkommen. So eng aber diese immer im Religiösen mündende Prophetie mit der deutschen Frömmigkeit gotischer und barocker Form, dem Wesen Meister Eckharts und Jakob Böhmes verschwistert ist, so wenig besitzt Albrecht Schaeffers kaltblütige Symbolik etwas vom Charakter unserer Gegenwart. Trotz seiner Broschüre „Kritisches pro domo", die über die Absichten des Verfassers manches Interessante aussagt, so wenig man sich auch mit der Beurteilung seiner selbst einverstanden erklären wird, trotz dieser seiner Ausführungen wird man den gestaltungsschwachen „Heliand" zwar seiner ästhetischen Stimmungsbilder wegen schätzen können, seiner mangelnden geistigen und künstlerischen Energien wegen aber als im höheren Sinne gleichgültig zu den zahllosen Schriften zurückstellen, die persönliche Angelegenheiten nur zu persönlicher Befriedigung vortragen. Dabei wird man seines Versuchs, den aus starker epischer Anschauungskraft und typisch mittelalterlich deutscher Geistigkeit wurzelecht gewachsenen Parzival Wolframs in sein eigenes mystisch-ästhetisches Christentum umzuschneiden, mit dem Bedauern gedenken, das einen immer erfüllt, wenn man beobachten muß, wie Künstler mittlerer Begabung die Grenzen ihrer Möglichkeiten allzuweit überschreiten. Schaeffers Gebiet ist die kleine Erzählung; „Gudula" ist in seiner Art ein Meisterwerk gepflegter und formbeherrschter Erzählkunst; „Elli" ist ein Roman in sieben Bildern, denen die innere Bindung fehlt; jedes gesondert gesehen entbehrt nicht seiner künstlerischer Reize und menschlicher Tiefen. Dostojewskis und Werfels Stoffkreise sind deutlich berührt. Epik aber, die das Format jenes Romans noch übersteigt,

entzieht sich der Gestaltungsmöglichkeit des Künstlers, wie übersichtlich auch der äußere Bau gegliedert sei. Zeitphysiognomisch aber kommt Schaeffers Gesamtwerk nur beiläufige Bedeutung zu.

Whitman ist aus Mitleid mit der Kreatur zum Dichter der Kameradschaft, wie er es nennt, geworden; Verhaeren, Dehmel, Werfel und vor allem Dostojewski kennen die ungeheure sittliche Kraft, die im Leiden liegt. Leiden und Mitleiden, dieses in ganz aktivem Sinne verstanden, ist für Winckler und Döblin die Voraussetzung für die Erneuerung des menschlichen Wesens. Erst wenn Geschöpf sich zu Geschöpf bekennt, kann jene „demütige Liebe“ erstehen, von der der Staretz Sossima sagt: „Sie ist eine furchtbare Kraft; sie ist die allergrößte Kraft, und ihresgleichen gibt es nicht.“ Diese Liebe aber unterscheidet sich von allem, was wir Liebe zu nennen gewohnt sind. Sie bindet nicht zwei Menschen aus Wahl oder Schicksal zusammen; sie reißt die ganze Welt in allen Erscheinungsformen ins Herz. Sie setzt die brüderliche Gesinnung des Menschen zur Erde, zur Natur, zu jeder Art Geschöpf voraus; sie bedeutet Einheitsgefühl des Einzelnen mit der Allkraft. Nur wer die unerschütterbare Glaubensgewißheit in sich trägt, daß gleiches Wesen in allem, was ist, wohnt; daß eine und dieselbe Kraft in allem Bestehenden sich Form geschaffen hat, nur der kann in diesem tiefsten Sinne lieben. Wir haben dieses Gefühl verloren. Unsere Liebe ist Trieb oder Freundschaft; nicht urhaft; nicht Gleichgestimmtheit mit dem All und dem Einzelnen; nicht Wechselbeziehung des Geistes zum Stoff, des Stoffes zum Geist; nicht Beseelung aller Lebensformen. Wir sind aus dem Zusammenhang des Lebens ausgestoßen. Wir haben den Blick für den Mittelpunkt des Lebens, für das Wesentliche verloren, weil wir an die Außenseite der Natur gerückt sind. Jahrtausende hindurch ist dieser Entfremdungsprozeß vor sich gegangen; in rasender Schnelligkeit vollzieht er sich heute, da jede Maschine, jede Städtegründung uns von Kultur — in ihrem wörtlichen Verstehen als sinnvollem, pfleglichem Wachsen — zu Zivilisation abtreibt. Immer, von Zeit zu Zeit, erhebt sich im Menschen, der sich auf seine Lage besinnt, der Ruf zur Rückkehr, zur Natur. Rousseau hat ihn erhoben und Säfte schaffender Kraft freigemacht, daß ein ganzes auf ihn folgendes Zeitalter sich das geniale nennen konnte. Heute ist die gleiche Forderung intensiver, weil aus religiöser Nötigung gestellt. In allen möglichen Formen, von einfachen Wanderbewegungen bis zu theosophischen Zirkeln, von ästhetisierendem Snobismus bis zu tiefst bedingter Zwangsläufigkeit hat diese Annäherung an die Natur, an natürliches Leben, natürliches Denken, an die Teilnahme an den Bedingungen natürlicher Existenz sich vollzogen. Der Zug aber ist unverkennbar; er ist sogar kennzeichnend für unsere Geisteshaltung und Lebensstimmung.

Zwar äußert er sich in der epischen Kunst sehr unterschiedlich. Der in sich gehaltene Mensch, der um Sinn und Ziel seines Lebens weiß, wird Natur als die eine Komponente seiner sittlichen Arbeit ansehen, deren andere der Geist ist. Voraussetzung aber ist, daß eben diese natürlichen Gegebenheiten des menschlichen Wesens in ihm lebendig geblieben sind. Er fragt nichts nach ihrem Woher; er baut sich nicht zurück in den Urgrund alles Lebens. Ihm ist es um die Verwirklichung seines sittlichen Zieles zu tun, um die Ausgleichung der Spannung, die zwischen Erde und Geist in seiner Seele besteht. Er, dem beide, Natur und Geist, wirkende Gegenwart sind, sucht seine Erlebnisform in ihrer innigen Bindung, die mehr ist als die bloße Zusammenfügung beider. Sein Leben rückt auf eine höhere Ebene, in der das Natürliche geistige Besinnung, das Geistige Sättigung und Form vom Natürlichen empfängt. So wird Leben zum dauernd auszutragenden sittlichen Kampf gegen die getrennte Doppelgesichtigkeit der menschlichen Seele; und nur, wer die beiden Gegenkräfte in diesem Spannungsaustrag wirkungsstark und gesund hält, kann der Aufgabe, die in der Tat die große Kulturaufgabe darstellt, gerecht werden. Man sieht, das Ziel liegt oberhalb unserer Lebensebene; es bedarf eines Fortschreitens über unsere gegebene Lebensform, es zu erreichen. Hans Franck hat, die Traditionen früherer Kunst und Lebensideale fortsetzend, in seinem gesamten Schaffen jener sittlichen Forderung Gestalt gegeben und dabei einen Organismus natürlich-geistiger Voraussetzungen gefördert, der seine Erscheinung bis in die einzelne Kunstform hinein durchsetzt. Spezifisch für seinen Menschentyp ist die Bewußtheit, in der sich die Entwicklung von der gespaltenen zur geschlossenen Existenz vollzieht. Durch diese Beleuchtung rückt der Vorgang aus dem Reich der Ur-

gewalten in die Sphäre des Willens; er bekommt dadurch eine sittliche Betonung, enträt aber schicksalhafter Bindungen. Er erhält eine metaphysische Bedeutung, die in so strenger, auf das Wesentliche gerichteter Form vorgetragen wird, wie sie neben ihm nur Wilhelm Schäfer und Wilhelm von Scholz, unter den jungen nur Franz Kafka beherrscht.

Neben der metaphysischen, von Hegels Denken gewiesenen Lösung der Frage nach der Synthetisierung der erfahrungsmäßigen Spaltung des menschlichen Wesens besteht aber noch eine andere, die man die naturphilosophische nennen könnte. Für sie hat Bergson die Begriffsbildung geschaffen. Seine „Lebensschwungkraft“ ist der geheiligte Bezirk ihrer Sehnsüchte. Sie strebt also nicht zu einer neuen Ebene der Lebensform, sie taucht zurück zu Anfängen, die einmal für alle Menschen Daseinsstand waren und ihnen in dem Maße verloren gingen, wie ihre naive Menschenart ihnen schwand. Es gab eine Zeit, da trieb der Mensch, wie heute das Leben als Ausdruck geistiger Energien, im Strom dieser Schwungkraft, dieses élan vital. Er umspülte und durchkreiste ihn. So lag ihm das Wissen um die unabänderlichen großen Gesetze natürlichen Seins, um das tiefe Wesen, den eigentlichen Sinn der Dinge — Husserl nennt dies Reich das der Phänomene — offen im Bewußtsein. Er schaute sie mit der Kraft der Intuition, die uns Menschen fortgeschrittener Zeiten nur noch in gesegneten Augenblicken überfällt, wenn das unfruchtbare formale Denken einmal ausgeschaltet ist. Die Fähigkeit des Genies, den eigentlichen Sinn der Erscheinungen und des Lebens, den göttlichen Logos, jenes Urdämonische zu erfassen, eignete damals allen. Denn alle nahmen teil an dem Kreislauf schöpferischen Lebens. Und in diesen frühen Zustand drängt es den Menschen heute ungestüm zurück. Nicht mehr fremd sein unter Fremden, Maske unter Masken. Wieder eins sein mit dem Zeugungsstrom der Welt; jene göttlichen Gewalten wieder um sich spüren, die im Grashalm so mächtig wie in der Erdgeschichte und Menschheitsentwicklung sprechen. Sich so einbetten in den Blutlauf der Natur, daß der Baum und das Tier wieder brüderlich dem Menschen werden. Das heißt dem Sinn des Daseins dienen, heißt Menschenbestimmung erfüllen. Der reine Geist als gestaltloses Denken hat uns aus diesem Paradies vertrieben. Wessen Wesen sich mit dem Lebenssinn an sich, wie er unverbildet im Natursein zutage tritt, gleiches Taktes weiß, dessen Geist kann nicht mehr in die Irre gehen. Die Natur ist also in dieser Anschauungsform nicht der Gegenpol zum Geist. Sie ist das Allumfassende, das mystisch Eine, das Ungetrennte, höchste Gestalt und höchster Willen in einem. Religiös ist von jeher deutsche Naturbetrachtung gewesen, wenn sie deutscher Art war. Und wieder beweist sich aus der wilden, leidenschaftlichen, barocken Frömmigkeit, mit der die junge Epik diesem Problem sich hingibt, wie deutsch diese neue Kunst und das neue Lebensgefühl ist.

Als blutarmer Monismus hat es schon zur Zeit der Naturalisten eingesetzt. Oberflächliches Sinnieren über naturgeistige Allideen sind, von Whitman hervorgerufen, schon bei Johannes Schlaf zu finden. Und es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade er Zolas Roman „La terre“ in der autorisierten Gesamtausgabe des Kurt Wolff-Verlages übersetzt hat, den Roman, der über den erfahrungsmäßigen Naturalismus in eine naturhafte Symbolik hinausreicht, dergestalt, daß der Übersetzer, das Werk glücklich kennzeichnend, es „Mutter Erde“ benannte. Knut Hamsun führte tiefer in das Problem, Naturseligkeit und Zivilisationsbelastung scharf kontrastierend. Das Tier wird Gegenstand der Dichtung. Man naht ihm mit verschiedener Einstellung. Rudyard Kipling ist anthropomorphisierender Literat; Sven Fleuron sieht es schon reiner in der Eigentümlichkeit tierischen Seins; Hermann Löns beobachtet es äußerlich scharf und vorurteilslos; der Norweger Olaf Aslagsson aber, jahrelang mit Tier und Steppe mehr als mit Menschen vertraut, schaut es mit der Intuitionskraft, die Wesensverwandtschaft voraussetzt. Deshalb, weil er jenes selbstverständliche, untrügliche Wissen um das Gegenständliche hat, wie es Gotthelf besaß und wie es Stifter eignete, deshalb ist er ein großer Epiker, wenngleich er nur Skizzen über seine Beobachtungen in der amerikanischen Prärie geschrieben hat. Dieser Mensch ist dort, wo der Blutkreis der Natur noch ungehemmt klopft, menschlich gesund geworden. Sein Leben hat sich dort zu einem Sinne gefunden, nachdem es — wer denkt nicht an den Helden in Werfels Roman „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“ — im unmenschlichen Europa sinnlos geworden war. Wie ihm erging es dem Polen

W. S. Reymont, der das Leben des polnischen Bauers in die Dichtung hob; er war einer unter den zahlreichen polnischen Künstlern, die der Stadt den Rücken kehrten, um im engsten Zusammenhang mit der Erde wieder Wurzel zu fassen. Man wird die „Polnischen Bauern“ immer zu nennen haben, wenn es sich darum handelt, Zeugen aufzurufen für die heiße Sehnsucht unserer Gegenwart nach Einfachheit natürlichen Seins.

Wie die Menschen der Bibel von Gott mit der Verwirrung ihrer Sprachen gestraft wurden, weil sie lästerlich und übermütig geworden waren und ihre natürliche Bestimmung, auf der Erde zu leben, vergessen hatten, so scheint die Gegenwart, die wurzellosem, gestaltlosem und daher unfruchtbarem Denken frönt, mit Wirrnis geschlagen. „Der babylonische Turm“ Pontens ist eine große Kritik der Gegenwart unter dem Gesichtswinkel unserer Naturentfernung. Und alle Werke dieses epischen Dichters, der Anschauungen und Erkenntnisse zu groß bewegten Gestalten verdichtet und Leben in Lebenssinn umsetzt, haben dies eine gemeinsam als ihren Hauptnenner: wie im Menschen sein tiefes natürliches Sein durch Oberfläche und Unverstand, Fremdheit und Abwegigkeit im eigenen und im fremden Wesen durchbricht. Und je mehr sich der Dichter in das Geheimnis dieses Vorganges vertieft, je inniger ihm die Gnade solch gesegneten Zustandes bewußt wird, desto loser flicht er sein künstlerisches Gewebe, desto klingender wird das Werk, von architektonischen zu musikalischen Baugesetzen übergehend, bis Mensch und Dichtung wie eine Blume wirkt, nicht geschaffen, sondern üppig gewachsen, nicht seiend, sondern im Dasein sich verändernd, begriffen im großen Werden, dessen Pulsschlag der Satzrhythmus klopft und dessen Bild der Bewegungsausdruck des Zeitwortes spiegelt. Und wie der Mensch und sein Leben sinnvolle Natur ist oder doch sein sollte, so ist die Landschaft, wie Ponten sie sieht, ein ausdrucksvolles, um nicht zu sagen beseeltes Gebilde. Ponten beschreibt sie nicht, er läßt sie werden, so wie Wilhelm von Scholz sie nicht abschildert, sondern in seinem kenntnisreichen Geist und seinem für alles Räumlich-Gestalthafte empfänglichen Gefühl sie zu sich selbst führt. Mensch und Landschaft sind nicht grundsätzlich geschieden; sie trennen nur Gradstufen voneinander.

Wie im Märchen mag dieses beseelende Durchdringen aller Erscheinungsformen des Lebens anmuten; denn auch im Märchen ist die Grenze des Dinges zum belebten Wesen aufgehoben. Alles ist Leben; und wer es panhaft fühlt, singt ihm den „Lobgesang des Lebens“, den Wilhelm Schmidtbonn wiederum Whitman nachsang, nur daß er, der Deutsche, das Leben weniger pragmatisch, sondern orphischer, urhafter, dämonischer faßt als der sachlichere Amerikaner. Immer steht das tiefe Gesetz natürlicher Existenz, das ein anderes ist wie das der Sitte und Gewohnheit, über den Menschen, deren Schicksal dieser epische Dichter beschreibt. Sie haben ihren unverkennbaren Lebensrhythmus, der schwerfällig zumeist stampft, aber nicht zu überhören ist. Sie sind deshalb so verzackt, so barock, wie es deutsche Menschen nur sein können, mit all den Schwierigkeiten des Gemütes belastet, die wir aus den Gestalten deutscher Dichter, der Kleist und Raabe, der Schäfer und Hans Franck, der Ponten und Stehr kennen. Und immer weiter greift der Beschreibungskreis Schmidtbonns. Stille Märchenerzählungen und wirbelnde Phantasien von seelischen Abenteuern und der Menschheitsdämmerung, Unbedeutendes und Bedeutendes, stofflich erstanden, wird sinnschwer in den Händen dieses Dichters, der nie in seiner Entfaltungsrichtung irrt, weil er sich so sicher im Schoß der großen Natur fühlt. Was Werfel nicht erfüllte, das Schicksal aller Kreatur zu erleben — nicht erfüllte, weil sein Gefühl unter dem Zwang eines wurzellosen, charakterlosen Denkens liegt, das es vom Nabelstrang der Natur abbindet — Schmidtbonn gelang es; denn ihm ist nichts Menschliches, nichts Natürliches fremd. Er weiß um die Tragik des Lebens; aber er liebt das Leben darum nicht weniger. Denn erst der schwere Druck beweist dem, der ihn aushält, seine Kraft. Seelische Kraft aber besitzt die erlebende Jugend unserer Zeit; und deshalb ist ihr Erlebniswillen, ihr Tragewillen so ungestüm. Man denkt angesichts dieser Energieäußerung in der Zeit eines Zerfalles sondergleichen und als Folgeerscheinung auf eine sybaritische Geisteshaltung wohl an das Wort Iwan Karamasoffs, der den Karamasoffschen Lebenshunger damit scharf beleuchtet: „Es steckt noch so ungeheuer viel Zentripetalkraft in unserem Planeten.“ Und kurz darauf: „Die kleinen, klebrigen Frühlingsblätter, den hohen blauen Himmel liebe ich! Hier handelt es sich nicht um Verstand, nicht um Logik, hier liebt man mit dem ganzen Innern, mit dem ganzen Eingeweide, mit dem ganzen Leibe, seine

ersten jungen Kräfte liebt man!" Man setze die heiße Spannung, mit der diese Worte gesprochen sind, etwas herab, und es steht vor einem der derbe, feste Lebenshunger, der Naturglücksüberschwang des blonden flämischen Pallieter, in dem Timmermans seine eigene unbändige Lebens- und Liebeslust, sein Gott-Naturgefühl zu prachtvoller Gestaltung verdichtet hat. Da ist ein Ausnahmefall erreicht. Ein Mensch besteht in der Fülle seiner selbst und in der Fülle des natürlichen Lebens; ein Wurzelgewächs, weit genug vom Boden entfernt, sich in der Freude seines Daseins bewegen zu können, aber doch fest genug der Erde verhaftet, deren riesige Wesenssicherheit ihn auch im Schweifen und in der Verzückung nicht entläßt. Ein Europäer, der andachtsvoll wie der alte Verhaeren vor einer Blume kniet, an deren Kelch eine Biene in der Wollust des Genusses zittert. Wenn der germanische Mensch der Natur verfällt, geht er in ihr auf. Daß er sich nicht zu ihr findet, ist sein Leid; weshalb er sich nicht zu ihr findet, Gegenstand seiner Kritik; wie er sich zu ihr finde, Gegenstand seiner gestalttreibenden Vorstellungskraft.

Immer wieder stößt die Darstellung der Lebensmächte, die in der Epik sich aussprechen, auf die schwere Krisis des europäischen Menschen; auf den Zwiespalt zwischen Fesselung in Zivilisation und Sehnsucht in die Urnatur, in der das Einzelne die Bedeutung des Alls gewinnt, weil es unmittelbar mit ihr zusammenhängt. Pansymbolismus hat Friedrich Maerker einmal das Wesen so gerichteter Kunst treffend genannt und damit diesem ganzen Lebensgefühl einen ausdrucksvollen Namen gegeben. Der Mensch sehnt sich zu der Heimat seines natürlichen Leibes und geistigen Wesens; er ist von ihr getrennt. Die Selbstverständlichkeit in seinen Beziehungen zum Naturall, das Geist und Stoff als gleichgestimmte Korrelate seiner Einheit umfaßt, ist für immer gelöst. Nur die hochgespannte Gefühlskraft seiner Seelentiefe, nur unerhörte Erschütterungen seines Wesens können die Einheit herstellen. Wahrlich eine Krisis. Wieweit steht Heinrich Manns Rauschkunst, Edschmids Berserkerpose gegen diese, alles zur Entscheidung einsetzende, aus höchster menschlicher Not geborene Revolution gegen bestehende Sinnlosigkeit. Kruste auf Kruste muß schmerzhaft von der Seele gelöst werden, damit sie in ihren Bewegungen sich frei den Rhythmen ursprünglichen Seins anschmiegen kann. Trägheiten des Geistes, der in alte Form sich verklammert hält, sind zu überwinden, Furcht vor den großen Abenteuern der Seele ist zu besiegen. Aber jeder Schritt führt weiter in jenen seligen Rausch hinein, da die äußere Wirklichkeit, bisher Logik und Gesetz in absoluter Erscheinung, durchweicht wird von den Kräften der Seele. Alles Sein wird Fluß, Bewegung, Werden, Handlung des sinngebenden Geistes. Zauberhaft nahe rückt alles natürliche Sein; brüderlich sprechen Pflanzen, Wolken und Tiere zum Menschen. Ein großes Schicksal umfängt alles Lebendige; wie sollte da der Mensch sein Teil nicht leicht und zuversichtlich tragen. Wilhelm Lehmann und Fritz Walter Bischoff, Arnold Ulitz und Friedrich Griese, so unterschiedlich ihre Einzelerscheinungen sein mögen, haben alle dies eine Lebensgefühl gemeinsam, die Heimkehr zur großen Mutter „Ur", von der getrennt zu sein wir Deutsche — leidenschaftlich bekennt Hanns Johst sich zu dieser „Begrenzung" unseres Wesens — als unsere große Passion tragen, mit der vereint zu sein auch das Opfer des Lebens uns nicht zu groß sein kann. Man kann über diese Dinge reden, wie einer, der von ihnen Kenntnis hat. Aber wer sie so anfaßt, dem wird das Wort dürr im Munde. Er gerät nicht in die Dinge hinein; er spürt nicht ihr Daseinsgesetz in sich selber. Wilhelm Lehmann sagt einmal in seiner Novelle „Der bedrängte Seraph": „Kemter verschwand in dem, was er sagte." So sind diese jungen Epiker als Dichter in dem, was sie sagen, verschwunden. Und daher trägt ihre Worte der hohe Rhythmus der Lebensbewegung, die mehr und etwas anderes ist als das nüchterne experimentell festgestellte Naturgesetz, mit dem eine frühere Generation das Geheimnis des Lebens in den Händen zu halten glaubte. Daher auch rauschen ihre Worte von lebendiger Kraft, die sie gezeugt hat, wie Muscheln von der Stimme des Meeres. Deshalb schließlich muß sich ihnen Wirklichkeit des Außern und Wirklichkeit des Innern, Sehen des Leibes und Sehen der Seele zu einer Wirklichkeit neuen, wahrhaftigen Seins zusammentun. Denn was heißt, vom Lebenskern aus geschaut, innen und außen? Alles ist Gott, Ohnegesicht, Urkraft, die im einzelnen erst Gesicht und Form erhält. Das ist die Mystik des Deutschen Jakob Böhme; und schlesischer Heimat, gleich ihm, sind die meisten der jungen Epiker, die von der neuen Lebens- und Geistesform Zeugnis ablegen.

Dieser Gott eines mystischen Alleinheitsglaubens — E. R. Curtius hat über diese religiöse Uranschauung sich in seinem tiefdringenden und weit ausschauenden Balzacbuch verbreitet — hat nichts mit dem Gott der Liebe, des Mitleids und Erbarmens zu tun, hat mit dem christlichen Gott nichts gemein. Der energetisch-dynamische Charakter seiner Wirkungsform ist wesentlich germanisch; denn er erweist seine Existenz aus der Totalität der Natur. Die Natur ist aber von jeher dem deutschen Menschen Quell und Form seiner Gottesverehrung gewesen. Die ältesten Götterlieder der alten Edda sind große Naturmythologien; und der Glaube an diese göttlichen Urkräfte, die in der Natur sich verkörpern und aus ihr sprechen, ist heute aus dem Blute des deutschen Dichters aufgewacht, das ihn aus jahrtausendalter Vergangenheit in unsere Gegenwart hineingetragen hat. Das orthodoxe Christentum, nicht die Magie und Mystik der Alleinheitslehre, hat zwar die religiöse Verehrung dieses Gottes, der schöpferischen Naturkraft, verdrängt; aber im Volksglauben und in tiefsinnigen Anschauungen des Volkes, wie sie in Sagen, Märchen und Sitten verstümmelt oft fortleben, haben jene uralten religiösen Grundstimmungen sich unverändert lebendig gehalten. Aus diesem unversiegbaren Quell eigendeutscher Art, der, weil er im Volkskörper entspringt, das Volk, als Schicksalsgemeinschaft verstanden, wirklich speisen, von ihm in denkfernem Erleben aufgenommen werden kann, haben alle jenen jungen Epiker geschöpft; aus ihm floß vor allem dem Größten unter ihnen, Hermann Stehr, sein dämonisches Wissen um die Klüfte der menschlichen Seele, ihre heimlichsten Bewegungen, ihre unheimlichen Kräfte und ihre tragischen Geschicke zu.

Es heißt einmal in seinem Roman „Drei Nächte“: „Wir Menschen gleichen in der Seele mehr den Pflanzen, als unser Stolz es sich gestehen will.“ Stellen dieser Art, in denen der Mensch als ein schicksalgebundenes, in seinen tiefsten Entscheidungen unfreies Wesen erscheint, lassen sich aus Stehrs Epik im Überfluß beibringen. Der Kampf Baldurs und Lokis, des Lichtes und des Dunkels, des guten und des finstern Dämons tobt in der Brust dieser Besessenen. Sie möchten wollen, aber sie können nicht wollen. Sie müssen sein, wie sie sind, müssen tun, was sie tun. Aber sie schauen diesem Tun nicht müßig zu, lassen es nicht zynisch geschehen. In schwerer Geburt, unter wilden Wehen reißt sich Tat auf Tat aus dem Schoß ihrer Seele los. Verzerrte Gesichter schauen aus ihrem Geist ihnen entgegen. Hellseherisch öffnet sich ihren taumelnden Blicken die Zukunft. Schatten des Gemütes verdichten sich zu Gestalten, die, wie die Dämonen über den heiligen Antonius, über den Bestürzten herfallen. Das Lebenstempo geht stoßweise; aus zögerndem Schweben springt es unvermittelt in wildes Rasen. Die Seele schießt aus blinder Ruhe in hellichten Bewegungswirbel. Äußerste Spannung stellt den Geist dieser Menschen auf die schwerste Existenzprobe; immer steht der Wahnsinn am Ende einer jeden dieser seelischen Vorgänge. Sie vollziehen sich da, wohin Psychologie, Disziplin, Willen nicht mehr reichen. In jenen Tiefen ist der Lebenssinn und die Lebenskraft eines Menschen bei sich selbst. Da fühlt sie nur noch die Verbindung zum All des Lebens, nicht ihre Oberflächenform, die wir, naturwissenschaftlich verbildet, als die Psyche des Menschen bezeichnen. Im „Heiligenhof“ heißt es einmal von dem Menschen, der „bis in die Tiefe seiner Seele sinkt“ . . . „dort erlebt er alles Leben, das ganze Weltall, den ganzen Gott mit all seinen Geheimnissen, weil dieser unser Grund auch der Grund Gottes ist“. Das ist die mystisch-protestantische Stimmung, die ein Franz von Assisi so stark wie der Meister Eckhart und Jakob Böhme besaß. Sie ist unchristlich; aber sie scheint germanischem Denken höchst eigentümlich zu sein. Sie ist wertungslos, kennt nicht gut noch böse, es sei denn als Treue und Untreue gegen sich selber. Wer seiner innersten Stimme, dem Rufe seiner reinen Seele folgen kann, ist immer bei Gott. Aber der Geist als das Denken, das Wollen wider die Natur, ist des Menschen böses Schicksal. Er zerreißt die Einheit mit Gott; er macht schuldig gegen das eigene Gewissen und schuldig an fremdem Schicksal. Kein Willen, keine Beherrschung hält diesen rasenden Absturz in Lebensschuld mehr auf. Peitschen, von Dämonenhänden geschwungen, treiben den Einsamen immer tiefer in seine Verhärtung und Verirrung. Die Stimme Gottes, als der Einheit des Lebens, erreicht nicht mehr sein Herz, in dem Eigendienst, Haß, Wildheit in vielen Abstufungen und Ausdrucksarten das Wort führen. Da schwillt der Lebensanblick riesig an. Nicht mehr eines Menschen Geschick wird zu Ende geführt. Um die Menschheit geht es, die im einzelnen das allgemeine Bild zu schauen hat. Wer aber unendlich leidet, den Sinn

seines Leides als Opfer fühlt, wer sich nicht spart, der „bekommt" sich zuletzt wieder in geläuterter Form, zurückgenommen in die Alleinheit Gottes, aus der sein Menschendenken, seine Hybris, ihn vertrieb. Das ist, vom Geist der Mystik und dem Ethos deutschen Heldenideals gebildet, das neue Evangelium. Keins des Dogmas und der äußeren Gebräuche. Jeder Mensch steht für sich in Voraussetzungen, Bedingungen und deren Auswirkungen. Jeder trägt sein Leben erbarmungslos aus sich und für sich allein. Aber alle Unterschiede fließen schließlich zu einem großen Kraftstrom zusammen, der Gott heißt und dessen blühendes Gleichnis alle Erscheinungen der Seelen und des natürlichen Lebens, vom Grashalm bis ins Weltall hinauf, bedeuten.

Höchstgespannte Schaukraft dichterischen Blickes, ein tiefes, unbewußtes Wissen um die Geheimnisse der Seele, ein dämonischer, besessener Geist, wie er Hamann oder Dostojewski eignete, erschütternde Wahrhaftigkeit gegen sich selbst, und über allem ein heiliger Glaube an die uns wohl oft unbegreifliche, aber immer bestehende Schönheit und Sinnhaftigkeit des tiefen Lebens sind die Voraussetzungen dieser Epik, die Kunde gibt von unterirdischen Bewegungen der Seelen und ihren höchst tragischen Ausbrüchen. Paul Gurk besitzt diesen Blick für jene dämonischen Formen menschlichen Seelenlebens. Das epische Genie aber, das ganz tief hinabgebeugt ist in finstere Schicksalverflechtung, sie in unerträglichen Erlebnisspannungen entwickelt und sie in ganz ungemeiner künstlerischer Beherrschung zu neuem Gewebe in seiner Prosa gefügt hat, ist Hermann Stehr. An seiner Dichtung schaut ein ganzes Zeitalter epischen Formwillens herauf wie an einem Flammenturm eigenwüchsiger deutscher Kunst und Art.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Die Rheinlande und die Tausendjahrfeiern

„Unser Sitz ist die Mitte. Die Mitte Europas, das ist klar. Aber auch fast die Mitte Deutschlands. Wir fühlen uns gar nicht als deutsches Grenzland, obwohl wir auch Randfunktionen ausüben. Wir fühlen uns als Ausgangspunkt, als Kern. Wir haben kein deutliches Stammesbewußtsein, kein deutsches Sondergefühl wie der Schwabe und der Bayer. Gar nahe stehen wir dem deutschen Herzen, näher vielleicht als die anderen. Um uns sorgt man sich mehr, heißer, leidenschaftlicher, als um andere Teile. Und wir vergelten diese Sorge mit unwandelbarer Treue." (Hermann Platz, Um Rhein und Abendland.)

Am 10. Januar 1920 war der Vertrag von Versailles von den Hauptmächten ratifiziert und trat daher in Kraft. Dies Machtgesetz schreibt dem deutschen Volke seine engbegrenzte Lebensmöglichkeit vor. Für das linke Rheinufer bestimmte es in den Artikeln 42, 43 und 44, daß das Reich linksrheinisch und auf dem rechten Ufer in einer 50 km breiten, den Fluß begleitenden Zone für alle Zukunft keine Befestigungen haben, behalten oder anlegen, ebensowenig ständig oder zeitweise Streitkräfte unterhalten oder ansammeln, militärische Übungen abhalten und materielle (im englischen Text steht „ständige") Vorkehrungen für eine Mobilmachung beibehalten dürfe. Verstöße gegen diese Bestimmungen sollen als feindselige Handlungen gegen die Signatarmächte des Versailler Vertrages und bereits als Versuch einer Störung des Weltfriedens gelten. Die Artikel 428 bis 433, welche die Bürgschaften für die Durchführung des Versailler Vertrages festsetzen, enthalten die zeitlich endenden Beschränkungen des Deutschen Reiches. An erster Stelle (Art. 428) wird es verpflichtet, die Besetzung des verbliebenen Reichsgebietes westlich des Rheins, einschließlich der Brückenköpfe während eines Zeitraumes von 15 Jahren nach Inkrafttreten des Vertrages durch die Truppen der

alliierten und assoziierten Mächte zu ertragen. Wenn das Deutsche Reich die **Vertrags**bedingungen pünktlich erfüllt, so wird **die im** Artikel 428 vorgesehene Besetzung **nach** und nach eingeschränkt; Räumungs**zonen,** welche nach fünf, zehn und fünfzehn **Jahren** freigegeben werden sollen, sind vor**gesehen.** (Es werden geräumt

nach fünf Jahren: der Brückenkopf von **Köln** und die Gebiete nördlich einer Linie, **die** dem Lauf der Ruhr, dann der Eisen**bahn** Jülich—Düren—Euskirchen—Rheinbach, **sodann** der Straße von Rheinbach nach Sinzig **folgt** und den Rhein bei der Ahrmündung **erreicht,** wobei die genannten Straßen, Eisen**bahnen** und Ortschaften außerhalb dieser **Räumungszone** bleiben,

nach zehn Jahren: der Brückenkopf von **Koblenz** und die Gebiete nördlich einer Linie, **welche** vom Treffpunkt der belgischen, deut**schen** und holländischen Grenze ausgeht, **etwa** in 4 km südlich Aachen vorbeigeht bis **zum** Höhenrücken von Forst-Gemünd, dem **sie** folgt, sodann östlich der Urfttal-Eisen**bahn,** dann über Blankenheim, Daldorf, **Dreis,** Ulmen bis zur Mosel verläuft, von **Bremm** bis Nehren diesem Flusse folgt, so**dann** bei Kappel und Simmern vorbeigeht, **dem** Höhenkamm zwischen Simmern und **dem** Rhein folgt und bei Bacharach den **Rhein** erreicht [wobei alle hier genannten **Ortschaften,** Täler, Straßen und Eisenbahnen **außerhalb** der Räumungszone bleiben],

nach fünfzehn Jahren: der Brückenkopf von Mainz, der Brückenkopf von Kehl und das übrige besetzte deutsche Gebiet.) Artikel 429, der diese Bestimmungen enthält, fährt aber fort: „Erachten zu diesem Zeitpunkt die alliierten und assoziierten Regierungen (nicht etwa ein neutrales Schiedsgericht!) die Sicherheit gegen einen nicht herausgeforderten Angriff Deutschlands nicht als hinreichend, so darf die Zurückziehung der Besatzungstruppen in dem zur Erlangung der genannten Sicherheit für nötig gehaltenen Maße aufgeschoben werden."

Trotz dieser Bestimmung erwartete das deutsche Volk — weil durch das Dawes-Abkommen die finanziellen Forderungen der Verbündeten aus dem Versailler Vertrage im vergangenen Sommer eine Regelung gefunden hatten, die der deutsche Reichstag, wenn auch unter schwersten Bedenken wegen ihrer Härte und der Schwierigkeit ihrer Durchführung angenommen hatte —, daß am 10. Januar 1925 die Räumung des Brückenkopfes Köln und der nördlichen Zone erfolgen würde, und es hatte gewiß das Recht dazu. Schon seit Wochen hatten freilich Pressestimmen in Paris und London erkennen lassen, daß eine termingerechte Räumung nicht beabsichtigt sei. Poincaré hatte schon seit Jahren seinen dem Wortlaut des Versailler Vertrages widersprechenden Standpunkt der Welt zu suggerieren versucht, das Deutsche Reich habe bisher seine Verpflichtungen aus dem Versailler Vertrage nicht erfüllt, daher hätten die Fristen der Besetzung überhaupt noch nicht zu laufen begonnen. Dieser Meinung ist auch von englischer Seite oft widersprochen worden, und Herriot hat sie sich und der französischen Regierung nicht zu eigen gemacht. Andererseits waren er und England, zum wenigsten seit dem Wahlsieg der Konservativen, darin einig, die Kölner Zone nicht am 10. Januar 1925 zu räumen. Zwischen dem Vorwande für die Nichträumung und den Gründen, die zu diesem Entschluß geführt haben, ist wohl zu unterscheiden. Es ist auch für einen verhältnismäßig gut unterrichteten Beobachter sehr schwer die wahren Gründe der Engländer anzugeben; sie sind nicht leicht auf eine einfache Formel zu bringen. Wir sehen ein Vielerlei: Die militärische Schwäche Englands, seine kolonialen Verlegenheiten im mittelländisch-pazifischen Raume, der Wunsch des als frankophil geltenden oder sich gebenden Außenministers Chamberlain, ein gutes Verhältnis mit Frankreich, von dem man noch dazu Schuldentilgung erhofft, wieder anzubahnen, und die Überlegungen, daß, falls England allein räumen sollte, ein in Köln entstehendes Vakuum von Frankreich schwerlich geduldet werden könne, solange Frankreich noch aus dem Londoner Abkommen, also bis spätestens August 1925, die größeren Teile des Ruhrgebietes besetzt halten dürfe, und daß ein Abzug der Engländer allein (wohin?) auch für Deutschland vielleicht nicht nur Vorteile böte. Auch andere weniger loyale Motive hat man neuerdings England zugetraut und Anzeichen dafür zu finden gemeint, daß seit Chamberlains Ministerschaft ein grundsätzlicher Wandel in der Politik Englands in Richtung auf Abtrennung der Rheinlande vom Reiche und Begünstigung des Separatismus eingetreten sei. Wir wollen vorerst nicht daran glauben, werden aber solche Möglichkeiten immerhin ins Auge fassen müssen. Denn im März dürfte in engem Zusammenhange mit der „Sicherheitsfrage" die Frage einer ausgesprochenen Neutralisierung der dem Reiche verbliebenen

Lande am Rhein und ihrer Unterstellung unter den Genfer Staatenverein (den sogenannten Völkerbund) auf Betreiben Frankreichs die Regierungen Europas beschäftigen. Was das aber zu bedeuten hätte, wissen wir seit der Völkerbundsregierung im Saargebiet nur allzugenau. Herriots Pläne sind zwar wohl nicht völlig die gleichen wie die Poincarés, sein Denk- und Sprechphrasenschatz ist zumeist merklich verschieden. Aber Herriots Ton und Zielsetzung unterscheiden sich neuerdings praktisch so wenig von dem der nationalistischen Bourgeoisie, daß Poincarés ehemaliger Block ihm ob seiner gegen das Reich gerichteten Tiraden frenetischen Beifall spendete. Gleichzeitig erleben wir in dem von französischen Truppen besetzten Gebiete eine Neubelebung der seit Anfang 1924 abgepfiffenen separatistischen Bestrebungen. F. W. Försters pazifistische „Menschheit", die jetzt in Wiesbaden erscheint, segelt ziemlich offen in diesem Fahrwasser; das pseudogroßdeutsche „Neue Reich" in Wien — auch dort arbeitet die französische Propaganda nicht ohne Erfolg — überschwemmt Rheinland und Westfalen mit Gratisexemplaren, und ein werbereisender Schriftleiter sprach unzweideutig von einem utopistischen neuen Staate, der alle katholischen Teile des deutschen Sprachgebiets vereinigen soll, bei welcher Gelegenheit auch das Unrecht Friedrichs II. von Preußen an Maria Theresia, der Raub Schlesiens (!), wieder gutgemacht werden müsse; die Schildknappen Frankreichs aus dem Herbst 1923, die berüchtigten Separatistenhäuptlinge, Mathes und Konsorten, halten wieder ziemlich offen Beratungen ab, und zuguterletzt werden Briefe jener separatistischen Klopffechter und Söldlinge bekannt, welche die Franzosen nach dem Zusammenbruch des brutalen Separatismus nach Frankreich zurückzogen, dort weiter löhnten und militärisch ausbildeten. Man hat ihnen Hoffnung gemacht, bald zurückkehren und ihr altes Handwerk wieder aufnehmen zu dürfen. Noch ist diese neue separatistische „Bewegung" nicht losgelassen und offenkundig geworden. Aber sie enthüllt dem sorgsamen Beobachter die Pläne der Franzosen verschiedener Schattierungen.

Die Note jedoch, in der die Mächte dem Reiche die Nichträumung mitteilten, enthält nichts von den wahren Gründen und Plänen, sondern nur den Vorwand. Diesen bietet der oben mitgeteilte Artikel 428, welcher besagt, daß die Räumung nur erfolgen würde, wenn die Vertragsbedingungen vom Reiche getreulich erfüllt seien. Dies **leugnet** die Note unter Anführung einer Anzahl von Verstößen.

(Die entscheidenden Stellen der Note lauten: „Schon jetzt sind die alliierten Regierungen in der Lage, der Deutschen Regierung, ohne den 10. Januar 1925 abzuwarten, mitzuteilen, daß sie den Beweis dafür erhalten haben, daß Deutschland die im Artikel 429 vorgesehenen Bedingungen noch nicht erfüllt hat und bis zu diesem Datum nicht wird erfüllt haben können, um der Vergünstigung der Bestimmung über die vorzeitige teilweise Räumung teilhaftig werden zu können. So sind, wenn man nur den Teil V des Vertrages in Betracht zieht, die von der Interalliierten Militärkontrollkommission trotz gewisser Widerstände, denen sie begegnet ist, gesammelten Nachrichten über den Stand der Ausführung der militärischen Bestimmungen hinreichend, um diese Entscheidung der Alliierten Regierungen zu begründen.

Es sind z. B., um nur einige wesentliche Punkte unter den schon jetzt bekannten Tatsachen hervorzuheben, die folgenden Feststellungen gemacht worden: In Verletzung des Artikels 160 ist der Große Generalstab der Armee in einer anderen Form wiederhergestellt worden. In Verletzung des Artikels 174 sind Freiwillige auf kurze Zeit eingestellt und ausgebildet worden. Entgegen dem Artikel 168 ist die Umstellung der Fabriken für die Herstellung von Kriegsmaterial bei weitem noch nicht durchgeführt. Entgegen den Artikeln 164 bis 169 sind bei der militärischen Ausrüstung festgestellte überzählige Bestände jeder Art vorhanden und es sind bedeutende unerlaubte Vorräte an Kriegsmaterial entdeckt worden. Entgegen dem Artikel 162 sowie dem Beschluß der Konferenz von Boulogne vom 19. Juni 1920 hat die Umorganisation der staatlichen Polizei noch nicht begonnen. Entgegen dem Artikel 211 hat die Deutsche Regierung bei weitem noch nicht alle von den alliierten Regierungen in ihrer Note vom 29. September 1922 geforderten gesetzgeberischen und Verwaltungsmaßnahmen getroffen.

Die alliierten Regierungen rechnen übrigens mit dem baldigen Eintreffen des Berichts der Interalliierten Kontrollkommission, der die Gesamtergebnisse der im Gange befindlichen Generalinspektion wiedergibt. Dieser Bericht wird es ihnen ermöglichen zu bestimmen, was von Deutschland noch erwartet werden muß, damit seine Verpflichtungen auf militärischem Gebiet gemäß den Bestimmungen

des Artikels 429 als getreulich erfüllt betrachtet werden können; eine weitere Mitteilung hierüber wird der Deutschen Regierung später zugehen.")

Die Richtung der Verstöße wird nur angedeutet, Beweise nicht erbracht, sondern bis zur Fertigstellung des Berichtes der Interalliierten Kontrollkommission herausgeschoben. Die deutsche und die neutrale Tagespresse, ja, ein Teil der englischen Presse, nicht nur der oppositionellen, haben bereits zur Genüge auf die Nichtstichhaltigkeit dieser Vorwände hingewiesen und es als ungeheuerlich bezeichnet, daß der Bericht der Überwachungskommission am Räumungstage noch nicht vorlag; ja am Tage, an dem diese Zeilen geschrieben sind (15. Februar 1925) ist er noch nicht hergestellt und bekanntgegeben worden. Gleichviel. Wir können in diesem Aufsatz den erwarteten Bericht entbehren, da er ebenso mit rheinischen Fragen nichts zu tun hat, sondern nur ein Vorwand zur Bemäntelung der Nichträumung ist; die Tatsache, daß die alliierten Mächte sich entschlossen haben (Unterzeichner der Note sind nicht nur Frankreich und England, sondern auch Italien und Japan), einen Vorwand zu gebrauchen, um ihre Besatzungstruppen im besetzten Gebiet zu belassen, ist für diese Betrachtung entscheidend. Denn es besteht kein Zweifel, daß ein Vertrag, der 440 Artikel umfaßt, dessen Ausgabe im amtlichen Großfolioformat 265 Seiten (im Reichsgesetzblatt 1349 Seiten der dreisprachigen Ausgabe) beansprucht, für die alliierten Mächte — die ja Richter in eigener Sache sind, denn einen neutralen Richter, welcher über Erfüllung oder Nichterfüllung entscheiden würde, gibt es nicht — eine unerschöpfliche Fundgrube von Vorwänden sein kann. Reichskanzler Luther hat daher mit der Frage, ob die Alliierten räumen würden, wenn das Reich alle ihre Forderungen erfüllen würde, den Nagel auf den Kopf getroffen, aber keine Antwort erhalten. Aber selbst wenn sie ihm in befriedigender Form erteilt würde, selbst wenn in Frankreich Herriot am Ruder bleibt und wenn er von seinem Ausfluge auf Poincarés Pfade durch den Protest der Sozialisten geheilt werden könnte, wenn selbst eine Abmachung zwischen ihm und England zustande kommen sollte, etwa im August oder zu einem Kompromißtermin zwischen heute und dem August die nördliche Zone gleichzeitig mit dem Ruhrgebiet zu räumen, wenn also alles sich denkbar günstig abwickeln sollte, so muß doch ein Gefühl der Unsicherheit dem Reiche und seinen Landen am Rhein verbleiben, weil über ihnen das Damoklesschwert des Artikels 430 schwebt. Dieser wenig bekannte Artikel ist vielleicht in gewissem Sinne der übelste Artikel des gesamten Vertrages, weil er auf alle Zeiten die militärische Besetzung Westdeutschlands ins freie Ermessen der Verbündeten stellt. Er lautet: „Stellt während der Besetzung oder nach Ablauf der oben vorgesehenen 15 Jahre der Wiedergutmachungsausschuß fest, daß Deutschland sich weigere, die Gesamtheit oder einzelne der ihm nach dem gegenwärtigen Vertrag obliegenden Wiedergutmachungsverpflichtungen zu erfüllen, so werden die im Artikel 429 genannten Zonen sofort wieder durch alliierte und assoziierte Streitkräfte ganz oder teilweise besetzt." Jeder Deutsche möge diesen Artikel auswendig lernen! Der Wiedergutmachungsausschuß der Verbündeten, ein verschämter Ausdruck für etwas ganz anderes, sollte durch ihn zum Herrn über die Geschicke des europäischen und deutschen Herzlandes gemacht werden. Leider hat der Dawes-Vertrag diesen Artikel nicht beseitigt, sondern nur unzureichend eingeschränkt.

*

Die Stimmung im besetzten Gebiet, welche seit dem Dawes-Gutachten ruhiger geworden war, wurde durch die Nichträumung natürlich nicht verbessert. Der Wunsch, die Besatzung möglichst bald loszuwerden, ist — wie es ja selbstverständlich ist — in allen Kreisen der Bevölkerung, in allen Parteien und Konfessionen gleich stark. Die wenigen Separatisten zählen nicht; sie haben ja auch nicht einmal gewagt, bei den Reichstag- und Landtagswahlen des abgelaufenen Jahres Wahllisten einzureichen. Die denkwürdige Entschließung von Königswinter ist heute noch voll maßgebend. Im Gegenteil, man fühlt das Bedürfnis, die Verbundenheit mit dem Deutschen Reiche im Sommer 1925 auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen, dem Volke und der Jugend vor Augen zu führen, ja — sagen wir es offen und ohne irgendeinen versteckten Tadel — einmal wieder ein Volksfest zu feiern. Dazu dienen die Ausstellungen anläßlich der Tausendjahrfeier, zu denen die rheinischen Städte (Aachen, Koblenz, Düsseldorf, Köln usw.) rüsten. Sie werden zum ersten Male seit elf Jahren Reisende aus dem übrigen deutschen Sprachgebiet in großer Zahl in die besetzten Gebiete bringen.

Zu dieser Tausendjahrfeier, welche durch-

aus rheinischen Ursprungs ist, sind bereits eine Fülle von kürzeren Flugschriften*) erschienen. Gelehrte von Rang, wie der Düsseldorfer Archivrat Dr. Wentzke, ein alter Mitarbeiter der „Deutschen Rundschau", welcher die erste Anregung zur Tausendjahrfeier vor einigen Jahren gab, und der Bonner Historiker Geheimrat Aloys Schulte kündigen umfassende Werke an. So können wir uns über Bedeutung und Inhalt der Tausendjahrfeier kurz fassen.

Wichtig ist vor allem zu sagen, was sie nicht ist: weder die Feier einer Landnahme nach Art der ungarischen Milleniumsfeier im Jahre 1900, noch die Feier einer erst 925 erfolgten Aufrichtung der politischen Herrschaft der Deutschen am Rhein und damit etwa der Errichtung einer westlichen Grenzmark westlich des germanischsten aller großen Ströme. Franzosen und Französlinge werden also nicht das Recht haben zu argumentieren: Die Deutschen feiern 1925, daß sie 1000 Jahre am Rhein stehen, also gestehen sie zu, daß wir erst — abgesehen von dieser verhältnismäßig kurzen, noch dazu gelegentlich unterbrochenen Spanne — vorher dort gewesen sind und geherrscht haben. Tun die Franzosen das dennoch, so gehört das in das Gebiet der von ihnen so fleißig genährten nationalen Legende.

Denn so lange abendländische Völker die Geschichte Mitteleuropas aufzeichnen, wohnten Deutsche (Germanen) an beiden Ufern des Rheins. Cäsars Römer lernten die Schwaben Ariovists am linken Rheinufer kennen, und als er und seine Nachfolger das linke Rheinufer unterworfen hatten, richteten sie dort (nicht etwa eine Provinz Gallien mit irgendeinem unterscheidenden Unternamen, sondern) eine Germania inferior und eine Germania superior ein, die sogar weit über die heutige französische Sprachgrenze nach Westen reichte. Sie wurde auch in der Zeit römischer Herrschaft im wesentlichen von germanischen Stämmen bewohnt, deren römisch-provinziale Tünche nicht allzu fest saß. Man läßt sich vielfach dadurch täuschen, daß die Schriftdenkmäler zumeist in lateinischer Sprache abgefaßt sind. Ja auch die Stämme in der benachbarten römischen Provinz Belgien rühmten sich, wie Cäsar erzählt, vielfach ihrer germanischen Abkunft. Jenseits des Rheins aber lag das freie Germanien, und als die Römer nach 300 Jahren abzogen, waren die Lande beiderseits des Rheins nicht nur ethnographisch, sondern auch politisch in germanischem Besitz. 500 Jahre lang herrschten germanische Völkerwanderungsfürsten dort, bis nach Liquidierung des gescheiterten karolingischen Universalreiches im Jahre 925 König Heinrich I. der Sachse durch Hinzufügung der Lande am Unterrhein und durch den Gewinn von Zabern und Metz den ersten großdeutschen Nationalstaat, der alle Deutschen umschloß, vollendete.

Diese Feststellung bedeutet für uns nicht die Aufgabe der Karolingerzeit. Merowinger und Karolinger waren germanische Frankenfürsten, ihre Lande im Osten rein germanisch, im Westen durch die herrschende Schicht germanisch bestimmt, während die unterworfenen Keltoromanen nur Objekte der Herrschaft waren. Karl der Große, dessen Residenz Aachen im rein fränkischen Lande, aber nahe der Sprachgrenze lag, ist als Germane anzusehen. Seine Haussprache war deutsch, wie seine Erscheinung, sein Denken und Fühlen. Wenn Bonaparte, der von Hause aus italienisch sprechende Korse, welcher erst mit elf Jahren auf einer innerfranzösischen Heeresschule Französisch lernte, als Kaiser Napoleon I. — welche Barbarei war diese Zusammenstellung schon! — Karl den Großen als Ahnherrn und Vorgänger in Anspruch nahm, und wenn die französischen Präfekten damals ihren amtlichen Napoleonkult den deutschen Rheinlanden durch Anknüpfung an Karl den Großen schmackhaft zu machen suchten, so ist und bleibt das eine Fiktion, welche die außerfranzösische Welt stets abgelehnt hat. Karls Reich müssen wir als einen vergrößerten Stammes- (Völkerwanderungs-) Staat auffassen. Das frän-

*) Aubin: Kelten, Römer und Germanen, Sonderabdruck aus den Westdeutschen Monatsheften. Schröder, Bonn 1925. — Levison: Ein Aufsatz über die Bedeutung der Jahrtausendfeier, erscheint im Jahrbuch des Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich. 1925. — Platzhoff: Die Stellung der Rheinlande in der deutschen Geschichte. Sonderabdruck aus der Festgabe Friedr. v. Betzold. Schröder, Bonn. — Hashagen: Das Rheinland und die preußische Herrschaft 1924. Baedeker, Essen. — Aloys Schulte: Der Rhein und seine Funktionen in der Geschichte. Flugschriften der rhein. Zentrumspartei, 2. Folge, Heft 1. Verlag der rhein. Zentrumspartei. Köln 1923. — Friedr. Dessauer: Das Rheinproblem. Flugschrift des rhein. Zentrums, 2. Folge, Heft 3. Köln 1924. — Herm. Oncken: Die historische Rheinpolitik der Franzosen. Perthes, Gotha 1922.

kische Königshaus dehnte durch Eroberung seinen Machtbereich über die Stammesgrenzen auf andere von Germanen beherrschte Gebiete mit germanischem, iberoromanischem, keltoromanischem, italienischem und slawischem Volksboden aus, ja es unterwarf im Norden, Osten und Südosten bis dahin „freie" Germanen, Slawen und Awaren. Diesem buntscheckigen Staate gab es eine rein germanisch konzipierte Verfassung, eine christliche Staatsreligion katholischer Prägung und verherrlichte das Werk durch Erborgung der verblaßten, aber immer noch mit dem Schimmer einer großen Vergangenheit umgebenen römischen Cäsarenkrone. Damit kam ein fremder Gedanke, der übervölkischen Universalmonarchie, in das Reich fränkisch-germanischen Stammes, dessen Rückgrat die fränkischen Stammlande im Flußsystem des Mittel- und Unterrheins waren. Karls Nachfolger vermochten die Ansprüche, die damit aufgenommen waren, nicht aufrechtzuerhalten; es gebrach ihnen an Macht, Organisation, Verkehrsmitteln und tatkräftigen Männern. Äußere Feinde und innerer Zwist schwächten dieses Reich, das den rasch entstehenden und vergehenden Weltstaaten der Hunnen, Mongolen und Tataren wohl verglichen werden darf. Immerhin dauerte die Liquidation hundert Jahre; die verschiedenen Teilungen (Verdun, Meersen) dürfen nur als Phasen angesehen und nicht überschätzt werden. Denn der Gedanke der karolingischen Reichseinheit blieb trotzdem gewahrt. Die Teilkönige fühlten sich doch in gewissem Sinne nur als Verwalter ihres Anteils des gemeinsamen Erbes, der Universalmonarchie ihres großen Ahnen, des Stifters, und die damalige abendländische Welt sah nur Nachfahren Karls als legitime Herrscher an. Die Lande am Rhein waren schon damals Europas Herzlandschaft, und so kamen sie bei der ersten Teilung zu jenem vielsprachigen Mittelreich Lotharingien, dessen schmale Bandform schon beweist, daß es als selbständiger Staat nicht gedacht sein konnte. Es erwies sich auch als nicht lebensfähig; seine Bestandteile wechselten zwischen West- und Ostfranken hin und her; bei den romanischen Westfranken waren sie nur die kürzeste Zeit. Unsere Historiker lehren uns, daß jene in erster Linie uns interessierenden Lande am Mittel- und Unterrhein — ein Teil des linken Rheinufers mit Mainz, Worms und Speyer gehörte stets zu Ostfranken — in den Jahren 923 und 925 mit dem germanischen Ostfranken endgültig wiedervereinigt wurden: nach einer kurzen Trennung von weniger als zwanzig Jahren. Diese kurze Spanne der Abspaltung würde eine großangelegte Feier nach tausend Jahren überhaupt nicht rechtfertigen.

Wir feiern 1925 auch etwas ganz anderes: die Vollendung des ersten **Deutschen Reiches**, welches durch Hinzutritt der Kernlande am Rhein im Jahre 925 nunmehr alle volksdeutschen Stammeslande umfaßte, nach Abschüttelung der übervölkisch-universalen und der karolingischen Tradition. Durch die Wahl eines sächsischen Herzogs — vorher wurde man durch Erbgang ostfränkischer König! — wurde das erste großdeutsche Reich aus dem freien Willen der Deutschen, einen gemeinsamen Staat zu bilden, gegründet. Diese freie Königswahl war, solange Karolinger noch lebten, in gewissem Sinne, wenn wir einen modernen Begriff einschieben wollen, ein revolutionärer Akt. Auf Westfranken wurde damit verzichtet, die Universalmonarchie war aufgegeben. Die Karolinger wurden auf ihren westfränkischen Kleinstaat beschränkt, und mit ihrer Absetzung 987, als der Usurpator Hugo Capet die Macht errang, riß auch dort für alle Zeiten die karolingische Tradition ab.

Neben dem großen und mächtigen Deutschen Reiche war die Bedeutung des westfränkischen Staates um Paris und die Isle de France jahrhundertelang sehr gering. Es bedurfte nicht der Errichtung einer westlichen Mark (nach Analogie der Grenzmarken im Norden, Osten und Südosten), um gegen die Franzosen die Grenze des Reiches zu schützen (Karls des Großen Westmark lag jenseits der Pyrenäen). Ebenso fehlte der Anreiz, Christentum und Kultur durch von Grenzmarkgrafen angesetzte Siedler nach Westen zu tragen; denn diese Lande hatten ja die gleiche, zum Teil sogar höhere Kultur. Sie waren schon früher christlich geworden. Die politische Schwäche des französischen Königtums, welche noch Jahrhunderte andauerte und die Suprematie des Deutschen Reiches, wenn auch meist nur unausgesprochen, anerkannte, verhinderte, daß das Bewußtsein der Grenzlage sich irgendwie in den Landen am Rhein ausbilden konnte. Dazu kam noch als entscheidende Tatsache, daß die politische Grenze nur zum allerkleinsten Teile (im Norden) innerhalb des germanischen Sprachgebietes verlief. Da 923 und 925 Lotharingien in seinen wesentlichsten Teilen (der Rest im nächsten Jahrhundert) zum Deutschen

Reiche gekommen war, schloß dieses noch zahlreiche Romanen ein. Diese Reichsromanen waren nun keineswegs Franzosen, sie sprachen weder deutsch noch „französisch", d. h. die örtliche Sprache der Isle de France, sondern den romanischen Volksdialekt, der sich bis heute noch in Vogesentälern, ähnlich wie im Engadin und in Ladinien, erhalten hat. Sie fühlten sich als Träger des Reichsgedankens, nicht als Objekte, sondern als sehr selbstbewußte Subjekte des Reiches, dem sie auch zwei bedeutende Herrschergeschlechter gaben: die Luxemburger und die Lothringer. In allen diesen Grafen, Herzögen und Bischöfen war das Gefühl ihrer germanischen Abkunft und der germanischen Verfassung lebendig; die romanischen Städte schmückten ihre Dome in der Folgezeit noch mit dem doppelköpfigen Reichsadler, dem großdeutschen Symbol, das — weil es 1806 kurzer Hand vom Hause Habsburg-Lothringen übernommen wurde — zu Unrecht mit diesem in Mißkredit gekommen ist. Wir verzichten aus Raummangel auf die Darstellung der Freiheitskämpfe dieser romanischen, westlichen Reichsgebiete gegen das erst nach Jahrhunderten erstarkende Frankreich um ihre Zugehörigkeit zum Reiche und stellen mit Bitterkeit fest, daß es Geschichtsforschung und Schulunterricht versäumt haben, dem deutschen Volke und der Welt das Bewußtsein von diesem Heldenkampfe gegeben zu haben. Vom Reiche her hat man diese Schützer der Reichsgrenze erst im Stich gelassen, dann auch formal geopfert und schließlich vergessen, bis Frankreich die romanisch-westlichen Grenzlande wie eine Artischocke blattweise verspeist hatte, um dann das gleiche mit den deutschsprachigen Westlanden zu tun.

Das Fehlen eines Sprach-, Volks- und Kulturringes im Westen (bis etwa zum Jahre 1500) und die Überlegenheit des Deutschen Reiches über das französische haben es verhindert, daß die Rheinlande sich als Grenzlande fühlten. So erklärt sich der Ausspruch von Hermann Platz, den wir an den Eingang unseres Aufsatzes gesetzt haben und der den Schlüssel zur rheinischen Mentalität bietet. Das Grenzerlebnis des Rheins ist aber nicht nur ein politisches. Der französische Staat überfremdet seit mehreren Jahrhunderten, trotz seiner Unfähigkeit zu völkischer Ausdehnung, nicht nur als Eroberer mit Heeren die germanischen Grenzlande von Ostende bis zu den Walliser Alpen: die französische Zivilisation mit ihren bourgeoisen Idealen versucht, was ebenso gefährlich ist, aber meist übersehen wird, seelisch die germanischen Lande schlechthin zu überfremden. Das ist ihr zwar unvollkommen, aber doch in nicht geringem Maße gelungen. Es ist im allerletzten ein Streit um Begriffe, um den Sinn von Worten, ob die Rheinlande Grenzlande sind. Es ist Geschmacksache, ob man im Wort Grenzland etwa Abschätziges oder einen Ehrentitel sieht. Platz ist offenbar der ersten Auffassung und lehnt Grenzland ab, weil er darunter ein völkisches Mischland, ein Zwitterding oder Kolonialboden, etwas Karges, begreift. Folgt man dieser Begriffsbestimmung, so ist Rheinland nicht Grenzland. Man kann aber auch anderer Auffassung sein, und so empfinden die Deutschsüdtiroler, welche wenigstens seit dem Jahre 600 dort sitzen und deren Land in seiner Fülle nichts Koloniales, nichts von einem Mischgebiet an sich hat, den Begriff grenzdeutsch ebensowenig als Kränkung wie etwa die Egerländer. Ein Land kann auch ohne Mischung, ohne völkischen Kampf Grenzland sein, wenn ein fremder Staat seine Hoheitszeichen ihm aufzudrücken trachtet, wenn er versucht, es politisch und seelisch zu erobern. Die Abwehr gegen solche Versuche, die als Selbsthilfeakt aus dem Volke kommt, vermittelt nach unserer Auffassung das Grenzerlebnis, und der Grenzergeist, dem sie entspringt, ist etwas, das die Grenzdeutschen vor den Binnendeutschen voraus haben. In diesem Sinne ist Grenzland ein Ehrenname.

Die Rheinlande aber sind beides: Grenzland seit etwa 1500 und Kernland seit alters her, eine Aufgabe und ein Vorzug, Abbild der Mannigfaltigkeit deutschen Seins. Daher sind die Augen aller Deutschen 1925 auf die Rheinlande gerichtet und bereit, ihnen eine Huldigung darzubringen: *dem Kernlande*, in dem die Krönungsstädte des alten Reiches lagen, wo seine Kanzler saßen, wo die Reichstage abgehalten wurden, *dem Mutterlande* deutscher Kultur, der Dombauer und Maler, der Buchdrucker und Gelehrten, *dem Rückgrat* des mittelalterlichen Handels und Verkehrs, der neuzeitlichen Entwicklung deutscher Industrie, dem Lande der Reben und der Romantik, *dem Stammsitze* der grenz- und auslanddeutschen Siedler von Reval am finnischen Meerbusen bis Kronstadt in Siebenbürgen und Werschetz im Banat, *dem Grenzlande*, das seit 1918 Leiden für Gesamtdeutschland trug. *Sylvanus.*

Literarische Rundschau

Das älteste Schrifttum der Welt

„**Die Literatur der Ägypter**". Gedichte, Erzählungen und Lehrbücher aus dem 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung.

Unter diesem Titel faßt der Nestor der deutschen Ägyptologen, Adolf Erman, die Ergebnisse einer langen Lebensarbeit zusammen, keine Literaturgeschichte, sondern eine Auswahl von Texten, die bisher meist nur den engsten Fachkreisen bekannt waren, nebst einer kurzen Einführung und erläuternden Anmerkungen. Der stattliche Band von fast 400 Seiten beschränkt sich auf das Schrifttum Altägyptens ohne das Demotische der Spätzeit und ohne die medizinische und mathematische Literatur, obwohl beide zu den großen Leistungen der Ägypter gehören; auch aus der Unzahl religiöser Texte ist nur eine beschränkte Auswahl getroffen.

Dies Schrifttum, das älteste der Welt, ist nur in Bruchstücken und Zufallsfunden auf uns gekommen (Inschriften, Pyramiden- und Grabtexte, vor allem Schulliteratur); jeder neue Fund kann das Bild verschieben. Dazu kommen die Schwierigkeiten des Lesens und der Übersetzung der Urkunden. Es ist ein stetes Ringen mit dem Urtext — der Hieroglyphenschrift — und dem deutschen Ausdruck für Gedanken und Gefühle einer uns so fernliegenden Welt, die ihre eigene Bildlichkeit, ihre Wortspiele, ihren für uns schwer faßbaren Humor hat. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß das Altägyptische, wie später das Phönikische, nur eine Konsonantenschrift hat und daß man sich die Vokale hinzudenken muß.

Die komplizierte Hieroglyphenschrift führte früh zur Entwicklung eines Mandarinentums. Da Ägypten schon bei seinem Eintritt in die Geschichte als einheitlich organisierter monarchischer Beamtenstaat erscheint, d. h. ohne Lehnswesen und Erblichkeit der Ämter, und da Beamtentum und Bürokratie untrennbar sind, so fallen die Begriffe Schreiber und Beamter zusammen, und der Schriftkundige steht auf der Leiter zur höchsten Macht. Immer wieder kehrt in den verschiedensten Epochen die Beteuerung, daß der einzige wahre Beruf der des Schreibers (und Beamten) sei. „Kein Beruf ist, der nicht seinen Herrn hätte; nur der Schreiber, der ist der Herr." Nicht ohne Überhebung und mit oft recht drastischen Beispielen wird der Schreiberstand mit dem Elend des gezwackten Bauern, des Handwerkers und Kaufmanns, des Künstlers und des Offiziers verglichen. Natürlich gehört zur Schriftkenntnis auch Redegewandtheit und Dialektik. „Sei ein Künstler im Reden," heißt es, „denn die Kraft eines Menschen ist die Zunge, und das Reden ist kräftiger als jedes Kämpfen." (Königslehre an Merika-re.)

Am fremdesten mutet uns im ägyptischen Schrifttum seine Anonymität an. Der überwiegende Teil der europäischen Literatur war von jeher das Werk von Personen, deren Namen bekannt sind. Selbst uralte Volksepen erhielten ihre letzte Prägung durch namentlich bekannte Dichter, oder es ward ihnen ein Dichtername angeheftet, weil der Begriff der persönlichen Schöpfung herrscht. In Ägypten ist dieser Begriff nicht mal vorhanden; dafür wird ein Schein persönlicher Prägung durch die häufig angewandte Form der Erzählung, der direkten Rede und Gegenrede erstrebt, die eine gewisse Lebendigkeit erzeugt. Auch Dialoge mit der eigenen Seele, dem eigenen Herzen kommen vor. Aber auch diese Form ist wie das ganze Schrifttum schulmäßig und traditionell gebunden; uralte Texte werden immer wieder überarbeitet oder auch in die lebende Sprache

übersetzt, denn naturgemäß hat sich die Sprache im Laufe zweier Jahrtausende stark gewandelt. Als „klassische Literatur“ galt die des Mittleren Reiches, des ägyptischen Mittelalters, so z. B. die in vier Handschriften erhaltene Geschichte des Sinuhe, ein Glanzstück gewählten, gesuchten, formalästhetischen Stils aus der Zeit Amenhemets I.

Das ägyptische Schrifttum hat sich in innerer Kontinuität entwickeln können, da sich fremde Vorbilder und Einflüsse erst im Neuen Reiche und in der Spätzeit fühlbar machten. So konnten Stil und Inhalt sich durch Jahrtausende forterben. Erst im Neuen Reiche treten neue Ausdrucksformen hinzu, die einen warmen menschlichen Ton, ein inniges Naturgefühl verraten. Die Verknüpfung der Weltmacht mit Kreta und den Kulturen Vorderasiens führt zur Aufnahme vieler Fremdwörter. Aber auch diese Sprache erstarrt bei dem Betrieb des ägyptischen Schrifttums nach einigen Geschlechtern, bis sie schließlich vom Demotischen abgelöst wird.

Neben diesem gebildeten Schrifttum, dieser Literatenliteratur, behauptet sich indes auch eine Volkspoesie im Arbeitsgesang des Bauern und Schiffers, in den Liedern der Haremsschönen und Sängerinnen, die sie mit dem Sistrum begleiten, in den Liedern der blinden Sänger, der Vorfahren Homers, und den Märchen der Volkserzähler, die ja noch heute in jeder orientalischen Stadt ihr Wesen treiben. Diese Märchen knüpfen trotz ihrer Zauberwelt meist an geschichtliche Personen, Könige und Würdenträger, an, die so recht den zähen Traditionalismus Ägyptens bekunden. Gestalten wie der Pharao Cheops, der Erbauer der größten Pyramide, leben noch am Ausgang des Mittleren Reiches im Märchen fort.

Die ältesten Texte atmen teils noch eine wilde Poesie. Sie entstammen den Pyramiden und verherrlichen den toten Pharao, der schon im Leben ein Gott war und nun nicht nur den Göttern gleichgestellt, sondern zum Herrn des Himmels und der Erde wird. Mit dem Sonnengott fährt er auf der Himmelsbarke; Göttinnen säugen ihn; ja in einem Text „frißt“ der Tote Götter und Menschen und benutzt ihre Gebeine als Brennholz. . . . Wie ein Rest von Kannibalismus mutet dieser Hymnus an, aber er ist nur ein Ausdruck des größenwahnsinnigen Stolzes und des wilden Dranges nach „unendlicher Dauer“, würdig der zyklopischen Steinlasten, die diese alten Pharaonen für ihre „Häuser der Ewigkeit“ auftürmen ließen.

Aber in den späteren Königslehren (an Merika-re) finden sich auch wahrhaft königliche Worte der Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Menschlichkeit. „Tue Recht, solange du auf Erden weilst. Beruhige den Weinenden, quäle keine Witwe, verdränge keinen Mann von der Habe des Vaters noch die Räte von ihren Sitzen. Hüte dich, ungerecht zu strafen. Schlage nicht, das schickt sich nicht für dich; strafe durch Vollstrecker oder durch Gefängnis.“ Die Warnung vor dem Totengericht im Jenseits erklingt, wo das Herz auf einer Wage gegen die W a h r h e i t aufgewogen wird!

Auch die Weisheitsbücher sprechen für ein tiefes sittliches Empfinden. „Bete mit liebendem Herzen, dessen Worte alle verborgen bleiben. Iß kein Brot, wenn ein anderer Mangel leidet und du ihm nicht die Hand mit dem Brote reichst. Befreunde dich mit rechtschaffenen Menschen.“ Meide Trunk und Dirnen. „Heirate jung.“ Sei kein Haustyrann: „Kontrolliere deine Frau nicht, wenn du weißt, daß sie tüchtig ist. Liebe deine Frau im Hause, wie es sich gehört. Erfreue ihr Herz, solange sie lebt. Aber halte sie fern davon, Macht zu haben. Gehe keiner Frau nach, daß sie nicht dein Herz raube“ usw. Daneben auch recht praktische Ratschläge, wie: „Stelle dich gut mit dem Herold“ (der Polizei).

In der dunklen Zeit zwischen dem Alten und Mittleren Reich, wo Ägypten sich in seine Gaue auflöst und „das Land sich wie auf einer Töpferscheibe dreht“, wo das Königtum „durch wenige sinnlose Leute“ gestürzt wird, die Söldner sich empören und Aufruhr im Innern den äußeren Feinden die Hand reicht, entsteht dann eine Literatur der Verzweiflung und des Lebensüberdrusses, die außerordentlich modern anmutet, so jenes Zwiegespräch des Lebensmüden mit seiner Seele (die ihm nicht in den Selbstmord folgen will). In den Weissagungen des Neferrehu kehrt das gleiche Motiv wieder: „Das Land wird wenig und seiner Leiter viel; das Feld wird kahl und die Abgaben groß.“ Aber diese Jeremiade schließt mit der Prophezeiung einer Wiederkehr geordneter Zustände.

Unter den religiösen Dichtungen nimmt der große Osirismythos und ein Hymnus auf den Nil, die Verkehrsstraße und den Schöpfer alles Lebens in Ägypten, einen hohen Rang ein. In dem großen Lied auf den Reichsgott Ammon bricht durch die ägyptische Vielgötterei ein feierlicher Monotheis-

mus durch. Er war vor der Welt, die er aus dem Urwasser Nun geschaffen hat. Er ist zu geheimnisvoll, um ihn zu ergründen, zu groß, um ihn zu erfassen. Die Götter Re und Ptah bilden mit ihm zwar eine Dreieinigkeit, aber sie sind nur Teile von ihm, im Grunde ist nur ein Gott — Ammon. Dieser Monotheismus kommt dann in dem Reformationsversuch des „Ketzerkönigs" Amenophis IV. zum erhabensten Ausdruck. In einem Sonnenhymnus (aus einem Grab in Amarna) wird die Sonne als Allerhalter und Befruchter gepriesen, der auch für die fremden Völker und die Tiere ein gütiger, lebenspendender Herr ist. Der Hymnus schließt mit Segenswünschen für den König und „die große königliche Gemahlin Nofretete" — dieselbe, deren holdes Bildnis im Berliner Neuen Museum steht. Aber dieser bildlose Kult, der sich gegen die Ammonpriester von Theben kehrte, fiel mit dem religiösen Schwärmer, und sein Schwiegersohn Tut-anch-Ammon, der Vielgenannte, kehrte reuig zum alten Glauben zurück. Ein Lied auf Ammon „nach seinem Siege über die Ketzerei" ist erhalten.

Einen bedeutenden Raum nehmen die geschichtlichen Lieder des Neuen Reiches ein: die Verherrlichung der Siege des großen Thutmosis III. (Denkstein in Karnak) und Ramses II. (von den Tempeln in Abu Simbel und Karnak), besonders seines Sieges bei Kadesch über die Hethiter. Und auf einer Stele Merenptahs (Sieg über die Lybier 1230 v. Chr.) erscheint zum ersten Male der Name Israel.

Kulturhistorisch bedeutsam sind vor allem die echten und die erfundenen Musterbriefe, die sich auf alle Zweige der Staatsverwaltung und des öffentlichen Lebens beziehen. Auch Familienbriefe sind darunter. Sie sind sämtlich für die Schreiberschulen bestimmt. Witzig ist ein langer Federkrieg zwischen zwei Beamten, der merkwürdige Kulturbilder enthüllt. Er wird mit Höflichkeit und Ironie geführt (die wir nicht ganz verstehen) und ist in dieser Form gewiß auch nur als witziges Stilprodukt verfaßt, obwohl er sich um sehr reale Dinge dreht.

Die eigentliche Lyrik ist schon kurz erwähnt. Neben Liedern der Arbeit stehen solche, die beim Gelage gesungen wurden, nicht nur beim Mahl unter Lebenden, sondern auch bei den Totenmahlen in den Gräbern der Verstorbenen, wo gerade der Anblick menschlicher Vergänglichkeit zum Lebensgenuß herausforderte. „Freut euch des Lebens" ist der Grundton, wenn auch bisweilen ein Ton der Wehmut hineinklingt: das Leben ist nur ein Traum und Frieden nur im Grabe. Von den Liebesliedern sind allein aus dem Neuen Reiche fünf Sammlungen erhalten, unverkennbare Vorbilder der althebräischen Liebeslyrik. Der psalmenartige Parallelismus der Versglieder, die Bildersprache, das feine Naturgefühl und die zarte Dezenz, selbst die Bezeichnung von „Bruder" und „Schwester" für das Liebespaar, gemahnt an das „Hohelied Salomonis". Wenn wir erfahren, daß ein Fürst von Byblos in Phönikien sich schon 1100 v. Chr. eine ägyptische Sängerin hielt, so ist es nicht mehr zweifelhaft, auf welchem Wege diese Lyrik nach Palästina gelangt ist. So alt diese Lieder sind, sie bleiben doch ewig jung, weil sie allgemein menschlich sind.

Friedrich v. Oppeln-Bronikowski.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

VIII

Die im Februar 1915 angesetzte Doppeloffensive der Mittelmächte an der Ostfront, und zwar im Süden aus den Karpathen und im Norden von der Angerapp-Stellung, hatte den erhofften großen Erfolg nicht gehabt. Der glänzende Sieg der Deutschen in der masurischen Winterschlacht fand keine entsprechende Ergänzung bei den Österreichern im Süden. Und selbst wenn es der Fall gewesen wäre, mußte eine Wechselwirkung zweifelhaft bleiben in Rücksicht auf die großen Entfernungen. Inzwischen hatte sich aber an der Westfront

das den Deutschen drohende Unwetter in der Winterschlacht in der Champagne entladen. Vom 16. Februar bis zum 20. März dauerte mit mehrfachen Pausen das schwere, aber für die Franzosen annähernd erfolglose Ringen, der sich immer wiederholende Ansturm gegen die langgestreckten Höhen der Champagne pouilleure — der Lausechampagne — an. Schon auf diese Zeit trifft die Behauptung des Generals v. Falkenhayn zu, daß die alte Wahrheit bestätigt wurde, daß der Soldat, der Disziplin im Leibe hat, mit dem Herzen bei der Sache ist und angreifen gelernt hat, jeder Lage im Kriege gewachsen ist, auch wenn die systematische Friedensübung für die passive Abwehr etwas stiefmütterlich behandelt sein sollte. „Nirgends haben die wundervollen kriegerischen Eigenschaften des deutschen Mannes, wie er vor der fluchwürdigen, weil ebenso unnötigen wie unfruchtbaren Revolution war, in Verbindung mit seiner straffen Schulung größere Triumphe gefeiert als im Stellungskriege“ (S. 36: Falkenhayn, „Entschließungen der Obersten Heeresleitung 1914—1916“).

Nachdem die vorstehend angedeuteten Flügelangriffe an der Ostfront keine die Lage im großen ändernden Ergebnisse gezeitigt hatten, trug sich Falkenhayn schon im März 1915 mit dem Gedanken, die Leitung der Operationen dort selbst in die Hand zu nehmen. Entscheidend war dabei, daß die österreichische Front zusammenzubrechen drohte, wenn ihr nicht durchgreifende Entlastung zuteil würde. — Für eine große Unternehmung kam das beginnende Frühjahr bei den schlechten Wegen noch nicht in Frage, abgesehen davon, daß Mitte März noch nicht zu übersehen war, ob die Angriffe der Franzosen an der Westfront schon im Abflauen begriffen seien. Ohne ihre starke Schwächung zugunsten der Ostfront mit allen sich daraus ergebenden Gefahren war aber eine große Offensive im Osten unmöglich. So blieb denn die Lage der Österreicher an ihrer Front dauernd gespannt. Am 22. März ging die Festung Przemysl an die Russen verloren.

Die Lage wurde noch durch die zweifelhafte Haltung Italiens stark erschwert. Es klärte sich immer mehr, daß dieses abtrünnige Glied des Dreibundes sich keinesfalls auf die Seite der Mittelmächte stellen würde, und der Augenblick rückte schon näher, wo mit dem Eingreifen auf seiten der Entente gerechnet werden mußte. Die deutsche Oberste Heeresleitung hat sich zu Mühe gegeben, um dieses, wenn nicht zu hindern, so doch wenigstens zu verzögern, denn wenn vor glücklicher Einleitung der Offensive im Osten die Italiener gegen die Österreicher losschlugen, so war nicht abzusehen, wie diese an den Entscheidungen gegen die Russen sich noch wirksam beteiligen würden. — Falkenhayn hat diese Möglichkeit frühzeitig ins Auge gefaßt und schon Anfang Februar durch Vermittlung des österreichischen Generalstabschefs zu dem Versuch gedrängt, doch noch eine Einigung zwischen Italien und der k. k. Monarchie zuwege zu bringen. Die Einzelheiten hat der bevollmächtigte österreichische General im deutschen Hauptquartier, Graf Stürkh, der die Vermittlerrolle dabei gehabt, in seinen Erinnerungen ziemlich genau geschildert. Dabei ist auch erzählt, welche tiefe Abneigung und mehr als kleinliche Rivalität den Generalstabschef Frhn. Conrad v. Hötzendorf gegen die Deutschen allgemein beseelte, und erläutert, welche tiefe innere Schwächen die deutsche Koalition mit Österreich-Ungarn in sich barg. Der österreichische Außenminister Baron Burian ist zunächst jedem Entgegenkommen Italien gegenüber ablehnend gewesen, auch der Kaiser Franz Joseph entschied, daß Gebietsabtretungen Österreichs nicht in Frage kommen könnten. Am 27. März bot aber doch Burian Italien Welschtirol mit Trient an gegen das Versprechen wohlwollender Neutralität und freier Hand für Österreich auf dem Balkan.

Die Schilderungen des Grafen Stürkh sind durch eine kürzlich erschienene Schrift des italienischen Brigadegenerals Alberto Adriano ergänzt. Dort wird genauer auseinandergesetzt, wie Falkenhayn noch einmal im April den in Berlin beglaubigten italienischen Militärattaché Oberstleutnant Bongiovanni mit Geschick vorgeführt hat, daß Italien von der Entente nicht viel mehr nach harten kriegerischen Kämpfen gegen Österreich erhalten würde, als dieses freiwillig abzugeben bereit wäre. Aber Italien blieb hartnäckig, wie ein Damoklesschwert schwebte vom März ab die Kriegserklärung des ehemaligen Mitgliedes des Dreibundes über den Plänen der deutschen Obersten Heeresleitung.

England hatte schon gegen das Jahresende 1914 Pläne zur Forcierung der Dardanellendurchfahrt, namentlich auf Drängen des ersten Lords der Admiralität, Winston Churchill, entworfen. Mit einem großen Auf-

band englisch-französischer Seestreitkräfte fanden im Februar 1915 mehrfach Beschießungen der veralteten, nur dürftig erneuerten türkischen Befestigungen statt. Denn auch stellenweise stärkere Wirkungen erzielt werden konnten, so war es doch eine Täuschung, unter dem Schutz des Feuers der Schiffe die Durchfahrt erzwingen zu können. Der am 18. März 1915 unternommene Versuch scheiterte unter Verlust von drei Großkampfschiffen, die sanken, die kleineren Fahrzeuge nicht gerechnet. Die Entente mußte einsehen, daß auf diese Weise die Durchfahrt, um den Russen das fehlende Kriegsmaterial, namentlich Munition zu bringen und am Bosporus festen Fuß zu fassen, sich nicht erzwingen ließ. Da die Bereitstellung von Landungstruppen auf den Inseln im Ägäischen Meere keinen Zweifel über die weiteren Absichten der Gegner aufkommen ließ, befahl der türkische Vizegeneralissimus und Kriegsminister Enver Pascha im März die Aufstellung einer Armee auf der Halbinsel Gallipoli, unter dem Oberbefehl des deutschen Generals Liman v. Sanders, türkischen Marschalls. Es sollte noch mehr als ein Monat vergehen, ehe die Landungen versucht wurden. — Griechenland wollte seine Neutralität wahren, was auch durch die Entlassung des Ministerpräsidenten Venizelos, der den Anschluß an die Entente betrieb, zum Ausdruck kam.

General v. Zwehl.

Aus dem Berliner Musikleben

Concerto Grosso

Die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Umwälzungen, die als Folgeerscheinungen des Krieges alles durcheinander schüttelten, räumten den „Jungen" in jeder Hinsicht den ersten Platz ein, so daß Reife, Können, Kultur zu den verhöhnten und — verpönten Dingen gehörten, denen Unreife, Stümperei, Unwissenheit, protzenhaft sich erdreistend, gegenübergestellt wurden.

Schon ist der Höhepunkt dieser vielgepriesenen Epoche vorüber, schon ist der Maßstab in der Literatur, in den bildenden Künsten wieder etwas höher gerückt worden. Nur in der Musik, der jüngsten und vogelfreiesten der Künste, brennt der Kampf auf das Heftigste, wenngleich gewisse Anzeichen im Publikum wie auch bei der — neue Wendungen witternden — Kritik eine künftige Atmosphäre strenger, reiner Gesetzmäßigkeit ahnen lassen.

Die beängstigende maschinelle Entwicklung und Ausartung während des letzten Jahrzehnts hat unser Ohr viele neue, fremdartige Laute, Tonfolgen und „Themen" hören gelehrt. Schon die Herren Marinetti & Co. verkündeten 1913 den Sieg der futuristischen Musik, die nichts anderes ist als fixiertes Geräusch, ja im Grunde nur die ad absurdum geführte Wagnerische Illustrierung von Personen und äußeren Vorgängen.

Wer in der Musik eine Grammophonplatte alles Irdischen, die Wiedergabe alltäglicher Laute und Geräusche vernimmt, der kann getrost in den heutigen Futuristen, benannt „Atonale", Genies erblicken, die den vom Lärm, Gestank und Hetztempo der modernen Straße zerrütteten Hörer in vorschriftsmäßige Ekstase versetzen. Wessen Auge jedoch den giftigen Nebel, der unsere mechanisierte und amerikanisierte Welt umschleiert, zu durchdringen vermag, wessen Sinne den himmlischen Ursprung alles Erklingens spürend einen Widerhall menschlicher Sehnsucht darin erhoffen — der erkennt die Taten dieser Pseudo-Genies als mehr oder minder aufrichtige Versuche bedrängter Gemüter, das Wirrsal des „Jetzt" in entsprechende rhythmische Hülle zu bannen.

Die Art solcher Versuche bedingt ein Gemisch von Konjunkturausbeutung und ehrlichem Streben, Unfähigkeit und Begabung, die zu sondern und richtig zu werten große Ansprüche an Instinkt sowie Erkenntnis stellt, und demjenigen, der im Urteil der Fachgenossen, in der Angst „rückschrittlich" zu wirken, befangen ist, manche Äußerung entschlüpfen läßt, die oft kaum einige Monde später widerrufen oder stillschweigend geändert wird.

Wie beschämend viel (und wie töricht!) ist nicht über die feierlich proklamierte „Atonalität“ geschrieben und geredet worden!!

Wer hätte beispielsweise anno 22 vorauszusagen gewagt, daß Krenek, der jetzt 25 jährige Wiener Neutöner, ein „Concerto grosso“ komponieren würde?

Besagt nicht schon dieser Titel — vorhändelscher Zeit entlehnt —, daß die Fäden des „Jetzt“ zögernd wieder beim „Einst“ anknüpfen, vielleicht in der halbbewußten Empfindung, daß Plan und Muster des unbedacht gesponnenen Gewebes weder schön noch dauerhaft sind?

* * *

Die Herbst-Aufführung der Staatsoper von Kreneks „szenischer Kantate“ „Die Zwingburg“ zeigte diese Quintessenz kommunistisch-futuristisch-atonal-kubistisch gerichteter Ideale als Prototyp der rhythmischen Geräuschoper. Kleibers straffende, anfeuernde Leitung rückte die merkwürdige Stileinheit der musikalischen Geräusche, des Textes (Werfel), der Bühnenbilder (Pirchan) in besonders helles Licht. Mit welchem Applaus wäre Kreneks Machwerk im Herbst 1919 oder 1920 aufgenommen worden! Und daß die „Zwingburg“ so gleichsam retrospektiv gefilmt entstand — läßt die „göttliche Sendung“ dieses ausgerufenen Genies zum mindesten anzweifeln.

Otto Klemperer stellte in seinem dritten Orchesterabend Kreneks neues Concerto grosso zur Diskussion. „Ein enormer Fortschritt, etwas wahrhaft Schöpferisches“ — beteuern seine Apostel.

In dem fünfsätzigen Stück, das die äußeren Merkmale jenes alten „Concerto“-Gebildes benutzt, kämpfen Soloviolinе, Soloviola, Solocello mit — respektive gegen — (je) zwei Flöten, Oboen, Klarinetten, Fagotte, Hörner, eine Trompete und Streichquintett.

Der aufmerksame und unvoreingenommene Hörer kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß eine äußerst geschickte Hand — nach verschiedenen Vorbildern arbeitend — jede Instrumentengruppe gegeneinander willkürlich um Ganz- und Halbtöne zu hoch oder zu tief notierte, so daß ein verstimmtes, rhythmisches Gefüge zustande kommt, das bei einigem guten Willen sorgsam zu entwirren eine leichte und dankbare Aufgabe zu sein scheint. Wenige Stellen tragen originelle Farben, d. h. die Instrumente sind ihres landläufigen Charakters entkleidet und wirken „neu“.

Diese Vision eines anti-schematischen, doch natürlich entstandenen Klangbildes währt nur flüchtige Sekunden, wieder bedrückt uns mißtönende Langeweile, wieder plagt uns die Vorstellung, daß der Komponist seine musikalischen Erlebnisse und Betrachtungen skrupellos die eigene Kritik passieren läßt und sie wahllos aneinanderreiht.

Klemperer, im militaristisch-organisatorischen Sinne ein geborener Dirigent, führte mit präziser Könnerschaft die Philharmoniker durch das Kreneksche Gestrüpp. Er scheint langsame Tempi zu bevorzugen. Sowohl Schuberts „Unvollendete“ (der erste Satz ist überschrieben Allegro *moderato!*), als auch Schumanns A-moll-Konzert dehnten sich unerträglich in die Länge.

Den Klavierpart hielt Arthur Schnabel, und die Rollen waren vertauscht: am Flügel ein anschmiegender, flüssiger *Begleiter*, am Pult der eigenwillig konzertierende Solist.

Seit Gustav Mahler, dem Außerordentlichen, und von ihm beeinflußt haben junge und jüngere, berühmte und unberühmte Stabführer ein Gottesgnadentum des Dirigierens errichtet und diese Nebenkunst zum Selbstzweck gewandelt. Die Mittler zwischen Werk und Hörer (resp. Schauendem) beanspruchen heute Virtuosenehren. Bescheiden muß das Werk in den Schatten treten, während titulierte Dirigenten, Regisseure, Bühnenbildner sich sonnen. Wahre Kunst fordert unerbittlich unbeschränkteste Hingabe, vor allem jedoch den Verzicht auf persönliche Eitelkeit und Machtgier, die, unterstützt von den nötigen „Ellenbogen“, im heutigen Dasein so rasch die Sprossen vergänglicher Ruhmesleiter hinauftragen.

Darum, ihr Willigen: zurück zur Selbstentäußerung und durch sie zur Kunst.

„Barocco“

Um bei dem ewig sensationsgierigen Publikum sicheren Erfolg zu ernten, muß man das physische Bild klavieristischer Leistung möglichst anschaulich machen, überdeutlich dartun, welcher Aufwand an Verrenkungen und Schnaufen, Schwitzen und Stöhnen nötig ist, eine Aufgabe zu absolvieren.

Die Kraftprobe wird dann von den Zuhörern, besonders den weiblichen, als an-

malische Potenz bewertet, die Materie mit dem Geist des Kunstwerks verwechselt.

Dieser sozusagen „barocken" Richtung der Nach-Lisztschen Epoche (das italienische Wort „barocco" bedeutet geschmacklos, lächerlich, verschroben —) steht die „gotische" gegenüber, welche Beherrschung der Form, Sparsamkeit äußerer Mittel, ökonomische Verteilung der Kräfte mit Strenge fordert. Hauptrepräsentanten beider Schulen waren D'Albert und Busoni, jener dem Vorstellungskreis Wagners entstammend, dieser aus Bach und Mozart erblühend.

Immer wird das animalische „Barock" heftig in die Erdenbreite schweifen, die beseelte „Gotik" priesterlich himmelwärts streben, zeitlich die eine, zeitlos — nach menschlichem Ermessen — die andere. Der zweifellos begabte Walther Gieseking gehört in die „Barock"-Welt.

Die anmutigen Schnörkel des Chopinschen E-moll-Konzert bauschten sich unter seinen Händen zu derben Voluten, die Romanze schwankte zwischen süßlichem Gesäusel und jähem sforzato, das Rondo gab ein Musterbeispiel für laute Akrobatik des Oberkörpers.

Dem massiven Chopin folgte ein Klavierkonzert des Oldenburger „Generalmusikdirektors" J. Kopsch, der seinem Partner an geräuschvoller Interpretation nichts nachgab und im übrigen mit dem umsichtigen Musikantentum des tüchtigen Theaterkapellmeisters, der an provinzielle Werkzeuge gewöhnt ist, gewissenhaft den Stab führte. Sein anspruchsvoll sich gebärdendes Konzertstück zeigt die Arbeitsweise des gebildeten Opernkenners, der imstande ist, sich geläufig auszudrücken. Sehr unmotiviert erschien die „fast feierliche" Orgel, deren Kathedralen-Apotheose nie ohne zwingenden Grund heraufbeschworen werden sollte.

Hatte Gieseking schon bei Chopin und Kopsch überzeugend vorgeführt, daß Klavierspielen eine kaum zu erringende Dressur verlangt, so bewies er in den Virtuosen-Impressionen Manuel de Fallas (fälschlicherweise vom Komponisten „Symphonische" Impressionen benannt), daß ihm kein technisches Problem unlösbar scheint; Oktaven prasselten, Glissandi zischten, Akkorde dröhnten, Arpeggien rauschten — ein Brillantfeuerwerk illuminierte die „Spanischen Gärten", von deren traumhafter Romantik sich der sehnende Mitteleuropäer allerdings wesentlich andere Vorstellungen macht. De Falla, vorteilhaft bekannt geworden durch das „Russische Ballett", verarbeitet gleich seinen Landsleuten Albeniz und Granados reizvoll-prägnante spanische Volksweisen in französischer Manier, ohne die Eigenart der Themen durch angemessene Instrumentierung und charakterisierende Form hervorzuheben.

Auch der Dirigent, den Intentionen des Pianisten bereitwillig nachgebend, trug die Farben allzu dick auf, so daß eine gewisse Monotonie der Übertreibung entstand und beispielsweise das zweite Stück, betitelt „Danza lejana" („ferne Tanzmusik"...) einem recht nahen Getöse glich.

Schade, schade ...... Giesekings ursprüngliche und kräftige Begabung sollte in Ruhe und Selbstzucht reifen, nicht aber vor einem hemmungslosen Publikum immer mehr sich verirren.

Wird jemals eine kunstbeflissene Konzertdirektion erstehen, die den moralischen Mut aufbringt, Dirigent, Orchester, Solist unsichtbar musizieren zu lassen, so daß dem Lauschenden die Musik als solche vernehmbar wird, ohne gleichzeitig eine Benachteiligung durch physische Suggestionen erleiden zu müssen?

Tönende Luft

Noch trägt das gemarterte Ohr den Nachklang des mißtönenden Tages, noch beschweren uns die unerfreulichen Eindrücke „zeitgenössischer" Musik — als wir in die Singakademie traten, Berlins eigentlichem und seiner Bestimmung am Echtesten dienenden Konzertraum.

Das hier wenig oder gar nicht bekannte Budapester Lénerquartett, dem vorzügliche Berichte aus Osten, Süden und Westen vorauseilen, soll Haydn, Respighi (Manuskript), Beethoven spielen. Ein Kritiker teilt dem erstaunten Kollegen mit, daß die kostbare Stradivari des Primus ein mit reichem Schnitzwerk verziertes Instrument und von unschätzbarem Wert sei. Die Herren Jenö Léner, Josef Smilowitz, Szándor Roth, Imre Hartmann, nicht ungewöhnliche Erscheinungen im bürgerlichen Frack, verbeugen sich, nehmen Platz.

Kaum sind — in reinstem Wohllaut — die ersten Töne aufgeschwebt, als alle Disharmonie der Umwelt, mit ihren Sorgen und Kümmernissen schwindet. Sehr selten wird

in solcher Stärke offenbar, daß Musik gehört werden muß, und die Erquickung, die das lauschende Gemüt in diesem untrennbar verschmolzenen Vierklang genießt, ist unbeschreiblich. Technische Vollendung bis zur wiedererworbenen Einfachheit, höchste Konzentrierung auf Klang ohne das minimalste Nebengeräusch, vor allem die feinfühligste Enthaltung von jeglichen Virtuosen- oder Solistenmanieren schaffen ein beseeltes Tönen, das einem Instrument, ja vielmehr der Atmosphäre selbst zu entströmen scheint. Wohl pulsiert im Ungarn Geigen-Wohllaut und Rhythmus kräftiger als in anderen Nationen, wohl steckt in ihm ein besonderes, atavistisch übernommenes Talent — doch führt ein weiter und beschwerlicher Weg von ungezähmter Naturanlage zu vollendeter Kunst. Um so bewunderungswürdiger dies Ergebnis eigener Meisterung, bewußten Sichbescheidens im Dienste des Kunstwerks. Jeder Musiker sollte hier hören und lernen.

Respighis saubere, sympathisch-ehrliche, nur zu breit geratene Arbeit „in modo dorico“ (dem Léner Quartett gewidmet) gewann unter solchen Händen ungeahnte Wirkungen.

Den Höhepunkt dieses hohen Abends bildete Beethovens Cis-moll op. 131.

Wie eine Ahnung anderer Welten, in erschütternder Klage um Verlorenes rührten die Sphärenklänge des letzten Satzes, dieser menschlichsten Musik, an Herz und Erinnerung des Fühlenden.

* * *

Welch dichte Reihe berühmter, vortrefflicher, ausgezeichneter Quartette zog seit Joachims Tagen musizierend über die Erde: das letzte Ziel der Kammermusik verwirklicht am reinsten das Léner-Quartett.

Leonard Thurneiser.

Berliner Theater

Die Mischung von Philosophen und Filmregisseur, die noch vor wenigen Jahren überraschte (und schließlich, warum auch nicht — wäre daraus eine fruchtbare Synthese nicht denkbar?), erscheint jetzt schon recht abgestanden, wie Georg Kaiser es mit seinem neueinstudierten „Von Morgens bis Mitternachts“ (Schiller-Theater) erneut nachdrücklich bewies.

Der kleine Kassierer, der nach dem Griff in die Kasse verzweifelt nach der Ware sucht, „die man mit dem vollen Einsatz kauft“, ist hier doch zu sehr nur interessanter psychologischer Versuch, der freilich etwas billig zu Ende gedacht ist: mit dem Selbstmord als „Lösung“, und die schnell vorüberhuschenden Bilder mit ihrem verblüffend wirksamen Umweltschilderungen geben dem Ganzen wiederum ein zu lebhaftes Tempo, als daß man den konstruktiven Verstand gar zu störend empfinde. Doch Hirn und Formbegabung allein tut's nicht, und Kaiser selbst gibt in seinem vielbewunderten programmatischen Aufsatz „Der Dichter und das Drama“ die Formel, an der er als Dichter scheitern mußte: „Wer die Vielheit ungedachter Ideen begriff, hat keine Zeit zur Liebe.“ Das ist es: er hat keine Zeit zur Liebe — man merkt es seinen Gestalten immer wieder an.

Die Entlarvung des Geldes, die Bloßstellung der Armee Christi, der Heilsarmee, alles das ist doch nicht tief genug, leidenschaftlich genug durchlebt, um ihm das Recht zum Bannfluch darüber zuzuerkennen — — trotz allen geschickten Bühnenmitteln: Der Posaunenstöße des Selbstmörders zu seinem eigenen jüngsten Gericht, oder die schmerzliche Klärung des letzten Irrtums: „Mädchen und Mann.“

Man hat zu sehr Abstand von alledem, man sitzt da, einmal, als wäre man in einer klugen Vorlesung im Psychologischen Seminar — mit hübscher rethorischer Leistung nebenbei (im Hörsaal eine besondere Seltenheit) — und dann wieder glaubt man sich in ein Kino versetzt vor einen gut gedrehten Film; und denkt bedauernd: „. . . der hat keine Zeit zur Liebe.“

Alexander Granach war als Kassierer die geeignete Schauspieler-Persönlichkeit, denn er verfügt über die gleichen künstlerischen

Mittel als Schauspieler wie Kaiser als dramatischer Schriftsteller: volle Beherrschung der Form und scharfe Durchdachtheit der Rolle, doch dabei: Mangel an Herz trotz allem künstlich gesteigerten „inneren“ Tempo.

Wie schwach wirkt dagegen das „technische“ Können Carl Rehfischs, wenn er auch mit noch rücksichtsloserer, alles vergewaltigender Logik an die Durchführung seiner „dichterischen Idee“ geht, die er in seinem „Wer weint um Juckenack?“ (Volksbühne) dramatisch gestalten möchte. Das Thema, das sich Rehfisch zum Vorwurf nahm, könnte, wenn auch nicht neu, doch sehr anregend sein: Der hat kein Recht zum erlösenden Sterben, über dessen Tod niemand aufrichtig weint. Dieser arbarmungslose Satz klemmt sich nun dem Juckenack, dem ehemaligen Feldwebel und kleinen Gerichtsbeamten, der sein Leben sinnlos dahintrottete, als Begleiterscheinung einer schweren Herzaffektion in Brust und Gewissen fest und läßt ihn zur schroffen Wandlung kommen. Soweit ist alles recht schön: doch die Art, wie der Drang, jemand durch Wohltaten in die Fron der Liebe zu zwingen, sich bei diesem Menschlein äußert, bereitet dem anfänglich aufrichtig Teilnehmenden eine schwere Enttäuschung. Jedesmal, wenn man vom Autor einen klugen befreienden Griff erwartet, jedesmal, wenn man denkt: jetzt kommt der Mensch zum Durchbruch, der das Gesetz seines liebenden Ich dem bestehenden Gesetz aufzwingt oder der an dem erbarmungslosen Schema, das sie „Leben“ nennen, sich ausblutet, — immer wieder sieht man nur die dienstfertige Grimasse des Autors, der hundertmal überzeugender Gesagtes von der Vergewaltigung der Liebe und vom Haß des Beschenkten mit armen Worten neu herbetet in der deutlichen Absicht, als sozialer Bußprediger und abgeklärter Richter des Rechtes beim Volksbühnen-Publikum seinen Erfolg zu machen. Und das Publikum ist artig genug, seine beflissenen Anstrengungen freundlich aufzunehmen. Herr H. George als Juckenack gab sich seiner Rolle mit großem Eifer hin, doch er hätte auch durch weniger tüchtiges Spiel an dem Erfolg des Stückes in der Volksbühne kaum etwas ändern können.

Nachdem die aus Frankreich eingeführten Lustspiele sich als ebenso unbedeutend erwiesen haben wie die hiesigen Erzeugnisse, hat man es auch einmal wieder mit einer englischen Komödie versucht. Das Lessing-Theater bestätigte nur mit der „Mrs. Dot“ von Maugham erneut, daß auch im England der Gegenwart keine Shakespeares die Lustspiele schreiben.

Was dieser Theatermonat sonst noch brachte, verdient größtenteils keine Erwähnung, die wenigen verdienstlichen Aufführungen, die sonst noch zu nennen wären, sollen im nächsten Hefte ihre Würdigung finden.

W. F.

Politische Rundschau

Die Spalten unserer deutschen Zeitungen sind mit Berichten über die Barmats und Kutisker gefüllt, nun schon in den dritten Monat hinein. Was an Raum übrig bleibt, wird der Preußenkrisis gewidmet. Beinahe unbeobachtet kann das uns feindlich gesinnte Ausland die verhältnismäßige, wenn auch nur vorübergehende Klärung der Weltlage benutzen, um die Knebelung, die in den drei letzten Jahren etwas lockerer geworden war, noch fester als vorher zu machen. Bei dem scharfen Auseinandertreten der Angelsachsen und der asiatischen Mächte in zwei Gruppen zeigt sich an der Ruhe, mit der die neue Knebelung erfolgt, daß die anderen uns für vollkommen mit unseren inneren Angelegenheiten beschäftigt glauben und uns keinerlei ernsthaften Widerstand zutrauen. Das Ministerium Luther-Stresemann wird in dieser Hinsicht voraussichtlich in der Geschichte das Gegenbild zu dem Ministerium Cuno bilden. Das deutsche Volk gibt sich in Köln und München dem Karneval ohne Bedenken hin wie kaum je in Friedenszeiten und läßt sich den Karneval im preußischen Landtag und in den Untersuchungsausschüssen gefallen. Unterdessen handeln die anderen.

Da Deutschland das Verbleiben der Engländer in Köln am 10. Januar mit ein paar leeren Worten des Einspruchs hingenommen

hat, lassen sich die Weltmächte mit der Weitergabe des Kontrollberichtes an die Reichsregierung Zeit. Es war ihnen anfangs nicht wohl zumute, als sie keinen anderen Grund für die Nichträumung Kölns fanden als seine Verzögerung. Sie machten um Weihnachten und Neujahr reichlich viel Sprüche darum und schworen, daß es sich nur um zwei oder drei Wochen handele, dann werde der Bericht fertig sein und in Berlin überreicht werden. Da wir nicht in die gleiche Aufregung wie sie gerieten, geschweige denn, wie sie vermutet hatten, in eine größere, so halten sie nunmehr den Bericht getrost so lange zurück, wie es ihnen für den Fortgang ihrer Verhandlungen untereinander rätlich erscheint. Die Regierung Luther-Stresemann will nicht sehen, daß wir inzwischen bei den Entschließungen über den Rhein vollständig ausgeschaltet worden sind. Sie betont wieder und wieder ihre Bereitschaft, an einem Sicherheitspakt mitzuwirken. Aber niemand im Westen denkt daran, unserer Mitwirkung an dem Pakte noch einen Wert beizumessen. Über den Rhein sind sich die anderen im Grundsatz einig geworden. Sie werden, wenn nicht mehr irgendeine Störung von außen her sie wieder daran irre werden läßt, die rheinische Frage über den Völkerbund durch die Erklärung der beiden Rheinufer zur entmilitarisierten Zone lösen. Die Berufung der rechten Hand Fochs, des Generals Destikker, zum Vorsitz des Völkerbundsausschusses für die dauernde militärische Kontrolle über uns und die Anerkennung, daß die Kontrolle über gewisse „stabile Elemente“ an den rheinischen Brückenköpfen verfügen müsse, schufen die Voraussetzung dafür, daß sich Frankreich mit einem allgemein gehaltenen Bürgschaftsvertrage der drei Weltmächte, England, Frankreich und Belgien, für den Westen zufrieden gibt. Das Ringen geht seitdem nicht mehr um den Rhein, sondern nur noch um die Einbeziehung Polens in die Bürgschaft. Im September des vorigen Jahres lockte uns England, wir würden vielleicht sofort den Korridor wiederbekommen, wenn wir in den Völkerbund hineingingen. Heute dürfen wir den Franzosen die Sicherheit verschaffen, daß ihren Freunden an der Weichsel von uns nie mehr ein Leid angetan werden wird, wenn man uns erlaubt, uns an der Bürgschaft zu beteiligen, durch die uns endgültig und ein für allemal der Rhein von der Quelle bis zur Mündung machtpolitisch entrückt wird.

In diesen monatlichen Übersichten ist all die Jahre hindurch immer wieder auf den Zusammenhang der eidgenössisch-französischen Politik mit der deutsch-französischen Politik hingewiesen worden. Es ist seit Monaten um die Genfer Zonenabkommen still geworden. Die Franzosen haben ihren Willen durchgesetzt, und die Schweiz hat sich damit getröstet, daß sich der Haag mit der Angelegenheit beschäftigen wird. Inzwischen hat sie auch in der oberrheinischen Frage nachgegeben. Sie wird an der Ausbeutung der Wasserkräfte unseres Stromes beteiligt und findet sich mit dem Anschluß Basels an den Großschiffahrtsweg Rhein—Rhone ab. Schweizer Wirtschafter sind der Regierung und dem Volke bei den Verhandlungen in den Rücken gefallen, in deren erstem Abschnitt auch die deutsche Regierung es nur zu sehr an der der Schweiz gegenüber gebotenen politischen Einsicht und Entschiedenheit fehlen ließ. Ergeben haben sich am Rhein nur unsere tapferen Volksgenossen an der Saar noch nicht. Sie haben sich soeben mit der Forderung nach Genf gewandt, daß der französische Einfluß in ihrer Regierungskommission gebrochen und ein anderes Mitglied der Kommission, nicht der Franzose, deren Vorsitz übernehmen möge. Frankreich setzt ihnen die feste Erklärung entgegen, daß es nicht an ein Zurückweichen denkt. Es wiederholt lediglich seine Versicherung, daß es die Zahl seiner Truppen im Saargebiet vermindern werde, sobald der Ausbau der Gendarmerie genügend gefördert sei; diese Gendarmerie aber wird von französischen Offizieren befehligt.

Aber warum spielt die Tschechoslowakei in dem englisch-französischen Ringen um die Ausdehnung des Bürgschaftsvertrages nicht dieselbe Rolle wie vormals? Früher nannte Frankreich sie und Polen stets zusammen. Die französische Regierung dürfte damit rechnen, daß die Tschechen demnächst von anderer Seite Schutz erhalten werden.

Die „Morning Post“ meldete vor kurzem, daß das französische Mitglied des Völkerbundsausschusses für die Sanierung Österreichs eine Wirtschaftsunion zwischen Ungarn und Österreich vorgeschlagen habe. Ihr sei später die Tschechoslowakei anzugliedern. Die deutsche wie die österreichische Wirtschaft läßt den Zusammenbruch des Sanierungswerkes mit Seelenruhe auf sich zukommen, ohne irgendeine Anstrengung zu machen, ob nicht durch eine rasche und entschlossene wirtschaftliche Verständigung zwischen Deutschland

und Österreich dem nahenden Unheil vorgebeugt werden kann. Daher glaubt sich Frankreich an der Donau wieder so dicht am Ziel wie am Rhein. Offenbar ermutigt, fand es den Augenblick gekommen, um die Katze aus dem Sacke zu lassen. Von anderer Seite wird freilich der Sorge Ausdruck gegeben, daß der Zeitpunkt, zu dem das Scheitern des Seipelschen Versuches unleugbar wird, die Aufteilungsbestrebungen der Nachbarn Österreichs, denen Seipel in die Arme fiel, wieder aufleben lassen würde; sie hätten diesmal, da ein Versuch wie der Seipels nicht zweimal gemacht werden könnte, unvergleichlich viel mehr Aussicht auf Erfolg als das erste Mal. In welcher Richtung immer die Dinge an der Donau sich entwickeln werden, auch von dort her greift uns Frankreich wieder an die Kehle, wir spüren es fast schon nicht mehr. Wir sind stumpf dagegen.

Polen hat beim Völkerbunde in seinem Vorgehen gegen Danzig Unrecht erhalten. Aber es denkt nicht daran, seine Haltung zu ändern. Die Botschafterkonferenz sprach ihm die letzten noch umstrittenen Weichseldörfer zu. Ostpreußen ist bis auf den letzten Zoll Bodens von der Weichsel abgedrängt. So schwer jedoch jede neue Gewalttat auch wieder wiegt, noch bedrückender ist zur Stunde, daß sich offenbar auch ein großer Schlag gegen alle unsere Minderheiten im Osten vorbereitet. Das Leben in ihnen, ihre Widerstandskraft und ihre wachsende Regsamkeit, ihre Fühlungnahme untereinander und mit uns — es waren Lichtblicke in der Finsternis der vergangenen Jahre. Die spärlichen, verkrüppelten Rechte, die in Genf den Minderheiten zugestanden wurden, weil man glaubte, dem Völkerbundsgedanken wenigstens darin Ausdruck geben zu müssen, gab unseren Volksgenossen vom Finnischen Meerbusen hinunter bis zur Adria den Boden unter die Füße, auf dem sie sich aufzurichten vermochten. Der Boden war schmal, aber er trug sie. Dessen sind sich nun auch die Feinde des deutschen Volkes bewußt geworden. Mit dem Wetter, das sich am Rhein und an der Donau wie an der Weichsel zusammenballt, zog sich auch ein Wetter über unsere Minderheiten im Osten zusammen. Die politischen Nachwirkungen unseres unseligen Werbens um das Sachverständigengutachten und unserer Nachgiebigkeit in London entladen sich jäh und schonungslos. In diesem Zusammenhang wollen die Vorgänge in Jugoslawien eingeordnet werden. Es handelt sich dort um die Kroaten und Slowenen neben unseren Volksgenossen als Minderheiten. Der Wahlkampf ist wider sie alle mit der äußersten Erbitterung und Gewaltsamkeit geführt worden. Der Serbe fühlt, daß ihm die beiden anderen slawischen Stämme, die seinem Königreiche 1919 einverleibt wurden, innerlich und wesenhaft ferner sind, als es die nationalistischen und Rassen-Phraseologen der letzten Jahre je für möglich hielten. Sie müssen heute von dem Sieger schon das Los härtester Unterdrückung leiden, das unsere Volksgenossen in Südtirol zu tragen haben. Es ist das Los, was vielleicht schon bald allen unseren Minderheiten droht. Kommt es über sie, so werden sie sich wehren, wie sich die Minderheiten in Jugoslawien wehren.

Es gibt auf unserer Rechten Männer, die darauf harren, daß der erste aufzuckende Blitz und der erste Donnerschlag unser Volk aufrütteln. Sie verlassen sich darauf, daß wir in den Jahren 1923/24 im Inneren vorwärts gekommen sind, und sind überzeugt, daß es nur eines gewaltigen Feuerzeichens bedarf, um die ganze innere Entwicklung nach außen zu kehren. Den Beweisen für die Wendung im Inneren sind wir auch hier die Zeit hindurch mit Liebe und Zuversicht gefolgt. Was an Bedenken gegen ihre Auswirkung vorliegt, darauf wurde im vorigen Bericht hingewiesen. Noch läßt sich nur hoffen, doch keinem festen Glauben Ausdruck geben.

Es gibt freilich auch noch andere Männer in unserer Mitte, die ihre Erwartungen auf die deutsch-französische Wirtschaftsverständigung richten. Die Verhandlungen über diese nehmen einen so stockenden Verlauf, daß es kaum noch gerechtfertigt erscheint, sie zurzeit als Verhandlungen zu bezeichnen. Trendelenburg und Raynaldi machen in kurzen Abständen einander Mitteilungen, die die Gegenseite ebenso regelmäßig nach kurzer Überlegung als unannehmbar zurückweist. Irgendeine politische Absicht ist in dem Hin und Her nicht zu erkennen. Frankreich wartet vermutlich ab, in der Überzeugung, daß uns unsere außenpolitische Schwäche bis zum Sommer wieder erdrückend zum Bewußtsein kommen wird, und daß wir uns dann auch die Bedingungen für unsere wirtschaftspolitischen Beziehungen zu ihm werden auferlegen lassen. Auf deutscher Seite nimmt man wohl an, daß Frankreich uns wirtschaftlich braucht und uns deshalb mit der Zeit entgegenkommen muß. Auf diesem

Wege, der vielleicht im vorigen Sommer während der Besprechungen in London nicht ohne alle Aussicht war, ist schwerlich noch eine Entlastung für uns zu erhoffen.

Die Franzosen bauen unterdessen in den Gebieten um die Ostsee ab. Sie vereinigen die drei Gesandtschaften, die sie in Esthland, Lettland und Livland unterhielten, in eine einzige, die in Riga ihren Sitz haben soll. Als Grund geben sie die Besserung ihres Verhältnisses zu Rußland an. Die drei Gesandtschaften haben nie die Bedeutung erlangt, an der die Franzosen bei der Begründung nicht zweifelten. In der letzten Zeit hat der englische Einfluß den französischen so vollkommen verdrängt, daß die Franzosen hier ihr Geld wirklich mit gutem Gewissen sparen können. Nur bleibt abzuwarten, ob die Engländer das Beiseitetreten der Franzosen an der östlichen Küste der Ostsee nicht damit bezahlen werden, daß sie die polnischen Gewaltsamkeiten gegen Danzig freundlicher als bisher ansehen.

Im östlichen Mittelmeer ernten die Franzosen immer noch einmal eine kleine, ihnen süß schmeckende Frucht aus der verfehlten Politik, die dort Lloyd George betrieb. Das plötzliche Wiederaufflackern des Streites zwischen Türken und Griechen wegen der Ausweisung des griechischen Patriarchen aus Konstantinopel hat Frankreich benutzt, um sich sowohl in Athen wie in Angora als befreundete Macht zu guten Diensten anzubieten. Es scheint, daß die Franzosen die Vermittlertätigkeit, die sie entfalten, als brauchbaren Vorwand ansehen, um sich endlich über das englische Sträuben gegen die Bestellung Franklin Bouillons zum Botschafter in Angora hinwegzusetzen und den gewandten Mann wieder ins Herz der Türkei zurückzuverpflanzen. Die Türken beginnen schon wieder mit Anschuldigungen gegen die Politik der Engländer im Irak. Die Wahlen in Ägypten sind nicht den englischen Wünschen gemäß ausgefallen. Am meisten beunruhigen sie, daß sich die Inder des Heimatlandes trotz aller Abmahnungen der englischen Regierung gegen die englische Mandatspolitik in Ostafrika ausgesprochen haben. Die Nachrichten der vergangenen Woche ließen darauf schließen, daß die Dinge der gerade umgekehrt laufen würden. Wir sehen daran, daß alles um den Indischen Ozean her andauernd in Gärung ist und die Lage beständig wechselt. Um so beachtenswerter ist, daß sich die Engländer hier der französischen Quertreibereien noch immer nicht entledigen können und selbst der von ihnen am Rhein zugestandene, obgleich noch nicht erlegte Preis die Franzosen aus dem Orient wegdrängt.

Die Russen sind in voller Arbeit, die ostasiatische Ernte der vergangenen Wochen in die Scheuern zu schaffen. Der in Tiflis tagende exekutive Ausschuß der Sowjets hat aus der Billigung des Vertrages mit Japan seine Hauptaufgabe gemacht. In China sind die Sieger vom vorigen Herbst auch mit dem örtlichen Aufstand in dem Raum um Shanghai fertig geworden. Die Losung: Völker der gelben Rasse und mit gelbem Blute in den Adern sammelt euch gegen die Angelsachsen! wird merkwürdig laut und leidenschaftlich ausgesprochen.

Pertinacior.

Literarische Notizen

Frankreich. Der Kampf um den Rhein und die Weltherrschaft. Von F r i e d r i c h v o n B o e t t i c h e r. 156 S. Leipzig, K. F. Koehler.

Ein eigentümlich anziehendes Buch, wir besitzen kaum ein ähnliches, vergleichbares. Schwungvoll, fast dichterisch in der Sprache. Dabei bringt ein geschulter, fast kalter Verstand klare Beweisführungen. Die Eingangsworte kennzeichnen die Einstellung des Verfassers am besten: „Nicht Sieg und Niederlage entscheiden über Völkerschicksale. Aus sittlichen Kräften werden sie geboren. Der Wille, das Schicksal zu meistern, führt aufwärts.“ Aktivismus im guten Sinne, ohne Verschrobenheiten und phantastische Zielsetzungen.

Einleitende Kartenskizzen, die Frankreichs Ostgrenze 1551 und 1922 und die besetzten Gebiete am Rhein darstellen, geben den Raum. Sie zeigen den breiten Ländergürtel auf, den jenes Volk, gegen Osten fortschrei-

tend, in fast 400 Jahren erobert hat und **lehren** jedem, der Augen hat, sehen, was **Frankreichs** weitere Länderziele sind.

Der Inhalt des Buches ist in vier Kapitel **gegliedert.** Das erste „Der Rhein Deutsch**lands** Strom, aber nicht Deutschlands Grenze" **arbeitet** die politische Bedeutung des Rheins **und** die Folgen einer französischen Rhein**grenze** für Deutschland heraus. Das zweite **schildert** „Frankreichs Vordringen zum Rhein" **mit** bewaffneten Heeren und entwaffnenden **Phrasen** von Karl VII., dem Erfinder der **„natürlichen Grenzen"** Frankreichs, über die **Ludwige** und Napoleonen mit ihren Wieder**gutmachungen** bis zu Clémenceau und **Poincaré,** die Frankreich vor Überfällen sichern **wollen:** schlechtweg meisterhaft in seiner **Kürze** und Klarheit. Im dritten Kapitel wird „Frankreichs Kampf um die Macht gegen Freiheit und Frieden der Welt" rücksichtslos enthüllt. Boetticher gibt eine sehr wertvolle Zusammenstellung des Gehaltes der französischen Schlagworte, besonders der „Einfälle" Deutschlands nach Frankreich und beweist, wie Frankreich immer selbst das tut, was es dem deutschen Volke vorwirft. Diese Analyse französischer Politik und Propaganda ist von großem Werte. Das Schlußkapitel heißt „Erlösung". Ausgehend von den Bestimmungen des Vertrages von Versailles, die das deutsche Volk dauernd geknechtet halten sollen, um der französischen Vorherrschaft willen, zeigt der Verfasser, wie Freiheit und Friede aller Völker Europas und der Erde heute durch Frankreich gefährdet sind. Wenige Seiten über den Weg zur Erlösung durch das deutsche Volk selbst schließen ab.

Die Welt wird sich entscheiden müssen für oder gegen Deutschland. Daran wird sich scheiden Zukunft und Vergangenheit, Recht und Unrecht, Aufstieg und Niedergang, Freiheit und Knechtschaft.

Die Kultur der weißen Menschheit wird untergehen, wenn du untergehst, du deutsches Volk. Du sollst nicht untergehen, du sollst dich erheben jetzt erst wachsend zur Nation. Du sollst dem römischen Gedanken der Knechtschaft dein Freiheitsideal entgegenstellen. Du sollst dich erlösen, dich und die Menschheit. Das ist dein Ziel. Sei gläubig, unbeugsam und stark. Sei stärker als dein Schicksal!"

Möge dies mannhafte Büchlein eine große Verbreitung finden. Es ist ein Trost für die Alten, ein Rüstzeug für die Männer, ein Wegweiser für die Jugend.

v. Loesch.

Deutsches Schicksal. Tagebuchblätter eines Ausgewanderten. Von Kuno Francke. Dresden 1923, Pierson.

Der Professor der deutschen Literatur an der Harvard-Universität, der Begründer des (von ihm in der „Deutschen Rundschau", April 1902, in den Grundlinien gezeichneten) Germanischen Museums der dortigen Hochschule, konnte 1922 sein Handbook of the Germanic Museum (Cambridge, Mass.) in 4. Auflage erscheinen lassen. Das durch großmütige Stiftungen erweiterte, 1921 nach Plänen von Professor Bestelmeyer neugeschaffene ansehnliche Bauwerk mit seinen Altertümern, Nachbildungen deutscher monumentaler Skulpturen und Kleinkunstwerke vom 12. bis 18. Jahrhundert, wird von Hunderttausenden besucht. Gleichzeitig mit der Eröffnung des Neubaues des von Kuno Francke, einem geborenen Schleswig-Holsteiner, geleiteten Germanischen Museums vollendet er seine 1923 bei Weidmann veröffentlichte, von Luther bis Lessing führende Literaturgeschichte („Die Kulturwerte der deutschen Literatur von der Reformation bis zur Aufklärung"). Durchweg selbständig gedacht und anregend geschrieben, ist es eine Darstellung der Neugeburt des deutschen Volkes aus innerem und äußerem Kampf, aus Elend und Schmach und drohendem „Untergang": ein in der verzweifelten Gegenwart durch Rückblick auf eine trostreichere Vergangenheit zur Hoffnung auf künftige Schicksalswende mahnendes Gegenstück. Und als dichterischen Nachklang dieser Gelehrtenarbeit bringen die Tagebuchblätter „Deutsches Schicksal" Franckes Verse während des Krieges, seine Eindrücke in den furchtbaren Zeiten der Heimsuchung jenseits des Ozeans und seine Erlebnisse an Hand seiner jüngsten Einreise. Der deutsche Patriot findet erschütternde Töne in den ersten Kriegsjahren, nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, für die Tage von Versailles, die Abtrennung Oberschlesiens, den Einbruch ins Ruhrgebiet und die unbeugsame Zuversicht, daß Deutschland, wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, die Prüfungen der gegenwärtigen Schreckenszeit überwinden wird. Geist und Gesinnung dieses Ausgewanderten sind der Heimat unwandelbar treu: mögen sie möglichst starke Nachfolge finden unter seinen deutschamerikanischen Schicksalsgefährten.

Anton Bettelheim.

Staaten und Völker nach dem Weltkrieg. Von Hugo Grothe. Ein Nachschlagebuch auf politisch-geographischer Grundlage mit besonderer Berücksichtigung des Grenz- und Auslandsdeutschtums, herausgegeben im Auftrage des „Instituts für Auslandskunde und Auslandsdeutschtum" der Deutschen kulturpolitischen Gesellschaft in Leipzig. Heidelberg, Willy Ehrig.

Das rührige Institut für Auslandskunde und Auslandsdeutschtum in Leipzig hat uns ein Nachschlagebuch geschenkt, das fraglos praktisch ist und allen denjenigen, welche als Politiker, Wirtschaftler, Schriftsteller usw. mit

Arbeiten über das Ausland und das Grenz- und Auslandsdeutschtum beschäftigt sind, nützliche Dienste erweisen wird. Sein Verfasser ist Dr. jur. et phil. Hugo Grothe in Leipzig, der im Jahrbuch des Vereins für das Deutschtum im Ausland für 1922 eine umfassende Darstellung der Schicksale und Entwicklung des Auslandsdeutschtums seit 1914 veröffentlichte. Es ist nicht nur ein Zeichen des erstarkenden Gemeinschaftsgefühls aller Deutschen, daß trotz Verfolgung und Abtrennung, sondern vielleicht eben deswegen in allen neueren Handbüchern den Deutschen außerhalb des Reiches besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, sondern auch ein Beweis für die zunehmende Erkenntnis der politischen, kulturellen und nicht zuletzt der wirtschaftlichen Bedeutung derselben. Das müssen wir dankbar anerkennen.

Grothe hat den Stoff auf rund 300 Stichworte aufgeteilt, die freilich etwa zu einem Sechstel nur verweisen. Sie sind alphabetisch geordnet. Die meisten Stichworte entfallen auf Staaten, Länder oder Landschaften, wie Südslawien, Ostsibirische Republik, Eupen-Malmedy oder Spitzbergen. Eine andere Gruppe charakterisiert die Völker und Stämme. Eine weitere Gruppe von Stichworten, wie z. B. Portorose, knüpft an Konferenzen und Verträge an, welche für die heutige Einteilung der Erde nach Staaten bestimmend waren. Besonders bemerkenswert sind die begrifflichen Stichworte, welche Definitionen geben, wie Hochebenenstaat, Homogene Staaten, Pseudonationalstaat, Grenze, Grenzlanddeutschtum usw. Während die Angaben der ersten Gruppen wissenswerten Tatsachenstoff, der (ach so leicht) trotz seiner Aktualität aus dem Gedächtnis verschwindet, vermitteln, Dinge, die jedoch meist irgendwie „feststehen", enthalten die Definitionen vielfach subjektive Anschauungen des Verfassers. Wie das nach Lage der Dinge wohl auch nicht anders sein kann. Der Rest verteilt sich auf verschiedene Stoffgebiete. So werden politisch bedeutsame Persönlichkeiten geschildert, wie Kemal Pascha oder De Valera. Befremdlicherweise sind aber auch Charakteristiken oder Aufzählungen der Arbeiten bekannter Gelehrter aus dem Gebiete der Geographie und Geopolitik aufgenommen, z. B. Kirchhoff, Reinhard oder Th. Fischer. Warum wohl? Der Raum, der hier in Anspruch genommen wurde, hätte vielleicht noch nützlicher verwandt werden können, z. B. durch reichlichere Quellenangabe und Statistiken. Einige Versehen beeinträchtigen den Wert des Buches, dessen Korrektur vielleicht nicht gründlich genug war. S. 276 wird der berühmte Berliner Geograph Karl Penck genannt, obwohl ihm auf S. 179 unter seinem richtigen Vornamen Albrecht ein Abschnitt gewidmet ist. S. 259 heißt das Stichwort „Vereinigte Staaten von Nordamerika" statt richtig „von Amerika" usw. Aber das ist ausschließlich Kleinigkeiten.

Der Wert des Nachschlagewerkes ist unbeschreibbar. Neuauflagen, womöglich mit vermehrtem Inhalt und in regelmäßiger Folge wären ein Bedürfnis des Büchermarktes.

v. Loesch.

Indien, Volk und Kultur, Länder und Städte. Von Dr. Helmuth **von Glasenapp**. München, G. Müller.

Das vorliegende Werk ist ein Band der von Prof. Karl Döhring herausgegebenen Serie „Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen". Diese Reihe dient dem neuzeitlichen Streben, an Stelle der toten Wort- und Buch-Philologie lebendiges Wissen, begründet auf Anschauung und Kenntnis kulturgeschichtlicher und kultureller Einzelfaktoren, zu setzen. Wer in seinen Vorlesungen die Gebiete der indischen Realien behandelt hat, wird den noch heute bestehenden Mangel an Anschauungsmaterial aufs schmerzlichste empfunden haben. Immer wieder kommen Lehrer und Lernende in Gefahr, moderne Formen und Begriffswerte fernliegenden Zeiten und gänzlich andersgearteten Völkerindividualitäten unterzuschieben. Ich persönlich habe diesem Mangel in primitiver Weise dadurch abzuhelfen versucht, daß ich aus großen Berliner Kunsthandlungen und Reisebüros Photographien aufkaufte und sie als Demonstrationsmaterial benutzte. Nun setzt uns aber die heutige Technik in die Lage, auf verhältnismäßig billigem Wege Reproduktionen wichtiger Einzelheiten zu liefern. Es kommt allerdings darauf an, daß die Veröffentlichung solcher Wiedergaben von eindringendem Verständnis des gesamten kulturellen Milieus und seiner Geschichte getragen ist; denn mehr als sonst irgendwo wird im Orient alles Sachliche nur aus der Geschichte verstanden.

Diese Erkenntnis hat v. Glasenapp geleitet. Mit der indischen Philologie, zugleich dem modernen Leben und Streben jenes „Weltteils" und vielen seiner Sprachen gut vertraut, ein vortrefflicher Stilist und zugleich fleißiger Einzelforscher, der namentlich auch die Schätze der wissenschaftlichen Institute seines heimatlichen Berlins sich erschlossen hat, ist er für die vorbezeichnete Aufgabe sicherlich der rechte Mann am rechten Platze gewesen. Sein Werk gibt eine Fülle trefflicher Abbildungen indischer Landschaften, Bevölkerungstypen, Städtebilder, Kunstbauten, Kunstdenkmäler und kultureller Einzelheiten mannigfaltiger Art. Wir lernen die wilden Stämme des äußersten Nordens wie die Träger der alten brahmanischen Kultur kennen und sehen sie im Hause oder auf dem Felde tätig, wie im Gottesdienst

höheren Mächten ergeben. Wie ihnen die **Lusthaine** der großen Städte den reichsten **Naturgenuß** gewähren, so erhebt **beispielsweise** der von dem Sommerkurort Darjiling **terrassenweise** aufsteigende Mount Everest **Auge**, Geist und Gemüt zu den höchsten, **jenseits** der menschlichen Schranke ragenden **Höhen**.

Nächst jenen Bildern verdanken wir dem **Verfasser** eine, etwa 90 Quartseiten **umfassende** Darstellung von „Volk und Kultur", **sowie** von „Ländern und Städten" Indiens. **Die** dortige Kultur ist durchaus auf der **Religion** aufgebaut. Deshalb hat von **Glasenapp** recht daran getan, die indischen **Religionen** einer kurzen Darstellung zu **unterziehen**. — Die Länder jener **gewaltigen** Halbinsel haben eine, durchaus dem **neuesten** Tatsachenmaterial entsprechende **Behandlung** erfahren.

Die Ausstattung des Buches ist glänzend, **der** Preis durchaus mäßig. Ein jeder, der **es** sich anschafft — der Forscher, der **Studierende**, der Liebhaber Indiens oder des **Exotischen** überhaupt, das Heer der aus einer **trüben** Wirklichkeit in die Gefilde der **Romantik** Fliehenden — wird auf seine Kosten **kommen**. J. von Negelein.

Die Graphik der Neuzeit, vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Von Curt Glaser. Mit 486 Abb. II. Aufl. Berlin, Bruno Cassirer.

Vor einem Jahr erschien Glasers umfangreiche Geschichte der modernen Graphik und liegt heute bereits in neuer Auflage vor. Das Buch erfaßt die europäische Graphik von Goya bis zu unseren Tagen. Nur ein Autor, der in Zeiten, die heute verschüttet scheinen, aufs glücklichste die europäische Kulturgemeinschaft zu erleben wußte, und der zugleich mit wachem Interesse die graphische Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte verfolgte, vermochte eine solche Darstellung zu entrollen. Das Buch ist getragen vom Selbstbewußtsein des geschulten künstlerischen Blicks, der das Lebendige, Echte erfassen zu können sich getraut, und basiert auf einer verbreiteten, in stetem Umgang mit den Originalen errungenen Kennerschaft, verrät nicht zuletzt spielende Handhabung der verzweigten Literatur. Nicht denkbar wäre die Arbeit gewesen ohne die mustergültige moderne Abteilung des Berliner Kupferstichkabinetts, deren energischer und umsichtiger Mehrer selbst zu sein der Verfasser das Verdienst hat.

Ein zu glänzender Geschmeidigkeit entwickelter kluger Stil und ein vorurteilsloser Geist geben dem Buch das schriftstellerische Gepräge. Die Gruppierung und Aufteilung des Stoffes entspringt der Erkenntnis, daß die Graphik oft nur einen willkürlichen Ausschnitt aus dem großen Gebiet der Flächenkunst darstellt und daß insofern ein stilgeschichtlicher Aufbau nicht am Platze ist. Die Besonderheit der Graphik beruht auf ihrer technischen Art. Der Gefahr aber, den technischen Standpunkt zu sehr vorwalten zu lassen, entgeht der Verfasser, indem er bewußt eine Geschichte der künstlerischen Persönlichkeiten gibt, die sich der betreffenden Techniken zu bedienen wissen. Innerhalb der drei Zeitabschnitte, in die das Buch sich gliedert, ist die lebendige Fülle in zahlreichen kleinen Kapiteln, die bald den führenden Persönlichkeiten, bald den Zeitbewegungen gelten, dargelegt.

Der Darstellung liegt der Glaube an eine gemeinsame europäische Kultur des 19. Jahrhunderts zugrunde. Daher kann sie den problematischen Seiten der deutschen Kunst nicht gerecht werden, so beredt sie die Glücklichen würdigt. Lähmte aber ein nationaler Idealismus, der unausgesöhnt mit der herrschenden Zivilisation die sinnenbegabte französische Tradition bekämpfte, nur die Entwicklung, hinterließ er nicht auch bedeutende Spuren? Weil der Verfasser z. B. im Faust des Cornelius keine echte Graphik und in Führichs Genovefa nichts Folgenreiches sehen will, läßt er sie beiseite. Und doch muß die deutsche Kunstbetrachtung gerade auf diese Art Bekenntnisse den Finger legen. Sie weisen zum mindesten die Linie auf, die zum Wendepunkt der Gegenwart führt, der im Glaserschen Buch dann allerdings mit aller Schärfe erfaßt wird, nicht nur als eine Abwendung zu neuen Idealen, sondern für Deutschland als ein Hervorbrechen lange unterdrückter, alteingeborener Tendenzen.

Eine besondere Wirkung erzielt das Buch durch seine reichhaltige Illustrierung. Sie zeigt schon dem Blätternden das selbständige Urteil des Autors und das unbeirrte Hervorkehren der Qualität, auf diesem Gebiet, wo Sammler und Markt so sehr die Maßstäbe zu diktieren gewohnt sind. Besonders hervorgehoben sei die hohe Würdigung der Lithographie, die erst neuerdings ein vollberechtigter Sammelgegenstand geworden ist. Während die brillanten Charakteristiken der Künstler die Lektüre des Buches zu einer äußerst fesselnden machen, geben ihm schließlich ausführliche Register und ein Literaturverzeichnis auch den Wert eines Nachschlagewerkes. Carl Koch.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Dante. — Die Gedichte des neuen Lebens von Dante Alighieri, Nachdichtung von Siegfried von der Trenck. 38 S. Habelschwerdt 1924, Frankes Buchhandlung. (75 Pf.)

Danzel. — Magie und Wissenschaft von Theodor Wilhelm Danzel. 210 S. Stuttgart 1924, Verlag Strecker & Schröder.

Dat Wihnachtsbook. — Gedichte und Geschichten. 29. Band der Quickborn-Bücher. 58 S. Hamburg 1924, Quickborn-Verlag. (75 Pf.)

Davidsohn. — Geschichte von Florenz von Robert Davidsohn. 472 S. Berlin 1925, Verlag E. S. Mittler & Sohn. (4. Band, zweiter Teil, geb. 24 M., geh. 20. M.)

Drabsch. — Manfred. Novelle von Gerhard Drabsch. 77 S. Potsdam 1925, Der Weiße Ritter-Verlag, Ludwig Voggenreiter.

Der deutsche Bursch. — Rundbrief der Großdeutschen Gildenschaft. 76 S. Augsburg-Aumühle 1924, Bärenreiter-Verlag.

Deutsche Reden aus fünf Jahrhunderten, herausgeg. von Heinz Amelung. 428 S. Berlin 1924, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiserverlag, G. m. b. H.

Diehl. — Ahasver. Roman von Ludwig Diehl. 318 S. Hamburg 1924, Gebrüder Enoch, Verlag.

Diel. — Novellen von Johannes Baptist Diel. 478 S. Freiburg 1924, Verlag Herder & Co., G. m. b. H.

Die soziale Botschaft der Evangelischen Kirche. Broschüre. 52 S. Berlin 1924, Evangelischer Preßverband für Deutschland.

Dörfler. — Siegfried im Allgäu von Peter Dörfler. 168 S. Kempten 1924, Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G.

Doré. — Dantes Göttliche Komödie in Bildern von Gustav Doré. 135 Bilder. München 1924, Verlag Josef Müller.

Drahn. — Das Werk Stefan Georges, seine Religiosität und sein Ethos, von Hermann Drahn. 160 S. Leipzig 1924, Verlag Ferdinand Hirt & Sohn.

Driesch. — Relativitätstheorie und Philosophie von Hans Driesch. 52 S. Karlsruhe 1924, G. Braun, Verlag. (1 M.)

Dülberg. — Deutsche Malerei von Franz Dülberg. 227 S. Berlin 1924, Wegweiser-Verlag. G. m. b. H., Volksverband der Bücherfreunde.

Dupont. — Le Fils de L'Homme. Essai Historique et critique par Georges Dupont. 193 S. Paris 1924, Librairie Fischbacher.

Ebermayer. — Dr. Angelo. Drei Novellen von Erich Ebermayer. 271 S. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg, Verlag.

Eckardt-Skalberg. — Lettische Lyrik. Eine Anthologie aus dem Lettischen von Elfriede Eckardt-Skalberg. 368 S. Riga 1924, A. Gulbis Verlag.

Emge. — Die Idee des Bauhauses. Kunst und Wirklichkeit von Prof. Dr. August Emge. 36 S. Berlin 1924, Pan-Verlag, Rolf Heise.

Erdös. — Johannes der Jünger. Drama in drei Akten von Renée Erdös. 116 S. Frankfurt 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes, G. m. b. H.

Faust. — Vom Lichtatom bis zum Abendländer in Billionen Jahren von Johann Wolfgang Faust. Zürich 1924, Verlag Grütlibuchhandlung.

Federer. — Papst und Kaiser im Dorf von Heinrich Federer. 566 S. Berlin 1924, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.

Fichtes Briefwechsel. — Gesammelt und herausgegeben von Hans Schulz. 2 Bände, 619 und 616 S. Leipzig 1925, H. Haessel, Verlag.

Franck. — Heimgekehrt. Erzählung von Hans Franck. 123 S. Bremen 1924, Carl Schünemann, Verlag.

Franz Joseph I. in seinen Briefen, herausgegeben von Dr. Otto Ernst. 340 S. Wien 1924, Rikola-Verlag.

Frommel. — Schicksal. Neue Novellen von Otto Frommel. 222 S. Karlsruhe 1924, Verlag C. F. Müller.

Germanisches Wesen in der Frühzeit. Eine Auswahl aus Thule mit Einführungen. 274 S. Jena 1924, Eugen Diederichs, Verlag.

Gleichen-Rußwurm. — Von Art und Unart. Ein Zeitspiegel des guten Tones von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. 146 S. Leipzig 1925, Verlag Carl Merseburger.

Gobsch. — Der Einsame von Sankt Laurin von Hanns Gobsch. 287 S. Leipzig 1924, Ernst Oldenburg, Verlag.

Göppert. — Staat und Wirtschaft von Prof. Dr. Heinrich Göppert. 35 S. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Goethe. — Italienische Reise, zweiter römischer Aufenthalt. Kritisch durchgesehen und erläutert von Robert Weber. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut.

—. — Westöstlicher Divan. Kritisch durchgesehen und erläutert von Rudolf Richter. 287 S. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut.

—. — Goethes Gedichte an Frau v. Stein.

In Faksimilenachbildung herausgegeben von Julius Wahle. Weimar 1924, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Govern. — Als Kuli nach Lhasa von William M. Mc Govern. 294 S. Berlin 1924, Verlag August Scherl, G. m. b. H.

Günther. — Rassenkunde des deutschen Volkes von Dr. Hans Günther. 491 S. München 1924, J. F. Lehmanns Verlag.

Haardt-Dubreuil. — Die erste Durchquerung der Sahara im Automobil von G. M. Haardt und L'Audouin-Dubreuil. 201 S. Berlin 1924, Kurt Vowinkel, Verlag.

Haberlandt. — Mörikes Nolten und Mozart von G. Haberlandt. 41 S. Leipzig 1924, Leuschner & Lubensky, Universitätsbuchhandlung.

Haerten. — Kreuzzug, ein Drama von Theodor. Haerten. 86 S. Frankfurt 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Hahn. — Kurzes Lehrbuch der Geographie Georgiens (Sakerthvelos Respublika) von C. Hahn. 30 S. Stuttgart 1924, Ausland- und Heimat-Verlag-A.-G.

Hammann. — Deutsche Weltpolitik 1890 bis 1912 von Otto Hammann. 240 S. Berlin 1925, Verlag von Reimar Hobbing.

Hamsun, Knud. — Das letzte Kapitel. Roman von Knud Hamsun, I. und II. Teil. 309/323 S. Leipzig, Grethlein & Co.

Hartmann. — Deutschlands Schicksalswende von Dr. Georg Hartmann. 24 S. Berlin 1924, Verlag von Karl Curtius.

Hashagen. — Das Rheinland und die preußische Herrschaft von Justus Hashagen. 42 S. Essen 1924, G. D. Baedekers Verlag.

v. Hausen. — Die Hohenzollern und die Freimaurerei von Ludw. Müller v. Hausen. 43 S. Charlottenburg 1924, Verlag „Auf Vorposten". (1 M.)

Hausmann. — Die Frühlingsfeier von Manfred Hausmann. 70 S. Bremen 1924, Carl Schünemann, Verlag.

Der heilige Franz von Assisi. Bilder von Fritz Kunz, Text von Heinrich Federer. 48 S. München 1924, Verlag der Gesellschaft für Christliche Kunst.

Heiß. — Gudrun, ein altdeutsches Spiel nach dem Lied bearbeitet von Julius Heiß. 59 S. Frankfurt 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Heller. — Das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis in Bismarcks Außenpolitik von Eduard Heller. 146 S. Berlin 1925, Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Hellinghaus. — Karl Maria von Weber, seine Persönlichkeit in Briefen und Tagebüchern, herausgegeben von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. 201 S. Freiburg 1924, Verlag Herder & Co., G. m. b. H.

Herrmann. — Nationalwirtschaft von Dr. Bruno Herrmann. 85 S. Hannover 1924, Ernst Letsch, Verlag.

Herz. — Der Herr Professor. Erzählung von Hermann Herz. 71 S. Freiburg 1924, Verlag Herder & Co., G. m. b. H.

Hirsch. — Friedrich Nietzsche, der Philosoph der abendländischen Kultur von Dr. W. Hirsch. 179 S. Stuttgart 1924, Verlag Strecker und Schröder.

Hölderlins Werke, herausgegeben von Hans Brandenburg, 2 Bände. Leipzig 1924, Bibliographisches Institut.

Hönig. — Der Heimweg, ein Gedicht in acht Gesängen von Johannes Hönig. 63 S. Schweidnitz 1925, Verlag der Berglandgesellschaft.

Hofmann. — Hefte für Büchereiwesen, unter Mitwirkung von Peter Bultmann, geleitet von Walter Hofmann, 9. Band, Abteilg. H, Heft 1. 72 S. Wien 1924, Österreichischer Schulbücherverlag.

—. — Hefte für Büchereiwesen, unter Mitwirkung von Peter Bultmann, geleitet von Walter Hofmann, 9. Band, Abteilg. B, Heft 2. 48 S. Wien 1924, Österreichischer Schulbücherverlag.

Hohlfeld. — Meerland-Menschen, Grenzroman von Dora Hohlfeld. 222 S. Köln 1924, J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H.

Hollander. — Gegen Morgen. Der Roman des Mörders Karl Rasta von Walther von Hollander. 204 S. Berlin 1924, Elena Gottschalk.

Hugo. — Han von Island von Victor Hugo. 384 S. Hildesheim 1924, Franz Borgmeyer, Verlag.

Humboldt. — Briefe an eine Freundin von Wilhelm von Humboldt. 765 S. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus, Verlag.

Indianermärchen aus Nordamerika, herausgegeben von Friedr. v. d. Leyen und Paul Zaunert. 358 S. Jena 1925, Eugen Diederichs Verlag.

Jacobs. — Retter Till, ein Spiel von Karl Jacobs. 67 S. Frankfurt 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes.

Jerusalem. — Gedanken und Denker. Gesammelte Aufsätze von Dr. Wilhelm Jerusalem. 236 S. Leipzig 1925, Verlag Wilhelm Braumüller.

Jüngst. — Lohn, Selbstkosten und Lebenshaltung im Ruhrbergbau von Dr. E. Jüngst. 51 S. Essen 1924, Verein für die bergbaulichen Interessen.

Kalidasa. — Sakuntala, ein indisches Schauspiel in sieben Akten von Kalidasa, deutsch von Rolf Lauckner. 186 S. Berlin 1924, Volksbühnenverlags- und Vertriebs-G. m. b. H.

Kellen. — Das Schwabenland von Tony Kellen. 432 S. Leipzig 1924, Verlag Friedrich Brandstetter.

Gottfried Kellers Briefe 1861—1890, herausgegeben von Emil Ermatinger. 710 S. Stuttgart 1925, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfg.

Kilian. — Aus der Theaterwelt, Erlebnisse und Erfahrungen von Eugen Kilian. 162 S. Karlsruhe 1924, Verlag C. F. Müller.

Das Kinderland im Bilde der deutschen Lyrik. 209 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Knatz. — Der Polterabend im Hause Soeter, Kriminalroman von Karlernst Knatz. 144 S. Stuttgart 1924, Engelhorn.

Koch. — Deutsche Geschichte IV, von der Auflösung des alten bis zur Begründung des neuen Deutschen Reiches (1806—1871) von Dr. Julius Koch. 145 S. Berlin 1924, Walter de Gruyter & Co.

v. Krane. — Eikenborn von Anna Freiin v. Krane. 230 S. Köln 1924, J. P. Bachem.

Krause. — Wirtschaftsleben der Völker von Fritz Krause. 180 S. Breslau 1924, Ferdinand Hirt & Sohn. (Geb. 2,50 M.)

Kreitmaier. — Dominanten, Streifzüge ins Reich der Ton- und Spielkunst von Josef Kreitmaier. 253 S. Freiburg 1924, Herder & Co.

Die Kriegsschuldfrage, ein Verzeichnis der Literatur des In- und Auslandes. 176 S. Leipzig 1924, Verlag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler.

Kronenberg. — Die All-Einheit, Grundlinien der Welt- und Lebensanschauung im Geiste Goethes und Spinozas von Dr. M. Kronenberg. 103 S. Stuttgart 1924, Strecker & Schröder.

Küchler. — Die Goldbarren, Erzählungen von Kurt Küchler. 43 S. Bremen 1924, Carl Schünemann.

v. Kügelgen. — „Der Dankwart", ein Märchen von Wilhelm v. Kügelgen. 95 S. Leipzig 1924, K. F. Koehler.

Kuhn. — Aristide Maillol von Alfred Kuhn (Landschaft, Werke, Gespräche). Leipzig 1925, E. A. Seemann.

Lange. — Le Comte Arthur de Gobineau, Etude biographique et critique von Maurice Lange. 291 S. Straßburg 1924, Librairie Istra.

Larsen. — Der Stein der Weisen von J. Anker Larsen. 551 S. Leipzig 1924, Grethlein & Co.

Leavenworth. — The Lessons of History, by C. S. Leavenworth, M. A. 98 S. New Haven 1924, The Yall University Preß.

Liebert. — Aus einem bewegten Leben von E. v. Liebert. 223 S. München 1925, J. F. Lehmann.

Lind. — Politik und Liebe, Schauspiel von Otto Lind. 64 S. Braunschweig 1924, Friedr. Vieweg & Sohn.

Lindemann. — Herbstschuld von Friedrich Lindemann. 48 S. Bremen 1924, Carl Schünemann.

Lindenau. — Kriminalinspektor Dr. Stretter, eine Polizeigeschichte von Heinrich Lindenau. 148 S. Berlin 1924, Otto Liebmann. (Geh. 2 M., geb. 3 M.)

Lippert. — Von Seele zu Seele von Peter Lippert. 272 S. Freiburg 1924, Herder & Co.

Lucka. — Urgut der Menschheit, von Emil Lucka. 513 S. Stuttgart 1924, Deutsche Verlagsanstalt. (Geb. 10 u. 12 M.)

Ludwig. — Napoleon von Emil Ludwig. 671 S. Berlin 1924, Ernst Rowohlt.

Die Mädchen von Tanagra. Griechische Terrakotten und griechische Verse. 30 Bilder. Leipzig 1925, E. A. Seemann.

Magnus. — Lichtspiel und Leben, Filmplaudereien von Erwin Magnus. 86 S. Berlin 1924, Dürr & Weber.

Maistre. — Betrachtungen über Frankreich. Über den schöpferischen Urgrund der Staatsverfassungen von Joseph de Maistre. 179 S. Berlin 1924, Reimar Hobbing.

Marcks. — Geschichte und Gegenwart von Erich Marcks. 168 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

von der March. — Zwei deutsche Edelfürsten von Ottokar Stauf von der March. 178 S. Leipzig 1924, Theodor Weicher.

Maupassant. — Reue, das Testament und andere Erzählungen von Guy de Maupassant. 215 S. München 1924, Albert Langen.

Mehlis. — Plotin von Georg Mehlis. 148 S. Stuttgart 1924, Fr. Frommann.

Meinhart. — Madonna Einsamkeit von Roderich Meinhart. 198 S. Leipzig 1924, Theodor Weicher.

Metz. — George Berkeley, Leben und Lehre von Rudolf Metz. 248 S. Stuttgart 1925, Fr. Frommann.

Meyer. — Der polnische Staat, seine Verwaltung und sein Recht von Ernst Meyer. 55 S. Posen 1924, Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen.

Moser. — Geschichte der deutschen Musik in zwei Bänden von Hans Joachim Moser, zweiter Band (2. Halbband). 537 S. Stuttgart 1924, J. G. Cotta.

Muschler. — Komödie des Lebens von Reinhard Conrad Muschler. 189 S. Ludwigsburg 1924, Chronosverlag.

Nachbaur. — Der heilige Johannes Franziskus Regis von Sigmund Nachbaur, S. J. 184 S. Freiburg i. Br. 1924, Herder & Co.

Naumann. — Von deutscher Zukunft. Zwei Aufsätze von Dr. Max Naumann. 32 S. Berlin 1924, Albert Goldschmidt.

Nordenstreng. — Die Züge der Wikinger von Rolf Nordenstreng. 220 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Obst. — Russische Skizzen von Erich Obst. 251 S. u. 174 Abb. Berlin 1925, Kurt Vowinkel.

Oesterreich. — Das Weltbild der Gegenwart

von Traugott Konstantin Oesterreich. 334 S. Berlin 1925, E. S. Mittler & Sohn.

Pastor. — Die Entwicklung der deutschen Sprache von Eilert Pastor. 122 S. Jena 1924, Eugen Diederich.

—. — Rembrandt der Geuse von Willy Pastor. 129 S. Leipzig 1924, H. Haessel.

Pauls. — Habenichts, Erzählungen von Eilhard Erich Pauls. 69 S. Bremen 1924, Carl Schünemann.

—. — Der eine Mann. Ein Roman aus der Notzeit deutscher Mark von Eilhard Erich Pauls. 373 S. Halle a. S. 1925, Heimat-Verlag.

Paur-Ulrich. — Das Märchen vom Eremiten und vom Ritter Theobald von Marguerite Paur-Ulrich, Bilder von E. G. Ruegg. 43 S. Zürich 1924, Orell Füßli.

Petersen. — Wilhelm Wundt und seine Zeit von Peter Petersen. 306 S. Stuttgart 1925, Fr. Frommann.

Pniower. — Goethe in Berlin und Potsdam von Otto Pniower. 102 S. Berlin 1925, Verein für die Geschichte Berlins.

Pohl. — Tina Stawiks Ernte. Roman einer Magd von Hertha Pohl. 207 S. Freiburg 1924, Herder & Co.

Rabe. — Kaspar Putschenelle, Historisches über die Handpuppen und Hamburgischen Kasperspiele von Johs. E. Rabe. 339 S. Hamburg 1924, Quickborn-Verlag.

Regensburg. — Deutsche Predigten Bertholds von Regensburg. 277 S. Jena 1924, Eugen Diederich.

Rehm. — Das Werden des Renaissancebildes in der deutschen Dichtung von Walter Rehm. 188 S. München 1924, C. H. Beck.

Reinacher. — Elsässer Idyllen von Eduard Reinacher. 150 S. Stuttgart 1925, Deutsche Verlagsanstalt.

Reininger. — Kant von Robert Reininger. 40 S. Leipzig 1924, Wilhelm Braumüller.

Ritter. — Agrarzölle von Dr. Kurt Ritter. 54 S. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr.

—. — Kant, der Retter der Menschheit, von A. Ritter. 60 S. Berlin 1924, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Roß. — Das Meer der Entscheidungen. 332 S. 97 Abbild., 7 Kartenskizzen. Leipzig 1925, F. A. Brockhaus.

Rubli. — Die drei Teilen von Alfred Rubli. 108 S. Berlin 1924, Verlag der deutschen Kulturgemeinschaft.

Saalfeld. — Aus der Jugendzeit. Sammlung echter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit, zusammengestellt von Günther Alexander Saalfeld. 107 S. Leipzig 1924, Gustav Engel.

Salomon und Markolf. Frag und Antwort König Salomons und Markolfs. Getreue Wiedergabe nach dem Narrenbuch, herausgegeben durch Friedr. Heinr. v. d. Hagen. 45 S. Eisleben 1924, Iso-Verlag Walter Probst.

Shaw. — Die heilige Johanna, dramatische Chronik von Bernard Shaw. 213 S. Berlin 1924, S. Fischer.

Siegel. — Grundprobleme der Philosophie von Carl Siegel. 210 S. Leipzig 1925, Wilhelm Braumüller.

Spangenberg. — Die Tränenmamsell, Roman von Irmgard Spangenberg. 287 S. Stuttgart 1924, Engelhorn.

Spethmann. — Deutscher Michel wach auf! Wege aus dem politischen Elend von Dr. Hans Spethmann. 32 S. Berlin 1924, Karl Curtius.

—. — Karthagos Untergang — auch unser Schicksal? von Dr. Hans Spethmann. 32 S. Berlin 1924, Karl Curtius.

Spieß. — Sechs Jahre U-Boot-Fahrten von Johannes Spieß. 212 S. Berlin 1924, Reimar Hobbing.

Schäfer. — Die Grenzen deutschen Volkstums von Dietrich Schäfer. 48 S. Berlin 1924, Karl Curtius.

—. — Wir Deutschen als Volk von Dietrich Schäfer. 32 S. Berlin 1924, Karl Curtius.

—. — Deutschland. Eine Rede in Köln von Wilhelm Schäfer. 88 S. Dessau 1924, Karl Rauch.

Schaeffer. — Das Prisma. Erzählungen und Novellen von Albrecht Schaeffer. 514 S. Leipzig 1925, Insel-Verlag.

—. — Die Marien-Lieder von Albrecht Schaeffer. 58 S. (Vorzugsausgabe in 550 Exempl.) Leipzig 1924, Insel-Verlag.

Scharff. — Ägyptische Sonnenlieder, übersetzt und eingeleitet von Alexander Scharff. 108 S. Berlin 1924, Karl Curtius.

Schemann. — Lebensfahrten eines Deutschen von Ludwig Schemann. 401 S. Leipzig 1925, Erich Matthes.

Schlossarek. — Die Tragödie der Geschlechter von Emil Schlossarek. 63 S. Breslau 1924, Paul Förster.

Schneider. — Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung von Hermann Schneider (Geschichte der deutschen Literatur, I). 515 S. Heidelberg 1925, Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Scholz. — Lebensdeutung, Aphorismen von Wilhelm von Scholz. 117 S. Stuttgart 1924, Walter Hädecke.

Schott. — Das Glücksglas von Anton Schott. 282 S. Freiburg 1924, Herder & Co.

Schreyvogel. — Ruf in die Nacht, Worte an ein Kind, von Friedrich Schreyvogel. 42 S. Wien 1924, Paul Knepler.

Schubert. — Die Geschichte des deutschen Glaubens von Hans von Schubert. 271 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Schulze-Berghof. — Wettersteinmächte, eine Weltenschau, Roman von Paul Schulze-Berghof. 581 S. Leipzig 1924, Theodor Weicher.

Schuster. — Wohlstandsindex und Finanz-

reform von Ernst Schuster. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr.

Stadtler. — Der Unternehmer als Führerpersönlichkeit von Dr. Eduard Stadtler. 55 S. Hannover 1924, Ernst Letsch.

—. — „Reichsverband der deutschen Industrie“ und „Deutsche Industriellenvereinigung“ von Dr. Eduard Stadtler. 30 S. Berlin 1924, Neudeutsche Verlags- und Treuhandgesellschaft.

Sternberg. — Moderne Gedanken über Staat und Erziehung bei Plato von Dr. Kurt Sternberg. 128 S. Berlin-Grunewald 1924, Dr. Walther Rothschild.

Adalbert Stifters sämtliche Werke, neunzehnter Band (Briefwechsel 3. Band), herausgegeben von Gustav Wilhelm. 360 S. Prag 1923, Verlag der Ges. zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Strauch. — Valentins Magnificat. Roman von Hugo Strauch. 237 S. Köln 1924, J. P. Bachem.

Taube. — Rasputin von Otto Freiherr von Taube. 321 S. München 1924, C. H. Beck.

Tetzner. — Deutsches Rätselbuch von Lisa Tetzner. 113 S. Jena 1924, Eugen Diederichs.

Tirpitz. — Der Aufbau der deutschen Weltmacht, politische Dokumente von A. von Tirpitz. 430 S. Stuttgart 1924, J. G. Cotta.

Volkmann. — Der Marxismus und das deutsche Heer im Weltkriege von Erich Otto Volkmann. 319 S. Berlin 1924, Reimar Hobbing.

—. — Die Jugendfreunde des „Alten Mannes“, Joh. Wilh. und Fr. J. Volkmann, herausgegeben von Ludwig Volkmann. 262 S. Leipzig 1924, Insel-Verlag.

Volksverband. Das Werk des Volksverbandes der Bücherfreunde. 160 S. Berlin 1924, Volksverband der Bücherfreunde.

Wagner. — Danton, Tragödie in drei Teilen von Robert Wagner. 191 S. Leipzig 1924, Ernst Bircher.

Wassermann. — Faber oder Die verlorenen Jahre, Roman von Jakob Wassermann. 265 S. Berlin 1924, S. Fischer. (Geh. 3,50 M., geb. 5 M.)

Weber. — Gesammelte Aufsätze zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte von Max Weber. 556 S. Tübingen 1924, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Wunderlich. — Der deutsche Satzbau, dargestellt von Hermann Wunderlich und Hans Reis. 469 S. Stuttgart u. Berlin 1924, J. G. Cotta Nachf. (8 Gm., geb. 11 Gm.)

Wasserzieher. — Hans und Grete. Tausend Vornamen erklärt von Dr. Ernst Wasserzieher. 47 S. Berlin 1924, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. (0,80 Gm.)

Weismantel. — Das Volk ohne Fahne von Leo Weismantel. 76 S. Frankfurt/Main 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes. (1,80 Gm., geb. 3 Gm.)

Wehner. — Struensee von J. M. Wehner. 240 S. München 1924, C. H. Beck.

Weil. — Die jüdische Internationale von Dr. Bruno Weil. 95 S. Berlin 1924, Verlag für Politik und Wirtschaft.

Weißmantel. — Vaterländische *Spiele* von Leo Weißmantel. Frankfurt a. M. 1924, Verlag des Bühnenvolksbundes.

—. — Die Wallfahrt nach Bethlehem von Leo Weißmantel. Frankfurt a. M., Verlag des Bühnenvolksbundes.

Der Weltkrieg 1914—18, bearbeitet im Reichsarchiv, Band I Die Grenzschlachten im Westen, Band II Die Befreiung Ostpreußens. Berlin 1925, E. S. Mittler & Sohn.

Wendlandt. — Galerie der Größten, Gedichte von Wilhelm Wendlandt. 40 S. Berlin-Hermsdorf 1924, Verlag der Turmwartgemeinde.

Wetterli. — Jack, Roman einer Krähe von Paul Wetterli. 371 S. Zürich 1924, Grethlein & Co.

Wilhelm II. — Erinnerungen *an Korfu*. 143 S. Leipzig 1924, Walter de Gruyter & Co.

Wilhelm-Schlüter. — Die Mission des Mittelstandes, 99 Thesen für das schaffende Volk von Dr. Wilhelm und Willy *Schlüter*. 581 S. Dresden 1925, Oscar Laube.

Winderlich. — Das Ding. Eine Einführung in das Substanzproblem. Teil I: Die Dinge der Naturwissenschaft von R. Winderlich. 69 S. Karlsruhe 1924, G. *Braun*.

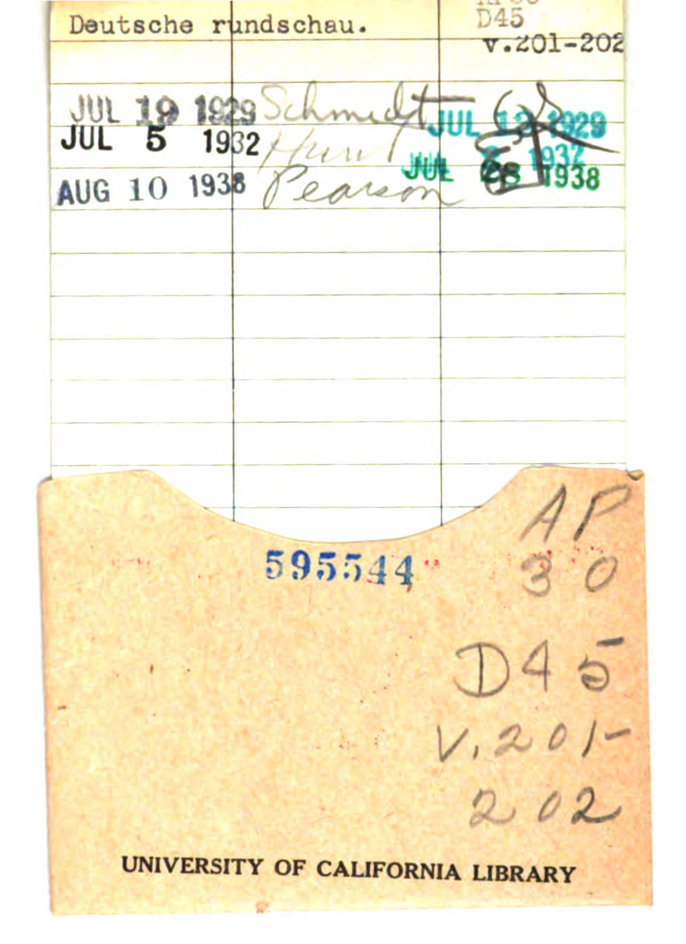
Windthorst. — Die Verkündigung von Margarete Windthorst. 100 S. M.-Gladbach 1924, Führer-Verlag.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D. München. — Dr. Essad Sabit, Berlin. — Prof. Dr. Albrecht Penck, Berlin. — Wilhelm Schmidtbonn, Baden-Baden. — Privatdozent Dr. Ernst Barthel, Köln. — Dr. Lothar Erdmann, Berlin. — Theodor Däubler, z. Zt. Cairo. — Dr. H. W. Keim, Düsseldorf.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)


Deutsche rundschau.
D45
v.201-202
JUL 19 1929
JUL 5 1932
AUG 10 1938
595544
AP
30
D45
V.201-
202
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY